This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Geſchichte Oeſterreich's,

ſeiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung ſeines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neueſten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

HERZOG LEOPOLD DER TUGENDHAFTE AUF DE
MAUERN VON PTOLEMAIS.

Geſchichte Oeſterreich's,

ſeiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung ſeines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neueſten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

Erſter Band.

IP

Mit einem Stahlſtiche und drei genealogiſchen Tafeln.

PESTH.

Verlag von Conrad Adolph Hartleben.

1843.

TME

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Geschichte Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

HERZOG LEOPOLD DER TUGENDHAFTE AUF D
MAUERN VON PTOLEMAIS.

[illegible]r und Länder,

und der

[illegible]ung seines Staatsvereines,

und der

[illegible] auf die neuesten Zeiten.

Von

[illegible] Hermann Meynert.

Erster Band.

[illegible] und drei [illegible] Tafeln

Geschichte Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

Erster Band.

IP

Mit einem Stahlstiche und drei genealogischen Tafeln.

PESTH.

Verlag von Conrad Adolph Hartleben.

1843.

DB38
M4
v.1-2

Gedruckt bei J. P. Sollinger in Wien.

Vorwort.

Je bewegter die Zeit, deſto ernſter fordert und mahnt ſie, daß die Völker ſich um ihr unveräußerliches Heiligthum, um die Oriflamme ihrer Geſchichte, ſchaaren. Die Gegenwart kann ſchwanken, die Zukunft iſt unſicher, aber die Vergangenheit gehört uns unverloren an, und nur, wenn wir ihrer vollkommen bewußt geworden, dürfen wir uns verſichert halten, auch die Gegenwart zu begreifen. Wenn der Augenblick ſchwer auf der Generation laſtet, und auch die Zukunft ſich zu verdüſtern droht; dann ſchöpfen wir Troſt und Hoffnung aus dem Lebensquell der Geſchichte, erfahren durch ſie, wie ähnliche Prüfungen ſchon öfter gekommen und vorüber gegangen, und entnehmen aus ihr die Mittel zu würdigem Ertragen und zu freudiger Zuverſicht. Darum war auch die Blüte aller Völker ſtets abhängig von dem richtigen Verſtändniſſe ihrer eigenen Geſchichte, und wehe, wo dieſe große Lehrerin jemals zu verſtummen beginnt! Die Geſchichte belebt und erweckt die Gegenwart durch das Bild der Großthaten der Väter, mahnt uns, was dieſe für uns gewirkt, geſtritten und errungen, und pflanzt den Dank der Menſchheit weiter von Geſchlecht zu Geſchlecht. Sie zeigt uns die Spur

der Gottheit und ihrer waltenden Vorsehung im harmonischen Zusammenhange der Begebenheiten; sie verknüpft die Bestimmung des Einzelnen mit dem Ganzen, und durch das Ganze mit dem Unendlichen, und entringt uns siegreich dem kalten, unerquicklichen Zweifel, der den Gang der Dinge in ein bloßes Aggregat von Zufälligkeiten auflösen möchte.

Wie groß, wie reich ist Oesterreich's Geschichte! Weit zurück reichend in das ernste Dunkel der Vorzeit, verwandt und benachbart dem Brennpunkte der Völkerwanderung, von allen großen Schicksalen Europa's zunächst erfaßt, immer thätig, schirmend oder vorkämpfend gegen die Gefahren des Ostens und Westens, knüpft Oesterreich seine Geschichte an die des Welttheiles selbst an.

Völker und Stämme, verschieden in Herkunft, Sitten und Sprache, stehen unter Oesterreich's schützendem Kaiser-Banner zusammengereiht, und wie gesondert auch die Punkte, von denen sie ausgegangen, so berühren sie sich doch frühzeitig in ihren geistigsten Beziehungen, und allmälig wird es Eine Geschichte, die, in schöner Eintracht sie umschlingend, sich im Schimmer Eines Thrones verklärt. So wird denn auch die Geschichte jedes einzelnen Theiles des österreichischen Staatenverbandes früher oder später unwillkürlich die Geschichte Oesterreich's selbst, und wiederum, aus gleichem Anlasse, die Geschichte Oesterreich's auch jene seiner einzelnen Völker und Staaten. So innig verwachsen und verflochten ist das mächtige Ganze, daß, selbst wenn man historisch auf die einzelnen Bestandtheile zurück geht,

man nirgend einer Trennung des Vereinigten, ſondern einem ſtäten, urſprünglichen und tiefbegründeten Zuſammenſtreben des Getrennten begegnet.

Dieſe natürliche Einheit auch in der geſchichtlichen Behandlung wiederzugeben, in dem Ganzen des mächtigen Völker- und Ländervereines das Bild des Einzelnen deutlich wiederfinden zu laſſen, und einem Jeden ſeine angemeſſene Stelle, ſeine Nothwendigkeit in der öſterreichiſchen Geſammtheit anzudeuten, war der Standpunkt, von welchem gegenwärtiges Werk auszugehen hatte, und bleibt das Ziel, welchem es in ſeinem weiteren Verlaufe unausgeſetzt zuſtreben wird. Jene Einheit iſt keine angekünſtelte Tendenz; ſie liegt klar im Stoffe und im Geiſte der Begebenheiten, und wird unwillkürlich zur Ueberzeugung werden einem Jeden, welcher Oeſterreich's Geſchichte in ihrer wahren Bedeutung aufzufaſſen den Willen und das Geſchick hat. Sie bildet gleichſam das hohe und ſtarke, gewölbte Dach, das, von den Völkern Oeſterreich's getragen, dieſelben zugleich ſchützend zuſammenhält; hinweggenommen von ſeinen Stützen, würde es dieſe ſelbſt als Stückwerk und Torſo's zurück laſſen. Als Lebensbedingung des Ganzen, wie der Theile, verbürgt ſie am ſicherſten den Fortbeſtand jeder Volksthümlichkeit, befördert deren freie Entwickelung, ſtatt ſie zu hemmen, und ſchöpft aus ſolcher Kräftigung des nationalen Lebens auch ſtäten Zufluß an Kraft und heilſamer Verjüngung für den großen Staatskörper. Mehr noch und unumſtößlicher, als alte Handfeſten und Pergamente, hat die Geſchichte Oeſterreich's Untheilbarkeit ausgeſprochen.

Wenn sohin der Gesichtspunkt für das Werk sich von selbst vorzeichnete, so mußte doch die Form dafür erst gefunden werden. An Geschichtswerken nach größerem und gelehrtem Maßstabe, an Sammlungen, zerstreuten Aufsätzen dieser Art und scharfsinnigen Abhandlungen war kein Mangel; alle Bibliotheken zeugen davon. Aber das populäre Element spricht sich im Allgemeinen nur selten in jenen Büchern und Schriften aus; die meisten sind für die Gelehrten vom Fache, für gewisse Stände geschrieben, oder sie haben den Schulzweck vor Augen. Es blieb also der Weg übrig, die Geschichte Oesterreich's zu einem Volksbuche im besseren Sinne zu gestalten; das Bedürfniß dazu war nicht in Abrede zu stellen, und vielfältige Stimmen des In- und Auslandes hatten schon seit länger darauf hingewiesen. — Und dieses Ziel war es, dem der Verfasser in Darstellung und Styl nach allen seinen Kräften nachstrebte. Treu und zuverlässig in der Forschung sollte das Buch werden, doch ohne jenen Wald kritischer Noten und Urkundenbücher, welcher das größere Publikum und die frohe Jugend von dem Studium der Geschichte zurück zu schrecken pflegt; es sollte den gegebenen Stoff erschöpfen, doch auch nicht vom Hauptgegenstande abweichen; sich möglichst blühend, kräftig und licht im Vortrage gestalten, aber sonder Schwulst und Ueberladung; kurz, ein wirkliches Volksbuch, geklärt und befreit vom gelehrten Aktenstaube und vom Dunste der Lampe, die lebendige Gottesluft der Geschichte in um so frischeren Zügen ausströmen. Citate und Quellen-Nachweisungen wird man daher in diesem Buche vergeblich suchen; aber die Resultate davon, auf welche es doch eigentlich ankommt, die Zeugnisse, daß gleichwohl alle nöthigen

Quellen mit Fleiß und Sorgfalt benutzt wurden, wird man hoffentlich nicht darin vermiſſen. Auch ſind es nicht blos Thatſachen und Begebenheiten, auf welche der Verfaſſer ſich beſchränken wollte; er hat vielmehr der Schilderung auch der inneren Verhältniſſe beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, das Völkerleben in geiſtiger und phyſiſcher Kultur, in Sitte, Neigung, Gewohnheit, in Verfaſſung, Geſetzgebung, Bürgerthum, in Wiſſenſchaft, in Künſten des Friedens und des Krieges und kommerzieller Betriebſamkeit, durch alle ſeine Phaſen und in ſeinem vollen Entwicklungsgange zu beobachten und darzuſtellen geſtrebt. Menſchen und Zeiten mußten in ihren engſten Wechſelbeziehungen einander gegenüber geſtellt, und den Völkern ein, durch alle Stufenjahre gleichmäßig fortſchreitendes und der Gegenwart zuwachſendes Bild ihrer ſelbſt vorgehalten werden.

Nicht umhin kann ich, dankbar die Bemühungen des Verlegers, Herrn C. A. Hartleben's in Peſth, zu rühmen, welcher dem Buche, das er unter ſeine geachtete Firma nahm, mit beträchtlichem Koſtenaufwande eine möglichſt ſplendide und geſchmackvolle äußere Ausſtattung gab, und in jeder Beziehung thätig für dasſelbe wirkte.

Ob ich, nach dem oben Geſagten, meinem Ziele einigermaßen nahe kam, darüber können freilich nur die Leſer entſcheiden. Indeß ganz kann ich dasſelbe doch wohl nicht verfehlt, befreundete Gefühle muß das Buch angeregt haben; dafür bürgt der Anklang, den das Unternehmen gleich in ſeinem Beginne fand, die zahlreiche Verbreitung, welche alle meine

Erwartungen überſtieg, die wohlwollenden Stimmen, welche im Publikum, wie in der Kritik, darüber verlauteten.

Als eine Huldigung des Dankes und der Liebe, dem herrlichen und geſegneten Oeſterreich gebracht, das mich gaſtlich aufgenommen, ſchrieb ich die Geſchichte ſeiner Völker und Länder, und ſiehe! man nahm ſie mit Güte hin, wie den Verfaſſer ſelbſt. Es hat Wurzel geſchlagen im Volke, das Buch, und knüpfte auch mich mit doppelt unlösbaren Banden an Oeſterreich — mein zweites Vaterland!

Wien, im März 1843.

Der Verfaſſer.

Vorgeschichte.

Oesterreich im römischen und barbarischen Zeitraume bis zur Ankunft der Babenberger; von 10 bis 983 n. Chr.

Wo sind sie hin, die Geschlechter, deren Blut in unseren Adern rinnt, die, umgürtet mit dem Bärenfell des Barbarenthums, in grauer Vorzeit mit ihrem Blute uns den Boden erkämpften, auf welchem wir jetzt säen und ernten; die, durch Jahrhunderte sodann gereift und verfeinert, später für uns dachten, lernten, schrieben, entdeckten, aussannen oder — irrten? Auch wir wirken für kommende Geschlechter; denn am Baue der Zeit tritt nimmer ein Stocken ein, und selbst Perioden der Zerstörung dienen nur, neue Kräfte und erneutes Leben anzuregen. Wie erhebend ist diese Beharrlichkeit eines sterblichen Geschlechts, wo, nach göttlich zugemessener Zeit und Ordnung, ein Arbeiter nach dem anderen ermüdet abtritt und zur Ruhe geht, sein Werkzeug dem ungeduldig harrenden jüngeren Nachfolger überlassend, und wo, trotz alles Mühens, doch kein Einziger die Kuppel des Werkes zu sehen hoffen darf, an welchem er so eifrig mitbauete! Gerührt und dankbar knieen wir hin vor den großen Denkstein der Geschichte, welcher Geschlechter bedeckt, die für uns gewirkt, gekämpft und gelitten, uns Gutes erwiesen, ohne uns zu kennen. Auch wir möchten ungern vergessen werden von den Generationen, die uns entsprießen sollen, für die wir jetzt wirken und vorarbeiten; aber um dieses Andenkens fähig und würdig zu werden, müssen wir getreulich Buch führen über dasjenige, was die Vergangenheit für uns gethan, oder was sie uns vorenthalten, und wie wir das Werk von ihr übernommen, damit wir uns vor der Zukunft ausweisen können, um wie viel wir das Werk weiter gefördert, und in wie weit wir Ansprüche haben auf die Anerkennung der kommenden Zeiten.

So ist es der erhabene Beruf der Geschichte: die heiligen Vater- und Kindesgefühle der Menschheit in sich fort und fort zu vererben, Vor- und Nachwelt in ununterbrochener Folge geistig mit einander zu verbinden und die Liebe der Väter durch den Dank der Enkel zu verzinsen.

Fabelhaftes Dunkel, Irrthum und Ungewißheit lagern über der Urzeit der schmalen Stätte, von welcher Oesterreichs Geschichte ausgeht; denn wie der Ursprung des Menschendaseyns im Einzelnen, so verliert sich auch der Ursprung des Daseyns ganzer Völker gern in Dunkel und Ungewißheit, und wie die Natur, so scheint auch der Weltgeist die Keime, die er legt, mit Nacht und Zweifeln zu umgeben, und gleichsam später die Werkstätte zu zertrümmern, in welcher er erschuf, um keinen Rückblick in die Geheimnisse seines Wirkens möglich zu machen.

Die Geschichte des österreichischen Kaiserstaates beginnt mit der Geschichte seines Ur- oder Stammlandes, eines der kleineren Theile seines heutigen Gebietes: nämlich der Provinz Oesterreich unter der Enns, von welcher die Ausbildung des gesammten übrigen Staatskörpers ihren Anfang nahm. Klein war der erste Keim, aber in der Gunst der Allmacht und unter weisen Pflegern wuchs er hoch und breit empor zum majestätischen Baume, Länder und Völker weithin überschattend.

Bis auf die Zeit des Kaisers Augustus bezeichneten die Römer den Landstrich zwischen dem rechten Donauufer und dem Rhein nur als einen Theil des hercynischen Waldes. Als aber seit der Niederlage des römischen Feldherrn Varus gegen die verbündeten deutschen Stämme (Jahr 9 nach Chr.) die römische Politik sich in ein Vertheidigungssystem der Rhein- und Donaugränze umwandelte, galt die Donau als Gränze des Reiches und wurde längs ihres rechten Ufers mit Thürmen, Castellen und bleibenden Standquartieren befestigt. Der ganze Landstrich bis zum Inn, nämlich das eigentliche Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und ein Theil von Ungarn, erhielt römische Provinzialeinrichtung, und wurde Noricum und Pannonien genannt. Jenes erstreckte sich gegen Morgen bis an den Kahlenberg, bei welchem dann Pannonien seinen Anfang nahm. Doch blieben diese Gränzen sich nicht immer gleich.

Die Bewohner Noricum's waren Kelten. Kühn und beutegierig, hatten sie, im Bunde mit anderen barbarischen Stämmen, Italien oft genug durch Raubzüge geängstigt und ihre Unabhängigkeit selbst da noch behaup-

tet, als die Römer schon einige Siege über sie, wie über die Rhäter, Vindeliker und Pannonier erfochten. Als aber Rom nach einem fünfzehnjährigen Kampfe jene Nachbarstämme bezwungen, da vollendete Augustus auch die Unterjochung der norischen Völker (Jahr 16 nach Chr.). Von römischen Präfecten gedrückt und ausgesaugt, ging das trauernde Noricum wenigstens nicht leer an manchen Segnungen der Cultur und Gesittung aus, die mit dem Auftreten der gebildeten Eroberer jene Gegenden begrüßten. Mitten in den Unruhen oft erneuter Kriege, blühten Dörfer, Märkte, Städte empor, und Straßenzüge durchkreuzten die ehemalige Wildniß. Eine vom Kaiser Hadrian am Kahlenberge bewerkstelligte Colonie erhielt den Namen Cetium; man hat es bald für Traismauer, bald für Klosterneuburg, bald für Kalen erklärt.

Bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts wurde die vielfach bedrohte römische Gränze mit Erfolg bewahrt. Als aber Markomannen und Quaden verwüstend in das römische Gebiet eingebrochen und vom Kaiser Mark Aurel nach hartem Kampfe zurückgeworfen worden waren, trug er, auf jene Gränzbefestigungen gestützt, siegreiche Waffen auf das linke Donauufer. Dieser große und weise Regent wurde der Wohlthäter, der Wiederhersteller Noricums. Der Mittelpunct seiner Unternehmungen gegen die Markomannen und deren Bundesgenossen, wurde Carnunt, der Hauptort des römischen Pannoniens, zwischen dem heutigen Petronell und Altenburg an der Donau gelegen. Ein anderer Hauptpunct des Befestigungssystems jener Gegenden war Vindobona (Wohnung der Winden, eines celtogallischen Stammes), als Standquartier der fabianischen Cohorte der zehnten Legion später Fabiana genannt, woraus sich durch Abkürzung allmälig Vianai Viena, endlich das heutige Wien bildete. Hier starb im Jahre 180 nach Chr. Mark Aurel, und so wurde Wien schon in seinem frühesten Alter durch die Asche eines der edelsten und weisesten Männer aller Zeiten geweiht. Mark Aurel's Nachfolger waren dem Geiste der Kraft und Weisheit fremd, der Jenen geleitet, und Noricum's Vertheidigungswerke geriethen in Verfall; erst spätere kraftvollere Kaiser wußten dem römischen Namen in jenen Gegenden wieder Achtung zu verschaffen. Noricum wurde in zwei Theile getheilt: in Noricum Ripense und Noricum Mediterraneum. Jenes, gleichsam das Nordland am Strande, lief längs der Donau hin; dieses, gleichsam das Nordland im Innern, breitete sich zu beiden Seiten der Alpen,

aus. Unter der Regierung Conſtantin's (306—337) erfreute ſich Noricum einer langen Ruhe. Es kam unter Illyrien zu ſtehen. Zu Arelape (dem heutigen Pechlarn) gab Valentinian im Jahre 364 ein, die öffentlichen Getreidekaſten betreffendes Geſetz. Dem hartnäckigen Andrängen der Barbaren zu begegnen, beſchloß man, Laureacum (Lorch) neu zu befeſtigen. Die Quaden, durch dieſen ſie bedrohenden Feſtungszwang erbittert, fielen unvermuthet ein und zerſtörten das mächtige Carnunt (J. 375). Das geſchwächte Rom hatte ſeine Hand nur noch kraftlos auf den entfernten Beſitzungen liegen. Selbſt Theodoſius, dem man den Beinamen des Großen angedichtet, vermochte Noricum nur ſchwach zu ſchützen. Als derſelbe bei ſeinem Tode (J. 395) das römiſche Reich zwiſchen ſeinen beiden Söhnen, Arcadius und Honorius, theilte, fiel dem Letzteren mit dem abendländiſchen Reiche auch ſo ziemlich Alles zu, was auf dem rechten Donauufer zur öſterreichiſchen Monarchie gehört.

Ein furchtbares weltgeſchichtliches Gericht drang jetzt heran, um alle Verhältniſſe in Europa umzukehren. Die durch Gewalt gegründete, durch Zwang, Anmaſſung und Umtriebe aufrecht erhaltene vierhundertjährige Herrſchaft der Römer in jenen Gegenden, nahete ihrem Ende. Ein großer Theil der germaniſchen Bevölkerung begann im römiſchen Süden und Weſten unabhängige Staaten zu gründen. Die Wandervölker, gegen Italien vordringend, nahmen durch Noricum ihren Weg; Plünderung und Zerſtörung waren in ihrem Gefolge. Von Noricum aus — das er für ſich begehrte, da es, den immerwährenden Einfällen der Barbaren ausgeſetzt, dem Schatze der Imperatoren ohnedies wenig abwerfe, und um deſſen Preis er alle Gefahren abwenden wolle — bedrohte Alarich, der Gothenkönig, Italien. Als man ihm ſein Begehren abſchlug, eroberte er Rom, welches bald darauf der Tod von dieſem gewaltigen Dränger befreite. Noch einmal thronten die römiſchen Adler an der mittleren Donau; Laureacum und Vindobona erhielten, an der Stelle des geſchleiften Carnunt, wieder Präfecten und Schiffsgeſchwader; Comagenä (nach Einigen das heutige Zeiſelmauer, nach Anderen Tuln oder Hollenburg) und Lentia (Linz) beherbergten römiſche Reiter; in Auſturum und Arelape wurden durch Generidus Cohorten und Legionen gebildet. Aber dem Schwall der Barbaren war kein dauerndes Ziel zu ſetzen. Zurückgeworfen, kehrte er, gleich den Wogen des Meeres, nur mit erneuter Heftigkeit zurück. Am längſten

weilten die Rugier; sie pflanzten an beiden Ufern der Donau ihren Namen auf, und am Mannhartsberge und Wienerwalde schwankte in ungewissen Gränzen — Rugeland. Die Rugier, wie die ihnen benachbarten und befreundeten Stämme der Heruler und Skyrren, erlagen der Geisel Attila's, des Hunnen, dessen Herrschaft an der mittleren Donau jedoch mit seinem Tode (J. 453) zerstäubte, und sich nur in dem Namen Hunnien erhalten hat, womit man eigentlich Ungarn, bisweilen aber auch ganz Oesterreich bezeichnete. Die durch den Tod des Hunnen wieder befreiten rugischen Stämme, erhoben sich unter einem gemeinsamen Könige, der seinen Sitz in Vindobona, damals bereits Faviana genannt, hatte. Um ihn in Ruhe zu erhalten, überließ ihm das furchtsame Rom die Castelle, Colonien und Municipien Noricums. Aus Rugeland brach auch der skyrrische Heerführer Odoacher hervor, dem, als er bei Faviana die Donau überschritt, der heilige Severin den prophetischen Segen mitgab: „Geh' nach Italien! Wie dich jetzt schlechtes Pelzwerk bedeckt, wirst du bald Tausende köstlich bekleiden." Dem abgelebten abendländischen Reiche machte Odoacher's Eroberersschwert ein Ende (J. 480). Derselbe befreite auch Noricum und Rugeland von dem harten Joche des rugischen Königs Feletheus. Was er diesen Ländern auf solche Weise gewährte, nahm er ihnen auf der anderen Seite doppelt wieder, indem er, in der Heimat bedrängt durch den Helden der Ostgothen, Theodorich, Alles, was an der Donau römische Sprache redete, zusammen fangen und gewaltsam nach Italien verpflanzen ließ. In die verlassenen Sitze rückten Theodorich's Ostgothen ein, der, nach dem Falle Odoacher's, zugleich die Herrschaft über Italien an sich riß. Hier fortwährend beschäftigt, vermochte er Noricum nur wenig zu schützen, das, den Einfällen und Raubzügen kühner Barbaren, der Longobarden im Norden der Donau, der Allemannen im Süden des Stromes Preis gegeben, beinahe zu einer Einöde verfiel. Laureacum und Faviana sanken in Schutt; Juvavia (Salzburg) wurde von den Herulern eingenommen und zerstört. Von dem griechischen Kaiser Justinian zu Hülfe gerufen, übergingen nach dem Jahre 526 die Longobarden von dem linken Donauufer auf das rechte, und hielten Noricum und Pannonien bis 568 in Besitz, wo sie unter ihrem jugendlichen Heldenkönige Alboin nach Süden zogen und die Eroberung von Ober- und Mittelitalien verwirklichten. Diese Entfernung der Longobarden hob das letzte Hinderniß, welches der freien

Ausbreitung der, ſchon lange vorher aus den nördlichen Karpathen hieher eingewanderten Slawen, auf dem rechten Ufer der Donau und bis an die Gränzen von Baiern, noch entgegenſtand. Zum herrſchenden Volke auf beiden Donauufern aber erhob ſich allmälig der hunniſche Stamm der Avaren, denen die Longobarden bei ihrem oben erwähnten Auszuge ihre bisherigen Wohnſitze, Noricum und Pannonien, unter der Bedingung überlaſſen hatten, daß, wenn ihr Zug nach Italien ungünſtig ausgehen ſollte, ſie wieder in ihre Gränzen zurückkehren dürften. Den Avaren wurde ein großer Theil jener Slawen dienſt- und zinspflichtig (J. 580 ff.). Nach ihnen, den hunniſchen Abkömmlingen (Hunnivar), wurden dieſe Gegenden von den Franken ſpät noch Avarien und Hunnien genannt.

Im ruhigen Beſitze dieſer Länder behaupteten ſich die Avaren bis gegen das Ende des achten Jahrhunderts. Indeß war die Herrſchaft der allgewaltigen Franken auch über die Donauländer bis in die Alpen gediehen, und die Enns bildete die Gränze zwiſchen Deutſchland und dem Avarenlande. Karl der Große, der mächtige König der Franken, ſtrebte jetzt vor allem, dieſe öſtliche Reichsgränze zu ſichern. Er ſuchte einen Anlaß, auf kriegeriſchem Wege dieſe Maßregel auszuführen, und fand ihn. Taſſilo, der letzte aus dem Stamme der Agilolfinger, trug von ihm das Herzogthum Baiern zu Lehen. Gegen dieſen erhob ſich Verdacht, Aufruhr angezettelt und Gehorſam verweigert zu haben. Einmal gelang es dem Herzoge, durch ſchnelle Unterwerfung den ihm drohenden Sturm zu beſchwören, oder den gegen ihn gebrauchten Vorwand zu entkräften. Aber die Anklage wiederholte ſich. Der unglückliche Taſſilo wurde in einer Verſammlung der Stände zu Ingelheim, des Laſters der beleidigten Majeſtät überwieſen, ſeiner herzoglichen Würde entſetzt, und ſammt ſeinen Kindern in ein Kloſter eingeſperrt (J. 788). Sein Lehen in Baiern zog der ſtrafende König ein und gab es in die Verwaltung gewiſſer Grafen. Zugleich wendete ſich ſein rächender Arm gegen jene Völker, welche Taſſilo's Unternehmungen gegen den Thron unterſtützt; die Avaren obenan. Als die Letzteren durch Karl's Verfügungen wegen der Marken des Baierlandes ſich beſchwert glaubten, ſchickten ſie (790) eine Geſandtſchaft nach Worms an den König, der ſeinerſeits auch Abgeordnete an ſie ſendete. Man konnte ſich nicht vereinigen, und die Avaren rächten ſich durch Einfälle und Grauſamkeiten. Da ließ Karl um Regensburg, wo er zugleich einen Reichstag hielt (791), ſeine Kriegs-

völker versammeln und schlug sein erstes Lager an dem Ennsflusse auf, der Gränze zwischen der fränkischen Provinz Baiern und dem avarischen Gebiete. Dort ließ der christliche Held einen öffentlichen Gottesdienst halten; ein dreitägiges Enthalten von Fleisch und Wein wurde anbefohlen; ein Jeder war verbunden, Almosen zu geben, nach Verhältniß seines Vermögens, jeder Priester, eine Messe zu lesen, und die übrigen Geistlichen, fünfzig Psalmen zu singen. Sodann drang Karl in das Land der Barbaren ein, welche, geschreckt von der Erhabenheit seines Namens, sich allenthalben vor ihm zurückzogen. Der Frankenkönig verfolgte sie bis an den Kampfluß und an den Berg Comagenus, und zerstörte die dort befindlichen, von den Feinden verlassenen Befestigungen, rückte dann ohne Schwertstreich bis an den Raabfluß in Pannonien vor, und kehrte von hier, zufrieden mit seinem Siege und der Bestürzung der Feinde, mit seinem Heere nach Regensburg zurück. Die Einschüchterung und Unterwerfung der Avaren war so vollständig, daß vier Jahre später einer ihrer Häuptlinge, Tudun, sich und sein Land unter die Oberherrlichkeit der fränkischen Krone stellte und zu Aachen die heilige Taufe empfing, und daß im Jahre 803 die Avaren die Ceremonie jener Unterwerfung wiederholten.

So hatte Karl in einem einzigen Feldzuge die Landschaft von der Enns bis an den Raabfluß, mithin nicht nur das heutige Niederösterreich, sondern auch einen Theil des jetzigen Ungarns, in seine Gewalt gebracht. Das Land unter der Enns blieb eine unmittelbar kaiserliche Provinz. Karl vertraute die Verwaltung der Marken gegen die Avaren und Slawen besonderen Reichsbeamten, den sogenannten Gränz- oder Markgrafen, unter denen schon zu seinen Zeiten die Markgrafen Gerold und Gottfried, und um's Jahr 831 der Markgraf Ratbod, so wie im Zeitalter Karl's des Dicken die beiden Brüder Wilhelm und Engelschalk genannt werden. Seit der Vereinigung dieses Gränzlandes mit Deutschland, verbreiteten sich allmälig deutsche Sprache, deutsche Verfassung und deutsche Sitten in demselben, besonders da Karl in die, durch Besiegung der Avaren entvölkerten Gegenden deutsche Colonisten versetzte. Das ganze Gebiet vom adriatischen Meere bis zur Donau war durch die Drau in zwei Gränzgrafschaften geschieden, davon die südliche ihren Sitz in Friaul, die nördliche in Lorch hatte. Gegen die slawischen Länder war ursprünglich der Sitz der Gränzgrafen zu Regensburg; nach der Theilung der fränkischen Monarchie aber (J. 843)

wurde die Mark gegen Böhmen, Mähren und die Slawen an der unteren Donau, so weit sie Baiern deckte, einem besonderen Gränzgrafen übergeben. In Ostfranken aber wurde ein neuer Amtssprengel errichtet, und diesen besaß bis zum Jahre 906 das mächtige Geschlecht der Babenberger.

Die Riesenschöpfung Karl's des Großen fiel nach dessen Tode (J. 814) in die schwachen Hände seines Sohnes, Ludwig's des Frommen. Seine ungehorsamen Söhne theilten nach ihm das Reich durch den Vertrag zu Verdun (J. 843); Lothar erhielt Italien und die jenseit des Rheins gelegenen deutschen Länder unter dem Namen Austrasien, Ludwig der Deutsche Deutschland, wozu auf dem linken Rheinufer die Städte Mainz, Worms und Speyer mit ihren Gebieten kamen, Karl aber Frankreich oder das sogenannte Neustrien und Aquitanien. Ludwig der Deutsche übertrug seinem Sohne Karlmann die Oberaufsicht über die östlichen und die kärnthnerischen Marken; doch standen außerdem der östlichen Mark, welchem Namen im zehnten Jahrhunderte die Benennung Avarien wich, die Markgrafen Wilhelm und Engelschalk vor, welche im Jahre 871 die um sich greifenden Mähren von den Gränzen zurückschlugen.

Nach Ludwig's des Deutschen Tode (876) theilten dessen drei Söhne, Karlmann, Ludwig und Karl, unter einander. Karlmann erhielt Baiern, Kärnthen, die östlichen und pannonischen Lande und die slawischen Reiche Böhmen und Mähren. Kränklich und niedergeschlagen, gestattete er, daß sein Bruder Ludwig schon im J. 879 die nöthigen Vorkehrungen wegen des Nachfolgerechts traf, sicherte jedoch seinem außerehelichen Sohne Arnulf die Provinz Kärnthen. Nach Karlmann's und Ludwig's Tode (880 u. 882) vereinigte der jüngste Bruder, Karl, genannt der Dicke, wieder alle väterlichen Provinzen unter seinem Scepter und verband sie mit der kaiserlichen Würde und dem Königreiche Italien. Unter seiner Regierung wurde Pannonien durch einen wüthenden Einfall der Mähren unter ihrem kriegerischen Herzoge Zwentibold oder Swatopluk geängstigt (883). Mit ihm hatte Karl im folgenden Jahre am Tullnerflusse, bei dem Berge Comagenus, unweit des heutigen Königstätten, eine Unterredung, nach welcher Zwentibold sich als zinspflichtig bekannte.

Nach dem Tode der genannten beiden Markgrafen, Wilhelm und Engelschalk, fiel ihre Mark, mit Uebergehung ihrer Söhne, dem Grafen Aribo zu. Darüber aufgebracht und von einigen mächtigen Ständen in

Baiern unterstützt, vertrieben jene Söhne den Grafen Arbo mit Waffengewalt aus seiner Mark. Die nächste Hülfe suchend, floh Arbo zu dem mährischen Zwentibold, der, des Vorwandes froh, die östlichen Gegenden mit Feuer und Schwert anfiel. Die von ihm wieder verjagten Söhne Wilhelm's und Engelschalk's, welche bei dem beleidigten Kaiser auf keinen Schutz rechnen durften, flüchteten ihrerseits zu Arnulf in Kärnthen, der sofort gegen Zwentibold das Schwert zog. Karl's gemeldete Unterredung mit Letzterem, legte diese Streitigkeiten bei. Diese Unordnungen im Innern deuteten auf eine schwache Leitung von oben. Karl der Dicke wurde (887) entthront und Arnulf zum Könige ausgerufen. Er bestätigte zwar den Markgrafen Arbo in seiner Würde, entzog sie ihm aber später, um sie dem jüngeren Engelschalk, einem Sohne des gleichnamigen früheren Markgrafen, zu verleihen. Der junge Engelschalk hatte nämlich eine Tochter Arnulf's entführt und, um dem Zorne des beraubten königlichen Vaters zu entgehen, sich zu Zwentibold geflüchtet. Um den dadurch drohenden Fehden vorzubeugen, und dem unruhigen Zwentibold den Vorwand zu neuer Einmengung zu nehmen, rief Arnulf den Engelschalk zurück und verlieh ihm die östliche Mark. Aber Engelschalk's trotziger Sinn ertrug und hielt nicht lange Ruhe. Da lockten den Unruhstifter die erzürnten Stände Baierns, welchen er hart zugesetzt, nach Regensburg, und überlieferten ihn dort dem Könige. Er wurde, nach gefälltem Urtheile, seines Augenlichtes beraubt, sein mitschuldiger Vetter Wilhelm aber enthauptet (893). Nach Engelschalk's Untergange gab Arnulf die Verwesung der östlichen Mark abermals an Arbo, der aber, wegen sträflichen Einverständnisses mit dem Herzoge Mährens, im Jahr 898 seines Amtes entsetzt wurde. Arbo und sein Sohn Isenrich widersetzten sich dem Könige. Dieser zog mit Kriegsmacht heran, belagerte Isenrich in der Stadt Mautern und nahm ihn gefangen. Aber dieser fand Mittel, nach Mähren zu entrinnen, dessen Herzog begierig diese neue Gelegenheit ergriff, um seine Macht nach Deutschland hinüber auszubreiten. Hart wurde Arnulf von dem gewaltigen Zwentibold gedrängt. In seiner Noth rief Jener die den Deutschen noch unbekannten Reiterhorden der Magyaren zu Hülfe. Sie erschienen, brachen die Macht Zwentibold's, gefielen sich aber in den neuen fruchtbaren Ländern so wohl, daß sie nur den Tod ihres Bundesgenossen Arnulf (899) abwarteten, um während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Ludwig's des Kindes, in Avarien einzubrechen, und sich dasselbe bis an

die Enns zu unterwerfen. Bei ihren bis zum Jahre 955 ununterbrochen erneuerten Raubzügen, in allen Theilen Deutſchlands, behaupteten ſie ſich im Beſitze jener Gegenden, bis endlich Kaiſer Otto der Große am 10. Aug. 955 die Magyaren am Lech dergeſtalt ſchlug, daß ſie ſeit dieſem entſcheidenden Tage keine weiteren Streifzüge nach Deutſchland wagten. Eine Folge dieſes Sieges war, daß den Ungarn ein Theil der Landſchaft unter der Enns, bis in die Nähe von Melk, wieder entriſſen und an Deutſchland zurückgebracht wurde, obgleich der übrige Theil in den Händen der Ungarn blieb. In den nun ſicher geſtellten Ländern an der ungariſchen Gränze — der ſogenannten Oſtmark — wurde ein neuer Markgraf, Burchard, Präfect von Regensburg, eingeſetzt, welcher den Kaiſer Otto II. nach Italien begleitete und dort wahrſcheinlich im Kampfe gegen die Griechen und Saracenen fiel. Ihm folgte in der markgräflichen Würde Leopold I., der Erlauchte, aus babenbergiſchem (bambergiſchem) Stamme, und ſo gelangte das fränkiſche edle Geſchlecht der Babenberger zur Herrſchaft über Oeſterreich (J. 983).

Innere Verhältniſſe Oeſterreichs im römiſchen und barbariſchen Zeitraume.

Der Blick ſchweift über ein ödes und verworrenes Gebiet. Mühſam und ſpärlich ringen ſich in den erſten Jahrhunderten unter dem Gerölle der Barbarei und ununterbrochener Unruhen, einzelne Keime der Geſittung empor, häufig gehemmt und verkümmernd, oft auch gänzlich niedergetreten durch Stumpfſinn oder Fanatismus eindringender Eroberer. In wilder Ueberkraft trieb der unbebauete Boden Noricums und Pannoniens ſeine Urwälder, ſeine himmelhohen Eichen empor, in deren Wipfeln Adler und Raubvögel niſteten, während Eber und eine Unzahl von Schweinen unten den Boden wühlten, und Bären, Wölfe, Büffel und Auerochſen raubgierig oder ſcheu im Dickicht auf einander ſtießen. Wild aller Art, Elenthiere, reizten zur Jagd; das Marderfell gewährte frühzeitig einen Schmuck und Luxusartikel für die raffinirte Putzſucht der Römerinnen, und die Donau lieferte Störe, Lampreten, Karpfen und andere auf den Tafeln der Reichen beliebte Fiſcharten. Den Weinbau im oberen Pannonien beförderte erſt

Probus gedeihlicher. Das norische Eisen war bei den Römern frühzeitig berühmt und von ihnen gesucht.

Der gallische Kelte, den wir als ersten Einwohner jener Gegenden kennen lernen, vereinigte den Uebermuth ungezähmter Urkraft mit der Einfalt eines noch wenig vorgeschrittenen Naturzustandes. Er war von edler, kraftvoller Gestalt, weißer Farbe; sein großes blaues Auge sprühte Feuer. Bald beinahe nackt, bald in eisernen und ledernen Panzern, mit Säbeln, Spaten, langen Spießen (Gäsen), mit Wurfspießen und langen, oft vergifteten Pfeilen bewehrt, am vorzüglichsten auf seinem leichten Rosse, stürzte er sich ungestüm in den Kampf. Seinem ersten Anpralle war schwer zu widerstehen; wer ihn aber aushielt, konnte auf den Sieg rechnen. Ueberwunden, wütheten sie in der Verzweiflung gegen sich selbst. Farbenpracht und blitzende Waffen schmeichelten ihrem Auge. Ungeachtet ihrer kriegerischen Vorliebe, vergaßen sie der Viehzucht nicht. Milch, Käse, Butter, waren ihre vorzüglichsten Nahrungsmittel; auch das Brot scheint bei ihnen allgemein gewesen zu seyn; sie liebten den Wein, doch war ihr gewöhnliches Getränk Gerstenbier und Meth aus Honig. Sie glaubten an ein höchstes Wesen, dem sie nicht in geschlossenen Tempeln, sondern in heiligen Hainen opferten; doch nahmen sie später Gebräuche benachbarter Völker in ihren ursprünglich einfachen Cultus auf, der dadurch an seiner Nationalität einbüßte. Ihre Priester — Druiden — übten, als Propheten und oberste Schiedsrichter, einen mächtigen Einfluß aus. Jeder Stamm lebte in seiner Gemeinde, Gemarkung, die dadurch einen abgeschlossenen Gau ausmachte. Frühe hatten sich unter den Kelten die Standesunterschiede ausgebildet; sie hatten Edle, Freie und Abhängige. Aus den Ersteren wählten sie, wenn ein Führer noththat, ihre Fürsten, selten aber ein allgemeines Oberhaupt, einen König. Die Schrift verdankten sie den Griechen; von der altkeltischen Sprache haben sich namentlich in Ortsnamen noch jetzt Ueberbleibsel erhalten. Stapelplätze des inneren Verkehrs waren besonders Carnunt und Aquileja, jenes berühmt durch seinen Bernsteinhandel, dieses von den Handelsleuten aus ganz Italien besucht.

Die Avaren, welche sich so lange in den norischen und pannonischen Gegenden behaupteten, und ihren Namen dort bleibend pflanzten, waren Abkömmlinge des gräulichen Volkes der Hunnen, mongolischen oder kalmukischen Ursprungs, einer jener gefürchteten und verabscheuten Stämme, welche

gleichſam die Riemen und Stacheln an Attila's blutbeſpritzter Geißel gebildet. Von Geſtalt klein und breitſchulterig, mit fahlen Geſichtern, hervorſtehenden Backenknochen, platten Naſen, tiefliegenden kleinen, aber ſtechenden Augen, welche blutgierige Blitze ſchoſſen, waren ſie ein Bild der Häßlichkeit und des Grauens. Wie die Centauren, ſchienen ſie Eines mit ihren Roſſen, ſchnell und furchtbar im Angriffe, unerreichbar in der Flucht. Statt der Feſtungswerke, wühlten die Avaren große Erdringe um ſich auf, deren einer den anderen umſchloß. Der innerſte war der Mittelpunct ihrer Vertheidigungswerke und der Sammelplatz ihrer geraubten Schätze. Sie jagten innerhalb jener ungeheueren Ringe und ſtürmten auf ihren windſchnellen Roſſen durch kleine Pforten, die ſich ſchleunig wieder hinter ihnen ſchloſſen, zum Angriffe heraus. Gern rühmten ſie ſich ihrer hunniſchen Abkunft, an jenen furchtbaren Namen den Glauben der Unbeſiegbarkeit knüpfend. Roh, grauſam und müſſig, übten ſie ſich gern in der Zerſtörung von Werken, welche das Vermögen ihrer plumpen Hände und ihren kurzen Ideenkreis überragten, in der Vergeudung fremden Fleißes. Völlerei, ſcheusliche Ausſchweifungen und alle Laſter dumpfer Sinnlichkeit, kamen mit ihnen; Schmutz und Sittenloſigkeit niſteten in ihrem häuslichen Leben. Selbſt ihr Götzendienſt war roh, geſchmacklos und finſter.

Unter der Herrſchaft eines ſolchen Volkes würde jede Spur der Geſittung entwichen, und auf ferne Jahrhunderte hinaus, der Boden taub und jedem geiſtigen Anbau unempfänglich geworden ſeyn, wenn nicht ſtill und unabläſſig eine treue Pflegerin gewaltet hätte, beharrlicher im Bauen, als der ſtumpfe Eigenſinn des Barbaren im Zerſtören, und mächtiger durch den Geiſt der Liebe, als alle rohe Gewalt des Haſſes und der Unterdrückungswuth: — die Chriſtuslehre. Frühzeitig — denn ſchon in Trajan's Legionen fanden ſich zahlreiche Chriſten — gelangte ſie auch in dieſe Gegenden; doch läßt ſich keine Zeit dafür beſtimmen. Von Aquileja, Noricum's und Pannoniens Mutterkirche, verbreitete ſich das Evangelium durch chriſtliche Legionsſoldaten wahrſcheinlich zuerſt nach Laureacum (Lorch), welches als die Wiege des Chriſtenthums auf öſterreichiſchem Boden anzuſehen iſt. Eine alte Sage läßt die Evangeliſten Marcus und Lucas ſelbſt zu Lorch das Wort Gottes predigen. Der erſte Märtirer, den wir kennen, iſt der heilige Maximilianus, welcher, Biſchof zu Lorch, in ſeine Vaterſtadt Cilli heimkehrend, dem römiſchen Prätor Eulaſius ſtandhaft verweigerte, dem

heidnischen Mars zu opfern und freudig seine Ueberzeugung mit dem Tode besiegelte. Unter Diocletian's Regierung wüthete in Noricum ripense eine schreckliche Christenverfolgung. Da begeisterte den Tribun Florianus der Christen standhaftes Leiden. Kühn trat er vor den Verfolger, den Proconsul Aquilinus, und bekannte sich als Christen. Umsonst wollte man durch Martern ihn zwingen, den falschen Göttern Weihrauch anzuzünden. Er ertrug muthig alle Qualen, bis der ergrimmte Aquilin ihn in die Enns stürzen ließ (J. 303 oder 304). Das Stift St. Florian, wahrscheinlich das älteste in unsern Gauen, bewahrt den Namen und das Grab des Heiligen. Unter den Märtyrern jener Zeit werden auch genannt der heilige Victorin, Bischof zu Pettau, und Quirin, Bischof zu Sisseia (Sissek). Gefangen wurde er nach Carnunt oder Vindobona, damals den vorzüglichsten Orten des obern Pannoniens, vor den, eben von Scarabantia (Schaprin oder Oedenburg) zurückkehrenden Präses Amantius geführt, der ihn zu Sabaria (Steinamanger) in den Fluten der Güns versenken ließ (303). Später wurde, durch Constantius Begünstigung, das reine Evangelium durch die arianische Irrlehre überwuchert, die in Noricum und Oberpannonien unter Römern und Barbaren breiten Raum gewann. Dieser, wie auch der in den Landen Illyricums um sich greifenden Irrlehre des Photinus, wirkte der große Glaubenslehrer Ambrosius, Bischof von Mailand, mit Kraft und Würde entgegen, und so war gegen das Ende des vierten Jahrhunderts die Glaubenseinheit wieder hergestellt. Attila's Hunnen riefen die alte Nacht zurück. Da schritt, ein Hort und Wiederhersteller des bedrängten Glaubens, um das Jahr 455 der heilige Severin, groß und geheimnißvoll von Osten daher. Seine göttliche Beredsamkeit ermuthigte die Wankenden und erschütterte die Widerspenstigen. Selbst der trotzige Barbar beugte sich in Demuth vor dem Manne Gottes, folgte gehorsam seinem Willen und streckte die stählerne Waffe vor den mächtigeren Waffen der Liebe. Er predigte zuerst in dem, den Gränzmarken Oberpannoniens und des Ufernoricums nahen Städtchen Asturis, endlich zu Fabiana (Wien), das er mit Wohlthaten überschüttete, und wo er, außerhalb der Stadtmauern, das erste und größte Kloster erbauete, welches am häufigsten für Heiligenstadt gehalten wird. Unweit davon hatte er, zwischen Rebenhügeln, eine abgeschiedene Betklause; dort bewahrt der Ort Severing, Sivring, noch jetzt den Namen des großen Wohlthäters der Gläubigen. Der heilige

Mann, von Christen und Heiden verehrt und gefürchtet, starb am 8. Januar 482 unter den Lobgesängen seiner Schüler. Neue Stürme, von Severin prophetisch vorverkündigt, tobten über das unglückliche Land. Odoacher's Gestirn erblich vor dem Heldenglanze Theodorich's des Westgothen. Dieser, obgleich Arianer, ehrte doch die rechtgläubige Kirche. Wahrscheinlich erhob er Lorch und Fabiana wieder aus der Verwüstung. Dem Constantius folgte Theodor in der Metropolitanwürde der, nach Papst Symmachus Ausspruch von den Aposteln selbst gegründeten Kirche zu Lorch. Fabiana's Bischof wurde Mamertinus, ein Schüler S. Severin's, wonach sich das hohe und ehrwürdige Alter der Kirche Wien's bemessen läßt. Unermüdlich in Ausbreitung des göttlichen Wortes, waren die fränkischen Kirchenversammlungen, und je mehr das fränkische Reich durch die Macht des Schwertes und moralischen Einflusses sich ausbreitete, desto weiter trug es auch die reine Lehre, die selbst da, wo das Christenthum dem Namen nach bereits Raum gefaßt, noch häufig mit dem Schlacken des Irrthums oder mit zurückgebliebenen heidnischen Anhängseln vermengt war. So in Baiern, wohin (615—630) die christlichen Lehrer Eustasius und Agilus gingen, nachdem ihre Gefährten, die Irländer Columban, S. Gall und Magnoald oder S. Mang, in Helvetien, Rhätien und Alemannien die Macht des Heidenthums gebrochen. An den wilden Avaren war bisher der milde Sonnenstrahl der Christuslehre abgeprallt, ohne zu zünden. Zwar kam im Jahre 649 der heilige Emmeran, Bischof zu Poitiers in Aquitanien, dahergezogen, um den Avaren das Evangelium zu künden. Aber der Baiernherzog Theodo, bei welchem er sich unterwegs aufhielt, schilderte ihm Land und Volk der Avaren so grauenvoll und lud ihn so dringend ein, bei ihm zu bleiben, daß Emmeran blieb. Ihm folgte, als er (652) unter Mörderhand gefallen, um das Jahr 696 der heilige Rupert (Hrodpert, Ruodbert), aus dem Geschlechte der Merovinger und durch diese auch den baierischen Agilolfingern verwandt. Herzog Theodo II. berief ihn von Worms nach Baiern, wo er das Christenthum befestigte, dann aber, überall lehrend und taufend, die Donau hinabfuhr mitten hinein in das Gebiet der wilden Avaren, unbeschirmt und unbewehrt unter den Wüthrichen verweilte und mit gesegneter Hand den Samen des Heils unter ihnen ausstreute. Auf der Heimkehr hielt er sich zu Lorch auf, wo er die wankenden Gemüther im Glauben neu befestigte, und pilgerte von da zu den Trümmern der von den Barbaren zerstörten

Römerstadt Juvavia (Salzburg), wo bei, unter großmüthiger Begünstigung durch den Herzog, eine Erzkirche gründete (J. 701), deren ehrwürdiges Alter über eilf Jahrhunderte zurückgeht. Durch ihn erhielten, von Salzburg aus, die Gegenden von der Enns bis an die Leitha, Raab und March, die Wiedererneuerung des reinen Glaubens und blieben daher diesem Sprengel zugewiesen. Auch gab er ein Muster von Klosterbau und Mönchswesen, das fortan bei Bekehrung der heidnischen Stämme sich immer zweckdienlicher erwies. Das Bekehrungswerk wurde, als Rupert entschafen (J. 718), durch den britischen Mönch Winfried, genannt Bonifacius, den großen Apostel der Deutschen, mit hohem Eifer fortgesetzt. Als durch einen Raubzug der Avaren Lorch verwüstet wurde (J. 737), wendete sich das dortige Kirchenoberhaupt, Vivilo — der einzige zu Rom geweihte und rechtgläubige Bischof, den Baiern besaß — nach Passau, welches fortan der Bischoffitz blieb. S. Rupert's Nachfolger am S. Peterskloster und auf dem Bischofssitze von Salzburg, wurde der Irländer Virgilius, ein gelehrter und tiefdenkender Mann, zugleich ein Apostel der Slawen und Avaren, namentlich im kärntnerischen Lande. Herzog Odilo gründete im Lande ob der Enns die erste Benedictinerstiftung, nämlich Mannsee (744); die Regel des Ordens bewirkte eine unermüdete Arbeit auf dem Felde, so, daß die Benedictiner auch durch Urbarmachung des Bodens an beiden Seiten der Enns sich hohes Verdienst erwarben, und bildete Lehrer, welche sich überall selbst das Brot verschafften, die nothwendigsten Gewerbe persönlich trieben und die Erziehung des Volkes tief und vielseitig erfaßten. — Karl's des Großen Siege führten die christliche Lehre mit gewaffneter Hand in das Herz der heidnischen und barbarischen Gebiete. Die passauischen Bischöfe Walderich und Urolf, und der salzburgische, Arno, wetteiferten in ihren Bekehrungsversuchen unter den Avaren in Pannonien, und unter den Slawen an der Drau, Mur, March und Taja. Durch ganz Oesterreich gründete Karl der Große Kirchen, darunter, nach alter Ueberlieferung, zwölf Pfarreien. S. Peter zu Wien, S. Martin zu Neuburg, nennt man als seine Stiftungen; S. Petronilla's Kirche zu Carnunt, und S. Peter's Kirche zu Wien werden von ihm abgeleitet.

Unermeßlich waren auch die physischen Wohlthaten, welche, in nothwendiger Folge, das Christenthum mit sich brachte. Die durch dasselbe wunderbar gesänftigten Gemüther, der Räuberei entfremdet und gegen die ver-

wildernde Jagd gleichgiltiger gemacht, wendeten dem Boden und dem Acker allmälig größere Aufmerkſamkeit zu. Der Geiſt des Schönen, den es durch ſeine Bildung mit ſich brachte, erweckte ein Unbehagen gegen Oede und Wüſtenei, die der rohe Naturmenſch vorher geliebt und gefördert hatte, weil ſie ſeinem wilden Sinne entſprach und ihm bei ſeinen gefahrvollen, dem Frieden gehäſſigen Unternehmungen, Schutz und Zuflucht gewährte. Ein erhabenerer, bedeutungsvollerer Sinn für die Natur, die dem Heiden blos als zufälliges äußeres Mittel zu Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe gegolten, ging dem jungen Chriſten auf. Es drängte ihn, dieſen ewigen Tempel der Gottheit durch den Fleiß ſeines Armes zu verſchönern und zu ordnen, friedlich in ihm die Früchte zu pflücken, die er ſeiner Mühe verdankte und die er ſonſt nur auf dem Wege des Raubes und blutigen Gütertauſches erworben. Die Kirche kam ſeinen Bemühungen liebevoll entgegen; der Benedictiner lehrte ihn die friedlichen Künſte des Feldbaues, der ſo lange brach gelegene Boden vergalt jeden angewendeten Fleiß durch doppelte Fruchtbarkeit, ſo daß das Ungewohnte der neuen Arbeit gleich im Beginne durch Erfolge aufgewogen wurde. So ſanken trotzige Urwälder, alte Schlupfwinkel reißender Thiere und räuberiſcher Menſchen, unter dem Zahne der Art; kahle Felſen überkleideten ſich mit fruchttragendem Erdreich; zerſtreute Hütten und Gärten wuchſen in Dörfer zuſammen; der vorherige ſcheue Sinn machte geſelligem Drange Platz, der Wohlſtand kehrte ein und die ihm verſchwiſterte Abneigung gegen das Gewagte und Abenteuerliche; Sinn für Behaglichkeit und ſtillen Genuß bändigte das verwildernde Wanderleben, und im bequemen Genuſſe des Eigenen, gönnte man gern dem Anderen das Seinige. Das Chriſtenthum bildete aus den vorgefundenen wirren menſchlichen Elementen, ein neues ſanfteres und beſſeres Geſchlecht heran, erſt werth der holden Natur, welche die Gottheit ihm übergeben, erſt fähig der Freuden und Genüſſe, die ſeiner dort warteten. Tiefe Ehrfurcht erfaßt uns bei der Erinnerung an jene heiligen Männer, welche auch in unſeren Gegenden das Licht des wahren Glaubens entzündeten, es ſorglich, wie eine Veſtaflamme, wahrten, für jene Segnungen wirkten, litten, großentheils auch bluteten!

Mit feurigem Eifer betrieb Karl der Große die Coloniſirung der den Avaren entriſſenen Bezirke. Um ſie zu beſchleunigen, führte er, zu den bereits dort anſäſſigen, gewerbſamen Slawen, Anſiedler aus Franken und Baiern, Slawen von der Elbe und Oder, endlich zahlreiche Familien der von ihm

besiegten und theilweis ihren alten Wohnsitzen entrissenen Sachsen, do
Noch heute erinnern viele Ortsnamen an jenen Ursprung, so: Sachseng
Sachsen, Sachsenfeld, Sachseneck, Sachsenburg, Baierisch-Waidhofen, B
risch-Gratz, Windisch-Gratz, Frankenburg, Frankenberg, Frankenmarkt ic.
Auch mancherlei andere Ortsnamen klingen noch aus jenen Zeiten herüber.
In einer Urkunde räumte, wohl wissend, daß unter dem Schutze der Kirche
Gesittung und Bodencultur um so raschere Fortschritte machen würden, Karl
dem Bischof Walderich von Passau und der dortigen St. Stephanskirche un-
ter anderen folgende Ortschaften in den unterennsischen Gegenden ein: Zei-
senmurum (Zeiselmauer), Trasinam (Traismauer), Wachowam (Wachau),
Pielagum (Pielach), Tulana (Tuln); ferner zwei Kirchen in Sarina und
eben so viele in Fabiana (wie man vermuthet die Kirchen zu St. Rupert und
St. Peter).

Schade, daß Karl der Große die Früchte der von ihm mit einem solchen
Aufwand von Weisheit, Kraft und Eifer betriebenen Colonisation, auf der an-
deren Seite durch seinen übertriebenen Militärzwang vereitelte. Da er zu sei-
nen weitläufigen Kriegszügen jederzeit eine Menge Soldaten bedurfte, so ließ
er in allen Gegenden des Reiches genaue Listen über die waffenfähige Mann-
schaft aufnehmen, in welchen jeder Freie vom zwölften Jahre aufgeführt wurde.
Von je drei Hufen Landes mußte ein Mann gestellt werden. Eigenthümer klei-
nerer Grundstücke waren keineswegs geschont; sie mußten zusammentreten
und gemeinschaftlich einen Mann ausrüsten: ein Zweihüfner mit einem Ein-
hüfner; drei Einhüfner; sechs Halbhüfner u. s. w. Während der ersten drei
Monate des Feldzuges mußte überdies ein Jeder sich oder den von ihm gestell-
ten Mann auf eigene Kosten verpflegen. Wiederholte scharfe Befehle wurden
erlassen, daß jeder Entbotene sich stellen sollte. Eine harte, zu Grunde rich-
tende Geldstrafe war auf das eigenmächtige Ausbleiben gesetzt. Konnte der
unglückliche Hausvater, den dringende Geschäfte von der persönlichen Verrich-
tung des militärischen Zwangdienstes, und Unvermögenheit von der Stellung
eines Ersatzmannes oder von der Beisteuer dazu abgehalten hatten, die Strafe
nicht in Barschaft erlegen, so mußte er Getreide, Vieh oder andere beweg-
liche Güter hergeben. War er so arm, daß er keine Vorräthe besaß, so wurde
er auf eine königliche Domaine geschleppt, um die Strafe durch ökonomische
oder Handarbeiten abzuverdienen. Durch solchen Druck wurde für die mei-
sten kleinen Landeigenthümer der Fall unvermeidlich. Zogen sie persönlich

alle Jahre in's Feld, ſo gerieth ihre Wirthſchaft in Verfall; ſtellten ſie — allein oder in Gemeinſchaft mit Anderen — einen Mann, ſo verſanken ſie in Schulden; blieben ſie aus, ſo wurden ſie durch ſchwere Geldbuße, durch Ausſpändung, Abführung auf königliche Güter, zu Grunde gerichtet. Um dieſer Noth zu entgehen, opferten die geängſtigten Leute ihre Freiheit und Unabhängigkeit auf. Sie ſuchten den Schutz der benachbarten hohen Beamten, großen Güterbeſitzer und Edlen, verkauften dieſen für eine Kleinigkeit ihre Erbgüter, oder verwandelten dieſelben in bloße Pachtgüter, und errangen um dieſen ſchweren Preis wenigſtens ſo viel, daß ihre mächtigen Schutzherren auf eine oder die andere Weiſe ſie von der Militärpflichtigkeit losbrachten, oder auch ihre eigenen Söldner für ſie ſtellten. Zwar blieben nunmehr dieſe Leute im lebenslänglichen Beſitze und Genuſſe ihrer, in künſtliche Pachtgüter verwandelten, vorherigen Erbgüter, und auch die Nachkommen ließ man meiſt im Beſitze und Genuſſe. Aber für dieſe Vortheile mußten ſie ſchwere Naturaldienſte an ihre Pachtherren leiſten, und, vorher freie Leute, ſich nach und nach völlig in den Stand der Unfreien, Hörigen, hinabdrücken laſſen. — So bildete ſich frühzeitig ein ſcharfer Unterſchied der Stände, der Freien und der Hörigen, aus, und erſt durch die ſpätere Begünſtigung der Städte drängten ſich, wie wir weiterhin ſehen werden, mildernde Abſtufungen in jene ſchroffen Gegenſätze ein.

Erſte Periode.

Oeſterreich unter den Markgrafen und Herzogen aus babenbergiſchem Stamme, mit Einſchluß des Interregnums, bis zum Haus Habsburg; von 983 bis 1282.

Erſtes Buch.

Oeſterreich unter den babenbergiſchen Markgrafen und Herzogen; von 983 bis 1246.

Der toſende Schwall der Völkerwanderung, der ſich auch über Oeſterreich's Vorzeit ergoß, hat ſich verlaufen; weit hinter uns liegt jene wilde Jugend der Weltgeſchichte, wo Völker an Völkern zerſchellen oder zu undeutlichen Formen in einander fließen, wo von Aſien aus die überfüllten Vorrathskammern der Menſchheit in blinder Verſchwendung ihren Reichthum auf die Schlachtfelder auftauchender und untergehender Stämme ſchütten. Feſtere Umriſſe gewinnt nun die Geſchichte; verwandtere und befreundetere Züge blicken uns aus ihr an.

Ein herrlicher Ritterſaal, geſchmückt mit allem Zauber der Romantik, mit allem Glanze des Heldenthums und des Adels, eröffnet ſich die Fürſtenreihe der Babenberger. Kühnheit und liebenswürdige Milde, ritterlicher Trotz und zarter Schönheitsſinn bekränzen als Stammestugenden dieſes herrliche Geſchlecht, das über dritthalbhundert Jahre mit Kraft und Klugheit in Oeſterreich gebot und keiner rühmlichen That ſeiner Zeit fremd blieb.

Die babenbergiſche Ahnengeſchichte hebt in Oſtfranken an. Nachdem das ſcharfe Schwert des fränkiſchen Hausmaiers, Karl Martell, einen großen Theil des ſchönen Thüringerlandes abgetrennt (739), blieb die neue Eroberung als ein Theil Auſtraſiens unter dem übrigen Deutſchland oder Oſtfranken (**Francia orientalis**) begriffen. Unter Karl dem Großen tritt hier bereits längs der Saale die thüringiſche Mark (**limes Sorabicus**) hervor,

welche von Erfurt aus, wo die uralte Merwigsburg stand, verwaltet wurde. In Folge weiterer Ländertheilungen gewöhnte man sich allmälig, das thüringische oder östliche Franken, von dem rheinischen unter dem Namen des kleinen Franziens (Franconia) zu unterscheiden — und eben dieses letztere Gebiet ist die ursprüngliche Heimat des erlauchten Geschlechts der Babenberger, die zugleich die Reihe der dortigen Markgrafen eröffnen.

Unter der genannten Markgrafschaft ist das slawische Land zwischen Böhmen, dem oberen Main, vielleicht der Rednitz, der Saale und etwa der Mulde zu verstehen, welches Ludwig der Deutsche zu einer Mark erklärte, während er zugleich einen tapfern Mann, Taculf, (849) zum Grafen dieser slawischen Mark machte, um die Sorben im Zaum zu halten. Ihm folgte 874 Radulf, der endlich die Slawen völlig unterwarf, so daß diese Mark theilweise aufgelöset werden konnte.

Nachdem sich, dem Gange der Ereignisse zu Folge, die Gränzen obiger Mark wieder einigermaßen verändert hatten, finden wir den Stammvater der Babenberger, Heinrich († 886), oder wenigstens seinen Bruder Poppo, als Grafen in der sorabischen Mark; jener heißt in den Urkunden fränkischer Markgraf, dieser auch Herzog der Thüringer, was im Wesentlichen gleichbedeutend. Der Sitz dieses Geschlechts war zunächst die Burg Babenberg (Bamberg) — so genannt zu Ehren der Ahnfrau Baba, einer Tochter des Herzogs Otto von Sachsen. Sie lag im Eigen dieses Geschlechts, im alten Gau Volkfeld, welcher sich von Hallstadt am rechten Mainufer bis Theres und zum Einfluß der Schwarzach, und jenseits bis in die Nähe von Würzburg, dann längs der Ebrach wieder zurück hinauf erstreckte. Seine östlichste Spitze bestand aus eben der Burg Babenberg, mit dem Districte der jetzigen Orte Buch, Dobring und Seehof, später sämmtlich der neuen bischöflichen Kirche von Bamberg zugefallen. Die Babenberger führten nicht blos den Namen Gaugrafen in Volkfeld, sondern hatten auch die Würde von nordgauischen Markgrafen. Unter ihre Besitzungen gehörte auch, innerhalb der Gränzen des eigentlichen Nordgau's, der District des nachher gebildeten Landgerichts Nürnberg und Sulzach als besonderes Comitat in dynastischer Eigenschaft. Von Babenberg aus verwalteten diese Edlen Forchheim, die ostfränkische und nordgauische Mark (d. i. die an und vor dem Nordgau gelegene, zu Baiern gehörige Markgrafschaft), den Rednitzgau und andere zum Sprengel der Regensburger Gaugrafen [illegible] der nachmaligen Oberpfalz.

Der Name Babenberg erscheint urkundlich 964: **Castellum Babenberg.** Die Burg wurde vielleicht schon durch die Belagerung 906 gebrochen. Von nun an aber ist die Rede von der „Stadt" Babenberg oder Bamberg: **Civitas quaedam nomine Babenberg; Babinberg in Austrifrancia in sedem episcopatus sublimata etc.**

Ein furchtbar tragisches Ereigniß stürzte dieses erlauchte Geschlecht von seiner Höhe herab, um es später desto herrlicher wieder zu erheben. Unter dem genannten Poppo vereinigte sich die ostfränkische Markgrafschaft und sorabische Gränzgrafschaft in derselben babenbergischen Familie oder vielmehr in derselben Person. Das erregte den Neid der rheinisch-hessischen Grafen. Sie verbanden sich mit dem Erzbischof Hatto von Mainz und brachten es bei dem deutschen Könige Arnulph dahin, daß Poppo 892 seiner Würde entsetzt wurde, und Konrad, der älteste der vier hessischen Grafen, die Markgrafschaft und das Herzogthum erhielt. Doch trat Konrad bald darauf freiwillig zurück, und einem Grafen Burchard, den man für den Stammvater der Wettiner hält, ward die herzogliche Würde. Der Groll wucherte indeß auf beiden Seiten fort, und im Jahre 902 kam es zur offenen Fehde. Die Neffen des gekränkten Poppo — Adalbert, Heinrich und Adalhart — hatten eine kriegerische Schaar bei Babenberg versammelt; die drei hessischen Grafen aber, darunter der Bischof Rudolf von Würzburg, ihre Macht bei Würzburg vereinigt. Hart trafen sie zusammen; die Babenberger wurden in die Flucht geschlagen. Auf würzburgischer Seite fiel der Graf Eberhard; auf Seite der Babenberger wurde Heinrich im Treffen erschlagen; Adalhart gerieth in Gefangenschaft, und der Sieger Gebhart kühlte seinen Grimm im Blute des Gefangenen. Der Feind meinte die Macht der Babenberger gebrochen, und zog heim. Aber noch lebte Adalbert. Schmerz und Rachsucht spornten den Unglücklichen. Er brach im folgenden Jahre mit erneuten Kräften hervor, vertrieb den Bischof Otto von Würzburg, bemächtigte sich aller Güter der Kirche, jagte auch die Gemalin und die Söhne des Grafen Eberhard aus dem Lande bis über den Spessart hinweg, riß die Güter und das Eigenthum, so der König ihnen verliehen, schonungslos an sich. Der kühne Räuber und die Seinigen waren Herren des Landes den Mainfluß hinab. Während aber Adalbert hitzig seine Gegner verfolgte, fielen, von Rudolf und den süddeutschen Bischöfen aufgerufen, die Fürsten Süddeutschlands, an ihrer Spitze der deutsche König Ludwig, das Kind, in sein eigenes Gebiet und bemächtigten sich einer Burg Adalbert's,

Taraffe genannt, wo ſogleich ein Theil ſeiner Beſitzungen für eingezogen erklärt und dem Bisthume Würzburg zugewieſen wurde. Adalbert ließ ſich dadurch nicht irr' machen, zumal das Heer, das in ſeine Beſitzungen eingefallen, bald darauf aus Uneinigkeit oder Ueberdruß aus einander ging. Er beſchloß im folgenden Jahre (906) die fränkiſchen Grafen in ihren heſſiſchen Beſitzungen anzugreifen, und zog zu dieſem Zwecke zwei Grafen in Lotharingien, die unruhigen Brüder Gerhard und Matfried, in ſeinen Bund. Die Letzteren nöthigte Konrad's Sohn, Konrad der Jüngere (nachmals König der Deutſchen) zum Frieden. Konrad den Vater aber ſchlug Adalbert bei Fritzlar dergeſtalt auf's Haupt, daß ein großer Theil der Fränkiſchen erwürgt wurde. Konrad ſelbſt fiel im Beginne der Schlacht. Adalbert, noch immer Rache ſchnaubend wegen des Mordes an ſeinen Brüdern, plünderte und verwüſtete drei Tage lang die Gegend, und zog dann, beuteſchwer und blutgeſättigt, heim in ſeine Burg Babenberg. Um dieſen jammervollen Fehden ein Ende zu machen, wurde zu Tribur ein Reichstag gehalten und Adalbert dorthin geladen, Rechenſchaft zu geben von ſeinen Handlungen und die Bedingungen zu erfahren, unter denen er Frieden haben ſollte. Adalbert, aus Trotz, vielleicht auch aus begründetem Mißtrauen, erſchien nicht. Da beſchloß man, mit Waffengewalt den Trotzigen zu demüthigen. Viele Reichsfürſten zogen mit ihren Mannen heran, der junge König, etwa dreizehn Jahre alt, war bei dem Heere mit den Baiern; desgleichen der Erzbiſchof Hatto von Mainz mit den Vaſallen ſeines Bisthums, und die fränkiſchen oder heſſiſchen Grafen, denen ſo wehe geſchehen. So wurde denn Adalbert in Babenberg eingeſchloſſen und belagert. Er wollte ſich nicht ergeben, und man nahm es ihm gar übel, daß er, ganz allein ſtehend, es wagte, hinter den Mauern ſeiner einzigen Burg die Schwäche des Reiches vor aller Welt zu zeigen. Da ſoll Argliſt an's Ziel geführt haben. Hatto beredete, wie man erzählt, Adalberten, mit ihm in's Lager zu friedlicher Beſprechung zu ziehen. Er bewog ihn dazu durch das königliche Verſprechen: „ihn unverletzt wieder nach ſeiner Burg zu bringen." Adalbert ging darauf ein. Unterweges ſtellte Hatto ſich unwohl. Daher ritten ſie zum Imbiß noch einmal zurück, und dann erſt zum König. Dort hielt man Adalberten ſogleich feſt, band ihn und verurtheilte ihn zum Tode. Hatto aber entſchuldigte ſeinen Treubruch durch wörtliche Auslegung ſeines Verſprechens: er habe ihn unverletzt wieder nach ſeiner Burg gebracht; zum zweiten Male hätte Adalbert nicht mit

ihm ausziehen sollen. Genug, Adalbert wurde im Angesichte des feindlichen Heeres enthauptet. Seine Besitzungen wurden eingezogen und im Namen des jungen Königs unter seine Feinde, „die Edleren" genannt, vertheilt. Babenberg blieb dem Könige. — So endigte im Jahre 906 die Babenberger Fehde, der erste große Kampf deutscher Fürsten wider einander, dem Reiche zum Trotz und dem Könige.

Das Geschlecht der Babenberger schien seinem völligen Untergange nahe. Adalbert's Witwe, Brunehild, floh mit ihrem fünfjährigen Sohne, Adalbert II., zu ihrem Verwandten, dem Herzoge Heinrich von Sachsen. Mit diesem zog er 933 in die Schlacht gegen die Ungarn bei Merseburg, und war unter den Erschlagenen. Seinen Sohn Leopold aber behielt Heinrich's Sohn, Kaiser Otto der Große, in dankbarer Erinnerung an die Dienste des Vaters bei sich. Als sie einst in ödem Walde mit einander jagten, kam der Kaiser in dringende Lebensgefahr. Ein angeschossener Eber ging wüthend auf ihn los, und der Kaiser konnte sich seiner nicht erwehren, da der Bogen oder der Speer, den er bei sich führte, ihm gebrochen war. Da flog Leopold im Augenblicke der tödtlichsten Gefahr herbei, reichte dem Kaiser seinen eigenen Bogen und half ihm so das Unthier erlegen. Erfreut und erstaunt über des Jünglings rettende Schnelligkeit, versprach der Kaiser, das nächste Lehen, das sich erledigen würde, ihm zu übertragen, und reichte ihm, da kein Zeuge zugegen war, als Wahrzeichen jenes verhängnißvollen Momentes, den zerbrochenen Bogen. Der Kaiser hielt Wort. Nach dem Jahre 960 war Leopold bereits Graf im Donaugau, und 974 im Traungau. Als aber Burchard, Markgraf des Ostlandes, in der unglücklichen Seeschlacht wider die Araber an der neapolitanischen Küste fiel, da trat Leopold mit dem zerbrochenen Bogen vor den Sohn des heimgegangenen großen Kaisers, den zweiten Otto, und erhielt von dem dankbaren Sohne die Ostmark (983).

So gedieh an Leopold den Erlauchten — sogenannt wegen seiner Ritterstugend und seiner siegreichen Züge — die allmälig von der Enns bis zum Kahlenberge vorgerückte, gegen die Ungarn gerichtete Ostmark, welche fortan erblich bei seiner Familie verblieb. Kriegerischen Ruhm hatte Leopold von seinen Ahnen geerbt, er, der Sohn jenes Adalbert, der bei Merseburg die Sicherheit des deutschen Landes den Ungarn mit seinem Blute abgerungen; der Enkel jenes kühnen älteren Adalbert, der, unwandelbar in der Blutrache für den ge rordeten Bruder,

seinen Feinden und zuletzt dem vereinigten Reiche Trotz geboten, das vergossene brüderliche Blut, das er nicht länger rächen konnte, durch sein eigenes beschwichtigend; ein Urenkel jenes tapferen thüringischen Grafen Heinrich, der, seines Kaisers vielgetreuer Freund, vor Paris (886) im Kampfe gegen einen Normannsriesen nur durch schnöde Hinterlist erlegen. Verwandt war dieses Geschlecht mit allem Edlen und Herrlichen, was jene Zeit gekannt. In seinen Adern rollte das Blut der sächsischen Heinriche und Ottonen, der Bändiger der Slawen und Magyaren; durch glorreiche Heiraten verschwägerte es sich später mit den griechischen Komnenen, mit dem aufblühenden Stamme der Wettiner in der meißner Mark, mit dem Stamme Almus und Arpad in Ungarn, mit den böhmischen Premisliden, den Ascaniern im alten Sachsenlande und vielen anderen der edelsten Geschlechter. Leopold's des Heiligen Gemalin, Agnes, vorher dem schwäbischen Herzoge Friedrich I. von Staufen angetraut, ward durch diese doppelten Verbindungen gemeinschaftliche Ahnmutter der Babenberger und der, an Kräftigkeit und ritterlichem Sinne ihnen auch geistig verwandten Hohenstaufen. Zu dem erlauchten Geschlechte der Habsburger stehen die Babenberger in einer dreifachen Stammverwandtschaft, und zwar: 1. durch die Etichonen (Egisheimischer Linie), die Stammväter Habsburg's, indem Leopold's des Erlauchten Enkel, Herzog Ernst II. von Schwaben, eine Tochter des Etichonen Hugo VI., Grafen im Elsaß zu Egisheim, um 1030 als Gemalin heimführte; 2. von den Lothringern aus, durch den Herzog Konrad von Niederlothringen (1076—1089), Bruder der Agnes, Gemalin Leopold's (des Heiligen) von Babenberg; 3. mittels der Zähringer, die von Guntram dem Reichen (939) her ebenfalls Etichonen; denn nicht nur ward Anna, Schwester Berthold's V., Herzogs von Zähringen, der, seinen Mannsstamm beschließend, dieser seiner Schwester die helvetischen und burgundischen Güter hinterließ, von mütterlicher Seite die Großmutter des hohen Kaisers Rudolf von Habsburg, sondern es wurde auch diese habsburg-zähringische Verwandtschaft durch Gertrud, Tochter des babenbergischen Heinrich V. (Bruders des streitbaren Friedrich), welche sich 1248 an Hermann VI., Markgrafen von Baden, vermälte und Mutter des 1269 mit Konradin enthaupteten Friedrich ward, erneuert. — So sehen wir denn die beiden erlauchten Geschlechter, Babenberg und Habsburg, in vielfältiger verwandtschaftlicher Beziehung zu einander. Ehrfurchtsvoll erkennt man in diesem Umstande den Finger der

Gottheit. Wie jene beiden Geschlechter in einer großen Bestimmung auf einander folgten, wie Habsburg die von Babenberg begründete Schöpfung Oesterreich's sorgsam weiterentwickelte und glorreich ausdehnte, so wollte die Vorsehung auch durch Bande des Blutes seine Absicht einer solchen Reihenfolge andeuten und jene historische Nothwendigkeit — die Berufung Habsburg's zu Babenberg's Erbe — auch äußerlich unterstützen, durch begründete Ansprüche der Habsburger als erbberechtigte Collateral-Verwandte.

Die alte babenbergische Ostmark war bedeutend kleiner, als das heutige Oesterreich ob und unter der Enns. Nicht der Semmering begränzte damals die Ostmark nach Süden; sondern bis an die Piesting war Alles carantanischer Boden. Der Name Oesterreich (Osterrichi) kommt zuerst in einer Urkunde vom Jahre 996 vor.

Leopold's heldenmüthiger Sinn versammelte eine Schaar kampflustiger Männer um ihn. Mit ihnen drang er über die Enns vorwärts bis an die Erlaph, um den Magyaren die alte Ostgränze für das deutsche Reich wieder abzuringen. Sie zogen vor Melk (Magalicha, Medelicha), eine schon den Römern zum Castell dienende herrliche Donauburg. Sie beherbergte, unter dem Heerführer Geisa, eine ungarische Besatzung, die von ihrer „Eisenburg" herab, wie sie selbe nannte, spottend den Angriff erwartete. Leopold und seine Ritter erstiegen und brachen die Burg, theilten unter einander die vorgefundenen Schätze. Dann gestaltete er Melk zu seinem Hauptschlosse und gründete, ein christlicher Sieger, dort Kirche und Chorherrnstift, das vorderste Bollwerk magyarischen Heidenthums in eine Pflanzschule christlichen Deutschthums verwandelnd. In die, durch die Kriege und Einfälle der Ungarn noch sehr entvölkerten Gegenden zog er Colonien, namentlich aus Franken, in's Land, und erleichterte die Ansiedelung durch Ertheilung von mancherlei Freiheiten. Nur zehn bis eilf Jahre stand Leopold der Markgrafschaft vor. Bei einem Ritterspiele zu Würzburg, zu Ehren des heiligen Kilian veranstaltet, traf ihn ein durch das Fenster hereinfliegender Pfeil, der nicht ihm, sondern einem Anderen gegolten, und er starb im fränkischen Heimatland am 10. Juli 994, etwa im fünf und sechzigsten Jahre seines Lebens. Er wurde zu Würzburg beigesetzt; zwei Jahre später aber (996) fanden seine Gebeine ihre Ruhestätte zu Melk, das er gestiftet und begünstigt. Von seiner Gemalin Richinza, wahrschein-

lich aus dem Hause Ammerthal, hinterließ er vier Söhne: Heinrich, Ernst, Poppo und Albrecht. Ernst erhielt vom Kaiser Heinrich II. die Verwaltung des Herzogthums Schwaben, wurde aber 1015 auf der Jagd von einem Begleiter unversehens mit einem Pfeile getroffen und starb in Folge eines ähnlichen tödtlichen Irrthums, wie sein Vater. Poppo war Erzbischof zu Trier. Albrecht gelangte später, nach seines erstgeborenen Bruders Tode (1018), zur Markgrafenwürde.

Leopold's ältester Sohn, Heinrich I. folgte jenem in der Mark. Obgleich zu der Zeit, als Heinrich's Vater die markgräfliche Würde erhielt, diese so wenig, wie die herzogliche, pfalz-, land- und burggräfliche, erblich, sondern ein bloßes deutsches Staatsamt war, womit der deutsche König belehnte; so lag es doch schon in dem politischen Charakter einer Mark, als Gränzprovinz des Reiches gegen benachbarte unruhige und feindselige Völker, daß der Markgraf in diesen Provinzen eine größere Macht geltend machen konnte, als die übrigen Statthalter in den Provinzen im Innern Deutschlands. So war es in den beiden, gegen die besiegten Slawen angelegten Marken Meissen und Nordsachsen, so in der gegen die Ungarn gestifteten Mark Oesterreich. Wegen des, dem Markgrafen übertragenen Aufgebotes sämmtlicher Vasallen im Falle eines feindlichen Angriffs, bildete sich in diesen Gränzländern frühzeitig ein strengeres Landsassiat, als im Inneren Deutschlands, und wenn gleich die markgräfliche Würde, gleich der herzoglichen ꝛc. erst zu der Zeit Lothar's II., in dem zweiten Viertel des zwölften Jahrhunderts, in den Dynastien erblich ward, die sie damals bekleideten, so war doch schon früher in den Marken nicht selten der Sohn dem Vater, der Bruder dem Bruder durch kaiserliche Belehnung nachgefolgt, weil diese Familien mit den Verhältnissen der Gränzprovinz nicht nur genau bekannt, sondern auch gewöhnlich durch erworbene Allodia in derselben einheimisch und mächtig geworden waren. So war es auch in der Mark Oesterreich. Die gesetzliche Erblichkeit der markgräflichen Würde gehört erst in die Zeit nach dem Erlöschen der salischen Dynastie auf dem Throne Deutschlands; allein der babenbergische Stamm gab dieser wichtigen und gegen die Ungarn schwer zu vertheidigenden Gränzprovinz des Reiches eine ununterbrochene Reihe von Regenten bis zu seinem Erlöschen. —

Mit Ungarn lebte Heinrich — unter dessen Regierung, wie schon bemerkt, der Name „Oesterreich" zum ersten Male urkundlich vorkommt —

im Frieden, da dort Stephan der Heilige mit der christlichen Religion auch ein friedlicheres System verbreitete. Als nach dem Tode Otto's III. (1002), Heinrich II. (der Heilige) den deutschen Thron bestieg, und mehrere deutsche Reichsfürsten sich gegen denselben auflehnten, bewahrte Heinrich ihm unverrückt die schuldige Treue. Der Beiname des „Aufrührischen" (Rebellis), welcher Heinrichen seltsamer Weise bisweilen beigelegt worden ist, beruht daher auf Namenverwechselung. Vielmehr wußte der Kaiser die Treue Heinrich's zu schätzen; er besuchte ihn in Haselbach, einem Dorfe Oesterreich's am linken Donauufer, und beschenkte ihn mit einem Stück Landes zwischen den Flüssen Durra (nach welchem Dürrenbach benannt), Lieznicha (Liesing) und Triesnicha (Triesting), und noch zwanzig anderen königlichen Huben zwischen den Flüssen Kamp und March. Wahrscheinlich wollte der Kaiser ihn dadurch für den Verlust der fränkischen Allodien entschädigen, welche zur Ausstattung des Bisthums Bamberg, der Lieblingsschöpfung des Kaisers und seiner andächtigen Gemalin Kunigunde, verwendet wurden.

Als Kaiser Heinrich den Herzog von Böhmen gegen die Eingriffe der Polen schützte, und diese, von Schlesiern und Mährern verstärkt, die Gränzen Oesterreich's beunruhigten, brach Heinrich mit einigen Tapferen gegen sie hervor, tödtete und fing ihnen 800 Mann und jagte ihnen die gemachte Beute wieder ab (1015). Als zwei Jahre später die Mährer einen Ort in Böhmen belagerten, und mit Beute beladen wieder heimzogen, überfiel sie Markgraf Heinrich, tödtete ihrer tausend, stürzte die übrigen in wilde Flucht, entriß ihnen den Raub und setzte alle Gefangenen in Freiheit. Von diesen glücklichen kriegerischen Unternehmungen hieß er „der Starke."

Unter Heinrich's Regierung wurde Coloman, ein frommer Pilger aus Irland oder Schottland, von dem argwöhnischen Volke, das ihn für einen feindlichen Kundschafter hielt, zu Stockerau martervoll umgebracht (1012), später aber, als Wunder an seinem Grabe seine Heiligkeit bezeugten, als Schutzpatron verehrt, und sein Leichnam, auf Veranstaltung des Markgrafen, in Melk feierlich bestattet (1015). Seinen Sitz hatte Heinrich theilweis zu Herzogenburg, woselbst Kaiser Heinrich II. dem Bischof Beringer von Passau einen Bezirk schenkte, um allda eine Kirche zu erbauen. Heinrich starb kinderlos, den 23. Juni 1018, und wurde zu Melk begraben.

Ihm folgte, da keine Leibeserben vorhanden, sein Bruder Adalbert I., wegen seiner nachmaligen Siege über die Ungarn „der Sieghafte" genannt.

Friedlich verfloſſen die erſten eilf Jahre ſeiner Regierung. Da riſſen ihn des Kaiſers Fehden gegen Ungarn mit in den Kampf und die Unruhe hinein. Als Kaiſer Konrad II. den Biſchof Wernher als Geſandten nach Konſtantinopel ſchickte, kam dieſer mit einer ſo zahlreichen Begleitung in Oeſterreich an (1027), daß der König Stephan von Ungarn ihm mißtrauiſch den Durchzug durch ſein Land wehrte. Der darüber erzürnte Kaiſer fiel mit einem zahlreichen Heere von Oeſterreich aus in Ungarn ein, wurde durch Moräſte und ausgetretene Ströme am weiteren Vordringen gehindert, und ging mit dem grollenden Vorſatze zurück (1030), mit größerem Nachdrucke wiederzukommen. König Stephan beſänftigte zwar den kaiſerlichen Zorn und brachte einen Frieden zu Stande (1031); aber ſein Tod (1038) erweckte die beigelegte Fehde von Neuem. Stephan's Schweſterſohn und Nachfolger, Peter, machte ſich durch Gewaltthätigkeiten aller Art bei ſeinen Ungarn ſo verhaßt, daß eine große Partei ihn (1041) des Thrones verluſtig erklärte und Stephan's Schwager, den Kumanen Aba, zum Könige ausrief, einen Mann von wilden Sitten, heidniſcher Unbändigkeit und Feind des Chriſtenthums, dem er nur dem Namen nach angehörte. Der entthronte Peter flüchtete nach Oeſterreich zum Markgrafen Adalbert. Aba's Anerkennung, die Letzterer trotzig verlangte, verweigerte der deutſche Kaiſer Heinrich III. Da brach der grimmige Kumane, raubend und ſengend in Oeſterreich ein, nahm Tuln und ſtürmte bis an die Traſen vor. Hier aber warfen ſich Adalbert und ſein muthiger Sohn Leopold den ſiegestrunkenen Ungarn entgegen, ſchlugen ſie auf's Haupt und trieben ſie über die March zurück. Gleiches Schickſal hatte ein anderes ungariſches Heer, das, in Steiermark eingefallen, vom dortigen Markgrafen Gottfried bei Pettau blutig zurückgewieſen wurde. Der verjagte Peter beſtürmte den Kaiſer mit Bitten um Fortſetzung des Krieges, wie denn eine alte Reimchronik dies treuherzig beſchreibt:

»Peter chlagte tägliche,
ſeinen grozzen Ungemach
ze Wienn der Kunic einen Hof geſprach
die Hervart ſie da ſwuren
ze Ungarn ſie do fuhren.«

So beſtürmt, zog der Kaiſer ſelbſt gegen Aba zu Felde, belagerte und nahm Hainburg und Preßburg. Adalbert und der Heldenjüngling Leopold, der ſich dabei den Ehrennamen des „ſtarken Ritters" erwarb, fochten ruhmvoll an der Seite des Kaiſers. Obgleich die Ungarn einen Frieden zu Stande

brachten, ſo ſchürte doch Peter unabläſſig das Feuer, und der Kaiſer erneuerte den Krieg (1043). Die Ungarn beſchworen dieſen Sturm, indem ſie den von Adalbert in den vorangegangenen Feldzügen eroberten Strich ihres Landes bis an den Leithafluß förmlich abtraten. Dadurch wurden die Gränzen der öſterreichiſchen Markgrafſchaft bis an die Leitha erweitert. Beſonderen Lohn gewährte der Kaiſer dem Markgrafen Adalbert dadurch, daß er deſſen kampferprobten Erſtgeborenen, Leopold, auf dem Reichstage zu Ingelheim (1048) zum Markgrafen in Oeſterreich und Nachfolger ſeines Vaters ernannte. Leider überlebte Leopold dieſen Ehrenlohn nur kurze Zeit; der Tod brach dieſes junge Heldenleben noch im nämlichen Jahre (9. Dec.).

Da der wilde Aba den Frieden nur benutzte, um ſeiner Grauſamkeit und Willkühr den vollen Zügel zu laſſen, ſo brach bald darauf (1044) ein neuer Krieg aus. Kaiſer Heinrich eilte, ohne ſich von der in Deutſchland ausgebrochenen Peſt und Hungersnoth abhalten zu laſſen, mit einem anſehnlichen Heere herbei, ſetzte über die Raab und ſchlug in den Feldern um Menfö bei Raab, nach langem Würgen auf beiden Seiten, die Ungarn völlig. Markgraf Adalbert, welcher den linken Flügel des deutſchen Heeres befehligte, wo der Kampf am ſchrecklichſten entbrannte, hatte nach einſtimmigem Zeugniſſe den Hauptausſchlag bei dieſem entſcheidenden Siege gegeben.

Der durch deutſche Waffen auf den Thron Ungarn's zurückgeführte König Peter ſtieß, bei ſeiner Wiedereinſetzung, auf Abneigung und Widerſtand. Um neues Unheil gleich in der Geburt zu erſticken, machte Kaiſer Heinrich (1045) ſich abermals auf den Weg nach Ungarn. Dieſe Reiſe konnte ihm tödtlich werden; denn im Schloſſe Perſenbeug, wo er bei der Witwe des Grafen von Ebersberg einſprach, ſank der Boden des Saales ein, und alle Anweſenden ſtürzten in das darunter befindliche Badhaus hinab. Der Kaiſer kam mit leichter Verwundung am Arm davon; aber der Biſchof Bruno von Würzburg, der Abt Altmann von Ebersberg und die gräfliche Wirthin ſelbſt ſtarben an dem argen Falle.

Mühſam erhielt ſich der Friede mit Ungarn bis zum Jahre 1050. Da plötzlich meinten ſich die Ungarn durch den Biſchof Gebhardt von Regensburg beſchwert, überſchwemmten die durch Adalbert ihnen entriſſenen Gebiete, und verwüſteten Alles mit Feuer und Schwert. Vor Hainburg brach ſich ihr Glück. Der gereizte Kaiſer ſteckte erſt im Jahre 1053, durch päpſtliche Vermittelung, ſein Racheſchwert in die Scheide. Spätere Unbilden zu ſtrafen,

verwehrten ihm die, mittlerweile in Deutschland selbst (1055) ausgebrochenen Unruhen.

Den treuen und siegreichen Kampfgefährten belohnte der Kaiser huldvoll. Außer den schon gedachten Zugeständnissen erlangte Adalbert noch mancherlei. Da die vorzüglichsten Einkünfte der Herzoge und Markgrafen in jenen kaiserlichen Kammergütern bestanden, welche der Kaiser ihnen zum Genusse anwies oder als ein Eigenthum schenkte, so hatte Adalbert schon im Jahre 1035 vom Kaiser Konrad II. fünfzig königliche Huben zwischen den Flüssen Piesting und Triesting mit allem Zubehör eigenthümlich erhalten. Im Jahre 1043 schenkte ihm Kaiser Heinrich, zur Belohnung seiner Treue und Dienstergebenheit, ein Landgut Bribensendorf bei Pielaha, wahrscheinlich das heutige Kirchdorf und Prinzersdorf; 1048 ertheilte er ihm und seiner Gemalin dreißig königliche Huben in der Gegend von Raps, eben so viele im Jahre 1051 in der Herrschaft Lilienfeld. So vermehrte und vergrößerte Adalbert, durch seine Treue gegen das Reich und die Tapferkeit seines Armes, seine Hausmacht, und konnte die seiner Familie verloren gegangenen Güter in Franken leicht verschmerzen. Wahrscheinlich stand er, neben der Markgrafschaft Oesterreich, auch noch dem Donaugau in Baiern vor.

Markgraf Adalbert entschlief den 26. Mai 1056, und ruht zu Melk. Sein erstgeborner Sohn, der starke Ritter Leopold, war ihm im Tode vorangegangen. Sein jüngerer Sohn, Ernst, der Tapfere oder auch der Strenge (Strenuus) genannt — Beides nützlich in so harter Zeit — erhielt nach ihm die Mark. Geboren im oder um das Jahr 1027, befand er sich in der schönsten Kraft der Männerjugend, da er die Regierung übernahm. Vermält war er mit Swanehild, der Tochter des meißnischen Markgrafen Dedo, der, ganz im Widerspruche mit der Politik und den Gesinnungen seines Schwiegersohnes, später an die Spitze des Aufstandes der deutschen Fürsten gegen Kaiser Heinrich IV. trat.

In den Thronstreitigkeiten zwischen dem Ungarnkönige Andreas und dessen Bruder Bela, mußte Ersterer (1060) die Hülfe des deutschen Königs Heinrich IV. anrufen, und seinen zum Nachfolger erklärten Sohn Salomo, sammt der Krone und anderen Schätzen, der Verwahrung des Markgrafen Ernst im Bergschlosse zu Melk anvertrauen. Das gegen Ungarn entsendete deutsche Heer wurde auf dem Rückzuge aufgerieben, Andreas selbst erschlagen. Darauf fiel Bela in Oesterreich ein (1062), um den jungen

Salomo der Verwahrung des Markgrafen Ernst zu entreissen; aber dieser trat ihm wohlgerüstet entgegen und vereitelte sein Begehren. Bela's Tod machte bald nachher diesen Unruhen ein Ende, und Salomo bestieg den väterlichen Thron. Neue Zerwürfnisse in Ungarn machten ein abermaliges Einschreiten deutscher Waffen nöthig, die aber diesmal keinen glücklichen Erfolg hatten. In Deutschland selbst wüthete der Brand der Zwietracht. Der Kaiser Heinrich IV. konnte sich nur mit Noth seiner vielen Feinde erwehren. Er sammelte ein Heer, mit welchem er am 8. Juni 1075 die große Sachsenschlacht an der Unstrut schlug und, nach langem und zweifelhaften, schrecklichen Würgen von beiden Seiten, endlich den Sieg behauptete. Unter den auf kaiserlicher Seite Gefallenen befand sich auch Markgraf Ernst, der, nebst dem Herzoge der Böhmen, den Sieg entschieden. Er starb am folgenden Tage und wurde in die Gruft seiner Väter zu Melk abgeführt.

Hoch hielt der Kaiser des Markgrafen Ernst aufopfernde Treue. In einer Urkunde vom 4. Oct. 1058 sagte er ihm, weil er mit seinem Lande am Ende der Christenheit gelegen, die Hülfe des Reiches zu, gab ihm die Bisthümer Salzburg und Passau mit allen ihren Gütern zu Hülf' und Beistand, dergestalt, daß seine Nachfolger und das Land Oesterreich derselben Voigte und Herren sein sollten, und ertheilte ihm, seinen Nachfolgern und dem Lande die vorzügliche Freiheit, daß sie sich ihr Gerichtsschwert und ihr Landespanier oder ihre Fahnen öffentlich vor dem Reiche und aller Welt vortragen lassen dürften. Auch wird Markgraf Ernst in dieser Urkunde der „vorderste und getreueste Fürst des heiligen römischen Reiches" genannt, ein Beweis, wie hoch das Haus Oesterreich schon damals bei Kaiser und Reich in Ehren stand. Ferner überließ ihm der Kaiser (1074) in der ihm anvertrauten Markgrafschaft, in dem Walde Rovgacs, doch mit Ausnahme Falkensteins, so viel als vierzig Höfe ausmachen. Die Mark Oesterreich rückte, durch Ernst's Siege über die Ungarn, weiter nach Osten vor. Innerhalb derselben finden wir schon benannt: Suarzaha und Hederischeswerda, (Schwarzau und Haderswört, unweit Neustadt), dann sogar über die Leitha hinaus gegen die Raab einen Wildbann am Litahaberge, und Churimberge am Raabfluße. Auch gegen Böhmen behauptete und erweiterte sein Gebiet der Markgraf Ernst. Urkundlich erscheinen auf dem Marchfelde: Wikkendorf, Stötpherrich, Maerhle und Chirchle (Weikendorf, Stopfenreit, Marchegg und Schönkirchen). Noch andere bekannte Namen tauchen in jener Zeit

urkundlich auf, wie: Mandeswarde (Mannswört), Svechant (Schwechat), Viskaha (Fischa), Fischahegemunde (Fischament), Chrunbinuzbuone (Krummnußbaum), zugleich Klangmesser der damaligen Sprache.

Leopold, der einzige Sohn des tapferen Ernst, der für die Sache seines Kaisers gefallen, erhielt von Letzterem ohne Schwierigkeit die Mark übertragen. Seine körperlichen Vorzüge erwarben ihm den Beinamen des Schönen. Von Ungarn aus, dieser so lange verwundbarsten Seite der jungen Ostmark, genoß er Ruhe. Dagegen rissen ihn die inneren Kämpfe Deutschlands tief und verderblich in ihre Mitte. Zu dem Kampfe zwischen der Kaisergewalt und der Lehenspflicht gesellte sich jener zwischen dem Hirtenstabe und dem weltlichen Scepter.

Auf St. Peters Stuhle saß Gregor VII., ein Mann von unbeschreiblichem Scharfblicke, unübertroffen an Muth und Geisteskraft, streng gegen Andere, doch am strengsten gegen sich selbst. Wohl that in jenen Erstlingstagen des deutschen Christenthums, das auf einer Seite der Halbmond, auf vielen anderen slawisches Heidenthum beängstigend einengten, der Christenheit ein festes Band noth, und Gregor gab es, wie Johannes Müller sagt: „mit der Begeisterung eines Propheten, mit der Sittenstrenge eines Einsiedlers, mit eines Kriegesfürsten beharrlichem Muth, mit aller Geschmeidigkeit eines Parteihauptes, mit dem Gleichmuth eines Staatsmannes. Ein altersschwacher, kranker, gefangener, flüchtiger Papst wurde Herr der Herzen und der Entschlüsse des gesammten Abendlandes. Der scheinbar unwiderstehlichen Gewalt der Waffen hatte er Nichts entgegenzusetzen, als Seelenkraft, und er überwand sie. Er vereinigte die zerstreuten Geistlichen; er erhob viele tausend Menschen, die keine andere Macht hatten, als Bitten und Thränen, aus dem Staube in hohen, unverletzbaren Rang.“ Er sendete 1075 sein kühnes Decret in die Welt, worin allen Geistlichen bei Verlust ihres Amtes verboten wurde, die Investitur über irgend ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien zu empfangen, und zugleich allen Laien bei Strafe des Bannes untersagt wurde, einem Geistlichen die Investitur zu ertheilen; nachdem die Laien geistliche Stellen bisher oft an den Meistbietenden verkauft und so der Simonie sich schuldig gemacht hatten. Es war voraus zu sehen, daß die Fürsten und namentlich das deutsche Oberhaupt, das bisher von ihnen behauptete Investiturrecht sich nicht so leicht würden entwinden lassen. Da erließ 1076 Gregor ein neues Decret, in welchem dem Kaiser angekündigt wurde, daß

er in Rom erſcheinen und ſich wegen der, gegen ihn erhobenen Klagen verantworten ſolle. Heinrich IV. im übereilenden Zorne, verſammelte ſogleich eine Synode zu Worms, und ließ gegen Gregor das Abſetzungsurtheil ausſprechen. Dieſer dagegen that den Kaiſer in den Bann, und entband deſſen Vaſallen und Unterthanen des Eides der Treue. Ganz Oberdeutſchland ſtand gegen Heinrich auf, gleichzeitig erneuerten die Sachſen in Niederdeutſchland den Krieg gegen ihn, und die zu Oppenheim verſammelten Fürſten beſchloſſen, zu einer neuen Kaiſerwahl zu ſchreiten. Von beiden Seiten war man zu weit gegangen, und Gregor hatte, ganz erfüllt von der Würde der kirchlichen Gewalt, die Majeſtät der weltlichen aus den Augen verloren. Der unglückliche, verlaſſene Kaiſer erniedrigte ſich in Canoſſa vor Gregor, um den Bann zu löſen. Dann aber ſtachelte der Schmerz der erlittenen Schmach ihn zum erneutem, verzweiflungsvollen Widerſtande. Viele, die vorher dem Kaiſer abhold geweſen, traten jetzt auf ſeine Seite über, da ſie einſahen, daß man zu hart mit ihm verfahre. Dagegen hielten die ihm abgeneigten Fürſten eine Verſammlung zu Forchheim, ſprachen Heinrich's Abſetzung aus, und erwählten den Herzog Rudolf von Schwaben zum Gegenkaiſer.

Markgraf Leopold, der Sohn jenes Mannes, der für ſeinen Kaiſer freudig ſein Alles gewagt, ja in der Schlacht an der Unſtrut für denſelben in den Tod gegangen, war unter den Gegnern des Kaiſers. Sein Freund, der Biſchof Altmann von Paſſau, einer der eifrigſten Anhänger der Gregorianiſchen Partei, hatte ihn auf ſeine Seite gezogen. Es läßt ſich nicht genau beſtimmen, wann Leopold ſich zuerſt offen gegen den Kaiſer erklärt habe. Noch im Jahre 1078 fand er ſich in Regensburg ein, wo der Kaiſer das heilige Pfingſtfeſt feierte. Plötzlich aber glaubte er ſich beleidigt, und brach von Regensburg auf, zurück nach Oeſterreich. Heinrich IV., wie immer wankelmüthig und mißtrauiſch, legte dieſe plötzliche Abreiſe Leopold's für einen Abfall von ſeiner Seite und dem Reiche aus, drang im folgenden Jahre (1079) mit einem Heere in Oeſterreich ein, und nöthigte den Markgrafen und deſſen Anhang zur Unterwerfung. Aber bald darauf ſchwur Leopold, in einer Verſammlung ſeiner Edlen zu Tuln, die Partei des Kaiſers öffentlich ab, wofür ihn Biſchof Altmann höchlich rühmte, vertrieb die kaiſerlichen Anhänger aus ſeinem Gebiete und vertheidigte mit Nachdruck, die es mit der päpſtlichen Partei hielten. Als der Gegenkaiſer Rudolf, nachdem ihm in

der Schlacht an der Elster die rechte Hand verstümmelt worden, mit welcher er früher seinem rechtmäßigen Kaiser Treue geschworen, einen Tod voll bitterer Reue und Selbstvorwurfes gefunden (1080), trat Leopold öffentlich auf die Seite des erwählten zweiten Gegenkaisers, Hermann's von Luxemburg, und leistete demselben in Belagerung der, Heinrich IV. treugebliebenen Stadt Augsburg, Beistand. Dafür wurde er vom Kaiser der Ostmark verlustig erklärt, und diese an den unerschütterlichen Anhänger des Kaisers, den Herzog Wratislaw von Böhmen, übertragen. In Folge dessen drangen die Böhmen, sammt den verbündeten Mährern und Baiern, am Thayaflusse in Oesterreich ein, verwüsteten rings die Gegend, bis Leopold sich bei Mailberg ihnen entgegenwarf. Dort kam es am 12. Mai 1082 zu einer blutigen Schlacht, in welcher Leopold, trotz seiner tapferen Gegenwehr, geschlagen und zurückgedrängt wurde. Viele seiner fliehenden Krieger ertranken in der Thaya, viele tödtete der Hunger in dem verödeten Lande. Er rächte im folgenden Jahre (1083) diese Niederlage; sein Heerführer, der muthige Azzo von Gobatsburg, jagte die Feinde blutig über die Thaya zurück. Von da an blieb Leopold bis zu seinem Tode im ruhigen Besitze der Mark.

Bischof Altmann von Passau ernannte Leopold, als den „frömmsten Markgrafen des Ostlandes," 1076 zum ewigen Schutz- und Voigtherrn über alle in Oesterreich liegenden Güter des von ihm errichteten Stiftes St. Nicolaus außerhalb Passau's. In der Urkunde kommen folgende, zur österreichischen Voigtei gehörige Ortschaften vor: ein Hof zu Mautern; Eitzendorf bei Grein; Blatt (Platt) bei Schrattenthal gegen Mähren; Perchwisen bei Horn; Stregen (Strögen) in derselben Gegend; Minichreit gegen Mähren ꝛc. Ersichtlich wird aus jener Urkunde, daß schon damals die Markgrafschaft Oesterreich sich auch über den Ennsfluß, wenigstens auf der nördlichen Seite, ausgedehnt haben müsse.

Leopold schied aus dem Leben den 12. October 1096. Er war der letzte österreichische Fürst, der zu Melk begraben wurde. Die Zeit warf die ehrwürdigen Ueberreste der ersten Fürsten Oesterreich's durch einander, und so umschließt jetzt ein einziges Behältniß eilf Schädel und die zerstreuten Gebeine der dort Schlummernden. Von seiner Gemalin Itha, — welche im Jahre 1101 sich dem Kreuzzuge nach Palästina anschloß und von dort nicht mehr zurückkehrte — hinterließ Leopold mehrere Töchter, doch nur einen Sohn, der ihm nachfolgte.

Leopold, wie der Vater, hieß dieſer ſein Nachfolger, der, ſpäter unter die Zahl der Heiligen verſetzt, einen neuen, höheren Glanz über das Geſchlecht der Babenberger ausgoß. Wie es gekommen, daß er, trotz der heftigen Zerwürfniſſe zwiſchen ſeinem Vater und dem Kaiſer, ſich das Erbe der Oſtmark gerettet, iſt ſchwer zu beſtimmen. Vielleicht hatten ſich die alten Gegner in Leopold's des Schönen letzten Tagen mit einander ausgeſöhnt; vielleicht war der hartbedrängte Kaiſer nur zu ſchwach, der Nachfolge des jungen Leopold zu wehren. Als dieſer den Fürſtenſtuhl (1096) beſtieg, brach eine verhängnißvolle Epoche, ein Ereigniß voll Schrecken und Erhabenheit, über Deutſchland herauf. Schmerzlich hatten es ſeit lange die frommen Völker des Abendlandes beklagt, daß das heilige Land, welches die geheimnißvolle Geburt des Erlöſers geſehen, das den Leib des Menſchenſohnes getragen, den Athem ſeines göttlichen Geiſtes zuerſt empfunden, das ſeinen Schoos geöffnet, um ihn zum Grabe zu bergen, und deſſen Lüfte den Ueberwinder des Todes emporgetragen zur himmliſchen Heimat, daß dieſes Land der Wunder und des Heils in den Händen ungläubiger Horden, daß das Kreuz traure im Schatten des Halbmondes. Die aus dem heiligen Lande zurückkehrenden Pilgrime brachten trübſelige Mähr von den Gefahren und Mißhandlungen, denen ein chriſtlicher Wallfahrer dort ausgeſetzt, und vor Allem ſchilderten ſie den fatimiſchen Kalifen Hakem als einen Nero, der, von einer Chriſtin geboren, den Verdacht, daß er ſelbſt ein geheimer Chriſt, abzuwaſchen ſtrebe im Blute der Chriſten. Da verband ſich in den deutſchen, fränkiſchen und welſchen Stämmen der fromme Zorn mit dem kriegeriſchen Unternehmungsgeiſte. Abkämpfen wollten ſie die heilige Erde dem Frevel und dem Ingrimm der Muſelmänner, das heilige Grab, nach welchem ſo viele Gläubige wallfahrteten, unter den Schutz chriſtlicher Waffen ſtellen, das Chriſtenthum unter den Ungläubigen ausbreiten, die Kirche durch bekehrte Völkerſchaften bereichern und die Herrſchaft des Kreuzes wieder hinübertragen weit über das Meer, von wo ſie einſt ausgegangen. Die Ausſicht auf ewigen Lohn, wie auf irdiſche Beute, auf Ruhm und Abenteuer, ergriff alle Gemüther: der Ritter ließ das arge Geſchäft der Wegelagerei fahren und rüſtete ſich zum heiligen Kampfe: der Bauer, daheim verachtet und gedrückt, warf ſeinen Pflug, ſein Ackergeräthe von ſich und griff zu Schwert und Pike. Die Veranlaſſung zum erſten Kreuzzuge gab Peter von Amiens, genannt der Einſiedler. Auf einer Reiſe nach Jeruſalem 1093 hatte er den traurigen

Zuſtand der dortigen Chriſten unter ſaraceniſchem Joche kennen gelernt, und, tief ergriffen, die Wiege des Chriſtenthums von Ungläubigen umſtellt zu ſehen, war er nach ſeiner Rückkehr eifrigſt bemüht, einen Heereszug zur Befreiung jener heiligen Orte zu Stande zu bringen. Papſt Urban II., dem er ein Schreiben des Patriarchen von Jeruſalem überbrachte, angefüllt mit heißen Bitten an die abendländiſchen Chriſten, ihren bedrängten Brüdern beizuſtehen, veranſtaltete 1095 eine große Kirchenverſammlung zu Piacenza unter freiem Himmel, verkündigte, was Peter der Einſiedler ihm mitgetheilt, ließ durch die Geſandten des griechiſchen Kaiſers Alexius das jammervolle Loos der morgenländiſchen Chriſten ſchildern, und weckte ein allgemeines Verlangen, ihnen beizuſtehen. Noch höher ſteigerte er die Begeiſterung auf der, im folgenden Jahre zu Clermont gehaltenen und von Abgeordneten aller Nationen beſuchten Kirchenverſammlung. Einſtimmig riefen, als er ſeine Rede beendigt, alle Verſammelte aus: „Gott will es!“ Wunderbare Erſcheinungen, Nordlichter und eine anſteckende Krankheit, welche man das heilige Feuer nannte, wurden als himmliſche Winke betrachtet; in der Zuverſicht der himmliſchen Freude verlor der Tod ſeine Schrecken. Bald bedeckte der Kreuzheere buntes Gewimmel die Donau. Sie fuhren Wien vorüber, hinab nach Ungarn, raubend und plündernd, ärger als die Heiden, die ſie zu bekämpfen kamen, und wurden ſchon auf dem Wege erſchlagen, aufgerieben und verſprengt, noch ehe ſie Conſtantinopel erreichten, das man zum allgemeinen Sammelplatze beſtimmt hatte. Nun aber brach der ritterliche Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, im Verein mit vielen edlen und kriegserfahrenen Helden, an der Spitze eines auserleſenen Kreuzheeres von 80,000 Mann auf, zog durch Deutſchland und Ungarn, ſetzte über die Meerenge von Galliopoli, eroberte im Jahre 1097 Nicäa, 1098 Antiochien, und zog, nach Wundern der Tapferkeit, 1099 als Sieger in Jeruſalem, der heiligen Stadt, ein.

Markgraf Leopold von Oeſterreich hatte, ungeachtet ſeines frommen Sinnes, ſich dem Kreuzzuge nicht anſchließen wollen, da der Zuſtand ſeines eigenen Landes ihm dringendere Pflichten auferlegen mochte. Wohl aber ſtattete er mit ſchwerem Golde dreihundert Krieger aus und ließ ſie durch drei ſeiner Landesedlen, Adalram von Berg, Hadamar den Kuenringer und Udalrich von Wolkenſtein, dem Zuge zuführen. Dagegen ließ Leopold's Mutter, Itha, die Witwe Leopold's des Schönen, ſich nicht abhalten, im Geleite der Kreuzfahrer eine Wallfahrt nach Jeruſalem zu unternehmen. Der Markgraf

gab ihr 200 Mark Silber mit, um sie zum Kriege gegen die Ungläubigen zu verwenden. Als aber der Zug das karamanische Land Konia betrat, fielen aus ungesehenem Hinterhalte die Bergvölker in ungeheurer Anzahl über die Kreuzfahrer her. Von 160,000 Christen entrannen nicht 3000 dem Verderben; der Erzbischof Timo von Salzburg war unter den Erschlagenen; mit Mühe entkam der Führer des Zuges, der Baiernherzog Welf; schiffbrüchig erreichte er Cypern und starb. Was mit der Markgräfin Itha geschehen, weiß Niemand. Widersprechende Gerüchte lassen sie bald bei jenem Ueberfalle unter den Hufen der Schlachtrosse, bald unter den Säbeln der Saracenen enden, bald sie in das Land Chorazan schleppen, um dort im Harem des Sultan Massoud einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen. Die letztere Angabe wird durch das damalige Alter der Markgräfin (sie hatte beinahe dreißig Jahre früher den heiligen Leopold geboren) sehr zweifelhaft gemacht.

Als ein bleicher kaiserlicher Schatten, von seiner Zeit schon aufgegeben und ausgestoßen, umirrte der unglückliche Heinrich IV. noch immer den deutschen Thron, von seinem bösen Schicksale zu einem langen Daseyn verurtheilt. Düster und lebensmüde, und dabei sich abmühend in fruchtlosen Entwürfen, seine schwererschütterte Herrschaft wieder zu befestigen, ließ er auf einem Hoftage zu Mainz 1104 während der Messe verkündigen, daß er die Regierung seinem Sohne Heinrich abtreten und nach Jerusalem wallfahren wolle. Ob es ihm Ernst damit gewesen, oder ob er es gethan, weil der Bannstrahl Papst Pascal's II. ihn neue Zerrüttungen befürchten ließ, ist schwer zu bestimmen. Jedenfalls beeilte er sich nicht, seine Zusage in's Werk zu setzen, und der Kreuzzug unterblieb, obschon Leopold, um seinen Kaiser zu begleiten, zu Melk durch den Bischof Udalrich von Passau sich feierlich hatte mit dem Ritterschwerte umgürten lassen. Dafür brach im Jahre 1105 der Krieg zwischen Vater und Sohn, zwischen Kaiser Heinrich IV. und seinem Sohne Heinrich (V.) aus; die wilde Krisis der Zeit wollte mit einem Acte der finstersten Unnatur schließen. Auf des alten Kaisers Seite befanden sich Markgraf Leopold mit seinen Oesterreichern, und dessen Schwager, Herzog Borziwoy II. von Böhmen, an der Spitze der Böhmen und Mährer. Schon standen die beiden Heere einander hart im Angesichte, nur durch das Flüßchen Regen getrennt; unvermeidlich schien die vatermörderische Schlacht. Sie zu vermeiden, riethen auf beiden Seiten die Fürsten zum Vergleiche. Der junge Heinrich aber sparte weder List noch Versprechungen, um die beiden mächtigen

Bundesgenossen des alten Kaisers, Leopold und Borziwoy, auf seine Seite zu ziehen und seinem Vater die letzte Stütze zu rauben. Ersterem versprach er seine Schwester Agnes, die schöne, neun und zwanzigjährige Witwe Friedrich's von Stauffen, zur Ehe. Der köstliche Preis verblendete Leopold's sonst redliches Gemüth. War doch der alte Kaiser aufgegeben von Welt und Kirche, und mit ihm Jeder, der zu ihm hielt. Da kündigten Leopold und Borziwoy ihm plötzlich an, daß sie mit ihren Kriegsvölkern heimkehren wollten. Nichts fruchtete dem unglücklichen kaiserlichen Greise seine Verzweiflung, vergebens sank er, der Erste des Reiches, in die Knie vor seinen Lehensfürsten, flehend, ihn nur jetzt nicht zu verlassen. Taub seinem Flehen, brachen sie mit ihrem Kriegsvolke auf. Der verlassene Kaiser mußte eilen, durch Böhmen und Sachsen an den Rhein zu kommen, um dem aufrührischen Sohne nicht in die Hände zu fallen. Die eiserne Kraft des Kaisers, der in mehr denn sechzig Schlachten gesiegt, erlag dem Schmerze des Vaters. Zu Lüttich, den 7. Aug. 1106, entfloh sein Geist einer Welt, auf welcher ihm Alles gelogen, was Gott und Menschen heilig: Völker-, Pflicht- und Freundes-Treue, wo selbst die allliebende und verzeihende Mutter Kirche ihn erbarmungslos von sich gestoßen. Heinrich V. schwang sich auf den Thron, den noch die Thränen des Vaters befeuchteten. Ihn hatte er zu verrathen sich nicht entblödet; doch dem mächtigen Bundesgenossen eilte er Wort zu halten. Er führte Leopolden die herrliche Braut zu, Agnesen, deren gesegneter Schoos sie in erster Ehe zur Ahnfrau des Titanengeschlechts der Hohenstauffen, in zweiter zur Stammesmutter der erlauchten Babenberger erhob. Zu Melk feierte Leopold den 1. Mai 1106 seine feierliche Vermälung.

Schwer sollte an Heinrich V. das vierte Gebot in Erfüllung gehen. Dieselben Anlässe, die er benutzt, um seinen Vater zu stürzen, ließen auch ihn nicht zur Ruhe kommen. Verlassen von seinen alten Anhängern, konnte er sich nur durch Nachgiebigkeit auf seinem Platze erhalten, und mußte seinen Fortbestand durch eine Niederlage in dem Investiturstreite erkaufen, indem er im Wormser Concordate mit Papst Calixtus 1122 die eingezogenen Kirchengüter herausgab und von der Belehnung der Bischöfe mit dem Ringe und dem Stabe abstand. Unmuth und Reue rafften ihn frühzeitig dahin (1125); kinderlos ging er aus der Welt, der gegen seinen Vater und Herrn den Arm erhoben. Mit ihm erlosch der salisch-fränkische Kaiserstamm. Da ernannten die Wahlfürsten vier Throncandidaten, den Herzog Friedrich

(von Stauffen) von Schwaben, den Markgrafen Leopold von Oeſterreich, den Herzog Lothar von Sachſen und den Grafen Karl von Flandern. Aber Leopold, dem die wilden und unnatürlichen Kämpfe um jenen Thron, deren Zeuge er geweſen, ein geheimes Grauen eingeflößt hatten, und dem von dorther ein Stachel der Reue im Herzen verblieben war ob ſeiner Härte gegen den unglücklichen Kaiſer Heinrich IV., verbat ſich knieend und mit Thränen in den Augen, die angetragene Würde. Ein Gleiches hat Lothar. Der kühne und machtbegierige Stauff meinte ſchon, die Krone könne ihm nicht mehr entgehen. Da eiferte ein Gegner ſeines Hauſes, der Erzkanzler Adalbert von Mainz, die Wahlfürſten wegen des Stauffen Uebermuth an, und Lothar wurde gegen ſeinen Willen gewählt. Die Fürſten Oeſterreich's waren ſchon damals der Kaiſerkrone werth gehalten, ja ihrer doppelt würdig, da ſie in böſer Zeit Demuth und Selbſtbeherrſchung genug beſaßen, ſie von ſich zu weiſen.

Außer einigen vorübergehenden Fehden, ſtörten, ſeit dem finſtern Kampfe zwiſchen Vater und Sohn, keine Kriege das mehr ſtille, in ſich zurückgezogene und beſchauliche Leben Leopold's. Im Gefolge Kaiſer Heinrich's V. mußte er 1108 einen Heerzug gegen Ungarn unternehmen, der aber für die deutſchen Waffen keinen ſonderlichen Erfolg hatte. Sie belagerten Preßburg vergeblich und mußten frühzeitig auf den Rückweg denken. Beſſer wehrte ſich Leopold in ſeiner eigenen Sache. Als 1117 die Ungarn einen Einfallt in Oeſterreich wagen und die Ortſchaften an der Leitha verwüſteten, vereinigte Leopold ſeine Krieger mit denen des Böhmenherzogs, ſchlug die Ungarn in einer zweifachen Niederlage mit vielem Verluſte zurück, drang verheerend in ihr eigenes Land ein, bezwang die Eiſenburg und kehrte, Schrecken und Furch hinter ſich laſſend, ſiegreich in ſeine Mark zurück. Auch zeigte er ſich bereit, den Grafen Heinrich von Wolfratshauſen, deſſen Erwählung zum Biſchof von Regensburg 1131 Herzog Heinrich der Stolze von Baiern ſich widerſetzte, gegen Letzteren mit gewaffneter Hand zu ſchützen. Doch wurde der Sreit durch Vergleich beigelegt. In derſelben Zeit nahm er ſich auch des, durch den Herzog Engelbrecht von Kärnten in Kriegsnoth verſetzten Biſchofs Hildebold von Gurk an, und rettete ihn, indem er das umzingelte Schloß Frieſach entſetzte, das herzogliche Lager ſtürmte, die Schanzen ſchleifte und den Feind hinwegtrieb.

Aber all' dieſe Erfolge, ſelbſt die Liebe ſeiner Agnes und das häus-

liche Glück, das er im Kreiſe einer zahlreichen Familie genoß, konnten in Leopold den Wurm der Reue nicht vertilgen, den er, ſeit dem Tage am Regenfluße, im Buſen trug. Das Bild des alten, flehenden, verzweifelnden Kaiſers, den er in verhängnißvoller Stunde verlaſſen, deſſen Tochter er ſein Weib nannte, deſſen Blut jetzt in den Adern ſeiner eigenen Kinder rollte, ſtand trübſelig und vorwurfsvoll vor ſeiner Seele. Da flüchtete er denn aus dem Bereiche quälender Erinnerungen in den ſchützenden Frieden der Andacht und frommer Werke. Melk, die Gruft ſeiner Väter, verlaſſend, hatte er ſich, um dem unruhigen Nachbar in Ungarn näher zu ſeyn, an der äußerſten Endſpitze des Kahlengebirges eine Burg erbaut, die, ſpäter zerfallen und zerſtört, ihrer Stelle den Namen des Leopoldsberges hinterlaſſen hat. Von da mag er oft ſinnend herabgeblickt haben auf die Windungen der Donau und das aufblühende Land; auch war er dort nahe zu ſeinem Gejaidhof, Berghof, im alten Wien, und zu ſeinem anderen Jagdhauſe in der heutigen Wallnerſtraße. Eine alte Sage geht, daß, eine Woche nach der Vermälung des Markgrafen Leopold mit Agneſen, der Letzteren, als ſie eben am offenen Fenſter des Kahlenberger Schloſſes ſtand, der Schleier durch eine Zugluft entführt wurde. Erſt acht Jahre ſpäter, den 31. Mai 1114, fand der Markgraf dieſen Schleier am Fuße des Kahlenberges, an einem Hollunderſtrauche wieder. Auf der Stelle, wo er ihn gefunden, erbaute er Kloſter und Stift Kloſterneuburg, zu welchem er den 12. Juni 1114 den Grundſtein legen, und es an ſeinem Geburtstage, den 29. September 1136, feierlichſt einweihen ließ. — Ihm verdankt auch die älteſte Ciſtercienſerabtei Oeſterreich's, Heiligenkreuz, ihre Entſtehung. Auf Empfehlung ſeines Sohnes Otto, welcher damals Abt des Ciſtercienſerkloſters zu Morimund war, räumte er dieſem Orden 1134 das Dorf Sattelbach, nach dem vorüberfließenden gleichnamigen Bache genannt, ein, worauf 1136 die Erbauung des Kloſters und des Stiftes folgte. Andere ähnliche Stiftungen, die er theils ſelbſt veranlaßte, theils unterſtützte, aufzuführen, verbietet der Raum; durch reiche Schenkungen an Land und Gütern kräftigte und adelte er viele der ſchon beſtehenden frommen Stiftungen. Seine Vaſallen folgten dem Beiſpiele ihres Gebieters nach, und Klöſter und Kirchen erhoben ſich rings im Lande Oeſterreich.

Markgraf Leopold entſchlief, mit Hinterlaſſung einer zahlreichen Nachkommenſchaft, den 15. November 1136, im vier und ſechzigſten Jahre

seines Alters, und wurde in dem von ihm neu erbauten Stifte Klosterneuburg begraben. Wie sein ganzes Leben sich in einem stillen Gemüth kindlicher Liebe und Gemüthlichkeit, frommer Reue und Beschaulichkeit begränzt, so war er auch nicht der Mann der That. Die Zeit fand ihn nur da gerüstet, wo er mit seinen Empfindungen einzustehen hatte, und mit seinem bewegten Seelenleben kann er zwar ein individuelles Interesse einflößen, aber auf keinen erhöhten Sitz in der Geschichte Anspruch machen. Durch seine Frömmigkeit und Demuth, die im Begründen frommer Werke unwillkührlich die Segnungen des Friedens verbreiteten, Anbau und Bevölkerung hoben und Handel und Bürgerfleiß begünstigten, hat er im Volksleben und Volksgefühle tiefe und freundliche Eindrücke zurückgelassen, und sein Andenken hat sich daher frischer und deutlicher erhalten, als das seiner begabteren Vorgänger und Nachfolger. Seine lange Regierung hat außerdem wenig merkliche Lebensäußerungen aufzuweisen und nur eine heitere Fläche, kein bewegtes Bild aus sich geschaffen. Seine hohe Achtung vor der Religion, sein christlicher Sinn, seine Freigebigkeit gegen die Kirche sind nicht unbelohnt geblieben; 1484 wurde er unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, und 1506 seine Gebeine feierlich erhoben. Seine Gemalin Agnes überlebte ihn um mehr als zwanzig Jahre; sie folgte ihm erst den 24. September 1157, über achtzig Jahre alt, im Tode. Sie hatte ihm in einer langen glücklichen Ehe neunzehn Kinder geboren, von denen jedoch acht vor ihm starben. Es überlebten ihn sechs Söhne und fünf Töchter, und zwar: Adalbert, welcher als Schutzvoigt sämmtlicher österreichischen Stifte und Klöster den 9. November 1137 starb; Leopold, des Vaters Nachfolger in der Mark Oesterreich; Otto, gestorben 1158 als Bischof von Freisingen, berühmt als Geschichtschreiber seiner Zeit; Heinrich, unter dem Namen Jasomirgott bekannt und später zur Markgrafschaft berufen; Konrad, zuletzt Erzbischof von Salzburg, und der in der Blüthe seiner Jahre dahinsterbende Ernst.

Als Markgraf Leopold starb, befand sich der Kaiser Lothar eben auf einer Reise nach Italien. Um sich der Gunst des Letzteren, und dadurch der Erbfolge in der Markgrafschaft zu versichern, baten die Söhne Leopold's schriftlich den Papst um seine Verwendung bei dem Kaiser. Sie wurde zugesagt, und so geschah es, daß der Kaiser — jedoch mit Uebergehung des Erstgeborenen Adalbert, wozu ihn wahrscheinlich dessen schwächliche Gesund-

heit bestimmte — den zweitgebornen Sohn, Leopold, genannt der Freigebige, zum Nachfolger in der Markgrafschaft bestimmte. Dieser hatte kaum die neue Würde angetreten, als Kaiser Lothar (3. December 1137) starb und Herzog Konrad aus dem Hause Stauffen zum deutschen Könige gewählt wurde, für die Babenberger ein sehr erfreulicher und hoffnunggebender Fall, da Konrad von mütterlicher Seite ein Halbbruder Leopold's war. Doch gingen Krieg und Unruhe im Geleite dieser Hoffnung. Das mächtige Welfische Haus konnte es nicht verschmerzen, daß die deutsche Krone nicht ihm, und zwar Heinrich dem Stolzen, Herzoge von Baiern und Sachsen, zugefallen. Ihm hatte der sterbende Kaiser Lothar die Reichsinsignien zur Verwahrung anvertraut. Er gab sie nur nach längeren Weigerungen heraus, und erschien auf dem Augsburger Hoftage an der Spitze eines bewaffneten Haufens, so daß dem Könige Konrad für seine Person bange ward. Dieser verließ darum Augsburg und schrieb einen neuen Hoftag zu Würzburg aus, auf welchem Heinrich der Stolze, weil er trotzig sich der Unterwerfung weigerte, 1138 durch die anwesenden Reichsfürsten des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erkannt, dann aber auf einem Hoftage zu Goslar seiner beiden Herzogthümer Sachsen und Baiern verlustig und in die Acht erklärt wurde. Sachsen gab der König Konrad an Albrecht den Bären aus dem Hause Ascanien, das Herzogthum Baiern aber an Markgraf Leopold von Oesterreich. Dieser durchzog von Regensburg, der Hauptstadt des neuerworbenen Landes aus, ganz Baiern an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, sprach am Lechflusse strenges Recht und folgte, weil er seine Herrschaft in Baiern schon sichergestellt meinte, dem Könige nach Sachsen. Da erraffte sich hinter ihm die welfische Partei in Baiern, obenan die Brüder Otto und Heinrich aus dem alten Hause von Schleyern. Mit einer mächtigen Besatzung trotzten sie in dem festen Bergschlosse Falley dem Markgrafen. Er eilte herbei, die Feste zu brechen; da fiel ihm Welf, der Bruder des mittlerweile verstorbenen stolzen Heinrich, unvermuthe in den Rücken. Eine wüthende Schlacht entbrannte; auf beiden Seiten thürmten sich die Leichen. Doch mußte Leopold sich zum Rückzuge bequemen. Der Kaiser übernahm die Rache; er belagerte den siegestrotzigen Welf in seinem Schlosse Weinsberg im Schwabenlande, lieferte ihm am 21. December 1140 eine Schlacht, jagte ihn in die Flucht und bezwang das Schloß. Noch erzählt die Sage von den treuen Weibern von Weinsberg, die, da König Konrad ihnen gestattet, so viel ihrer besten Habe mit sich zu

nehmen, als Jede selbst forttragen könne, ihre Männer und männlichen Verwandten auf die Schultern genommen, und so sie vor dem Schwerte des Siegers gerettet haben sollen. In dieser Schlacht waren die Namen Welf und Waiblingen — letzteres ein Erbgut der Hohenstauffen im jetzigen Würtemberg'schen — die Losung gewesen, durch welche beide Parteien sich von einander unterschieden. So entstanden die Welfen und Waiblinger, von den Italienern mundgerechter in Guelfen und Ghibellinen verwandelt. Diese verhängnißvollen Namen theilten später Italien und Deutschland in zwei gewaltige politische Schlachthaufen, die einander durch dreihundert Jahre mit den schneidendsten Waffen des Hasses und der Eifersucht bekämpften.

Doch hatte, selbst nach diesem Siege, Leopold sich noch nicht des ruhigen Besitzes von Baiern zu erfreuen. Als er im Jahre 1141 in Regensburg einen Gerichtstag hielt, zettelte Pfalzgraf Otto von Wittelsbach einen Aufruhr an. Leopold, persönlich hart bedroht, mußte zu einem verzweifelten Mittel greifen. Er ließ in einigen Quartieren der Stadt Feuer anlegen und entkam in dem dadurch herbeigeführten Tumulte. Dann kehrte er wohlgerüstet zurück, lagerte sich nahe vor der Stadt und ängstigte sie, bis sie Strafgeld erlegte und Unterwerfung gelobte. Von da führte er sein Heer an den Lechfluß, zerstörte die Schlösser der Welfischen und verwüstete zornig die Gegend. Mitten im Rausche der befriedigten Rache trat dem nach Regensburg zurückkehrenden Sieger eine tödtliche Krankheit in den Weg. Gern hätte der kranke Fürst vor dem Tode sein Oesterreich wiedergesehen; aber sein Schicksal wartete nicht länger. Im Kloster Altach starb er unterweges den 18. October 1141, nachdem er erst 33 Jahre gelebt, nur fünf regiert hatte. Schwerlich würde dem feurig anstürmenden jungen Helden der Tod schon so frühzeitig in die Zügel gefallen seyn, hätte er das Glück, das er daheim ohne Kampf und Wagniß besaß, nicht in der Ferne gesucht. Der unaufhörlich angefochtene Erwerb Baiern's zehrte und verlöschte die jugendliche Kraft des edlen Leopold. Er wurde in dem, von seinem Vater gestifteten Kloster Heiligenkreuz bestattet. Seine Gemalin Maria, Tochter des böhmischen Herzogs Sobieslav, mit welcher er sich im October 1138 zu Olmütz vermält und der nach Leopold's Tode der Herzog Hermann von Kärnten seine Hand reichte, hatte ihm keine Kinder geboren. Seine freigebige Hand, die ihm den Beinamen erwarb, beschenkte reichlich mit Land und Dörfern die Stifter Klosterneuburg, Heili-

genkreuz und Reichersberg, und noch auf seinem Todbette verlieh er der, 1138 durch Hadmar von Cuopharn gestifteten, berühmten Cistercienserabtei Zwettel ein schönes Landgut, um Gottes Huld zu gewinnen durch Begünstigung derer, die hienieden zu seinem Dienste berufen.

Da Leopold der Freigebige kinderlos starb, so vergab Kaiser Konrad die Mark Oesterreich an des Ersteren Bruder Heinrich (II.), der, weil er den Spruch Jasomirgott oder Jochsamergott — so viel als: ja so mir Gott helfe — häufig im Munde führte, diese Phrase als Beinamen erhielt. Dagegen zögerte der Kaiser mit der Verleihung des Herzogthums Baiern, wahrscheinlich weil er noch nicht über die Mittel im Reinen war, dieses Land unter ruhigeren und gesicherteren Umständen mit der östlichen Mark zu verbinden. Er glaubte dies dadurch zu bewerkstelligen, daß er Heinrichen von Oesterreich die Witwe Heinrich's des Stolzen, Gertrud, eine Tochter des Kaisers Lothar, vermälte, und den jungen Heinrich den Löwen, Herzog Heinrich's des Stolzen einzigen hinterlassenen Sohn, förmlich Verzicht auf Baiern leisten ließ, wogegen demselben das Herzogthum Sachsen verblieb. So schienen denn alle Parteien zufriedengestellt, und Heinrich Jasomirgott erhielt, nachdem er zu Frankfurt im Beiseyn des Kaisers seine Vermälung mit Gertrud glanzvoll begangen, nun auch das Herzogthum Baiern. Doch Heinrich's des Stolzen Bruder, der trotzige Welf, fiel sengend und brennend in Baiern ein, auf welches er seine vermeinten Ansprüche nicht aufgeben wollte. Bei Heinrich's Annäherung wich er zurück. Die verbündeten kaiserlichen und österreichischen Heere rückten vorwärts, drängten den Hauptanhänger der Welfen, den Grafen Konrad von Dachau, zur Uebergabe seines Schlosses Dachau und legten es in Asche. Aber die Ruhe war damit nicht hergestellt. Im Jahre 1145 mußte Heinrich gegen den Bischof Heinrich von Regensburg ziehen, einen der gefährlichsten Anhänger Welf's. Der Markgraf hatte sich mit dem Herzog Wladislav von Böhmen, der Bischof mit dem Herzog Ottokar von Steyer verbunden. So verwüsteten sie einander gegenseitig Oesterreich und Baiern, ohne daß man von einem bestimmten Erfolge des Kampfes weiß. Heftiger noch und drohender entbrannte der Krieg gegen Ungarn. Boris, ein Sohn des verstorbenen Ungarnkönigs Coloman, erhob, nach dem Tode Königs Bela des Blinden, Ansprüche auf den Thron, obschon sein eigener Vater Zweifel an seiner ehelichen Geburt erhoben und ihm dadurch den Weg zur Nachfolge abgeschnitten hatte. Der Böhmenherzog Wladislav nahm Antheil

an ihm, eben so des Ersteren Gemalin Gertrud, die auch ihren Bruder, den Markgrafen Oesterreich's, zu Gunsten des Prätendenten stimmte. Der Markgraf stellte ihn sogar dem Kaiser Konrad vor und suchte denselben zu einem Zuge gegen Ungarn zu bewegen, um Boris gegen den neuen König Geisa einzusetzen. Des Kaisers zugesagter Schutz verzögerte sich. Dafür gewann sich Boris die Herzen und die Waffen einiger Landesedlen Oesterreich's. Sie fielen unvermuthet in Ungarn ein, überraschten und nahmen nächtlicher Weile das Schloß Preßburg, tödteten oder fingen die Besatzung. Nur kurz währte die Freude des Sieges; die Nähe des zürnenden Geisa nöthigte sie, den Platz zu räumen. Obgleich sie selbst frei zugestanden, daß sie weder vom Kaiser Konrad, noch vom Markgrafen Leopold Befehl zu jenem Einbruche erhalten, glaubte doch Geisa, mit Recht oder mit Unrecht, den Letzteren dabei im Spiele. Mit 70,000 Mann zog der ergrimmte königliche Jüngling an den Leithafluß, und als Heinrich Jasomirgott sich ihm gegenüber am Fischaflusse lagerte, überschritt er den Strom und bereitete sich zum Angriffe. Heinrich, voll ungestümer Tapferkeit, stürmte, ohne sein Heer erst in bestimmte Schlachtordnung zu stellen, gegen den Feind heran, warf dessen vorderste Reihen und rüttelte schon gewaltig an dem Mitteltreffen. Da brach Geisa wie ein Blitz hervor. Dem wüthenden Stoße war nicht zu widerstehen. Heinrich wendete sich zum Rückzuge und fand Schutz hinter den Mauern Wien's, das damals schon eine haltbare Stadt gewesen seyn muß. Die Ungarn, auf deren Seite der Verlust nicht geringer seyn mochte, als auf jener der Oesterreicher, wagten die Verfolgung nur bis an die Fischa. Die Schlacht geschah am 11. September 1146. Auch Heinrich mochte die Sache nicht weiter treiben, da er wegen der unaufhörlichen Fehden, die ihm sein Herzogthum Baiern zuzog, nicht ganz mit Geisa zu brechen wünschte. Den Kaiser aber beschäftigte der beabsichtigte neue Kreuzzug zu sehr, als daß ihm Zeit übrig geblieben wäre, für die, in Leopold dem deutschen Reiche angethane Unbill Rechenschaft zu fordern.

Uebel stand es damals um die christlichen Waffen im Oriente. Die mit dem Blute so vieler Kreuzfahrer erkauften Eroberungen drohten eine nach der anderen wieder verloren zu gehen. Aleppo und Edessa, Letzteres für eine Vormauer Jerusalem's gehalten, waren wieder in den Händen der Saracenen; die heilige Stadt selbst in dringender Gefahr. Da ließ, in solcher Noth der Christenheit, Papst Eugen III. durch den berühmten heiligen Redner

Bernhard das Kreuz predigen. Wunder wirkte die Suada des heiligen Mannes. Kaiser Konrad brach in Thränen aus, ließ sich von Bernhard das Kreuz anheften und die Fahne reichen. Seinem Beispiele folgten viele Fürsten und Edle, darunter Bischof Heinrich von Regensburg, Bischof Reginbert von Passau und Bischof Otto von Freisingen, des Markgrafen von Oesterreich und Herzogs von Baiern Bruder, dann Herzog und Markgraf Heinrich Jasomirgott und sogar dessen und des Kaisers alter Gegner, der Herzog Welf. So brachte die große Idee des heiligen Krieges selbst erbitterte Feinde wieder unter gemeinschaftliche Fahnen, und machte sie zu Kampfgenossen und Brüdern. Mit einem Kreuzheere, das allein an 70,000 Gepanzerte zählte, schwamm Kaiser Konrad von Regensburg aus die Donau hinab, rastete zwei oder drei Tage bei Ardacker und rückte dann an die Fischa. Ein Theil des Heeres übersetzte die Leitha, und steckte in Ungarn das Lager aus; ein anderer fuhr weiter die Donau hinab. Aber schon im Beginne trafen Widerwärtigkeiten und Nachtheile den abenteuerlich-frommen Zug. Als im Monat September 1147 das deutsche Heer an einem Bache bei dem Dorfe Cherevach sein Lager aufschlug, schwellten Wolkenbrüche das friedliche Gewässer plötzlich dergestalt, daß es Gegend und Lager überschwemmte, Menschen, Pferde und Gepäck in grauenvoller Verwirrung mit sich fortriß. Erschreckt und geschwächt, ging der Zug weiter nach Konstantinopel fort und lagerte sich zu Pera. Da brachte die Arglist und das Mißtrauen des griechischen Kaisers Emanuel das deutsche Heer in neue, ärgere Drangsale. Eingeschüchtert und zusammengeschmolzen, schleppte sich der Rest des Kreuzheeres nach Asien hinüber. Hier fraß, in schreckenvoller Niederlage, das Schwert der Saracenen, was der Wuth der Elemente, der griechischen Hinterlist entronnen. Von den 70,000 Gepanzerten entging kaum der zehnte Theil dem allgemeinen Würgen. Kaiser Konrad, Herzog Heinrich Jasomirgott und der gelehrte Otto von Freisingen retteten sich mit Mühe nach Europa hinüber. Der Kaiser und Heinrich verbrachten den Winter in Konstantinopel. Diesen mußte die Liebe für so vieles bestandene Ungemach trösten helfen; er erkor des griechischen Kaisers Emanuel Brudersenkelin, Theodora, zu seiner Braut, wodurch das Blut der Komnenen sich mit dem der Babenberger mischte. Noch einmal wendeten, voll unerschütterlichen Glaubensmuthes, Kaiser Konrad und Herzog Heinrich sich dem von Christenblut überschwemmten Osten zu. Zu Wasser fuhren sie im Frühjahr 1148 bis nach Ptolomais, wanderten

von dort geradewegs nach Jeruſalem, ſpendeten Gebet und Thränen an den heiligen Orten, und ſchritten dann zur Belagerung Damask's, als des wichtigſten Platzes in Syrien. Aber auch hier erlag das deutſche Ritterſchwert den krummen Säbeln der Islamiten. Die Starken wichen dem ſtärkeren Schickſale. Kaiſer Konrad und Herzog Heinrich verließen, nach muthigen und frommen Thaten, das ekle Blutbad und kehrten zur deutſchen Erde zurück.

Doch auch hier wollte nicht Ruhe werden. In Baiern wuchſen 1151 neue Gefahren für den Herzog empor. Der alte grimme Welf, dann Heinrich, der junge Löwe, und die Söhne des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach fachten geſchäftig die bald mehr, bald minder merklich fortglimmende Aſche an. Doch hielt für den Augenblick Kaiſer Konrad's kraftvoller Arm den erſten Ausbruch nieder. Als aber dieſer im Jahre 1152 die Augen für immer ſchloß, geſtalteten ſich die Ausſichten für Heinrich Jaſomirgott trüber. Kaiſer Konrad's Nachfolger, der Hohenſtauffe Friedrich I., wegen ſeines röthlichen Bartes der Barbaroſſa genannt, war zwar ebenfalls nahe mit Babenberg verwandt, denn Heinrich's Mutter, Agnes, hatte auch den Vater des Rothbarts geboren. Aber nicht minder nahe ſtand dieſer durch Bande des Blutes den Welfen; da ſeine Mutter Judith eine Tochter des Herzogs Welf von Altdorf und Schweſter Heinrich's des Stolzen war. So hatten denn auch die deutſchen Reichsſtände, indem ſie Friedrich auf den deutſchen Thron ſetzten, durch ihn, der den Waiblingern und den Welfen gleich nahe verwandt, die lange böſe Fehde zwiſchen dieſen beiden Parteien auszugleichen und beizulegen gehofft. Dies lag auch im Sinne des großen Friedrich Barbaroſſa; daher er noch zu Ende des Jahres 1152 einen Reichstag nach Würzburg ausſchrieb, um die wegen des Beſitzes von Baiern zwiſchen Heinrich Jaſomirgott und Heinrich dem Löwen ſchwebenden Streitigkeiten, durch Rechtsſpruch oder gütlichen Vergleich auszumachen. Doch nur der Löwe ſtellte ſich ein, während Jaſomirgott es für überflüſſig achtete, noch wegen eines Beſitzthumes zu verhandeln, das ihm durch die Aechtung Heinrich's des Stolzen, durch Kaiſer Konrad's Ausſpruch, das Urtheil der Reichsſtände und Heinrich's des Löwen nachträgliche Entſagung, mit allen Formen der Rechtmäßigkeit anheimgefallen war. Einen neuen Reichstag ſchrieb Kaiſer Friedrich auf Pfingſten 1153 nach Worms aus. Hier erſchienen zwar beide Heinriche; doch weigerte ſich Jaſomirgott, Red' und Antwort zu geben, Mangel einer

förmlichen Einladung vorschützend. Noch durch zwei solcher Fürstentage, zu Regensburg und zu Speyer, zog sich die Sache unausgemacht hin; denn Jasomirgott's gutes Recht leuchtete in die Augen, so wie auf der anderen Seite des Löwen hartnäckige Ansprüche und des Kaisers Vorliebe für ihn, ein mächtiges Gegengewicht in die Wagschale legten. Friedrich, an langes Wählen nicht gewöhnt und voll ungeduldiger Wünsche für Beschleunigung seines Zuges nach Italien, griff endlich entscheidend durch. Auf einer abermaligen Versammlung der Reichsstände zu Goslar im Jahre 1154 sprach er, mit Beistimmung einiger Fürsten, seinem Jugendgespielen, Heinrich dem Löwen, das Herzogthum Baiern zu. Die meisten Reichsfürsten sahen das Uebereilte und Unrechtmäßige dieses Spruches ein, da dieses willkührliche Wiederentreißen eines nach Gesetz und Recht verliehenen Lehens, die gegenwärtigen und künftigen Besitzungen aller Reichsfürsten einem ungewissen Schicksale aussetzte. Jasomirgott war auch keinesweges gemeint, seine wohlerworbenen Rechte so ohne Weiteres sich nehmen zu lassen. Er wich daher nicht aus dem Besitze Baierns. Kaiser Friedrich, das Gewaltsame seines Spruches wohl begreifend und nur seinen Römerzug im Auge, scheuete sich, zu Zwangsmitteln zu schreiten, und begnügte sich, den Löwen vorläufig so weit beruhigt zu haben, daß dieser ihm nach Italien folgte. Kaum aber hatte er diesen Zweck erreicht und in Rom die Krone Karl's des Großen auf sein Haupt gesetzt, als nach seiner Rückkehr nach Deutschland 1155, seine erste Sorge dahin ging, die baierischen Streitigkeiten zu Gunsten seines Schützling's, des Löwen, zu beendigen. Da eine mündliche Unterredung mit Heinrich Jasomirgott ihn seinem Ziele nicht näher brachte, und gleichergestalt ein Hoftag in Baiern an der böhmischen Gränze, auf welchem auch Jasomirgott's Bruder, Bischof Otto von Freisingen, als Unterhändler und Schiedsmann auftrat, zu Nichts fruchtete, so veranstaltete der Kaiser einen nochmaligen Reichstag zu Regensburg, auf welchem er Heinrich dem Löwen das Herzogthum Baiern in aller Form zusprach, ihm diese Stadt, als die vormalige beständige Residenz der baierischen Herzoge, einräumte, und die baierischen Landesedlen und Bürger bewog, dem neuen Herzoge den Eid der Treue abzulegen, ihm zu größerer Sicherheit sogar Geißeln zu stellen. Jasomirgott, voll edlen Vertrauens zu seinem Rechte, weigerte sich auch jetzt noch der Abtretung des Herzogthums. Als aber sein eigener Bruder, der würdige Otto von Freisingen, ihm vorstellte, daß bei Heinrich's des Löwen bekannter

Unbeugsamkeit, und weil der Kaiser in der Sache schon zu weit gegangen, um wieder zurücktreten zu können, die Ruhe des deutschen Reiches nothwendig gefährdet werden müsse, wenn er länger auf seiner, wiewohl rechtsbegründeten Weigerung beharre; da entschloß sich Jasomirgott edelmüthig, dem allgemeinen Wohle den eigenen Vortheil zum Opfer zu bringen, ein Opfer, um so großmüthiger, je größer es war, um so ruhmvoller, je gerechter der Besitz des Aufgeopferten, je zahlreicher die, welchen sein gutes Recht einleuchtete, und die ihm zu Wahrung desselben beigestanden haben würden. Er erklärte sich also zu einem Vergleiche geneigt, und man eilte nun, diese Angelegenheit auf dem im September 1156 zu Regensburg gehaltenen Reichstage zu beendigen. Hauptpuncte waren folgende: Heinrich Jasomirgott trat dem Kaiser das Herzogthum Baiern sammt der baierischen Mark ob der Enns förmlich ab, und der Kaiser belehnte mit dem Herzogthum Baiern Heinrich den Löwen. Dagegen entsagte Letzterer allen Ansprüchen auf die gedachte Mark ob der Enns, welche von dem Kaiser sofort an Heinrich Jasomirgott gegeben und mit Oesterreich unter der Enns vereinbart wurde. Das nunmehr in seinen Gränzen über den Ennsfluß erweiterte Markgrafthum Oesterreich aber wurde zu einem Herzogthume, und zwar einem solchen erhoben, welches den alten vorzüglichen Herzogthümern und Erzfürsten des deutschen Reiches gleich zu achten sey. Der hierüber zu Regensburg den 17. September 1156 mit anhangender goldenen Bulle ausgefertigte kaiserliche (Fridericianische) Freiheitsbrief, in welchem Oesterreich die ruhmvolle Benennung: „Schild und Herz des heiligen römischen Reiches" erhält, gesteht dem neuen Herzoge, seinen Erben, Nachkommen und dem Lande selbst, noch folgende wichtige Freiheiten und Vorrechte zu: „1. der Herzog von Oesterreich ist weder gegen das Reich, noch sonst gegen Jemand zu irgend einer Steuer, Dienst- oder Hilfleistung verpflichtet, er müßte sie denn aus eigenem Willen leisten; nur soll er schuldig seyn, dem Reiche zu dienen in Ungarn mit zwölf gewaffneten Mannen durch einen Monat auf eigene Kosten, damit man ihn als einen Fürsten des Reiches erkenne; 2. der Herzog von Oesterreich soll nicht schuldig seyn, wegen Empfangung seiner Lehen sich außerhalb der Gränzen seines Landes zu begeben, sondern die Belehnung vom Kaiser und Reiche soll ihm in seinen Landen ertheilt werden; würde ihm dies aber versagt, so habe er dreimal schriftlich darum anzusuchen und möge sodann seine Lehen rechtmäßig und ohne Furcht

der Fälligkeit, gleich als habe er sie persönlich empfangen, besitzen; 3. er ist nicht verbunden, auf den im Reiche, von wem immer ausgeschriebenen, Reichstagen zu erscheinen, außer aus freiem Willen; 4. das Reich soll kein Lehen in Oesterreich haben, und wenn ein Fürst, oder eine andere adelige oder nicht adelige Person lehenbare Besitzungen in Oesterreich hat, so sollen dieselben nicht eher einem Anderen verliehen werden dürfen, bis sie nicht vorher dem Herzoge bestanden, dem sie widrigenfalls anheimfallen; 5. der Herzog von Oesterreich soll in keinerlei Streitigkeiten und Angelegenheiten, vor dem Reiche oder vor wem immer zu Recht zu stehen schuldig seyn; er kann, wenn er will, einen seiner Vasallen oder Unterthanen bestimmen und von ihm Recht nehmen. Auch kann er, wenn er zum Zweikampfe gefordert wird, durch einen anderen Mann guten Leumund's kämpfen, welchen Kämpfer an diesem Tage Niemand mit Zumuthung behelligen darf; 6. was der Herzog in seinen Landen thut oder befiehlt, soll weder der Kaiser, noch eine andere Gewalt unter irgend einem Vorwande umändern; den Geboten und Verboten des Herzogs muß in seinen Landen gehorcht werden; 7. stirbt der Herzog ohne Erbsohn, so fällt das Herzogthum seiner ältesten zurückgelassenen Tochter zu; 8. der älteste unter den Herzogen hat die Herrschaft über das Land; nach ihm fällt sie dessen ältestem Sohne erblich zu, doch so, daß sie nie von dem Stamme des Blutes weg kommt, und daß das Herzogthum Oesterreich zu keiner Zeit getheilt werden darf; 9. wenn ein Einwohner der österreichischen Lande, oder wer darin Besitzungen hat, sich heimlich oder öffentlich eines Vergehens gegen den Herzog schuldig macht, so soll er demselben mit Leib und Gut verfallen seyn; 10. das Reich soll dem Herzoge gegen alle seine Feinde und Beleidiger beistehen und ihm zu seinem Rechte verhelfen; 11. der Herzog von Oesterreich soll (eine besondere Auszeichnung) seine Lehen von dem Reiche empfangen in seinem fürstlichen Kleide, auf dem Haupte den mit gespitztem Kranze oder Zinkenkrone umgebenen Herzogshut, in der Hand einen Stab und auf seinem Pferde sitzend; 12. der Herzog darf in allen seinen Landen Juden und öffentliche Geldausleiher, die man gemeinhin Gawertschin (Cahorsiner, nach welchem Orte sich die Wechsler und Geldnegotianten vorzugsweise benannten) nennt, halten ohne Nachtheil für das Reich; 13. wenn der Herzog auf öffentlichen Reichstagen erscheint, soll er den Palatin-Erzherzogen gleichgeachtet werden, und in dem Sitze und Gange zur rechten Seite des Reiches den ersten Platz nach den Kurfürsten einnehmen; 14. der Herzog soll freie

Macht haben, falls er ohne Erbkinder verstürbe, seine Lande zu schenken und zu verleihen an wen er will, und soll ihn das Reich nicht daran hindern dürfen; 15. das Herzogthum Oesterreich soll alle und jede Rechte, Privilegien und Verwilligungen besitzen, welche bekanntlich die übrigen Fürstenthümer des Reiches genießen; 16. wenn die Districte und Gebiete des Herzogthums erweitert werden durch Erbschaft, Schenkung, Kauf oder sonstige Anfälle, so sollen alle gemeldeten Rechte, Privilegien und Verwilligungen auf diese Erweiterungen übergehen." —

Groß und wichtig waren die Rechte und Begünstigungen, welche dieser Fridericianische Freiheitsbrief den Beherrschern und dem Lande Oesterreich zusprach. Abgesehen, daß er jene von Markgrafen zu Herzogen erhob, und, freilich mit Zurücknahme Baierns, Oesterreich durch das Gebiet ob der Enns vergrößerte; sicherte, mehrte und verselbständigte er die Macht der österreichischen Fürsten, indem er sie der Einmischung des Reiches in die inneren Angelegenheiten gänzlich entzog, widerspenstigen Vasallen das Recht der Berufung an das Reich nahm, und dadurch dem Streben mancher Großen nach Reichsunmittelbarkeit (was in anderen deutschen Ländern später zu so vielen Verwirrungen und langwierigen Prozessen Anlaß gab) frühzeitig vorbeugte, und die Lehensverhältnisse zum Reiche fast auf eine bloße Formalität beschränkte; indem er ferner, während die Verleihung der österreichischen Markgrafschaft bisher von der Willkühr des Reichsoberhauptes abgehangen hatte, jetzt feierlich die Erblichkeit der neuen Herzogswürde in der herrschenden Familie aussprach, dieser Erblichkeit in dem Rechte der Erstgeburt bestimmte Ordnung vorzeichnete, und sie, bei Ausgang der männlichen Linie, auf die weibliche ausdehnte; endlich durch den Grundsatz der Untheilbarkeit die ungeschwächte Macht und Stärke des Staates sicherte. — Wie außerordentlich auch die Freiheiten und Rechte waren, welche der Kaiser Friedrich durch jene Urkunde dem Hause Oesterreich anheimgegeben, so waren sie doch nur eine verdiente, ja noch kaum aufwiegende Belohnung des großen Dienstes, den ihm Heinrich Jasomirgott durch seine großmüthige Verzichtleistung auf seine wohlerworbenen Rechte an Baiern, geleistet. Hätte dieser sie weiter verfolgen wollen, so würde der Kaiser, der mit seinem Ausspruche zu Gunsten Heinrich's des Löwen offenbar zu weit gegangen, in die äußerste Verlegenheit gerathen, und ein erneuter heftiger und langwieriger Parteienkampf in Deutschland unvermeidlich gewesen seyn. Nicht nur dem Kaiser war diese Beilegung aller Zwistigkeiten durch Jasomir-

[illegible] die Bereitwilligkeit hochwillkommen, sondern auch im ganzen deutschen Reiche herrschte hierüber nur Ein Gefühl der Freude, und es soll, nach den Worten eines spätern Geschichtschreibers, das Ansehen gewonnen haben, als ob neue Menschen und eine neue Erde erschaffen, und der Himmel selbst heiterer und gütiger anzusehen".

Um so höher war des Jasomirgott Nachgiebigkeit zu rühmen, da er schon durch manche tapfere That bewiesen, daß nicht Mangel an Muth ihn dazu gebracht, und da er auch später noch in Fehde und Widerstand zeigte, daß seine fürstliche Hand, die er zum Frieden und zur Versöhnung geboten, nicht für das Schwert erlahmt sey. Schwer entbrannte des Kaisers Zorn gegen die Mailänder, die ihn schon bei seinem früheren Zuge nach Italien gereizt, dann aber sich mit anderen Städten gegen die ihm treugebliebenen verbunden, und die von ihm geschleifte Stadt Tortona wieder aufgebaut hatten. Schon 1156 auf dem Reichstage zu Nürnberg wurde ein Heereszug nach Italien beschlossen, doch erst nach zwei Jahren kam er zu Stande. Den Kaiser begleiteten die vornehmsten Reichsfürsten, unter ihnen auch Herzog Heinrich Jasomirgott, obschon er, nach den Worten des Freiheitsbriefes, nur zum Zuge gegen Ungarn verpflichtet gewesen wäre, mit einem österreichischen Heerhaufen und 600 Ungarn. Am 25. Juli 1158 begann man Mailand zu berennen. Scharf wehrten sich die Mailänder, auf eine zahlreiche Besatzung pochend. Sie fügten dem Heere des Kaisers manchen Schaden zu, und tödteten ihm unter anderen wehrhaften Männern den in Oberösterreich und Steiermark reich begüterten Grafen Ebert von Püten, der neben der Grafschaft Neuburg jenseit des Inn die Herrschaften Lambach, Schardingen und Formbach besaß, welche nun dem Herzoge Ottokar von Steyer, von ihm aus aber 1192 dem Sohne und Nachfolger des Jasomirgott zufielen. Der Herzog von Oesterreich half durch Tapferkeit und Wachsamkeit die Noth der Mailänder mehren. Er lockte sie an einem Stadtthore, dessen Hut von außen ihm anvertraut worden, zu einem Ausfalle, und warf sie dann in wilder Flucht und mit schwerem Verluste zurück. Damals ahnete er nicht, daß dieselbe Stadt, welche er einem fremden Gebieter erobern half, dereinst als köstlicher Stein in Oesterreich's Krone prangen werde. Die geängstigte Stadt sprach endlich seine und des Böhmenkönigs Wladislav (II.) Vermittelung bei dem erzürnten Kaiser an, und der Friede wurde geschlossen. Doch nicht lange sollte er währen. Bald erregten die Mailänder, durch neuen Uebermuth und neuen Aufruhr, des

Barbaroſſa verdoppelten Zorn. Mit furchtbarer Macht rückte er 1162 abermals vor die Stadt, nahm die verzweiflungsvoll Ringende mit der unwiderſtehlichen Kraft des Heldengrimms, brach ihre Mauern, tilgte ihre Häuſer, ihre Paläſte von der Erde, ließ Salz auf den Platz ſtreuen zum Zeichen ewiger Vertilgung, den Pflug in dem kahlen Boden wühlen, der die ſtolze Stadt getragen, und ſtieß ihre Bewohner in die obdachloſe Fremde. Eine entſetzliche Wunde hatte des Ghibellinen Schwert den Guelfen in Italien geſchlagen; dennoch erſtickte ſie den alten Haß nicht, tödtete nicht den alten Trotz.

Noch wildere Kämpfe ſtanden in Ausſicht. Die ſchöne Zauberin Italia hatte den kaiſerlichen Hohenſtauffen in ihrem Wundergarten verſtrickt, und ſchüttete alle Pfeile der Liſt und der Wuth über ſein edles Haupt. Mit vergrößerter Heftigkeit erneute ſich der Zwieſpalt zwiſchen Kirche und Thron. Schon vor dem erſten Feldzuge gegen Mailand war es zu Mißverſtändniſſen zwiſchen dem Papſte Hadrian und dem Kaiſer Friedrich gekommen, die jedoch, namentlich durch das ſtandhafte Feſthalten der deutſchen Biſchöfe an dem Kaiſer, vorläufig beigelegt wurden. Als aber durch Mailand's erſte Einnahme, der kaiſerliche Einfluß in Italien ſich bedeutend hob, brach der verhaltene Unwille doppelt gewaltſam hervor. Der Papſt beklagte ſich in einem Schreiben voll heftiger Ausdrücke, daß bei jenen Feldzügen die kaiſerlichen Beamten auch von Ortſchaften des Kirchenſtaates Kriegslieferungen eingetrieben, und verweigerte dem Kaiſer den Wunſch, den neuen Biſchof zu Ravenna zu beſtätigen. So wurden von beiden Seiten bittere Reden, beleidigende Schriften gewechſelt. Als die Fehde ihrem Ausbruche am nächſten war, ſtarb (1159) der Papſt Hadrian. Die neue Papſtwahl trieb die Spannung der Factionen auf den höchſten Punct. Die der Zahl nach ſtärkere Partei der Kardinäle, die ſogenannte ſicilianiſche, wählte den Kardinal Roland, bisherigen Kanzler der römiſchen Kirche, unter dem Namen Alexander III.) zum Papſte; die kaiſerlich geſinnte, unterſtützt von dem niederen Clerus und dem Volke, den Kardinal Octavian als Victor III. Der Kaiſer wollte, nach dem Muſter ſeiner früheren Vorgänger, den Streit zwiſchen beiden Päpſten durch eine Kirchenverſammlung entſcheiden laſſen. Aber Alexander erklärte, als rechtmäßiger Papſt von keiner Kirchenverſammlung gerichtet werden zu können, ſprach den Bann aus gegen den Gegenpaſt Victor, gegen den Kaiſer und deſſen Anhänger, und entband die Unterthanen des Eides der Treue. Feſt,

mit unwandelbar deutſchem Gemüthe, hing der Herzog Oeſterreich's an ſeinem Kaiſer. Seinen eigenen Bruder, den Erzbiſchof Konrad von Salzburg, mußte er dem Haſſe der Parteien geopfert ſehen. Denn als Konrad, dem Papſte Alexander anhänglich, den Bann über den Kaiſer erneuerte, that ihn dieſer in die Acht. Salzburg wurde verwüſtet und Konrad verjagt; noch als Flüchtling und Geächteter ſprach er mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit ſeine Ueberzeugung aus. Der gewaltige Kampf rief auf beiden Seiten große Gefühle des Muthes und ſelbſtaufopfernder Treue in's Leben. In dem Salzburger Kapitel lebte Konrad's muthiger Geiſt auch nach ſeiner Vertreibung fort. Es wählte, ohne den Kaiſer zu befragen, Alberten, Sohn des Königs Wladislav von Böhmen und Gertrudens, einer Schweſter Konrad's und des Herzogs von Oeſterreich. Aber des Kaiſers ſtrafender Arm erhob ſich abermals gegen Salzburg, verjagte auch Alberten und mit ihm alle baieriſchen Prälaten von Alexanders Partei. Willig bot Jaſomirgott dem Kaiſer ſeine Hilfe; doch geſtattete er, mild und aufgeklärt, durchaus nicht, daß Anhänger Alexanders in ſeinem Lande verfolgt und gekränkt werden dürften, obſchon er den Kaiſer dadurch mißtrauiſch machte.

Als im Jahre 1165 der Herzog Heinrich die Verlobung ſeiner Tochter mit dem Könige Stephan III. von Ungarn feierte, kam Kaiſer Friedrich von Paſſau aus zu Waſſer nach Wien, wo er durch vierzehn Tage verweilte, und, da der Gegenpapſt Victor ein Jahr früher verſtorben, den Herzog bewog, ihm eidlich die Anerkennung des Papſtes Paskal gegen den Papſt Alexander zu geloben. Bei dieſer Gelegenheit hatte der Kaiſer, gegen eine Summe Geldes, dem Könige Stephan ſeinen Beiſtand gegen den griechiſchen Kaiſer Emanuel zugeſagt, der durch allerhand Umtriebe das ungariſche Reich als ein Zinsfürſtenthum unter Konſtantinopels Einfluß zu beugen trachtete. Da aber den Kaiſer Friedrich die italiſchen Händel von perſönlichem Einſchreiten abhielten, ſo gab er 1167 dem Herzoge Heinrich und dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach den Auftrag, die Mißhelligkeiten zwiſchen dem ungariſchen und dem griechiſchen Hofe zu vermitteln. Sie gingen zu Emanuel nach Sardika (Sofia), wurden von dem ſchlauen Griechen köſtlich bewirthet, konnten aber ſonſt Nichts von ihm erlangen. Als noch in demſelben Jahre Stephan gegen Emanuel, der des Erſteren aufrühriſchen Bruder Bela heimlich und offen unterſtützte, die Waffen zu ergreifen genöthigt war, führte Herzog Heinrich ihm, als ſeinem Schwiegerſohne, einen Heerhaufen zu.

Doch gestatteten theils der Griechen Uebermacht, theils die inneren Unruhen Ungarns, wenig ersprießliche Erfolge für Stephan und dessen Bundesgenossen.

Fehden und Verwüstungen verbitterten des edlen Herzogs letzte Tage. Der Markgraf Konrad von Mähren, verbunden mit dem unruhigen Herzog Sobieslav von Böhmen und steyerischen Edlen, fiel im August 1176 in Oesterreich ein, und streute weithin die Saat der Zerstörung und des Todes. Von manchen Seiten hat man behaupten wollen, Kaiser Friedrich selbst habe durch heimliche Aufstachelung jene Feinde nach Oesterreich gelockt, aus Unmuth darüber, daß der Herzog auf dem Reichstage zu Regensburg nicht seine Stimme zur Absetzung und Aechtung des Erzbischofs Albert von Salzburg gegeben; welcher Anlaß jedoch kaum zu vermuthen. Heinrich zog den Böhmen und Mährern entgegen, begierig, die erlittene Unbill zu rächen. Aber der zahllose Schwall der Feinde überzeugte den kriegserfahrenen Fürsten, daß Widerstand im freien Felde unmöglich. Er zog sich in das Innere seines Landes zurück, um hinter befestigten Plätzen die Macht des Gegners nach und nach zu brechen. Auf dem Rückzuge nach Wien brach unter der Last seiner Geharnischten eine Brücke; er stürzte mit dem Rosse und zerschmetterte sich das Bein. Wenige Tage darauf starb der ritterliche Fürst (13. Januar 1177), in einem Alter von 62 Jahren, und wurde in Wien, in der von ihm gestifteten Benedictinerkirche zu den Schotten, beigesetzt. Er hatte mit Besonnenheit und weiser Mäßigung sich unter Gefahren und Stürmen aller Art behauptet, mit Entsagung hingegeben, was sich nicht retten ließ, mit Kraft gewahrt, was sein eigen geworden, und voll Treue und Eifer für den Freund und Kaiser, sich mild und gerecht jenen erwiesen, die der feindlichen Partei gehuldigt. Wie im Sprüchworte und im gleichlautenden Beinamen, so trug er den Gott im Busen, und blieb seinem edlen Selbst getreu in allen Brandungen der Zeit, in allen Lockungen der Verhältnisse. Durch Erwerbung des Landes ob der Enns gestaltete er Oesterreich zu einem geschlossenen Ganzen, und gewann dem jungen Staate Rechte und Hoheiten, deren sich kaum ein anderes Reichslehen in gleichem Umfange zu erfreuen hatte. Durch ihn trat auch Wien, das einstige Fabiana, aus altem Schutte der Zerstörung und Vergessenheit wieder in die Reihe der namhafteren Orte ein. Zwar war Wien schon vor ihm zu einem haltbaren Platze herangewachsen, so daß er innerhalb desselben sich den Verfolgungen der Ungarn entziehen konnte. Aber er schmückte und verherrlichte Wien durch Gebäude und Stiftun-

gen, und erhob es zu seiner Residenz. Auch stellte sich unter ihm erst eigentlich der Name des Ortes fest, und in Urkunden seiner Zeit lieset man wiederholt von der „Stadt Faviana, die jetzt Wien heiße.“ Der damals noch zu geringe Umfang Wiens vermochte nicht einmal die großartigen Bauwerke alle aufzunehmen, mit denen der edle Herzog es zu zieren gedachte. So begann er 1144 durch den Baumeister Octavian Wolzner aus Krakau den Bau der ersten Pfarrkirche zu St. Stephan, zwar außerhalb der Stadt damals, doch nahe an der Ringmauer, die dazumal auf jener Seite von dem einstigen Peilerthore den Graben hinunter bis zum Freisinger- (Trattner-) Hofe, und durch das Schlossergäßchen auf die Brandstatt hinlief, wo gegen St. Stephan hin ein kleines Thor sich öffnete. Spätere Anbaue haben die ursprüngliche Gestalt sehr verändert; doch beurkunden noch heutiges Tages der steinerne Chor am Riesenthore und die beiden vorderen oder Heiden-Thürme, damals die Ecken des Gebäudes, die Periode und die Vorzüglichkeit des Urbaues, die Kräftigkeit und den edlen Geschmack ihrer Gründer. Bischof Reginbert von Passau weihete 1147 die neue Kirche ein, und übertrug auf sie die pfarrherrlichen Rechte der alten, durch die Magyaren zerstörten Kirche zu St. Peter. — Hochverehrt waren zu jener Zeit die Schotten und Irländer (Hyberner) durch frommen Wandel, weisen Jugendunterricht und hohe Begeisterung im Predigen des Kreuzes. Ihre Missionen reichten hinab bis in's tiefste Rußland, und kein Kloster in Deutschland genoß höheren Ruhm, als das der Schotten zu St. Jacob in Regensburg. Herzog Heinrich berief sie nun auch nach Wien, bauete ihnen 1155—1158 außerhalb der, damals beim heutigen Heidenschusse geschlossenen Stadt, die Benedictiner-Abtei, zu den Schotten genannt, und gab ihnen, durch den in letzterem Jahre ausgestellten Stiftsbrief, Stab und Gericht und Blutbann über all' ihre Dienstleute und Leibeigenen, in des Klosters nächster Umgebung die Asylsrechte (Freiung), Unabhängigkeit der Abteswahl, Grundherrlichkeit und pfarrherrliche Rechte im vorgezeichneten Gebiete. Auch übergab er dieser Abtei die, dem herzoglichen Patronatsrechte unterstehenden Kapellen St. Pancraz, St. Ruprecht, St. Peter und Maria-Stiegen, wie auch die Kirchen zum h. Kreuz in Tuln, zu St. Stephan in Krems, St. Coloman's zu Laa, und die Pfarren zu Pulka und Eggendorf. — Desgleichen erneuerte und erweiterte er die Kirche U. L. F. am Gestade oder Maria-Stiegen genannt, welche 1154 durch des Herzogs Bruder,

in seiner Ueberzeugung schwer geprüften und muthvoll bestandenen

Bischof Konrad von Passau, eingeweiht wurde. — Gleichzeitig mit St. Stephan bauete Herzog Heinrich sich zu Wien eine Burg zu seinem Wohnsitze. Mit Mauern und Gräben wohlversehen, stand sie am nordwestlichen Ende der damaligen Stadt, auf dem Platze, der noch jetzt nach ihr der „Hof" heißt, an der Stelle des jetzigen Kriegsgebäudes. Als sechs Jahrhunderte später (1756) die gegen die Bognergasse gerichtete Seite des Jesuiten-Profeßhauses erneuert wurde, entdeckte man die deutlichen Spuren des alten Burggrabens.

Aus seiner zweiten Ehe, mit der griechischen Theodora, die ihren Gemal um acht Jahre überlebte, hinterließ Herzog Heinrich zwei Söhne und eine Tochter: nämlich Leopold, geb. 1157, der mit dem Beinamen des „Tugendhaften" seinem Vater in der Regierung folgte; Heinrich, welchem zu seinem standesmäßigen Unterhalte der Genuß eines Districtes, umschließend die Ortschaften Mödling, Neudorf, Salenau, Draßkirchen, Waltersdorf, Kaisersberg und vermuthlich auch Gumpoldskirchen, angewiesen wurde (geb. 1158, gest. 1223), und mit dessen gleichnamigem Sohne, der sich Herzog von Medlingen nannte, diese Seitenlinie um 1236 wieder erlosch; Agnes, an König Stephan III. von Ungarn verheiratet.

Durch die Bestimmung des Fridericianischem Freiheitsbriefes: daß die Herrschaft über das Land dem ältesten unter den Herzogen zustehe, und nach ihm dessen ältestem Sohne erblich zufalle, war Leopold's Nachfolge im Herzogthume Oesterreich gegen jeden Zweifel festgestellt. Wenn derselbe gleichwohl, nach seines Vaters Ableben, den Kaiser in Italien aufsuchte, und dort im Schlosse Candelare bei Pesaro die Belehnung einholte, die er, laut der Worte jenes Freiheitsbriefes, ruhig im eigenen Lande hätte erwarten können, so waren wohl Angelegenheiten und Besprechungen anderer Art der eigentliche Anlaß dieser Reise. Nach seiner Rückkehr war es die erste ritterliche Sorge des zwanzigjährigen Herzog's, die Mährer zu züchtigen für ihren Einfall und ihre Verwüstungen in Oesterreich, wodurch sie seinem ruhmreichen Vater das Leben verkümmert und verkürzt. Er brach in Mähren ein, belagerte Olmütz, rächte Verwüstung durch Verwüstung, und schaffte so sich Frieden.

Im deutschen Reiche war eine kurze Ruhe eingetreten, ein tiefes Aufathmen von dem langen Streite zwischen Thron und Kirche. Das Unglück seiner Waffen in Italien, der Abfall jener Freunde, auf die er am meisten gebaut, stimmten den kriegsfreudigen Kaiser Friedrich trüber und milder.

Zu Venedig den 1. August 1177 versöhnte er sich mit seinem großen Gegner, dem Papste Alexander. So sah denn wieder der Kaiser die kirchlichen, der Papst die weltlichen Angelegenheiten mit günstigerem Auge an. Als daher im Jahre 1187 die Schreckenskunde nach Deutschland kam, daß der gefürchtete Salaheddin, Sultan von Aegypten und Syrien, den Christen Jerusalem wieder entrissen, und der Papst die Fürsten des Abendlandes aufrief, die heilige Stadt den Ungläubigen abzuringen; da folgten dem frommen Rufe nicht nur die Könige Frankreich's und England's, Philipp August und der Held der Lieder, Richard Löwenherz, sondern auch der greise Kaiser Friedrich nahm, um seiner Versöhnung mit der Kirche die Krone aufzusetzen, auf dem Reichstage zu Mainz feierlich das Kreuz. Im Jahre 1189 setzte sich der Zug, auf sechsmalhunderttausend Köpfe angewachsen, in Bewegung. Von Regensburg kam der Kaiser im Maimonat nach Wien, wo Leopold ihn mit großen Ehren aufnahm. Ein reinerer und edlerer Geist sollte diesen Kreuzzug auszeichnen. Ueber fünfhundert Krieger, die nur Raubsucht, Unehre und schnöde Begierde zu der Fahrt getrieben, wurden schimpflich hinweggewiesen, damit kein räudiges Schaf das Heer entweihe, das Gottes Sache auf Erden verfechten sollte. Den Herzog Leopold lud der Kaiser freundlich zur Theilnahme am Zuge ein; doch mußte jener, der schon vor sieben Jahren einen kurzen Kreuzzug in das gelobte Land unternommen, von dessen Erfolgen die Geschichte nichts Wesentliches aufgezeichnet hat, für den Augenblick diese Einladung ablehnen, da die Uebertragung und Erwerbung des Herzogthums Steyer, auf welchen Gegenstand wir weiterhin zu sprechen kommen, und die darob mit dem Ungarnkönige Bela entstandenen Gränzirrungen, ihn eben in Oesterreich festhielten. — Durch Ungarn ging der Zug ungestört von Statten. Aber in Griechenland und Asien wurden, ungeachtet der vom griechischen Hofe und vom Sultan von Ikonium gemachten Verheißungen, dem Kreuzheere vielfache treulose Schlingen gelegt, so daß der Kaiser sich mit dem Schwerte den Weg bahnen und seinen Kriegern den nöthigen Unterhalt erkämpfen mußte. Leopold erfuhr diese Unfälle, wie auch den Sieg über die Seldschucken, der den Weg nach Syrien geöffnet, durch Briefe des Kaisers und des den Zug begleitenden Bischof's Diepold von Passau. Da litt es den ruhm- und kampfbegierigen Leopold nicht länger in der Heimat, er ordnete seine Angelegenheiten und trat (1190) getrost die Reise nach Palästina an. Doch den hohen Kaiser Friedrich sollte er nicht

mehr sehen; im Flusse von Seleffe, d. i. im Calycadnus, hatte der große Hohenstaufe seinen Tod gefunden (10. Juni 1190), minder glücklich, als einst der macedonische Alexander, welcher der kalten Flut des benachbarten Cydnus mit einem bloßen Fieber entrann. — Herzog Leopold und sein Bruder, der ältere Heinrich von Medling (der den hochtönenden und doch harmlosen Titel: „Von Gottes Gnaden der, der ich bin," sich beigelegt und den Freuden des Gesanges und der Jagd huldigte), brachen auf mit zahlreichen Mannen von Oesterreich und Steyer, vom reichen Köln und vom Niederrheine, zogen zu Wasser nach Brindisi in Sicilien, von da nach Palästina. Dort hatte inzwischen die Pest fürchterliche Heerschau im Heere der Kreuzfahrer gehalten; der Hunger und die Saracenensäbel lichteten die Reihen der Uebriggebliebenen. Eine mannhafte That mußte die entmuthigten Schaaren wieder stählen, den Uebermuth der Feinde brechen. Und sie geschah vor dem Bollwerk Syriens, vor Ptolomais, dem heutigen Acre (St. Jean d'Acre). Hier, wo beinahe sieben Jahrhunderte später (4. November 1840) wiederum ein Erzherzog von Oesterreich, der heldenmüthige Sohn eines Helden, seines Hauses siegreiches Banner aufpflanzte, war Herzog Leopold mit Richard Löwenherz der Vorderste des Sturmes vom 24. Juli 1191. So tief war er mitten in die Schaar der Feinde gedrungen, so unablässig hatte sein deutsches Schwert unter den Saracenen gemäht, daß sein weißer Wappenrock von oben bis unten in Blut gebadet schien, und nur der schmale Streif weiß geblieben war, den der Gürtel bedeckte. Dies gab, wie die Ueberlieferung meldet, das Vorbild zu Oesterreich's neuem Wappenschilde mit dem weißen Querbalken im blutrothen Felde. Der Löwenherz aber, stark und gewaltig, doch auch unverträglich und neidsüchtig, entbrannte in Eifersucht und Zorn gegen den österreichischen Helden, mit welchem er den Ruhm des Tages theilen sollte. Schon während der Belagerung hatte Richard das ganze Kreuzheer gegen sich erbittert: die Deutschen, weil er sie geschmäht und hintangesetzt; die Franken, weil er sie einmal beim Sturme verlassen, so daß die Muselmänner ihnen in den Rücken kamen und ihre Belagerungswerkzeuge verbrannten; ja seine eigenen Barone, die unter der Tyrannei seiner wilden Launen seufzten. Nicht genug, daß er den Herzog Leopold von allem Antheil an der Beute und den Gefangenen ausschloß, wollte er auch nicht leiden, daß dieser sein Banner in dem eroberten Platze aufpflanze. Nachdem er persönlich gegen den Herzog beleidigende und drohende Reden ausgestoßen, that er, was er

ſchon während der Winterquartiere zu Meſſina mit der fränkiſchen Fahne verſucht; er ließ Oeſterreich's Banner herabreißen und durch den Koth ſchleifen. Heiß ſiedete das Blut in den Adern des edlen Herzog's, und gern hätte er auf der Stelle die arge Schmach vergolten. Aber jeder blutige Zwiſt zwiſchen den Kriegern des Kreuzes war von der Kirche mit dem großen Banne und mit der weltlichen Acht belegt. Mit Thränen des Zornes in den Augen, befahl er ſeine Rache dem Himmel. Richard begnügte ſich nicht mit jener Beleidigung. Bei der Wiederherſtellung der Feſtungswerke von Ascalon ſchmähte er Leopolden beinahe noch bitterer, ſo daß die Oeſterreicher ergrimmten und ihren Herzog zur Rückkehr nach Ptolomais bewogen. Auch hatte Richard des Leopold Blutsverwandten, den König Iſaak von Cypern und deſſen Tochter, zur Verhöhnung ſeines gegebenen Wortes in ſilberne Feſſeln ſchlagen laſſen, den Frankenkönig beleidigt, dem Herzoge Burgund's den rückſtändigen Sold geweigert, den Markgrafen Konrad von Montferat und Tyrus geächtet, ja denſelben — wie man allgemein, jedoch unerweislich ihm vorwarf — durch die Aſſaſſinen meuchelmorden laſſen. So hatte er durch Trotz, Gewalt, Habgier und Gehäſſigkeit alle Theile gleich ſehr gegen ſich aufgebracht und, indem er Uneinigkeit und Eiferſucht ausſäete, den Zweck des Kreuzzuges großentheils durch ſeine Schuld vereitelt. Philipp Auguſt und Leopold kehrten heim in ihre Staaten. Richard ſtand allein im heiligen Lande und mußte bei Salaheddin den Frieden ſuchen; denn ſeinen Thron bedrohte ſein eigener Bruder Johann, und Philipp Auguſt überfiel England's Gränzen. Wohl war ſich Richard bewußt, wie arg er Alle beleidigt und herausgefordert; darum getrauete er ſich nur verkleidet durch die chriſtlichen Länder zu ſchleichen, um die gefährdete Krone zu retten. Er durchſchiffte Adria's Meer, landete zuerſt auf Korfu, dann zwiſchen Raguſa und Zara, wendete ſich von da wieder ſeitwärts, um zwiſchen Venedig und Aquileja das Land zu gewinnen. Der Kaiſer Heinrich VI. hatte längs der ganzen Gränze Befehl ergehen laſſen, dem Löwenherz aufzulauern und ihn als Reichsfeind einzufangen. Scharfe Obacht führten, um dem Begehren des Kaiſers zu entſprechen, Graf Meinhard von Görz, Schirmvoigt von Aquileja und Herr im Küſtenlande, und Friedrich von Pettau, des Salzburger Erzbiſchofs Vicedom zu Frieſach; doch gelang ihnen nur, Dienſtleute des Königs zu fangen. Richard ſelbſt nahm den treuen Willkam Stagny, einen der deutſchen Sprache kundigen Knaben, vor ſich auf das Roß, gelangte

glücklich über die Landmarken Kärntens und Steyers, irrte fremd und der Wege unkundig durch Berge und Schluchten, der Donau zustrebend, um dann durch das befreundete Böhmen nach Braunschweig zu seiner Schwester Mathilde zu kommen, der Gemalin Heinrich's, des gebeugten, doch noch immer gefürchteten Löwen. In Steyer und in Oesterreich bisher der Wachsamkeit der Gränzhüter Leopold's entgangen, erreichte er endlich die Donau und sah Wien vor sich, den Sitz des Herzogs, an dem er sich so schwer vergangen. In einer Hütte des Dörfchens Erdberg (auf der heutigen Wiener Landstraße), wo Fischer ihre Netze ausbreiteten, doch auch manche Edle des Landes ihre Maierhöfe und Lustgärten hatten, suchte der abgemüdete Flüchtling Ruhe und Erfrischung, und hier ereilte ihn sein Schicksal. Vielfältig und abweichend werden die Umstände seiner Gefangennehmung erzählt. Nach Einigen wurde er, aus Schuld der Sorglosigkeit seiner Diener, in seinem Bette schlafend überrascht, nach Anderen durch die Unvorsichtigkeit des Knaben entdeckt, den er in die Stadt nach Lebensmitteln gesendet, wo derselbe fremde Münzen wechselte und kostbare Kleinodien sehen ließ. Noch Andere berichten: er habe, meinend, gerade durch das unerhörteste Wagniß den Verdacht zu entwaffnen, sich ohne Weiteres in des Herzogs Hofküche begeben, habe dort ein Huhn am Spieße gedreht, und sey an einem kostbaren Ringe, den er mit gewohnter Unbesonnenheit vom Finger zu ziehen vergessen, erkannt worden, oder sey in Erdberg beim Bratenwenden überfallen worden. Der Herzog verfügte auf diese Nachricht sich mit Rittern und Reisigen an die Stelle, und als Richard unnützen Widerstand zu leisten Miene machte, sprach er zu ihm: „Vergebens, König, ist dein Vermummen und Verbergen; deine Züge verrathen dich. Laß' ab vom unbesonnenen Widerstande gegen die Uebermacht, und bedenke, daß wir nicht so sehr als deine Feinde, denn als deine Retter gekommen; denn wärest du den Anhängern des getödteten Montferat in die Hände gefallen, sie hätten dir wahrlich von tausend Leben nicht eines übrig gelassen." Dies geschah am 21. December 1192, nachdem Richard am 9. October in Syrien die Anker gelichtet. Hätte er dort nur fünf Monate länger ausgeharrt, so würde, durch den Tod des großen Salaheddin am 4. März 1193, sich im Oriente Alles anders gestaltet haben. Der Herzog eilte, Richard's Gefangennehmung dem Kaiser zu melden, und dieser, darüber hoch erfreut, berichtete dies sogleich durch Umlaufschreiben nach Deutschland und Italien

und an den König Philipp August von Frankreich. Leopold „empfing den König schön und würdiglich, doch hielt er ihn festiglich gefangen," meldet die Chronik. — Er übergab ihn der Obhut des mannhaftesten Ritters in Oesterreich, des Hadmar von Kuenring, der ihn auf das steil emporstrebende, weithinschauende Felsenschloß Dürrenstein bei Krems an der Donau führte. Kaiser Heinrich VI., voll bitteren Grolles gegen Richard und geizig besorgt, den Antheil des schweren Lösegeldes zu verlieren, begehrte den Gefangenen von Leopold in seine eigene Haft. Leopold, erst Sicherheit für seine eigenen Forderungen an Richard und seinen Antheil am Lösegelde verlangend, zögerte mit der Auslieferung. Dafür beschuldigte ihn der gereizte Kaiser — dem Namen, doch nicht dem Gemüthe nach ein Hohenstauffe — gefährlicher Umtriebe in Sicilien und mit den Söhnen Heinrich's des Löwen. Einflüsterungen heimlicher Widersacher Leopold's verwickelten die Sache noch mehr. Man suchte ihn glauben zu machen: der Kaiser wolle ihm seinen Gefangenen mit Gewalt entreißen. Der kraftvolle Leopold lieferte den Beweis, daß dies nicht so leicht gethan sey. Er stellte dem Kaiser zwar seinen Gefangenen nach Regensburg, führte ihn aber, als man über die Ausgleichung nicht einig werden konnte, kühn wieder mit sich zurück nach Oesterreich; so unerschrocken und nachdruckvoll wahrte er gegen den mächtigen und willkührgeneigten Kaiser sein Recht. Die Reichsfürsten entschieden zwar: dem Herzoge sollten seine gerechten Ansprüche an König Richard vorbehalten bleiben; doch müsse er ihn dem Kaiser ausliefern; dagegen lag der König von Frankreich dem Herzoge brieflich an, den Löwenherz, „der dazumal jenseit des Meeres Gott und Menschen beleidigt, den Mörder des Markgrafen Konrad," ja nicht herauszugeben. Endlich kam am 14. Februar 1193 zu Würzburg ein Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Herzoge zu Stande. Der Letztere lieferte Jenem den Gefangenen aus, bedingte sich aber Entschädigung für den von Richard ihm vorenthaltenen Antheil an der Beute und an den gefangenen Saracenen von Ptolomais, Lösegeld, Befreiung des durch Richard in Ketten geworfenen Königs von Cypern und seiner Tochter, und ein Eheverlöbniß zwischen seinem (Leopold's) Erstgeborenen, Friedrich, und Eleonoren, Richard's Bruderstochter. Heinrich VI. bewahrte nun den Löwenherz auf der Burg der Reichskleinodien, zu Trifels an der Queich. Der stolze Gefangene machte seinem Schmerze und seinem Ingrimme durch Lieder der Liebe und Sehnsucht wie des Spottes Luft, die er auf dem Walle zur Harfe sang, neckte

Doch wurde der Bann in Oesterreich nie verkündet, vielmehr der Auftrag einem fremden und fernen Bischofe, dem von Verona, gegeben; damit man eines Theils nicht zu viel Gewicht darein lege, andererseits dem unablässigen Anliegen England's genüge. Die beiden Diöcesanen Albrecht von Salzburg und Wolfker von Passau waren so weit entfernt, die Sache in ihrer Strenge zu nehmen, daß sie dem Papste schrieben: sie hätten zwar durch das Gerücht davon gehört, könnten demselben aber, ohne unmittelbaren päpstlichen Auftrag, keine Folge leisten. Beweis genug, daß man damals in Deutschland diese Angelegenheit unbefangener und gerechter für den Herzog beurtheilte, als später durch oberflächliche Ansicht der Vorfälle und Verhältnisse geschehen ist. Da Richard, wegen seiner Einverständnisse mit dem sicilianischen Tancred, mit Heinrich dem Löwen und dessen Anhange, als Reichsfeind erklärt worden war, und alle Reichsfürsten den Befehl hatten, ihn zu greifen, so fällt alles Ungewöhnliche in Leopold's Verhalten weg. Derselbe that dabei nicht mehr noch weniger, als die anderen Fürsten, die dem Löwenherz auflauerten, als der Patriarch von Aquileja, der Erzbischof von Salzburg und Meinhard von Görz. Nur daß nicht ihnen, sondern dem Herzoge, der rächende Zufall den fliehenden König in die Hände führte.

Leopold ließ auch weder durch das Geschrei England's, noch durch den leichthin ausgesprochenen Bann sich irr' machen. Fortgrollend in seinem starken Herzen ob der Beleidigung in Ptolomais, vermaß er sich mit einem Schwure, die Geiseln hinrichten zu lassen, falls der Löwenherz dem Vertrage untreu werde. Daher eilte einer der Geiseln, den das Loos getroffen, zu König Richard in die Normandie, und drängte ihn zur Erfüllung des Vertrages, um die Gefahr von den Häuptern der Schuldlosen abzuwenden. Richard übergab ihm am Weihnachtstage 1194 zu Rouen die Braut Eleonore für Leopold's Sohn, und des cyprischen Königs Isaak Tochter. Doch des edlen Herzogs Stunde hatte geschlagen.

Mit den Vorbereitungen eines neuen Kreuzzuges beschäftigt, der, trotz des auf ihm lastenden Bannes, seine Gesinnungen als christlicher Fürst und Ritter bekunden sollte, zog Herzog Leopold nach Graz, der Hauptstadt seines neu erworbenen Herzogthums Steyer. Hier feierte er mit ritterlichen Spielen das Fest St. Stephan's. Da traf ihn ein Unfall, ähnlich jenem, der seinem Vater den Tod gebracht. Bei einer schnellen Wendung auf dem Eise strauchelte sein Pferd, stürzte mit ihm nieder, und zerschmetterte ihm durch seine Last den

rechten Fuß. So unerträglich tobte der Schmerz der Wunde, daß Leopold flehendlich ſchrie: man möge ihm den Fuß abhauen. Erſtarrt vom Schrecken ſtanden die Zeugen des Vorfalls. Der Unglückliche kroch zu einem in der Nähe liegenden Beile, und befahl ſeinem Kämmerer, den Streich mit Kraft zu führen. Dreimal hieb die zitternde Hand des Dieners. Auf ſeinem Schmerzenslager beunruhigte den Herzog der Bann der Kirche. Reuerfüllt bat er um die Losſprechung. Der Erzbiſchof Adalbert gewährte ſie ihm unter der Bedingung, ſich dem Urtheile des Papſtes zu unterwerfen, die Geiſeln des Königs von England und den bereits empfangenen Theil des Löſegeldes herauszugeben. Dann erſt ſollte ſein Leib in geweihter Erde ruhen. Leopold gelobte es unter Thränen; ſein Sohn Friedrich und zwölf Landesedle verbürgten ſich für die Erfüllung des Verſprechens. Der fünfte Tag endigte die wilden Körperſchmerzen des mannhaften Leopold. Er ſtarb in der herrlichſten Kraft des Lebens, erſt 37 Jahre alt, am letzten Tage des Jahres 1194, und ruht zu Heiligenkreuz im Kapitelhauſe. Er war ein ächter Ritter ſeiner Zeit, fromm und trotzig, reizbar und großherzig, treu in der Freundſchaft und der Pflicht, aber auch beharrlich im Zorne, muthig und allgewaltig im Kampfe. Seine Gemalin, Helena, Tochter des Königs Geiſa II. von Ungarn, mit welcher er ſich 1173 vermält hatte, überlebte ihn bis 1199. Sie hatte ihm drei Kinder geboren: Friedrich (geb. 26. Dec. 1174), Leopold (geb. 15. Oct. 1176) und Agnes. Beide Söhne folgten ihm nach einander in der Regierung; von der Tochter ſchweigen alle Nachrichten. Das Gelübde, das er ſterbend geleiſtet, ſcheint nach ſeinem Tode nicht im vollen Umfange erfüllt worden zu ſeyn. Zwar wurden die engliſchen Geiſeln freigegeben; doch noch nach Jahren brachte Papſt Innocenz III. die Rückzahlung des Löſegeldes vergebens in Erinnerung. Nicht nur die Volksſage, ſondern auch die Reimchronik des dieſem Ereigniſſe nahe ſtehenden Ennenkel rechtfertigen die Vermuthung, daß, wenn auch nicht die volle Summe, doch ein Theil jenes engliſchen Löſegeldes, zu der damals bewerkſtelligten Ummauerung und Erweiterung Wiens verwendet worden.

Wir haben nun noch das wichtigſte Ereigniß der Regierung Leopold's nachzutragen: die Erwerbung des Herzogthums Steyer. Herzog Leopold ſcheint, ſelbſt nach Heinrich's des Löwen Aechtung, die ihm leicht zur günſtigen Gelegenheit hätte werden können, keine Schritte gethan zu haben, um in den Wiederbeſitz des Herzogthums Baiern zu gelangen. Dafür entſchädigte ihn

das Schickſal durch eine Erwerbung ohne Streit, Gefahr und Unruhe. Herzog Ottokar VI. von Steyer, der Letzte aus dem Stamme der Traungauer, war krank und ſiech, ein Greis ſchon in Jünglingsjahren, keiner Leibeserben, wohl aber eines frühen Todes ſich verſehend. Da beſchloß der kranke Fürſt, ſein von Ungarn aus oft bedrängtes Land an das herrlich und kraftvoll aufblühende Oeſterreich anzuſchließen. Er veranſtaltete am 17. Auguſt 1186 eine Verſammlung ſeiner Landesedlen auf dem St. Georgenberge bei Enns, woſelbſt auch Leopold ſich einfand. Hier erklärte der kranke Ottokar unter feierlicher Vollziehung der Urkunde, daß, falls er ohne Leibeserben verſterben ſollte, er den Herzog Leopold von Oeſterreich zu ſeinem Nachfolger ernenne und einſetze, dergeſtalt, daß, wenn dieſer und deſſen Sohn Friedrich ihn überlebten, das Land ihnen anheimfallen, und jederzeit derjenige ihrer Erben und Nachfolger, welcher das Herzogthum Oeſterreich beherrſche, dann auch Herr von Steyer ſeyn ſolle. Als nun am 8. Mai 1192 Ottokar's düſtere Todesgedanken ſich verwirklichten und er die Augen für immer ſchloß, eilte Herzog Leopold unverzüglich zu dem Kaiſer Heinrich VI., der mit ſeinem Hofe eben in Worms das Pfingſtfeſt beging, und erhielt dort den 24. Mai desſelben Jahres die feierliche Belehnung. Von da ging er nach Graz, ließ ſich huldigen und hielt einen Landtag. Weil nun Pütten verfallen war, bauete er zwiſchen 1192 — 1194 auf ſteyeriſcher Erde eine andere Gränzfeſte gegen Ungarn, eine „neue Stadt," die, wegen der Nähe ſeiner Reſidenz, alsbald Wiener-Neuſtadt genannt wurde; ſie kam auf den Grund und Boden der Mönche von Formbach zu ſtehen, welche er durch den Markt Herzogenburg entſchädigte.

Die Gebiete von Steyermark treten erſt mit dem Anbrechen der chriſtlichen Aera in einiges geſchichtliche Licht. Die Römer fanden, als ſie ihre Adler hiebertrugen, einen keltiſchen Volksſtamm vor, der ſich Taurisker nannte. Rauh, einfach und kraftvoll, den Waffen hold, der Arbeit abgeneigt, hatten dieſe, außer der Bearbeitung des Eiſens, von Künſten und Handwerken keine Begriffe. Sie beſaßen nicht alle fünf Kreiſe der jetzigen Steyermark; ſie gränzten in Weſten mit den Rhätiern, in Oſten mit den Pannoniern, in Süden mit den Illyriern, mit den Norikern im Norden. Die Römer ließen den Einwohnern ihren Volksnamen, betrachteten aber das Land ſelbſt als bloße Zubehöre zu Pannonien und Noricum. Zu Anfange des dritten Jahrhunderts fand allmälig das Chriſtenthum Eingang, doch noch in grellem

Gemische mit Heidenthum und Götzendienst; gleichzeitig wurden die römischen Statthalter Noricum's und Pannoniens in die Bürgerkriege verwickelt, das Land dadurch, wie auch durch Einfälle barbarischer Horden, erschöpft und verheert. Erst Aurelianus kraftvoller Arm stellte Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder her. Grausame Christenverfolgungen verhängte der Präfect Ejulasius in Celeja (Cilli). Als der heilige Maximilianus auf einer Reise von Laureacum nach Celeja die römischen Götzen schmähte und von ihnen abmahnte, ließ Ejulasius ihn hinrichten. Doch ward er selbst später Christ und Märtyrer. Kurz vor dem Zeitalter Constantin's gehörten die steyermärkischen Gebiete an der obern Muhr und Mürz, bis über die Brücke des Zusammenströmens, zu Noricum Mediterraneum, die Raabthäler zu Pannonia Superior, die Höhen an der Drau und Save zu Savia. Dem jungen Christenthume in jenen Gegenden drängte sich im 4. Jahrhunderte die Irrlehre des Arius an, der die göttliche Natur des Erlösers läugnete; die Rechtgläubigen verfolgten sie mit Gewalt und Strenge. Darüber kam es in Petovio (Pettau) zu einem wüthenden Parteienkampfe. Diesen benutzten die vom unteren Ister heranziehenden Gothonen zu einem Angriffe auf den kriegerisch wichtigen Platz. Umsonst mahnte der katholische Bischof zu muthigem Widerstande; der Arianer Julius Valens, obgleich ein Eingeborener, verrieth die Stadt den Feinden. In der Gegend von Petovio fiel auch jene Hauptschlacht vor, welche der Kaiser Theodosius, der Ueberwinder der Gothonen, dem Empörer Eugenius und dessen Helfer Arbogast lieferte (394). Die Flut der Völkerwanderung überschwemmte auch die Steyermark mit buntgemischten Stämmen und Horden. Westgothen und Hunnen kamen nach einander angezogen, das unglückliche Land zu mißhandeln und auszusaugen; nach dem kargen Ueberrest streckten sich die habgierigen Hände des Präfecten. Nach dem Abzuge der Hunnen wüthete an der Muhr und Raab eine schreckliche Hungersnoth. Als diese nachließ, kehrten viele Flüchtlinge in die Heimat zurück, besonders Frauen, welche ihre Männer todt geglaubt, mit neuen sich vermält hatten, und nun vom Papste den Befehl erhielten, zu den ersten zurückzukehren. Odoacher verstärkte, als er gegen Italien losbrach, sein Heer durch die kriegerische Jugend Steyermarks; er entvölkerte es später, da er, gedrängt durch den großen Theodorich, die römischen Familien aus Noricum und Pannonien nach Italien verpflanzte. Unter Theodorich's kraftvoller und geordneter Regierung erhob sich Steyermark zu rascher Blüthe; Viehzucht, Land- und Weinbau

gerieben auf's Neue, die Städte erstanden aus ihren Trümmern, die Bevölkerung wuchs. Während vorher meist christlich germanische Wanderstämme die Steyermark durchzogen; traten nach Theodorich's Tode andere, nicht germanische, nicht christliche Horden auf, jedoch mit der Absicht bleibender Niederlassung. Allmälig verschwanden die alten Namen von Noricum, Pannonia, Savia, um neue Benennungen, wie Slavinia, Avaria, Carantania, an ihre Stelle treten zu lassen. Den Gothonen folgten unverweilt die Slawen oder Slowenen, deren einer Stamm, die Winden, die Drau und Save aufwärts zog, um sich in den fruchtbarsten Gegenden der Steyermark, in den alten römischen Anpflanzungen auszubreiten. Ihren Namen tragen noch viele Orte, wie: Windisch-Graz, Windisch-Feistritz, Windisch-Pölla, Windisch-Garsten, Windisch-Bühel. Neues Verderben schritt heran im Gefolge der grimmen Avaren, die gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts, vermöge eines Vertrages mit den abziehenden Longobarden, jene Gegenden überschwemmten. Als sie in der oberen Steyermark die Enns erreichten, ließen sie, um sich gegen die deutschen Bojoarier zu sichern, einen Wald undurchdringlich dicht heranwachsen. Hinter demselben lief, wie eine ungeheure, an Kopf und Schweif vereinigte Schlange, der äußerste ihrer Wallringe, hinter denen sie sich, ihre Familien, Rosse und Beute bargen. Gegen ihre brutale Tyrannei erhoben sich mit gewaffneter Hand die Slowenen, vor Allen die Carantanen (Bergbewohner), von einem tapferen Fremdling, Samo, angeführt. Seitdem ward der Einfluß der Carantanen der überwiegende, so daß ihre Herrschaft im oberen Steyer bis über die Muhr, und im unteren längs der Drave bis in die Gegend der Winden reichte, und das alte große Carantanien — nicht zu verwechseln mit dem geschlossenen Gebiete des jetzigen Kärnten — nicht nur Letzteres, sondern auch Krain, die windische Mark, einen Theil der adriatischen Küsten, die ganze heutige Steyermark über den Sömmering herein, bis an die Piesting umfaßte. Doch da die Carantanen durch Zersplitterung unter mehre Woiwoden ihre Kraft schwächten, erhoben die wilden Avaren abermals ihr Haupt. Die Carantanen mußten den Beistand der Bojoarier suchen und deren Oberhoheit anerkennen (748). Die Bojoarier, von der Enns bis an den Lech sich ausbreitend, wirkten eifrig für die Herrschaft des christlichen und deutschen Elements, ihre Bischöfe betrieben mit frommer Ausdauer das Bekehrungswerk unter den heidnischen Winden, Carantanen und Avaren, und bald erneuerten sich die Kirchensprengel von Petovio und Celeja. Als aber der kühne Herzog

der Bojoarier (Baiern), Taſſilo II. aus dem Stamme der Agilolfinger, um ſeine Selbſtſtändigkeit gegen den ſtolzen Frankenkönig, Karl den Großen, zu wahren, mit den Avaren Bündniß ſchloß, mußte die Macht der Baiern ſich der gewaltigeren der Franken beugen (788). König Karl drängte die Avaren zurück, ſtellte die Carantanen unter ſeine unmittelbare Oberhoheit, und theilte die eroberten Lande in Grafſchaften. Unter ihm tauchen in Steyermark bereits die neueren Namen empor: das Land an der oberen Muhr bis Judenburg bei'm Herzogthum Carantanien; das Land an der mittleren Muhr gegen Graz als Avarien; das Land an der oberen Drave bis Marburg als Carnermark; das Land an der mittleren Drave bei Cilli als Wendenmark. Er warf aufrühriſche Stämme aus dem Lande, und rief andere, gewerbſame herein, theils aus Grundſätzen des Deſpotismus, theils um den Anbau zu fördern. Auf ſeinen Befehl mußten ſich Baiern mitten unter den Wenden anſiedeln, ja ſelbſt die unterworfenen Stämme der alten Sachſen und Frieſen ſendeten Coloniſten nach Steyermark. Noch begegnen uns von daher die Namen: Baier-Wieſen, Baieriſch-Kehldorf, Baierdorf, Baierdorfviertel; Sachſendorf, Sachſeneck, Sachſenfeld, Frieſach. Karl's unehelicher Nachkomme, Arnulf von Carantanien, unterwarf ſich die ſteyermärkiſchen Gebiete, und ſchwang ſich auf den deutſchen Thron (888). Um ſich gegen Swatopluk und deſſen Marahanen (Mährer) zu behaupten, rief er unkluger Weiſe die kriegeriſchen Magyaren zu Hilfe, und zeigte ihnen dadurch den Weg in jene Gegenden. Dieſe überſchwemmten, nach ſeinem Tode, die Steyermark, Verderben und heidniſchen Gräuel mit ſich bringend. Zwar brach die Schlacht im Lechfelde (955) ihre Macht; doch hinter die Enns entfliehend, ſetzten ſie ſich noch in den ſteyermärkiſchen Gebieten feſt, bis die Gewalt der deutſchen Waffen ſie dort hinausſtieß. Die baieriſchen Herzoge hofften bei dieſer Gelegenheit, die frühere Oberhoheit wieder in ihre Hand zu bekommen; aber ſie wurden von Carantanien, Avarien und der Wendenmark ausgeſchloſſen und auf die Mark des Landes ob der Enns bis an den Inn beſchränkt, in die ſteyermärkiſchen Gebiete dagegen Grafen von Leoben, von Kraubat, Eppinſtein, Avelanz, Muerzthal, Ennsthal, Pernegg, Graz, Ruen, Marchpurch, Petow und Saunegg eingeſetzt. Die Stellung dieſer Grafen war eine ſehr unſichere und ſchwankende, ſo lange die Magyaren ſich an der Enns bis an den Kahlenberg behaupteten. Doch im Jahre 983 wurden dieſe Fremdlinge durch die Krieger des ſächſiſchen Kaiſers Otto III. vertrieben, und gleichzeitig, während Leopold

von Babenberg unter der Enns seine Mark erhielt, setzte sich Ottokar von Styre ob der Enns fest. Dieser Ottokar tritt, nach Verjagung der Magyaren, im Traungau ob der Enns auf; als Bollwerk gegen jenes gefürchtete Kriegsvolk soll er das feste Styr erbaut haben. Leicht dürfte der Name von dem Flüßchen ausgegangen seyn; dieses dann der Burg und der Stadt, von da aus der Grafschaft und endlich der Mark den Namen gegeben haben.

Ottokar, der erste Traungauer (983—991) besaß von der heutigen Steyermark höchstens Kraubat und Leoben. Diese Mark theilte sich zu jener Zeit in drei Amtsbezirke oder Ambachten. Der nördliche Strich, von der Muhr bis an die Enns im Judenburger Kreise, war der Ambacht des Herzogthums Kärnten zugetheilt, und unterstand baierischen Fürsten. Den östlichen Strich an der Raab und Mürz im Grazer und Brucker Kreise schloß die Ambacht der oberen Mark (Limes Pannonicus, — Marchia jurta Rabam) ein; er war den Grafen von Eppinstein unterthan. Der südliche Strich an der Drau und Save im Marburger und Cillier Kreise gehörte zur Ambacht der unteren Mark (Limes Carantanus, — Marchia jurta Souvam), hier geboten die Grafen von Souneck. Die südliche Steyermark kündigt sich in jener Zeit unter mancherlei Namen an: als Kärntnermark, Kleinkärnten oder Carniolien, zum Unterschiede vom Herzogthume Kärnten; auch als Marchia Vinidorum, endlich auch, nach den verschiedenen Sitzen der verwaltenden Grafen, als Mark von Marburg, von Cilli, von Pettau, von der Saan und von Souneck. — Auch Ottokar II. (991—1038) besaß in der Steyermark nichts, als Kraubat und Leoben; aber er erweiterte an beiden Ufern der Traun seinen Gau bis an die Hochgebirge gegen Süden und an den Donauſtrand gegen Norden; seine Ambacht lag zwischen der Ostmark und dem Attergau, von baierischer Oberhoheit umschlossen. — Unter Ottokar's III. (1038—1088) fünfzigjähriger Regierung stellte sich der Name der Markgrafen dauernd fest, erscheint der Name Styr zum ersten Male urkundlich; doch muß Styr, worunter der Traungau verstanden, unterschieden werden von Styria, womit man später die heutige Steyermark begriff. Auch Ottokar III. besaß hier Nichts, als Kraubat und Leoben. Mitten unter den Kämpfen zwischen Kirche und Kaiser, entstanden Klöster und fromme Stiftungen. Der Markgraf selbst gründete, unweit der Gränzen der neueren Steyermark, Klostergarsten; ein Eppensteiner auf dem Gebiete des damaligen Herzogthums Kärnten Sanct Lambrecht für Benedictiner; eine Soun-

eckerin, als heilige Hemma verehrt, veranlaßte, und der heilige Gebh
Erzbiſchof von Salzburg, vollführte die Stiftung von Admont. Die
teienkämpfe in Deutſchland dröhnten gewaltig in der Steyern
Marquard, der als Graf von Eppenſtein, Aflenz und
obere Mark gebot, nahm den, von ſeinem Vater vergeblich
wieder auf, das Herzogthum Kärnten an ſich zu reißen
das Haus Zähringen wirklich. Den inneren Zwieſpalt ben
ren, um in die untere Mark einzubrechen, und Viana (Voits
doch auf der Heimkehr ſtrafte ſie Markgraf Gottfried, dem wahrſch
Pütten am Sömmering und P
durch blutige Niederlage. — Ottokar IV. (1088—1122)
ſeinen Bruder, den Waldgrafen vom Ennſerthal und Goiſerforſt,
bittere Fehde, bis einige Vaſallen, ergrimmt ob des nimmer enden wolle
Kampfes, dieſen bei Leoben erme deten. Als Schwager Leopold's des Heiligen
von Oeſterreich, erweiterte Ottokar den Traungau über die Enns bis an die
Traſen und Pieſting in die R der Grafſchaft Pütten, verwaltete mit
Weisheit ſeine Mark, erwarb und befeſtigte, bis auf der Jagd ein Eber
ihn zerfleiſchte. Unaufhörlich ſannen die Grafen von Eppenſtein, Aflenz und
Mürzthal, das Herzogthum Kärnten wohl oder übel zu gewinnen; in die
untere Mark hatte ſich das, den Babenbergern ſtammverwandte Geſchlecht
Weimar und Orlamünda eingeſetzt. Ottokar's Sohn, Leopold der Starke (1122—1129), erwarb in wenigen Jahren mehr, als alle ſeine Väter. Durch das Teſtament des ohne Leibeserben verſtorbenen Grafen Heinrich von Eppenſtein, Aflenz und Mürzthal, fielen ihm die Alpenthäler der oberen Mark zu. Auch von dem, gleichzeitig durch Ausſterben erledigten Herzogthum Kärnten fiel für ihn der Theil an der oberen Muhr mit Lamprecht und Zairing ab. Die Weimar-Orlamündaer ſchränkte Bernhard von Kärnten auf Souneck ein, und übergab ſeinem Schwager, Leopold dem Starken, bedeutende Stücke von Pettau und Cilli. — Seinem Vater ähnlich im Glücke des Erwerbens, war Leopold's Sohn, Ottokar V. (1129—1164). Von dem ermordeten letzten Grafen von Pütten erbte er das Land am Hartberg und Wechſel, bei Neunkirchen und Steinfeld; von dem letzten Grafen von Portenau das anſehnliche Gebiet in der Nähe der Alpen und des Meeres; von dem letzten Grafen von Marburg die Landſchaft am Platſch und an der Pack. Der glückliche und fromme Markgraf, der wiederholt mit dem Titel eines Herzogs vorkommt,

gründete Vorau, dann Seitz, als die älteſte Karthauſe in Deutſchland, und andere fromme Stiftungen. Sein Beiſpiel erweckte Nachfolger; es entſtanden die Chorherren zu Seckau und die Karthauſe zu Gairach. Er ſtarb auf dem Wege eines zweiten Kreuzzuges, an der Peſt, zu Fünfkirchen. — Markgraf Ottokar VI. (1165—1192) erhielt auf demſelben Reichstage zu Regensburg, auf welchem Heinrich der Löwe entſetzt wurde, die Herzogswürde, und wurde von dem Kaiſer befreit von jeder Verpflichtung gegen Baiern, das bisher über die Markgrafen von Steyer und Steyermark eine ſtete Oberhoheit ausgeübt. Aber nur kurz genoß er das Glück der Hoheit und der Ehre. Das Gift einer verheerenden Krankheit ſchlich ſich in die Adern des fürſtlichen Jünglings, Ausſatz und Fäulniß des Blutes beugten ihn danieder und verwandelten ihn zu einem Schatten. Lebens- und herrſchensmüde, den Tod erſehnend und ahnend, erklärte er in der Verſammlung auf dem Georgsberge bei Enns (Auguſt 1186) ſeinen Freund und Verwandten, den Herzog von Oeſterreich, Leopold den Tugendhaften, zu ſeinem Erben an Land und Leuten. Sechs Jahre ſpäter verblich er in Schmerz und Siechthum, und der lebensſtarke Babenberger trat das ſchöne ſteyeriſche Erbe an. So kam, durch des letzten Traungauer's Hinwelken und durch Ausſterben dieſes edlen Geſchlechtes, die Steyermark an Oeſterreich, beide einander ſchon früher nahe verwandt durch Volksſtamm, Lage und Schickſale, jetzt eines durch das andere bereichert und gekräftigt, ein herrliches Ganze. —

Das Recht der Erbfolge rief den älteſten Sohn Leopold's des Tugendhaften, den zwanzigjährigen Friedrich, zur Regierung. Kurz und ſchnell abgebrochen war ſein Wirken, ein flüchtiger Traum der Andacht und des Ruhmes. Er hatte am Sterbebette des Vaters geſtanden, den angſtvollen Gewiſſenskampf des ſonſt tugendreichen Mannes in deſſen letzter Stunde geſehen. Da ging ihm die Nichtigkeit, die Lüge irdiſchen Glanzes im Angeſichte einer ſtrafenden Ewigkeit auf; er beſchloß zu verſöhnen und zu vergüten. Er ließ das Herzogthum Steyer durch ſeinen Bruder Leopold verwalten, und als im Jahre 1195 Papſt Cöleſtin II. einen abermaligen Kreuzzug predigen ließ, weil die zwiſchen den muſelmänniſchen Häuptlingen ausgebrochenen Zwiſte eine günſtige Gelegenheit zur Eroberung Paläſtina's zu bieten verſprachen, ſchloß er ſich freudig den anderen deutſchen Fürſten an, die, Kaiſer Heinrich VI. an ihrer Spitze, auf den Reichstagen zu Regensburg und Worms das Kreuz genom-

men. Als 1197 der Zug sich wirklich in Bewegung setzte, übertrug er seinem Bruder die Verwaltung seiner gesammten Lande, und langte über Messina, dem allgemeinen Sammelplatze, von seinem Ohm, Heinrich von Mödling, begleitet, glücklich in Ptolomais an (22. September 1197). Die ersten Unternehmungen der Kreuzfahrer versprachen Erfolg. Als aber die Nachricht vom Tode des Kaisers Heinrich VI. zu ihnen gelangte, geriethen sie in Bestürzung und Uneinigkeit; der Parteigeist und die Selbstsucht regten sich auf's Neue. Zwar kamen die Fürsten unter einander überein, den Eid der Treue dem unmündigen Friedrich von Hohenstauffen zu leisten. Doch stellte dies die Eintracht nicht her, und im März 1198 zogen die meisten Fürsten sammt ihren Mannen grollend heim. Friedrich, wegen seiner Frömmigkeit und seiner Verehrung für die Kirche der Katholische genannt, sollte die Heimat nicht wiedersehen. Eine hitzige Krankheit warf ihn während der Rückreise nieder, und der erst vier und zwanzigjährige Fürst starb, unvermält und ohne Leibeserben, den 16. April 1198 in den Armen seines Freundes, des Bischofs Wolfker von Passau, der seine Gebeine zurück nach Oesterreich brachte, nach Heiligenkreuz, an die Seite seines Vaters.

Ihm folgte, bei gänzlichem Mangel näherer Erben, sein Bruder, der zwei und zwanzigjährige Leopold, in der Geschichte wohlverdienter Weise der Glorreiche genannt. Er war, als das doppelte Herzogthum ihm zufiel, bereits kein Neuling mehr in der Kenntniß des Regierens, da er noch bei Lebzeiten seines Bruders anfangs die Steyermark, dann auch Oesterreich verwaltet hatte. Treffliche Anleitung verdankte er seinem Lehrer, dem Grafen Ulrich, den er dafür zu seinem Protonotarius ernannte, bis derselbe später durch den Bischofssitz zu Passau noch höher geehrt wurde. Die verhängnißvolle und wildbewegte Zeit, in welche sein Leben und Wirken fiel, nahm seinen weisen Sinn, seine Kraft und Geistesklarheit in nicht geringen Anspruch. Gewaltiger Streit, Zwietracht und Factionen durchwogten das deutsche Reich. Kaiser Heinrich VI. war den 28. September 1197, nach einer kraft- und schreckenvollen Regierung, in Sicilien gestorben, und hatte seinem dreijährigen Sohne Friedrich das sicilische Erbe hinterlassen. Diesem zum deutschen Throne zu verhelfen, hatten viele, sowohl an des Kaisers Hoflager anwesende, wie auch dem Kreuzheere zugezogene deutsche Fürsten feierlich versprochen. Obenan bei dieser Partei stand des jungen Friedrich's Oheim, Philipp von Hohenstauffen. Aber andere Fürsten, die Noth und Bedrängniß des deutschen Reiches erkennend, wollten

in so schwerer Zeit die Krone nicht auf dem Haupte eines Kindes wissen, meinend, daß ein gereifter und kraftvoller Arm das bewegte Ruder führen müsse. Da Philipp einsah, daß er, bei solcher Spaltung der Ansichten, seinem Neffen die deutsche Krone nicht werde retten können, trachtete er nun, sie auf sein eigenes Haupt zu bringen. Mächtige Freunde standen auf seiner Seite, auch Leopold der Glorreiche stimmte für ihn, und Herzog Berchtold von Zähringen, welchem einige Fürsten ihre Stimme geben wollten, ließ sich seine Ansprüche abkaufen. Dennoch theilte sich das Reich wieder in die zwei politischen Lager der Waiblinger und Welfen. Jene erwählten den Hohenstauffen Philipp, diese den Welfen Otto von Braunschweig, Heinrich's des Löwen zweiten Sohn. Otto, als einen Welfen und Neffen König Richard's von England, der ihn durch Geld unterstützte, begünstigte Papst Innocenz III. seitdem die Ansprüche Rom's und die Politik der Hohenstauffen sich im entschiedenen Gegensatze gezeigt. Philipp wurde zwar durch den päpstlichen Legaten vom Banne losgesprochen und sodann gekrönt. Aber der Papst sagte sich von dem Thun seines Legaten los, und bestritt Philipp's Wahl als ungültig. Otto eilte, sogleich nach seiner Erwählung, nach der alten Krönungsstadt Aachen, öffnete sich, da eine feindliche Besatzung ihm den Eintritt verwehrte, mit Waffengewalt die Thore, und ließ sich durch den Erzbischof von Köln krönen. Da erdröhnte Deutschland unter dem Toben eines inneren Krieges. Die beiden Kaiser fielen einander an. Philipp jagte seinem Gegner die Städte am Rheine ab, und drängte ihn nach Sachsen zurück. Gegen den päpstlichen Bann, der Philipp und Alle, die zu ihm hielten, getroffen, wurde eine kräftige Verwahrung eingelegt. Fast ganz Deutschland erkannte Philipp an; nur Köln weigerte sich noch. Philipp belagerte die Stadt, und Herzog Leopold zog ihm mit einem auserlesenen Heere zu, durch Tapferkeit, Großmuth und ritterlichen Adel alle Fürsten bei diesem Feldzuge überstrahlend. Endlich unterwarf sich die Stadt, weniger durch Waffen, als durch Ehrfurcht bezwungen, und Philipp wurde durch seinen bisherigen Gegner, den Erzbischof Adolf von Köln, zu Aachen gekrönt. Otto verscherzte durch Unbesonnenheit und unkluge Politik sich die Gunst des römischen Stuhls; diese gewann vielmehr Philipp, der dem gemäß vom Kirchenbanne losgesprochen wurde. Philipp's Saaten standen in der herrlichsten Blüthe, als am 21. Juni 1208 des blindwüthenden Wittelsbacher's Otto Schwert ihm die Todeswunde schlug. Der Königsmord geschah auf der Altenburg, der königlichen Pfalz von Bamberg.

Mittlerweile hatte des ermordeten Philipp's Gegenkönig, Otto, den Unwillen des Papstes zu beschwören gewußt, und die Ansprüche des entfernten und unmündigen Hohenstauffen Friedrich verhallten ungehört in der Bestürzung ob des Wittelsbacher's Gräuelthat, in dem allgemeinen Geschrei nach Frieden. Herzog Leopold war unschlüssig, wem er seine Stimme zuwenden solle. Zu dem Hohenstauffen zog ihn mehr sein Herz, für den Welfen sprach augenblicklich die Meinung der Fürsten. Brieflich holte er die Ansicht des Papstes ein, der ihn ermahnte, die Partei des Königs Otto zu ergreifen, und sich Leopold's Wunsche geneigt zeigte, Wien mit einem Bisthume zu verherrlichen. Otto wurde nun zu Halberstadt und Frankfurt von den sächsischen und den übrigen deutschen Fürsten als deutscher König anerkannt; um beide Parteien zu beschwichtigen, vermälte er sich 1209 mit König Philipp's hinterlassener Tochter Beatrix, damit, wie welfisches und hohenstauffisches Blut, auch beide Factionen einander einverleibt und versöhnt würden. Herzog Leopold führte bei dieser Verlobung das Wort für die anwesenden Kardinäle und Fürsten. Den 5. October desselben Jahres wurde Otto in der Siebenhügelstadt zum Kaiser gekrönt. Doch nicht lange trug er die Krone ruhig. Er hatte, um zu seinem Ziele zu gelangen, dem römischen Hofe Zugeständnisse gemacht, die mit dem Vortheile des deutschen Reiches, als dessen höchster Vertreter er dastand, sich nicht vereinigen ließen. Wer zuviel verspricht, wird leicht wortbrüchig. So suchte er denn die von Innocenz III. in päpstlichen Besitz genommenen Schlösser, Städte und Rechte, die, nach gewissenhafter Erwägung, als dem deutschen Reiche zugehörig erkannt wurden, an dasselbe zurückzubringen, nahm dem Papste mehre, von diesem bereits eingezogene Städte weg, und ertheilte Belehnungen gegen die Ansprüche desselben. Da sprach der Papst den Bann gegen ihn aus. Die deutschen Fürsten, unter ihnen der Herzog Leopold, mit Otto aus verschiedenen Gründen unzufrieden, traten nach und nach von dessen Partei zurück, und wendeten ihr Augenmerk auf den jungen Friedrich, König Heinrich's VI. Sohn, dem sie ohnedies schon von früher her den Eid der Treue schuldeten.

Herzog Leopold sehnte sich aus diesem wüsten Treiben der Factionen hinweg, nach einem höheren, heiligern Thun. Von Palästina winkte ihm der Heldenruhm seiner Väter. Schon 1208 hatte er zu Klosterneuburg mit vielen Landesedlen das Kreuz genommen. Aber der tragische Ausgang der früheren Kreuzfahrten schreckte die Menge ab; kein neuer Zug wollte zu

Aegyptens, zu wehren. Aber ungeachtet ſchwerer Verluſte, drangen die Chriſten muthig über den Strom (5. Februar 1219) und berannten Damiata. Die Feinde, an Vertheidigung jenes Palladiums von Aegypten Alles ſetzend, wagten am 31. März einen mächtigen und verzweifelten Ausfall. Am wüthendſten fielen ſie die Brücke der Tempelherren an, welche Herzog Leopold mit ſeinen Kriegern und den deutſchen Rittern vertheidigte. Lange ſchwankte der Sieg. Den äußeren Theil der Brücke hatte das griechiſche Feuer der Saracenen in Brand geſetzt, und unter Geſchrei drangen ſie nun, Rauch und Pfeilregen vor ſich hertreibend, gegen die Chriſten an. Hier warfen ſich ihnen Leopold und ſeine Ritter wie eine eherne Mauer entgegen. Vom frühen Morgen bis zum Mittage währte das Schlachten auf beiden Seiten, da flohen zuletzt die Ungläubigen heulend zurück, und Damiata war den Chriſten gewonnen. Das ganze Abendland hallte vom Jubel wieder, da man, nach Damiata's Falle, an der Eroberung Aegyptens und Jeruſalem's nicht mehr zweifeln zu dürfen glaubte.

Neue beſorgliche Wirren in Deutſchland riefen den Herzog Leopold von der Bahn des Ruhms ab, nachdem er achtzehn Monate das Schwert des Glaubens mit mächtigem Arme geſchwungen und den Schrecken der öſterreichiſchen Waffen nach Syrien, Paläſtina und Aegypten getragen, zugleich auch durch Frömmigkeit, Mildthätigkeit und anſpruchloſen Sinn alle Herzen gewonnen, durch fürſtliche Großmuth und Freigebigkeit Aller Dank geerntet. Den deutſchen Rittern hatte er ein anſehnliches Haus gebaut und ſie obendrein reich beſchenkt; noch lange nachher wurde in ihrem Abendſegen und Gebetzettel ſeines Namens dankbar gedacht. Ungern riß er ſich los; denn Damiata, obgleich ſeine Tapferkeit den Fall der ſtolzen Stadt unausbleiblich gemacht, war damals noch nicht in Chriſtenhänden; doch dringend nöthig wurde ſeine Gegenwart in den deutſchen Erblanden, und ſo kehrte er, zur Freude der Seinigen, dorthin zurück.

Friedrich II. war, gegen das wiederholte und ſtets verſchobene Angelöbniß eines Kreuzzuges, 1220 in Rom durch den Papſt Honorius III. zum Kaiſer gekrönt worden, nachdem er kurz vorher die Ernennung ſeines dreizehnjährigen Sohnes Heinrich (VII.) zum römiſchen König, bei den deutſchen Reichsfürſten durchgeſetzt hatte. Zwei Jahre ſpäter wurde der Letztgenannte in Aachen gekrönt. Sofort dachte man darauf, ihm eine Braut zu wählen. Nachdem ein Verlöbniß mit der Tochter Königs Premysl Ottokar wegen

der obſiegenden Neigung derſelben für das Kloſterleben, rückgängig geworden, der Antrag einer Schweſter des Königs von England aber den deutſchen Fürſten nicht genehm geweſen, fiel die Wahl auf Herzog Leopold's Töchterlein Margaretha. Die Vermälung wurde den 1. November 1225 zu Regensburg feierlich begangen. Gleichzeitig vermälte ſich Herzog Leopold's älteſter Sohn, Heinrich, mit Agnes, der Tochter des ſaliſchen Landgrafen Hermann I. von Thüringen, des Freundes und Gönners der edlen Minneſänger. So ſehenswerth war die Pracht der Feſte, ſo ungeheuer der Zudrang, daß im Gedränge vierzig Hochzeitgäſte, theils Edle, theils Prälaten und geiſtliche Herren, erdrückt wurden. Demnach hatte nicht nur das verwandte Blut der Hohenſtauffen und Babenberger ſich abermals gemiſcht, ſondern es waren auch die Enkel und Sprößlinge jener zwei ſtolzen Geſchlechter, deren Väter im Frankenlande einander blutig bekämpft, der Babenberger und Salier, in Oeſterreich und Thüringen wiederholt durch Blutsbande friedlicher Art verbunden.

Der Kaiſer hatte für das Jahr 1226 einen Reichstag nach Cremona ausgeſchrieben, wo die Verbeſſerung der deutſchen Reichsverhältniſſe und der neue Kreuzzug ernſthaft zur Sprache kommen ſollten. Aber gewaltig erhob ſich plötzlich der Widerſtand der italieniſchen Städte gegen die Herrſchaft der Ghibellinen. Die Mailänder erneuerten ihren Bund mit den Städten Piacenza, Lodi, Vercelli, Breſcia, Mantua, Verona, Trevigo, Padua, Vicenza, Bononia und Faenza; die Veroneſer beſetzten die Päſſe der deutſchen Straße, und geſtatteten weder dem jungen römiſchen Könige Heinrich, der in Begleitung ſeines Schwiegervaters, des Herzogs Leopold, dahergezogen kam, noch den anderen deutſchen Fürſten, ihren Weg fortzuſetzen. Sechs Wochen verweilten die erzürnten Fürſten zu Trient, vergebens auf Beiſtand oder auf Sinnesänderung der Veroneſer harrend. Unverrichteter Dinge mußten ſie nach Deutſchland zurückgehen.

Dem Herzoge machten inzwiſchen Vorfälle anderer Art die Rückkehr aus Italien wünſchenswerth. Sein älteſter Sohn Heinrich, ein trotziger, aufbrauſender und herrſchſüchtiger Jüngling von neunzehn Jahren, durch Schmeichler irre, durch Aufhetzer ſtörrig gemacht, beſtand darauf, daß ihm noch bei Lebzeiten ſeines Vaters ein Erbtheil ausgeſetzt werde. Ob der König Andreas von Ungarn, der Herzog Ludwig von Baiern ihn in ſeinem Anſinnen unterſtützt, iſt nicht erweislich. Als nun im Jahre 1226 ſein Vater ſich in

Tyrol befand, wohin derselbe den römischen König Heinrich VII. begleitet hatte, meinte er, jetzt sey es Zeit, loszuschlagen. Seine Mutter Theodora hielt sich, ob aus Zufall, ob aus wohlbegründeter Vorsicht gegen den übelberathenen Sohn, in Hainburg auf. Heinrich rückte mit einem zusammengerafften Haufen unerwartet vor dieses Bergschloß, brachte es in seine Gewalt, und vertrieb seine Mutter. Die böse Kunde fand den Herzog in Tyrol. Er eilte voll Zorn und Schmerz nach Oesterreich zurück, und setzte sich mit leichter Mühe wieder in den Besitz der Veste. Heinrich heuchelte Reue; die Landesedlen legten sich in's Mittel, um Versöhnung zu stiften, und so verzieh das Vaterherz den Frevel des Sohnes. Der finstere Jüngling Heinrich, nicht die Größe der väterlichen Güte, nur die Schwere der eigenen Schmach ermessend, wurde dadurch nicht gebessert. In seiner unnatürlichen Verstocktheit soll er sogar nach dem Leben seines Vaters getrachtet haben. Ein frühzeitiger Tod entriß diesen schwarzen Tropfen im Blute Babenberg's der Erde. Unter Reue und Schmerzen starb Heinrich am 29. September 1228; die Erde Klosterneuburg's bedeckte ihn und seine Schuld.

Hatte der glorreiche Leopold solches Leid in seiner Familie zu beklagen, so sollte er auf einer anderen Seite in seinem Hause doppelten Ruhm und Glanz ernten. Der römische König Heinrich VII. führte im Jahre 1227 seinen Vorsatz aus, indem er seine Gemalin Margaretha, Herzog Leopold's Tochter, als römische Königin krönen ließ. Er hatte zu diesem Zwecke einen Reichstag nach Aachen auf den 28. März ausgeschrieben. Alles Große, Edle und Glänzende hatte sich dort in verschwenderischer Fülle versammelt. Viel deutsche und ausländische Fürsten fanden sich ein; von geistlichen die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg; von weltlichen die Herzoge Leopold von Oesterreich, Ludwig von Baiern, Bernhard von Kärnten, dann jene von Brabant und Lothringen. Der Erzbischof von Köln setzte der erlauchten Frau die königliche Krone auf. Das Schicksal vertauschte dieselbe später gegen die Krone der Leiden. Margaretha sah den Ausgang ihres edlen Geschlechts und jenes ihres Gemals, sah den Streit um das Erbe der Babenberger, die Wirren und Schreckniſſe des Zwischenreiches, den Undank ihres zweiten Gemals, und starb einsam, halbvergessen, am gebrochenen Herzen.

Kaiser Friedrich's Abneigung gegen einen Kreuzzug, der ihn so weit von den inneren Angelegenheiten Deutschlands und Italiens abgezogen haben würde, ließ ihn nach immer neuen Vorwänden des Aufschubs suchen. Auch

hatte er, da und wie er die Ausrüstung jenes Zuges versprach, wohl seine eigenen Mittel überschätzt, seine Stellung verkannt, und wäre, selbst bei aufrichtigerem Willen, dem dazu erforderlichen kriegerischen Aufwande nicht gewachsen gewesen. Dennoch drang, wie der am 18. März 1227 verstorbene Honorius III., so auch der neue Papst Gregor IX. mit Entschiedenheit auf Erfüllung des Versprechens. So gedrängt, zog der Kaiser in Calabrien wirklich ein starkes Heer zusammen, dem jedoch hitzige Krankheiten, durch sengende Hitze und Mangel an Lebensmitteln entstanden, gleich im Beginne schwere Verluste beibrachten. Gleichwol ließ der Kaiser eine starke Abtheilung unter Segel gehen und folgte am 8. September persönlich, in Begleitung des Landgrafen Ludwig von Thüringen, nach. Aber schon zu Otranto starb der Landgraf, und der Kaiser selbst ward oder stellte sich so unwohl, daß er die Reise nicht weiter fortsetzte. Die Vorausgegangenen, von seinem Ausbleiben unterrichtet kehrten sofort um, und der ganze Kreuzzug, welcher Europa in Bewegung, Asien in Furcht gesetzt hatte, unterblieb. Der Papst Gregor, „Schmerzen ohne Maß, unermeßliches Erstaunen und ungeheures Schaudern" empfindend, wie er selbst in einem Schreiben an den Kaiser sich ausdrückte, ließ dessen Gründe nicht gelten, sondern belegte ihn wiederholt mit dem Banne. Friedrich II. setzte seinerseits ebenfalls alle Hebel in Bewegung; seine Einverständnisse reichten bis zu den Füßen des Stuhles St. Peter's nach Rom hinüber, wo er das mächtige Geschlecht der Frangipani für sich gewonnen, die, als der Papst zum dritten Male den Bann verkünden wollte, einen Aufstand gegen ihn erregten, und ihn nöthigten, aus der Stadt zu entfliehen. Um sich wegen des unterbliebenen Kreuzzuges vor den deutschen Fürsten zu rechtfertigen, hatte der Kaiser sie zu einem Reichstage nach Ravenna beschieden. Auch Herzog Leopold machte sich auf den Weg. Aber er kam nur bis nach Venedig; denn wiederum sperrten die Söldner der Mailänder und Veroneser in welfischem Trotze die Straße. Wie früher, mußten die Reisenden unverrichteter Sache umkehren. Der Kaiser Friedrich trat endlich, des auf ihm haftenden Verdachts innerer Unbereitwilligkeit überdrüssig, im August 1228 den lange verschobenen Kreuzzug wirklich an, und gelangte glücklich nach Palästina. Aber der römische Hof war theils mit den angeblich geringen Mitteln, die der Kaiser mit sich führte, unzufrieden, theils wollte er ihm, dem Excommunicirten, nicht die Ehre siegreicher Erfolge gönnen. Es wurden ihm daher nicht nur schon während der Fahrt, sondern auch in Palästina selbst

alle erdenkliche Hinderniſſe in den Weg gelegt, während zugleich die päpſtlichen Schlüſſelſoldaten — ſo genannt wegen des Schlüſſels, womit ſie, wie die Kreuzſoldaten mit dem Kreuze, bezeichnet waren — in Apulien einfielen. Den Kaiſer warnte, voll ritterlichen Edelmuthes, ſein eigener Feind, der Sultan von Aegypten, vor der Verrätherei der Templer, und die ſchnöde Freundesuntreue chriſtlicher Europäer wurde durch die großherzige Offenheit eines ungläubigen Feindes in Syrien beſchämt. Der durch Verrath und Argliſt bedrohte Kaiſer behielt nur Zeit, im heiligen Lande einige Orte zu befeſtigen, mit dem Sultan einen Vertrag zu ſchließen, der Jeruſalem, Bethlehem und Nazareth den Chriſten freigab, und, da kein Anderer ihn krönen wollte, ſich ſelbſt die Krone von Jeruſalem auf das Haupt zu ſetzen. Dann eilte er nach Italien zurück, um zu ordnen, zu retten.

Herzog Leopold war, unmuthig ob der hintertriebenen Reiſe, aus Italien zurückgekehrt. Zu Straubing in Baiern wohnte er am 14. Mai 1228, mit vielen Fürſten und Biſchöfen, der feierlichen Schwertumgürtung des jungen Otto von Baiern bei. Hier entrann er glücklich einem gefährlichen Anſchlage auf ſein Leben, wovon uns die Geſchichte weder den Urheber, noch die Art und Weiſe überliefert hat. Wichtiger und erfreulicher war im darauf folgenden Monat Auguſt ſeine Anweſenheit zu Eßlingen in Schwaben, wohin ſein Schwiegerſohn, der römiſche König Heinrich, eine glänzende Verſammlung der erſten Fürſten des Reiches beſchieden. Bei dieſer Gelegenheit ertheilte König Heinrich dem Herzoge Leopold einen Freiheitsbrief, der, die früheren, namentlich jenen Kaiſer Friedrich's I., beſtätigend und ergänzend, den Glanz und die Würde des Hauſes Oeſterreich noch mehr über alle anderen, damals regierenden Häuſer erhob. Der König erklärt gleich im Eingange dieſer Urkunde: daß die ſo in die Augen fallenden Verdienſte des Herzogs, jene vornehmſten Reichsfürſten, denen das Recht zuſtändig, einen römiſchen König zu wählen, zu dem Entſchluſſe gebracht, ihm, als dem eben in Abweſenheit ſeines kaiſerlichen Vaters, mit vollſtändiger Gewalt im deutſchen Reiche regierenden römiſchen Könige, vorzuſtellen, daß es der Majeſtät des römiſchen Königs — kraft der ihm auferlegten Pflicht, Verdienſte zu belohnen — gezieme, dem Herzoge und deſſen öſterreichiſchen und ſteyeriſchen Landen die von früheren Kaiſern und Königen erhaltenen Rechte, Freiheiten und guten Gewohnheiten zu beſtätigen und zu vermehren. Nachdem nun er, der König,

die Billigkeit dieſes Begehrens anerkannt und die vom Herzoge Leopold ihm vorgelegten Urſchriften der früheren Freiheiten ächt und unverletzt befunden, habe er alle dieſe früheren, mit vollkommener Macht ertheilten Privilegien beſtätigt und bekräftigt. Er erklärt ſodann, den hochanſehnlichen, dem heiligen Reiche getreueſten Fürſten, Herzog Leopold, und deſſen Länder mit folgenden Rechten, Gnaden und Freiheiten zu ehren: 1. Dem Herzoge von Oeſterreich und Steyer ſoll freiſtehen, Reichslehen, welcher Art ſie ſeyen, ob durch königliche Huld oder durch Verträge mit geiſtlichen und weltlichen Fürſten, an ſich zu bringen, auch wenn die Einwilligung des deutſchen Oberhauptes und des Reiches in der Eile nicht eingeholt werden könne, und ſolle in allen dieſen Fällen weder der Kaiſer, noch das Reich ihn hindern können. 2. Wird dem Herzoge das ſchon durch Kaiſer Friedrich's I. Freiheitsbrief verliehene Vorrecht erneuert, alle Rechte und Lehen, welcher Art ſie ſeyen, zu Pferde ſitzend zu empfangen, zum Zeichen vorzüglichen Anſehens und Ranges. 3. Wird dem Herzoge und ſeinen Nachfolgern geſtattet, auf ihrem fürſtlichen Hute das Diadem der römiſchen Königskrone zu tragen. (Dadurch erhielten die Herzoge Oeſterreich's einen neuen, denkwürdigen, keinem anderen deutſchen Hauſe jemals zugeſtandenen Vorzug. Schon Kaiſer Friedrich hatte den öſterreichiſchen Herzogs- oder vielmehr Erzherzogshut mit einer Zinkenkrone, einer nur den königlichen Kronen ſonſt zuſtehenden Zierde, ausgeſtattet; das Diadem der deutſchen Königskrone aber gab ihm nun einen neuen, höheren, auch in deutſch-nationaler Beziehung bedeutſameren Schmuck). 4. Erklärt der König Heinrich, daß alle jene Rechte, Gnaden, Freiheiten und guten Gewohnheiten, ſowohl jene, welche den Herzogen Oeſterreich's von älteren Zeiten her zugeſtanden worden, wie diejenigen, welche er, der König Heinrich, neuerdings verliehen, nicht allein den Herzogen eigen ſeyn, ſondern auf den Landen ſelbſt haften ſollen, und zwar nicht allein auf jenen, die im damaligen Beſitze der öſterreichiſchen Herzoge, ſondern auch auf ſolchen, die ſie in der Folge an ſich bringen würden. — Da König Heinrich durch den Willen ſeines kaiſerlichen Vaters und die Ernennung der wahlfähigen Stände damals wirklich im vollen Beſitze der Hoheiten und Rechte eines deutſchen Königs war, und der von ihm in dieſer Eigenſchaft ausgeſtellte Freiheitsbrief in der Folge von mehren deutſchen Kaiſern ausdrücklich beſtätigt wurde, ſo erhellt die reichsgeſetzliche Gültigkeit desſelben gegen jeden Einwand.

Durch dieſen Freiheitsbrief, der die Verdienſte der babenbergiſchen Herzoge um Kaiſer und Reich glänzend ehrte, würdig belohnte, war der Ausbreitung Oeſterreich's in den deutſchen Landen völlige Freiheit gegeben und gewiſſermaßen ausgeſprochen, daß eine vergrößerte Macht Oeſterreich's dem deutſchen Reiche zum Beſten gereiche, das Land ſelbſt der Ehren und Vorrechte ſeiner Herrſcher unmittelbar theilhaftig gemacht. Keinem Reichsfürſten war noch ſolcher Ruhm, ſolcher Vortheil widerfahren.

Kaiſer Friedrich II. hatte, wie ſchon weiter oben berichtet, ſich genöthigt geſehen, mit dem Sultan von Aegypten einen Waffenſtillſtand zu ſchließen und in das bedrohte Apulien zurückzukehren. Dieſer Vertrag mit den Ungläubigen erregte dergeſtalt den Unwillen des Papſtes, daß er die chriſtlichen Fürſten dringend anging, die Kirche gegen den wiederholt mit dem Banne belegten Kaiſer zu beſchützen. An den Herzog Leopold erließ er den 18. Juli 1229 einen Brief ähnlichen Inhalts, der gleichwohl ſchwerlich die Geſinnungen des Herzogs für ſeinen Kaiſer wanken gemacht haben dürfte. Der Papſt drang auf eine neue Kaiſerwahl. Aber Friedrich's II. ſiegreiche Waffen in Apulien mehrten ſein Anſehen und veränderten die Stellung ſeiner Gegner. So kam es, daß ſelbſt der Papſt ſich den Friedensvorſchlägen, die der Kaiſer machte, nicht abgeneigt zeigte. Um die Herſtellung der Ruhe zu beſchleunigen, berief der Letztere den Patriarchen von Aquileja, den Erzbiſchof von Salzburg, den Biſchof von Regensburg, den Herzog Leopold (immer leuchten bei allen wichtigen Reichsactionen die Namen öſterreichiſcher Fürſten ſchon damals obenan) und den Herzog von Dalmatien und Iſtrien nach Italien. Durch dieſer Fürſten und des Deutſchmeiſters Vermittelung hoffte er den Streit zu ſchlichten. Herzog Leopold, durch innere Angelegenheiten abgehalten, konnte erſt ſpäter erſcheinen. Er ernannte ſeinen Sohn Friedrich, deshalb der junge Herzog genannt, für die Dauer ſeiner Abweſenheit zum Verweſer der Lande. Ihm zur Seite aber ſtellte er die Brüder Hadmar und Heinrich von Kuenring, wegen ihrer Treue, Wachſamkeit und Stärke die Hunde von Kuenring (Kühnenring) genannt. Zu Anfange des Jahres 1230 traf er in Italien ein, wo er, außer den oben angeführten, noch andere Fürſten, namentlich den Biſchof Sibot von Augsburg, die Herzoge Otto von Meran und Bernhard von Kärnten antraf, Alle voll Eifers, den betrübenden Zwiſt beizulegen zwiſchen dem Herrn des Reiches und dem Herrn der Kirche. Leopold, mit einigen Anderen auserſehen, die Vergleichsmittel mit dem Papſte zu verab-

reden, handelte und sprach mit Umsicht, Klugheit und Würde. Nachgiebig und doch fest, wo es galt, gelang es ihm, den Papst zu gewissen Bedingungen zu vermögen. Rasch eilte er mit dieser Kunde zu dem Kaiser nach Foggia. Doch noch waren nicht alle Bedenklichkeiten gehoben. Mit unverdrossenem Eifer kehrte daher Leopold noch einmal zu dem Papste zurück, beschwichtigte beiläufig den Unwillen des Kaisers gegen die Benedictiner vom Berge Cassino, und ging dann muthig wieder an sein schwieriges Friedensgeschäft, das dem deutschen Reiche, Welschland und anderen Ländern die lang' ersehnte Ruhe wiedergeben sollte. Endlich kam er zu Stande; die Bedingungen wurden angenommen, und am 23 Juli 1230 beschwor der Kaiser zu St. Germano in Apulien den geschlossenen Vergleich. Der Urheber des schönen Friedenswerkes, Herzog Leopold, konnte dieser Freudenfeier nicht beiwohnen. Schwere Krankheit warf ihn auf's Lager, und fünf Tage später war der edle Herzog nicht mehr.

Während Herzog Leopold's Regierung erschütterten heftige Stürme das benachbarte Ungarn, die auch nach Oesterreich herüberdröhnten. König Bela III. von Ungarn hatte bei seinem Tode das Königreich Ungarn seinem ältesten Sohne Emerich, dem jüngeren Andreas aber Dalmatien, Croatien, Rama und Kulm mit dem Titel eines Herzogthums hinterlassen. Der herrschsüchtige Andreas meinte sich beschwert, als Emerich seinen Sohn Ladislav als Thronerben krönen ließ. Er griff zu den Waffen, wurde geschlagen, und floh nach Oesterreich zu Herzog Leopold, der dem unglücklichen Fürsten das Gastrecht nicht weigern wollte. Da verheerte Emerich Oesterreichs Gränzen mit Feuer und Schwert, zahlreiche Beute zusammenraubend. Andreas, vom Herzoge Leopold an die Spitze eines Heerhaufens gestellt, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben, jagte den Bruder von Oesterreichs Gränzen hinweg, und griff, dadurch muthig gemacht, Letzteren im eigenen Reiche an. Herzog Leopold, dem Frieden und dem Rechte unwandelbar hold, vermittelte durch den Erzbischof von Mainz einen Vergleich zwischen den feindlichen Brüdern, der jedoch nicht lange gehalten wurde. Als im Jahre 1204 der kränkelnde Emerich starb, und sein unmündiger, doch bereits gekrönter Sohn ihm folgte, sollte Andreas dessen Vormund seyn; aber gar bald verriethen sich des Vormundes selbstsüchtige und gefährliche Anschläge. Des jungen Königs Mutter, Constantia, raffte, um der Gefahr zuvorzukommen, heimlich ihre Schätze zusammen, nahm ihren Sohn, ihre Getreuen sammt der ungarischen Reichskrone zu sich und eilte, von Andreas fruchtlos verfolgt,

nach Wien. Leopold, ein Schirm der Unterdrückten, nahm ſie ehrenvoll auf, und hörte theilnehmend ihre Klagen. Schon ſtand ſein Heer gerüſtet, mit welchem er die königlichen Rechte Ladislav's zu vertheidigen bereit war, ſchon nahte der Tag der Schlacht, als der junge König plötzlich dahinſtarb, und Andreas dadurch in den rechtmäßigen Beſitz der Krone kam, die er gewaltſam an ſich zu reißen verſucht hatte. Man ſchloß Frieden, und Herzog Leopold ſendete die königliche Witwe Conſtantia mit angemeſſenem Glanze zu ihrem Bruder, dem Könige von Aragonien. Fortan lebte er mit dem Könige Andreas in ungeſtörter Eintracht und Ruhe. Nur einmal noch (1224) drohte dieſelbe geſtört zu werden, als Herzog Leopold dem mit ſeinem Vater, dem Könige Andreas, entzweiten, aus Ungarn entflohenen Bela Aufnahme gewährte. Als aber Vater und Sohn ſich wieder verſöhnten, wurde auch dieſes vorübergehende Mißverhältniß glücklich gehoben, und der Herzog erntete von dem, bei dieſem Verſöhnungswerke thätigen Papſte Honorius III. verdiente Lobeserhebungen ſeiner bewieſenen Großmuth und Menſchenliebe.

Wien war während der Kreuzzüge ein Uebergangspunct des Abend- und des Morgenlandes geworden. Der halbe Weſt goß ſeine friſcheſten Säfte in die Adern der jugendlich aufſtrebenden Stadt. Durch den Zuwachs des ſteyeriſchen Herzogthums hatte ſich, mit der vergrößerten Macht, auch der Hofſtaat des Herzogs erweitert. Was Wunder, wenn dem Herzoge ſeine Reſidenz zu enge ward, und er mit doppelter Emſigkeit das von ſeinem Vater übernommene Werk der Vergrößerung weiterführte. Die durch Leopold's des Glorreichen Vater kaum begonnene, durch ihn ſelbſt vollbrachte Erweiterung Wiens nahm folgende Richtung: vom Dampflinger Hofe unfern S. Ruprecht hinunter, durch das goldene Kreuz, von da die Gaſſe hinüber auf die alte Bürgermuſterung am Hafnerſteig, zu den nachmaligen Lorenzerinnen und dem alten ſtädtiſchen Zeughaus, wo man noch vor einer Reihe von Jahren neben der Schmiede die Bogen eines alten Thores in der alten Stadtmauer ſah. Von da zogen ſich die Spuren dieſer alten Stadtmauer und des Grabens hinüber zum vormaligen Getreidkaſten gemeiner Stadt Wien, jetzt der Hauptmauth, von da an das alte Tempelhaus (jetzt Dominicanerkloſter) hinunter zur Wollzeil, welche durch ein neues Thor, das von den chriſtlichen und jüdiſchen Stuben oder Bädern ſogenannte Stubenthor, geſchloſſen wurde, von dort hinüber zum Nonnenkloſter bei St. Jakob auf der Hülben, jetzt Tabakapaldo. Noch vor beinahe hundert Jahren wurde am Chor von St. Jakob

ein Stück jener uralten Mauer ausfindig gemacht, die sich von da an das Filzgäßchen hinzog und die ganze Singerstraße einschloß und den alten Roßmarkt (Stock im Eisen), wo wieder ein neues Thor, das Kärntnerthor, stand, welchem zur Linken der neue Graben mit dem alten zusammenstieß, der noch jetzt der Graben heißt, beim Freysinger, nachmals Domprobsten-, nun Trattnerhofe. Gegen die erweiterte Stadt stach die beschränkte alte Burg (auf dem jetzigen Hofe) doppelt ab. Herzog Leopold erbaute sich daher eine neue Burg, auf der Stelle der heutigen (des Schweizerhofes und der Stallburg), ein Viereck mit vier starken Thürmen. Nach vollendetem Baue erhob er an dieser Burg eine Kirche zu Ehren unserer lieben Frauen und des Erzengels Michael, sammt Pfarrhof. 1224 zog er einige Brüder Minoriten (mindere Brüder, Conventualen, Franciscaner), deren fromme Begeisterung er auf seinen häufigen Reisen nach Italien und vor Damiata verehren gelernt hatte, in sein Land, und bauete ihnen ein Kloster in der damaligen Vorstadt. Auch den, erst zehn Jahre alten Dominicaner-Orden berief er aus Ungarn nach Oesterreich, und räumte ihm das bisherige Tempelhaus ein. Noch höhere geistliche Ehren hatte der fromme Fürst seinem geliebten Wien zugedacht, da er im Jahre 1207 die schon früher eingeleitete Idee, seine Residenz durch einen Bischofssitz zu verherrlichen, in neue, lebhaftere Anregung brachte, und den Papst Innocenz III. anging, einen Theil des in Oesterreich ausgebreiteten Bisthums Passau auf das in Wien zu errichtende zu übertragen. Der Papst zeigte sich diesem Wunsche durchaus nicht abgeneigt; aber der Bischof Mangold von Passau bot Alles auf, dieses Unternehmen, das seinem Sprengel einen wichtigen Landestheil zu entziehen drohte, zu hintertreiben. Dadurch zogen sich die Verhandlungen in die Länge, und durch die nach dem Tode des römischen Königs Philipp eintretenden Staatsveränderungen geriethen sie in völliges Stocken.

Die Grafschaft Retz (damals Ragetz, Razge, Regiz genannt), nebst der gleichnamigen Ortschaft in Niederösterreich an der mährischen Gränze brachte Herzog Leopold von der Witwe des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, einer Erbtochter des Grafen Konrad von Retz, um 2000 Mark Silber käuflich, als freies eigenes Gut an sich. Auch gelang es ihm, zu verschiedenen Zeiten durch Erwerbung anderer Besitzungen, die, obschon in Oesterreich gelegen, doch fremden Grundherren unterstanden, seine Kammergüter ansehnlich zu erweitern. Durch das Aussterben der nahe verwandten beiden gräflichen

Geschlechter von Peilstein und Morn, fielen deren beträchtliche Lehen an den Herzog zurück. Auch brachte er durch Kauf die Städte Linz, Wels und Grein, die Herrschaften Ottensheim, Wechsenberg und Hartstein mit allen Zubehörungen an sich. Im Jahre 1229 erkaufte er von dem Bischofe Gerold von Freising die ersten Besitzungen im heutigen Herzogthume Krain, nämlich die von dem verstorbenen Markgrafen Heinrich von Istrien zu Lehn vom Bisthum Freising getragenen Besitzungen, und legte dadurch den Grund zu der nachmaligen Erwerbung des ganzen Landes Krain.

Herzog Leopold war es, der den Rittern vom deutschen Orden und den Johanniterrittern den Eingang in seine Lande öffnete. Sie waren seine Waffenbrüder gewesen im fernen Morgenlande, in Kampf und Noth mit den Ungläubigen, und namentlich die deutschen Ritter waren ihm theuer und ehrten noch lange sein Andenken. — Von einigen Edlen, die Lilienfelder genannt, erkaufte er am Eingange einer reizenden Alpengegend ein Thal, und stiftete hier 1202, zu Gunsten des von ihm besonders verehrten Ordens der Cistercienser, die Abtei Lilienfeld, mit Gütern, Einkünften und Freiheiten sie reich begabend. Dorthin schenkte er auch jenes Stück des heiligen Kreuzes, welches ihm Balduin übersendet, der erste Kaiser des neuen Reiches der Lateiner, das, ein vorübergehendes Glanzbild, aus den Trümmern des von christlichen Waffen zerbröckelten Reiches der Griechen hervorgegangen. So warb bereits der europäische Osten um des österreichischen Herzogs Freundschaft.

Wie alle übrigen Theile der Verwaltung, so umfaßte Leopold's landesväterlicher Blick auch das vor ihm noch so verworrene Gebiet der Gesetzgebung. Gleich beim Antritte seiner Regierung (1198) verlieh er Wien das von Lazius aufbewahrte Stadtrecht, eines der ältesten in ganz Deutschland. Dasselbe bestimmt die Ernennung von hundert ehrbaren Männern Wiens aus allen Gassen, zu Ueberwachung des Handels und Wandels, der Käufe und Verkäufe von Häusern, Weinbergen ꝛc. Weiter handelt es von dem Habe der Waisen, von Todesfällen mit und ohne Testament; Witwen sollen Soldaten nicht heiraten; von Ausländern, die zu Wien sterben; Ausländer können kein Zeugniß geben gegen einen Bürger und umgekehrt; von Niederlage der Waaren zu Wien; die Wiener erhalten das ausschließende Recht des Handels mit Ungarn; Ausländern ist verboten, mit gespanntem Bogen in der Stadt zu erscheinen; Strafe auf Feuersbrünste; Strafe auf falsches Maß und Ellen; Strafgeld für den Richter; Anfang des innern und äußern

Rathes in den vier und zwanzig Vornehmsten und obigen genannten Hundert; Strafe auf den Ehebruch. — Wie nun Leopold seiner Hauptstadt Wien ein Stadtrecht verliehen, so gab er Oesterreich ein Landrecht, älter, als der nie zu Gesetzeskraft gediehene Schwabenspiegel, doch häufig mit ihm im Einklange. Der umfassende Geist dieses Landrechts erhellt schon aus folgendem Inhaltsverzeichnisse: von Orten und Tagen öffentlicher Gerichte; man soll nach den Landesgesetzen richten; Niemand soll ungehört gerichtet werden; von Anhörung und Zahl der Zeugen; die Strafe soll dem Verbrechen gleich seyn; von den Rechtssachen der Frauen; von Straßenraub, Mord u. dgl.; wer verbunden sey, sich durch den Kampf von der Anklage zu reinigen; von der Ladung vor Gericht; welche Befreundete ohne des Anderen Willen ihr Eigenthum verkaufen können; wie Jemand das Seine verkaufen könne; wie Kinder ihre Eltern beerben, mit und ohne Testament; von Verjährung der Güter; Niemand soll dem Anderen seine Untergebenen entziehen, und wer als des Anderen Untergebener anzusehen; Gerichtsstreit über ein Eigenthum; Lehensrecht: von dem Streit zwischen Lehensherrn und Lehensmann; was rechtlich, wenn der Lehensherr stirbt; wenn der Lehensherr dem Lehensmanne Unrecht thut; wenn durch Heirat des Lehensherrn eine Aenderung in den Lehen geschieht; von den Frauenlehen; wer lehensfähig sey; von der Lehensverjährung; Strafe für Jene, welche Lehen für Burgrecht verkaufen; Pflicht der Lehensmänner, dem Landesfürsten im Kriege zu dienen; wenn der Lehensherr dem Lehensmanne das Lehen zurückhält; Pflicht der Treue des Lehensmannes; Strafe für den Lehensmann, der seinen Lehensherrn beschädigt; wenn der Lehensherr dem Lehensmanne Schaden zufügt; Münzgesetze; Richter sollen nicht ohne Recht strafen; gestolenes Gut soll dem Eigenthümer zurückgestellt werden; Bauordnung; von Brücken- und Festungsbau; Gerechtigkeitsempfehlung an die Richter; desgleichen an Mauthner und Zöllner; Adeliche sollen in Halssachen nur von dem obersten Landrichter gerichtet werden; der Landesfürst soll den Adel nicht zwingen, außer dem Lande zu dienen; von des Stadtrichters Gerichtsbarkeit; im Lande soll gleiches Maß aller Gattung seyn; Niemand soll im rechtmäßigen Besitze gestört werden; wie Streitigkeiten wider Kirchen ꝛc. zu richten sind; von Verträgen der Unmündigen; alle Stände sollen die alten Gewohnheiten beobachten; Pflichten der Ritter ꝛc. zu dem Landesdienste; was einem Ritter bei dem Kriegs- und Landesdienste zu fordern erlaubt

sey; Verbot, Geächtete zu hegen, und Gebot, neue Festungen niederzureißen; Verbot, fremde Knechte und Unterthanen an sich zu ziehen; alle Gerichte sollen bei ihren alten Rechten verbleiben; Gebot wider alle öffentliche Gewalthätigkeiten; Verbot, überführte Leute zu behalten; Verbot geschlossener Vereine; von der richterlichen Klage und deren Art; von Zeugen und deren Eiden; von der richterlichen Anklage eines Adelichen wider seine Hausgenossen; Rechtssachen sollen nicht vor dem Fürsten, sondern bei dem Landgerichte abgehandelt werden, Straßenraub ausgenommen; Rechtssachen sollen nicht durch Eide, sondern vom Gerichte ausgemacht werden; wem es erlaubt, in Rechtssachen Hilfe zu leisten; Münzordnung; Verbot, Mauthen ohne landesfürstliche Erlaubniß zu errichten; Verbot, große Gebäude ohne Erlaubniß aufzuführen; Erbrecht der Kinder; von den Voigtbarkeitsjahren; von der Erbschaft der Voigteien; scharfe Verordnung für die Kirchenvögte; wider Landfriedensbrecher; von Ankündigung der Feindschaft; scharfe Verordnungen wider Kinder, die ihre Eltern verletzen; Verordnungen wider pflichtvergessene Herrschaftsbeamte; Mauthfreiheit für Adeliche; Frauenlehen sind nicht erblich, außer in gewissen Fällen; Giltigkeit der Zeugnisse; Gerichtstaxe; von den landesfürstlichen Richtern, Schreibern und ihren Gerichtsorten. — Man erkennt in den Titeln dieser Gesetze deutlich die Richtung, die Gewohnheiten und Bedürfnisse des Zeitalters, dem sie entsprangen; daher war ihre Aufführung hier nicht ohne Zweck.

Das Münzwesen hatte Herzog Leopold dabei besonders in's Auge gefaßt. In seiner Landesordnung stellte er zwei Gesetze auf: daß Niemand in Oesterreich Münzen schlagen solle, damit die Münze zum Nachtheile des Landesherrn nicht gefälscht werde, und daß Niemand dem landesfürstlichen Münzwesen bei Strafe einige Irrung mache („wer die Munss hindert vnd irret vnd ir nicht fürdert als er zu Rech sol, der sol dem Landesherrn seinen Schaden pessern vnd abtun als der munss recht ist"). Weil aber in Oesterreich die Münzkunst noch nicht gehörig bekannt und geübt war, berief er aus der Fremde geschickte Meister nach Wien, die man, weil sie vornehmlich aus Flandern kamen, Flandrenser, sonst auch, wegen ihrer gleichzeitig erlangten bürgerlichen Rechte, Hausgenossen nannte. Auch bestätigte der Herzog die ältere Verordnung: daß Niemand die Münzkunst üben und mit derselben handthieren solle, der nicht in ihre Gilde rechtmäßig aufgenommen sey. Wien scheint damals das ausschließende Münzrecht in Oesterreich besessenzu haben.

Wien, das Herzog Leopold erweitert und verschönt, hatte sich auch in jeder anderen Beziehung seiner besonderen Gnade zu erfreuen, daher er dort unbegränzte Liebe und Verehrung genoß bei Alt und Jung. So lieh er den Wiener Bürgern zu Beförderung ihres Handels dreißigtausend Mark Silbers aus seiner Rentkammer. Einst zur Weihnachtszeit ritt er zu seinem Vergnügen in der Stadt herum. Das Volk begrüßte und ehrte ihn mit frohem Zuruf. Gerührt durch solche Beweise der Anhänglichkeit, gestattete er der Bürgerschaft, ihn um eine Gnade zu bitten. Die Bürger berathschlagten darüber, und baten dann den Herzog: er möge Befehl geben, daß alles Geld, so man ihnen schulde, auf einen von ihm zu bestimmenden Tag ohne allen weiteren Verzug bezahlt werden müsse. Der Herzog gewährte diese Bitte, ließ sich ein genaues Verzeichniß ihrer Forderungen vorlegen, und verhalf ihnen zu ihrem Gelde. Eine hochwichtige Wohlthat erzeigte er der Stadt 1208 durch Errichtung eines Spitals, Stiftung einer Kirche und Einführung des 1198 entstandenen Ordens der Ritter des heiligen Geistes, in Saria genannt, dessen Glieder sich der Pflicht unterzogen, Armen, Waisen, Fremden und Kranken Hilfe zu leisten. Ein gewisser Gerard gab frommen Sinnes seine in der Vorstadt Wieden gelegenen Gründe und Güter zu Erbauung einer Kirche zu Ehren des heiligen Geistes und des h. Antonius her.

Herzog Leopold starb in dem schönen Berufe eines Vermittlers und Friedensstifters. Als er durch weise Beredsamkeit die Streitigkeiten zwischen seinem Kaiser und dem Papste beigelegt, wie weiter oben gemeldet, und Ersterem die frohe Kunde nach San Germano in Apulien brachte, hatten Gemüthserregung, Anstrengungen und die ungewöhnte Luft des neapolitanischen Himmelsstriches den Fürsten dergestalt angegriffen, daß er schwer erkrankte und am 28. Juli 1230 die Augen auf immer schloß. Sein Herz, das groß, mild und muthig geschlagen, nahm die nahe gelegene Benedictiner-Abtei auf dem Berge Cassino an sich; seinen Leichnam aber empfing, seinem ausdrücklichen Willen gemäß, die von ihm gestiftete Cistercienser-Abtei Lilienfeld. Er hatte 54 Jahre gelebt, 32 Jahre regiert. Das ganze Reich beklagte seinen Tod; der Papst ehrte gefühlvoll das Andenken des „christlichen Fürsten;" unbeschreiblich war in Oesterreich der Schmerz um den hingeschiedenen „Vater des Vaterlandes." Er hatte Oesterreich einen langen Frieden geschenkt, alle vor ihm beginnenden Keime der Cultur mit weiser Hand gepflegt, Wien verherrlicht und verschönt, die Gesetzgebung geordnet und befestigt, des Landes

Einfluß im deutschen Rathe gesteigert, und alle Segnungen über Oesterreich und Steyer gebracht, die einer langen, wohlbestellten Regierung zu entkeimen pflegen. Seinen kriegerischen Ruhm hatte er sich nicht auf den blutbesprengten Fluren des eigenen Vaterlandes, sondern weit in anderem Welttheile, im heiligen Kampfe geholt, und sein letztes Werk war noch das der Versöhnung zwischen Thron und Kirche. Aber nicht nur das äußere Wohlergehen seiner Staaten, auch den veredelnden Geist der Schönheit und der Künste pflegte er mit edlem und zartem Sinne. Ritterthum und Gesang feierten unter ihm ihre schönste Blütenzeit, und trugen seinen Ruhm weit in alle Lande. Im Liede der Niebelungen, dessen letzte Bearbeitung in diese Zeit fällt, leuchtet immer hoch obenan als Tummelplatz der Recken und Helden, als Hochzeitort der Könige, die Stadt zu Wienne. Ist doch vielleicht unter dem Rüdiger von Pechlarn gar Leopold selbst gemeint. Ueberall tauchen die Gipfel der alten Wiener Stadt ehrwürdig und glänzend in jenem herzerweckenden alten deutschen Urgedichte empor, wo Barbarenthum und Ritterwesen in abenteuerlichen Riesenformen zusammenfließen, und Oesterreich's Ruhm rauscht laut und majestätisch durch den alten Eichenwald dieses Liedes. Allenthalben führten die deutschen Sänger Leopold's Ruhm und Weisheit im Munde. Als um das Jahr 1207 in den Thüringer Gauen, am Hofe des sangeskundigen Landgrafen Hermann, auf der alten Wartburg jener berühmte Krieg der Sänger sich entspann, welchen zu schlichten der weise Meister Klingsohr aus Ungarn herbeigerufen, der Himmel mit seinen Mysterien und Engeln herab-, die Hölle mit ihren höhnenden Dämonen heraufbeschworen wurden, da sang Heinrich von Ofterdingen, der Ehrenhafte, mit begeisternder Weihe das Lob des Herzogs Leopold, der „Sonne" deutscher Lande, und wäre, als die harmlose Sängerwette in blutigem Ernst zu endigen drohte, wohl bereit gewesen, die Ueberzeugung seines Liedes mit dem Tode zu besiegeln. Ihn, den Herzog Leopold, den Herrn zu Oesterreich und Steyer, feierten auch die Gesänge Walter's von der Vogelweide aus Kärnten, als einen zweiten König Artus, dessen Milde dem süßen Regen ähnlich und sonst ihm Niemand gleich, und mit ihm priesen Alle das freudige Leben am minniglichen Hofe zu Wienne. — Doch wie hoch auch sein Ruhm und der Flor seiner Lande unter ihm gediehen, so drängten sich doch auch manche Unfälle heran, des Herzogs edle Stirn mit Wolken zu überziehen. Die Jahre 1196—98 drückte schwere Theuerung, und im Mai 1201 setzte ein Erdbeben Oesterreich und Steyermark in

Schrecken und Verwirrung, warf Kirchen und Häuser in Schutt zusammen, begrub im Schlosse Weitenstein einen steyerischen Edlen, Hartrod, mit sieben seiner Dienstmannen unter den Trümmern eines einstürzenden Thurmes, und erschlug auf gleiche Weise die Bewohner des salzburgischen Schlosses Katsch. 1210 traten die angeschwollenen Bäche und Flüsse aus ihren Ufern, die Saaten überschwemmend, Menschen und Thiere mit sich fortreißend. Die austretende Donau spülte die nahe gelegenen Häuser hinweg, vernichtete die Ernten, zerstörte die Vorräthe, versandete Wiesen und Weingärten. Im folgenden Winter brachte eine ungeheure Schneelast alles Leben zum Erstarren; viele Menschen erfroren, oder wurden vom wilden Sturme im Flugschnee begraben. 1224 schritt aus Griechenland über Ungarn eine fürchterliche Seuche daher, Menschen und Thiere zusammenraffend, als wolle sie Abrechnung halten mit allem Lebenden. Zu solchen Unfällen, mit denen die Elemente von Zeit zu Zeit, wie wilde Wegelagerer des alten Chaos, über die Schöpfungen menschlichen Fleißes herzufallen pflegen, gesellte sich auch mancher häusliche Schmerz. Seiner Tochter Margaretha getrübte Ehe, noch mehr seines Sohnes Heinrich Undank und Pflichtvergessenheit, machten ihm manche schwere Stunde, und dazu kamen noch die Sorgen ob der inneren Verwirrungen im deutschen Reiche, dessen Wohl und Wehe ihm, als einem der getreuesten Reichsfürsten, sehr am Herzen lag.

Herzog Leopold hatte sich 1203 mit der, während der wüthenden Thronstreitigkeiten in Griechenland, von dort entflohenen komnenischen Prinzessin Theodora vermält, einer Frau von Geist und Scharfblick, die in ihres Gemals Abwesenheit die Zügel der Regierung mit Kraft und Umsicht führte. Sie gebar ihm die Söhne Leopold (geb. 1207), Heinrich (geb. 1208) und Friedrich (geb. 15. Juni 1211). Der Erstgenannte endete als neunjähriger Knabe durch unglücklichen Sturz vom Baume. Heinrich, wegen seines ruchlosen Betragens gegen seinen Vater der Grausame genannt, verblich in Buße und Reue, wenig über zwanzig Jahre alt. Friedrich, den man mit Recht den Streitbaren genannt, folgte seinem Vater im Herzogthume, um nach kurzem Traume von Unruhe, Glück und Sieg in die Gruft zu steigen, und die glorreiche Fürsten- und Heldenreihe der Babenberger zu beschließen. Außer jenen Söhnen entsprossen der Ehe Leopold's vier Töchter: Margaretha (geb. 1205), Gemalin des unbesonnenen und unglücklichen Heinrich's VII., römischen Königs, dann verstoßene Gemalin des gewaltigen Böhmenkönigs Ottokar. Wie einst die fränkische Agnes die gemeinschaftliche Ahnfrau der

aufblühenden Geschlechter Hohenstauffen und Babenberg geworden, so sah Margaretha, wiederum diese Geschlechter verbindend, den Fall des einen, den Ausgang des anderen. Agnes (geb. 1206) vermälte sich 1222 dem Herzoge Bernhard von Ascanien; Constantia (geb. 1212) im Jahre 1234 dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meissen; Gertrud (geb. 1214) im Jahre 1234 dem Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen, der die kühne Hand vergeblich, nur sich zum Verderben, nach Deutschland's Kaiserkrone ausstreckte.

Wie ein Gewitter, schwül und gewaltig, zuckte Friedrich der Streitbare am Horizonte seiner Zeit hin, als könne ein so herrliches Geschlecht, wie jenes der Babenberger, nur unter Sturm und Blitz, unter Aengsten der Natur und der Völker zu Grabe gehen. Fünfzehn Jahre erst alt, hatte er (1226) die holde Gertrud von Braunschweig gefreiet, die schon sechs Wochen später dem Tode in die Arme sank. Der fünfzehnjährige Witwer vermälte sich noch im nämlichen Jahre mit Sophia Laskaris, des Kaisers Theodor zu Nikäa Tochter; doch nach drei Jahren verstieß er sie. Neunzehn Jahre zählte er, als er das Schwert der Regierung ergriff. Wenige Wochen früher hatte er sein drittes Beilager gefeiert mit Agnes, des Herzogs Otto von Meran Tochter. Doch auch dieses dritte Bündniß konnte nicht die ruhelose Flamme seines Sinnes tilgen. Durch steten Kampf, Gefahr und Sieg unaufhaltsam einem frühen Tode entgegenstürmend, konnte und wollte der streitbare Jüngling weder im Leben, noch in seinem Hause zum Frieden gelangen.

Einige Edle und Mächtige, deren anmaßender Wille durch die weise Kraft Leopold's des Glorreichen niedergehalten worden war, meinten jetzt unter dem herzoglichen Jünglinge leichtes Spiel zu haben. Obenan standen trotzig und macht- wie habgierig, die gewaltigen Hunde von Kuenring, damals zwei Brüder, Heinrich und Hadmar. Sie waren weitläufig begütert in der Gegend des Städtchens Zwettel; viele des niederen Adels waren ihre Lehensmänner und von ihnen abhängig mit Person und Mannen. Fortwährend auf Befestigung ihrer Macht sinnend, hatten sie, noch bei Lebzeiten des Herzogs Leopold, den Abt von Zwettel überredet, die gleichnamige, dem Kloster gehörige Stadt, die vorher nur mit einem Zaune versehen gewesen, mit Wall und Mauern zu umgeben. Dies geschehen, bemächtigten sie sich des Ortes, und ängstigten von da aus mit ihren Vasallen und Reisigen die weite Umgegend durch Raub und Plackerei. Ernst gebot ihnen der junge Herzog, von

dem schnöden Treiben abzulassen, doch sie spotteten seiner Jugend und pochten auf ihre Macht. Sie blieben dabei nicht stehen. Heinrich von Kuenring, den Herzog Leopold der Glorreiche während seiner Abwesenheit seinem Sohne als Rath und Machthaber an die Seite gestellt hatte, und der sich deshalb seitdem den anmaßenden Titel eines „Regierers von Oesterreich" beigelegt, bekleidete zugleich die Stelle eines obersten Marschalls dieses Landes. Dadurch im Besitze einer fast unbeschränkten Vollmacht und der landesfürstlichen Siegel, vermaß er sich des frechen Wagestückes, aus der herzoglichen Rentkammer zu Wien am lichten Tage mehre mit Gold und Silber beladene Wagen fortzuführen und in seinen Schlupfwinkel zu bringen, meinend, mit dem Schatze dem Herzoge auch die Macht zu rauben. In ihren schlimmen Anschlägen wurden die Kuenringer bestärkt durch Andreas, den älteren, und Bela, den jüngeren König von Ungarn, die auf Herzog Friedrich wegen Verstoßung seiner zweiten Gemalin, Sophia (Schwester der an Bela vermälten Maria), unversöhnlichen Haß geworfen. Sie stachelten auch den Böhmenkönig Premisl Ottokar auf, in Oesterreich einzufallen und das Land von der mährischen Gränze bis an die Donau zu verwüsten. Gleichzeitig stürmten die Kuenringe, Hadmar von seinen Schlössern Dürrenstein und Aggstein, Heinrich von seiner Feste zu Weitra herab, verheerten mit eiserner Faust das Land von Weitra und Dürrenstein bis Krems, plünderten und verbrannten Kirchen, Klöster, Schlösser und Märkte, am schrecklichsten hausend in Krems und Stein. Das tapfere Herz blutete dem Herzog, als er die Verwüstung sah. Aber ihn hatte, von den Kuenringern gewonnen oder aufgehetzt, ein großer Theil seines Adels verlassen; er mußte sich begnügen, Wien und Neustadt in Vertheidigungsstand zu setzen, um Oesterreich diesseits der Donau zu schützen. Nach einigen Wochen zogen die Böhmen, der Beute froh, wieder heim. Dieses einen Feindes ledig, trachtete Friedrich mit der ganzen Kraft seiner Seele und seines Armes, die widerspenstigen Vasallen zu züchtigen, zu unterwerfen. Er raffte seine Getreuen zusammen, stand unerwartet vor der Stadt Zwettel, zwang sie zur Uebergabe, und brach ihre Mauern. Heinrich der Kuenringer eilte zwar, die niedergerissenen Mauern durch einen neuen Wall zu ersetzen; aber Friedrich, dadurch unbeirrt, warf sich plötzlich auf das befestigte Schloß Zwettel, und ängstigte es so lange, bis es sich ergab. Die gefangenen Aufrührer ließ er als Räuber und Landfriedensbrecher an die nächsten Bäume hängen, Andere festsetzen, bis sie sich durch schwere Geldbuße löseten. Erschreckt

eilte, was von dem böhmiſchen Heere noch auf öſterreichiſchem Boden ſtand, der Gränze zu. Ueberraſchung und Furcht bemächtigte ſich der Friedensſtörer, als ſie den fürſtlichen Jüngling das Richter- und Rächeramt ſo tapfer verwalten ſahen. Noch aber ſtand Hadmar unbezwungen, ein Rieſe an Körperſtärke und wildem Muthe. Liſt mußte helfen, wo die Gewalt verſagte. Es galt, den Kuenring von ſeiner feſten Burg herunterzulocken Der Herzog zog einen Kaufmann in ſeinen Plan. Dieſer mußte in Regensburg ein Schiff mit köſtlichen Waaren und feinen Tüchern beladen; in dem Untertheile aber barg man bewaffnete Reiſige, und ſo fuhr das Schiff die Donau herab nach Wien zu. Kaum war es in der Nähe von Aggſtein angelandet, als Hadmar, von der Ankunft der reichen Beute unterrichtet, aus ſeinem Hinterhalte das Schiff überfiel. Seine Knechte rafften ſchnell das Beſte zuſammen, und ſchleppten es nach der Burg; er ſelbſt blieb, ihre Rückkehr erwartend, auf dem Fahrzeuge zurück. Dieſen Augenblick nahm man wahr. Die Bootsleute ſtießen ſchnell vom Ufer ab, die verſteckten Reiſigen warfen ſich auf den grimmen Hadmar, riſſen ihn zu Boden, knebelten ihn, und führten ihn nach Wien. Vergebens wollten ſeine Leute dem Schiffe nachſetzen; mit Armbrüſten und Wurfſpießen wurden ſie vom Schiffe fern gehalten. Ehe noch der erſte Schrecken vorüber war, ſtürmte Friedrich aus nahem Hinterhalte gegen die Burgen Aggſtein und Dürrenſtein hervor, zerſchmetterte durch Schleudermaſchinen und Belagerungswerkzeuge ihre Mauern und Thürme und raubte den Belagerten den letzten Reſt ihres, ſchon durch die Gefangenſchaft des Anführers geſunkenen Muthes. Der Kuenringer Heinrich, durch ſein eigenes und durch das größere Unglück ſeines Bruders erſchüttert, eilte nach Wien. Beide Kuenringer flehten um Gnade. Schrecklich dem Widerſtrebenden, doch mild dem Beſiegten, empfing der junge Herzog gütig die tiefgebeugten Ritter. Eingedenk der Treue und der Verdienſte ihrer Väter, verzieh er ihnen den ſchweren Frevel, nahm ihre Söhne, die ſie ihm als Geiſeln geſtellt, gnädig auf, ließ ſie den geraubten Schatz erſetzen, und beſetzte einige ihrer Schlöſſer als Unterpfand ferneren Friedens. Den Heinrich beſtätigte er in ſeiner Marſchallswürde; den Hadmar gab er frei. Dieſer pilgerte nach Paſſau, um den Kirchenbann zu löſen, der auf ihm laſtete. Doch unterwegs brachen Schamgefühl und Reue dem Starken das Herz.

Durch den Hintritt des glorreichen Leopold war das innige Verhältniß erkaltet, das bisher zwiſchen den nahe verwandten Häuſern Hohenſtauffen und Babenberg beſtanden. Friedrich's Schweſter, Margaretha, lebte in

unglücklicher Ehe mit dem römischen Könige Heinrich VII., der schon im ersten Jahre der Regierung Friedrich's, im October 1231, Botschaft an diesen schickte, um auf Auszahlung des seit lange vorenthaltenen Heiratsgutes der Königin Margaretha zu dringen. Friedrich entschuldigte sich mit der traurigen Verwüstung, die seine Lande eben erst ausgestanden, und forderte Aufschub. Zugleich spielte er mit Feinheit darauf an, daß er um die harte Behandlung wohl wisse, die seine Schwester Margaretha von ihrem Gemale, dem Könige Heinrich, zu erdulden habe. Für diesmal ging man im Frieden auseinander; doch nahm die Spannung zwischen den beiden Häusern fortwährend zu.

Friedrich's Sieg über die allgefürchteten Kuenringer hatte die Widersetzlichen und, die ihn bisher zu niedrig angeschlagen, zur Ordnung und Achtung zurückgeführt, ihnen wider ihren Willen die Augen über seine fürstliche und Heldenkraft geöffnet. So mannhaft, wie er sich bewiesen, hatte er ein vollgültigs Recht erworben, sich wehrhaft zu machen. Das geschah im Friedensjahre 1232. Der Bischof Gerhard von Passau umgürtete ihn in der Schottenkirche zu Wien unter hoher Feierlichkeit mit dem Schwerte. Dann schlug der Herzog zweihundert Jünglinge der edelsten österreichischen Geschlechter zu Rittern. Sie erschienen auf prachtvoll geschmückten Rossen, herrlich angethan, wie der Herzog selbst, in den neuen Landesfarben Oesterreich's, in hermelinverbrämten Scharlachkleidern mit weißem Gürtel, weiße Federn vom rothen Barret wehend. Denn der Herzog Friedrich hatte seit 1231 an die Stelle des einfachen Adlers im Wappenschilde der Markgrafen und Herzoge Oesterreich's, ein einfaches rothes Schild gewählt, mit weißem Querbalken, der Ueberlieferung gemäß als stete Erinnerung an das furchtbar schöne Heldenbild seines Großvaters, des tugendhaften Leopold vor Ptolomais, dem von dem blutgetränkten Waffenrock nur die Stelle des Gürtels weiß geblieben. Dann zogen die neuen Ritter, mit Schilden und Fahnen geziert, hinaus vor die Stadt, um im Angesichte des Herzogs und einer jubelnden Volksmenge, durch Turnier und Scheingefechte den schönen Tag zu feiern und anzudeuten, daß auch im ernsten Kampfe Fürst und Vaterland auf sie zählen dürften. Der Ort, wo die Ritter ihre Speere kreuzten, erhielt in der Volkssprache den Namen „Penzt eng," d. h. penzt Euch, tummelt Euch, und noch heute nennt man ihn Penzing.

Der Kaiser Friedrich II., dem Vater Friedrich's des Streitbaren befreundet und vielverpflichtet, war nicht der Freund des Sohnes. Vielleicht

ſchien ihm des jungen Herzogs feuriger und furchtloſer Sinn bedrohlich; er unterließ daher nicht, demſelben Widerſacher anzuwerben, und ihn gegen andere Fürſten, mündlich wie brieflich, mit gehäſſigen Farben zu ſchildern. Mit ſeinem Sohne, Heinrich VII., obgleich er ihn des Thrones entſetzt und ihm fortwährend zürnte, hatte er ſich dahin vereinigt, das Heiratsgut Margarethens dringend von Friedrich dem Streitbaren zu fordern. Als der Herzog, wie ſchon oben erzählt, Aufſchub verlangte, entbot ihn der Kaiſer nach Ravenna. Friedrich — auf Kaiſer Barbaroſſa's Freiheitsbrief geſtützt, der den Herzog von Oeſterreich der Verpflichtung entband, auswärtige Reichsverſammlungen zu beſuchen — ſtellte ſich nicht. Der Kaiſer ſchalt dieſe Weigerung eine „knabenhafte," legte ſie ſpöttelnd als eine der Jugend eigene Art aus, und um dem Herzoge den Vorwand fernerer Weigerung zu benehmen, kam er ſelbſt in deſſen Erbland, nämlich nach Pordenone in Friaul. Jetzt konnte Friedrich nicht länger ausbleiben. Er warf ſich in fürſtlichen Schmuck, umgab ſich mit den jüngſt wehrhaft gemachten zweihundert Rittern in ihren koſtbaren gleichförmigen Kleidern mit den öſterreichiſchen Landesfarben, und zog nach Oſtern 1232 zu dem Kaiſer hin. Die Zuſammenkunft blieb jedoch ohne Erfolg. Der Kaiſer forderte ſo Manches, was der Herzog in Rückſicht auf ſeine eigenen, oft drängenden Verhältniſſe, nicht gewähren wollte, und, durch die großen Freiheitsbriefe Oeſterreich's verwahrt, nicht zu gewähren brauchte. Entfremdeter, als vorher, ſchieden ſie von einander. Der Kaiſer ſann darauf, dem Herzoge für ſeinen Mangel an Bereitwilligkeit in ſeinen eigenen Landen zu ſchaffen zu machen; dieſer, um bei den ihm drohenden Gefahren nicht allein zu ſtehen, näherte ſich allmälig der Gegenpartei des Kaiſers.

Als der Herzog nach Wien zurückgekehrt war, wurde er zur Vermittelung eines heftigen Streites zwiſchen dem Herzog Bernhard von Kärnten und dem Biſchof Ekbert von Bamberg aufgefordert. Es gelang ihm, 1233 dieſen Zwiſt zu ſchlichten, und dem in des Gegners Gefangenſchaft gerathenen Biſchof die Freiheit zu erwirken. So kraftvoll ſchritt der junge Fürſt bereits in fremden Streitigkeiten ein. Seit 1233 nannte er ſich auch Herrn von Krain, nachdem er die von ſeinem Vater in dieſem Lande angekauften Güter anſehnlich erweitert hatte.

Lange ſchon hatte es den Herzog gedrängt, Rache zu nehmen an den Böhmen für den räuberiſchen Einfall in Oeſterreich. Jetzt ſchien ihm endlich

die Gelegenheit günstig. Er rückte mit einer auserlesenen Schaar vor Vettau, ein an Oesterreich's, Böhmen's und Mähren's Gränzen gelegenes, festes Schloß, von wo aus schon oft wilde Horden in die benachbarten Länder hinübergestreift, bezwang dasselbe und kurz hintereinander noch einige andere Orte. Der mit einem Heere zum Entsatze herbeieilende böhmische König Wenzel I. mußte sich zurückziehen, und Friedrich würde seinen rächenden Siegeslauf noch weiter fortgesetzt haben, wenn nicht ein wiederholter Einfall der Ungarn ihm die Pflicht auferlegt hätte, zur Beschützung seiner eigenen Erbländer zurückzueilen. Der Ungarnkönig Andreas und sein Sohn Bela konnten den alten Groll gegen Friedrich wegen Verstoßung seiner, ihnen verwandten zweiten Gemalin, nicht vergessen. Kaum war der Letztgenannte gegen die Böhmen ausgezogen, als zahlreiche Schwärme der Ungarn Oesterreich nnd jenen Theil Steyermark's überschwemmten, der einst zu Ungarn gehört hatte und der ihnen seitdem gern in die Augen stach. Das Verderben aussäend, durchzogen sie das Land, brannten Dörfer und Flecken nieder, trieben das Vieh hinweg und erwürgten die unglücklichen Einwohner, die keinen Widerstand entgegensetzen konnten. Steyermark war zum Unglück damals sehr von kampfgeübten Soldaten entblößt. In solcher Bedrängniß bildete der Adel schleunigst ein Heer aus Bauern. Die Armen hatten einen tapferen Willen, aber keine Kenntniß des Kriegswesens, und keine erfahrenen Anführer; sie mußten der ersten Kriegslist erliegen. Muthvoll gingen sie den Ungarn entgegen; diese ergriffen verstellte Flucht, die Steyermärker unvorsichtig ihnen nach. Da öffnete der Hinterhalt seinen verderblichen Schlund. Die Steyermärker, eingekeilt in einen verworrenen Haufen, wurden in Masse erschlagen, viele Adelige unter ihnen. Von dem ganzen Heere entrannen kaum fünfzig dem Blutbade oder der Gefangenschaft. Ganz Steyermark stand nun dem Feinde offen. Ein zweites ungarisches Heer, von Andreas und Bela angeführt, drang nach in die verwüstenden Spuren des ersten, plünderte und raubte weithin am Leythafluße und pflanzte alle Gräuel alter Magyarenverwüstung in dem unglücklichen Lande auf. Herzog Friedrich, außer sich vor Schmerz und Zorn, kehrte mit seinem siegenden Heere in Mähren rasch um, warf sich bei Höflein, unweit Bruck an der Leytha, mit Ingrimm auf die Verwüster, tödtete ihrer viele, fing mehre ihrer Edlen. Die Ungarn stutzten vor diesem unerwarteten Schlage, zogen sich, wie sie unter Verheerungen gekommen, unter Verheerungen zurück und machten dann Frie-

densvorschläge. Herzog Friedrich, rings von Feinden und Gefahren umgeben, hatte keine lange Wahl. Er nahm den ehrenvoll gebotenen Vergleich an. Der König von Ungarn stattete ihm persönlich in Neustadt einen Besuch ab, wurde von ihm ehrend empfangen und der Friede von Beiden festgestellt. Jener bat sich des Herzogs Gegenbesuch in Ungarn aus, und zog dann mit seinem Kriegsvolke heim.

Wenn in jenen Fehden Herzog Friedrich hoch und herrlich als Vertheidiger und erster Ritter seiner Lande, als Rächer seines gekränkten Rechtes auftritt, so verwickelte ihn auf der anderen Seite der Parteigeist in minder rühmliche und gerechte Streitigkeiten. Kaiser Friedrich's II. unfreundliche Gesinnung hatte ihn bewogen, sich mehr und mehr der Gegenpartei anzuschließen. Der römische König Heinrich VII., rebellisch gegen seinen kaiserlichen Vater, hatte wilden Haß auf den Baiernherzog Otto geworfen, weil dieser seinen ehrgeizigen Anschlägen am entschiedensten in den Weg getreten. Unter der Vorspiegelung, daß er dadurch den Wünschen des Papstes begegnen werde, zog er zu Pordenone den Herzog Friedrich auf seine Seite. Nach Deutschland zurückgekehrt, versammelte er am Lechfluße bei Augsburg ein Heer von sechstausend Mann, fiel mit demselben verwüstend in Baiern ein und mahnte gleichzeitig den Herzog Friedrich an die zugesagte Unterstützung. Auf des letzteren Befehl brach der Hauptmann des Landes ob der Enns, Erchenger von Wesen, von Oesterreich aus in Baiern ein, überfiel und besetzte das Kloster Vornbach, verjagte die Einwohner und schaltete übel in der ganzen Umgegend. Der Baiernherzog, so unvorhergesehenem Angriffe nicht gewachsen, verbiß seinen Zorn, beschwichtigte durch den Erzbischof von Salzburg den römischen König. Der Kaiser, von dem Vorgefallenen unterrichtet, ließ durch Eilboten seinem Sohne und dem Herzoge Friedrich scharfen Befehl zugehen, die Waffen sofort niederzulegen und Baiern zu räumen. Doch dem baierischen Herzoge war damit allein noch nicht gedient. Rachedürstend warb er insgeheim ein ansehnliches Heer, überraschte im Frühjahre 1234 das Kloster Vornbach und bekam die dort zurückgebliebene österreichische Besatzung, desgleichen viele baierische Gebannte in seine Gewalt. Sein Profos wüthete mit Strick und Schwert unter den Gefangenen. Das Land ob der Enns plünderten und zertraten seine erbitterten Krieger; das prachtvolle Kloster Lambach sank in Asche. Schon griff der Herzog Friedrich wieder zum Schwerte und ein neuer, blutigerer Krieg stand bevor. Da schlugen sich noch zu

rechter Zeit einige Bischöfe in's Mittel und versöhnten die grollenden Fürsten.

Friedliche Handlungen und Freudenfeste unterbrachen nur vorübergehend die wilden Zuckungen trotziger Erwerbsucht und blutiger Selbsthilfe, von denen das deutsche Reich erbebte. Der jüngere Heinrich von Medling war um 1233 gestorben und hatte, da keine Kinder ihn beweinten, dem Herzoge Friedrich seine Güter und Habe vermacht. Im Jahre 1234 feierte Herzog Friedrich die Vermälung seiner Schwester Constantia mit dem Markgrafen von Meissen, Heinrich dem Erlauchten, nach seiner festen und schlagfertigen Sinnesart von seinen Zeitgenossen auch der Hammer genannt, wie einst Martel, der fränkische Hausmaier. Schon 1225 waren sie einander vermält worden, wobei Leopold der Glorreiche seiner Tochter zwölftausend Mark angewiesen und dieses Geschenk noch durch ein Stück des heiligen Kreuzes vermehrt hatte, welchem die alte Kreuzcapelle zu Dresden ihren vorzüglichen Ruf verdankte. Die herzogliche Witwe Theodora wollte dieses Beilager mit besonderer Pracht begangen wissen. Friedrich, der damals Grund zu haben meinte, den Gesinnungen der Wiener nicht zu trauen, bestimmte dazu den Platz von Stadelau im Marchfelde, wo unter freiem Himmel, in prachtvollen Zelten und im Angesichte einer ungeheuren Volksmenge, die Feierlichkeit vor sich ging. Anwesend waren, außer dem Herzoge, seiner Mutter und den ersten Ministerialen Oesterreich's, die Könige Andreas und Bela von Ungarn, König Wenzel von Böhmen, Erzbischof Eberhard von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg, Passau, Freising und Seckau, die Herzoge von Sachsen und Kärnten, der Landgraf von Thüringen, der Markgraf von Mähren, mit ihnen viele auswärtige Große. So weit reichte schon damals Oesterreich's Freundschaft und Einfluß, daß die Blüte des deutschen Reiches daher kam, Theil zu nehmen an seinen Freuden und Ehren. Ritterspiele und Kampfübungen verherrlichten die Feierlichkeit. Kaiser Friedrich II., dem Herzoge Friedrich abhold, gab später vor, Letzterer habe bei jener Gelegenheit die Neuvermälten in der Nacht des Beilagers überfallen und sie durch Drohungen dahingebracht, dem reichen Brautschatze zu entsagen; ein Vorgeben, das durch keinen gleichzeitigen Geschichtsschreiber unterstützt wird.

Nur kurze Zeit lachte die Sonne des Friedens. Der römische König Heinrich VII. nährte bald offen, bald verstolen, die Glut der Empörung gegen seinen Vater. Da beschloß der Kaiser strenge Maßregeln gegen den eigenen

Sohn. Er brach im Mai 1235 von Italien nach Deutſchland auf, und nahm ſeinen Weg von Aquileja durch Friaul nach Steyermark, um gleichzeitig die Geſinnungen des Herzogs Friedrich zu erforſchen, der Heinrich's Schwager und ſein Bundesgenoſſe geweſen in der Fehde gegen den baieriſchen Herzog Otto. Friedrich ging dem Kaiſer mit großen Ehren an die Gränzen Steyermark's entgegen; aber da Beide wenig Angenehmes mit einander zu beſprechen hatten, ſo ſprang der erſte freundliche Empfang gar bald in Kälte und Verſtimmung um. Der Kaiſer brachte wiederum die Rede auf das Heiratsgut der römiſchen Königin Margaretha, ſetzte dem Herzoge kurzen Termin zur Auszahlung desſelben, und drohte im ausbleibenden Falle mit Krieg. Dagegen machte Friedrich, auf den Grund des öſterreichiſchen Freiheitsbriefes, Anſpruch auf Beiträge zu beſtrittenen oder noch zu beſtreitenden Kriegskoſten, und am Ende trennten ſich Beide, kälter und entfremdeter, als jemals, von einander. Der Kaiſer eilte weiter nach Deutſchland und bot ſeinem Sohne, Heinrich VII. Gnade an, wenn er ſeine Schlöſſer und Feſtungen ausliefern wollte. Da dieſer zauderte, ergriff er ihn, übergab ihn ſeinem Gegner, dem Herzoge von Baiern, zur Verwahrung und ließ ihn ſpäter in einem Kerker Apuliens auf immer verſchwinden. Die römiſche Königswürde ertheilte er ſeinem zweiten Sohne Konrad.

Ueber Oeſterreich zogen ſich neue Kriegswetter zuſammen. Herzog Friedrich war im Juni 1234, kurz nach der Vermälung ſeiner Schweſter Conſtantia, nach Ungarn gereiſet, um dem Beilager des greiſen Königs Andreas mit der jugendlichen Beatrix von Eſte beizuwohnen. Seine herrliche Geſtalt, ſein ritterliches Weſen gewannen ihm die Herzen der kriegeriſchen Ungarn. Eine mächtige Partei arbeitete daran, ihn auf Ungarns Königsthron zu heben. Bela, des Andreas Sohn und Mitregent, erfuhr davon, und der kaum beſchwichtigte Haß gegen Friedrich ſchwoll dadurch zu neuer Stärke. Als nun drei Monate ſpäter des Andreas Tod die ungetheilte Königsgewalt in Bela's Hände gab, machte dieſer ſeinem Argwohn und ſeiner Empfindlichkeit durch unerträgliche Strenge Luft. Das ſchürte den Widerwillen der Großen. Des Vaters königliche Witwe Beatrix, von Bela's Anſchlägen bedroht, entfloh in Männerkleidern nach Deutſchland, wo ſie einen Sohn, Stephan, gebar. Die Partei der Unzufriedenen ließ jetzt dem Herzoge Friedrich durch wiederholte geheime Sendungen die ungariſche Krone antragen. Dieſer, ebenfalls unzufriedenen Sinnes aus Steyermark zurückkehrend, wo ſein

Zwiegespräch mit dem Kaiser ihm wenig Trost gegeben, nahm diese verlockenden Anträge mit doppelter Erregbarkeit auf. Der Schimmer einer Königskrone war allerdings geeignet, das heiße Blut des ruhm- und thatendurstigen, vier und zwanzigjährigen Fürsten in Wallung zu setzen. Recht und Unrecht zu flüchtig erwägend, dabei alter Beleidigungen eingedenk, sammelte er ein auserlesenes Heer, überschritt Ungarn's Gränzen und wartete nun des allgemeinen Aufstands, der zu seinen Gunsten in Ungarn ausbrechen sollte. Aber König Bela, zu rechter Zeit gewarnt, traf schnelle Gegenanstalten, durch Waffengewalt den vorbereiteten Aufstand noch vor der Geburt erstickend. Heftig zürnte Friedrich, als er sich getäuscht sah und Niemand sich für ihn erhob; mit Raub und Verheerung des ungarischen Bodens rächte er den lügenhaften Traum, in den er sich selbst gewiegt. Da rückten König Bela und sein Bruder Coloman mit einem gewaltigen Heere gegen ihn heran. Friedrich's Truppen, entnervt durch Beute und Genuß im feindlichen Lande und des rechtlosen Kampfes unlustig, waren nicht in eine vollständige Schlachtordnung zu bringen. Vergebens drohte, vergebens flehte der streitbare Friedrich. Kaum begannen die Ungarn den Angriff, als seine Krieger auch schon zurückwichen. Jetzt brach ein ungarischer Reiterschwarm ihnen im Rücken hervor. Da war vom Zurückweichen bis zur wilden Flucht nur ein Moment. Der Herzog selbst wurde von den Fliehenden mit fortgerissen. Bis an die Thore Wien's streiften die nachrückenden Ungarn, weithin brennend, raubend, würgend. Mit schwerem Golde erkaufte der Herzog den Frieden von den Ungarn.

Mit peinlich gemischtem Gefühle von Groll, Beschämung und Trauer, sah Friedrich seine Niederlage, den Uebermuth der Feinde, das Elend seines verheerten Landes. Ein schweres Strafgericht verhing er über die Feigen und Nachlässigen, denen er den unglücklichen Ausgang des letzten Feldzuges zuschrieb. Viele, die hohen Ranges, entsetzte er ihrer Kriegsämter, und besetzte diese theilweis mit Männern niederer Herkunft, die sich ihm tapfer und verläßlich erwiesen. Auch trachtete er ernst und unbeugsam, den durch theuer erkauften Frieden geleerten Schatz wieder zu füllen. Er belegte alle Häuser in Oesterreich und Steyermark mit hoher, ungewöhnlicher Steuer, und trieb von Klöstern, die sich der Abgaben weigerten, dieselben durch Zwangsmittel ein. Vergeblich bat ihn seine Mutter, die herzogliche Witwe Theodora, die Auflagen zu ermäßigen, die harten Maßregeln zu mildern. Friedrich's feuri-

ger Sinn vertrug keinen Widerſpruch, und die bekümmerte Mutter ging, üble Folgen befürchtend, heimlich nach Böhmen. Dies entwandte ihm die Herzen ſeiner öſterreichiſchen und ſteyeriſchen Unterthanen. Sie hatten Milderung gehofft in ſo ſchwerer Zeit. Statt deſſen verdoppelte er ihre Laſten. An Aufwiegelung ließen es des Kaiſers Sendlinge nicht fehlen, um die Unzufriedenheit zu mehren, und ſo einen Grund mehr zum Einſchreiten zu gewinnen; keine Verläumdung wurde geſcheut, den Charakter des raſchen, leidenſchaftlichen, aber auch hochherzigen, heldenmüthigen, jeder Verſtellung abholden Herzogs mit den ſchwärzeſten Farben zu ſchildern. Einige der Mißvergnügteſten traten in eine Gemeinſchaft zuſammen und brachten eine förmliche Anklage gegen ihren Herzog vor den Kaiſer, mit der Bitte, ihnen einen anderen Landesfürſten zu geben. Der Kaiſer, ſolcher Anklage begierig wartend, ließ den Herzog zu verſchiedenen Reichsverſammlungen, namentlich zu jener in Augsburg, vorladen. Aber dieſer hatte, vermöge des öſterreichiſchen Freiheitsbriefes, nicht nur das Recht, ſondern auch ſonſt guten Grund, nicht zu erſcheinen; er wußte, wie hart der Kaiſer gegen ſein eigenes Blut, den König Heinrich VII. und deſſen Kinder, verfahren, und hatte, als Fremder, keine Ausſicht auf ein gelinderes Loos. Der Kaiſer, des Freiheitsbriefes nicht achtend und nur ſeinem Grolle gegen den Herzog folgend, der nicht nur die Zahlung des Heiratsgutes der Königin Margaretha, ſondern ihm auch die verlangte Unterſtützung gegen die Welſchen verweigert, erklärte ihn, als dem Reiche ungehorſam, in die Acht (1236). Von den auf dem Reichstage anweſenden Fürſten wollte Niemand des Herzogs Rechte wahrnehmen; denn die Meiſten neideten ihm längſt ſeine Macht und die Vorrechte des großen Freiheitsbriefes, und Manche hatte ſein raſcher Sinn vielleicht ſonſt noch verletzt. Zur Vollſtreckung der förmlich kundgegebenen Acht erſah der Kaiſer, durch ſeinen Krieg in der Lombardei von perſönlicher Mitwirkung abgehalten, den König von Böhmen, den Herzog von Baiern und andere benachbarte Fürſten. Sie ſollten den geächteten Herzog Friedrich mit Waffengewalt aus Oeſterreich, Steyermark und Krain verjagen und dieſe Lande in des Kaiſers und des Reiches Namen in Beſitz nehmen. Durch Petrus von Weingarten ließ der Kaiſer die Gründe dieſer Achtserklärung aufſetzen; ein Actenſtück voll ſchlauer Wendungen, Verdrehungen des Sachbeſtandes und Uebertreibungen der Thatſachen, offenbarer Erfindungen und böſen Leumunds nicht entbehrend. Der Herzog Friedrich — hieß es in dieſem Umlaufſchreiben — ſey auf

wiederholte Einladung weder in Ravenna, noch in Aquileja, ſondern erſt in Pordenone vor dem Kaiſer erſchienen; er habe demſelben die Bezahlung des ſchuldigen Heiratsgutes der römiſchen Königin Margaretha abgeſchlagen, dagegen mit ungebührlicher Dreiſtigkeit Geld zu einem vorhabenden Kriege gegen Ungarn und Böhmen von ihm gefordert; er ſey auf dem Reichstage zu Mainz nicht erſchienen und habe den mit Unrecht und Gewalt von ihm beleidigten König von Ungarn zum feindlichen Angriffe der Reichsgränzen verleitet; er habe den König von Böhmen, den Herzog von Baiern, den Markgrafen von Mähren, die Erzbiſchöfe von Salzburg und Magdeburg, die Biſchöfe von Paſſau, Regensburg und Freiſing an ihren Gerechtſamen und Beſitzungen, die in des Herzogs Landen befindlich, vielfach gekränkt; er habe ſeine Unterthanen und Lehensleute grauſam unterdrückt, ſich alle Willkühr und Unbill erlaubt, unerhörte Ausſchweifungen begangen; er habe neuerdings, ungeachtet des vom Kaiſer ihm angetragenen freien Geleites, ſich geweigert, nach Augsburg zu kommen, wo Letzterer ſich mit ihm verſöhnen wollen; er habe ſich böſer Anſchläge wider den Kaiſer unterwunden, demſelben durch Meuchelmörder nach dem Leben geſtellt, den Papſt gegen den Kaiſer aufgereizt, des Kaiſers Abgeſandte beſchimpft und ihnen die Geräthſchaften abzunehmen befolen, ingleichen eines dem Kaiſer durch Erbſchaft zugefallenen Schloſſes ſich bemächtigt; er ſey gottlos verfahren mit ſeiner eigenen Mutter Theodora, die er mit Gefängniß und gräulicher Mißhandlung bedroht und ſie dadurch zur Flucht gezwungen habe; er habe ſeinem Schwager, dem Markgrafen Heinrich von Meiſſen, das zuſtändige Heiratsgut mit Gewalt abgedrungen — Anklagen, größtentheils in ſich ſelbſt widerlegt oder in's Unendliche zu mildern.

Um die Herbſtzeit (1236) rückten die mit Vollſtreckung der Acht beauftragten Fürſten mit ihren Heeren in die öſterreichiſchen Lande ein. König Wenzel mit ſeinen Böhmen überſchwemmte die jenſeit der Donau gelegenen Gegenden, mit Feuer und Schwert den Fleiß und das Glück der Bewohner verſchlingend. Oeſterreich ob der Enns beſetzten der Herzog Otto von Baiern und Biſchof Rüdiger von Paſſau; doch öffnete ihnen die Hauptſtadt Linz weder in Güte, noch in Gewalt ihre Thore. Zur Beſitznahme Steyermark's (mit Inbegriff des an Oeſterreich gelangten Theiles von Krain), das dem Kaiſer vor Allem am Herzen lag, hatte derſelbe den Herzog Bernhard von Kärnten, den Patriarchen Berthold von Aquileja, und den Biſchof

Ekbert von Bamberg erſehen. So großen vereinigten Kräften, von einem Theile des mißvergnügten Adels noch unterſtützt, ward es nicht ſchwer, die unbewehrten Erblande des Herzogs, bis auf einige befeſtigte Städte und Schlöſſer, in ihre Gewalt zu bekommen. Doch mußten Friedrich's unzufriedene oder aufrühriſche Unterthanen durch denſelben Kampf beſtraft werden, zu welchem ſie ſo bereitwillig die Hand geboten; denn die fremden Sieger verwüſteten, wohin ſie immer drangen, das Land ſo ſchrecklich, daß gegen ſo unſäglichen Schaden die einzelnen Bedrückungen und Laſten, die ihnen vom Herzog widerfahren, kaum in Anſchlag zu bringen waren.

Doch der ſtreitbare Friedrich verzagte nicht, wie übel es auch um ſeine Sache zu ſtehen ſchien. Noch war ihm, ein ächter Rittertroſt, ſein Muth übrig geblieben und ſein Schwert. Er verſammelte um ſich, was ihm treu, opferte muthig, was er beſaß, nahm, wo er fand; denn die böſe Noth und der Kriegsbrauch jener Zeit entſchuldigten ſo manche Gewaltthat, und ohne Raub, Einbruch und Brand war es nicht leicht gethan. Da die Treue der Wiener nach dem Vorausgegangenen ihm verdächtig erſchien, ſo zog er ſich aus der Hauptſtadt, wo er die Annäherung der Feinde erwartete, in das feſte Schloß Medling zurück. Die Wiener, der alten Treue noch nicht ſo ganz uneingedenk, fragten bei ihm an, wie ſie ſich bei Aufforderung ihrer Stadt zu verhalten? Edelmüthig rieth er ihnen, unnützen Widerſtand zu meiden und den Feinden die Thore zu öffnen. Er ſelbſt aber ging in die feſte Neuſtadt, die er für uneinnehmbar hielt. Dorthin folgten ihm die Edlen und Wackern, die ihrem Fürſten treu geblieben in der Stunde der Noth und der Gefahr; ſo Albert von Bogen, Anſelm von Juſtingen, Erzdiakon Leuprand aus Kärnten, Marſchall Berchtold von Traun, Truchſeß Berchtold von Emmerberg, Gundacker von Starhemberg, Dietrich und Ortolf von Wolkenſtein, Albert von Nußberg, Ulrich von Kienberg, Cholo von Frauenhofen. Wien öffnete ſeine Thore dem vereinigten Heere der Böhmen und Baiern; der Burggraf von Nürnberg ward oberſter Befehlshaber über den Bezirk der Stadt. Gegen das Ende des Jahres (1236) kam der Kaiſer ſelbſt aus Steyermark nach Oeſterreich, zerſtörte auf dem Wege noch einige Schlöſſer dem Herzoge treugebliebener Edlen, bekam Friedrich's Gemalin Agnes, in ſeine Gewalt und ſchickte mit unbeugſamer Strenge ſie weit hinweg. Somit war ganz Steyermark in des Kaiſers Händen; dem Herzoge verblieben in Oeſterreich nur die befeſtigte Neuſtadt und einige wohlverwahrte Schlöſſer. Von Grätz, wo er

das Weihnachtsfeſt begangen, kam der Kaiſer nach Wien, wohin die daſige Bürgerſchaft und einige Edle ihn demuthsvoll eingeladen. Er erſchien mit angemeſſener Pracht; es umgaben ihn, ein blitzender kriegeriſcher Kranz, der Böhmenkönig Wenzel, die Herzoge Otto von Baiern und Bernhard von Kärnten, der Landgraf Heinrich Raſpe von Thüringen, dann die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Salzburg, die Biſchöfe von Bamberg, Regensburg und Paſſau, ſammt vielen hohen Reichsbeamten und Edlen.

Der Kaiſer fand in Wien Vieles zu thun. Er traf verſchiedene neue Einrichtungen in Verwaltung der vom Reiche eingezogenen Provinzen Oeſterreich und Steyermark; die Einkünfte beider Herzogthümer betrugen, nach angeſtellter Berechnung, damals über ſechzigtauſend Mark. Durch eigene Urkunde beſtätigte er die Freiheiten des ſteyeriſchen Herzogthums. Kaiſer Friedrich's jüngerer Sohn, Konrad, der ſchon auf dem Mainzer Reichstage (22. Auguſt 1235) als Nachfolger ſeines entſetzten Bruders Heinrich und als römiſcher König beſtimmt worden, kam nun auch nach Wien und wurde hier von den Erzbiſchöfen von Mainz und Trier, dem Könige von Böhmen und dem Herzoge von Baiern, mit Zuſtimmung der anderen anweſenden Reichsfürſten feierlich gewählt. Im April 1237 ernannte der Kaiſer — der den Herzog auf immer vernichtet meinte, und daher in deſſen Landen ſo ſchaltete, als könne derſelbe nimmer zurückkehren — Wien zu einer Reichsſtadt, gab ihr eine neue, dieſem Range angemeſſene Verfaſſung und anſehnliche Freiheiten. In der hierüber ertheilten goldenen Bulle belobte der Kaiſer die Bürger zu Wien wegen ihrer bewieſenen Anhänglichkeit an ſeine und des Reiches Herrſchaft, und wie ſie das Joch der Ungerechtigkeit und Unterdrückung nun abgeworfen; und weil nun der vormalige Herzog Friedrich aus der Art ſeiner frommen Väter geſchlagen, ſeiner Bürger Treue und Andächtigkeit vergeſſen, die Ehre des Reiches verſchmäht, Unbilligkeit geübt, ſeinen Willen als einziges Recht angeſehen, die Armen beſchwert, die Reichen beunruhigt, der Waiſen und Witwen ſich nicht angenommen, Fremder Eigenthum begehrt, und edlen und ehrbaren Leuten nach dem Leben getrachtet, ſo habe er die Bürger unauflösbar an ſich und das Reich gebunden, ſie ewig und unwiderruflich in ſeine und des Reiches Gewalt genommen. Zugleich gab er den nunmehrigen freien Reichsbürgern folgende Satzungen: Alljährlich ſoll ein Richter zur Handhabung der Gerechtigkeit von dem Kaiſer, nöthigenfalls mit Zuziehung der Bürger, eingeſetzt werden. Derſelbe darf unter

keinerlei Vorwand, selbst nicht auf Befehl des Kaisers, den Bürgern eine Steuer auflegen, geschweige sie dazu zwingen; was und wie viel sie geben, steht in ihrem freien Willen. Man soll ihnen keinen Frohndienst aufbürden, als den sie bei hellem Tageslicht beginnen, und von welchem sie noch vor Sonnenuntergang nach Hause zurückkehren können. Juden sind unmittelbar Knechte der kaiserlichen Kammer und bleiben von allen städtischen Aemtern ausgeschlossen. In bürgerlichen und peinlichen Rechtssachen sollen die Bürger nur von Bürgern gerichtet werden nach der alten Gerichtsordnung und den alten Gewohnheiten, mit Ausnahme des Hochverrathes und des Verrathes am gemeinen Wesen. Kein Bürger, der sich durch sieben Zeugen rechtfertigen kann, soll zu dem Zweikampf gezwungen werden. Zur Beförderung des Wissens und zum Unterrichte der Jugend, soll der von dem Kaiser zu Wien bestellte Schulmeister (oberste Schulvorstand) eine hinlängliche Anzahl tauglicher Lehrer, mit Zuziehung verständiger Bürger, wählen können. Um die Bürger dieser freien Reichsstadt zu vermehren, sollen nicht nur alle Einwohner derselben, sondern auch neu eintretende Ansassen, welche daselbst ein volles Jahr in bürgerlichen Verrichtungen zugebracht, von aller Dienstbarkeit frei seyn. Wienerische Bürger haben das Recht, ihre durch Schiffbruch oder Wassergüsse verlorene Habe von jenen, in deren Händen dieselbe gerathen, zurückzufordern; da es unbillig und unbarmherzig, daß Menschen vorenthalten sollen, was die Wuth des räuberischen Wassers ihnen zuführt. Der Kaiser ließ dieser Urkunde die nur in wichtigen Angelegenheiten gebrauchte goldene Bulle anhangen; viele Reichsfürsten und österreichische Große, die dem Herzoge abgefallen, versahen sie mit ihren Namensunterschriften.

Gegen vier Monate verweilte der Kaiser zu Wien. Er hielt den Herzog für einen verlorenen Mann, und da ihn endlich Reichsgeschäfte abriefen, so ernannte er den Bischof Ekbert von Bamberg, bewährt im Staate wie im Felde, zu seinem Reichshauptmann oder Statthalter in Oesterreich, und zog nach Regensburg hinauf. Konrad der Burggraf von Nürnberg und derzeitiger Oberbefehlshaber der in Oesterreich versammelten Reichsarmee, hoffte durch einen entscheidenden Schlag gegen den Herzog — der, durch den Beistand des Grafen Albert von Bogen verstärkt, streitfertig unter den Mauern Neustadt's stand — dem Kriege ein schnelles Ende zu machen. Seine Schlachtlinie sollte den auf der anderen Seite gegen Neustadt gelagerten, dem Herzoge feindlichen Steyerern die Hand bieten und Neustadt von allen

Seiten scharf angegriffen, somit des geächteten Friedrich letzter Stützpunct gefällt werden. Um diese Vereinigung zu bewirken, rückte der Burggraf mit seinen Schaaren auf das Steinfeld vor, den südlichen Theil der großen Ebene bei Neustadt. Da stürzten sich von der Stadt her der Herzog Friedrich und der Graf von Bogen mit ihren Getreuen mit gewaltigem Ungestüm auf des Burggrafen mehr denn zehnfach überlegene Schaar, warfen Alles vor sich nieder, jagten den Burggrafen in die Flucht, machten die Bischöfe von Passau und Freising zu Gefangenen. Nie zeigte sich Friedrich der Streitbare größer, als im Unglücke. Er, der in den Tagen des Glückes sich manches Vortheils überhob, mit jugendlicher Hitze manche Gelegenheit übereilte, wußte, wenn erst die Sonne seines Glückes sich verdunkelt, mit weiser Besonnenheit den Moment abzuwarten, jede kleine Gunst des Schicksals zu erspähen und auszubeuten, jedes Versehen des Feindes mit Adlerblick zu durchschauen und zu benutzen. Mit einer Handvoll Getreuer, war er der Schrecken der zahlreichen Feindesschaaren, schlug und zermalmte sie, wo er sie fand. Jener glorreiche Sieg bei Neustadt ward für ihn zur Losung vieler anderen. Durch geschickte Manoeuvres trennte er seine Feinde, überfiel und schlug die Vereinzelten in verschiedenen kleinen Gefechten, und erstieg in stürmischer Siegeseile fünf feindliche Burgen kurz nach einander. Steyerische Truppen, im Solde des Kaisers, rückten heran, um Oesterreich zu decken; aber der Herzog fiel sie muthvoll an, hieb Viele nieder, fing die Anderen und jagte die Uebriggebliebenen mit der bösen Kunde ihrer Niederlage in ihr Vaterland zurück. Den eingeschüchterten Freunden des Herzogs, welchen bisher die Furcht vor dem gewaltigen Arme des Kaisers die Hände gefesselt, wuchs nun wieder der Muth. Sie eilten herbei, des siegreichen Herzogs Schaaren zu vermehren. Jetzt drang derselbe über die Donau vor, die dort gelagerten Böhmen in Furcht zu erhalten. Großmüthig und zugleich klug, schenkte er den gefangenen beiden Bischöfen die Freiheit und verband sich dadurch besonders jenen von Passau zu Freundschaft und ersprießlichem Gegendienste. An der Stelle des geschlagenen Burggrafen von Nürnberg, der sein und des Heeres Vertrauen eingebüßt, sendete der Kaiser sofort den Grafen Otto von Eberstein als Reichshauptmann mit neuen Streitkräften nach Oesterreich, um festzuhalten, was gewonnen, wieder zu erobern, was verloren gegangen. Des Grafen Zug nach Wien konnte Friedrich, bei des Ersteren Ueberlegenheit, nicht hindern. Aber in Wien selbst fand der neue Reichshauptmann eine

Stellung. Friedrich's Unglück hatte die vorher ihm Abgeneigten zur Theilnahme gestimmt, sein standhaftes Ausharren, sein siegreiches Emporraffen unter dem Drucke der Umstände, ihm Bewunderung erworben. Man pries, man bestaunte den jungen Helden, und maß die Schuld aller Unfälle, des Kaisers Feldherren und Bevollmächtigten bei. Diese veränderte Stimmung der Einwohner, auf deren Mitwirken der Reichshauptmann ausdrücklich gerechnet, legte ihm die unbequemste Unthätigkeit auf, während sie des Herzogs Wirken erleichterte und begünstigte. Unter diesen Verhältnissen rückte das Jahr 1239 heran. Noch lagerten die Böhmen drohend über einem großen Theile Oesterreich's; sie hatte der Herzog am meisten zu fürchten. Da ward ihm Kunde, daß der Böhmenkönig Wenzel, des Krieges müde, des Bündnisses mit dem Reiche überdrüssig sey. Schnell den rechten Zeitpunct wahrnehmend, ließ er dem Könige vortheilhaften Frieden antragen. Er versprach, ihm das ganze Land Oesterreich jenseit der Donau abzutreten, ihm als Pfand die Stadt Laa zu überlassen, wenn er ihm helfen wolle, die entrissenen Erblande wieder zu erlangen. Dieser Vorschlag schmeichelte des Königs Stolze und Ländergier; er ging ihn ein. So von seinem gefährlichsten Gegner befreit, warf sich der Herzog auf das Heer des Ebersteiner's bei Tuln und vernichtete es. Nachdem ihm sodann sein neuer Bundesgenosse, der Böhmenkönig, die verheißene Unterstützung zugeführt, mähete sein gutes Schwert ihm immer breitere Bahn. Laa fiel in seine Gewalt, eben so die in dortiger Gegend gelegenen Schlösser und Festen, dann auch Enns und das diesseitige Oesterreich. Die Gunst vieler ihm wieder zugewandten Gemüther erleichterte seine Siege. Auch ein großer Theil des abgefallenen Adels, dem das neue Regiment nicht die verhofften Früchte getragen, erklärte sich nach und nach wieder für ihn. Manche Andere würden diesem Beispiele gefolgt seyn, hätte nicht die Furcht vor der Rache des schwergekränkten Landesfürsten sie von ihm fern gehalten. Wien verschloß ihm noch immer die Thore; auch die Steyermärker beharrten in ihrer feindseligen Stellung. Umsonst verschwendete der Herzog Versprechungen und gütliche Mittel. Da beschloß er, sie durch Strenge und Schrecken zum alten Gehorsam zurückzubringen. Er ließ ihre Scheuern plündern, ihr Getreide, ihren Wein entführen, und zwang so den Trotzigsten Gedanken der Nachgiebigkeit und Unterwerfung auf. Neue Hoffnungen brachte ihm das Jahr 1239. Zwischen dem Kaiser und dem Papste war es zu neuem offenen Kampfe gekommen; der Vatican schleuderte seinen Bannstrahl gegen den

hohenstauffen'schen Titanen. Des Kaisers volle Thätigkeit wurde dadurch auf Italien hingewiesen, sein Blick von der österreichischen Fehde gänzlich abgelenkt. Des Herzogs Sache gewann dabei unendlich. Viele, die vorher ihm abwendig oder unbetheiligt, suchten jetzt seine Freundschaft. Der stolze, weithinblickende Thüringer Landgraf, Heinrich Raspe, verschmähte es nicht, des geächteten Herzogs Schwester Gertrud zur Gemalin zu begehren; das Beilager wurde zu Neustadt im Juli 1239 mit großer Pracht begangen. Beweis, daß viele Reichsfürsten des Herzogs Aechtung weder gerecht, noch nützlich fanden. Immer festeren Fuß auf dem bestrittenen Boden der Väter gewinnend, blieb ihm noch das Herz, der Puls des Landes, Wien, zu bezwingen übrig, dessen Thore sich keiner Aufforderung öffnen wollten. Er umschloß es, anfangs in einem weiten, dann sich mehr und mehr verengenden Ringe, schnitt ihm alle Zufuhr ab, ängstigte es durch Mangel und Waffennähe. Aber der Trotz der jungen freien Reichsstadt wollte sich nicht beugen. Bald waren die Vorräthe der Belagerten aufgezehrt; sieben Talente kostete der Metzen Getreide, zwölf Solidos der Eimer Wein. Der Mangel schlich in den schaurigsten Bildern durch die Straßen der sonst so lebensfrohen Stadt; in Hundefleisch und ekle Dinge hieb der wüthende Hunger seinen Zahn, Viele verschmachteten und starben. Da brach endlich die bittere Noth den harten Trotz. Zitternd vor dem Grimme des lange und schwer gekränkten Siegers, öffnete Wien seine Thore. Doch das eigene Unglück hatte den Herzog mild gestimmt, seinen feurigen, zorngeneigten Sinn zu weiser Mäßigung erhoben. Er zog ein nicht als Ueberwinder und Rächer, sondern als Vater und Helfer. Er vergab und vergaß, linderte und tröstete; schneller öffnete seine Milde die Herzen, als sein Schwert die Thore, und doppelt herrlich war der Sieg, da der Segen ihn begleitete, kein Unrecht, keine Rache ihn entweihte. — Die übrigen Städte und Schlösser, welche bisher die Furcht abgehalten, sich zu unterwerfen, änderten nach jenem Beispiele der Milde ihren Sinn, so daß noch im nämlichen Jahre ganz Oesterreich wieder im Gehorsam gegen seinen Erbfürsten vereinigt war.

Bald sollte auch des Kaisers Aussöhnung mit dem Herzoge Friedrich der vierjährigen Kriegsnoth, die Oesterreich ausgestanden, ein völliges Ende machen. Dem mit dem Kirchenbanne belasteten Kaiser konnte es nicht gleichgiltig seyn, daß zu seiner dermaligen Bedrängniß auch noch der Kampf mit dem tapferen und unerschütterlichen Herzoge kam, der als Feind ihm so

hemmend ward, als Bundesgenoſſe ihm ſo erſprießlich geworden ſeyn würde. Zudem war der Böhmenkönig von des Kaiſers Partei abgefallen und hatte ſich der päpſtlichen zugewendet. Dem Kaiſer mußte daher Alles daran gelegen ſeyn, die Macht Böhmens durch den Anfall des nördlichen Theiles Oeſterreichs, das Friedrich abzutreten ſich anheiſchig gemacht, nicht noch verſtärkt zu ſehen. Gelang es ihm, den Herzog zur Rücknahme ſeines Verſprechens zu bewegen, ſo mußte dieſer mit dem Könige von Böhmen nothwendig in Spannung gerathen, und der Kaiſer ward dadurch zweier Gegner auf einmal ledig. Auch redete der Erzbiſchof Eberhard von Salzburg beim Kaiſer unabläſſig zur Güte, und außerdem ward dem Herzoge unerwartete Gelegenheit, dem Kaiſer einen nicht unwichtigen Dienſt zu erweiſen. Es hatte nämlich der Erzdiacon von Padua, Albert, dem die ſchwierige Sendung zugefallen, in Deutſchland den Kirchenbann gegen den Kaiſer öffentlich zu verkündigen, dieſes Geſchäft mit dem Feuer des Eiferers begonnen; indem er den Kirchenbann auch auf mehre angeſehene geiſtliche und weltliche Reichsfürſten, ſo auf den Erzbiſchof von Mainz und die Biſchöfe von Freiſing und Regensburg erſtreckte, weil ſie ſeinen Auftrag nicht gehörig unterſtützten. Auf gleiche Weiſe zerfiel er mit dem Erzbiſchof Eberhard von Salzburg und den Biſchöfen von Paſſau, Augsburg, Würzburg und Eichſtädt. Er beſchuldigte ſie, in Verkündung des Bannes läſſig geweſen zu ſeyn, und drohte ihnen mit Kirchenſtrafen, ja mit Entſetzung, wenn ſie nicht das Verſäumte nachholen wollten. An Herzog Friedrich ſchickte er ſogar eine feierliche Geſandtſchaft und forderte, unter ähnlichen Drohungen, ihn auf, ſich mit dem Könige von Böhmen gegen den Kaiſer zu verbinden, und die im Kriege von ihm belaſteten Kirchen zu entſchädigen. Der Herzog Friedrich, nicht gewöhnt, ſich auf ſolche Weiſe befehlen zu laſſen, wies die Geſandtſchaft nicht ganz gelind zurück. Der Erzbiſchof von Salzburg aber, keine Gelegenheit verſäumend, um ſein Friedenswerk zu fördern, berichtete dieſen Vorfall ſogleich dem Kaiſer, darauf hindeutend, wie der vom Kaiſer geächtete und hart behandelte Herzog es dennoch verſchmäht, den Gegnern ſeines Kaiſers beizutreten. Das verſöhnte des Kaiſers langen Groll. Er ſchickte eine eigene Geſandtſchaft nach Oeſterreich, durch welche er den Herzog ſeiner neuen Gnade verſichern, ihm Vorſchläge zur völligen gütlichen Auseinanderſetzung machen, ihn in den ruhigen Beſitz der Herzogthümer Oeſterreich und Steyermark wieder einſetzen ließ. So war denn der Friede und das alte Verhältniß mit dem Reiche nach

vierjähriger verwüstender Fehde wiederhergestellt. Freilich stand dafür ein neuer Krieg mit dem Böhmenkönige in Aussicht, der, wie sich leicht erwarten ließ, nicht so gutwillig seine Ansprüche auf das vom Herzoge ihm zugesagte Landestheil von Oesterreich auf der Nordseite der Donau aufgeben werde. Der Herzog Friedrich suchte sein zurückgenommenes Versprechen mit dem Anführen zu beschönigen, daß jener Vertrag einer Landestheilung, ohne Einwilligung von Kaiser und Reich, keine Giltigkeit gehabt. Im ersten Zorne fiel der König von Böhmen mit einem starken Heere in Oesterreich ein, das erschöpfte Land mit grimmigem Hasse verheerend; aber der eintretende Winter scheuchte ihn in seine Heimat zurück. Im folgenden Jahre (1241) wurde, auf des Bischofs von Freising wohlmeinenden Rath und nach dem Schiedsspruche des Herzogs Otto von Baiern, dieser Zwist beigelegt, und durch ein Eheverlöbniß zwischen Wladislav, des Böhmenkönigs Wenzel Sohn, und Gertrud, der Tochter des verstorbenen Prinzen Heinrich (des Grausamen) von Oesterreich, der Friedensschluß bestätigt und befestigt. Der versöhnte Kaiser gab nun auch des Herzogs Friedrich Gemalin, Agnes von Meran, die er vor fünf Jahren in Steyermark zur Gefangenen gemacht, wieder frei; alle Geiseln wurden ausgeliefert, angefochtene geistliche Güter gesichert, Lehen erneut und alte Streitigkeiten beseitigt, kurz das glorreiche Friedenswerk durch würdige Handlungen gefeiert. Die in den Tagen der Noth durch unwandelbare Treue bewährte Neustadt belohnte der Herzog durch zwei Freiheitsbriefe, wichtig für die Geschichte der Rechtspflege des Handels und des Municipalwesens. Der eine (dd. Neustadt 5. Juni 1239) befreiet die Bürger von aller Steuer, bis die Stadt sich von dem Kriegsschaden erholt haben werde, verspricht die Juden von Aemtern der Stadt auszuschließen, untersagt dem Stadtrichter, die Pferde der Bürger zum herzoglichen Dienste wegzunehmen, und gelobt, bei Vermälungen der Töchter oder Anverwandten der Bürger stets freie Hand zu lassen und sie nicht, nach damaliger Sitte, durch fürstliche Empfehlung zu binden; — der andere (dd. Starkenberg 28. Mai 1244) regelt die Mauthen zu Neustadt für den bereits zu hoher Blüte gediehenen Handelsverkehr nach Venedig, für die Kaufleute letzterer Stadt, für jene von Wien, Bruck, Graz, Leoben, Judenburg, Heimburg und Ebenfurt. Auch verfügte er eine, in jenen unruhigen Zeiten sehr zweckmäßige Postanstalt, indem auf jedem bedeutenden Puncte vier Pferde für des Königs Eilboten bereit stehen mußten. — So gedachte, mitten im Drange des Kam-

ples und der Gefahren, Friedrich mit edler Erkenntlichkeit der Treue wackerer Unterthanen und eilte, sie zu belohnen.

Doch das stürmische Schicksal, das über Friedrich dem Streitbaren waltete, vergönnte demselben nicht, langen Friedens zu genießen. Die rauhe Wiege der Menschheit, das tiefe Asien, wälzte nördlich von der großen chinesischen Mauer her eine zahllose Horde wilder Fremdlinge, kriegerischer Wanderstämme, roh, verdummt in Schmutz und gieriger Grausamkeit — die Mongolen. Die eiserne Hand Temudschin's, des Herrn der Welt (Dschengischan), hatte die vereinzelten Stämme zu riesigem Eroberungsplane zusammengetrieben, zwei große tatarische Reiche im Osten und Westen Asiens unterjocht, das mächtige chuaresmische Reich vernichtet, welches Turkistan und ganz Persien bis nach Indien hin umfaßte, während eine seiner Horden, „die goldene" genannt, in Rußland einfiel und es den Mongolen zinsbar machte (1223). Nach Dschengischan's Tode (1227) setzten dessen Söhne ihre erobernden Raubzüge fort, unterwarfen sich ganz China, stürzten das Chalifat zu Bagdad und zwangen die seldschuckischen Sultane zu Iconium unter ihre Zinsbarkeit. Immer näher dem Herzen Europa's drang die schreckliche Gefahr. Rußland wurde 1237 abermals von einem mongolischen Heere überschwemmt, Moskau erobert, ein großer Theil des Landes gräulich verwüstet. Aus dem unterjochten Rußland brachen die Wütheriche herüber nach Polen (1240), verbrannten Krakau und stürmten in Schlesien bis Liegnitz vor, wo sie (9. April 1241) den Herzog Heinrich von Breslau in einer blutigen Schlacht besiegten, ihn selbst mit vielen seiner Ritter und Mannen erschlugen. Zwei Jahre früher hatten die Kumanen — ein Volk türkischen Stammes, gleich den Petschenegen (d. i. Verschwägerten) — Zuflucht in Ungarn gesucht und gefunden. Ihr Oberhaupt Gutan hatte, nach beherztem Widerstande, der Uebermacht der Mongolen weichen müssen und erhielt vom Ungarnkönige Bela IV. für sich und für 50,000 mit ihm geflohene kumanische Familien, dauernden Aufenthalt in Ungarn. Der König hatte gehofft, sich der Kumanen als wirksamer Vorhut gegen die Mongolen zu bedienen und durch Ausbreitung der Christuslehre unter diesen heidnischen Gästen, sie fester an sich zu schließen. Aber gar bald geriethen sie in Verdacht, den Mongolen den Weg nach Ungarn zu zeigen, und schnell wurden sie ein Gegenstand des allgemeinen Hasses. Jetzt wogten, schrecklich und unübersehbar, die Mongolen gegen Ungarn heran, verbrannten unter viehischen Grausamkeiten

Rotna und überschwemmten das Land gegen die polnischen und mährischen Gränzen hin. König Bela, in verzweiflungsvoller Anstrengung, sammelte um sich, was an waffenfähigen Männern vorhanden. Sein Nothschrei erscholl an alle benachbarten Landesfürsten; Kaiser und Papst ließ er durch Gesandte um schleunige Hilfe anflehen. Der Papst ermahnte zum Kreuzzuge gegen die blutigen Heiden; Kaiser Friedrich II. aber schützte seine italienischen Angelegenheiten vor und verschob seine Hilfe auf unbestimmte Zeit. Dagegen setzte Herzog Friedrich von Oesterreich, voll ritterlicher Gesinnung, in so verhängnisvollem Momente den alten Groll gegen den Ungarnkönig bei Seite, und flog mit einem eilig zusammengerafften, mehr auserlesenen, als zahlreichen Häuflein dem geängstigten Könige zu Hilfe. Er traf ihn bei der Stadt Pesth, in deren Nähe verwegene Mongolenrotten auf ihren windschnellen Pferden ab und zu schweiften. Der kampfbegierige Friedrich griff einen solchen Haufen an, stäubte ihn aus einander und jagte ihn vor sich her. Seine nachstoßende Lanze traf einen der Heiden so gewaltig, daß sie in Stücken brach und der Getroffene vom Pferde taumelte. Ein anderer Mongole wollte dem Niedergerannten zu Hilfe eilen, aber des Herzogs Schwert hieb ihm mit einem Streiche den Arm vom Leibe. Die Ungarn jauchzten dem österreichischen Helden Beifall zu. Aber ein wilder Aufruhr in Ungarn, gegen die verabscheuten Kumanen gerichtet, vermehrte die Noth des Landes. Herzog Friedrich eilte nach Oesterreich zurück, um seine eigenen Erbländer zu schützen. Im Mai 1241 wurde König Bela in der blutigen Schlacht auf der Haide Mohi am Sajo von den Mongolen auf's Haupt geschlagen. Kaum rettete er sich selbst aus dem gräßlichen Blutbade; er floh nach Heimburg zu seinem einstigen Gegner, dem Herzoge Friedrich. Die unglückselige Schlacht hatte ganz Ungarn in die Hände der Mongolen gegeben, die es, wo ihr Arm hinreichte, zur kahlen Wüste verheerten, alles Lebende unter schauerlichen Qualen vertilgten. Während ihre Faust zermalmend auf Ungarn lastete, griff ein anderer Arm des Mongolenheeres beuteschnappend nach Mähren hinein. Sie kamen vor Olmütz, das durch Jaroslav von Sternberg heldenmüthig vertheidigt wurde. Unerwartet brach dieser aus der Stadt heraus, erlegte mit eigener Hand einen ihrer Anführer, erbeutete ihr Hauptbanner und stieß sie aus Mähren hinaus (24. Juni 1241). Sie flohen zu dem Heere nach Ungarn, das jetzt gegen Oesterreich sich in Bewegung setzte. Furchtbar und widerwärtig war der Anblick der Mongolen, in den Chroniken gewöhnlich Tataren genannt, ähn-

lich den ſtammverwandten Hunnen und Avaren, ſchrecklichen Andenkens. Klein von Geſtalt, aber breitſchulterig, kraftvoll und äußerſt behend, ſchmuzig bleicher Geſichtsfarbe, mit plattgedrückten Naſen, großen Mäulern, kleingeſchlitzten, weit auseinander ſtehenden Augen, ſchien in ihnen eine Schaar wüſter und häßlicher Gnomen aus den Spalten der Erde heraufgekrochen zu ſeyn, unheimlich, blutlechzend, alles menſchlichen Gefühles bar. Ihre Religion war ein wirrer Naturdienſt, voll ſchwankender und ſinnloſer Begriffe. Ihre kleinen, kräftigen Pferde, gewandt, zuthulich und gelehrig, zum Rennen und Schwimmen gleich geſchickt, trugen ſie pfeilſchnell zum Angriffe wie zur Flucht. Finſter und wortkarg ſelbſt in der Hitze des Kampfes, bedienten ſie ſich ihrer Bogen mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit; ſonſt hatten ſie als Wehr und Waffe dünne Panzer von Blech und krumme Säbel. Die Gefangenen trieben ſie als Vormauer zuerſt in den Kampf, um den erſten Stoß des Angriffes auszuhalten; ſie ſelbſt bildeten den Kern des Schlachthaufens. Unbändig im Kampfe, übten ſie viehiſche Grauſamkeit an den Beſiegten. Die Idee der Vertilgung durchraſete ihre blutige Politik. Den Gefangenen, gleichviel ob Männer, Greiſe, Frauen oder Kinder, pflegten ſie einen Pfeil in die Bruſt zu drücken; Verſtümmlung und Knechtſchaft war das gelindeſte Los. — Dieſes Heer von Ungeheuern wälzte ſich nun gegen Oeſterreich heran. Der Ruf von Herzog Friedrich's Tapferkeit war ſelbſt dieſen Horden zugedrungen, und ihre brutale Verachtung fremden Werthes machte bei ihm eine bizarre, doch ehrende Ausnahme. Ihre Chans ſchickten Geſandte an ihn, ließen ihm Freundſchaft und Bundesgenoſſenſchaft antragen, wenn er aufhören wolle, ein Chriſt zu ſeyn. Mit dem Schwerte gab er ſeine Antwort. In der Nähe von Neuſtadt, unweit dem Leithafluſſe, erwartete Herzog Friedrich an der Spitze eines muthigen Heeres die gräulichen Feinde. Bei ihm befanden ſich der Böhmenkönig, der Patriarch von Aquileja, der Herzog von Kärnten und der Markgraf von Baden. Als die Mongolen die herrliche Schlachtlinie der Chriſten erblickten, ergriff ſie ein paniſcher Schrecken. Sie wendeten um und jagten in wilder Flucht zurück; Herzog Friedrich und ſeine Ritter ihnen nach. Viele wurden erſchlagen und gefangen. Deutſchland war auf immer von den fürchterlichen Gäſten gereinigt, und bald verlief ſich die Mongolenflut nach Aſien zurück, von wo ſie verderblich hereingebrochen. Eine Landplage, die in zahlloſen Heuſchrecken auf Oeſterreich herabfiel und Thiere, Wälder und Gärten verheerte, folgte, als würdiges Seitenſtück, *jenen* mongoliſchen Heuſchrecken, die Friedrich's Siegerſchwert hinweg getrieben.

Mit neuem Kriege drohte das Jahr 1243. Herzog Friedrich's dritte Ehe, die mit Agnes von Meran, blieb unfruchtbar, wie seine ersten beiden. Das bekümmerte den Herzog, der, als der letzte Sprosse des babenbergischen Hauses dastehend, das Erlöschen seines Geschlechts vor Augen sah, seine mit beispiellosen Opfern und Anstrengungen behauptete Schöpfung keinem Leibeserben zu hinterlassen hoffen konnte. Er beschloß, jene Ehe aufzulösen. Zu naher Verwandtschaftsgrad sollte den Anlaß geben. Auf einer Versammlung zu Friesach, wo auch Agnes sich einfinden mußte, wurde diese Ehe von den anwesenden geistlichen Richtern für ungiltig erklärt, nachdem sie durch dreizehn Jahre bestanden. Agnes, die für ihren Gemal muthig die Leiden mehrjähriger Gefangenschaft ertragen, fügte sich auch diesem Richterspruche; doch sandte sie ihre Berufung an den päpstlichen Stuhl zu Rom. Nicht so ruhig drohte der Ungarnkönig Bela sich dabei zu verhalten. Er hatte schon damals dem Herzoge bitter gegrollt, als dieser sich von seiner zweiten Gemalin Sophia, Bela's Schwägerin, getrennt. Jetzt, da der Herzog in Agnesen wiederum eine Verwandte Bela's (seine Mutter war eine Vatersschwester derselben gewesen) verstieß, entbrannte dieser in heftigem Zorn ob der neuen Schmach. Er war erst vor Kurzem aus Dalmatien in sein, von Mongolenwuth verwüstetes Reich zurückgekommen. Verstärkt durch die Hilfstruppen der Johanniter und des aus römischem Blute entsprossenen mächtigen Frangipani, brachte er ein ansehnliches Heer zusammen, mit welchem er gegen Oesterreich aufbrach. Als er aber den Leithafluß erreichte, da breitete sich, wie früher den Mongolen gegenüber, Herzog Friedrich's Schlachtlinie stolz und muthig aus. Der König stutzte über den unerwarteten Widerstand; es begannen Unterhandlungen. Bela und der Herzog Friedrich fanden und sprachen einander, und der ganze Krieg wurde beigelegt, noch ehe eigentliche Feindseligkeiten ausgebrochen waren.

Des Krieges sowohl, wie der alten Bande ledig, die ihn bisher gefesselt, dachte Herzog Friedrich ernsthaft auf eine vierte Vermälung. Seine Wahl fiel auf des Herzogs Otto von Baiern Tochter, Elisabeth, und bereits im Jahre 1243 fand die feierliche Verlobung Statt, bei welchem Verhältnisse es noch im folgenden Jahre sein Bewenden hatte, bis plötzlich, aus unbekannten Gründen, der leicht gereizte Herzog die ganze Verlobung rückgängig machte. Dadurch weckte er den früheren Groll des Baiernherzogs, der sogar, als der Herzog später nach Italien zum Kaiser zog, ihm in's

Land zu fallen unternahm, durch Friedrich's ſchnelle Rückkehr aber wieder verſcheucht wurde. Hiemit traten noch andere Umſtände in Verbindung. Die beiden Herren des Schloſſes Obernberg am Innfluſſe, Gebrüder von Waldeck, pflegten in der Umgegend Plackereien zu treiben, öſterreichiſche Unterthanen niederzuwerfen und auszurauben. Viele Klagen gelangten dieſerhalb an den Herzog. Er zog 1244 mit einem Häuflein gegen das Raubneſt, brach daſſelbe und verjagte die Waldecker. Von dort eilte er mit reichen Geſchenken zu ſeiner Braut nach Baiern. Hier aber empfing man ihn mit ziemlicher Kälte; der Baiernherzog hatte die Waldecker in ſeinen Schutz genommen und ſah mit Unwillen das feſte Obernberg in öſterreichiſchen Händen. Herzog Friedrich ließ ſich dadurch wenig irren; er beſetzte das Schloß mit ſeinen Soldaten, und gab es in die Hut der Brüder Bernhard und Ulrich von Schaumberg, die es nach ihrer Weiſe nicht beſſer trieben, als die verjagten Waldecker, nach Schnapphahnsart in das nahe baieriſche Gebiet einfielen und die dortigen Unterthanen ſchädigten. Das ſteigerte den Groll des Baiernherzogs. Der Biſchof Rüdiger von Paſſau, ein Anhänger der Waldecker, ſchürte die Flamme der Zwietracht. Herzog Friedrich, um ihn zu ſtrafen, überfiel des Biſchofs Schloß, Eberſtein am Traunfluſſe, und weihte es der Zerſtörung. Um aber den Biſchof wie den Baiernherzog noch empfindlicher zu kränken, näherte er ſich dem Gegner Beider, dem weiter oben erwähnten paduaniſchen Erzdiacon, Albert von Böhmen, wodurch es das Anſehen gewann, als ſey er völlig zur päpſtlichen Partei übergetreten. Wirklich nahm ſelbſt der Papſt Innocenz IV. von dieſen günſtigen Geſinnungen des tapferen und einflußreichen öſterreichiſchen Herzogs beſondere Kenntniß. Er trug, um ihm ſein Wohlwollen zu bezeugen, dem Paſſauer Biſchofe auf, dem Wunſche des Herzogs gemäß das Feſt des in Oeſterreich in hoher Verehrung ſtehenden heiligen Coloman feierlich begehen zu laſſen. Herzog Friedrich, durch ſolche Gunſt des Papſtes ermuntert, brachte bei dieſer Gelegenheit den alten Lieblingswunſch der Herzoge Oeſterreichs wegen eines Biſchofsſitzes für Wien, in neue Anregung. Der Papſt zeigte ſich auch geneigt und ließ durch Beauftragte Unterſuchungen des Gegenſtandes anſtellen; doch andere Angelegenheiten brachten die Sache wieder auf lange in's Stocken.

Streng und ohne Anſehen der Perſon verwaltete der Herzog in ſeinen Landen die Gerechtigkeit. Einer ſeiner Unterthanen, Hartneid von Ort, aus vorneh-

men Geschlechte, hatte den Erzbischof von Salzburg durch räuberische Einfälle in dessen Gebiet beleidigt. Der Herzog ließ den Schuldigen hart bestrafen; er starb im Gefängnisse.

Gegen die heidnischen Preußen, die fest und unerschütterlich, wie einst die alten Sachsen und Falen, ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit verfochten, hatte der Papst in Deutschland des Kreuz predigen lassen. Aller Orten rüstete man. Auch in Oesterreich trat ein wohlgeordneter Haufe in die Waffen; der Herzog gab ihm den Truchsessen von Schrattenthal zum Anführer. Kriegslustige und glaubensstarke Ritter schlossen sich dem Zuge an; mit ihnen Herr Heinrich von Liechtenstein. Sie vereinigten sich mit den Rittern vom Orden der Schwertträger, brachen 1245 in Pommern ein und setzten durch neun Tage das Land in Schrecken. Als sie aber heimziehen wollten, fiel der Herzog Suantebald von Pommern ihnen ergrimmt in den Rücken, richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an und jagte sie in die Flucht. Da stellte sich dem schon fliehenden Truchsessen von Schrattenthal plötzlich der Heinrich von Liechtenstein in den Weg, führte ihn beinahe mit Gewalt gegen den Feind zurück, erneuerte die Schlacht, erschlug dem Suantebald über fünftausend seiner Krieger, trieb ihn blutend in seine Wälder zurück, und rettete so die Ehre der christlichen Waffen. Reiche Beute an Waffen und Pferden belohnte den heißen Tag.

Der Kaiser Friedrich II., fortwährend gedrängt von den italienischen Angelegenheiten und der Ungunst des römischen Hofes, berief (1245) einen Reichstag nach Verona. Dort erschien, nebst anderen Reichsständen, auch der Herzog Friedrich in reicher, prachtvoller Begleitung, seiner Macht und seines hochherzigen Sinnes würdig. Den versöhnten Kaiser sprach der Herzog um Bestätigung der österreichischen Privilegien an, namentlich des Fridericianischen Freiheitsbriefes von 1156. Der Kaiser säumte nicht, in dieses Begehren zu willigen; doch verlangte er dagegen des Herzogs Nichte Gertrud, Heinrich's des Grausamen hinterlassene Tochter, zur Ehe. Das konnte der Herzog nicht bewilligen, da Gertrud durch den letzten Friedensvertrag schon an Wladislaw, des Böhmenkönigs Sohn, versagt war. Darüber empfindlich, brach der Kaiser — nachdem er vorher dem Herzoge Friedrich Erhebung zur königlichen Würde zugesagt, ihm auch, zum Zeichen solcher Verwilligung, noch vor seiner Hinreise durch den Bischof von Bamberg den königlichen Reif zugesendet, der kaiserliche Secretär, Peter von

Weingarten, auch bereits das Diplom ausgearbeitet hatte — dies Alles ab, und beschränkte sich darauf, dem Herzoge Friedrich in einer eigenen goldenen Bulle nicht nur den alten Freiheitsbrief zu bestätigen, sondern auch neue Vorzüge und Rechte hinzuzufügen, und zwar: 1) daß kein österreichischer Unterthan und Vasall der Gerichtsbarkeit oder Oberherrschaft eines andern, als des österreichischen Herzogs, jemals unterworfen seyn solle; welches Privilegium besonders in Lehnssachen eine entschiedene Gewähr gab; 2) daß der Herzog von Oesterreich seinen Fürstenhut mit dem Kreuze des kaiserlichen Diadems ausschmücken dürfe. — Ungeachtet dieser Befestigung der alten und des Zuwachses neuer Ehren, schied Herzog Friedrich doch mißmuthig von Verona. Eine Königskrone hatte leuchtend vor seinen Blicken gestanden; sie war verscherzt durch hindernde Umstände, durch den gereizten Sinn des mit seiner Werbung gescheiterten Kaisers.

Neue Kampfeswetter dämmerten an dem schwülen Lebenshorizonte Friedrich's des Streitbaren herauf. Vorübergehende Fehde erregte der Baiernherzog, der es nicht verschmerzen konnte, daß das feste Schloß Obernberg in österreichische Hände gefallen. Während Friedrich's Abwesenheit in Italien, zog er mit Mannen und Reisigen vor die Feste, hoffend, ihrer leicht und bald Meister zu werden. Aber die zu Hütern der Feste bestellten Schaumberger schlugen mit beispiellosem Muthe durch sechs Wochen jeden Angriff ab. Jetzt eilte der zurückkehrende Herzog Friedrich selbst zum Entsatze herbei. Ihn mochten die Baiern nicht erwarten; schnell hoben sie die Belagerung auf und zogen ab. — Aber bald galt es eine ernsthaftere Fehde. Der König Bela, dessen wehrlose Flucht vor den Mongolen damals der Herzog Friedrich zu Erpressungen benutzt haben soll, stachelte den Böhmenkönig zu einem Einfalle in Oesterreich an. Dies geschah im Winter 1245. Den Böhmen zog der Erbprinz Ulrich von Kärnten mit zweihundert Rittern zu. Sie lagerten bei der Stadt Laa, die der Herzog im Vertrage von 1241 dem Böhmenkönige zugesagt, nach dem Frieden mit dem Kaiser aber vorenthalten hatte. Friedrich, in stürmender Hast, wollte mit nur siebenzig Rittern und wenigem Fußvolke sich auf die Feinde werfen; mit Mühe hielt Bernhard von Preusl, der tapfere und besonnene Hauptmann zu Laa, ihn zurück. Der Herzog bezähmte seinen ungestümen Muth, bis er aus den benachbarten Ortschaften und Schlössern noch gegen hundert dreißig Ritter an sich gezogen, dann aber ging er, ungeachtet der Ueber-

macht der Feinde, unaufhaltſam auf dieſelben los. Seine Armbruſtſchützen mußten auf die feindlichen Pferde zielen, damit die ſchwerbewaffneten Ritter, mit ihren Roſſen zu Boden geriſſen, ſich ihrer Wehr nicht mehr mit Kraft zu bedienen wüßten. Dies Verfahren glückte und brachte die Feinde zuerſt in Unordnung. Auf beiden Seiten wurde mit Muth und Ausdauer gekämpft. Einzelgefechte mitten in der Schlacht erinnerten an die Horatier und Curiatier. Zwei Brüder auf öſterreichiſcher Seite, Heinrich und Bernhard vom Geſchlechte der Preusler, rannten gegen wiederum zwei Brüder von kärntneriſcher Seite an, gegen Seifried und Katold Syrock, die Weiſen genannt. Als die Vier zu Roſſe nicht mit einander fertig werden konnten, ſtiegen ſie ab und fochten Mann gegen Mann zu Fuße. Endlich unterlagen die Weiſen und reichten ihre Schwerter den Preuslern. Bald mußten nun auch die Böhmen weichen; mit Noth entrann ihr König der Gefahr. Der Herzog Friedrich, grimmig nachjagend und nachhauend, erreichte den fliehenden Ulrich von Kärnten, nahm ihn nebſt dreien ſeiner Ritter gefangen und ſchickte ihn in Haft. Viele Feinde bedeckten das blutige Feld; mehr noch geriethen in Gefangenſchaft. Der Friede kam zu Stande. Der König von Böhmen entſagte jenen Anſprüchen, die ihm der Vertrag von 1241 an die Hand gegeben. Dagegen bekräftigte der Herzog die beſchloſſene Vermälung zwiſchen der öſterreichiſchen Gertrud und des Böhmenkönigs Sohne Wladislaw, jene Vermälung, die ihm die Gunſt des Kaiſers, ja eine Königskrone gekoſtet.

Inzwiſchen brachen die langen Mißhelligkeiten zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte in offene Flammen aus. Papſt Innocenz IV., in Rom nicht ſicher vor ſeinem Gegner, war über Genua nach Lyon entflohen. Von hier aus donnerte er den Bann über den Kaiſer und forderte die deutſchen Fürſten auf, ein neues Reichsoberhaupt zu wählen. Heinrich Raspe, der kühne und ehrgeizige Landgraf von Thüringen, wurde vorgeſchlagen und, da er die gefahrvolle Ehre nicht zurückwies, zu Höchheim bei Würzburg erwählt. Doch ſchloſſen ſich viele der angeſehenſten Reichsfürſten von der Anerkennung aus; ſo der König von Böhmen, die Herzoge von Baiern und Braunſchweig, die Markgrafen von Meiſſen und Brandenburg, endlich auch der Herzog Friedrich von Oeſterreich, der, obgleich mit Heinrich Raspe verſchwägert und von dem Kaiſer mehrfach gekränkt und geſchädigt, dieſem dennoch die angelobte Treue nicht brechen wollte.

Mit Zorn und Schmerz hatte der unversöhnliche Bela den Sieg seines Feindes Friedrich, die Niederlage des Böhmenkönigs vernommen, den er zum Kriege verführt. Jetzt griff er selbst zu den Waffen. Sein Heer, zum großen Theile aus Kumanen bestehend, von einigen Johannitern und von den Brüdern Friedrich, Bartolomeo und Jerindo Frangipani angeführt, lagerte sich jenseit der Leitha unweit Neustadt. Es war am 15. Juni 1246, an welchem Tage vor fünf und dreißig Jahren Friedrich der Streitbare das Licht der Welt begrüßt hatte, als ein Theil der Kumanen durch die Leitha schwamm und Oesterreichs Gränzen umschwärmte. Der Herzog saß auf, sprengte mit wenigen Rittern gegen sie an und jagte sie zurück. Gleichzeitig aber hatte das ungarische Heer den Fluß überschritten und rückte in geschlossenen Reihen vor. Friedrich, in der Hitze des Verfolgens, achtete nicht der neuen Gefahr. Ein fliehender Kumane, nach Tatarenweise hinter sich schießend, traf mit spitzem Pfeile des Herzogs Pferd vor die Stirn, daß es hoch aufbäumend sich überschlug. Ehe der Herzog noch unter der Last des gestürzten Rosses sich hervorarbeiten konnte, jagte Friedrich Frangipani, Graf von Modrus, heran und stieß dem am Boden Liegenden den Speer in's Auge. Nun brachen, das schreckliche Ereigniß nicht ahnend, unter Heinrich von Liechtenstein die Oesterreicher vor, die Feinde vor sich hertreibend und den Sieg behauptend. Aber der edle Herzog sah seinen Sieg nicht mehr. Unerkannt, ausgeraubt, lag er unter den Erschlagenen, das eine Auge geöffnet vom scharfen Speere, das andere geschlossen vom kalten Tode. Sein Schreiber Heinrich fand und erkannte ihn zuerst, hob ihn auf sein Pferd und führte die Heldenleiche des letzten Babenbergers weinend in die Kirche zu Neustadt. Man begrub ihn nach Heiligenkreuz; auf den Grabstein meißelte man sein Bild, wie man ihn nach der Schlacht gefunden.

Die Klage um den frühzeitigen und blutigen Untergang des ritterlichen Herzogs hallte durch die Marken seines Landes, ja durch das deutsche Reich. Seine Mutter, die herzogliche Witwe Theodora, tödtete der Schmerz am siebenten Tage. Freunde und Feinde mußten seinen Tod betrauern. „Er hatte" — so klagt Ulrich von Liechtenstein, der Ritter und Sänger — „nur eine kleine Wunde an der Wange. Welch' Unheil, daß ein so vollkommener Mann den Tod davon haben konnte! Das war ein rechter Herr und ich sein rechter Dienstmann; darum kann ich nie genug um ihn klagen." Nach ihm erhob sich große Noth in Oesterreich und Steyer. Mancher wurde

arm, der reich gewesen, viele Unbill geschah. Man raubte Tag und Nacht; wüst lagen die Dörfer. Die Reichen nahmen den Armen ihr Gut und wurden Räuber." — Und Pernold der Mönch sagt von ihm: „Mit Friedrich's Tode schlug Oesterreich die Stunde namenlosen Unheils, das endlich auch den Lästerern die Augen aufriß, daß endlich auch sie ihren Herzog und Herrn als wahrhaft einzig erkannten und beweinten, und eine Welt bewegen würden, um ihn — vermöchten sie es nur — aus der kalten Erde wieder zurückzurufen. Mit ihm wurde die öffentliche Wohlfahrt zu Grabe getragen, Niemand vermag es mehr, gegen übermächtige Willkür nnd Gewalt zu schützen, seit Friedrich nicht mehr das unerbittliche Richterschwert handhabt." — Lobeserhebungen, die um so unverdächtiger erscheinen, wenn man erwägt, daß sie dem letzten Sprossen eines erloschenen Geschlechts galten, von keinem Sohne, keinem blutsverwandten Nachfolger belohnt werden konnten. Streitsüchtig, kampf- und ruhmgierig, oft gewaltthätig selbst im löblichen Eifer, heißen Blutes und voll heftiger Begierden, war er zugleich ritterlich, ernst und mild, dem Unrechte abhold, kraftvoll und großherzig, durch kein Mißgeschick zu beugen, ja doppelt herrlich im Unglücke. Seine Fehler fallen großentheils seiner Zeit anheim, aber durch weise Staatskunst, durch Gerechtigkeitspflege und hohen Sinn erhob er sich über diese seine Zeit. Leicht gereizt, war er auch leicht zu versöhnen; gern ehrte und übte er die Treue. Seinen Feinden hat er oftmals Großmuth erwiesen. Für bethätigte Anhänglichkeit und Liebe hatte er ein gutes Gedächtniß; Beleidigungen wußte er leicht zu vergessen. Als Gesetzgeber hat er sich um Oesterreich hohe Verdienste erworben; als Kriegsheld hat er es treulich geschützt, es verherrlicht und vergrößert. Durch Abwendung der großen mongolischen Gefahr ward er der Retter des Westens. Jugendlich und schön, überschäumend von Leben und Kraft, hat er doch weder in dreifacher Ehe, noch in zahlreichen Abenteuern der Liebe, Kinder gezeugt. Sein Stamm ging mit ihm auf immer zu Grabe.

So erlosch, in Friedrich dem Streitbaren, das herrliche Geschlecht der Babenberger, das durch dritthalbhundert Jahre über Oesterreich geherrscht, es aus dem Chaos des Barbarenthums zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt, Menschlichkeit und Wissen dort begründet und zu schönster Blüthe gepflegt und erzogen hatte. Schon die bezeichnenden Namen, die sich jeder dieser Fürsten gewonnen, bezeugen [illegible] Zeit, ihrem Lande gewesen. „Der Erlauchte," „der [illegible] -der Heilige,"

„der Freigebige," „der Tugendhafte," „der Glorreiche," hießen die sieben Leopolde; Adalbert „der Sieghafte;" von den zwei Heinrichen der Aeltere „der Starke", der Jüngere vom frommen Spruche „Jasomirgott;" Ernst „der Tapfere;" von den beiden Friedrichen der Eine, als muthiger Glaubensheld, „der Katholische;" der Andere, als erster Ritter seiner Zeit, „der Streitbare." Stark als Helden, mild als Väter ihrer Länder, weise als Gesetzgeber und Richter, klug als Staatsmänner und Reichsfürsten, beglückten sie ihre Völker, kräftigten und mehrten sie ihre Lande, erfüllten sie die Welt mit ihrem Ruhme. Fromme Stiftungen und Ruhestätten — Melk, Klosterneuburg, Heiligenkreuz und Lilienfeld — bewahren ihr Andenken und ihre ehrwürdigen Ueberreste. Bei jeder großen That seiner Zeit steht ein Babenberger obenan. Deutschland, Ungarn, Böhmen, Mähren, Welschland, Spanien, Syrien und Aegypten sahen ihre Lorbeern grünen, ihre siegreichen Schwerter blitzen. Frühzeitig mußte das starke Geschlecht erlöschen, frühe starben selbst viele seiner Söhne, wie auch Achill, der Liebling der Götter, frühzeitig erblichen.

Der kühn erringenden, jugendlichen Gewalt der Babenberger folgte die bewahrende und ordnende männliche Kraft der hohen Habsburger, und nicht leicht hat die großartige innere Harmonie der Geschichte sich in einem überzeugenderen Lichte dargestellt, als in jener Aufeinanderfolge der beiden erlauchten Geschlechter Babenberg und Habsburg.

Zweites Buch.

Das österreichische Zwischenreich bis zum Hause Habsburg; von 1246 bis 1282.

Schwere Verwirrung brach mit des letzten Babenbergers beklagenswerthem Tode über Oesterreich herein. Von allen Seiten streckten sich begehrliche Hände nach dem schönen Erbe aus, und doch konnte das von Kaiser und Reich untheilbar erklärte nur Einer haben. Des Herzogs frühzeitiges und unerwartetes Hinscheiden hatte ihn durchaus keine Verfügungen für seinen Todesfall treffen lassen; Leibeserben waren keine vorhanden; man mußte also lediglich auf die Bestimmungen des vom Kaiser Friedrich I. gege-

benen österreichischen Freiheitsbriefes vom 18. September 1156 (siehe Seite 50) zurückgehen. Friedrich's des Streitbaren nächste Verwandte waren erstlich: seine beiden Schwestern Margaretha und Constantia, Erstere die Witwe des 1242 verstorbenen römischen Königs Heinrich und Mutter zweier Söhne, Friedrich und Heinrich; Letztere — Constantia — als Gemalin des meißnischen Markgrafen, Heinrich's des Erlauchten, schon 1243 mit Hinterlassung zweier Söhne, Albrecht und Dieterich, verstorben. Dann Friedrich's Nichte, die Tochter seines verstorbenen Bruders Heinrich (des Grausamen), Gertrud, seit dem Frühjahre 1246 an den ältesten Sohn des böhmischen Königs Wenzel I., den Markgrafen Wladislaw von Mähren, vermält und ohne Leibeserben. Diese Seitenverwandten traten nach und nach mit verschiedenen Ansprüchen an das österreichisch-steyerische Erbe hervor. Aber der Wortlaut des angeführten Freiheitsbriefes war gegen sie; nur von den Töchtern des letzten, nicht des vorletzten Herzogs war darin die Rede. Die österreichischen Lande waren also als erledigt und dem Reiche wieder anheimgefallen zu betrachten. So sah auch Kaiser Friedrich II., auf den Grund des Buchstaben jener Urkunde, den Fall an. Kaum war ihm daher Friedrich's des Streitbaren jäher Tod berichtet worden, als er durch den Grafen Otto von Eberstein in seinem und des Reiches Namen von Oesterreich und Steyer Besitz nehmen und denselben als Reichshauptmann und Procurator seinen Sitz in Wien aufschlagen ließ. Aber die Umtriebe der erbberechtigt sich dünkenden Seitenverwandten des erschlagenen Herzogs erschwerten ihm gar bald seine Stellung. Zuerst rührte sich Markgraf Wladislaw, dem bei seiner Verlobung mit des Herzogs Nichte von Letzterem Hoffnung zur künftigen Nachfolge in Oesterreich gemacht worden seyn soll, und der sich wahrscheinlich obendrein auf die früheren Ansprüche seines Vaters auf den nördlichen Theil Oesterreich's (siehe Seite 110) stützte. Aber Graf Otto vereitelte durch seine Besetzung der Hauptstadt Wien, die Absichten Wladislaw's, und des Letzteren baldiger Hintritt (16. Januar 1247) schlichtete den Streit auf dieser Seite.

Papst Innocenz IV. betrachtete diese wichtige Vermehrung der Macht des Kaisers durch den Heimfall der österreichischen Lande nicht mit gleichgiltigen Augen, da mit ihr der ghibellinische Einfluß sich bedeutend steigern mußte. Er lag daher nicht nur dem Gegenkaiser Heinrich Raspe, sondern auch den Königen von Ungarn und Böhmen dringend an, dem Kaiser Fried-

rich, als Feinde der Kirche, jene schönen Lande nicht gutwillig zu überlassen. Doch wie kurz vorher Wladislaw's, so durchkreuzte bald Heinrich Raspe's Tod (16. Februar 1247) feindselig des Papstes Plane; überdies waren durch abermalige Tatarengefahr und durch die Ketzerunruhen in Bosnien dem Könige von Ungarn für den Augenblick die Hände gebunden. Der Papst warb eifrig um einen neuen Gegenkaiser; doch mehre Fürsten schlugen vorsichtig die angebotene Reichskrone aus. Endlich trieb den jungen Grafen Wilhelm von Holland der Ehrgeiz, das gefährliche Geschenk anzunehmen; er wurde von einigen, dem päpstlichen Einflusse zinsbar gemachten Kurfürsten im Herbste 1247 erwählt, jedoch ohne Zustimmung der übrigen Stände und deutschen Völker, welche, so namentlich die Sachsen, Baiern und Oesterreicher, der Sache Friedrich's II. ergeben blieben.

Um nun des Kaisers und des Reiches Ansprüche auf Oesterreich und Steyer, auf dem nächsten Wege zu vereiteln, wollte sich der Papst der verwitweten Margaretha, Friedrich's des Streitbaren ältester Schwester, bedienen, der, sowohl wegen ihres Gemals, als wegen ihres Bruders, manches Ungemach vom Kaiser widerfahren. Die gebeugte königliche Frau war erst vor zwei Jahren aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt, und, entschlossen, ihre übrigen Lebenstage der Ruhe und Einsamkeit zu widmen, hatte sie sich in das Kloster der Dominicanerinnen zu Trier begeben. Auf des Papstes Verlangen kehrte sie nach Oesterreich zurück, konnte aber, da der Ebersteiner die Hauptstadt besetzt hielt, nur bis Haimburg kommen. Gleichzeitig fand sich auch die verwitwete Markgräfin Gertrud in Oesterreich ein, welcher man, wahrscheinlich weil von ihren Ansprüchen noch weniger zu befürchten war, in Mödling sich aufzuhalten gestattete. Beide Frauen waren durch guelfische Zuflüsterungen aufmerksam gemacht worden, daß sich vielleicht aus den österreichischen Freiheitsbriefen, durch welche auch Frauen der Nachfolge fähig erklärt wurden, ein Erbanspruch für sie auf die österreichischen Lande herleiten ließe. Diese Briefe, nebst anderen herzoglichen Hausschriften und dem Hausschatze, befanden sich auf dem im V. U. W. W. Niederösterreich's gelegenen Schlosse Starhemberg, das, nebst dem landesfürstlichen Schlosse Pottenstein, den deutschen Ordensbrüdern zum Schutze anvertraut war, welchen daher der Papst brieflich zur Pflicht machte, diese beiden Schlösser sorgsam zu bewahren und sie nicht in die Hände Kaiser Friedrich's oder seiner Anhänger fallen zu lassen.

Um auch andere, zur Zeit dem Kaiser noch befreundete Mächte in sein Interesse zu ziehen, trug der Papst, nach Wilhelm's von Holland Erwählung, einem Verwandten desselben, dem Bruder des Markgrafen Heinrich von Meissen, Margarethens Hand an. Aber dieser Antrag wurde von dem Betheiligten, aus Rücksicht für den Kaiser und aus Furcht vor Ungarn und Böhmen, abgelehnt. Auf dieser Seite abgewiesen, wiederholte der Papst seine Ermahnungen bei dem Ungarnkönige zum Widerstande gegen den Kaiser, und drohte den Anhängern des Letzteren mit dem kirchlichen Banne, doch ohne wesentlichen Erfolg. Eben so scheiterte sein Bemühen, zwischen einer der babenbergischen Fürstinnen und dem Gegenkaiser Wilhelm eine Heirat zu Stande zu bringen.

Unter solchen Umständen war auch der Königin Margaretha alle Gelegenheit, ihr Ansehen in Oesterreich geltend zu machen, versperrt; auch im Volke vermochte sie keine Sympathien für sich zu erwecken, daher sie endlich mehr und mehr aus ihrer widerstrebenden Stellung herausging, und sich durch Nachgiebigkeit gegen die kaiserliche Partei zu behaupten suchte. Sie hoffte, dadurch sich die österreichischen und steyrischen Landesedlen besser zu verbinden, die sich auch wirklich entschlossen hatten, den Kaiser um einen eigenen Landesfürsten, und zwar in der Person seines Enkels Friedrich, Margarethens ältesten Sohnes, zu bitten. Sie schickten dieserhalb Abgeordnete nach Verona zum Kaiser; aber Diese wurden theils schon unterweges von dem Erzbischofe von Salzburg beunruhigt, theils fanden sie bei dem Kaiser selbst kein williges Gehör.

Inzwischen drangen die babenbergischen weiblichen Seitenverwandten, vornehmlich Gertrud, auf Herausgabe und Theilung des vom Herzoge Friedrich hinterlassenen Schatzes, der auf dem Schlosse Starhemberg verwahrt war und ihnen erblich gebührte. Zwar suchte der Wächter des Schlosses, der deutsche Ordensritter Ortulf, die Abtretung des Schlosses und Auslieferung der Gegenstände zu verzögern; doch die Landschaft schlug sich in's Mittel, und so wurden Schatz und Geräthe zwischen Margarethen, Gertrud und Constantia's hinterlassenen Kindern in Meissen, getheilt (1248).

Der Kaiser bezeigte keine Lust, seinen Enkel Friedrich als Landesfürsten in Oesterreich und Steyer einzusetzen. Er mochte dem Jünglinge nicht die in so bedenklicher Zeit erforderliche Kraft und Entschlossenheit zutrauen und wollte lieber noch eine Weile seine Hand unmittelbar über jene Lande

halten. Doch nahm er die Verwaltung dem Ebersteiner, und, dieselbe theilend, setzte er in Oesterreich den Herzog Otto von Baiern, in Steyer den Grafen Mainhart von Görz als Statthalter ein. Mainhart wahrte treu und muthig das kaiserliche Interesse. Der Herzog Otto aber blieb, aus Furcht vor dem päpstlichen Unwillen, großentheils bei halben Maßregeln stehen; er brachte sogar zwischen seinem Verwandten, dem Markgrafen Hermann von Baden, und Gertruden von Oesterreich eine Heirat zu Stande, wodurch er, ohne es zu ahnen, in dem Markgrafen ehrgeizige Entwürfe auf das österreichische Erbe entzündete und denselben den Gegnern des Kaisers beigesellte. Gertrud stellte ihrem Gemale eine Schenkung aus, mit Berufung auf ihr vorgebliches Erbrecht, und der Papst ertheilte dieser Handlung seine Bestätigung. Gleichwohl sah sich Hermann in Oesterreich nie allgemein anerkannt; die Oberhand verblieb stets der kaiserlichen Partei. Indeß gelang es den feurigen Bestrebungen des jungen Markgrafen, allmälig einen nicht unbedeutenden Anhang um sich zu sammeln und, nebst andern österreichischen Plätzen, auch Wien in seine Gewalt zu bringen. Er eignete sich daher den herzoglichen Titel von Oesterreich wie von Steyer an, obschon in letzterem Lande der Graf Mainhart das kaiserliche Ansehen ungeschwächt und unverändert aufrecht zu erhalten wußte.

Müde der fortwährenden Reibungen und geschreckt durch den päpstlichen Bannstrahl, legte der Herzog Otto von Baiern sein Statthalteramt nieder, und Graf Mainhart wurde vom Kaiser, wie früher schon in Steyer, so nunmehr auch in Oesterreich eingesetzt. Da hierdurch des Grafen Sorgen vermehrt wurden, so schöpfte der Markgraf Hermann neue Hoffnung. Obgleich dieser in Oesterreich bisher wenig mehr, als die Zurücknahme des Kirchenverbotes, durchgesetzt hatte, so trieb er doch seinen Muth schon so weit, sogar einen Einfall gegen die Gränzen Ungarn's zu wagen. Der Ungarnkönig Bela ließ diese feindliche Begrüßung nicht unerwidert; mit einem starken Haufen brach er im Sommer 1250 in Oesterreich ein, weithin sengten und würgten seine wilden Kumanen, das Kloster Mariazell sank in Asche. Der König Wenzel von Böhmen wendete, durch menschenfreundliche Vermittelung, Oesterreich's gänzliche Verheerung ab, da das unglückliche Land, an innerem Zwiespalte siechend, äußeren Angriffen nicht gewachsen war. Streit und Krieg war allenthalben. Der Markgraf fehdete gegen die Kuenringer; der Erzbischof von Salzburg fiel verwüstend in Steyer ein.

Da ereilte (6. October 1250) den Markgrafen Hermann [illegible] und unverhofft der Tod; sein Leichnam behauptete das Land, das er lebend nie vollständig besessen; in Klosterneuburg fand er seine letzte Ruhestätte. Ein Jahr früher hatte ihm seine Gemalin einen Sohn, Friedrich, dessen junges Gestirn später mit jenem des unglücklichen Conradin in Neapel blutig unterging, kurz vor seinem Tode auch eine Tochter, Agnes, geboren.

Schon seit länger hatte der Herzog Otto von Baiern sich dem lockenden Gedanken hingegeben, das Land Oesterreich ob der Enns zu gewinnen. Der Markgraf Hermann war ihm zu Danke verpflichtet gewesen, von ihm durfte er sich Viel versprechen. Nun aber dieser der Tod die Hände gebunden, mußte der Herzog auf andere Mittel sinnen. Der noch nicht verschmerzte Einfall der Ungarn, des inneren Haders Gefahr, die feindlichen Anschläge des Erzbischofs von Salzburg, waren ihm Vorwand genug, sowohl für die von außen und innen bedrohten österreichischen Reichslande, als für die Sicherheit seiner eigenen Gränzen einzuschreiten. Kaiserliche Vollmacht vorschützend, ließ er seinen älteren Sohn Ludwig mit einem Heere in Ober-Oesterreich einrücken und, unter jenem Vorwande, sowohl einen großen Theil der Bevölkerung auf seine Seite bringen, wie auch Linz, Enns und andere Plätze besetzen. Nach diesem leichten Siege kehrte Ludwig nach Baiern zurück. Geplünderte Kirchen und Klöster erinnerten an seinen Zug.

Mitten in diese Verwirrungen fiel der Tod des großen Hohenstaufen, des Kaisers Friedrich II. (13. December 1250). Die Geschichte steht staunend vor diesem Riesenbilde. Gegen Kirche und Welt hatte des Kaisers mächtiger Arm gestritten, in Italien die Städte gestürzt, in Deutschland sie erhoben; hinausragend über den frommen Glauben der Völker, hatte er die Blitze des Vatican's mit seiner ehernen Brust aufgefangen; oft hilflos, aber immer furchtbar, oft geschlagen, aber nie besiegt, trug er Krone und Scepter durch alle Wogen und Brandungen der Zeit, und wahrte gegen Factionen und Feinde die Majestät des kaiserlichen Glanzes und Ansehens. Zwar hatte Friedrich II. in seinem Testamente angeordnet, daß sein Enkel Friedrich, Margarethens Sohn, die beiden Herzogthümer Oesterreich und Steyer haben, sie von dem römischen Könige Konrad zu Lehen erhalten, und auf die nöthigen Unkosten zehntausend Unzen Goldes bekommen sollte; doch der junge Fürst folgte gar bald (1251) dem Großvater in die Gruft, angeblich durch Manfred, des Kaisers unebenbürtigen

Sohn, mit Gift aus dem Wege geräumt. So war denn die Hoffnung, den schwankenden und verderblichen Zustand des Zwischenreiches in Oesterreich beendigt zu sehen, abermals vernichtet. —

Der lange Unwille des Papstes gegen die Hohenstaufen war noch nicht versöhnt. Eifrig strebte Innocenz, den römischen König Konrad von allem Einflusse in Oesterreich auszuschließen. Gertruden ließ er, nach dem Tode ihres Gemals, als ein unnütz gewordenes Werkzeug fallen. Dagegen wendete er seine Augen jetzt wieder der, eine Zeitlang halbvergessenen Königswitwe Margaretha zu. Er schlug ihr eine Heirat mit dem Grafen Florenz von Holland, des Gegenkaisers Wilhelm Bruder, vor. Aber in Oesterreich sträubte man sich gegen einen Herrn aus so entlegenem Lande, mit welchem man obendrein des Königs Konrad Feindschaft hätte übernehmen müssen, und so zerschlug sich der Plan. Auch der Herzog von Sachsen stand an, auf des Papstes Anträge einzugehen. In dem jetzt völlig herrenlosen Oesterreich mehrten sich tagtäglich Zwiespalt und Verwirrungen; Graf Mainhart hatte, sogleich nach des Kaisers verkündetem Tode, sich von der Statthalterschaft zurückgezogen. Der allseitige Nachtheil diente endlich, die bisher zerfallenen Parteien einander anzunähern. Sie vereinigten sich wenigstens in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines Landesoberhauptes, wenn sie auch über die Mittel und Wege nicht sogleich Eines wurden. Von dem Könige Konrad war für den Anfang auf keinen thätigen Schutz zu rechnen; er hatte vollauf mit seinen nächsten Gegnern zu thun. Auch drängte es ihn, wegen Sicherung seines Erbreiches Sicilien, nach Italien hinüber. Während seiner Abwesenheit ernannte er seinen Schwiegervater, den Herzog Otto von Baiern, zum Reichsverweser. Gegen diesen war, wegen seiner bekannten Anschläge auf das obderennsische Land, in Oesterreich gerechtfertigter Argwohn vorhanden; er hielt von jenem früheren Einfalle her dort noch immer einige Plätze besetzt, und durfte von der Nachsicht seines königlichen Eidams sich allen Vorschub für seine erwerbsüchtigen Plane versprachen. Das war für Oesterreich ein neuer Sporn, auf einen eigenen Landesfürsten bedacht zu seyn, und zu diesem Ziele wirkten jetzt alle Parteien einmüthig hin.

Die allgemeine Noth mußte den willkürlichen Schritt entschuldigen. In Melk hielten die Aebte, Pröbste und Landesedlen 1251 zu diesem Zwecke eine Zusammenkunft. Man konnte sich nicht vereinigen, und wiederholte die Zusammenkunft in Trübensee gegenüber Tuln; die Namen Zelking,

Meißau, Kuenring, Liechtenstein, Summerberg, Truchseß von Felsberg, die Walsen, Preisel, Pottendorf, Haslau, Liechtenberg, die Schänken von Rotengrub, hörte man dort nennen. Mehre Fürsten wurden vorgeschlagen. Insgeheim mochte sich hier auch bereits der böhmische Einfluß geltend machen; doch kam er nicht laut zur Sprache, vielmehr fiel der Beschluß der Versammlung zuletzt dahin aus: daß eine Gesandtschaft an den Markgrafen Heinrich von Meissen erlassen werden sollte, um sich einen seiner beiden, mit der babenbergischen Constantia erzeugten Söhne, Albrecht und Dieterich, zum Landesfürsten zu erbitten. Die Ministerialen hatten zu dieser Gesandtschaft den Schänken Friedrich von Hausbach und Herrn Heinrich von Liechtenstein, die Städte den Abt Philipp zu den Schotten in Wien und den Probst Dietmar von Klosterneuburg gestellt.

König Wenzel von Böhmen wartete mit heißem Verlangen der Gelegenheit, Oesterreich an sein Haus zu bringen. Schon seit länger hatte er dort einen Anhang genährt, an dessen Spitze die mächtigen Kuenringe, die Grafen von Hardeck und das Mitglied der Gesandtschaft, Heinrich von Liechtenstein, standen, dem Wenzel's Sohn, der Markgraf Premysl Ottokar (Otakar) von Mähren, erst ohnlängst für bewiesene Treue die Burg Nikolsburg zu eigen gegeben hatte. Als daher die Gesandtschaft auf ihrer Reise nach Prag kam, geschah es wohl nur auf den Grund früheren Einvernehmens, daß König Wenzel ihnen seinen Sohn Premysl Ottokar, dessen Bruder Wladislaw der erste Gemal der babenbergischen Gertrud gewesen war, zu Oesterreich's Landesfürsten antrug. Waren doch die meißnischen Prinzen, welche die Versammlung in Trübensee gewählt hatte, erst neun und eilf Jahre alt, ihr Vater aber, der Markgraf Heinrich, durch den noch nicht völlig gesicherten Besitz der von ihm erworbenen thüringischen Lande, in allerhand Fehden und Sorgen verwickelt und seine Kraft dadurch getheilt, auch sein Sitz von Oesterreich entlegen. Böhmen aber war stark und reich, Oesterreich unmittelbar benachbart; überdies Premysl Ottokar ein herrlicher Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, von bewährter Tapferkeit, durch Glanz und ritterliches Wesen bezaubernd. Bei solchem vorbereiteten Einvernehmen bedurfte es nicht der gewöhnlich erzählten Künste, Bestechungen und Drohungen von Wenzel's Seite, um die zuverlässig schon mit sich einige Gesandtschaft zu vermögen, Premysl Ottokar die Herrschaft in Oesterreich anzubieten. Da Wenzel überdies durch Abtretung der Stadt Sayda mit der Burg

Birkenstein, den Markgrafen Heinrich bereits zur Entsagung auf seine Ansprüche in Oesterreich vermocht hatte, so waren um so weniger Schwierigkeiten zu überwinden. Unter solchen Umständen ward es den, von Prag nach Oesterreich zurückkehrenden Abgesandten nicht schwer, die einflußreichsten Edlen in ihrer Heimat zu ihrer Ansicht zu bekehren. Alle Theile sehnten sich nach Wiederkehr der Ordnung und des Rechtszustandes, und dies durfte man von der Macht und Entschlossenheit des böhmischen Heldenjünglings sich mit Zuversicht versprechen.

So konnten denn die österreichischen Stände durch eine Deputation schon am 21. November 1251 dem Könige Wenzel den günstigen Erfolg jener Bemühungen anzeigen, und dieser säumte nicht, seinen Sohn Premysl Ottokar, mit Truppen und Schätzen wohl versehen, nach Oesterreich aufbrechen zu lassen. Der neue Herzog ging über Retolicz nach Enns, wo die nieder- und ober-österreichischen Stände ihn freudig empfingen. Gold wurde mit freigebigen Händen ausgestreut. Dies und des Herzogs fürstliches Wesen gewann ihm Aller Herzen, fesselte schnell allen Widerstand. Gern vergaß selbst Wien seinen Stolz und seine Vortheile als freie Reichsstadt, zu welcher Friedrich II. es durch Erneuerung der goldenen Bulle abermals erhoben, öffnete, in denselben Zauberkreis gezogen, dem schimmernd heranziehenden Ottokar am 6. December seine Thore und unterwarf sich ihm gleich einer gewöhnlichen Landstadt. Bald war, wie die Chronik sagt, kein Winkel mehr, der sich gegen seine Herrschaft gesträubt hätte, und noch vor Ablaufe des Jahres hielt Ottokar, als Herzog von Oesterreich, sein erstes allgemeines, feierliches Taiding (Landtag) zu Neuburg. Er eilte, die vorzüglichsten festen Plätze mit hinreichender Mannschaft zu besetzen, und legte es den österreichischen Ständen an's Herz, die steyerischen zum Anschlusse an ihre Wahl zu bewegen.

Seit 1186 waren Oesterreich und Steyermark laut der Bundesacte vereinigt gewesen, hatten Einem Herrn gehorcht. Die österreichischen Stände aber hatten bei ihrer letzten Wahl, meinend, daß dieselbe ohnedies auch für Steyer giltig seyn müsse, nach eigener Willkür gehandelt. Aber in Steyer strebte eine mächtige Partei nach Lösung jenes Verbandes; daher wurde auf ihren Betrieb das Herzogthum Steyer Herzog Otto's von Baiern jüngerem Sohne Heinrich angetragen. Man bauete dabei vorzüglich auf die Unterstützung des Ungarnkönigs Bela IV., Heinrich's Schwiegervater. Bela aber

trachtete vielmehr, diesen Vorfall sich selbst zu Nutze zu machen. Er suchte die steyerischen Herren von Heinrich's Wahl abzulenken, und zwar zu seinen oder seines Sohnes Gunsten. Gern trat ihm Gertrud, die in Oesterreich vergeblich gegen Ottokar's Erhebung gerungen, ihre angeblichen Rechte auf Steyermark ab, bethört von seinem Versprechen, dafür ihre Ansprüche auf Oesterreich gegen Ottokar durchzusetzen.

So drohte jetzt der langen Freundschaft, die zwischen Ungarn und Böhmen bestanden, ein unausbleiblicher Bruch. Wohl wissend, daß seine Erwählung zur Zeit noch der reichsrechtlichen Giltigkeit entbehre und von einem künftigen Reichsoberhaupte mit Grund angefochten werden könne, trachtete Ottokar zuvörderst, den rechtlichen Formen nach Möglichkeit zu genügen. Eine Vermälung mit der verwitweten römischen Königin Margaretha, als einer geborenen und mit eigenen ansehnlichen Gütern ansässigen Fürstin des babenberg-österreichischen Stammes, schien ihm hierzu der geeignetste Schritt. Dadurch hoffte er auch am besten die lauten Ansprüche Gertrudens, welche König Bela mit seinem Enkel, dem Fürsten Roman von Reussen, vermält hatte, zum Schweigen zu bringen. Zwar war der Abstand der Jahre groß, denn Ottokar zählte erst 23, Margaretha bereits 46 Jahre; dennoch war dadurch die Hoffnung zur Nachkommenschaft nicht abgeschnitten, und Margaretha im Besitze jener Privilegien, welche, bei Absterben der männlichen Linie, auch der weiblichen die Erbfolge zusprachen, obschon in anderer Art, als für diesen Fall in Anwendung sich bringen ließ. Nachdem man, aus Gründen der Anverwandtschaft, sich der päpstlichen Dispensation versichert hatte, wurde am 8. April 1252 zu Haimburg die Vermälung feierlich vollzogen, in Gegenwart des Erzbischofs von Salzburg, der Bischöfe von Freisingen, Regensburg, Passau und Olmütz, mehrer österreichischen, mährischen und steyerischen Edlen. Margaretha übergab ihrem Gemale die betreffenden Privilegien, welche öffentlich verlesen wurden, um das Erbrecht zu erweisen. Die steyerischen Stände ließ Ottokar ermahnen, Margarethen als nächste Erbin, wie von Oesterreich, so von dem damit unlösbar verbundenen Steyer zu betrachten und ihn als ihren Landesfürsten anzuerkennen; wogegen er ihnen Bestätigung aller Freiheiten und Vorrechte versprach; sich selbst nannte er einen „Herzog von Oesterreich und Steyermark."

König Bela war nicht gesonnen, dieser Erwerbung ruhig zuzusehen, und noch andere Ansprüche stellten sich dem starken Ottokar trotzig entgegen.

Nicht nur wollte Ersterer die Steyermark an Ungarn bringen, sondern für Gertruden streckte er die Hand auch nach Oesterreich aus, meinend, es müsse auch hiervon ein Stück Landes für ihn selbst abfallen. Auch Heinrich von Baiern, dessen Vater noch immer mächtigen Einfluß in Oberösterreich übte, gab seine Hoffnungen noch nicht auf, sich der, wiewohl verdächtigen Hilfe Bela's fort und fort getröstend.

Mit dem Schwerte wollte Bela seinem Verlangen Nachdruck geben. Zahlreiche Haufen von Ungarn und Kumanen fielen in Oesterreich und Mähren ein, zerstampften die Saaten, erschlugen und peinigten die Wehrlosen, zündeten und sengten, wohin ihre leichten Rosse sie trugen. Schaarenweise trieben sie, was ihr Schwert verschonte, in die Gefangenschaft fort. Die Kirche zu Mödling verbrannten sie mitsammt den hinein geflüchteten 1500 Menschen. Doch verweilten sie nirgend vor den befestigten Plätzen; denn die Kunst der Belagerung war diesen flüchtigen und unstäten Kriegern fremd. Nachdem sie bis Tuln vorgedrungen waren, kehrten sie, schnell wie sie gekommen, zurück, Beute und Gefangene vor sich, Verwüstung und Jammer im Rücken. Ottokar, damals in Steyermark beschäftigt, wo er bis nach Graz hin die Städte seiner Herrschaft unterwarf, hatte diesem überraschenden Einbruche der Ungarn keinen Widerstand entgegensetzen können. Ihren Rückzug benutzte er dazu, die Baiern aus den noch von ihnen besetzten Plätzen im Lande ob der Ens zu vertreiben, und sie dadurch sowohl von den steyerischen Gränzen, wie von der Vereinigung mit den Ungarn fern zu halten. Mittlerweile war es auch dem Erzbischofe Philipp von Salzburg, Ottokar's Vetter, gelungen, die mit den Gegnern einverstandenen Grafen von Tirol, von Görz und von Eschenloch bei ihrem Einfalle in das salzburgische Gebiet auf's Haupt zu schlagen, die Grafen selbst mit zahlreichem Anhange gefangen zu nehmen, die sich nur mit schweren Opfern lösen konnten. Dies und die Besitznahme der Stadt und des Schlosses Steyer befestigte Ottokar's Herrschaft in der Steyermark.

Nicht zufrieden mit der gemachten Beute, bereitete Bela einen neuen Einfall in das Gebiet des Nebenbuhlers vor. Durch baierische, polnische und russische Hilfe erstarkt, stand er diesem doppelt furchtbar gegenüber; denn Ottokar, von seinem grollenden Vater ohne Unterstützung gelassen, hatte nur auf salzburgischen und braunschweigischen Beistand zu zählen. So überschwemmte denn Bela selbst (Ende Mai's 1253) die Steyermark mit

einem mächtigen Heere; während ſeine unmenſchlichen Kumanen, ſeine polniſchen und ruſſiſchen Hilfsvölker beutegierig, mordluſtig in Mähren einfielen. Alle Gräuelſcenen des vorjährigen Raubzuges erneuerten ſich; Blut und Brand dampften zu den Wolken empor. Von Olmütz aus wälzte ſich der verheerende Schwarm gegen Böhmen hin. Das königliche Prag zitterte, und unter den Mauern Wiens ſchweiften die Verderber, bis Melk hin Alles verwüſtend und zertretend. Nachdem Mord und Brand Bahn gebrochen, meinte Herzog Heinrich auch nicht länger müßig ſeyn zu dürfen. Er ſuchte, obwohl ſpät und langſam, mit ſeinen Baiern durch das Land ob der Enns in die Steyermark einzudringen. Doch die Oberöſterreicher ſchaarten ſich mit ſeltenem Muthe zuſammen, hieben Heinrich's Krieger wiederholt nieder und machten ihm jeden Fußbreit ſtreitig. Zudem verſtellte ihm der Salzburger Erzbiſchof den Paß, und ſo ſah ſich Heinrich genöthigt, mit Hilfe des Grafen Mainhart von Görz und Tirol und des Ezzelino von Romano einen weiten, beſchwerlichen Umweg durch Tirol und Friaul zu nehmen, ſo daß, als er in Steyermark endlich zu den Ungarn ſtieß, der rechte Augenblick bereits verſäumt war. Papſt Innocenz hatte mit tiefem Schmerze dem verheerenden Streite zugeſehen und Alles aufgeboten, ihn zu beendigen. Er beſchickte die Könige von Ungarn und Böhmen und den Herzog Ottokar durch ſeinen Großpönitentiar, den Minoriten Velasco, und ließ ernſthaft, ja ſelbſt unter Androhung kirchlichen Bannes, zum Frieden mahnen. Ottokar erhielt die päpſtliche Dispens wegen ſeiner Vermälung mit Margarethen nur unter der Bedingung, daß er am 17. September 1253 zu Krems, im Beiſeyn der Biſchöfe von Freiſingen, Regensburg und Paſſau, eidlich angelobte, nur Wilhelm als römiſchen König anzuerkennen und von ihm die Lehen zu nehmen.

Bald darauf (22. Septemb.) rief König Wenzel's Tod Ottokar, als deſſen Sohn und Nachfolger, auf den Thron von Böhmen. Wie ſehr auch hierdurch Ottokar's Macht wuchs, ſo machten doch mancherlei wichtige Maßregeln, die er in der Verwaltung ſeines Königreiches beabſichtigte, ihm eine friedliche Sicherſtellung der Verhältniſſe doppelt wünſchenswerth. Um ſo geneigter war er den Ermahnungen des Papſtes. Er ließ dem Könige Bela vorläufig einen Waffenſtillſtand bieten, der von dieſem angenommen wurde, und ſendete dann eine Geſandtſchaft an ihn, um die Bedingungen des Friedens zu verabreden. Der am 29. November 1253 erfolgte Tod des Herzogs

Otto von Baiern vereinfachte die Streitfragen und erleichterte die Unterhandlungen.

Am 3. April 1254 wurde in Ofen der Friede vollständig abgeschlossen. Ottokar'n wurde darin das Herzogthum Ober- und Unter-Oesterreich nebst demjenigen Theile der Steyermark zugesprochen, der diesseits des Semmering nach dem fortlaufenden Gebirge von Ungarn bis an Baierns Marken gelegen; Alles, was jenseits dieser Gränze, fiel dem Ungarnkönige anheim. Gertrudens Ansprüche sollte Bela, jene Margarethens ihr Gemal Ottokar ausgleichen. Letzterer verlor durch diesen Friedensschluß das Herzogthum Steyermark, bis auf einen kleinen Antheil, der zu Oesterreich geschlagen wurde. Bela ernannte seinen Sohn Stephan zum Herzoge von Steyermark, auf welchen Titel Ottokar, des Friedens wegen, hinfort Verzicht leistete.

Schwer hatte Oesterreich nach dem Frieden geseufzet, und dieser war um die dargebrachten Opfer nicht zu theuer erkauft. Ottokar's unruhiger, aber großer Sinn benutzte ihn mit weiser Umsicht. Die innere Ruhe und Sicherheit seiner Länder, die der Krieg erschöpft und durch Parteien verwildert hatte, beschäftigte ihn vor Allem. Er machte mit kraftvoller Hand dem gesetzlosen Zustande ein Ende; mehre berüchtigte Raub- und Stegreifritter in Oesterreich erfuhren harte Züchtigung; einige bluteten unter dem Schwerte des Henkers. Aber nicht lange war Ottokar's kriegerischer Geist zurückzuhalten. Ueberdies drängte ihn des Papstes Mahnung zum Kreuzzuge gegen die heidnischen Preußen, die in den Urwäldern ihres Hauptlandes Samblen dem Eroberererschwerte, wie dem Bekehrungseifer der deutschen Ordensritter hartnäckigen Widerstand entgegensetzten. Als der Winter seine Decke über die Gewässer gelegt hatte, umgürtete sich König Ottokar mit dem Schwerte des Kreuzes. Viele Fürsten zogen ihm mit ihren Fahnen zu; auf 60,000 Mann wuchs das christliche Herr. Erschreckt flohen die Heiden in ihre Waldvesten zurück. Ottokar verfolgte sie bis in ihr Heiligthum Romowe, wo ihre abenteuerlichen Götzen standen, vernichtete alle Denkmäler der Abgötterei, schlug bei Rudau die Samländer und stürmte ihre festeste Burg. Die Unglücklichen flehten um Gnade, gelobten Unterwerfung und empfingen die Taufe. Nachdem man so mit Blut und Schrecken das Wort des Friedens verkündigt hatte, wurde, um die neuen Erwerbungen zu beschützen, eine Burg am Pregelflusse erbaut; dem Könige Ottokor, als der Seele dieses

siegreichen Zuges, zu Ehren wurde sie Königsberg genannt, und heißt so bis auf den heutigen Tag.

Der durch diesen Zug gewonnene Ruhm vermehrte Ottokar's Ansehen im deutschen Reiche, wie in den Nachbarländern, und die Folgen zeigten sich gar bald. Der neue Papst Alexander IV. bezeigte ihm seine Dankbarkeit zuerst, indem er ihm durch ein eigenes Schreiben das damals wichtige Vorrecht ertheilte, daß weder Ottokar selbst von einem Andern, als dem römischen Papste, mit dem Kirchenbanne, noch Böhmen mit dem Interdicte belegt werden könne. — Ueber Deutschland selbst zogen sich Wolken über Wolken, die Vorboten schrecklicher Gewitter, zusammen. Am 21. Mai 1254 war in Italien der Hohenstaufe, Konrad IV., im wildesten Gemisch von Reue, Gram und Haß — ganz das Bild der allgemeinen Zustände, gestorben. Der Gegenkönig, Wilhelm I., mußte ihm schon am 28. Januar 1256 im Tode folgen, im Moor und Eise versinkend und von friesischen Streitkolben erschlagen. Das unglückliche Loos der vorhergehenden deutschen Könige, welchen nur die Wahl geblieben war, entweder in Italien mit dem römischen Stuhle zu zerfallen, oder in Deutschland den Vorwurf versäumter Wahrnehmung der Interessen des Reiches auf sich zu laden, schreckte die Candidaten ab, und zum ersten Male trat der Fall ein, daß der römisch-deutsche Thron durch ein Jahr unbesetzt blieb. Des Reiches erster Wahlfürst, der Erzbischof Gerhard von Mainz, war Kriegsgefangener des Herzogs Albrecht von Braunschweig. Seiner Stimme versicherte sich der Erzbischof von Köln, Konrad Graf von Hohensteden, der sonach, im Besitze zweier Stimmen und bei der Gleichgiltigkeit der weltlichen Kürfürsten, großen Einfluß auf die Wahl ausüben mußte. Sein Auge fiel auf Ottokar, zu welchem er im Juli 1256 persönlich nach Prag reis'te und ihm die Kaiserkrone anbot. Doch Ottokar, der Mühseligkeiten eines Reichsoberhauptes wohl bewußt, auch durch den Pfalzgrafen bei Rhein, Ludwig den Strengen, der sein bitterer Gegner war, eine zwiespältige Wahl befürchtend, ließ sich von dem Schimmer dieser Krone so wenig blenden, daß er sie ausschlug. Vielleicht hoffte er auch, bei der geschwächten Macht der Kaiser, doppelt freies Spiel zu behalten, wenn er sich der Verantwortlichkeit eines Reichsoberhauptes entschlüge, und auf seinem böhmischen Königsthrone und österreichischen Herzogsstuhle allein fester zu sitzen, als wenn er den morschen Thron Karl's des Großen dazwischen schiebe. —

Man mußte ſich nach einem anderen Kaiſer umſehen. Auf Konradin war nicht zu denken; denn auf dem hohenſtaufiſchen Geblüte laſtete der Zorn Rom's, auch war jener ein Kind, deſſen Bevormundung neue Willkür und Parteiſchaft erzeugt haben würde. In Deutſchland wollte kein Fürſt die drückende Bürde der deutſchen Krone auf ſich laden; nur die Fremden konnte ihr gefährlicher Glanz reizen. Zwei fremde Fürſten kamen in Vorſchlag. Den Grafen Richard von Cornwall, Bruder des Königs Heinrich III. von England, wollten die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln und der Pfalzgraf Ludwig. Der Erzbiſchof Arnold zu Trier dagegen und die Kurfürſten Albrecht von Sachſen und Otto von Brandenburg ſtimmten für den König Alfons von Caſtilien. Zur Partei des Letzteren hielt anfänglich auch Ottokar, doch ohne ſpäter mit dem ſiegenden Theile zu brechen. Richard behauptete das Feld; er wurde (13. Januar 1257) von ſeinen Anhängern zum römiſchen Könige ernannt. Ottokar, den Umſtänden klug ſich fügend, trat dieſer Wahl feierlich bei, und erbot ſich dem neuen Könige zu Treue und thätigem Beiſtande.

Während Ottokar auf dieſe Weiſe ſeine Verhältniſſe zum Reiche beſtens ordnete, ſtürzte lange verhaltener Groll gegen Baiern, das ſich ihm ſo feindlich erwieſen, ihn in Fehde und Verwirrung. Der Anlaß dazu war nicht ganz reiner Art. Sein Vetter, Philipp von Kärnten, der 1256 zum Erzbiſchof von Salzburg erwählt worden war, hatte ſich durch ſein Betragen, durch ſeine weltlichen Leidenſchaften, den Haß des ſalzburgiſchen Domcapitels, die Mißbilligung des römiſchen Stuhles und mannigfache Zerwürfniſſe mit den benachbarten Steyerern und Baiern zugezogen. Sein Aufwand hatte die Caſſe des Stiftes erſchöpft, und jetzt begehrte er, daß ſeine beträchtlichen Schulden aus den Einkünften des Erzbisthums getilgt werden ſollten. Hoffend, nach dem Tode ſeines Bruders, des kinderloſen Herzogs von Kärnten, zur Erbfolge dieſes Landes zu gelangen, weigerte er ſich, ungeachtet der Befehle des Papſtes, die höheren Weihen zu empfangen. Endlich ſchritten die Salzburger Domherren zu einer neuen Wahl; Ulrich, Biſchof von Seckau, wurde 1256 zu Philipp's Nachfolger ernannt. Zögernd nahm dieſer die dargebotene Würde an. Aber Philipp, auf ſeines Verwandten Ottokar mächtigen Beiſtand pochend, fiel mit öſterreichiſchen und böhmiſchen Söldnern über die Güter ſeiner Feinde in Salzburg und Baiern her, und ließ durch ſeine Krieger, wie durch die von ihm aufgerufenen ſteyeriſchen und kärntneriſchen Edelleute, weithin plündern und verheeren. Der Herzog

Heinrich von Baiern ſuchte die Plünderer mit Gewalt abzutreiben. Ihm zürnte Philipp zumeiſt, weil er ihn in der Beſitznahme der von ihm erkauften Güter um Monſee gehindert hatte. Ottokar'n zog er durch Hoffnungen auf einen künftigen Erwerb Kärntens in ſein Bündniß. Ottokar, durch ſolche Ausſichten verlockt, überdies gegen die baieriſchen Herzoge erbittert, wegen ihrer wiederholten Anſchläge auf Oberöſterreich, und Anſprüche erhebend auf die Städte Schärding, Neuburg am Inn und Ried, welche die Herzoge Baiern's nach Hermann's von Baden Tode an ſich geriſſen, nahm die Gelegenheit zur Wiedervergeltung mit Begierde wahr. Schnell, wie immer, fiel er 1257 mit einem ſtarken Heere in Baiern ein, nahm Schärding und Neuburg weg, und drang, unter Brand und Verwüſtung, nach der Kriegsſitte jener Zeit, bis nach Landshut vor. Aber hier verſtellte ihm Herzog Heinrich mit einem eiligſt zuſammengebrachten ſtarken Heere den Weg. Der unerwartete Widerſtand mitten im feindlichen Lande machte Ottokar's Lage gefährlich. Er ließ (24. Auguſt) einen Waffenſtillſtand vermitteln, und eilte, raſch im Fliehen wie im Vordringen, noch in derſelben Nacht mit ſeinen Truppen nach Mühldorf zurück. Die Baiern, durch ſeine Flucht ermuthigt, folgten ihm auf dem Fuße. Bei Mühldorf brach die Innbrücke unter der Laſt der Ottokar'ſchen Reiter und Fußgänger; viele ertranken, viele wurden von Feindeshand erſchlagen. Ottokar'n rettete die muthige Treue ſeiner Kampfgefährten, und die Schnelligkeit ſeines Roſſes brachte ihn glücklich nach Völklabruck. Deſto härter erging es ſeinem Heere. Ein Theil desſelben drängte ſich in einem Winkel der Vorſtadt unter einem Thurme zuſammen und ſchlug hier in verzweiflungsvoller Ausdauer den Angriff der Baiern zurück. Aber der ergrimmte Pfalzgraf Ludwig ließ dieſen Stadttheil anzünden, und vierhundert tapfere Männer kamen in Rauch und Flammen um. Eine andere Abtheilung des böhmiſch-öſterreichiſchen Heeres warf ſich in die innere Stadt, an ihrer Spitze die böhmiſchen Herren: der Oberſtlandmarſchall Wok von Roſenberg; ſein Bruder Smil und Vetter Oger von Lomnitz; Smil von Lichtenburg nebſt ſeinem Vetter Czaſtolow von Friedland; Diwis von Wſſechrom; Wilhelm von Podiebrad, wahrſcheinlich aus dem Hauſe der Kaunitze; Benes von Beneſſow und Falkenſtein, aus dem Geſchlechte der Herren von Krawar; Burkhard von Janowitz und Winterberg, Burggraf von Klingenberg; Ulrich der Haaſe von Waldek, Burggraf von Elbogen; Jenecz von Doblin, Burggraf zu Grätz bei Troppau; Ulrich von Roſenthal;

Weikart von Terna; Ctibor Hlawa, das Haupt der Verschwörung gegen König Wenzel von 1248; Dluhomil von Raboczan; von österreichischer Seite aber die Kuenringer Albrecht und Heinrich; Ulrich von Lobenstein; Ulrich von Kapell, Ludwig und Albrecht von Zelking, und Sighard der Biber. Sie wehrten sich mit unerschütterlichem Muthe durch volle neun Tage gegen die Uebermacht des Feindes, und gaben den Widerstand nicht eher auf, bis sie freien Abzug mitsammt ihrem Gepäcke ertrotzt. An 3000 Krieger verlor Ottokar in diesem voreilig begonnenen, voreilig beschlossenen Feldzuge. Zu Kamb in der oberen Pfalz schloß man Frieden; Ottokar gab die streitigen Burgen und Städte Ried, Schärding, Neuburg und Schüttenhofen heraus. Zum ersten Male war der Kriegsruhm des starken Königs erschüttert.

Die Salzburgischen Wirren gingen fort; Philipp von Kärnten, von böhmischen und mährischen Soldaten unterstützt, ging seinen Gegnern mit unverminderter Erbitterung zu Leibe, und rief dadurch erweiterte Kämpfe in's Daseyn. Der Erzbischof Ulrich, von seinen Feinden mehr und mehr in die Enge getrieben, hatte endlich keine andere Wahl, als den Ungarnkönig Bela um Beistand anzurufen. Aber Bela war selbst bedrängt in der neu erworbenen Steyermark, wo die ungarische Herrschaft heftigen Widerwillen erweckte. Wahrscheinlich hatte Ottokar, der sich mit schwerem Herzen des schönen Landes entäußert, seine Hand dabei im Spiele, die Unzufriedenheit dort heimlich nährend und fördernd. Der Graf Stephan von Agram, goß, als ungarischer Statthalter in Steyermark, durch Uebermuth und Erpressungen Oel in die Flamme. Er wurde von Bela zurückberufen, später aber, als es seinen beiden Nachfolgern noch weniger gelang, und sich deutlich zeigte, daß der Widerwille der Steyerer nicht blos den Statthaltern, sondern überhaupt der ungarischen Herrschaft gelte, wieder eingesetzt. Durch vermehrte Strenge hoffte er den Widerstand zu zügeln; sie that die entgegengesetzte Wirkung. Als er den bei ihm fälschlich angeklagten Seifried von Merenberg in dem gleichnamigen Schlosse belagern ließ, überfielen ihn selbst die steyerischen Edlen, unter Hartneid's von Pettau Anführung, in Marburg. Mit Mühe entkam er über den Fluß und erreichte die ungarischen Gränzen. Der entfernte Bela [illegible] Sohn, den jüngeren König Stephan, [illegible] der neue Salzburger Er

ihn um Hilfe gegen die kärntnerischen Brüder, ermahnte ihn aber auch zugleich, die Belagerung Pettau's, als einer erzbischöflichen Stadt, aufzuheben. Ein Vertrag, welchem auch die mißvergnügten steyerischen Edlen beitraten, schien diesen Fehden ein Ende zu machen; der Graf von Agram wurde zurückgesendet, und Stephan übernahm die unmittelbare Regierung der Steyermark. Gar wohl wußte er, daß dieses Land, ohne geheimen Vorschub von Ottokar's Seite, sich so ernstlichen Widerstand nicht getraut haben würde; wußte, daß Philipp von Kärnten sein Heer fortwährend aus Böhmen her ergänzte. Durch einen über seinen Gegner erfochtenen Sieg ermuthigt, drang Philipp immer tiefer in Steyermark vor, und erweiterte, durch Ottokar's Söldner unterstützt, seine verheerenden Eroberungen. Endlich entschloß sich der täglich härter bedrängte Ulrich zur Flucht nach Baiern. Bei Admont gerieth er in österreichische Gefangenschaft, doch Ottokar, seinen Ruf vor der Welt zu wahren, gab ihn frei und entließ ihn ungekränkt nach Salzburg. Mit großer Besonnenheit, die seinem heißen Blute um so größeren Kampf auferlegen mochte, verfolgte Ottokar seine Plane auf Steyermark. Insgeheim unterstützte er Philipp's von Kärnten verwegene Streifzüge und die schleichende Empörung der Steyerer gegen ihre ungarischen Oberherren. Aber öffentlich mied er bis zum entscheidenden Augenblicke jeden gewaltsamen Schritt. Die allgemeinen Verhältnisse in Steyermark, die selbst Gertrudens Sohne, dem zehnjährigen Friedrich von Baden, einen vorübergehenden Einfluß gestatteten, mußten dieses Land früher oder später dem klüglich zuwartenden Ottokar wieder zuführen. Längere Zeit hatte sich der junge König Stephan in Pettau aufgehalten, doch weder durch Milde, noch durch Strenge die Abneigung des Volkes überwinden können. Willens, nach Ungarn zurückzukehren, entbot er 1259 die steyerischen Ministerialen zu sich. Unter ihnen hatte man ausgestreut, Stephan wollte sich dieser Gelegenheit bedienen, sie in Banden und Kerker zu werfen. In dieser Besorgniß ließen sie eiligst dem Könige Ottokar das Herzogthum antragen, mit dem Erbieten, die Ungarn aus dem Lande zu treiben, wenn er Bestätigung ihrer alten Freiheiten verspreche. Ottokar wollte nicht geradehin eine bestimmte Erklärung geben; der letzte Friedensschluß mit Ungarn hemmte sein thätiges Einschreiten, doch gab er zu verstehen, daß, wenn die Steyerer vorläufig sich selbst kräftig helfen wollten, er zur rechten Zeit ihnen mit seinem Beistande nicht fehlen werde. Das war den entschlossenen Steyerern schon genug.

Mitten im ſtärkſten Winter (1259) fielen ſie mit vereinter Kraft über die, von den Ungarn beſetzten Plätze her, warfen jene heraus, verfolgten ſie auf unwegſamen Straßen und in enge Gebirgspäſſe, und metzelten nieder, was ihnen in die Hände fiel. Binnen eilf Tagen war, mit Ausnahme des feſten Pettau, ganz Steyermark von den Ungarn gereinigt. Ehe noch die Rache der ungariſchen Könige über ſie hereinbrechen konnte, ſchickten die Steyerer eine abermalige Geſandtſchaft an Ottokar, zu ſchneller That mahnend. Noch immer zauderte er. Aber das Vordringen eines ſtarken ungariſchen Heeres gegen Steyermark, und des alten Grafen Konrad von Hardek ernſtes Mahnen, beſiegte ſeine Unentſchloſſenheit. Ohne für den Augenblick perſönlich zu handeln, ließ er den Grafen wenigſtens frei gewähren. Kaum ſchmolz der Schnee, als Graf Hardek, in Begleitung vieler öſterreichiſchen Edlen und an der Spitze von tauſend Mann auserleſener Truppen, die ſteyeriſchen Gränzen betrat (1260). König Stephan, der nur über ungeübte Truppen zu verfügen hatte, zog ſich zurück nach Ungarn.

Jetzt war der Bruch mit Ungarn unausweichbar. Dies voraus ſehend, rüſtete Ottokar mit Anſtrengung, und warb zugleich mächtige Verbündete. Der Markgraf Otto von Brandenburg, die Herzoge Ulrich und Philipp von Kärnten, Herzog Heinrich von Schleſien, Fürſt Wladislaw von Oppeln, die Biſchöfe Johann von Prag und Bruno von Olmütz, auch viele andere Fürſten und Herren zogen ihm mit ihren Vaſallen und Mannen zu. Auf 100,000 Mann ſtieg ſein Heer; darunter 7000 Reiter, mit ihren Roſſen gepanzert von unten bis oben. Dennoch war Bela's und Stephan's Streitmacht überwiegend. Auf ihrer Seite ſtanden der Herzog Boleslaw von Krakau; der Herzog Roſtiſlaw Mſtiſlawitſch von Halitſch, Ban des nördlichen Serbiens; der Herzog Leſek von Lantſchicz; Daniel Romanowitſch, König von Rußland und Fürſt von Kiew, mit ihren Kriegern; auch die Mongolen und chowarezmiſchen Türken ſendeten Hilfstruppen; Kumanen, Kroaten, Bosnier, Serben, Bulgaren, Griechen, Szekler und Walachen mehrten mit abenteuerlich bunten Reihen das ungariſche Heer, das jetzt gegen 140,000 kampffertige Männer zählte. Halb Europa blickte in ungewiſſer Erwartung auf den bevorſtehenden Kampf hin; in Köln betete man für Böhmens Waffen.

Dieſe großen Maſſen, für welche die Gebirge
Entfaltung gewährten, zogen ſich in die Flanke
Ottokar verſammelte auf den 24.

geschlossene Waffenstillstand zu Ende lief, seine Mannen in der Gegend von Laa. Hier sah man, außer ihm und seiner Gemalin Margaretha, aus Böhmen: den Bischof Johann von Prag, den Oberstlandmarschall Wok von Rosenberg, den Prager Oberstburggrafen Jaros von Podehus, den Oberstlandkämmerer Bawor von Strakonitz, den Unterkämmerer Hermann von Reichenau, aus dem Geschlechte der Kaunitze; die Burggrafen Ratmir von Schwamberg auf Frimberg, Burkhard von Janowitz auf Klingenberg, und Ulrich Haas von Waldek auf Elbogen; dann Oger von Friedeberg, Bores von Riesenburg, Smil von Lichtenburg, Wilhelm von Podiebrad, Zdislaw von Sternberg, Budiwoy von Krumau und Skalitz, Oger von Lomnitz, und Ulrich von Neuhaus; aus Oesterreich: die Grafen Otto und Konrad von Hardek — Beide die Ersten auf dem Sammelplatze und bei Staatz lagernd, Wernhard und Heinrich von Schauenberg, Heinrich von Liechtenstein, Ulrich Kraft von Schleunz, Otto von Meißau, Otto von Haslau und Andere mehr; aus Mähren: Bischof Bruno von Olmütz, den Burggrafen Heinrich von Maideburg (Dewin), Kadold und Seifried die Waisen von Dürnholz. Mit ihnen die verbündeten Fürsten und Herren der Nachbarländer.

Auf dem linken Marchufer dehnte sich, wahrscheinlich vom Einflusse der Miawa bis zur Donau hinab, die Schlachtlinie der ungarischen Völker aus. Der junge König Stephan, nachdem ihm ein versuchter Ueberfall der bei Pohritz stehenden feindlichen Truppen mißlungen war, und er die Vereinigung ihrer Abtheilungen nicht mehr hindern konnte, überschritt, um die feindlichen Stellungen zu mustern, am 26. Juni bei Drösing mit ungefähr 10,000 Reitern die March, rückte in's Ameisthal vor, und ließ seine Kumanen bis unter die Mauern von Staatz schweifen. Auf eine feindliche Streitmacht stoßend, ergriffen sie, aus Furcht oder aus List, schleunige Flucht. Die Grafen von Hardek, Kadold der Waise und Kraft von Schleunz, begierig, den durch das Vorprallen der Ungarn im böhmischen Lager verursachten Schrecken zu rächen, und von übereilter Streithitze fortgerissen, jagten mit etwa dreihundert Reitern den Flüchtlingen nach. Aber in einer Schlucht des Ameisthales hielten diese plötzlich Stand, schlossen ihre Verfolger ein, und hieben sie bis auf den letzten Mann nieder. Zu spät konnte Ottokar den geopferten Tapferen [illegible] nur ihre blutigen Leichname entrang er den Händen der [illegible] Beispielloser Schmerz und Zorn übermannte den Böh[illegible] Seinigen und wollte den Tod seiner Getreuen auf

der Stelle durch eine allgemeine Schlacht rächen. Aber ein fürchterliches Unwetter mit Wolkenbruch warf ſich zwiſchen ihn und die Feinde; auch waren die Roſſe ſeiner ſchwergepanzerten Krieger von wildem Jagen athemlos, und die Schlacht mußte verſchoben werden.

Dieſer unglückliche Beginn des Krieges entmuthigte Ottokar's Heer, das bei ſeinen gemiſchten Beſtandtheilen ſchwer in längerer kriegeriſcher Spannung zu erhalten war. Von den Hilfsvölkern drohten manche gar abzuziehen, und nur des Königs entſchloſſener Sinn und kluge Art hielt ſie zurück. Um der erſchlaffenden Wirkung des ruhigen Lagerns vorzubeugen, ließ er die Truppen gegen den Feind vorrücken, Willens, dieſem die Schlacht anzubieten. Vorher hörte das ganze Heer die heilige Meſſe; Ottokar gelobte den Bau eines Kloſters, die Fürſten ſtrenge Gerechtigkeit und verbeſſerte Münze; dann brach das Lager auf, voran der König unter St. Wenzel's heiliger Fahne, umgeben von ſeinen Gepanzerten (4. Juli). Sie zogen ſüdlich hinab in's Marchfeld. Als ſie die Anhöhen zwiſchen dem Weidenbach und Rußbach betraten, da breitete ſich vor ihnen, bunt und blitzend, der Ungarn und ihrer Hilfsvölker Lager aus; der Marchfluß allein zog ſeine Gränzſcheide zwiſchen den beiden feindlichen Heeren, und wehrte ihnen den Angriff. Auf dieſen Höhen ordnete Ottokar den Mittelpunkt des Treffens; der rechte Flügel ſenkte ſich bis zur Donau hin, der linke lief gegen Angern und Matzen aus; den Rücken deckte ein verſchanztes Lager, ungefähr zwiſchen Deutſch-Wagram und Groß-Enzersdorf. Wie ſehr auch die Schlachtluſt drängte, keiner von beiden Theilen wollte den gefahrvollen Schritt wagen, im Angeſichte des Feindes den Strom zu überſchreiten, um den Gegner faſſen zu können. Eine Woche lang ſtarrten die beiden Heere über den Strom hinüber einander mit grimmer Unentſchloſſenheit an. Ottokar's Ungeduld ließ nichts unverſucht, eine Entſcheidung herbeizuführen. Bald ſuchte er, wie die Helden Homer's, durch Schimpf und beißende Reden die Ungarn zum Angriffe zu reizen, bald höhnte er ſie, indem er vor ihren Augen kriegeriſche Spiele anſtellte, und als auch das nicht fruchten wollte, ließ er den Königen Bela und Stephan, eben ſo vergeblich, Friedensvorſchläge machen. Die Ungarn ſchienen weder den Frieden, noch die Schlacht zu wollen. Die Lebensmittel drohten auszugehen; doch der, dem Könige Ottokar mit eiſerner Treue ergebene Wiener Bürgermeiſter, Rüdiger Paltram, half durch reichliche Zufuhr dem Mangel ab. Endlich währte es dem feurigen Ottokar zu lange. Er

entſendete ſeinen Miniſterialen, Otto von Meißau, in's ungariſche Lager, den Königen die Wahl laſſend: entweder mit ihrer Armee ungeſtört über den Strom zu ziehen, oder ihm und ſeinen Kriegern den ungehinderten Uebergang zu gewähren, je nachdem ſie lieber diesſeits oder jenſeits der March ſchlagen wollten. Bela entſchied ſich für das Erſtere. Zu dem Ende wurde (11. Juli) ein Waffenſtillſtand geſchloſſen und von beiden Theilen feierlich beſchworen. Die Ungarn ſollten am 12. Juli ungekränkt und ungehindert über den Strom gehen, am diesſeitigen Ufer ihr Treffen ordnen, und am Mittage des 13. Juli, als des Margarethentages, die Schlacht eröffnen. Treu dem Vertrage und durch denſelben ſich geſichert wähnend, zog ſich Ottokar, um dem ungariſchen Heere Raum zu geben, mit ſeinen Truppen aus den bisherigen Stellungen zurück; einen Theil ſendete er über die Donau nach Haimburg, andere mit Kriegswägen in die benachbarten Orte. Doch die Ungarn, der orientaliſchen Kriegsſitte damals noch zugethan, ſannen auf Liſt. Gegen den Vertrag ließ König Stephan ſchon in der Nacht vom 11 — 12. Juli den Uebergang antreten, und ehe wieder die Sonne am Mittagshimmel ſtand, hatte das ganze ungariſche Heer den Strom hinter ſich, und entwickelte bei Kreſſenbrunn ſeine Schlachtlinie; Bela allein ſtand noch mit geringer Mannſchaft im Lager jenſeits der March. Unerwartet ſtürzten ſich in einem Halbmonde Stephan's Reiterſchaaren auf den Mittelpunkt des Ottokar'ſchen Treffens. Des Letzteren Truppen, ſo vertragswidrigen Angriffes ſich nicht verſehend, wankten bei dem erſten fürchterlichen Stoße, den ſie auszuhalten hatten. Aber ſchnell, wie der Blitz, flog Ottokar herbei. Er ſammelte und ermuthigte durch Wort und That die Seinen, ſtellte mitten im Drange des Augenblicks die Schlachtordnung her, und verwandelte die Vertheidigung in Angriff. Hoch flatterte im Glanze der Mittagsſonne Wenzel's heilige Fahne; „Hoſpodine pomiluy ny!" (Herr erbarme dich!) ſchrien die wieder ermuthigten Böhmen. Ihre Eiſenritter warfen ſich mit zermalmender Kraft auf die leichten ungariſchen Reiter; voran der Oberſtburggraf Jaros von Podehus. Die Ungarn ſtutzten zurück. Dann ſtäubte Wok von Roſenberg die Rotten der Kumanen aus einander, und jagte ſie in wilder Flucht vor ſich her. Nicht die ſengende Mittagshitze, nicht der aufwirbelnde erſtickende Staub, lähmte die Wuth des Kampfes. König Stephan, da er die beginnende Flucht in ſeinem Heere wahrnahm, ſtellte ſich ihr vergeblich entgegen, und mühte ſich umſonſt, die wankenden Glieder zum Stehen zu bringen. Ihn ſelbſt traf eine Feindeswaffe; ſchmerzlicher, als ſeine Wunde,

war dem fliehenden Könige der Verluſt des Tages. Wo ein ungariſcher Haufe noch Stand faſſen wollte, eilten aus dem Hintergrunde neue böhmiſche und öſterreichiſche Schaaren heran, und rollten das ungariſche Heer zuletzt in eine allgemeine Flucht auf. Die verfolgenden Sieger hieben grimmig nach, und verſchonten weder was Widerſtand leiſtete, noch was flehte. Umſonſt bot ein Mongolenhäuptling für ſein Leben ſo viele edle Roſſe, als ſein Scheitel Haare trüge; in ſeinem Blute erſtickte man ſein Bitten. 18,000 Erſchlagene ließen die fliehenden Feinde zurück; gegen 14,000 verſchlang die March; im Bette des Stromes thürmten ſich menſchliche Leichname und todte Roſſe in blutiger Verwirrung dergeſtalt auf, daß man an manchen Stellen den Strom trockenen Fußes überſchreiten konnte. Ueber dieſe Leichenbrücke ſtürmte zuerſt Bores von Rieſenburg in das verlaſſene ungariſche Lager hinüber, wo reiche Beute den Schweiß und das Blut der Sieger belohnte. Die flüchtigen Ungarn wurden über die Karpaten bis Preßburg hin verfolgt, und ſo groß war die Verworrenheit der Flucht, daß Bela längere Zeit in Ungewißheit über das Schickſal ſeines königlichen Sohnes blieb.

Das war die große Schlacht an der March, eine der glänzendſten Waffenthaten in der öſterreichiſch-böhmiſchen Kriegsgeſchichte.

Ottokar, der während der Schlacht den Muth und die Beſonnenheit des Feldherrn bewieſen, zeigte nach der Schlacht die Mäßigung des Helden und Staatsmannes. Wahrſcheinlich hätte er, wozu auch Manche riethen, durch vollſtändige Verfolgung ſeines Sieges, für den Augenblick ganz Ungarn an ſich reißen können. Aber die Schwierigkeit der Behauptung eines ſolchen Erwerbes leuchtete ihm vor Allem ein; auch fürchtete er mit Recht, durch Verwüſtung und Schwächung Ungarn's den ſchützenden Damm zu zerſtören, welcher die lauernden Horden der Mongolen bisher von Europa abgeſchnitten. Bela eilte, den Palatin Ruland nach Preßburg zu ſenden, um unter annehmbaren, von Ottokar zu beſtimmenden Bedingungen den Frieden zu vermitteln. Um ſeine Mäßigung zu bethätigen, überließ Ottokar ſeinen Verbündeten, dem Herzoge Ulrich von Kärnten und dem Markgrafen Otto von Brandenburg, das Geſchäft, jene Bedingungen zu entwerfen. Sie wurden dahin geſtellt: daß Bela und Stephan das Herzogthum Steyer ſammt allen Zubehören auf ewige Zeiten an Ottokar abtreten, und ihre Beſatzung aus Pettau zurückziehen, zu feſterem Friedensbeſtande Bela's jüngerer gleichnamiger Sohn mit Otto's von Brandenburg Tochter, Kunigunde, Ottokar's Nichte, vermählt werden ſollte; der

Friedensvertrag sollte von beiden Königen besiegelt und beschworen, auch zu Verhütung ferneren Streites vom Papste bekräftigt, dem Uebertreter des Vertrages im voraus eine Buße von 19,000 Mark Silber zuerkannt werden. Auch wurde zu Befestigung der Freundschaft eine baldige Zusammenkunft der beiden Könige in Wien bestimmt, bis dahin aber vier ungarische Große als Geiseln in Ottokar's Hände gegeben.

Ottokar säumte nicht, die Früchte seines Sieges und des damit errungenen Friedens zu ernten. Zwar hatte er schon in der letzten Zeit, während des allmäligen Verfalls der ungarischen Herrschaft in Steyermark, dort gewissermaßen als Landesfürst geschaltet; doch nun nahm er, nach dem Laute des Vertrags, dieses Land in förmlichen Besitz, und setzte seinen übrigen Titeln wieder jenen eines Herzogs von Steyer bei. Der glänzende Sieg an der March und dessen wichtige Folgen stellten seinen Ruhm in ganz Europa auf eine schwindelnde Höhe, und auch im Morgenlande erklang sein gefürchteter Name. Die Mongolen, welche die Schärfe seines Schwertes empfunden, nannten ihn den „eisernen König;" als den „goldenen König" pries ihn, wegen seiner Pracht und seiner Schätze, der Occident. Seinem Schlachtgelübde treu, gründete er in Böhmen ein neues Cistercienserstift. Er wollte es, nach einer Reliquie, die der König von Frankreich ihm gesendet, „zur Dornenkrone" taufen; doch nannte man es „Goldenkron". Auf dem Schlachtfelde selbst erbaute er, zum Gedächtnisse seines glorreichen Sieges, unter reicher Begabung die Stadt Marcheck, nicht ahnend, daß derselbe Boden, aus dem ihm der Sieg entsprossen, auch den dunklen Keim seines Falles und Todes hege.

Aber mitten im Schimmer seiner Siege, seines weithin reichenden Scepters, zehrte ein geheimer Unmuth an Ottokar's Seele. Für sein großes Reich hatte er keinen Erben; seine Ehe mit der gealterten Margaretha, die um dreiundzwanzig Jahre mehr zählte, als der in der herrlichsten Manneskraft blühende, 32jährige König, war kinderlos, und der Herrscherstamm der Przemysliden, der über sechs Jahrhunderte Böhmen beschattet, drohte mit ihm zu erlöschen. Zwar hatte ein Hoffräulein, Agnes, aus dem Geschlechte der Kuenringe, welcher des Königs feurige Leidenschaft sich zugewendet, ihm seit 1256 einen natürlichen Sohn und zwei Töchter geschenkt; doch damit war nur seinem Herzen, nicht seinem Ehrgeize, noch seinen königlichen Sorgen Genüge geworden. Wohl mochte er eine Zeitlang den Gedanken nähren, bei fortdauernder Unfruchtbarkeit seiner Ehe, dereinst seinem natürlichen Sohne Nicolaus die

Erbfolge zu sichern, und er fügte daher seinem erfreulichen Siegesberichte an den Papst Alexander IV. die Bitte bei, seine Kinder zu legitimiren. Der Papst erfüllte zwar diesen Wunsch des Königs, jedoch mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß diese Legitimisirung nicht die Befähigung zur Thronfolge für Nicolaus in sich schließe, und somit war Ottokar's Hauptzweck verfehlt.

Seit dieser Zeit ging Ottokar ernstlich mit dem Entschlusse um, seine Ehe mit Margarethen zu trennen. Sie selbst, durch des Königs Kälte gekränkt, durch Jahre und Leiden mancher Art den Freuden der Welt, wie den Lockungen des Ehrgeizes entfremdet, ergab sich willig in ihr Schicksal. Ja, um des König's Wünsche zu beschleunigen, und die Hindernisse der Ehescheidung wegzuräumen, erklärte sie vor mehren Bischöfen, in früherer Zeit zu Trier das Gelübde der Keuschheit gethan, den Schleier genommen und länger als ein Jahr bei St. Marcus zu Würzburg als Nonne verbracht zu haben. Dieselbe Erklärung sendete sie später dem neuen Papste Urban IV. zu. Still und friedlich ging die Trennung vor sich, und ohne Groll, ergeben in ihr Geschick, verließ Margaretha (1261) einen Gatten, dem sie zu seiner Erhebung liebend die Hand geboten, und dem sie jetzt durch ihr Scheiden die Pforte einer noch stolzeren Zukunft öffnen sollte. Krems, das ihr als Leibgedinge zugefallen, nahm die Verlassene auf; hier erwartete sie, mit allen Ehren einer römischen Königin-Witwe bekleidet, eine Mutter und Wohlthäterin der Armen, in frommer Hingebung den Tod (28. Oct. 1267).

Es lag dem Könige daran, sich den gefährlichen ungarischen Nachbar in einen Freund und Verwandten umzuschaffen. Darum begehrte er anfänglich Bela's jüngere Tochter, Margaretha, zur Ehe, sogar ohne alle Aussteuer; aber sie hatte sich dem Himmel verlobt und schlug jedes irdische Band mit Bestimmtheit ab. Da warb Ottokar um die blühende Kunigunde, des Halitscher Titularherzogs Rostislaw Mstislawitsch Tochter, König Bela's Enkelin. Sie war damals noch so sittig und tugendhaft, als huldvoll und schön, und wurde ihm freudig zugesagt. Zu Preßburg wurde den 25. October 1261 die Vermälung gefeiert; von da führte Ottokar seine Gemalin nach Wien, wo Feste und Freuden sie erwarteten. Noch größeren Glanz bereitete er ihr zwei Monate später. Allerlei Umstände hatten bis jetzt seine Krönung in Böhmen verschoben; jetzt beschloß er, sich und seiner Gemalin die Krone in Prag feierlich auf's Haupt zu setzen. Der Markgraf von Brandenburg mit seiner Familie, die Herzoge von Schlesien und viele andere deutsche Fürsten,

die Biſchöfe von Prag, Olmütz und Paſſau, auch jene von Ermland und Samland, endlich viele Grafen, Herren und Ritter aus der Nähe und Ferne waren zu Gaſte geladen. Größer, denn je, war der Zudrang des Volkes. Am 25. December 1261 wurde, wie immer, in der St. Veitskirche, durch den Erzbiſchof Werner von Mainz die Krönung und Salbung vollzogen, des übergroßen Menſchengewühls wegen bei verſchloſſenen Thüren, nur im Beiſeyn einiger vornehmen Gäſte. Prag's Mauern waren zu eng gezogen für die Unzahl der Geladenen und der Gaffer; daher mußte man das zweitägige Krönungsmahl auf der Ebene Letne bei Prag halten. Ottokar's Reichthum und königlicher Stolz zeigten ſich hier im blendendſten Lichte. Erſt ſeit dem Tage der Krönung legte er ſich den förmlichen Titel eines Königs von Böhmen bei; denn ungekrönt hatte er, obgleich von Fürſten und Volk ſtets als König begrüßt, ſich ſelbſt doch nie anders, als einen „Erben und Herrn des Königreiches Böhmen" genannt. Papſt Urban IV. genehmigte, auf Ottokar's Anſuchen, ſowohl die Trennung der vorigen, als die Schließung der zweiten Ehe. Der römiſche König Richard aber, zu deſſen beſonderen Anhängern Ottokar ſich zählte, belehnte ihn durch eine zu Aachen ausgeſtellte Urkunde vom 9. Auguſt 1262, ſowohl mit ſeinen Erblanden Böhmen und Mähren, als mit den, dem Kaiſer und Reiche heimgefallenen, beiden Fürſtenthümern Oeſterreich und Steyer ſammt allen Zubehören. So glaubte Ottokar ſeine Rechte auf Oeſterreich und Steyer auch der Form nach geſichert. Nur war jene Belehnungsurkunde durch keinen Willebrief und keine Zeugenſchaft der Kurfürſten beſtätigt, und dieſer Umſtand ſchloß, bei dem ſteten Schwanken der deutſchen Reichsverhältniſſe, den Keim ſpäterer Streite in ſich. Der babenbergiſchen Gertrud vergönnte er den Beſitz der ihr zuerkannten Güter in der Steyermark, und ihren Sohn Friedrich, den er früher oft an ſeinem Hofe geſehen, beſtrafte er für ſeine Anmaßung des Titels eines Herzogs von Oeſterreich und Steyer, und für Beleidigungen der königlichen Perſon, bloß dadurch, daß er ihn des Landes verwies.

Noch größeren Glanz, als Prag bei des Königs Krönung, ſah drei Jahre ſpäter Wien, als Ottokar ſeine Nichte, die brandenburgiſche Kunigunde, mit Bela's gleichnamigem Sohne vermälte. Brieflich lud er die Fürſten und Ritter Schleſien's, Polen's, Sachſen's, Meiſſen's und Thüringens zu dieſen Feſtlichkeiten ein, die ganz Europa's Augen blendeten; auch der Adel ſeiner eigenen Lande wurde entboten, die feierliche Belehnung ſeiner Vaſallen damit

verbunden. Tief im Waſſer gingen die Donauſchiffe unter ihrer Laſt von Lebensmitteln aller Art; fünf thurmhohe Futterhaufen wurden aufgeſchobert, und trotz des ungeheuren Bedarfes war doch vierfacher Ueberfluß vorhanden. Ueber den Strom wurde eine Brücke geſchlagen, die Raum für zehn Reiter neben einander bot. Reiche Stoffe, Luxuswaaren, Koſtbarkeiten und Geſchmeide aller Art waren aufgeſpeichert in Wien, wo das Abend- und Morgenland ihre Schätze auszutauſchen begannen. In fremdartigen Trachten, ſcharlachroth gekleidet, mit grauem und buntem Pelzwerk verbrämt, die Mützen mit Pfauenfedern und Silberbehänge geſchmückt, die langen Bärte mit Perlen und Juwelen durchflochten, ritten die Ungarn ein, voran ihr König Bela mit Gemalin und Söhnen, dann die Könige Daniel von Rußland und Stephan Uros von Serbien mit ſeinen Söhnen, die Herzoge von Kroatien, Bosnien, Siebenbürgen und andere Fürſten und Edle. Die Mauern Wien's vermochten nicht die Zahl der Gäſte mit ihrem unabſehbarem Gefolge aufzunehmen. Man tafelte im Freien unter großen Zelten, welche die Auen bei Wien und die Ufer der Donau zu einer bunten, beweglichen Stadt geſtalteten. Das größte dieſer Gezelte, münſterartig geformt, diente als Kapelle zur Abhaltung des Hochamtes; in demſelben wurde das Brautpaar eingeſegnet und die hohe Braut gekrönt; auch ertheilte daſelbſt der König Ottokar vier Markgrafen, einem polniſchen Herzoge, vielen Grafen und Edlen den Ritterſchlag. Während die Gäſte tafelten, turnierte Oeſterreich's Ritterſchaft. Jeder der Kämpen, die dem Bohurd beiwohnten, erhielt einen mit Zindel überzogenen Hut mit rother und weißer Farbe (5. October 1264). Wenig einfacher wurde nach einigen Monden (2. Februar 1265) die Taufe der erſtgeborenen Tochter Ottokar's zu Prag gefeiert. Die Welt meinte an Glanz und Reichthum noch nichts Aehnliches geſehen zu haben, und der Ruf von des Böhmenkönigs Macht und Herrlichkeit lief von Land zu Land bis über die Marken des Welttheils.

Bewunderung und Furcht hielt die Eiferſucht der Nachbarländer gefeſſelt; ergebene Freunde beſaß Ottokar in ſeinen Vettern, den Herzogen von Schleſien, in den, ihm verwandten, ascaniſchen Markgrafen von Brandenburg, deren Treue er bei ſeinem Regierungsbeginne ſich durch Abtretung der Oberlauſitz verſichert, und in ſeinem Schwager, dem Markgrafen Heinrich zu Meiſſen, der, wie er durch ſein gleichzeitiges berühmtes Turnier zu Nordhauſen bewieſen, an Ritterlichkeit und Prachtliebe, doch nicht an Macht und Reichthum, mit Ottokar wetteiferte. Nur mit Baiern blieben die Verhältniſſe

zweideutig und ſchwankend, obgleich die Verwandtſchaft der Häuſer eng', und nach dem Siege an der March eine augenblickliche Verſöhnung eingetreten war. Die ſalzburgiſchen Wirren führten zu neuem Streite. Es war Ottokar gelungen, den von dort vertriebenen Erzbiſchof, Philipp von Kärnten, mit dem Domcapitel auszuſöhnen und deſſen Wiedereinſetzung zu bewirken. Doch Papſt Urban IV. war dagegen; er empfahl dem Böhmenkönige vielmehr dringend den verdrängten Erzbiſchof Ulrich, und übertrug ihm zugleich (1262) die Schutzvogtei des Erzbisthums Salzburg und des Bisthums Paſſau mit uneingeſchränkter Vollmacht. Hierauf bequemten ſich zwar die Herzoge Baiern's, allen Lehen in Oeſterreich, welche ſie ſeit Friedrich's des Streitbaren Tode von dem Stifte Paſſau erhalten und beſeſſen hatten, zu entſagen; gleichwohl nahmen ſie es gar übel auf, als Ottokar ſeine Schutzherrlichkeit auch auf jene Güter auszudehnen begann, welche das Erzſtift in Baiern ſein nannte. Ulrich's freiwillige Entſagung beſſerte Nichts, und die Spannung gedieh zum Aeußerſten, als 1265, wahrſcheinlich im Sinne Ottokar's, deſſen bisheriger oberſter Kanzler, der niederſchleſiſche Herzog Wladislaw, vom Papſte zum Erzbiſchof von Salzburg, zugleich auch deſſen früherer Haushofmeiſter, Peter, zum Biſchof von Paſſau ernannt wurde.

Herzog Heinrich von Baiern eröffnete die Feindſeligkeiten, indem er mit ſeinen Truppen unerwartet in die Gebiete beider Stifter einfiel, Raub und Verwüſtung mit ſich bringend. Die Biſchöfe, der feindlichen Macht nicht gewachſen, riefen Ottokar zu Hilfe. Er ſendete mehre ſeiner Mannen mit Truppen aus Mähren, welche ſowohl die durch den Friedensſchluß zu Kamb (1257) abgetretenen Gebietstheile, als auch das, ſeit dreihundert Jahren der böhmiſchen Landesherrlichkeit entnommene Eger beſetzten. Drohender noch erneuerte ſich die Fehde im folgenden Jahre (1266). Ottokar ſchob ſeine Truppen aus Böhmen und Mähren gegen die baieriſchen Gränzen vor, während der Olmützer Biſchof Bruno mit einem anderen Heere in das ſalzburgiſche Gebiet einfiel, und mit verwüſtender Hand Hall, die einzige dort von den Baiern noch beſetzte Stadt, wegnahm. Hierauf drang im Erntemonat Ottokar ſelbſt, an der Spitze des Hauptheeres, aus Oeſterreichern, Böhmen, Mährern, Steyerern, Kärntnern, Schleſiern und anderen Völkern zuſammengeſetzt, in Baiern ein. Herzog Heinrich hatte, um den Feind durch Mangel aufzuhalten, ſein eigenes Land weithin verwüſten laſſen; aber Ottokar ließ die nöthigen Vorräthe auf zahlloſen Wagen nachführen. Er zog über Paſſau

und Kam, ließ nachverheeren, was bisher verſchont geblieben, nahm im erſten Anlaufe Deggendorf, legte das befeſtigte Rittenau, das Widerſtand leiſtete, in Aſche, bezwang Regenſtauf und andere Plätze, und unterwarf ſich die ganze Strecke Landes bis nach Regensburg hin. Da aber der, obſchon bewilligte Durchzug durch dieſe, von entſchloſſenen Bürgern bewohnte Reichsſtadt bedenklich war, und die Zufuhren ſtockten, kehrte er plötzlich mit ſeinem Heere über Eger nach Böhmen zurück. In die von ihm verlaſſenen Stellungen rückte nun der Herzog Heinrich ein, nahm mehre Plätze weg, und würde durch Verrath und nächtlichen Ueberfall ſich beinahe auch der Stadt Paſſau bemächtigt haben, wenn nicht die Bürger ſelbſt ſeine unzeitig plündernden Truppen zurückgejagt hätten. Ottokar eilte, die Gränzen Oeſterreich's gegen Baiern zu decken, und überrumpelte Ried. Die einbrechende Kälte trieb ihn in die Winterquartiere zurück.

Der beiderſeitige Schaden ſtimmte zur Nachgiebigkeit. Man ſchloß Waffenſtillſtand (1267); doch war damit weder der alte Groll, noch der Grund zu weiterem Zwiſte beſeitigt. Baiern ſtrebte alles Ernſtes, den jungen Conradin, den letzten Sprößling des hohenſtaufen'ſchen Stammes, auf den deutſchen Thron zu ſetzen. Ottokar widerſetzte ſich dieſem Plane, nicht nur weil König Richard ſeine Treue beſaß, ſondern auch weil Conradin's Buſenfreund und Bundesgenoſſe, Friedrich von Baden, Gertruden's Sohn, ſich fortwährend den Titel eines Herzogs von Oeſterreich und Steyer anmaßte. Die Päpſte, ſtete Gegner der hohenſtaufen'ſchen Macht, waren hierin ganz mit Ottokar einverſtanden, und ſchenkten ihm vorzugsweiſe ihr Vertrauen. Sie legten ihm ſowohl den Kreuzzug gegen die heidniſchen Preußen und Lithauer, welche durch ergrimmtes Andrängen den deutſchen Rittern täglich größere Gefahr drohten, als auch die Zerwürfniſſe des Reiches in Deutſchland und Italien, nahe an's Herz.

Schon 1264 hatte Ottokar das Kreuz genommen; jedoch die feindſelige Stellung gegen Baiern ließ ihn erſt in der letzten Zeit des Jahres 1267 zu Rüſtungen wider die Heiden kommen. Die von den Päpſten Urban IV. und Clemens IV. ihm gegebenen Vollmachten würden ihn, im Falle eines ſiegreichen Feldzuges, vollſtändig zur Gründung eines unabhängigen Königreiches in Lithauen berechtigt haben. Viele öſterreichiſche, böhmiſche und mähriſche Herren, unterwegs auch der Markgraf Otto von Brandenburg, ſtießen zu ſeinem Zuge. Aber der Winter war zu ihrem Verdruſſe ſo gelind,

daß keiner der Seen und Moräste, die das Preußenland verbollwerkten, zugefroren war. Die Kreuzritter mußten unverrichteter Sache wieder heimziehen. Ottokar's Unmuth steigerte sich durch des Papstes Weigerung, seine Länder von der geistlichen Gerichtsbarkeit des Erzbischofes von Mainz zu befreien und in Olmütz eine eigene Metropolie für sie zu gründen.

Aber reicher Ersatz erwuchs dem Könige auf einer anderen Seite. Der Herzog Ulrich von Kärnten war alt und kinderlos; er fürchtete nach seinem Tode Streit und Hader um sein Erbe. Dem vorzubeugen, besiegelte er (1. December 1268) zu Podiebrad eine Urkunde, die, im Falle seines kinderlosen Hintritts, den König Ottokar, als seinen Verwandten, Freund und Bundesgenossen, zum Erben seiner Länder, Lehen und anderen Güter einsetzte. Des Herzogs Bruder, der unruhige Philipp, den die Hoffnung auf die Erbfolge in Kärnten so lange abgehalten hatte, die höheren Weihen zu nehmen, würde sich wohl gleich Anfangs nicht so gutwillig in dieses Testament gefügt haben; aber man fröhnte seinem Ehrgeize durch die Aussicht, ihn zu der hohen geistlichen Stelle eines Patriarchen von Aquileja zu befördern, und so gab sich der streitsüchtige Mann vorläufig zufrieden. Als nun am 27. October 1269 der Herzog Ulrich aus der Welt schied, ließ Ottokar dessen Länder durch den Probst Konrad von Brünn in Besitz nehmen. Ohne Widerrede stellten die Kärntner die wichtigsten Plätze zu seiner Verfügung.

Dieses abermalige herrliche Erbe setzte Ottokar's Glück und Größe die Krone auf. Von den, nordischen Frost schauernden Zinken des Riesengebirges bis zu dem südlichen Himmel Adria's galt sein Befehl. „König von Böhmen, Herzog von Oesterreich, Steyermark und Kärnten, Markgraf von Mähren, Herr von Krain, der windischen Mark und Eger," lautete sein Titel; den von Portenau (Pordenone) setzte er in der Folge auch noch bei. Freiwillig hatten sich unter den Schutz des Mächtigen begeben nicht nur mehre Herzoge Schlesiens und Polens, sondern auch die Städte Verona, Treviso, Feltre und andere in Oberitalien und Friaul. Der stete Zwiespalt im deutschen Reiche unter machtlosen Königen, der Parteigeist in Italien, die Wirren in den meisten Nachbarländern, führten alle Hauptfragen auf die ruhige Größe Ottokar's zurück, und machten seinen Ausschlag entscheidend für den größten Theil Europa's. Wie einst der Hof des fränkischen Karl, so sah der seinige Gesandtschaften von Stämmen, die sich bisher allen Völkerbeziehungen fern gehalten hatten. Selbst die trotzigen Khane der Mongolen schickten Abgeordnete

an ihn. An Pracht und Hoheit aber that es dem Böhmenkönige kein Monarch der Erde gleich; Fremde kamen nur, um anzustaunen, nicht um nachzuahmen; denn solches schien unmöglich.

Neuer Bruch drohte den friedlichen Verhältnissen zu Ungarn. Dort hatte König Bela IV. (7. Mai 1270) seine unruhige Laufbahn beschlossen. Seine Tochter Anna von Massowien und Halitsch hatte dem Sterbenden Kostbarkeiten und Kleinodien abgeschmeichelt, und sie ihrem Schwiegersohne Ottokar in sichere Verwahrung übergeben. Bela's Nachfolger, der neue König Stephan, forderte mit Entschiedenheit die entführten Schätze zurück. Schon rüsteten beide Theile, und beide Ufer der Leitha wimmelten von bewaffneten Kriegern. Da schlugen sich, noch ehe ein Schwertstreich gefallen, die ungarischen Reichsbeamten in's Mittel; auf einer Insel bei Preßburg wurde unterhandelt. Der goldreiche Ottokar versprach in seinem Stolze, die zurückgeforderten Schätze durch vierfachen Werth aufzuwiegen, und man schloß Frieden auf zwei Jahre.

Nicht so leicht war es mit dem neuen Patriarchen Aquileja's, Philipp von Kärnten, abgethan. Mißhelligkeiten mit seinen Domherren nöthigten ihn, seiner geistlichen Würde zu entsagen, und sich wieder auf weltliche Ansprüche zu verlegen. Er warb sich mächtigen Anhang unter dem Adel Kärnten's und Krain's, Laibach erklärte sich für ihn, sogar den Probst Konrad von Brünn, Ottokar's Landesverweser in Kärnten, brachte er auf seine Seite. Auch hatte die Mehrzahl der friaulischen Stände ihn zu ihrem Feldherrn erwählt, und so gehorchte ihm dieses ganze Land. Nur das Domcapitel zu Cividad d'Austria weigerte ihm die Unterwerfung, und trat mit Ottokar in enges Bündniß. Philipp gab die Losung zum Kampfe (Juni 1270). An der Spitze seines Heeres überfiel er seine Gegner, verwüstete ihre Güter, nahm Cividad d'Austria durch Verrath, plünderte die Stadt, trieb die Bürger hinaus, oder warf sie in Fesseln. Ottokar eilte auf diese Nachricht nach Wien, seine österreichischen und steyerischen Vasallen um sich sammelnd. Ulrich von Liechtenstein zog in Eilmärschen mit dem steyerischen Kriegsvolke auf Laibach voraus; Ottokar folgte ihm mit dem Hauptheere. Viele Plätze mußten die Thore öffnen; Laibach wurde am dritten Tage mit Sturm genommen. Die übrigen Landstädte und das ganze Herzogthum sammt der windischen Mark unterwarfen sich dem Könige. Er bestellte den Schänken von Hausbach zum Landeshauptmann in Krain, und [illegible] seiner der durch Philipp hart bedrängten

Stadt Cividad d'Auſtria zu Hilfe. Philipp's Beſatzung zog ab, und die getreue Stadt war befreit. Um ſchnelle Entſcheidung herbeizuführen, wendete ſich Ottokar mit ſeinem Heere aus Krain gegen Kärnten. Doch die dortigen Stände ſchickten ihm Abgeordnete entgegen, flehend, dem Lande die Kriegsdrangſale zu erſparen. Vier Schiedsrichter ſollten die Bedingungen des Friedens entwerfen. Philipp mußte auf alle Anſprüche an Kärnten und Krain neuerdings verzichten, Abbitte leiſten, und ſich, gegen Zuſicherung des nöthigen Unterhaltes, friedlich nach Krems zurückziehen, wo er den Augen des Königs immer nahe war. Jetzt machte Ottokar auch ſeine Herrſchaft über Portenau geltend, das mit Steyermark zugleich (1186) an Oeſterreich gekommen, in jenen unruhigen und verwirrungsvollen Tagen aber, die dem Tode des ſtreitbaren Friedrich gefolgt, dem Patriarchen von Aquileja, unter dem Vorwande friſtweiſer Verleihung, hatte gehorchen müſſen. Seinen bisherigen Titeln fügte Ottokar nun auch den eines Herrn von Portenau bei.

Des Königs Heer war, aus Kärnten, wie aus Friaul, bereits wieder auf dem Rückmarſche nach Oeſterreich, als ihm Botſchaft von drohenden Bewegungen des Ungarnkönigs zukam. Obſchon der Preßburger Friedensvertrag erſt einige Wochen alt war, ſo vermochte doch König Stephan ſeinem Zorne ob des abermaligen Länderzuwachſes, der ſeinem Nebenbuhler geworden, nicht zu gebieten. Friedensbrüchig fiel er mit 50,000 Ungarn und Kumanen in das von Truppen entblößte Oeſterreich ein, und vernehmend, daß Ottokar's Heer in kleine Häuflein zertheilt, der König ſelbſt aber mit geringer Bedeckung auf der Rückkehr begriffen ſey, legte er am Semmering und in den Engpäſſen von Schottwien einen Hinterhalt, um den König mit Argliſt zu fangen. Doch Ottokar, durch Späher gewarnt, nahm, trotz des tiefen Winters und mitten durch Schnee und Eis, den Umweg über die ſteilen Wildalpen und Traiſenberge, und gelangte, nach beiſpielloſen Beſchwerden, nach Oeſterreich, ſetzte über die Donau, rief in Mauerberg ſeine Mannen zur Rache auf gegen den friedensbrüchigen Feind, und eilte nach Böhmen, um zum Vergeltungskriege zu rüſten. Da Stephan ſeinen Anſchlag vereitelt ſah, wüthete er gegen das wehrloſe Volk, ließ durch ſeine kumaniſchen Horden das flache Land bis in's Gebirge hinein verwüſten, an 20,000 Männer, Frauen und Kinder zuſammentreiben und nach Ungarn ſchleppen. Die öſterreichiſchen Edlen waffneten ſich, ſie wollten über den gefrornen Neuſiedlerſee in Ungarn eindringen, Raub durch Raub zu entgelten. Da brach unter den Geharniſchten die trügeriſche

Eisdecke des Sees; vierzig Edle, 300 streitbare Männer versanken. Der kühne Anschlag scheiterte. Der römischen Curie, wie den Fürsten Europa's, klagte Ottokar laut die Wortbrüchigkeit Stephan's. Er schickte Gesandte an den Gegner, um Entschädigung zu fordern. Als das vergeblich war, begann Ottokar den Krieg. Auf hundert Wagen lud er eine hölzerne Brücke, um schnell die Flüsse zu überschreiten. Im Frühlingsmonate (1271) stellten sich, unter ihren Landeshauptleuten, die Steyerer, Kärntner und Krainer auf dem Sammelplatze zu Neustadt ein; die Oesterreicher, Böhmen und Mährer folgten; Brandenburg, Braunschweig, Breslau, Meissen und Thüringen sendeten Hilfsvölker. So stieg Ottokar's Heer über 100,000 Mann; mit ihm überschritt Ottokar (13. April) die March. Die ungarischen Gränzwachen entflohen; die festen Plätze Stampfen und Theben ergaben sich. Die Stadt und Burg Preßburg wurde mit Sturm genommen; reiche Beute gemacht; doch ließ Ottokor die wehrlosen Einwohner frei und ungekränkt. Die benachbarten Plätze St. Georgen, Pösing, Bibersburg und Tyrnau fielen kurz nach einander in des Königs Hand, so der ganze Strich Landes am linken Donauufer, an der March und an der Waag. Der alte Bischofssitz Neutra unterwarf sich. Dann drang Ottokar, seine fliegende Brücke schlagend, über die Donau in das diesseitige Ungarn, drängte die dort aufgestellten Feinde zurück, zwang Scherflenburg, Warta und Altenburg, und legte Wieselburg in Trümmer. Stephan hatte in dieser äußersten Gefahr die ganze Macht Ungarns gesammelt und führte sie an die Rabnitz; am andern Ufer dieses Stromes lagerte Ottokar. Mehrmals suchten die Ungarn den Fluß zu überschreiten, aber immer wurden sie mit Verlust auf ihre jenseitige Stellung zurückgeworfen. Endlich zog Ottokar, des nutzlosen Kampfes müde, mit einem Theile des Heeres ab, und legte sich vor Oedenburg. An vierzehn Stellen zugleich setzte er mit Sturmleitern und Kriegsmaschinen der geängstigten Stadt zu; doch erst nach langwieriger Belagerung öffnete sie ihm die Thore. Eine Besatzung zurücklassend, führte er sein Heer nach Raab. Doch seinem ungeduldigen Sinne währte dieser Krieg, der nur der Wiedervergeltung, nicht dem Zwecke der Eroberung galt, also zu keinem Ziele führen konnte, schon zu lange; an Lebensmitteln begann es in dem verwüsteten Lande auch zu mangeln. Er verließ um die Pfingstzeit den feindlichen Boden und ließ, zu frühe, sein Heer aus einander gehen, meinend, der Feind sey hinlänglich bestraft und erschreckt. Doch der König Stephan

hatte, nacheglühend, nur auf den Abzug des Ottokar'schen Heeres gewartet, um hinter ihm mit 80,000 Kumanen in das Marchfeld und in Mähren einzubrechen, durch schreckliche Verheerungen überbietend, was sein eigenes Land gelitten. Schon wendete sich Ottokar zum Widerstande und erneuten Angriffe, und alle Gräuel des Vertilgungskrieges drohten sich zu wiederholen — da erbarmten sich die Kirchenfürsten, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau und Bamberg, des namenlosen Elends der Länder und Einwohner. Sie vermittelten durch ihr eifriges Bemühen zu Prag den Frieden (14. Juli 1271). Die Gränzen beider Staaten blieben dieselben; König Bela entsagte nochmals allen vermeintlichen Ansprüchen auf Steyermark, Kärnten, Krain und die windische Mark, desgleichen auf die von der Königin Anna entführten Kleinodien. — Man hatte sich gegenseitig gewürgt und geschädigt, um auf den alten Punkt zurückzukommen; kein Theil hatte Etwas gewonnen, beide schwer verloren. Eine Seuche, die unmittelbar darauf in Oesterreich wie in Ungarn wüthete, hielt grausame Nachlese in den verwüsteten und entvölkerten Ländern.

König Stephan überlebte diesen Frieden nur um ein Jahr. Den Entführer seines Sohnes, den ungarischen Prinzenräuber Joachim Pectari, verfolgend, verfiel er durch Vaterangst und Erschöpfung dem Tode (1. August 1272). Ihm folgte, unter mütterlicher Vormundschaft, der eilfjährige Ladislaw. Unter solchem Regimente griffen Parteiungen und Intriguen am ungarischen Hofe Platz. Den Grafen Egidius von Preßburg, des verstorbenen Königs Liebling, stürzte die neue herrschende Partei. Zu Ottokar fliehend und von ihm wohl aufgenommen, überlieferte er demselben Preßburg. Die Gunst, die der König ihm dafür erwies, erbitterte den schon früher zu Ottokar übergegangenen Grafen Heinrich von Güns, er fiel von Ottokar ab, und brachte durch List Preßburg und andere Schlösser wieder in die Hände der Ungarn. Bald darauf gerieth er mit dem Prinzen Bela, dem Schwager Ottokar's, in Streit, stach ihn nieder und hieb in toller Wuth noch den Leichnam seines Opfers in Stücke. Der erzürnte Ottokar bestand auf Auslieferung des Mörders seines Verwandten; man machte Umstände. Vergebens mahnte der Papst zum Frieden. Ottokar, noch von früher her gereizt, erklärte den Krieg an Ungarn. Die Ungarn beschlossen dem Angriffe zuvorzukommen. Mit beginnendem Februar (1273) ergossen sich ihre Schaaren, sengend und verheerend, über Oesterreich,

Steyer und Mähren. Zweimal in einem Monate drangen sie zwischen dem Gebirge und dem Draufluſſe in Kärnten ein, raubten und verwüſteten, hieben die unglücklichen Landleute nieder und trieben ihrer zwanzigtausend in die Sclaverei. Die österreichischen Miniſterialen sammelten sich, etwa tausend Mann stark, unter Einem Banner, gingen geradewegs auf Raab los, bezwangen, trotz hartnäckigen Widerstandes, die Stadt, und machten den Bischof von Fünfkirchen, der den Platz vertheidigte, sammt der Beſatzung zu Kriegsgefangenen. Dieſem Beispiele folgten die mähriſchen Edlen. Die vereinigte Schaar zog nach Oberungarn, nahm St. Georgen und stürmte Neutra, wo der Biſchof und die Domherren sich durch die Flucht retten mußten. Die Einwohner hatten sich in einer Kirche verbollwerkt; aber die Belagerer hieben die Thüren auf, und die heilige Stätte trank das Blut von zweihundert Erwürgten. Die Stadt wurde angezündet; beutereich, rachegeſättigt zogen die Sieger heim. Den blutigen Vorſpielen folgte der Krieg im Großen. Doch erſt im Juli konnte Ottokar zu Laa seine Schaaren aus Oeſterreich, Böhmen, Mähren, Steyer, Kärnten, Krain und der Lauſitz sammeln. Die Ungarn, immer schneller gerüſtet und beweglicher, als ihre Gegner, gewannen dieſen wiederum den erſten Vorſprung ab. Noch war Ottokar's Armee nicht vollſtändig, als der grimme Heinrich von Güns schon mit 30,000 ungariſchen Reitern über die March in Oeſterreich eindrang. Ulrich von Dürnholz warf sich ihm mit den österreichiſchen Vortruppen entgegen; im Handgemenge starb er den Tod des Helden. Durch zwei Tage hielt der Günſer des Königs noch nicht geordnetes Heer an der Thaya in Unruhe; dann breitete er sich mordend und verwüſtend in der ganzen Gegend aus, brannte alle Dörfer und Plätze nieder, die sein eiſerner Arm erreichte, hoffend, sich dadurch den Rückweg offen zu erhalten. Durch geſchickte Märſche wich er der Uebermacht Ottokar's aus, der, nachdem seine Streitkräfte beisammen, mit 60,000 Mann den Ungarn nachrückte und am Waagfluſſe Lager schlug. Der Ungarn flüchtige Schaaren hielten, zu seinem Verdruſſe, nirgend Stand, er mußte sich des Krieges im offenen Felde entschlagen und zur Belagerung der festen Plätze schreiten. Die Sturmmaſchinen und Mauerbrecher langten aus Wien an. Preßburg und St. Georgen wurden schnell gewonnen. Den entflohenen Einwohnern ließ er Sicherheit und Schutz verkündigen, wenn sie zu ihren Arbeiten und ihrem Bodenbau zurückkehren würden. Zum vierten Male setzte er auf

seiner tragbaren Holzbrücke über die Donau; alle Plätze auf dieser Seite zwischen der Leitha und dem Raabflusse mußten sich unterwerfen; Raab selbst, vor weniger Monaten erst in österreichische Gewalt gekommen, stand ihm ohnedies offen. Hier umgürtete er, zum Lohne und zur Ermunterung, seinen natürlichen Sohn Nicolaus und fünfzig Edelleute mit dem Ritterschwerte. Gegründete Vorsicht verbot ihm, tiefer in des Feindes Land sich zu wagen; gegen den Neusiedlersee wendete er seinen Zug. Beinahe hätte der Graf von Güns durch Durchstechung der Dämme bei Velbach den König und dessen Mannen in's Verderben gebracht; doch entging man der Gefahr noch zu rechter Zeit. Die ganze Gegend unterwarf sich ohne Schwertstreich dem Böhmenkönige; nur Oedenburg leistete Widerstand. Aber Ottokar's Sturmgeschütz malmte, an vierzehn Punkten, an den Mauern der Stadt, da ergab sie sich, huldigte dem Sieger und stellte Geiseln für ihre Treue. Um die Kraft des Feindes auf lange zu lähmen, ließ er die ungarischen Festungen längs der österreichischen Gränze schleifen. So der Ruhe versichert, zog er heim nach Prag; seinem Abzuge folgte baldiger Friedensschluß.

Im deutschen Reiche sah es trübe aus. Die zwiespältige Königswahl des britischen Richard und des kastilischen Alfons, von denen dieser nie, jener nur selten in Deutschland zu sehen war, ließ dieses Reich der That nach ohne Oberhaupt. Gern hätte man, mit Aufgebung Beider, einen dritten deutschen König gewählt, doch dem widersetzten sich der römische Stuhl und Ottokar, dieser aus Anhänglichkeit an Richard. Einige Reichsstände, obenan der Kurfürst Engelbert von Köln, benutzten im August 1271 die Erledigung des päpstlichen Stuhles, um, wie schon früher geschehen, dem Könige Ottokar selbst die deutsche Krone anzubieten. Aber Ottokar's Gesinnungen für Richard verboten ihm, sie anzunehmen. Diese Rücksicht fiel zwar bald darauf (2. April 1272) durch König Richard's Tod hinweg; aber an ihre Stelle traten Hindernisse anderer Art, vor allen Ottokar's gespannte Verhältnisse mit mehren einflußreichen Reichsständen, hauptsächlich mit dem baierischen Pfalzgrafen Ludwig, dessen Feindschaft er in den Kauf nehmen mußte, als er 1273 sich mit dessen Bruder, dem Herzoge Heinrich von Baiern, freundschaftlich verglich, ihm seine Ansprüche auf die Grafschaften Bogen und Deckendorf, auf die Burgen Schärding, Floß und Parkstein abtrat, und dafür dessen Entsagung auf Eger, Schüttenhofen,

Gräfenstein, Ehrensbrunn und die Burg Ried sammt ihren Zubehören in Oesterreich empfing. Wohl fühlten die deutschen Fürsten, daß, nachdem die alte Herrlichkeit des römischen Thrones einem leeren Schatten gewichen, und in der Person des Oberhauptes das Reich selbst seine Macht und Würde verloren, ein König gewählt werden müsse, der, wenn nicht durch Hausmacht und Länderbesitz, doch stark seyn müsse durch innere Kraft, der durch redlichen Sinn die Argwöhnischen bekehre, durch Standhaftigkeit die Trotzigen beuge, durch Gerechtigkeit und Liebe den Segen zurückführe über das, in Zwiespalt und Gesetzlosigkeit verschmachtende, deutsche Land. Und die Vorsehung leitete ihre Wahl, als am 29. September 1273, am Tage St. Michaels, zu Frankfurt am Main die Stimme der Kurfürsten Herrn Rudolf Grafen von Habsburg und Kyburg, Landgrafen im Elsaß, auf den römischen Königsthron rief.

Die Zeit ist vorüber, wo die Genealogie, mit nie vergebens angesprochener Dienstfertigkeit, der Eitelkeit einer-, der Lohngier andererseits bereitwillig ihre bunten Fabeln zutrug, lückenhafte Stammbäume durch Mährchen zu ergänzen, sie in den Nebel der Urzeit einzuwurzeln strebte, wo die Heroen der Mythe unter allen verwandtschaftlichen Ehren in den Ahnensaal hoher Geschlechter eingeführt wurden. Die historische Geisterstunde hat in unseren kritischen Tagen ausgeschlagen; jene bleichen genealogischen Schemen ziehen sich zurück, und ihnen mögen immerhin die Trojaner und Perleonen, mögen Scipio, Hektor und Cham folgen, welche Birken's „Ehrenspiegel" unter die Ahnen des Hauses Oesterreich stellt. Näher und doch in ehrwürdiger Ferne der Zeit fließt der Quell, welcher den majestätischen Strom entsendet.

Das österreichische Kaiserhaus hat, wie keine andere Dynastie, eine eigene Vorgeschichte, welche noch von Niemand im Zusammenhange dargestellt wurde, und es geht der Geschichte der Rudolfinischen Kaiserdynastie eine, aus Legenden, Sagen und wirklicher Geschichte sich bildende, so anziehende, als eigenthümliche Stammgeschichte voraus, welche in den Zeiten der letzten Merovingischen Könige wurzelt, und als deren Schauplatz das ehemalige Alemanien (Ostfranken und Elsaß), Lothringen (nämlich das obere an der Mosel) und Kleinburgund (burgundisch Helvetien) erscheint. Lange vor den Karolingern begegnet uns nämlich im Elsaß ein herzogliches

Geschlecht — man könnte den Namen Alsaciden dafür vorschlagen — welches mit den Königen von Burgund verschwägert war, und nachher auch zur herzoglichen Würde in Oberlothringen gelangte, während zugleich die Grafen von Aargau (nachher Habsburger genannt) aus demselben hervorgingen*). Merkwürdig endlich ist, daß die Habsburger schon vor dem

*) Die gemeinschaftliche Abkunft der Habsburger und Lothringer gründet sich auf das Zeugniß der Acta Murensia — dieses Buches Genesis für die österreichische Stammkunde — d. i. auf die Jahrbücher des von den Habsburgern gestifteten Klosters Muri, geschrieben im Jahre 1242, welche die Ahnenreihe ihrer Klosterwohlthäterin, Ida von Habsburg, bei Herzog Theodorich von Lothringen beginnen. Dieses wäre aber nur eine Verwandtschaft von weiblicher Seite her. Die männliche entdeckte im Jahre 1649 — also lange bevor man an eine Wiedervereinigung der Häuser Habsburg und Lothringen dachte — Vignier, indem er bis zu dem jüngeren Sohne Eticho's, Eticho dem II., Stammvater der Lothringer, vorgedrungen ist, während des Letztgenannten Bruder Adalbert den Habsburgern zukam. Eine solche Ermittelung im 7. Jahrhunderte aber wäre unmöglich gewesen, wenn hier nicht alte Legenden die Stelle von Urkunden, wenigstens zum Theil, zu ersetzen dienten (wie z. B. jene der heil. Odilia, des heil. Adelbald u. A.). Drei gründliche Forscher setzten endlich ihre Lebensaufgabe darein, obige Abstammung urkundlich zu erweisen, nachdem man früherhin, wie schon bemerkt, die Ahnen des Kaiserhauses unter den Perleonen, Trojanern ꝛc. aufgesucht hatte. Calmet, Abt zu Senones, edirte im Jahre 1728 seine „Histoire ecclésiastique et civile de la Lorraine," zur Verherrlichung des Lothringischen (d. i. des nieder- oder französisch-lothringischen) Hauses. Diesem Letzteren wendete er die Ehre der etichonischen Abstammung am liebsten zu, ließ sie aber auch für Oesterreich gelten. Folgende Stellen sind aus einer Zeit charakteristisch, wo Vignier's System zwar schon bekannt, aber die Heirat zwischen der Habsburgischen Maria Theresia und dem Lothringischen Franz Stephan kaum geahnet worden war. Calmet gibt die gemeinschaftliche Abkunft der Habsburger und Lothringer als erwiesen zu, meint aber, daß die Lothringer vor jenen den Vorzug der Erstgeburt (la prérogative de l'ainesse, préface p. XII.) besäßen (!). Ferner bestreitet Calmet die Herleitung seiner und der österreichischen Dynastie von den Königen von Jerusalem. Es ist richtig, daß erst Jolantha von Anjou im Jahre 1480 den Titel eines Königs von Jerusalem an das (Ober-) Lothringische Haus brachte; allein das Nieder-Lothringische, das ihn seit 1099 besaß, stammt von den, den Etichonen ohnehin verwandten Karolingern, und verschwägerte sich 1018 bereits mit dem Oberlothringischen (österreichischen) Hause; daher gehört Gottfried von Bouillon, Jerusalem's erster König, ganz unfehlbar in die Ahnenreihe des Kaiserhauses. Herrgott, Abt zu St. Blasien, edirte 1737 seine „Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae," und ist, indem er noch mehr beweisende Urkunden fand, als Calmet, als der Vater des herrschenden Etichonischen Systems anzusehen, und wenn auch theilweise im Einzelnen, so möchten die für seine Ansicht aufgestellten Gründe in ihrer Zusammenwirkung doch schwer zu entkräften seyn. Schöpflin, Senator zu Straßburg, edirte seine „Alsatia illustrata" 1751 und

Jahre 1030, die Lothringer vor 1148 mit dem Hause Babenberg in Verwandtschaft gekommen sind. So treffen wir sämmtliche Ahnen Oesterreich's auf einem mäßigen Länderraume, zwischen dem Main, der Mosel und der Aar, schon im frühesten Mittelalter beisammen. Wenn man nur bis auf den historisch beglaubigten Ahnherrn Etticho, der um das Jahr 690 gestorben, zurückgeht, so blüht der österreichische Regentenstamm bereits über 1150 Jahre, und noch gegen ein Jahrhundert weiter hinaus reicht eine, im Dämmerlichte der Vorgeschichte und Legende schwebende Ahnenreihe.

Aus Etticho's mächtigem Stamme entsprossen die beiden hohen Zweige der Habsburger und der Lothringer. Aus einander strebend mit ihren Aesten und Blüten, blieben sie über ein Jahrtausend getrennt*), und doch hielt eine Wahlverwandtschaft der Geschicke, wie an geheimen Fäden, den verbindenden Ursprung fest, bis sie zuletzt ihre Kronen wieder in einander schlangen und seitdem fortsproßten als ein engverwachsener, einziger und untheilbarer Stamm, und Habsburg und Lothringen in dem Namen Oesterreich auf immer verschmolzen.

Betreten wir nun den Boden, auf welchem die Gestalten der ersten Etichonen uns in unsicheren Umrissen entgegendämmern. Nachdem (453)

---

schöpfte die Archive so zu sagen völlig aus. Durch ihn ist in die Reihe der Etichonen am meisten Licht gekommen. Ihm verdanken wir auch die Abbildung der ältesten Sculptur, welche den Herzog Etticho und die heil. Odilia darstellt. Auf Grundlage dieser drei Hauptwerke gestaltet sich der hier mitgetheilte Stammbaum, welchem auch noch die Untersuchungen Leichtlen's (die Zähringer, 1831), Rösell's (die Habsburger, 1835), und Pipitz's (die Kyburger, 1839) zu Statten kommen. Die Meinung des Fürsten Lichnowsky (»Geschichte des Hauses Habsburg,« Bd. I., S. 390): daß das nachmalige Haus Habsburg ein lothringischer Zweig gewesen, läßt sich mit dem hier befolgten genealogischen System in so fern vereinigen, als, wie weiterhin dargethan werden soll, eine Succession der Habsburger in der früher von einem lothringischen (dem egisheimischen) Zweige verwalteten Landgrafschaft im Ober-Elsaß gerade zu der Zeit angenommen werden kann, wo die Alsaciden Lothringen übernahmen (1046).

*) Wenn auch nicht so entschieden getrennt, als die für diesen Fall gangbar gewordene historische Phrase auszusprechen scheint. Denn noch vor der, durch die Heirat zwischen Franz Stephan und Maria Theresia bewirkten, vollständigen Wiedervereinigung der beiden etichonischen Linien Lothringen und Habsburg, haben zu verschiedenen Zeiten Wechselheiraten Statt gefunden; so um 1020 zwischen Itta von Lothringen und Graf Radeboto im Aargau; 1304 zwischen Herzog Ferry IV. von Lothringen und Elisabeth, Tochter König Albrecht's; 1600 zwischen Maria Anna, Tochter der Renata von Lothringen, und K. Ferdinand II.; 1678 zwischen Karl V., Herzog von Lothringen, und Eleonora, Tochter Ferdinand's III.

die Geisel Gottes, Attila, der Welt durch dieselbe Hand entnommen worden, welche sie gesendet, und die Völker wieder aufathmeten von dem grausen hunnischen Joche, tauchten, aus der ängstlichen Zurückgezogenheit, die Sueven in Gemeinschaft und an der Seite der Alemanen hervor. Ihr eigentlicher Sitz war vom Lech bis zum Rheinthal um die Quelle der Donau. An den beiden Rheinufern bis ungefähr zur Lahn gränzten die Alemanen mit den Franken; dieses Gelände bildete als Rhein- und Maindistrict das rheinische (oder West-) Franken. Aus Alemanen wurden Elsasser am linken Rheinufer. Der größte Theil von Helvetien war alemanisch. Rechts vom Rhein, in gerader Linie südlich am Jura hinauf, war Alles burgundisch. Nach der Schlacht bei Zülpich (496), welche der Alemanen Unterjochung durch die Franken entschied, erscheint Alemanien nun bleibend als ein Austrasisches Herzogthum, wozu man denn auch den Elsaß rechnete. Von den Franken erhielt das Land Herzoge, die später zur Erblichkeit gelangten; auch gab es dort in fränkischer Weise gleichzeitig Grafen. Das eigentliche Schwaben erstreckte sich vom Ursprunge des Rheins bis jenseits Straßburg, und von hier bis über den Neckar an den Lech und zu den Gletschern zurück. Elsaß insbesondere, als ein Theil Schwabens, lag an dessen linkem Rheinufer von Basel abwärts. Vom Luzerner See längs der Reuß und Limmat und dem Ausfluß der sie Beide aufnehmenden Aar in den Rheinstrom, war (vom Jura aus) die diesseitige Gränze mit Groß-Burgund.

Im Elsaß ist es, wo das hohe Ahnenbild Eticho's uns in verwischten, doch befreundeten Zügen entgegentritt. Von dem Frankenkönige Childerich II. wurde er um 666 als Herzog im Elsaß eingesetzt, und stand unter drei Königen — Childerich II., Dagobert II. und Theodorich III. — seinem Herzogthume vor, ohne daß dieses zur Zeit noch erblich gewesen wäre. Unter ihm und seinen Söhnen tritt der Elsaß allmälig durch zahlreiche Klosterstiftungen hervor, denen bedeutende Ländereien, die Eticho diesseits und jenseits des Rheines besaß, verschrieben wurden. Diesen frommen Werken verdanken die ersten Etichonen das geschichtliche Licht, das ihre Gestalten umwebt und ihr Andenken vor gänzlichem Erlöschen bewahrt hat. Eticho's religiösen Sinn bethätigen die beiden Klöster Hohenburg (Frauenmünster, jetzt St. Odilienberg genannt) und Ebersheim (Abtei zu Schlettstadt). Ersteres Kloster errichtete er für seine Tochter aus seinem hoch und herrlich gelegenen Bergschlosse, seinem früheren Sommersitze. Dorthin

wurde er auch begraben. Sonst sind die Nachrichten über ihn sehr verworren, hauptsächlich durch Verwechslung mit Anderen seines Namens, deren es mehre gegeben. Daher die unerwiesenen Züge seiner Grausamkeit, daß er z. B. im Jahre 662 den Abt St. German von Grandvall (Münster in Frauenfelden) durch seine Soldaten umbringen, ferner seine Tochter Odilia nach römischem Rechte aussetzen lassen, weil sie blind geboren, endlich, daß er einen (ungenannten) Sohn mit eigener Hand erschlagen habe. In den Urkunden der fränkischen Könige werden vielmehr seine Eigenschaften und Thaten höchlich gepriesen. Sein Todesjahr ist so unsicher, wie das seiner Geburt. Er war 684 noch am Leben, und dürfte nach vierzigjähriger Regierung um 690 verstorben seyn. Mehre Urkunden und Handschriften versetzen ihn unter die Seligen, wahrscheinlich wegen seiner Klosterstiftungen. Bischof Konrad von Straßburg legt ihm in einer Urkunde von 1190 den Titel eines Heiligen bei, welchem Beispiele Mehre bis auf 1485 gefolgt sind. Auch das alte Hohenburger Kloster-Directorium schreibt den Klosterfrauen vor, alljährlich das Gedächtniß des heil. Eticho (St. Athici) zu feiern; doch ist seine Canonisation nicht allgemein anerkannt worden. Eticho's Gemalin heißt Berehsinda, und man leitet von ihr den Namen des Städleins Bersch bei Odilienberg her. Ihrer Herkunft nach war sie eine Schwester der Sigrada, der Mutter des heil. Leodegar. Sie starb den neunten Tag nach dem Tode ihres Gemals, im Kloster zu Hohenburg, wohin sie mit ihrem tödtenden Schmerze zu ihrer heiligen Tochter Odilia sich geflüchtet hatte.

Die heilige Odilia und vier Söhne entsprossen aus Eticho's Ehe: Baticho, **Adelbert** I., Hugo und Eticho II. Adelbert war der Stammvater der einen Linie, welcher später das Geschlecht der Aargauer und Habsburger entsprang; von Eticho II. stammen die Alsaciden in Lothringen. Beide Linien vereinigten sich (1736) wieder in Franz Stephan, dem Lothringer, und Maria Theresia, der Habsburgerin. (S. die Stammtafel.) **Adelbert**, der als Urahn der Habsburger hier zuvörderst unsere Blicke auf sich zieht, regierte im Elsaß schon 684, wahrscheinlich an der Seite seines Vaters; vorher war er im Besitze des Comitats Nordgau gewesen. Er war der eigentliche Stifter des St. Michaelsklosters Hohenau, welches auf seinem und seiner Brüder Grunde, einer Insel im Rhein, stand. Dies Kloster sollte, nach seinem Wunsche, sein Andenken bewahren; hier ordnete er, im Vorgefühle nahen Todes, im Juni 722 sein Jahrgedächtniß an, bald

darauf schied er aus der Welt. Zwei Gemalinnen hatte er heimgeführt: Gerlindis und Bathild. Aus letzterer Ehe entsprossen ihm die Töchter Savina und Lutgard. Gerlindis gebar ihm, außer dem Erstgeborenen Luitfrid, noch fünf Kinder: Eberhard, Eugenia, Attala, Gundelind und Maso. Eberhard († 747) stiftete mit seiner Gemalin und seinem Bruder Luitfrid das Stift (oder Vivarium peregrinorum) Murbach im Jahre 727, als er, erschüttert durch den Tod seines einzigen Sohnes und durch die ihm plötzlich zugestoßene Blindheit, sich vom weltlichen Treiben zurückzog. Drei Töchter Adelbert's verlobten sich dem Himmel. Eugenia war nach Odilia's Tode 723 Aebtissin zu Oberhohenburg. Attala die Heilige starb als Aebtissin des Straßburger St. Stephansstiftes (3. December 741); Gundelind endlich war Aebtissin zu Niederhohenburg. Graf Maso sah seinen einzigen Sohn in dem Olrunna-Strome versinken; zum Troste seines Lebens stiftete er das Frauenkloster Masmünster im Elsaß.

Luitfrid I., Adelbert's ältester Sohn, führte schon bei seines Vaters Lebzeiten den Titel eines Herzogs im Elsaß, wahrscheinlich, wie Adelbert selbst früher, als Mitregent. Ungeachtet er sich im Jahre 715 gegen den Hausmaier Karl Martell empört und hierdurch nach fränkischem Gesetze sein Herzogthum verwirkt hatte, erhielt er sich doch im Besitze desselben, was auf seine Macht und gesicherte Stellung schließen läßt. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Eberhard und der Schwester Eugenia, schenkte er im Jahre 722 dem Kloster Hohenau den erblichen Antheil an der Insel, worauf dasselbe stand. Reiche Begabung mochten ihm auch die Klöster Ebersheim, Murbach und St. Trutpert im Schwarzwalde danken.

Luitfrid II., des Vorigen Sohn, war bei des Vaters Tode vielleicht zu jung, um sich, wie dieser, auf seiner Stelle zu erhalten. Daher ging, indem 744 Alemanien überhaupt in Grafschaften aufgelöset wurde, mit ihm zwar das Herzogthum auf eine Zeitlang unter; dennoch aber behielten seine Nachkommen einen Theil seiner Macht in den Händen, und führten (unter dem Titel von Grafen im Nord-, Sund- und Breisgau, später von Habsburg) als Grafen die Regierung im Elsaß fort. Nebst seinen Söhnen Leuthard und Hugo, machte er Schenkungen an das Kloster Belmont.

Hugo I. hinterließ von seiner Gemalin Bava drei Söhne und zwei Töchter: Luitfrid III.; Adalhard, Hugo II., Ermengard und Adelheid. Vielleicht war Adelhard derselbe Graf, der im Jahre 841 bei dem Zwiste

der Söhne Ludwig's des Frommen, einen Heertheil gegen Pipin in der Schlacht von Fontenaille befehligte, hierauf als Abgeordneter Karl des Kahlen nach Francien ging, um die Vasallen für ihn zu stimmen, auch 842 als Gesandter an den Kaiser Lothar von dessen Brüdern abgeordnet wurde, wegen der Theilung des Reiches, und 882 bei Montmartre dem Kriegsglücke der Normannen weichen mußte. Frühzeitig (wahrscheinlich 829) verblich Graf Hugo II.; der Gottesacker St. Ambros zu Mailand nahm des Jünglings Leiche auf. Ermengard wählte 821 der König Lothar I. zu seiner Gemalin; bis zu ihrem Tode (20. März 851) blieb sie ihm theuer; ihren Brüdern verlieh der König hohe Staatswürden. Adelheid war vermält an Konrad den Welfen, Grafen von Aurerre, und Mutter des Hugo Abbas, der von Lothar II. als Sohn seiner Mutterschwester und Konrad's, Oheims Karl's des Kahlen, das Erzstift Köln erhielt.

Für Luitfrid's III. ansehnliche Macht zeugt der Titel Comes illustris, den ihm König Lothar 849 beilegte; bei dem alten Mönche von St. Gallen heißt er regni Alemannici Princeps. Seinem Neffen, dem Könige, leistete er Dienste, als dieser seine Gemalin Teutberga verstieß. Das Kloster Granfelden oder Münsterthal war sein Eigenthum. Seine Gemalin, eine Schwester des Bischofs Landolo, brachte ihm die Grafschaft Windisch zu. Seine Söhne waren Hugo III. und Luitfrid IV. Ersterer erbte von seinem Vater das Kloster Granfelden und das Stift St. Trutpert nebst vielen Gütern im Elsaß. Er starb vor 884, wahrscheinlich kinderlos.

Luitfrid IV., Graf im Elsaß, war 884 Erbvogt der Klöster Granfelden und St. Trutpert. Letzteres, das ihm sein Bruder Hugo vererbt, erneuerte er 903 durch Bestätigung früherer reicher Dotationen. Seine Gemalin hieß Ermentrud; seine Söhne Hunfrid, Luitfrid und Hugo.

Luitfrid V. war Graf im Sundgau auf der linken Rheinseite, dem jenseitigen Breisgau gegenüber. Unglücklich focht er 925 gegen die Hunnen im Breisgau. Seine Söhne betheilte er mit einzelnen Gütern des Klosters Granfelden, deren Schutzvoigtei er besaß, so daß das Kloster unterzugehen drohte. Um dies zu verhindern, brachte König Konrad diese Schutzvoigteien von Luitfrid's gleichnamigem Sohne an sich und verlieh sie dem Bischof von Basel. Seine Söhne waren Luitfrid VI. und Guntram.

Guntram, zugenannt der Reiche, pflegt als der eigentliche Stammvater der Habsburger begrüßt, und deshalb meist blos auf diesen Ahnherrn

des neunten Grades zurückgegangen zu werden, weil derſelbe erweislich das habsburgiſche Eigen (vorläufig wohl ohne das Elſaſſer Landgrafiat) inne hatte. Man kann daher ſagen: die Ahnen Kaiſer Rudolf's I., von Guntram angefangen, ſind Aargauer, Grafen im Aargau, welche ſeit Erbauung der Habsburg (1021) dieſen letzteren Namen angenommen haben. Zu berückſichtigen iſt, daß Guntram „der Reiche" an Stammgütern ſchwerlich ſo reich war, als der Name ausſpricht. Sein Vater, Luitfrid V., befolgte, wie wir geſehen haben, ein verderbliches Theilungsſyſtem (unter Luitfrid VI. ging auch die Schirmvoigtei des Kloſters Granfelden verloren). Wenn daher Guntram auch eigene Güter im Elſaß ererbt hatte, ſo war dies nur der kleinere Theil ſeines Reichthums; das Meiſte nämlich hat er erheiratet mit einer (dem Namen nach unbekannten) Gemalin aus dem nachherigen Hauſe Kyburg. Denn im Kyburgiſchen Stammbaume erſcheint ein Ulrich III. als der letzte Graf im Aargau und Linzgau (Letzterer jenſeits des Bodenſee's) 860—883. Dieſem ſcheint Guntram im Aargau nachgefolgt zu ſeyn, und dann noch andere Beſitzthümer im Breisgau und Thurgau erworben zu haben, während im Elſaß ſein Eigen lag. Die Theilung unter Ulrich III. mußte ſo geſchehen ſeyn: ſein Sohn Ulrich IV. bekam die Güter im Linzgau und in dem unteren (oder großen) Thurgau (darunter aber nicht auch Kyburg, welches erſt durch Heirat an ſeinen Ururenkel kam 1027); Guntram, der muthmaßliche Schwiegerſohn, hingegen erhielt die Güter-Mitgift im Aargau und oberen (oder kleinen) Thurgau, wozu durch Kauf oder ſonſtigen Erwerb noch Güter im Breisgau kamen. Wie bei Eticho, ſo ſcheinen auch bei Guntram Verwechslungen gleichnamiger Perſonen zu mancherlei Unrichtigkeiten Anlaß gegeben zu haben. Dahin gehört die Erzählung von Guntram's Aufſtande gegen den Kaiſer Otto I., wodurch er den größten Theil ſeiner Güter verwirkt und verloren habe, wenigſtens konnte dies nicht von ſeinen Beſitzungen im Aargau gelten, da Alles den Erben blieb. Aus irgend einer anderen Veranlaſſung mag Guntram ſich auf ſein Eigen zurückgezogen haben, welches an der Reuß und an beiden Seiten der Aar lag, Bruck und Windiſch in ſich ſchloß und Wolen zum Sitze hatte. Wie in jenen bewegten Zeiten der ärmere freie Mann, gegen den Zwang der Heerfolge und andere Plackereien, den Grafen des Gaues zu ſeinem Schirmherrn wählte, und ſo demſelben Gelegenheit gab, durch Pacht- und ſonſtige Verträge ſich allmälig

in einen wirklichen und bleibenden Herrn zu verwandeln; so stellten sich, gegen Erbietung gewisser Dienstleistungen, die Freien eines beträchtlichen Theils des Aargaues unter Guntram's Schutz, während die Freien zu Muri und in der Umgegend den Schutz Cancelin's (Konrad's), des Sohnes Guntram's, suchten. Als in der Folge Cancelin seine Schirmherrlichkeit zu Bedrückungen benutzte, kam es zu Reibungen, und endlich jagte Cancelin die Freien von Haus und Hof, und setzte seine Dienstleute in das Eigenthum der Vertriebenen ein. Mehrmals versuchten sie in Güte oder Gewalt zurückzukehren; immer vergeblich. Graf Radeboto, Cancelin's Sohn, stieß sie abermals hinaus, und um sich ihrer besser zu erwehren, baute er zu Muri das feste Herrenhaus. Als der greise Cancelin zu seinen Vätern ging (um 990), meinten die verjagten Freien, nachdem jeder friedliche Versuch gescheitert, müsse offene Fehde ihnen zu ihrem Rechte verhelfen. Bei Murbach ereilte sie Graf Radeboto, schlug und zerstreute sie. Ihre Habe blieb in seinen Händen. Durch glückliche Heirat mehrte Radeboto sein Ansehen; er vermälte sich mit Ida, des Herzogs Friedrich von Lothringen Tochter, deren Mutterbruder Hugo Capet; ihr Halbbruder war Kuno Graf zu Rheinfelden, des Gegenkönigs Rudolf Vater. Muri und das dortige Herrenhaus soll ihr als Witwensitz angewiesen worden seyn. Doch war bald darauf dies Besitzthum in den Händen des Bischofs Werner von Straßburg, des Bruders Radeboto's. Durch ihn wurde Muri als Kloster zu Ehren der allerheiligsten Dreieinigkeit eingeweiht, die Regel des heiligen Benedict als Richtschnur gegeben, und festgesetzt: daß der jedesmalige Herr des Schlosses Habsburg Schirmherr des neuen Klosters seyn solle. Mit Recht durfte in neuester Zeit Oesterreich Einrede gegen die Aufhebung der Klöster im Aargau einlegen, da dieselben zum Theil mit dem Erbgute des Hauses Habsburg entweder gestiftet oder ausgestattet worden. Zum Schutze des von ihm gestifteten Klosters erbaute der Bischof auf dem Wützelberge an der Aar eine Burg. Weil sie auf seinem Eigen lag, seine „Habe" an Land und Gütern beherrschte und überblickte, nannte er sie die Burg seiner Habe, die „Habsburg." Graf Radeboto leitete den Bau. Der Bischof scheute keine Opfer und Kosten für die neue Gründung. Als ihm Radeboto berichtete, daß der Bau sein Ende erreicht, ging der Bischof, das Werk zu mustern. Der schlichte Bau, der geringe Umfang der Mauern, nach so großem Aufwande an Geld, machte ihn unmuthig. Des anderen Tages

aber sah er mit Erstaunen die Burg mit einem mächtigen Haufen wohlgerüsteter und bewaffneter Mannen umgeben, und Radeboto deutete auf die streitbare Schaar und sagte ihm: „Lebendige Mauern habe ich erworben; tapferer Mannen Treue ist die beste Burg."

Und immer hat Habsburg's erlauchter Stamm die lebendige Treue der Völker hoch über den stumpfen Trotz lebloser Mauern geachtet, und mit Liebe und Huld festere Schutzwehren erbaut, als Gold und Zwang dem todten Gesteine abgewinnen mögen; denn Steine vermorschen und zerschellen, doch des Menschengeistes Waffen splittern nimmer. Auch Sparta war ohne Mauern! —

Der Habsburger Einfluß und Wirken tritt seitdem in allen friedlichen und kriegerischen Fragen jener Zeit hervor. In dem burgundischen Kriege übertrug der Kaiser Heinrich II. seinem Jugendfreunde, dem Bischof Werner von Straßburg, den Heerbefehl. Dieser zog aus, begleitet von seinen Brüdern, den Grafen Radeboto und Cancelin II., schlug am Genfersee den Grafen Wilhelm von Poitiers auf's Haupt, und unterwarf Burgund dem Kaiser. Als aber des Letzteren Nachfolger, König Konrad, dieses Land 1026 wie ein gewöhnliches Reichslehen vergeben wollte, brachen abermalige Unruhen aus. Gegen den nächsten Erben, den Herzog Ernst II. babenbergischen Geblütes, wendete sich der König zuerst. Kleinmüthig gaben in solcher Gefahr den Herzog die meisten seiner Grafen auf; doch Bischof Werner blieb ihm getreu, und auch Habsburg soll ihm beigestanden haben, schon wegen der engen verwandtschaftlichen Bande mit dem babenbergischen Herzoge, der, zu eigenem Verderben, seine Sache voreilig aufgab. Ernst's Anhänger steckten, nach dem Beispiele ihres Oberhauptes, ihr Schwert in die Scheide; nur der Graf Werner von Kyburg setzte den Widerstand fort, und seine Burg wurde gebrochen. Den Habsburgern erwuchs kein Nachtheil daraus, daß sie gegen den siegenden König Partei genommen. Nur den Bischof Werner ereilte des Königs Groll; unter dem Vorwande einer Gesandtschaft an den morgenländischen Kaiserhof ward er nach Konstantinopel entfernt; dort setzte man ihn gefangen auf eine Insel, bis der Tod den kraftvollen Mann erlöste (1028).

Gleichzeitig drohten Familienzwiste die Grundfesten der jungen Habsburg zu erschüttern. Graf Radeboto's Bruder, Rudolf, meinte, bei Theilung der väterlichen Güter im Nachtheil verblieben zu seyn. Da man ihm

nicht beistimmte, suchte er sein vermeintliches Recht mit dem Schwerte. Doch der unerschrockene Radeboto verwies ihn mit den Waffen zur Ruhe, und Herr Rudolf mußte sich seines Antheils bescheiden.

Graf Radeboto hinterließ bei seinem Sterben (1027) drei Söhne und eine Tochter. Letztere, Richenza genannt, vermälte sich dem mächtigen Grafen Ulrich von Lenzburg und zu Baden, der, Kastenvoigt am Frauenmünster zu Zürich, des Kaisers Richteramt an der Mallstatt zu Rore vertrat; Radeboto's Söhne hießen Albrecht, Werner und Otto. Letzterer, Graf im Sundgau, erwarb 1046 das Landgrafiat im oberen Elsaß, ward aber kurz darauf von einem ergrimmten Ritter umgebracht. Den Stamm pflanzte Graf Werner fort, der Fromme benannt wegen seiner Verdienste um das Stift Muri, das er als Voigt in treue Obhut genommen. Er erlangte 1064 sowohl die päpstliche Bestätigung der Stiftung zu Muri, als auch die Trennung derselben von der Abtei Einsiedeln, welcher sie bisher untergeordnet gewesen, und ihre unmittelbare Stellung unter den römischen Stuhl. Werner's Gemalin, Regulinde, entstammte dem angesehenen, besonders nordwärts des Bodensee's begüterten Geschlechte der Grafen von Nellenburg. Der Gegenkönig, Herzog Rudolf von Schwaben, stand zu ihm, als Sohn des Bruders seiner Mutter, in naher Verwandtschaft. Darum trat er auf seine Seite, kämpfte des Gegenkönigs Schlachten und sah ihn unterliegen. Doch brachte ihm Rudolf's Fall keinen Nachtheil. Den 11. November 1096 segnete er das Zeitliche. Er hinterließ zwei Söhne, Otto II. und Albrecht II., und eine Tochter Ida, Letztere vermält an Rudolf von Thierstein oder Homburg. Otto erweiterte die Güter seines Hauses; durch Kauf erwarb er Besitzungen in Dietikon an der Limmat; auf seiner Feste Buttenheim im Elsaß tödtete ihn 1111 Uoso von Uosenberg. Otto's Bruder, Albrecht II., ließ 1114 die Freilassung Muri's durch den Kaiser Heinrich IV. bestätigen, bestand Fehden im Elsaß und stand wahrscheinlich dem oberen, südlichen Theile dieses Landes als Landgraf vor.

Werner II. wird bald als Otto's II. Sohn, bald als Albrechts II. Enkel durch einen Otto III. genannt. Er vermälte sich zwei Mal; zum ersten mit Ida, des Grafen Werner von Thierstein oder Homburg Tochter, dann mit einer Gertrud von unbekannter Abstammung. Jene gebar ihm die Söhne Werner III., Rudolf und Otto, der später den Bischofsitz von [illegible] gewann. Gertrud mag er Albrecht III., Gertruden, des

Grafen Dietrich vom Mümpelgard Gemalin, und die dem Grafen Johann von Pfirt vermälte Richenza gezeugt haben.

Der Habsburgiſche Stamm trieb fort in Albrecht III., der Reiche genannt, weil ſeine Gemalin, Ida, die Tochter des Grafen Rudolf II. von Pfullendorf und Bregenz, ihm große Güter zugebracht; andere beträchtliche Güter im Zürichgau, die dortige Grafſchaft, die Voigtei von Seckingen und das Allod von Biederton wurden ihm vom Kaiſer Friedrich I., dem Haupterben der Pfullendorf, verliehen. So wuchs Habsburg's Hausmacht ſchnell und anſehnlich, und vorbereitet wurden die großen Geſchicke, die des Hauſes warteten. Gräfin Ida war eine Schweſtertochter des älteren Welf (VI.), des Herrn der tusciſchen (toscaniſchen) Güter und Namengebers der Welfen, deren edles Blut durch dieſe Heirat ſich dem Habsburgiſchen mengte. Der Erſte ſeines Hauſes erſcheint Albrecht III. urkundlich mit dem Titel eines Provinzial oder Landgrafen im Elſaß, eigentlich im oberen Elſaß, bekleidet, nachdem dieſe Würde in früherer Zeit bei einem Zweige des lothringiſchen Hauſes gefunden *) ward. Auch als Voigt von Murbach

*) Wenn mit ziemlicher Gewißheit dargethan werden kann, daß, wie hier bereits erwähnt wurde, Radeboto's Sohn, Graf Otto im Sundgau, im Jahre 1046 die Landgrafenwürde im oberen Elſaß erlangte, ſo iſt die Frage am Orte: wie iſt er dazu gekommen? Da die Landgrafſchaft, mit welcher in dieſer Gegend die Ausübung der kaiſerlichen höheren Gerichtsbarkeit verbunden war, als Reichslehen beſeſſen wurde, ſo iſt eine regelmäßige Erbfolge dabei keineswegs anzunehmen. Nun iſt aber ausgemacht, daß dieſe oberelſaſſiſche Landgrafſchaft einem Zweige des lothringiſchen Hauſes noch vor 1048 angehört hat. Dieſer lothringiſche Zweig iſt kein anderer, als jener der Grafen von Egisheim, anhebend mit Hugo VI., Sohn Hugo's IV., Großvatersbruders des erſten alſacidiſchen Erbherzogs von Ober-Lothringen, Adelbert II. (S. die Stammtafel der Etichonen.) Der Neuheit wegen muß dieſer Beweis diplomatiſch geführt werden. Hugo IV. (Großvater Papſt Leo's IX.), der Heiſere, ſtammt in gerader Descendenz von Eticho II. ab, iſt folglich ein lothringiſcher Alſacide. Sein Enkel nennt ihn in der Beſtätigungsbulle des von Hugo geſtifteten Kloſters Altorf im Nortgouwe (Eberhardus comes — filius ejus) Hugo, qui erat aliquantulum raucus. (Bulla de an. 1047. Schoepflin in Alsat. dipl. T. II. p. 477.) Er mußte die Landgrafſchaft im Ober-Elſaß beſeſſen haben, da ihm viele dahin gehörige Ortſchaften unterthan. (Urk. Kaiſ. Otto's I. vom 16. Nov. 968 ap. Meibom. T. I. p. 752. Herrgott Gen. dipl. nr. 142.) In der Gegend von Egisheim war auch ein Habsburgiſcher Alſacide, zugleich zweiter Hugo IV. (Onkel Guntram's des Reichen), begütert und führte ſelbſt den Titel davon 903. (Eccard. Orig. Habsb. p. 143.) Hieraus folgt: 1) daß zwiſchen beiden etichoniſchen Linien noch im Jahre 903 theilweiſe Gütergemeinſchaft herrſchte; 2) daß die oberelſaſſiſche Landgrafſchaft im Jahre 968 und

tritt er zuerſt urkundlich auf. Dieſe Voigtei befeſtigte Habsburg's Macht an den Seen und im hohen Alpengebirge, das fortan, da Murbach's Güter mit denen Habsburg's dort vereint lagen, völlig dieſem Hauſe unterſtand; den Glanz desſelben mehrte die Verwaltung des kaiſerlichen Richteramtes. Seinem Verwandten, Welf dem Jüngeren, ſoll er 1164 in der Schlacht gegen den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen beigeſtanden haben; gleichwohl genoß er fortwährend die Gunſt der Hohenſtaufen. Bei ſeinem Tode (25. Nov. 1199) hinterließ er eine Tochter, vermälte Gräfin von

---

wohl früher von dem egisheimiſch-lothringiſchen Seitenaſte verwaltet wurde; 3) daß folglich ein Succeſſionsrecht zwiſchen beiden Linien immerhin vom Kaiſer Heinrich III. reſpectirt werden mochte, der das Landgrafiat nach (Hugo's IV. Sohnes) Hugo's VI. Zurücktritte dem verwandten Sundgauer Otto verlieh. Hugo VI. (Vater Papſt Leo's IX.) hatte die Erbgräfin von Dachsburg zur Gemalin. Es iſt weiter oben gemeldet worden, daß Herzog Ernſt II. von Alemannien (zugleich Enkel Leopold's des Erlauchten von Babenberg) gegen ſeinen Stiefvater, Kaiſer Konrad II., einen Aufſtand wegen ſeiner burgundiſchen Erbanſprüche erregte, wobei unter Anderen auch Biſchof Werner und Radeboto, die beiden Erbauer der Habsburg, ziemlich auf ſeiner Seite waren. Derſelbe Herzog Ernſt zerſtörte um 1027 auch Hugo's VI. Schlöſſer im Elſaß, weil Letzterer ebenfalls aus ſaliſchem Blute ſtammte und dem Kaiſer anhing. (Wippo Vita Conr. p. 434.) Unter ſolchen Umſtänden gab Hugo VI. ohne Zweifel die Landgrafenwürde 1026 auf, zog ſich nach Dachsburg (an den Vogeſen zwiſchen Pfalzburg und Saverne gelegen) oder ſonſt wohin zurück, und Otto Graf im Sundgau folgte ihm, gemäß alter Familienanſprüche, nach. — Auf dieſe Weiſe benutzte ein Sproſſe des einen Etichoniſchen Zweiges, Graf Otto im Sundgau, Sohn Radeboto's von Habsburg, 1046 die Gelegenheit, in dem, von dem anderen Zweige verwalteten Landgrafiate zu ſuccediren. Aber nicht blos trat ein Habsburger rechtmäßig in Rechte und Würden, welche von einem Seitenzweige der Lothringer freigegeben waren, ſondern gleichzeitig ſetzte ſich der lothringiſch-etichoniſche Hauptſtamm ſelbſt auf dem Herzogsſtuhle von Oberlothringen feſt, um nach 690 Jahren denſelben Kaiſerthron zu beſteigen, welchen der habsburgiſch-etichoniſche Hauptſtamm bereits 458 Jahre früher inne hatte. Adelbert II. wurde nämlich von ſeinem Vetter, Kaiſer Heinrich III., ebenfalls im Jahre 1046 mit dem, durch Gottfried den Bärtigen verwirkten Herzogthume Oberlothringen, erblich beliehen. Von ihm oder vielmehr von ſeinem Bruder und Nachfolger, Gerhard III., ging der nachherige lothringiſche Kaiſerſtamm aus. Wie ſie gemeinſam dem mächtigen Hauptſtamm Etticho's entſproſſen, ſo verzweigten ſich, obſchon äußerlich getrennt, die beiden erlauchten Geſchlechter Habsburg und Lothringen doch frühzeitig in ihren bedeutungsvollſten Geſchicken; ſo trugen ſie gegenſeitig, in der wunderbarſten hiſtoriſchen Wahlverwandtſchaft, ihre [illegible] förderlich zu, bis ſie, im Kreislaufe [illegible] das Innigſte wiederfanden und zu [illegible] hohen Ziele und Zwecke ſich [illegible]

Leiningen, und einen Sohn, Rudolf III., welcher als erblicher Voigt von Murbach und Rufach im Straßburger Hochstift genannt wird. Ob letztere Voigtei schon seinen Vätern zustand, ob, und wie er sie erwarb, ist nicht bekannt; vielleicht war sie ein Bestandtheil des elsassischen Landgrafiates. Gegen zwei Höfe in Schinznach und Vilnachern tauschte er von der Abtei Seckingen die Stadt Laufenburg nebst Zubehör, und die Kastvoigtei über das Stift selbst ein. Schwyz war schon seit lange bei dem Hause Habsburg. Zwar nahm ihm 1231 König Heinrich VII. das Eigen nebst der Kastvoigtei von Murbach, entband auch die gesammte Gemeinde des Thales Uri von der Oberherrschaft des Grafen Rudolf, und befahl, daß dieselbe stets bei dem Reiche bleiben solle; aber wahrscheinlich durch freie Wahl der Stiftsvorsteher gelangte sowohl die Voigtei von Murbach, wie jene des Züricher Frauenmünsters, bald wieder an Habsburg zurück. Graf Rudolf starb 1232. Seine Gemalin, Agnes von Staufen (doch keine Hohenstaufin), hatte ihm drei Söhne: Albrecht, Rudolf und Werner, und zwei Töchter, Heilwig und Gertrud, geboren.

Die Töchter vermälten sich an die gräflichen Brüder Hermann und Friedrich von Frohburg. Werner starb in jungen Jahren. Albrecht, zugenannt der Weise, und Rudolf theilten um 1238 das väterliche Erbe an Herrschaften, Gütern und Rechten, wahrscheinlich kraft einer Grund- und Todtheilung, die einen Rückfall des Eigenthums des zuerst erlöschenden Zweiges an den überlebenden ausschloß. Albrecht erhielt nebst Anderem: die Habsburg mit dem Ländchen des Eigens, die Mehrzahl der Güter im Aargau und Zürichgau, jene im Sundgau und Breisgau, dann das Landgrafiat im Aargau. Dem Grafen Rudolf fielen nebst Anderem zu: Laufenburg, das Erbe von Biederton, Sempach, Schwyz, Sarnen, die Sißgauer, Klettgauer, dann die am Luzerner See gelegenen Güter und die Voigtei über Seckingen nebst dem Lande Glaris. Gemeinsam behielten die Brüder die Kastvoigteien über Muri und Murbach, desgleichen das Landgrafiat im Elsaß, Letzteres ohne Vererbung auf Rudolf's Kinder. Es war dies die erste größere Theilung und einzige Todtheilung der Besitzungen des Hauses. Nach ihren Hauptsitzen hat man später die beiden Linien durch die Unterscheidungsnamen der Habsburger und der Laufenburger (erloschen 1408), oder auch der Albrechtinischen und Rudolfinischen bezeichnet.

Albrecht vermälte sich mit Heilwig, einer Tochter des Grafen Ulrich

sen Gemalin *Anna Elisabeth*, des Pfalzgrafen Hugo von

Burgund Tochter, ſpäter (1218) an dem Zähringer Erbe Antheil hatte. — Während Rudolf, der eine Tochter Leutold's von Regensburg geehelicht, kräftig auf der Seite der Welfen ſtand, hielt ſich ſein Bruder Albrecht, ungeachtet der Welfiſchen Geſinnungen der Familie ſeiner Gattin, mit gleichem Eifer zur Partei der Waiblinger. Als Feldhauptmann von Straßburg kämpfte er die Fehden dieſer Stadt gegen zwei ihrer Biſchöfe. Wie ſein umſichtiges Benehmen ihm den Namen des Weiſen erwarb, ſo ward ihm der Ruhm der Gerechtigkeitsliebe durch einen Spruch, den er als Theilhaber des Landgrafenamtes im Elſaß, zu Gunſten des Kloſters St. Trutpert gegen ſeine eigenen nahen Verwandten, die Herren von Staufen auf Scharfenſtein, als Vögte jenes Kloſters, fällte. Seiner Ehe mit der Kyburg'ſchen Heilwig entſproſſen die Söhne Rudolf, Albrecht und Hartmann, die Töchter Eliſabeth und Clementia. Albrecht, Domherr zu Straßburg und Baſel, ſoll am 1. Januar 1256 in der Gefangenſchaft zu Mailand verblichen ſeyn. Graf Hartmann mag nach 1247 geſtorben ſeyn. Rudolf erhob Habsburg's Ruhm zur Weltbedeutung; ſein ward die erſte Krone der Chriſtenheit. Eliſabeth wurde als Gemalin heimgeführt von Friedrich von Zollern, Burggrafen zu Nürnberg, wodurch ſchon in früher Zeit das Blut der Habsburger und Zollern ſich miſchte. Clementia reichte ihre Hand dem Grafen Emerich von Straßberg (Eußaberch), und nach deſſen Tode dem Otto von Ochſenſtein.

Es war am 1. Mai 1218, als auf dem Schloſſe Limburg am Rhein im Breisgau, Rudolf ſeinem Vater Albrecht, Grafen von Habsburg, Landgrafen im Elſaß, geboren wurde. Der große Hohenſtaufe, Kaiſer Friedrich II., ſprach auf ſeinem Zuge nach Baſel bei dem Grafen ein, ward Taufpathe des neugeborenen Knaben, und gab ihm den Namen Rudolf. So legte ſich ſchon bei ſeiner Geburt eine Kaiſerhand auf ſein Haupt, wie er in ſpäterer Zeit ſelbſt die kaiſerliche Rechte tröſtend und Frieden ſpendend auf das gebeugte Haupt des deutſchen Volkes und Reiches zu legen beſtimmt war.

Kriegeriſch, doch fromm war Rudolf's Erziehung; denn Mannesmuth und Gottesglaube thaten Noth in einer Zeit, wo das Reich bedroht von inneren und äußeren Feinden, die alte Kraft gebrochen war durch Parteiungen und Geſetzloſigkeit, und, inmitten des Erbes Karl's des Großen, Waiblinger und Welfen einander gegenüber ſtanden, die Hand am Schwerte, bald lauernd, bald würgend. Graf Albrecht ſtand, da eine Partei nothwendig gewählt werden mußte, und ſein Herz, ſeine Lehenstreue ihn zu den Helden-

kaisern des Hohenstaufen'schen Geschlechtes hinzog, auf der Seite der Waiblinger. Doch in geistlichen Dingen bewies er der Kirche seine Demuth. Nach dem heiligen Lande sehnte sich sein christlicher Sinn. In Muri, wo seine Väter ruhten, nahm er Abschied von seinen Söhnen, ermahnte sie zur Gottesfurcht, zur Gerechtigkeit gegen die Menschen und zu ritterlichem Muthe. Dann zog er (1238) in die Provence, und von hier mit Richard von Cornwall nach Syrien, wo er im folgenden Jahre (1239), fern von den Seinen, verblich.

Des Vaters Besitzungen übernahm Graf Rudolf mit seinen Brüdern gemeinsam, ohne Theilung. Zugleich erbte er von seinem Vater die Treue für den Kaiser und den Eifer für die Waiblingische Sache. 1241 war er bei dem siegreichen Kaiser in Italien. Bald darauf vermälte er sich mit Gertrud, Tochter des Grafen von Hohenberg und Heigerloch und der Gräfin von Freyburg, deren Geschlecht gleiches Stammes mit jenem der Fürstenberge. Zehn Kinder entsprossen dieser langen und glücklichen Ehe: Albrecht, nachmals deutscher König und Gründer der Habsburg'schen Dynastie in Oesterreich, geboren um 1248; Hartmann, geboren 1262; Rudolf, geboren um 1270, und Karl, geboren 1276 und schon als Kind gestorben; dann sechs Töchter: Mechtild, Anna oder Katharina, Agnes, Hedwig, Juditha oder Gutta, und Clementia. Als Heiratsgut brachte Gertrud, welche als römische Königin später ihren Namen in Anna veränderte, nach damals üblicher Sitte — dem Grafen Rudolf das Wyler- oder Albrechtsthal im Elsaß, und Schloß Ortenburg zu. Rudolf's Besitzungen waren größer an Umfang, als an Ertrag, denn die Alpenthäler, über die er gebot, waren meist noch Wald und Sumpf, und nur das Hügelland bebaut und ertragsfähig. Auch gestattete die unruhvolle Zeit nicht, die Ernte des Friedens abzuwarten; es galt mitschlagen, oder geschlagen werden.

Mit Hugo von Tuffenstein gerieth Rudolf zuerst in Fehde; er brach 1241 die Burg des Gegners, dessen ihn gleichzeitig der Tod entledigte. Auch mit seinen welfisch gesinnten Oheimen väterlicher und mütterlicher Seite kam er in Streitigkeiten, denen theils Mißverständnisse wegen der Art der Theilung, theils politische Abneigungen zu Grunde liegen mochten. 1242 griffen die beiden Rudolfe, der Habsburger und der Laufenburger, einander mit Erbitterung an, verwüsteten gegenseitig ihre Güter; der Laufenburger plünderte und verbrannte Bruck, wurde aber dann geschlagen und verstand sich, aus

Mangel an Geldmitteln, zu friedlichem Vertrage. In Streit und Güte kam Rudolf auch mit seinen Ansprüchen an seinen Oheim von mütterlicher Seite, den Grafen Hartmann den Aelteren von Kyburg, zu Stande. 1243 empfing der junge Graf Rudolf den Ritterschlag, und wurde 1245 an das kaiserliche Hoflager nach Verona berufen, wo er als Zeuge eine Urkunde vollziehen half, durch welche der Kaiser Friedrich, nach seiner Versöhnung mit Friedrich dem Streitbaren, den österreichischen Freiheitsbrief von 1156 bestätigte. Bald darauf (1249) gründete Rudolf gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem Straßburger Domherrn, Grafen Albrecht, die Stadt Waldshut, und machte sie frei von aller Leibeigenschaft. Seine Anhänglichkeit an den Kaiser Friedrich II. zog ihm in demselben Jahre durch Papst Innocenz IV. den Kirchenbann zu; die Glocken mußten schweigen auf den Besitzungen des Grafen, die Kirchen blieben geschlossen. In Muri allein durfte, doch nur bei geschlossenen Thüren, Gottesdienst für die dortigen Mönche gehalten werden. Die Hohenstaufen, um derenwillen der Graf solches leiden mußte, suchten durch Gnadenverleihungen ihn zu entschädigen. Später (1245) entbrannte Fehde zwischen dem Grafen und dem Bischof von Basel, Berchthold Grafen von Pfirt. Der Kirchenfürst unterlag; bis unter die Thore Basel's streiften des Grafen Mannen, die Steinenvorstadt ging in Flammen auf. Der bedrängte Bischof griff nach geistlichen Waffen; auf seinen Betrieb erneuerte am 18. August 1254 Papst Innocenz IV. den Kirchenbann gegen den Grafen, wegen seiner Parteinahme für die Hohenstaufen. Mehre Herren des Aargaues waren in dem Interdicte mitbegriffen, dessen Ausführung der Baseler Bischof, als Diöcesan, übernahm.

Mit diesem Ereignisse, das der gläubige Sinn des Grafen nicht so leicht nahm, als mancher andere Herr und Ritter es nehmen mochte, trat ein Wendepunkt in Rudolf's Leben und Gesinnungen ein. Kaiser Friedrich lebte nicht mehr; die mächtige Eiche Hohenstaufen neigte sich unaufhaltsam ihrem Falle zu, den großen Waiblinger-Bund mußte früher oder später das Verhängniß sprengen. Kein Zweck war mehr vorhanden, der den Kampf mit den Blutsfreunden, den Bruch mit der Kirche hätte entschuldigen können; nach Vereinigung und Sühne rief das schwer geschlagene Reich, riefen die Guten und Weisen aller Parteien. Auch Rudolf erkannte diese Mahnung der Zeit; es fiel ihm ein, daß es sich jetzt nicht mehr um Parteinamen, sondern nur um das

liche Recht handeln dürfe, und dieses fortan zu seinem ausschließenden

Banner erwählend, wurde er keiner früher erkorenen Partei ungetreu, schloß sich keiner entgegengesetzten unbedingt an. Die Reife des Mannesalters trat auch hinzu, und klärte ihn auf über Manches, was der jugendliche Sinn, weil es groß und blendend, auch gut und recht geheißen hatte. Die Kirche versöhnte er durch Schadenersatz an das St. Maria-Magdalenen-Kloster zu Basel, das bei dem Angriffe seiner Krieger in Asche gelegt worden war. Seine Mäßigung zog auch Aussöhnung mit seinen welfisch gesinnten Verwandten, dem Grafen Gottfried von Habsburg-Laufenburg, dem Sohne des mittlerweile verstorbenen Grafen Rudolf, und mit dem Bruder seiner Mutter, dem älteren Grafen Hartmann von Kyburg, nach sich. Hochwichtige Folgen gingen daraus für Habsburg hervor.

Graf Hartmann der Aeltere von Kyburg war hochbejahrt und ohne Leibeserben; auch sein gleichnamiger jüngerer Neffe starb (1263), nur eine minderjährige Tochter, Anna, hinterlassend. Das uralte Haus Kyburg ging dem Erlöschen zu. Zwar hatte dazumal, als Graf Hartmann mit seinem Neffen Rudolf in Fehde lag, jener, aus Verdruß und Vorsicht (25. April 1244) sein ganzes Besitzthum dem Straßburger Bischofsstuhle übergeben, und dann von demselben wieder zu Lehen genommen, ein in jenen Zeiten der Unruhe und Unsicherheit sehr übliches Verfahren, um sich aus verworrenen Verhältnissen herauszuziehen und mächtige Schutzherren an sein Interesse zu fesseln. Nun aber der alte Graf seinen Stamm dahin welken sah, sein Neffe sich ihm versöhnt, die dem Kyburger verhaßten waiblingischen Verbindungen theils gelockert, theils aufgegeben, und jetzt stark und herrlich dastand in der Kraft der Jahre und besonnenen Muthes; da hätte Herr Hartmann so gern seinen Namen und seine reichen Güter dem Neffen vererbt, dem ein neues blühendes Geschlecht entsprießen sollte, vor allen fähig und ausersehen, den Kyburger Namen in sich zu verjüngen. Aber jene, in unzeitigem Eifer ausgestellte Urkunde des Grafen Hartmann, durch welche er nicht nur die Erbfähigkeit seiner Nichte, sondern auch, bei deren kinderlosem Hintritte, den Heimfall seiner Güter an Straßburg ausgesprochen hatte, stand seinen jetzigen Wünschen im Wege. Auf gütliche Weise war der neue Straßburger Bischof, Walter von Geroldseck, nicht zur Herausgabe der Urkunde zu bewegen; da fand sich die Gelegenheit zur Strenge. Der Bischof gerieth in Zerwürfnisse mit der Stadt Straßburg; er verließ sie mit dem ganzen Kapitel, bis auf zwei Domherren, und untersagte alle kirchlichen Uebungen im Orte. Man bereitete sich zu Feindselig-

keiten; dem Biſchofe half der Erzbiſchof von Trier. Graf Rudolf kam, von ſeinem Vetter Gottfried begleitet, der Stadt zu Hilfe, die noch von ſeinem Vater her ihm anhänglich war, und trat (21. Februar 1261) an die Spitze ihrer Truppen. Mit ihm waren Graf Konrad von Freiburg, des Grafen Heinrich von Fürſtenberg Bruder, Graf Heinrich von Welſchneuenburg, Domprobſt von Baſel, und andere Herren und Ritter. Den Biſchöflichen ging man hart zu Leibe; bei Hußbergen wurden ſie 1262 durch Rudolf's Schwager, Otto von Ochſenſtein, geſchlagen, und dadurch das Trier'ſche Bündniß zerſprengt; durch des Grafen Gottfried Beiſtand wurde Kaiſersberg, dann Reichenſtein ſammt Schöneck genommen. Colmar eroberte man durch Liſt. Der verjagte Schultheiß Röſſelmann, mit dem Grafen einverſtanden, verbarg ſich in einem Faſſe und gelangte ſo in die Stadt. D'rinnen gelang es ihm ein Thor zu öffnen; durch einen, auf einem Spieße empor gehaltenen Strohbrand gab er dem Grafen Gottfried ein Zeichen. Dieſer jagte mit ſeinem Häuflein heran und drang in die Stadt. Es war Nacht; aber durch angezündetes Stroh lichtete man die Finſterniß, und unter dem Geſchrei: „Habsburg! Habsburg!" wurde Colmar beſetzt. Die Stadt Mühlhauſen ging freiwillig über; das Schloß bezwang man nach dreimonatlicher Belagerung. Doch ergaben ſich die Feinde nicht um ſo leichten Preis; ſie verwüſteten dem Grafen Rudolf das Wylerthal, und fügten ihm des Schadens genug bei. Gleichwohl gerieth der Biſchof in die ärgſte Bedrängniß; der Gram ſtürzte ihn zuletzt in's Grab (1263). Sein Verwandter und Nachfolger, Heinrich, lieh, der langen Fehde müde, der eintretenden Vermittelung ein williges Ohr. Er gab die ſtreitige Urkunde dem Grafen Hartmann heraus, und ſomit war Rudolf's Hauptbegehren erfüllt, und man ſchloß Frieden.

Des Grafen Hartmann letztes Stündlein nahete. Die Wehrloſigkeit des Sterbenden machten ſich die Bürger der Stadt Winterthur, welcher Kyburg ſo manches Gute erwieſen, zu Nutze; ſie überfielen und brachen die Feſtung Winterthur auf dem heiligen Berge, die Quaderſteine der zerſchmetterten Burg nach der Stadt ſchleppend, um Häuſer daraus aufzuführen. Graf Hartmann behielt nur noch Zeit, ſeinen Neffen zur Vergeltung auffordern zu laſſen; dann ereilte ihn der Tod (im Spätjahr 1264). Sein Erbe war Rudolf, der ſeinen Titeln als Graf von Habsburg und Landgraf im Elſaß, nun auch die Titel und Würden der Grafen von Kyburg hinzufügte. Ihm huldigten alle Miniſterialen der ausgebreiteten Herrſchaften des erloſchenen

Geschlechtes von Kyburg, von Baden, von Turgau, vom Gaster, von Frauenfeld, ferner die durch Kyburger gebauten oder ererbten Städte; auch die von jenen gestifteten oder in Vogtei genommenen Klöster bezeigten ihm ihre Ehrerbietung. Ungeachtet der Theilung, welche die burgundischen Güter von dem Kyburg'schen Erbe gerissen, war dasselbe noch immer reich und herrlich. Es umfaßte den größten Theil des Landes von St. Gallen bis zur Aar, vom Rhein bis an die Gletscher, und mehrte Habsburg's Kraft und Hausmacht ansehnlichst. In Schwaben und im oberen Burgund konnten sich nur die Grafen von Savoyen neben Rudolf stellen.

Rudolf hielt auf Zucht und Ordnung in seinen Landen; er wehrte kräftig den Räubereien, und schützte durch sicheres Geleit die Pilger und Reisenden aus und nach Italien. Selbst Fürsten und mächtige Herren suchten in solchen Fällen seinen Schutz, und Viele verband er sich dadurch zu Gegendienst und Freundschaft. Als 1273 der Erzbischof Werner von Mainz in kirchlichen Angelegenheiten nach Italien ging, gab ihm Graf Rudolf das Geleite, und des Kirchenfürsten Vertrauen und Dankbarkeit, die er sich dabei erwarb, sollten später nicht wenig zu seiner Erhebung beitragen. Gerechtigkeit übte er gegen Hohe und Geringe, im scharfen Gegensatze zu den meisten anderen Herren seiner Zeit, welche Milde und Unparteilichkeit gegen Niedrige als Erniedrigung ansahen, und den Namen eines Beschützers der Bürger und Bauern, den sie dem Grafen Rudolf beilegten, in eine Anklage verwandelten.

Auch neideten ihm Viele das reiche Erbe von Kyburg, und rühmten sich eigener Ansprüche daran durch Verwandtschaft oder Verträge. So der Freiherr Leutold von Regensberg, begütert am Zürichersee, an der Limmat, über dem Rhein und im Gebirge, und ein, wiewohl entfernter Neffe des verstorbenen Grafen Hartmann. Allein wäre er dem Habsburger nicht gewachsen gewesen; darum verband er sich mit mächtigen Freunden. Schon stand Zürich, erschreckt durch einen solchen Bund, im Begriffe, sich ihm in die Arme zu werfen, um vor Gewaltthat sicher zu seyn. Aber des Freiherrn übermüthiges Begegnen erbitterte die kräftige Stadt; da trug sie ihre Hilfe dem Grafen Rudolf an, und freundlich wurde diese angenommen (1265). Räubereien der Tockenburger brachten die Fehde, welche Rudolf's Klugheit eine Weile aufgehalten, zum Ausbruche. Dieser zog vor die Tockenburg'sche Feste Utznaberg, bezwang sie in einer zweiten Belagerung (9. April 1267), und trennte durch diesen Schlag die Tockenburger von dem Regensberg'schen Bündnisse. Dann rückte

der Graf gegen das Regensberg'ſche Baldern vor und nahm es durch gelungene Kriegsliſt. Auch die Feſte Wulp, im Turgau, wurde von ihm erſtiegen und geſchleift. Der Freiherr, außer ſich vor Zorn, zog ſeine ganze Macht an der Limmat und um Zürich zuſammen. Die Kriegsliſt vor Baldern durch eine ähnliche zu rächen, entwarf er einen Plan, wie er den Grafen in einen verderblichen Hinterhalt locken könne. Dieſes Einfalles froh, rühmte er ſich gegen ſeinen Narren: jetzt ſolle dem Habsburger ſeine große Naſe zerſchlagen werden. Um dieſe große Naſe zu ſehen, ging der Narr nach Kyburg, und als er des Grafen anſichtig wurde, konnte er die ſpottende Aeußerung nicht zurückhalten: um eine ſolche Naſe zu zerſchlagen, bedürfe ſein Herr ſo vieler Mannen nicht. Man ergriff den Narren und erzwang die Wahrheit von ihm. Der Graf benutzte des Narren Ausſage, und ſchlug des Freiherrn Hinterhalt. Bei dem Regensberg'ſchen Städtchen Glanzberg bediente ſich der Graf einer Liſt, ähnlich jener, durch welche der ſtreitbare Friedrich den räuberiſchen Kuenringer in ſeine Gewalt gebracht hatte. Er ließ Schiffe auf der Limmat fahren, deren Mannſchaft in der Nähe der Burg Rothruf erhob, als drohe ihr Schiffbruch. Gierig nach der reichen Beute, eilte die Beſatzung der Burg herab. Derweil überrumpelte der Graf mit einem in der Nähe verſteckt gehaltenen Häuflein die Burg und verbrannte die Stadt. Durch eine Liſt anderer Art, indem er ſeine Leute auf Pferde von derſelben Farbe ſetzte, wie des Freiherrn Mannen ritten, bekam er auch die Uetliburg auf dem Albis in ſeine Gewalt. Dies und die drohende Stellung St. Gallen's brach des Freiherrn Trotz; durch Vertrag endigte er die Fehde, die ihn arm gemacht.

Doch auch dem Grafen durfte der Friede willkommen ſeyn, denn nur durch kluges Benehmen im rechten Augenblicke hatte er ſich eines gefährlicheren Feindes entledigt, als der Freiherr geweſen. Mit dem Kyburg'ſchen Erbe hatte der Graf auch dreiundzwanzig Güter in Beſitz genommen, welche als Lehen der Abtei St. Gallen, und nach des letzten Kyburger's ausdrücklicher Erklärung, an St. Gallen zurückfallen ſollten. Der Abt, Herr Berchtold von Falkenſtein, ein rüſtiger und lebensfroher Mann, hatte früher einmal ſich dem Grafen ungeneigt erwieſen; daher ſäumte dieſer, die Güter herauszugeben, oder die Belehnung einzuholen. Da rüſtete der Abt, und der Graf, noch mit der regensbergiſchen Fehde beſchäftigt, wünſchte auf anſtändige Weiſe den Frieden zu erhalten. Als der Abt eben ſeinen Namenstag durch ein Bankett zu Wyl feierte, erſchien unvermuthet Graf Rudolf als Gaſt, den Abt in der beſten

Stimmung überraschend. Mit dem Becher in der Hand wurden die Streitigkeiten beigelegt, die Lehen angesucht und zugesagt. Ueber der Tafel erzählte der Graf auch die betrübte Mähr, wie zur Fastnachtzeit 1268 die Bürger in Basel mitten in der Lustbarkeit über die Adelichen hergefallen, ihrer viele erschlagen, und die anderen verjagt hätten. Er forderte die versammelten Gäste auf, die Unbill strafen zu helfen, und Alle sagten ihm Beistand zu, besonders der völlig mit ihm ausgesöhnte Abt, der sogleich einen großen Theil jener Mannen dem Grafen zuführte, die er ursprünglich gegen denselben geworben hatte. Heftig ward nun der Stadt Basel und ihrem Bischofe sammt allem Behör zugesetzt, Neuenburg am See belagert, Breisach genommen — der Graf schwamm bei dieser Gelegenheit unerschrocken durch den Rhein — das Münsterthal im Granwald verwüstet, Schloß Werr verbrannt. Basel selbst aber widerstand, und dem Grafen bereitete, trotz seiner siegreichen Züge, die Fehde mancherlei Schaden; denn die Baseler zerstörten Hertenberg und Blodelsheim, und bemächtigten sich der Burg Stein zu Rheinfelden. Die gegenseitigen Verluste stimmten zur Nachgiebigkeit; der Bischof und die Stadt leisteten Schadenersatz, erlegten tausend Mark Silbers, und erhielten Frieden.

Um sich in seiner Stellung und seinem Eigenthume zu befestigen, blieben dem Grafen noch mancherlei Verhältnisse zu schlichten übrig. Um Savoyens Einmischung zuvorzukommen, welches Haus nach allen Seiten hin, namentlich auch in den burgundischen Landen, ansehnlich um sich griff, und so Habsburg's Nebenbuhler zu werden bestimmt schien, schloß der Graf den 8 Sept. 1267 zu Murten mit der gräflichen Witwe, Margaretha von Kyburg, einen ihre Heiratanforderungen betreffenden Vergleich. Aus gleichem Grunde trachtete er, die Vermögensumstände der Erbtochter Graf Hartmann's des Jüngeren von Kyburg (der jüngeren Linie) zu ordnen, da ihre Herrschaften an die waadtländischen des Hauses Savoyen gränzten. Das stark verschuldete Eigen und die Voigteien des Grafen Hartmann waren auf seine Tochter Anna übergegangen; die Mannlehen jedoch fielen theils an das Reich, theils an Schwaben zurück. Zwar hatte der junge König Konradin von Sicilien dem Grafen, dessen weises Benehmen ihm auch die Waiblinger noch immer geneigt erhielt, die Verleihung jener Reichslehen zugesagt, sobald ihm die römische Krone zu Theil würde. Das Henkerbeil aber schnitt Konradin's Zukunft ab, und durch König Richard wurden jene Güter an Savoyen gegeben. Doch König Richard's Ansehen galt im Reiche so wenig, daß die

drei nächsten Verwandten Kyburg's, Graf Rudolf, Graf Gottfried von Habsburg und Graf Hugo von Werdenberg, am 27. April 1271 zu Zürich einen Vertrag schlossen: alle in der jungen Herrschaft von Kyburg befindlichen Reichs- oder schwäbischen Lehen unter sich als Brüder theilen zu wollen, und einander hierin gegen Jedermann, nöthigenfalls auch gegen Anna's künftigen Gatten, Beistand zu leisten. Gräfin Anna nannte jene ansehnlichen Güter ihr Eigenthum, welche, wie Burgdorf, Thun und Freiburg, durch die Zähringer Erbschaft an Kyburg gelangt waren. Aber die Schulden mehrten sich durch Zinsen und übliche Einlagen dergestalt, daß, als Anna 1271 dem Grafen Eberhard von Habsburg, Rudolf's Vetter, ihre Hand reichte, sie und ihr Gatte sich zum Verkaufe großer Besitzthümer an Rudolf entschließen mußten. Lenzburg, Vilmaringen, Sur, Aarau, Mellingen, Zug, Art, Sursee, Kastelen und Hof Grienach vom Gute der Gräfin; Willisau, Sempach, Schwyz, Stanz, Buchß vom Habsburg'schen Gute des Grafen Eberhard wurden mit Land und Leuten feil; 14,000 Mark Silbers waren der Kaufpreis. Des Grafen Rudolf Säckel hatten nothgedrungene Fehden und Unternehmungen geschmälert; er hätte die Summe aus eigenen Mitteln nicht aufbringen können. Da ging er mit gemüthlichem Vertrauen seine Unterthanen und Gerichtsbefohlenen um freiwilligen Beistand an, und froh und bereitwillig erschlossen diese ihre Truhen dem, der ihnen stets ein gnädiger und gerechter Herr gewesen. Sie brachten die Summe zusammen, und noch zwanzigtausend Maß Getreide über das Erbetene; ein Zeugniß sowohl ihrer dankbaren Liebe für den Grafen, wie ihres Wohlstandes, in welchem derselbe sie begünstigt und beschützt hatte.

Um der gesicherten Stellung seines Hauses auch eine gewinnbringende Zukunft aufzuthun, schloß Graf Rudolf 1270 ein Eheverlöbniß zwischen seinem ältesten Sohne Albrecht und der Tochter des ihm befreundeten Grafen Mainhart von Görz und Tirol, dessen Reichthum und Einfluß dieser Heirat, die in einigen Jahren Statt finden sollte, nicht geringe Aussichten zeigte.

Abermalige Fehde entspann sich mit der Stadt Basel, die auch innen gegen Parteien zu kämpfen hatte. Der Graf machte noch immer Ansprüche auf Entschädigungen von dem früheren Strauße her. Da der Bischof sie ihm weigerte, griff er zum Schwerte. Die [illegible] Vertriebenen strömten aus der Stadt [illegible] herennen, schlug der [illegible]

Rhein, ein in der damaligen Kriegsgeschichte schon außerordentlicher Fall. Das Kloster Grandval, die Vorstadt vor der Kreuzpforte gingen in Rauch auf, zu beiden Seiten des Rheins wurde das Land geängstigt und verheert. Die bischöfliche Burg Tuffenstein wurde geschleift; das Schloß Werr fiel durch Einverständniß in des Grafen Hand. Durch zwei Jahre währte die Fehde mit Basel; schwerer Nachtheil traf den Bischof und die Bürger, denn viermal hatte während dieser Zeit der Graf vor der Stadt gelegen. Endlich ward es ihnen zu viel; sie verhandelten wegen eines Waffenstillstandes, und dieser kam vom 22. September bis 16. October 1273 zu Stande, mit der Aussicht auf völligen Frieden. Und siehe, der Friedensbote erschien. Herr Friedrich von Hohenzollern kam an, die Kunde bringend, daß am St. Michaelstage 1273 von den zu Frankfurt versammelten Kurfürsten der Graf Rudolf von Habsburg und Kyburg zum römischen Könige erwählt worden sey.

Am wärmsten hatte für Rudolf gesprochen der Erzbischof Werner von Mainz. Er hatte des Grafen edlen und kräftigen Sinn kennen gelernt, als dieser ihm, auf seiner Reise nach Italien, sicheres Geleite gab. Doch die wärmste Empfehlung bei dem Erzbischofe hatte der Graf von einer Seite gefunden, wo er sich ihrer nicht versehen. Mehre Jahre früher (wahrscheinlich zwischen 1263 — 1268) begegnete der Graf Rudolf, von der Jagd heimkehrend, einem Priester. Einem Sterbenden sollte derselbe die letzte heilige Wegzehrung bringen; doch die angeschwollenen Bergwässer hemmten seinen Gang. Der Graf gab dem Priester sein Pferd, um über den Bach den Leib dessen zu führen, durch den er selbst Leben und Würden und alles irdische Gut zu Lehen trage; auch nahm er später das Roß nicht zurück, „das seinen Schöpfer getragen." Derselbe Priester soll nachmals Caplan bei dem Erzbischof von Mainz und nicht müde geworden seyn, die christliche That des Grafen zu rühmen, und seines Gebieters Stimme ihm zuzuwenden. Die anderen Wahlfürsten, welche für Rudolf stimmten, waren der Erzbischof Siegfried von Köln, aus dem Hause Westerburg; Heinrich von Vinstingen, Erzbischof zu Trier; dann Ludwig, genannt der Strenge, Herzog von Baiern und Pfalzgraf bei Rhein, der in eifersüchtiger Wuth einst das Blut einer schuldlosen Gattin vergossen, und dem seit jenem finstern Tage das Leben freudenlos dahinfloß in einem schwülen Traume der Gewissensangst und Liebestrauer; Albert II., ascanischer Herzog zu Obersachsen, dem nachmals sogenannten Kurkreise; er führte die Wahlstimme des Erzmarschalls gemeinsam

mit seinem Bruder Johann I. von Lauenburg (Niedersachsen), den er bei dieser Gelegenheit vertrat. Die Erzkämmererwürde zu Brandenburg bekleidete Markgraf Johann II. aus ascanischem Hause. Ottokar, der Böhmenkönig, war nicht auf dem Reichstage erschienen, aus Gründen, die wir kennen lernen werden.

Der Reichs-Untermarschall, Heinrich III. von Pappenheim, wurde von den Kurfürsten nach Basel gesendet; er sollte dem neuen römischen Könige, Grafen Rudolf von Habsburg, die Kunde seiner Erwählung überbringen. Doch den Burggrafen Friedrich trieb die Freude, dem Pappenheimer zuvorzukommen. Er brachte dem Grafen die Nachricht zuerst. Sie verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit in der Umgegend. Der Bischof von Basel brach in die grämlichen Worte aus: „Lieber Herrgott, sitz' fest auf Deinem Throne, sonst erklimmt Rudolf auch den!" An die Fehde wurde nun nicht weiter gedacht; der König war nur da zum Schützen und Erhalten. Die Stadt Basel öffnete ihre Thore, empfing das neue Reichsoberhaupt mit freudigem Jubel, zahlte bereitwillig ihren Beitrag zu den Krönungskosten, und Friede und Einigkeit lös'ten die alte Zwietracht ab. Von Basel zog der neue König der Deutschen nach Frankfurt. Hier schlossen sich die Kurfürsten und viele schwäbische und rheinische Herren ihm an, und begleiteten ihn in die alte Krönungsstadt Aachen. Zwanzigtausend Kriegsleute und darüber schlossen den Zug, dessen bunter Strom in einer Länge von mehr als drei Meilen wogte. Zu Mainz überlieferte der Erzbischof die noch übrigen, seit Richard's Tode dort aufbewahrten Reichskleinodien. Dann ging es nach Aachen zur Krönung. Sie fand Statt den 24. October, im Angesichte einer ungeheueren Menschenmenge. Ueber zweimalhunderttausend sollen zugegen gewesen, mehr denn tausend im wilden Gedränge erstickt seyn.

Als üblichermaßen die Belehnungen ertheilt werden sollten, fehlte es an einem Scepter. Schon glaubte man, die Ceremonie werde unterbleiben müssen, als der König ein Crucifix vom Altare nahm, es küßte und mit den Worten: „dieses Zeichen, das der ganzen Welt Erlösung gebracht, kann wohl auch als Scepter gelten!" die Belehnungen ertheilte.

Ein Ereigniß von tiefem prophetischem Sinne! Habsburg-Oesterreich's Scepter sollte gleich im Beginne sich auf das Innigste mit dem Kreuze vermälen, dem Zeichen des Heils und des Glaubens, und wie schon Rudolf's erste Handlung königlicher Gewalt sich unter dieses heilige Symbol stellte, so wurzelte seitdem Habsburg's Thron fort und fort in der höchsten Idee des

Christenthums, in der Gewalt der Majestät und der Demuth der Liebe. Nie haben Rudolf's erlauchte Nachkommen das heilige Zeichen aus der Hand gegeben, das ihnen der Ahnherr als Scepter vererbte.

Jubel und Freude erweckte König Rudolf's Erwählung im weiten deutschen Reiche, denn seine Kraft, sein weiser und gerechter Sinn waren Allen bekannt, und mit Recht hofften die Besseren von ihm, daß er der Räuberei und Willkür, der Unordnung und Zerrissenheit, die von Deutschland Besitz genommen, ein Ende machen werde. Des Kölner Bischofs wohlmeinendes Wort: „Rudolf sey gerecht, weise und muthig, und bei Gott und den Menschen beliebt," sprach zugleich die Ueberzeugung des gesammten Deutschlands aus. Doch war nicht Allen mit der wiederkehrenden Ordnung gedient. Ein schwacher König ohne Kraft und thätigen Einfluß, eine bloße Figur in den Reichsförmlichkeiten, wäre Vielen lieber gewesen, die in dem bisherigen Umsturz der Verhältnisse ihre Rechnung gefunden hatten. Die Redlicheren wünschten die Macht des Reichsoberhauptes aus Gründen anderer Art beschränkt. Die Herrschaft der Hohenstaufen hatte sie bedenklich gemacht, und so begegnete sich das Mißtrauen Derer, die es ehrlich meinten, mit den selbstsüchtigen Absichten der minder Reinen zufällig auf Einem Wege. Der neue römische König mußte sich daher eidlich verbindlich machen, ohne die Willebriefe der Kurfürsten künftig keine Reichsgüter zu veräußern. Auch wies die von ihnen beantragte Reform des römischen Reiches deutlich auf Zurückforderung der von Ottokar erworbenen deutschen Provinzen hin, dessen immer weiter um sich greifende Macht theils Eifersucht, theils Besorgniß erregen mußte.

Ottokar hatte zwar früher die römische Krone ausgeschlagen, weil sie ihm eher eine Schwächung, denn eine Vermehrung seiner schon bestehenden Macht und seiner gesammelten Reichthümer zu bedingen schien; aber die Wahl Rudolf's, eines Mannes von Kraft und Entschiedenheit, dessen mäßige Hausmacht ihn auf eine Vergrößerung derselben bedacht machen mußte, lag gleichwohl nicht in Ottokar's Plane. Da nun die vom Pfalzgrafen Ludwig ausgeübte Wahlstimme zwischen diesem und seinem Bruder, dem Herzoge Heinrich, noch streitig war, so ließen sowohl Letztere, wie auch der Böhmenkönig, sogleich eine Protestation gegen die getroffene Wahl einlegen, und Ottokar zog jetzt die Anerkennung des früher verschmähten Alfons vor.

Dieſe Spannung zwiſchen Ottokar und dem erwählten Reichsoberhaupte erfüllte die Unzufriedenen in den, Ottokar's Scepter unterworfenen Ländern, mit Freude und Hoffnung. Sie ſäumten nicht, den neuen römiſchen König zu Feindſeligkeiten gegen Ottokar zu ermuntern, und verſprachen alle mögliche Hilfe. Der unruhige Philipp von Kärnten ſtand dabei obenan, wenn auch Ottokar durch Uebertragung der oberſten Verwaltung Kärntens den grollenden Gegner zu beſchwichtigen verſucht hatte. Philipp ruhte nicht, bis König Rudolf ihm Kärnten zu Lehen gab. Auch Ottokar's alter Feind, Boreſch von Rieſenburg, der vor zwanzig Jahren ſeinen Haß im Kerker gebüßt, aber in Ketten wie als freier Mann ihn ungeſchwächt im Buſen bewahrt, trat drohend dem Böhmenkönig entgegen. Argliſt im Gemüthe, kehrte er zu Ottokar nur zurück, um unter dem Deckmantel der Treue ſeinem Opfer näher zu ſeyn. Den Gegnern Ottokar's trat auch der, ſeiner Schirmvoigtei untergebene Erzbiſchof von Salzburg, Herr Friedrich von Walchen, Graf von Leonberg, bei. Das von Ottokar's ſtarker Hand oftmals gebeugte und verwundete Ungarn ſah mit Ungeduld dem Tage der Vergeltung entgegen, und ſo überzeugt war es von dem Verderben des Feindes, daß der am ungariſchen Hofe allvermögende Ban, Joachim Pectari, vom Könige Rudolf im voraus eine böhmiſche Provinz für ſich anſprach.

So zog ſich das Gewitter immer ſchwerer und dunkler über Ottokar's Haupte zuſammen. Alles, was ihm drohte, ſah er wohl nicht, und was er ſah, mochte der muthige König nicht fürchten. Noch ruhte ſeine Hoffnung auf dem Papſte Gregor X., deſſen Huld ihm, dem immer gehorſam befundenen Sohne der Kirche, verbürgt ſchien. Der dringende Wunſch des Papſtes, durch das auf den 1. Mai 1274 nach Lyon berufene Concilium die Chriſtenheit zu einem neuen allgemeinen Kreuzzuge zu waffnen, mußte dem kriegeriſchen Ottokar neue Wichtigkeit in den Augen des römiſchen Stuhles verleihen. Doch des römiſchen Königs Willfährigkeit war dabei noch unerläßlicher, und dem Papſte war daher das ſchwierige Ziel geſteckt, die beiden Könige, welche in Hauptſachen einander widerſtrebten, durch Schonung und Vorſicht für einen gemeinſamen Zweck zu gewinnen, zugleich aber auch der Kirche bei dem deutſchen Reichsoberhaupte diejenigen Rechte zu ſichern, welche die Hohenſtaufen mit ſo vieler Kühnheit und Hartnäckigkeit beſtritten hatten. König Rudolf's Mäßigung kam dem Papſte in letzterer Beziehung bereitwillig entgegen. Er ſah ein, daß, wie Zeit und Verhältniſſe ſich

seitdem umgestaltet, Manches nachgegeben werden müsse, was frühere Kaiser in Beziehung auf Rom durch verderbliche Kämpfe durchzusetzen vermeint hatten. Der Friede seiner Völker däuchte ihm ein schönerer Gewinn, als die unzeitige Ausbreitung seiner eigenen Macht; darum ließ er durch seinen Bevollmächtigten, den Kanzler Otto, Propst von Speier, nicht nur dem Papste alle von den früheren Kaisern und Königen gemachten Schenkungen, namentlich auch die von Otto IV. und Friedrich II. ertheilten und dann zurückgenommenen, neu bestätigen; sondern auch in seinem Namen allen Ansprüchen auf die Städte und Gebiete von Bologna, Ravenna, Imola, Rimini, Urbino, die Mark Ancona ꝛc. entsagen, und geloben, daß er die Papstwahl frei lassen und auf das sogenannte Spolien- und Regalien-Recht der Kaiser verzichten werde. Damit war der Papst zufrieden, doch verschob er die förmliche Anerkennung des Königs Rudolf noch drei Monate lang, hoffend, daß binnen dieser Frist Ottokar von seinen Einreden, Alfons der Castilier von seinen Ansprüchen abstehen werde. Dem Könige von Böhmen ließ er dringend anempfehlen, sich in dieser Streitigkeit der Entscheidung des apostolischen Stuhles zu unterwerfen, da das so lange ohne Oberhaupt gebliebene Reich eines kräftigen Lenkers gar sehr bedürfe. Dabei blieb der vorzunehmende Kreuzzug ein Hauptaugenmerk des Papstes, das ihm ein Ende aller Fehden unter den christlichen Fürsten und Herren zu doppelt unerläßlichem Ziele machte. Ottokar, begierig, die Gesinnungen des römischen Stuhles sich geneigt zu erhalten, zeigte sich willfährig; er versprach, den angetragenen sechsjährigen Frieden zu beobachten, und nach vier Jahren — denn solcher Frist bedürfe er zu gehöriger Rüstung — in Person mit der ganzen Fülle seiner kriegerischen Kraft zur Eroberung des heiligen Grabes auszuziehen. Nach geschehenem Kreuzzuge möge dann der Papst, durch die beizubringenden Urkunden unterstützt, zwischen dem Könige Rudolf und ihm entscheiden, bis dahin aber beiden Theilen den Frieden zur Pflicht machen. Auch wolle der Papst die im böhmischen Reiche und in Polen zu sammelnden Beiträge für den Kreuzzug, ihm zu seinen Rüstungen anheimstellen. Der Papst belobte Ottokar's Entschluß als eines christlichen Königs und Helden würdig; doch suchte er der unmittelbaren Entscheidung zwischen den beiden Königen sich zu entziehen, indem er mündlich, ohne schriftliche Vollmacht, den Olmützer Bischof Bruno zu seinem stellvertretenden Schiedsrichter zwischen den Königen Rudolf und Ottokar machte. Ein solcher Schiedsmann konnte wohl

dem Letzteren, nicht aber dem Reichsoberhaupte und den Wahlfürsten genügen.

Die von den Reichsständen bei Rudolf's Erwählung deutlich beantragte Zurückforderung der von Ottokar erworbenen deutschen Provinzen, mochte dem römischen Könige diesfällige Maßregeln zur Pflicht; Ottokar's Trotz möchte Rudolf's Entschlüsse beschleunigen. Als daher Letzterer (4. August 1274) zu Hagenau dem Erzbischofe von Salzburg und den Bischöfen von Passau und Regensburg die Regalien reichte, sagte er ihnen die Rückgabe aller Besitzungen zu, die Ottokar in Oesterreich, Steiermark und Kärnten an sich gerissen; mit den Herren und Städten dieser Länder sollten sie berathen, wie solche an's Reich zurückzubringen wären. Später versprach er ihnen auch noch, daß sie und ihre Vasallen Alles, was sie den Anhängern Ottokar's entreissen würden, vorläufig für sich behalten, für jeden Verlust, der sie dadurch beträfe, entschädigt, gegen jede Verantwortung geschützt werden sollten. Ferner wurde auf König Rudolf's erstem Reichstage zu Nürnberg (19. November) von der Fürstenversammlung beschlossen: 1. Der römische König solle von allen, seit Kaiser Friedrich's II. Excommunication dem Reiche anheimgefallenen Gütern Besitz ergreifen, eine Maßregel, welche sämmtliche Verleihungen und Handlungen des Königs Richard der Giltigkeit beraubte; 2. jeder Vasall, der binnen Jahr und Tag die Belehnung über seine Herrschaften nicht einhole, solle derselben verlustig seyn; 3. der Pfalzgraf sey Richter, wenn der König Rechtsfragen gegen einen Vasallen stelle; 4. daher habe der Pfalzgraf Ludwig den König von Böhmen, der über Jahr und Tag seit König Rudolf's Krönung die Belehnung weder angesucht, noch empfangen, auf den 23. Januar 1275 nach Würzburg vor sein Gericht zu laden, und es genüge dabei die Publicirung des Vorladungsschreibens in den zunächst bei Böhmens Gränzen gelegenen Städten der Oberpfalz.

Wohl sprach sich in diesen Beschlüssen eine nicht geringe Eifersucht und Bitterkeit der deutschen Stände gegen den mächtigen und reichen Ottokar aus, und dieser sah gar deutlich, wie all' diese Verfügungen ihm nach seinen Kronen und Gütern zielten. Von der Vorladung nahm er keine Notiz; dagegen hauchte er seine ganze Empfindlichkeit in ein Schreiben, das er am 9. März 1275 an den Papst richtete. Er habe, schrieb er, sich dem Ausspruche des vom Papste beauftragten Schiedsrichters zu unterwerfen alle Willfährigkeit gezeigt, nicht so sein Gegner, der ihn in seiner Ehre und seinem Besitzthume feindselig

angreife, der Kläger und Richter in einer Perſon, und Männer zu Richtern verordne, die noch mehr, als er ſelbſt, Partei in der Sache ſeyen, und von denen alle gehäßigen Einſchläge gegen ihn ausgingen. Der Papſt möge den Gewählten von ſo unbilligem Verfahren abmahnen, und auf Beobachtung des vom Concilium anempfolenen, ſechsjährigen allgemeinen Friedens dringen. Nicht die Furcht laſſe ihn ſolche Bitte thun, denn mit Gottes Hilfe werde er der Macht ſeiner Gegner zu begegnen wiſſen; aber die Sache des heiligen Grabes, des beſchloſſenen Kreuzzuges wolle er nicht darunter leiden ſehen. — Den Kreuzzug betrieb Ottokar mit allem Eifer; doch gebot er, bis jene übrigen Streitigkeiten entſchieden ſeyn würden, mit Abführung der für den Zug in ſeinem Lande geſammelten Beiträge außer Landes, inne zu halten. Auch zog er durch eine Geſandtſchaft an Bendocdar, den mächtigen Sultan von Babylon und Egypten, Nachricht über die Zuſtände in Paläſtina ein, um durch genaue Kenntniß der Dinge ſein Uebergewicht zu behaupten.

Den Papſt hielten Hochachtung für Rudolf's große Eigenſchaften und zugleich wohlbegründete Vorſicht von entſcheidender Einmiſchung ab; er ſah ein, daß das Reich, zu ſeinem und der Kirche Heile, in ſeiner durch Rudolf verjüngten Kraft mehr unterſtützt, als beirrt werden müſſe. Auch nahm des römiſchen Königs frommer Sinn ihn noch beſonders ein. Für Ottokar hatte er ſonach keinen anderen Beiſtand, als Ermahnungen, ſich mit dem Könige Rudolf friedlich zu vertragen. Dies war freilich nur durch bereitwillige Abtretung der für das Reich angeſprochenen Länder möglich, und ein ſolcher Schritt lag nicht in Ottokar's Sinne. Immer näher ſchloß ſich der römiſche Stuhl der Sache des römiſchen Königs an, und zweimal wurde Rudolf durch den Papſt vor den Anſchlägen Ottokar's und ſeines Anhangs in Italien gewarnt, wo freilich der Einfluß des eroberungsluſtigen Ottokar dem römiſchen Stuhle gefährlicher däuchen mochte, als jener des römiſchen Königs, der den Papſt wegen Italiens ausdrücklich beruhigt hatte. Am 2. Mai 1275 ſchrieb der Papſt an Ottokar: er wolle zwar den Frieden zwiſchen ihm und dem Könige Rudolf noch vermitteln, hoffe auch, daß Letzterer die Vermittelung annehmen werde; doch dürfe und wolle er die Reichsſatzungen nicht ändern und den König Rudolf nicht verhindern, zu fordern, was dem Reiche gehöre.

Den Reichstag zu Augsburg (15. Mai 1275), auf welchen Ottokar abermals vorgeladen worden, beſchickte dieſer zwar durch Abgeordnete; doch vergrößerte dies nur den Bruch. Sein Geſandter, der Biſchof Bernhard

von Seckau, begann hier am unrechten Orte gegen die Richtigkeit der Wahl Rudolf's, und von dem früher gegen denselben verfügten, nicht förmlich zurückgenommenen Kirchenbanne zu sprechen. Da er sich dabei der lateinischen Sprache bediente, so fiel ihm der König Rudolf in's Wort: er möge lateinisch reden unter Priestern, hier vor und mit ihm aber deutsch, damit Deutsche es verstünden. Sein Einwurf brachte den vorher zurückgehaltenen Unmuth der versammelten Reichsfürsten ob des Bischofs Hindeutungen auf den Kirchenbann und die Unrichtigkeit der Wahl, zum Ausbruche. Der jähzornige Pfalzgraf war nahe daran, Hand an den Sprecher zu legen; doch der König wehrte dem hitzigen Manne und ließ am anderen Tage die Gesandtschaft sicher an Böhmens Gränzen zurück geleiten.

Dieser Vorfall und die fehlgeschlagene Hoffnung auf den päpstlichen Beistand, riß Ottokar über die Gränzen der vorher bewiesenen Mäßigung hinaus. In einer öffentlichen Protestation appellirte er von dem Papste, den er parteiisch nannte, an ein künftiges Concil, und brach alle Verbindung mit dem römischen Stuhle ab. Jetzt konnten gewaltsame Entscheidungen nicht mehr ausbleiben.

Von Seite des Reiches wurde der Burggraf Friedrich von Nürnberg als Herold an Ottokar gesendet, ihm zu melden, daß über ihn, als ungehorsamen Reichslehensfürsten, durch das Urtheil der Stände die volle Reichsacht ausgesprochen worden, und daß er aller seiner Würden, Rechte und Besitzungen im Reiche, folglich auch des Erbes von Böhmen und Mähren, verlustig erklärt sey. Doch gestattete ihm der König Rudolf, die Reichssatzungen ehrend, Jahr und Tag, binnen solcher Frist durch geeignete Gründe die Acht zu lösen, und die Entscheidung seiner Sache von einem neuen Reichstage zu erwarten. Ottokar soll heftige Antwort gegeben, sich auf die Befehle und Aufträge verschiedener Päpste berufen haben, auf deren dringendes Flehen er die erworbenen Lande durch vierundzwanzig Jahre gegen die Horden der Ungarn, Kumanen und Tataren vertheidigt habe, mit seinem und seiner Unterthanen Herzblute, so daß der Besitz der also geschirmten Güter ihm von Gott und Rechts wegen gebühre. Auch auf sein, durch König Richard's Belehnung erlangtes Recht mochte er sich berufen, lauter Gründe, deren Giltigkeit das Reich anfocht, und so ritt der Reichsherold wieder davon, ohne daß die Aussichten friedlicher geworden waren.

Ottokar ließ seinen Gegner ungekränkt ziehen; aber jetzt galt es, dem heraufenden Gewitter mit aller Kraft zu begegnen. Seiner Vasallen und

Untergebenen viele wankten in ihrer Treue, manche trugen ihren Haß offen zur Schau. Das wußte er; darum war sein Sinn darauf gerichtet, zu schrecken und zu ermuntern, je nachdem die Gesinnungen für oder gegen ihn waren. Schon zählte König Rudolf in des Böhmenkönigs Landen einen starken Anhang; Viele hielten ihm ihre Burgen geöffnet. Nur der Bischof von Seckau hielt unerschütterlich zu Ottokar. Schon im December 1274 kam Ottokar in Person nach Oesterreich, die Treuen zu bestärken, die Wankenden zu stützen, die Abtrünnigen zu zerschmettern. Feuersbrünste verheerten im kommenden Frühjahre die Wiener Stadt. Ottokar sprach sie, denn sie war durch fünfundzwanzig Jahre ihm unverbrüchlich treu gewesen, auf volle fünf Jahre frei von allen Steuern und Strafgeldern; schenkte den Bürgern zur Beihilfe einen Wald; hob, ebenfalls auf fünf Jahre, alle Handwerker-Innungen oder Zünfte, mit alleiniger Ausnahme der Münzgenossen, auf, wodurch den Bürgern ungehinderte Erlaubniß ward, sowohl die Eßwaaren herbeizuschaffen, als auch andere Handelsartikel zu führen, und schrieb einen öffentlichen Jahrmarkt auf sechs Monate aus, auf welchem Alles, je nachdem es den Bürgern nützlich und frommend scheinen mochte, verkauft werden durfte. Er erweiterte die theilweis eingeäscherte Stadt und machte sie, bei dem bevorstehenden harten Kampfe, durch neu angelegte Festungswerke wehrhaft. So suchte Ottokar, für die hereinbrechende Fehde, Menschen und Mauern zu befestigen, und während er in Oesterreich die Einwohner durch Vortheile an sich zog, thürmte er zugleich Wälle und Steine um sich auf, um Lebendes und Todtes zu seiner Vertheidigung zu gewinnen. Den Steyrern gab er in Milota von Diedicz einen neuen Landeshauptmann. Er erstieg und brach die Burgen der Anhänger König Rudolf's, und nahm ihre Kinder zu Geiseln; der Adel und der Clerus mußten ihm neuerdings Treue zuschwören. Den Erzbischof von Salzburg, dessen er bisher geschont, hoffend, ihn für sich zu bekehren, lud er nach Oesterreich zu Zwiesprach und Verhandlung. Der erschien, versicherte aber vorher noch den römischen König seiner unwandelbaren Treue. Als er jedoch sich unbeugsam zeigte, ließ Ottokar ihn als Feind behandeln. Milota von Diedicz fiel in das salzburgische Gebiet ein, nahm Friesach, verheerte mehre Plätze, und schädigte das Erzbisthum um 40,000 Mark. Das schreckte Alle, welche in der Treue zu Ottokar gewankt, oder sich ihm feindselig erwiesen; der Groll ob des erlittenen Verlustes wurde verbissen, sie heuchelten Reue und Unterwerfung, und der Erzbischof schien von allen Seiten verlassen. Doch

war es nur Furcht, was die Gemüther beugte; innerlich wüthete der Haß gegen Ottokar nur um so verderblicher, und wartete seiner Zeit, um hervorzubrechen. Der Boden unter Ottokar höhlte sich, ohne daß er es ahnete. Vergebens suchte er das mächtige Ungarn in sein Interesse zu ziehen. Dort hatte König Rudolf's Einfluß schon gesiegt, indem derselbe den minderjährigen König Ladislaw und dessen Bruder, den Herzog Andreas von Slavonien, zu Söhnen aufnahm, eine damals übliche Form enger Verbindung, und zugleich Letzterem eine seiner Töchter verlobte, auch den ungarischen Magnaten alle Vortheile verhieß, welche das deutsche Reich nur füglich gewähren könne. Am längsten hielt der Herzog Heinrich von Baiern bei Ottokar aus. Er ertrug sogar die deshalb über ihn verhängte Reichsacht. Doch endlich zogen Drohungen und Versprechungen auch ihn zur Reichspartei zurück; er huldigte dem römischen Könige und empfing von ihm die Lehen. Seinem Sohne Otto gab Rudolf seine Tochter Katharina zur Ehe, und als Unterpfand für den Brautschatz das Land ob der Enns. Die furchtbare Majestät der römischen Königsgewalt schreckte und lähmte die Uebrigen. Selbst von seinen alten Bundesgenossen, den Markgrafen von Meissen und Brandenburg, durfte Ottokar sich nur den negativen Vortheil der Neutralität versprechen; nur einige Herzoge des, in kleine Herrschaftsgebiete zerklüfteten Schlesiens versprachen Hilfstruppen; die in der Lombardie für Ottokar bestimmte Partei wollte nicht früher öffentlich auftreten, bevor der Böhmenkönig sich bereits kriegerischer Erfolge zu rühmen habe.

So mißlich standen mit einem Male des mächtigen Ottokar's Angelegenheiten, und jetzt zeigte sich, daß an seiner Herrschaft häufig die Furcht mitgebaut hatte, die nun, sich ermannend, das stolze Gebäude der Macht ohne festen Halt zurückließ. Doch wie Ottokar mit dem Hasse, so hatte Rudolf mit der Trägheit und Unlust seiner Lehensmänner zu kämpfen. Die alten Reichssatzungen hatten, wenn nicht den Namen, doch ihre Natur geändert; unter schwachen oder zwiespaltigen Regierungen hatte der Heerbann, jenes strenge Mittel der Reichseinheit, seinen Einfluß verloren; ihm gehorchte nur noch, wer bei dem Kampfe seine Rechnung zu finden hoffte. Die schwäbischen Grafen weigerten dem Reichsoberhaupte mit trotziger Gleichgiltigkeit ihren Beistand, und Andere verstanden sich höchstens zum Scheine der Thätigkeit, oder sie beriefen sich darauf, daß, nachdem sie das Kreuz genommen, sie jedes weiteren Waffendienstes und jeder anderen Gerichtsbarkeit, außer jener

des heiligen Vaters, enthoben wären. Nur seine, in solchem Verhältnisse geringe Hausmacht und einige Getreue und Freunde standen dem Könige Rudolf zur Verfügung, und mit so unscheinbaren Mitteln sollte er dem gewaltigen, so oft siegreichen Ottokar gegenübertreten. Alles stand auf dem Spiele; denn gelang es dem Reichsoberhaupte nicht, die ausgesprochene Acht durch schnelle und entscheidende Unterwerfung des Widerstrebenden zu bethätigen, erlitten die Reichswaffen eine Niederlage, so war vorauszusehen, daß alles heimliche Mißvergnügen, welches durch Rudolf's Kraft bisher niedergehalten worden, sich keck und hartnäckig wieder erhob, und um die Würde des Reiches, um den ehrfurchtgebietenden Zauber des deutschen Königthumes war es dann auf lange geschehen. Doch Rudolf's sicherer Blick bemächtigte sich der Gefahr um so sicherer, je weniger er sie verkannte. Schnelles, überraschendes Handeln mußte den Mangel ausgiebiger und nachhaltiger Mittel ersetzen, und dieselbe Gewandtheit, die den Grafen von Habsburg so häufig zum Sieger über das beharrliche Basel und über andere Gegner im Schweizerlande gemacht, sollte jetzt auch dem Könige von Deutschland den Sieg über den mächtigsten und furchtbarsten aller Gegner erringen.

Mit List mußte begonnen werden, was mit Ausdauer durchgeführt werden sollte. König Rudolf entwarf den Plan, die Lande des Gegners gleichzeitig von verschiedenen Seiten anzugreifen, und so dessen Macht zu theilen. Vorerst sollte der Burggraf von Nürnberg die Gränzburgen und Pässe Böhmens, die seinem Gebiete zunächst lagen, in seine Gewalt zu bringen trachten. Der König selbst und der Pfalzgraf Ludwig wollten dann vom Rheine her mit der Hauptarmee über Nürnberg und Eger in Böhmen einbrechen und auf Prag losgehen. Kärnten, Krain und Steyermark sollte der Graf Mainhart von Tirol besetzen, Rudolf's ältester Sohn, der Graf Albrecht, zu der Heermacht des Erzbischofs von Salzburg stoßen, und von dort aus in Oberösterreich vordringen. Der Ungarnkönig Ladislaw hatte sich verpflichtet, Niederösterreich mit einem Heere zu überschwemmen, und leichtes Kriegsvolk durch Mähren nach Böhmen vorzurücken. Von Nürnberg aus, wo der König Rudolf sich in den letzten Tagen des Monats August (1276) aufhielt, führte derselbe seine Truppen vorwärts bis Amberg. Als aber nun auch der Herzog von Baiern zu ihm überging, schwenkte er unerwartet aus Franken und Oberpfalz nach der Donau ab, stand schon am 15. September im Lager am Isarflusse, und fiel von da aus am 24. über Passau in

Oberösterreich ein. Diese überraschenden Wendungen verrückten Ottokar's Kriegsplan gänzlich. Der Treue des baierischen Herzogs Heinrich zu unbedingt vertrauend, hatte er den Hauptpaß seines Reiches, das obere Donauthal, zu decken für überflüssig gehalten, nur in die festen Plätze Besatzungen gelegt, so daß, als jener Bundesgenosse von ihm abfiel, dieser ganze Landstrich seinen Gegnern offen stand. Er hatte mit Zuversicht vermeint, der erste und heftigste Stoß der feindlichen Macht müsse Böhmen treffen, sein Heer deshalb auf der Hochebene bei Tepl aufgestellt, von wo er die Pässe von Taus und von Eger mit schützender Hand umfaßte. Nun aber sah er Böhmen weit vom Kriegsschauplatze weggeschleudert; denn Rudolf drang mit seiner Hauptmacht ungehindert in Oesterreich vor, und die Plätze Linz, Wels und Steyer, welche Ottokar durch Heinrich von Baiern geschirmt wähnte, begann ebenderselbe jetzt für Rudolf zu erobern; während im Süden der Graf Mainhart von Tirol sich ohne Widerstand ausbreitete. Mit dem Könige Rudolf zogen viele geistliche und weltliche Reichsstände; auch der ruhelose Geist des Unfriedens, Philipp von Kärnten, hatte nicht auf sich warten lassen. Die Großen und Mächtigen in Steyermark und Kärnten, so die Grafen Ulrich von Heunburg und Heinrich von Pfannenberg, dann die Herren Wulfing von Stubenberg, Herrand von Wildon, Hartneid von Stadecke, Otto von Liechtenstein und noch Andere hatten beim Vordringen des Reichsheeres sich für den römischen König verbündet, und thaten seinen Truppen alle Pässe und Festungen auf. Nur in Graz erwehrte sich Milota von Diedicz, der Landeshauptmann der Steyermark, ausdauernd und unerschrocken der feindlichen Uebermacht. Die Reichsacht und der Kirchenbann, womit der Erzbischof von Salzburg Alle bedrohte, welche dem Böhmenkönige Beistand und Gehorsam leisten würden, schüchterte die übrigen Anhänger Ottokar's ein. Die festen Plätze Enns, Ybbs, Tuln, ergaben sich ohne Schwertstreich. Am 17. October erschien Rudolf's Vortrab in der Ebene vor Wien. Doch diese Stadt, vor Allen ihr Bürgermeister, der thatkräftige Rüdiger Paltram, war dem Könige Ottokar eifrig ergeben. Er hatte die Stadt Wien bedeutend erweitert, sie oft durch Feste und prächtige Bauten verherrlicht, in Tagen der Noth sie aufgerichtet und ihr Hilfe gebracht. Hatte er anderwärts Furcht gesäet und Haß geerntet, so sollte ihm hier aus der Saat des Wohlthuns die Frucht der Treue reifen. Vergebens ward Wien von dem Reichsheere aufgefordert; die Bürger achteten nicht des Mangels und des Dranges der

Belagerung, und Paltram ſchürte unermüdet die Flamme des Muthes, wie enge auch die Stadt eingeſchloſſen, und alle Zufuhren abgeſchnitten wurden. Wie auf Wien, ſo bauete Ottokar hauptſächlich auch auf das befeſtigte Kloſterneuburg, das ein ſtarker Thurm, wegen ſeines engen Zugangs die Hundskehle genannt, kräftig wahrte. Dieſe Burg ſollte Ottokar's Uebergang über den Strom decken, wenn er Wien zu Hilfe kommen würde. Aber eine gelungene Liſt des Gegners beraubte ihn dieſes Stützpunktes. Ottokar hatte ſeinen öſterreichiſchen Landeshauptmann, den Biſchof Bruno, abgeſendet, daß er die Beſatzung in Neuburg zu fernerem kräftigen Widerſtande ermuthige und die weiteren Plane des Feldzuges, beſonders des Donauüberganges, beſpreche. Vergebens ließ der Pfalzgraf Ludwig dem Abgeſandten auflauern; der Biſchof wurde gewarnt und entging der Gefahr. Da näherte ſich der Pfalzgraf, den mißglückten Anſchlag durch einen neuen verbeſſernd, den Mauern Neuburgs, gab vor, ein Begleiter des Biſchofs Bruno zu ſeyn, und begehrte Einlaß. Die getäuſchten Wachen ließen die Brücke herab, ſchnell ſprangen die Krieger herbei, die der Pfalzgraf in der Nähe verborgen, bemeiſterten ſich des Eingangs und überrumpelten den Platz. Der Verluſt dieſer Feſte ſchlug dem Könige Ottokar eine ſchwere Wunde. Seinen Gegnern fielen dadurch Vorräthe auf zehn Tage in die Hände, und Wien war völlig blosgeſtellt. Schon an vier Wochen trotzte dieſe Stadt der Belagerung; eine Burg innerhalb und vier Burgen außerhalb der Mauern deckten ſie mit einem ſteinernen Harniſche, doch dem Mangel und dem Hunger war damit nicht geholfen. Rudolf drohte alle umliegenden Weinberge zu zerſtören, die Landhäuſer in Aſche zu legen, und nicht eher von der Belagerung abzuſtehen, bis die bittere Noth die ſtarren Thore öffne, wo dann eine allgemeine Plünderung den bewieſenen Trotz züchtigen ſolle. Dieſe Kunde verſetzte die Bürger in Schrecken und Verzweiflung; auf dem Freithofe zu St. Stephan vor des Bürgermeiſters Hauſe rotteten ſie ſich zuſammen; ſie wollten ihn und die Seinigen umbringen, wenn er die Stadt nicht übergäbe und der Noth ein Ende machte. Aber auch das vermochte Paltram's eiſerne Treue für Ottokar nicht zu beugen. Kuno, der einſtige Münzmeiſter, und der Stadtrichter, Konrad der Kreisler, ſtanden mit ihrem Anhange ihm bei; ſie verlangten und erhielten Friſt zur Berathung von dem tobenden Haufen. Boten des Bürgermeiſters eilten noch in der Nacht zu Ottokar, in ihn dringend, ob und wann er der Stadt Entſatz bringen könne, mit deren Fall ihm alle Lande bis zum Meere verloren gehen würden. Immer

ſtärker ſchwoll das Heer der Belagerer. Der Graf von Tirol führte demſelben noch Truppen aus Kärnten, Krain und Steyer zu. In allen dieſen Ländern wurden die böhmiſchen Voigte und Truppen durch die für Rudolf Verbündeten aus den Burgen und Plätzen vertrieben und die Herrſchaft des Reiches hergeſtellt. Milota von Diedicz ſuchte vergebens Graz noch länger für Ottokar zu halten; die Bürger fielen, auf die Nachricht von Rudolf's Vordringen in Oeſterreich, von ihm ab, ſie nöthigten den Landeshauptmann zur Flucht und übergaben Schloß und Stadt. Aus Ungarn gelangte an König Rudolf die frohe Botſchaft, daß zahlreiche Ungarn und Kumanen gegen Haimburg, andere Abtheilungen an die March vorrückten, des Winkes gewärtig, die Gränze zu überſchreiten. Dagegen kam von Ottokar entmuthigende Kunde nach Wien. Paltram ſah die Unmöglichkeit ein, die Stadt länger zu halten; im Einvernehmen mit den Bürgern ſendete er Abgeordnete an den römiſchen König: wenn die alten Freiheiten und Privilegien Wiens beſtätigt würden, ſo wolle man die Thore öffnen. Doch ſchon zu ſicher ſtand Rudolf's Sieg, als daß er nöthig gehabt hätte, ſich Bedingungen vorſchreiben zu laſſen.

Als Ottokar erfuhr, welch' unerwarteten Weg Rudolf's Waffen eingeſchlagen, führte er ſein Heer aus dem Lager von Tepl auf beſchwerlichen Pfaden durch den Pilſener-, Prachiner- und Bechiner-Kreis, über die rauhen Höhenzüge und durch das Wälderdickicht des böhmiſchen Gränzlandes, gegen Oeſterreich vor. Die Hoffnung, ſich noch zu rechter Zeit zwiſchen die Heere der Deutſchen und der Ungarn eindrängen und ihre Vereinigung, zu Gunſten des belagerten Wiens, hindern zu können, hatte er bereits aufgeben müſſen; darum machte er bei Droſendorf an der Thaya Halt, trachtend, von hier aus mit einem Arme Mähren zu ſchützen, mit dem anderen die Feinde auf dem öſterreichiſchen Boden in Furcht zu erhalten. Da ſchlug die Schreckenskunde von dem Falle Kloſterneuburgs ſeine letzte Hoffnung nieder, und wie ein Unglück ſelten allein kommt, ſo war gleichzeitig in ſeinem Stamm- und Erblande Böhmen ein gefährlicher Aufſtand gegen ihn ausgebrochen. An der Spitze des Aufruhrs ſtanden die Rieſenburge und das ganze Geſchlecht der Witkowecze, darunter die Linien von Roſenberg, von Krumau, Neuhaus, Wittingau, Gratzen, Lomnicz, Pribeniez, Pilgram, unter des Hauſes Oberhaupte, Herrn Zawiſch von Roſenberg, mit ihnen viele mächtige Herren und Edle, welche die Gefahr ihres Königs benutzten, ſich gegen ihn rebelliſch zu erheben. Das brach Ottokar's [illegible] nicht mehr zu

retten, er konnte nur noch eilen, das Gebliebene zu wahren; blos 20,000 Mann führte er mit sich, der Gegner Anzahl war ihm wohl fünffach überlegen. Heftig sträubte sich sein muthiger Sinn, nachzugeben. Da ward ihm die Kunde, König Rudolf habe eine Schiffbrücke zu schlagen begonnen, und sey entschlossen, ihm zu einer Entscheidungsschlacht entgegen zu ziehen. Das gab den Ausschlag. Ottokar sendete seinen Rathgeber, den Bischof Bruno, in das Lager des römischen Königs, einen Waffenstillstand zu erwirken und Friedensvorschläge zu machen. Von beiden Seiten traten Bevollmächtigte zusammen; den Bischof Berchthold von Bamberg und den Pfalzgrafen Ludwig stellte der König Rudolf; den Böhmenkönig vertraten der Bischof Bruno von Olmütz und Otto, Markgraf von Brandenburg. Sie brachten am 21. November 1276 im Lager vor Wien folgende Friedensbedingungen zu Stande: Reichsacht und Kirchenbann, die über Ottokar und sein Reich verhängt worden, sind aufgehoben; in die Versöhnung der beiden Könige werden auch die Anhänger und Unterthanen Beider eingeschlossen; die denselben im Kriege entrissenen Güter werden zurückgegeben; König Ottokar entsagt allen Ansprüchen auf Oesterreich, Steyermark, Kärnten, Krain, die windische Mark, Eger und Portenau; alle Geiseln, Gefangene und Burgen werden von beiden Seiten frei gestellt; vom römischen Könige erhält Ottokar, für sich und seine Nachkommen, die Belehnung mit Böhmen, Mähren und allen Lehen, welche seine Vorfahren und er bisher vom Reiche besessen; König Rudolf's Sohn, Graf Hartmann von Habsburg, wird mit König Ottokar's Tochter, Kunigunde, vermält, als deren Heiratsgut der König von Böhmen Alles abtritt, was er in den österreichischen Ländern zu Eigen oder zu Lehen an sich gebracht, und fällt Solches dem Reiche zu 40,000 Mark Silbers anheim; König Ottokar's Sohn, Wenzel, vermält sich mit einer Tochter des Königs Rudolf, und als Heiratsgut derselben wird das Land Oesterreich im Norden der Donau, mit Ausnahme der Städte Krems und Stein, im Schätzungswerthe von 40,000 Mark Silbers, der Krone Böhmen zu Pfand überlassen; die Stadt Wien mit ihrem Bürgermeister, Rüdiger Paltram, und Rathssecretär Konrad, wird vom römischen Könige in Gnaden aufgenommen, aller über sie verhängte Bann widerrufen und ihre Stadtrechte bestätigt; alle unter König Ottokar's Patronate in den abgetretenen Ländern angestellten Kirchengeistlichen verbleiben im ungekränkten Genusse ihrer Pfründen; der König von Ungarn wird in den Frieden mit eingeschlossen, alle gegenseitigen Eroberungen von

Böhmen und Ungarn werden zurückgestellt, die früheren Gränzen beider Reiche beibehalten.

Nach diesem Friedensschlusse hielten beide Könige auf einer Donauinsel Zusammenkunft und Unterredung. Dann fügte sich Ottokar (26. November) der schweren Pflicht, in Rudolf's Lager vor Wien, mit düsterer Stirn und königlicher Pracht die Knie vor dem schlicht und einfach gekleideten Reichsoberhaupte zu beugen, den Huldigungseid zu schwören, und die Belehnung zu empfangen für sein Stammerbe Böhmen und Mähren. Im Angesichte seiner bittersten Feinde mußte Ottokar vor Dem knieen, den er anzuerkennen so lange sich geweigert. Die Sage, daß die Belehnung ohne Zeugen, in einem geschlossenen Zelte vor sich gegangen, und daß Ottokar's Feinde die Zeltwand plötzlich hätten fallen lassen, um den stolzen Knieenden den Blicken Aller preiszugeben, ist längst widerlegt. Nachdem Wien dem römischen Könige die Thore geöffnet, enteilte Ottokar dem Schauplatze seines Verlustes, seiner Demüthigung, um den Schmerz der stolzen Seele hinter den Mauern seiner heimischen Städte zu verbergen. Doch trug er sein Mißgeschick mit Würde und hochsinniger Fassung. „Es ziemt sich uns nicht" — schrieb er seiner Gemalin, da sie den Verlust mit so vielem Blute erworbener Länder zu bitter beweinte — „uns der Trauer und weibischen Klagen hinzugeben, sondern mit Gleichmuth unser Schicksal zu ertragen, damit die königliche Majestät nicht Unfällen zu erliegen scheine und schadenfrohen Feinden keine Blöße zeige."

Zu jäh war die Kluft, welche den glückverwöhnten Ottokar plötzlich von seiner reichen Vergangenheit, von seiner noch mehr versprechenden Zukunft trennte, als daß ein Geist, wie der seine, den Trost der Entsagung hätte finden können. Auch war, nachdem alle Verhältnisse auf einer Spitze gestanden, der Friedensschluß mit beschleunigter Eilfertigkeit vor sich gegangen. Späteres Besinnen mußte den ungeheuren Verlust erst erkennen, und die Frage entstehen lassen, ob nicht auch zu geringeren Opfern der Preis des Friedens zu erhalten gewesen wäre. So in einem Gemisch von Zorn und Reue, gekränkt von emporstrebenden Feinden, die unter ihm standen, gedrückt durch halb stummen, halb lauten Vorwurf von einer liebenden Gattin, deren ehrenhaftliches Gemüthe mit dem Manne des Glückes völlig verlogen war und ihm seine Widersacher mit jenem Augenblicke gewaltig erhoben. — Jetzt König Ottokar die gedemüthigte Person. Je mehr eine Verringerung des Friedens nach der [illegible] Seite gerückt wurde, desto vortheilhafter erschien ihm seine Lage; die

Verwirklichung zeigte ihm erst Alles, was er zugestanden, und worauf er verzichtet. Dazu kam noch der nagende Unmuth über getäuschtes Vertrauen; seine nächsten Vasallen, die Hüter seines Thrones, hatten ihn in seiner schlimmsten Stunde verlassen und verrathen, und er mußte, durch Umstände gebunden, vielleicht noch säumen, die ganze Wucht seines königlichen Zornes auf die Häupter der Schuldigen und Strafwürdigen niederfallen zu lassen. In der vollen Freiheit ihrer Gewalt wird die Gerechtigkeit nie das Maß der Strafe überschreiten, doch gefesselt und in ihrem Richteramte aufgehalten, holt sie den Zeitverlust oft durch Grausamkeiten ein, und wenn, was jedoch gegründeten Zweifeln unterliegt, Ottokar sich im Strafen dann wirklich hart und übereilt erwiesen hätte, so kann dieser menschliche Grund ihm wohl zur Entschuldigung dienen.

Vorauszusehen war, daß der unter so drängenden Umständen abgeschlossene Friede gar bald durch Mißverständnisse und Irrungen getrübt werden mußte. Wenige Monate später (im December) fand sich Ottokar schon bewogen, dieserhalb dem Könige Rudolf ausführlich zu schreiben, um manche wichtige Punkte nachzuholen, die bei ihrer letzten Zusammenkunft im Drange des Augenblicks unerörtert geblieben. Er deutete in seinem Briefe auf Widersacher, die ihm alle Hoffnung rauben möchten, die Gnade des Reichsoberhauptes wieder zu erlangen. Er wiederholte das Versprechen, alle zugestandenen Artikel des Friedens getreulich zu erfüllen. Zwar wolle er die Stadt Eger, die zum Brautschatze seiner seligen Mutter gehört, ausliefern; doch baue er sowohl hinsichtlich dieser Stadt auf König Rudolf's Güte, als er auch überzeugt sey, daß derselbe sein Recht auf die Festungen und Schlösser im Egergebiete, die er durch Kauf an sich gebracht, nicht kränken werde. Die Städte, in deren Besitze er gewesen, habe er ohne Aufschub übergeben; nur Eger und Haimburg seyen noch übrig. Er habe nicht gezweifelt, daß auch der römische König seinem Versprechen genau nachkommen und Alles auf den vorigen Stand zurückführen werde, was nach geschehenem Friedensabschlusse widerrechtlich verübt worden. Er erwarte von dem römischen Könige den Befehl, daß man ihm die Schlösser Berneck und Weikhardschlag zurückstellen werde, die ihm, ungeachtet des eingetretenen Friedens, feindselig entrissen worden. Auch erwarte er Ersatz für die Plünderungen, die nach dem Frieden in Mähren verübt worden, um so mehr, da er, damals noch an der Spitze seines versammelten Heeres, die Plünderer leicht hätte vertreiben

können, und dies nur unterlaſſen, um durchaus jeden Schein eines Friedensbruches zu vermeiden. Auch ſey der, ſeinen Kanzler Ulrich betreffende Friedensartikel nicht beobachtet worden, indem man jenem die Pfarre Wien entriſſen habe, in deren Beſitze derſelbe, nach dem Laute der Urkunde, geſchützt werden müſſe ꝛc. — Einen ähnlichen Brief ſchrieb Ottokar an den Herzog Heinrich von Baiern, bittend, derſelbe möge bei dem römiſchen Könige dahin wirken, daß er über die angeführten Punkte die ihm zuſtehende Genugthuung erhalte.

Aus dem Briefe ſcheint hervorzugehen, daß durch fremde Einmiſchung einzelne Artikel des Friedensvertrages zum Nachtheile des Böhmenkönigs hingehalten oder umgangen werden mochten. Wie wenig auch König Rudolf's biederer und gerechter Sinn Solches billigen mochte, ſo war es, bei den zahlloſen Sorgen und Verrichtungen, die auf ihm, dem Reichsoberhaupte, laſteten, doch unmöglich, daß er überall ſelbſt unmittelbar hätte eingreifen können. Er mußte ſich auf die Gewiſſenhaftigkeit ſeiner Verbündeten und Vaſallen verlaſſen; doch unter ihnen ſproß Mißgunſt und Groll gegen Ottokar, und nahm jeder Gelegenheit wahr, dieſen zu benachtheiligen und zu verletzen. Auch banden dem römiſchen Könige, bei all' ſeiner Entſchiedenheit und weiſen Kraft, doch mancherlei Verhältniſſe und Rückſichten die Hände, und verwehrten ſelbſt ſeinem reinſten Willen, den früheren Gegner des Reiches ſo ſchnell in alle zugeſtandenen Rechte einzuſetzen, als dieſer fordern zu dürfen ſich berufen hielt. In dem Friedensvertrage ſelbſt lagen Zweifel und Widerſprüche, die ſich kaum einigen ließen und die buchſtäbliche Vollziehung der Urkunde faſt unausführbar machten. Ottokar hatte allen Rechten auf und in Oeſterreich entſagen müſſen, und gleichwohl ſollte ihm der nördliche Theil davon um eine gewiſſe Summe als Pfandbeſitz zufallen. Dieſes Pfand ihm auszufolgen, ſtieß ſich nun an zahlloſe Schwierigkeiten; denn wie konnte man die Einwohner, die ſich gegen Ottokar aufgelehnt und denen das Reich für den an ihnen gefundenen Beiſtand doch Rückſichten ſchuldig war, unter die Herrſchaft des beleidigten Königs zurückkehren laſſen? Daß ferner, laut Ottokar's Klagen, ſein Kanzler Ulrich die durch den Friedensvertrag ihm zugeſicherte Pfarre zu Wien nicht erhalten hatte, davon trug der harte Sinn des Biſchofs von Paſſau die Schuld; denn dieſem ſtand von jeher das Recht zu, den Stadtpfarrer Wiens zu ernennen, und theils aus altem Groll gegen Ottokar, theils wohl auch aus einer gewiſſen Vorſicht, [illegible] trauten Anhängers Ottokar's in ein[illegible]

erſcheinen ließ, verweigerte er, ſich jenes Rechtes zu begeben. König Rudolf aber, welchem im Kampfe gegen ſeinen mächtigen Feind die Geiſtlichkeit ſo großen und erfolgreichen Eifer bewieſen, konnte es nicht über ſich gewinnen, den Biſchof durch entſchiedene Maßregeln zum Nachgeben zu nöthigen. Andererſeits mochte auch Ottokar den Kreis der ihm zugefallenen Pflichten und Laſten eines Reichsvaſallen mehr zu beſchränken trachten, als es im Sinne der Reichsvertreter lag.

Nachbeſſerungen und Ergänzungen jenes Vertrages wurden unumgänglich nöthig. Dem Könige von Böhmen ſchien wirklich die Erhaltung des Friedens am Herzen zu liegen; auch war ihm Ruhe erforderlich zur Wiederbefeſtigung ſeiner Herrſchergewalt in den böhmiſchen Landen, wo, während der Fehden gegen das Reich, Parteigeiſt und offener Aufſtand das königliche Anſehen geſchwächt hatten. Er ſendete drei Bevollmächtigte, den Biſchof Bruno von Olmütz, den mähriſchen Burggrafen von Vöttau, Smil von Bielkow und den Kanzler Ulrich nach Wien, woſelbſt am 6. Mai 1277 ein neuer Vertrag zu Stande kam, in welchem weder einer Verpfändung des nördlichen Oeſterreichs an Ottokar, noch der Verlobung des Grafen Hartmann mit Kunigunde von Böhmen mehr gedacht, wohl aber der, an König Ottokar's Sohn zu vermälenden Tochter König Rudolf's das ganze Egergebiet mit 10,000 Mark Silbers als Brautſchatz zu Pfand verſchrieben wurde, während das früher zugeſtandene Heiratsgut auf 40,000 Mark Silbers geſchätzt geweſen war. Die Gränzen zwiſchen Böhmen, Mähren und Oeſterreich wurden auf jenen Beſtand hergeſtellt, in welchem ſie zu den Zeiten der Herzoge Leopold und Friedrich von Oeſterreich befunden worden.

Abermalige annähernde Schritte that Ottokar, als er im Juni 1277 der römiſchen Königin Anna brieflich Glück zu ihrer Ankunft in Wien wünſchte, und ſie um ihre Fürbitte bei ihrem Gemale bat, daß dieſer ihm ſeine Gewogenheit ſchenke, wie er denn ſelbſt Alles zu thun bereit, was dem Könige angenehm ſey.

Neue Forderungen gegen Ottokar wurden erhoben hinſichtlich der Verhältniſſe der Krone Böhmen zum römiſch-deutſchen Reiche, und wiederum gab der einſt ſo unbeugſame Böhmenkönig nach. In den böhmiſchen Privilegien vom Jahre 1212 war ausgeſprochen, daß Böhmens Könige nur zu ſolchen [illegible] Hoftagen berufen werden könnten, die in ihrer Nähe nach Nürn- [illegible] oder Merſeburg ausgeſchrieben würden; auch konnten die

Dienstleistungen Böhmens an das Reich, überhaupt nur in 300 Bewaffneten zur Römerfahrt bestehend, mit 300 Mark Silbers abgelöset werden. Nun aber wurde zu Prag, wohin König Rudolf seinen ältesten Sohn, den Grafen Albrecht, persönlich geschickt hatte, am 12. September 1277 ein neues Abkommen getroffen, welches die böhmischen Könige ganz neben die anderen Reichsfürsten stellte, sie zum Römerzuge in Person oder doch durch ansehnliches Gefolge verpflichtete, und dem Könige Ottokar nur ausnahmsweise als Gnade zugestand, daß ihm binnen einer, von dem Bischof zu Olmütz und dem Burggrafen zu Nürnberg zu bestimmenden (später auf ein bloßes Jahr festgestellten) Frist vom römischen Könige gestattet werden solle, von den Hoftagen auszubleiben. Uebrigens versprach König Rudolf, ihm gegen alle seine Feinde beizustehen; keiner der beiden Könige sollte des Anderen Diener und Unterthanen, gegen dessen Willen, aufnehmen und hegen. — Doch auch diese wichtigen und überraschenden Zugeständnisse Ottokar's führten noch nicht zu dauerndem Einvernehmen. Der römische König schien der Ansicht zu seyn, einige Böhmen, die sich gegen Ottokar vergangen, in den Frieden mit eingeschlossen zu haben. Dagegen verwahrte nun Ottokar seine ober- und landesherrlichen Rechte in einem, am 31. October 1277 von Podiebrad aus an Rudolf erlassenen Briefe. Nie sey ihm in den Sinn gekommen, Eingeborene seines Landes in jenen Vertrag einzuschließen; er habe nur jenen von ihnen, die sich so unredlich gegen ihn aufgelehnt, aus königlicher Gnade bewilligt, daß sie, bis zur Bestimmung einiger zwischen dem römischen Könige und ihm noch schwebenden Artikel, in Frieden und unbelästigt bleiben sollten. Alle Punkte der Uebereinkunft seyen von ihm mit dem ausdrücklichen Vorbehalte beschworen worden, daß seine Unterthanen, sammt den Rechten seiner Länder, ihm ganz und ungetheilt verbleiben sollten. Er flehe die königliche Güte Rudolf's an, nicht auf die bösen Einflüsterungen seiner (Ottokar's) Feinde zu hören, die ihn und seiner Erben rechtliche Stellung zu untergraben suchten, und die althergebrachten Rechte der böhmischen Länder lieber mehren, als mindern zu wollen, da auch er, Ottokar, ein Mitglied jenes Reiches sey, das durch Schwächung seiner Glieder unmöglich an Stärke gewinnen könne.

Wie gemäßigt auch der Ton dieses Briefes war, in welchem König Ottokar offenbar nur dem Streben seiner mißvergnügten Barone nach Reichsunmittelbarkeit einen Damm setzen, und sich seine Rechte als Herr und oberster

Richter über dieselben sichern wollte, so wußten doch Ottokar's Feinde diesen Worten eine Deutung zu geben, welche die Empfindlichkeit des sonst ruhigen und gerechten Königs Rudolf erregte. Er fand sich durch dieses Schreiben, welches ihm in Haimburg zukam, beleidigt, ließ sich dessen Empfang durch die Bischöfe von Bamberg, Passau, Chiemsee und Seckau bescheinigen, als sey es ein Actenstück der Feindschaft, und aller friedliche Verkehr zwischen den beiden Königen erreichte damit wieder ein unvorhergesehenes Ende.

Ottokar's durch den Ausgang der früheren Fehde enttäuschtem Auge entging nicht, wie viel er bei einem abermaligen Kampfe auf das Spiel setze, und nur widerstrebend schritt er zu dem Aeußersten. Aber eine feindliche Zwischenpartei hatte sich gleichsam des Schicksals der Zeit bemächtigt, und machte es beiden Königen fast zur Unmöglichkeit, den Frieden zu erhalten. Es kommen Momente im Völkerleben, wo das Weltgeschick recht augenscheinlich seine geheimnißvolle Gewalt zu entfalten, und den alten, oft angefochtenen und doch immer wieder siegreich kundgewordenen Glauben an seine Unwiderstehlichkeit auf's Neue zu befestigen trachtet; wo Menschen und Geschlechter mit ihren Wünschen, mit ihren Sympathien in unerklärlichen Zwiespalt gerathen, und Alle, einem unsichtbaren Impulse folgend, gerade das thun, was keiner von Allen thun wollte, noch zu thun vermeinte. Auch der neue, der letzte große Kampf zwischen den beiden Königen war einer jener räthselhaften Beschlüsse des Geschicks, die, verhängnißvoll und klar in ihren Folgen, desto dunkler und unerforschlicher in ihren Anlässen bleiben. Nicht Urkunden und Actenstücke reichen aus, nicht genügt es, abwägen zu wollen, welcher Theil den Bruch mehr verschuldet, welcher weniger. Wo der eherne Tritt des Schicksals so die Verhältnisse durchschreitet, erscheinen die Menschen nur als Mittel höherer Fügungen, die Willensthätigkeit der Einzelnen schwindet vor der großen Nothwendigkeit in Nichts zusammen, und die Begebenheit mit ihren Folgen und Erschütterungen tritt an die Stelle der Person.

Als Ottokar die Unvermeidlichkeit des Kampfes vor sich sah, warf er gleichzeitig sein Auge auf die, so ihm treu geblieben, und auf den Stand der Dinge. Wie feindselig für ihn dieser auch auf den ersten Blick erscheinen mochte, so hatte sich doch seit dem Frieden vor Wien Manches in den Umständen verändert, Manches sich für Ottokar günstiger gestaltet, was damals ihn bedrohlicher gemahnen mußte. Am meisten machte es ihm Hoffnung, daß

das neue Reichsregiment in Oesterreich nicht alle Theile so befriedigte, wie man vielleicht erwartet hatte.

Zwar hatte König Rudolf, seit Oesterreich dem Reiche wieder anheimgefallen, nichts unterlassen, was Ruhe, Ordnung und Wohlstand in das durch Krieg und Parteiungen schwer zerrüttete Land zurückzuführen versprach. Zu Wien rief er einen erneuten Landfrieden auf fünf Jahre aus; die Straßen und Handelswege reinigte er von Wegelagerern und Stegreifrittern, viele Raubburgen wurden gebrochen. Um den Handel von seinen Fesseln zu befreien, hob er die neuen Zölle auf, welche theils gesetzlich bestanden, theils durch Gewohnheit Platz gegriffen hatten. Von Wien aus gab er den dortigen Juden eine sehr vortheilhafte Ordnung, stellte sie als königliche Kammerknechte unmittelbar unter das Reich, und schlug ihre Abgaben zu dem königlichen Schatze. Er schützte und mehrte viele Handfesten und Privilegien, und durchzog in Person das Land Oesterreich, um mit eigenen Augen zu sehen und zu richten. Des Königs Leutseligkeit und gerechter Sinn erweckten ihm überall Liebe und Ehrfurcht, und wenn es gleichwohl Herzen gab, die nicht für ihn schlugen, so trugen die arge Zeit und der Drang der Umstände die Schuld. Um dem Reiche die Früchte seines Sieges und der neuen besseren Ordnung der Dinge zu sichern, waren Anstrengungen vonnöthen, welche großentheils die dem Könige zu karg zugemessenen Mittel überschritten. Die nothwendige Sorge für die Vermehrung seiner Hausmacht erschöpfte seine eigene Kasse; die Beihilfe des Reiches floß spärlich und unbereitwillig; an Geld fehlte es aller Orten, und gleichwohl sollte eine Art stehenden Heeres unterhalten werden, um die zurückgewonnenen Reichsprovinzen gegen alle möglichen Ansprüche und Angriffe kräftig zu schirmen. So mußte denn in den eroberten österreichischen Landen eine neue und außerordentliche Besteuerung ausgeschrieben werden, die freilich den verarmten Einwohnern schwer, ja bisweilen unerschwinglich vorkam. Dreißig Denare (zwölf Denare machten einen Schilling, und vierundzwanzig Schillinge gingen auf ein Pfund reinen Silbers) mußten von jedem Joch Weingarten, eben so viel von jedem Mühlrade, sechzig für einen Hof, ja selbst für jeden Pflug fünf Schillinge Abgabe gezahlt werden. Das Volk, immer bereit, von jedem Wechsel der Dinge die übertriebensten Erwartungen zu hegen, und die Ernte gleich mit der Saat verbinden zu wollen, fand sich bitter enttäuscht, als das neue Reichsregiment für den Anfang seine Lasten mehrte, statt minderte. Das

stimmte den großen Haufen um. Auch hatten Rudolf's gemischte Kriegerschaaren sich, gegen den Willen ihres Führers, manche Unordnung erlaubt, hatten das St. Florians-Stift und andere Plätze ausgeraubt und in Brand gelegt. Die lautesten Klagen aber ergingen über die mit Rudolf und seinen Söhnen dahergekommenen Schwaben, die sich breit machten im Lande und sich über die Eingeborenen erhoben, weil sie das Vertrauen der Habsburger durch längeren Umgang und bewährte Dienstreue genossen. So offenbarte sich in Oesterreich mannigfaches Mißvergnügen; Viele, die am lautesten gegen Ottokar gesprochen, sehnten sich nach seiner Herrschaft zurück, weil er, reich an Schätzen und Geld, die Säckel seiner Unterthanen weniger zu beschweren gebraucht. Am meisten hingen noch immer die Wiener an ihm, denen er in guten und bösen Tagen gnädig und theilnehmend sich erwiesen, ihnen reichlich erstattet, was die Flammen verzehrt, ihre Stadt begünstigt und verschönt hatte. Der Bürgermeister, Rüdiger Paltram, aber, der an Ottokar mit einer Treue hing, an welcher die Zeitwechsel Nichts zu ändern vermochten, ließ keine Gelegenheit unbenützt, den Bürgern die Vortheile und Segnungen des verlorenen böhmischen Regiments in das beste Licht zu stellen, und alle Unbequemlichkeiten, welche die neue Reichsherrschaft, wie jede schnelle Umgestaltung, erklärlicher Weise mit sich gebracht, in den schwärzesten Farben zu malen, klug verschweigend, daß die Zukunft dies Alles ausgleichen und Ersatz bringen werde. So standen denn Ottokar's Angelegenheiten in Oesterreich hoffnungsvoll genug, und Rudolf fand, um den seinem Gegner günstigen Gesinnungen einigermaßen entgegen zu arbeiten, sich veranlaßt, durch zwei Handfesten (Juni 1278) die Stadt Wien abermals zur freien Reichsstadt zu erheben, ihre alten Privilegien zu bekräftigen und zu vermehren, und zugleich Kaiser Friedrich's II. Freiheitsbrief zu bestätigen und zu erweitern. Auch wurden der Stadt zwei neue Jahrmärkte bewilligt und Herzog Leopold's Straßenzwang von 1198 erneut, welcher, zu Gunsten der Wiener, den fremden Kaufleuten verbot, ihre Waaren auf anderem, als dem Landwege, und weiter, als bis zur Hauptstadt zu führen. Auch ertheilte der römische König den Wienern den seltenen Vorzug der Lehensfähigkeit, und Pfandrecht auf alles Eigenthum der Bürger von Linz, Wels und Stadt Steyer, bis zur Höhe des Schadens, den sie von Letzteren erlitten. Vortheile von der höchsten und ersprießlichsten Wichtigkeit, die allein schon hinreichend wären, dem Könige Rudolf in

Wien, wo seine Enkel thronen, das segenreichste Andenken zu sichern. Doch waren diese Gnadenbezeugungen sehr an der Zeit, denn in denselben Tagen entdeckte der königliche Befehlshaber zu Wien, Hugo von Taufers aus Tirol, eine weitverzweigte Verschwörung, geleitet durch Rüdiger Paltram mit seinem Bruder und seinen sechs Söhnen. Die Schuldigen wurden geächtet, zum Tode verurtheilt und ihre Güter eingezogen; der Leibes- und Lebensstrafe entgingen sie durch schleunige Flucht. Herzog Heinrich von Baiern, der seine Aussichten auf den Besitz der österreichischen Lande scheitern gesehen, hatte sich von Rudolf's Partei wieder abgewendet; Eigennutz und Goldgier führten ihn zu dem reichen Ottokar zurück. Er nahm den flüchtigen Paltram mit seinen Genossen bereitwillig auf und räumte ihnen Burg Karlstein ein, von wo aus sie durch mehre Jahre dem Stifte Salzburg mit Raub und Plackerei heftig zusetzten, bis der angedrohte Kirchenbann den Herzog bewog, ihnen Ruhe zu gebieten. Nach Oesterreich aber kamen sie nie mehr. Verläßlicher, als der leicht gewonnene und leicht verlorene Herzog Heinrich von Baiern, erwies sich dem römischen Könige der Hof von Ungarn, der, alter Niederlagen eingedenk, unermüdet an Ottokar's Falle arbeitete, trotz enger Verwandtschaftsbande. Dagegen ward dem Böhmenkönige Beistand und Unterstützung aus Schlesien, Polen, Brandenburg, Meissen und Sachsen. Von beiden Seiten wurde mit höchster Anstrengung gerüstet; denn wohl war vorauszusehen, daß dieser abermalige Kampf zwischen den beiden Königen ein äußerster, ein Kampf auf Tod und Leben seyn müsse.

Die Säumigkeit der Verbündeten und Heerpflichtigen bereitete auch diesmal dem Könige Rudolf Sorge und Unmuth. Herzog Heinrich's Abfall versperrte ihm die Heerstraße durch Baiern. Dringend nöthig war ihm daher die schleunige Ankunft der ungarischen Hilfsvölker, dreimal ließ er darum mahnen. Die großen Reichsfürsten, die, irrig genug, die ganze Fehde mehr als eine Privatsache des Königs, denn als eine Angelegenheit des ganzen Reiches anzusehen schienen, ließen vergeblich auf sich warten; nur der Pfalzgraf Ludwig, der Herzog Albrecht II. von Sachsen, und Landgraf Heinrich von Hessen brachten Hilfe. Außerdem zogen dem Könige einige kleinere Fürsten und Herren mit ihren Mannen zu. Aus Ober-Oesterreich, Steyermark, Kärnten, Krain, Tirol, Salzburg langten Truppen an; Graf Albrecht, des Königs Erstgeborener, führte deren aus den Stammlanden und vom Rhein herbei; aus Schwaben und Franken folgten kriegs-

luſtige Haufen den Bannern des Markgrafen Heinrich von Hachberg, des jüngeren Markgrafen Hermann von Baden, der Grafen Heinrich von Fürſtenberg und Gottfried von Hohenlohe. Zürich ſendete hundert bewaffnete Männer. Auch aus anderen Gegenden führten Ritter und Edle von bewährtem Namen und Muthe dem Könige Rudolf ihre Fähnlein zu.

Es war am 27. Juni 1278, als König Ottokar, ſeinen Unterthanen und Getreuen Lebewohl ſagend, von Prag auszog. Die Liebe des Volkes flammte feuriger auf, als der König ſeinem Schickſale gerüſtet entgegen ging. Doch war dem Abſchiede die Bitterkeit böſer Ahnung mehr, als die Hoffnung des Glückes und des Wiederſehens, beigemiſcht. Unter Klagen und Thränen gaben ihm die Prager das Geleite bis vor die Thore der alten Königsſtadt. In Brünn verweilte er, um ſein Heer zu ſammeln und die Ankunft der Hilfsvölker aus Polen abzuwarten. Sie ließen lange auf ſich harren, und mittlerweile ſtellte ſich zwiſchen ihm und einer großen Zahl ſeiner Freunde eine furchtbare Scheidewand auf: der Kirchenbann, den Papſt Nicolaus III. über alle Gegner König Rudolf's ausſprach. Schon war der Monat Auguſt zur Hälfte abgelaufen, und noch hatte Ottokar ſeine Macht nicht vollſtändig beiſammen. Kaum auf 26,000 Mann belief ſich ſein Heer, darunter viel waffenunkundiges Volk. Auf ſo geringe Streitkräfte ſah der kriegeriſche, einſt allgefürchtete Böhmenkönig ſich beſchränkt. Doch ſein Schickſal mußte er erfüllen! An der Spitze ſeines Schlachthaufens ging er über Oeſterreich's Gränzen, zog die March hinab bis nach Marcheck, wo einſt das Ungarnheer ſeinem ſcharfen Schwerte erlegen, nahm und bewältigte der Plätze viele. Aber die Donau zu überſchreiten, verbot ihm der ſchwache Zuſtand ſeiner Streitkräfte; er durfte nicht wagen, den ungleich ſtärkeren Feind auf dem rechten Donauufer aufzuſuchen.

Wie Ottokar's Stern ſich zuſehends verdüſterte, ſo erhellten dagegen mehr und mehr Lichtblicke die ſorgenvolle Stellung König Rudolf's. Nach langem Warten traf ihn endlich die Nachricht von dem rüſtigen Anmarſche der verbündeten Ungarn. Dieſe Kunde erfüllte Rudolf's tapfere Seele mit neuer Zuverſicht. Am 14. Auguſt vereinigte ſich das ungariſche Heer mit dem deutſchen, und ungeſäumt begann jenes bei Preßburg, letzteres bei Haimburg, den Uebergang über die Donau. Zwiſchen den Vorpoſten kam es bereits zum Handgemenge; die Kumanen brachten, nach alter barbariſcher Sitte, die Helme der erſchlagenen Polen und Sachſen ſammt den abgeſchnittenen Köpfen darin, in's Lager.

Auf die ſchlimme Botſchaft von dem Vorrücken der Ungarn, hob Ottokar die Belagerung von Laa auf, und zog ſich langſam zurück, immer längs der March hin, um dieſe Flanke gegen unerwarteten Angriff zu ſichern. Als aber am 25. Auguſt der feindliche Vortrab zwiſchen Dürrenkrut und Jedenſpeugen mit Ungeſtüm gegen ihn anlief, ſah er ein, daß eine Hauptſchlacht nicht länger zu vermeiden ſey, und ordnete ſie für den kommenden Tag. Die blutige Entſcheidung nahete.

Der König Rudolf, obſchon ein Sechziger, traf mit jugendlicher Kraft und Ausdauer ſeine Anſtalten, und befeuerte Alle durch ſeinen eigenen Muth. Viele edle Jünglinge ſchlug er zu Rittern, auf daß ſie die neue Würde in der Schlacht bewähren möchten; die hundert Züricher waren unter ihnen, ſie ſtrebten nach der Ehre, den Leibwachen zugeſellt zu werden. Der Kuenringer, dem Könige abtrünnig, hatte aufgehört, Marſchall von Oeſterreich zu ſeyn, ſeine Stelle mußte Stephan von Meißau übernehmen; nur widerſtrebend ergriff der beſcheidene Held das Banner. Wenig durfte es den König kränken, daß eine Horde Kumanen, durch Ottokar's Gold geblendet, in der Nacht vom Heere entfloh. Den Antrag einiger böhmiſchen Herren, daß ſie ihren König aus dem Wege räumen wollten, falls ihnen ruhige Heimkehr zugeſtanden würde und man jeder Einmiſchung in die Regierung Böhmens während der Minderjährigkeit Wenzel's entſage, wies Rudolf mit Abſcheu von ſich. Er ſoll ſogar ſeinen Gegner vor ſolcher Gefahr gewarnt haben; doch Ottokar, vielleicht glaubend, man wolle ihn dadurch nur entmuthigen, nahm keine Rückſicht auf die Warnung.

Wenn der Verrath auf mancher Seite ſich argliſtig in König Ottokar's Nähe ſchlich, ſo rief die Gefahr doch auch manche erhebendere Züge an's Licht, die im Schimmer des Glückes und der Hoffnung vielleicht nicht zur Reife gekommen wären. Enger ſchaarten ſich die Getreuen um ihren König, ſeit die Stunde der Noth gekommen war. Zawiſch von Roſenberg, das Haupt der abgefallenen Witkowecze, ſeines glücklichen Königs Feind, zerſchmolz in Reue und Schmerz, als er das Verderben über Den hereinbrechen ſah, dem er Treue ſchuldete, und den er ſo erbarmungslos preisgegeben. Er flehte um Verzeihung, bot Unterwerfung und wichtige Dienſte. Doch Ottokar, von königlichem Stolze erfüllt, wollte nicht Gnade ſpenden in einem Augenblicke, wo es hätte ſcheinen können, als wäre ſie ertrotzt worden. Von einem treuloſen Manne habe er ſich nimmermehr Dank und

Treue zu erwarten, ließ er Herrn Zawiſch zurückſagen, und dieſer litt für ungerechte That die Strafe, jene nicht büßen und vergüten zu dürfen, als Herz und Gewiſſen ihn dazu drängten.

Als der Vorabend der Schlacht andämmerte, ſtellte ſich König Ottokar wehrlos, unbewaffnet, mitten unter ſeine Heerführer. Man habe ihn gewarnt, daß es Verräther unter ihnen gebe. Er könne es nicht glauben. Sey aber doch Jemand da, der ihm grolle, der möge lieber gleich vortreten und an ihm Rache nehmen; denn beſſer ſey es, er ſterbe heute allein, als daß morgen durch Verrath viele Tauſende mit ihm in den Tod gehen ſollten. — Keiner trat gegen ihn hervor; Alle ſchwuren ihm von Neuem Treue bis in den Tod.

Der heiße Tag der Schlacht brach an. Es war der 26. Auguſt, ein Freitag und das Feſt des heiligen Rufus. König Rudolf theilte ſein Heer in vier Haufen und eine Nachhut, nach dem Rathe Hugo's von Taufers, der Wunden und Kriegskunde ſich geholt in den Fehden der Lombarden. Ungarn bildeten die erſten beiden Haufen; ihre Führer waren der Palatin Mathias Graf von Trencſin und Graf Stephan von Schildberg. Den dritten, gemiſcht aus Steyrern, Kärntnern, Krainern, Salzburgern, Schwaben, Aargauern und Elſaſſern, führte der König Rudolf perſönlich an. Neben ihm gingen, ſeiner Befehle gewärtig, ſein Erſtgeborner, Graf Albrecht, eine Rennfahne in der Hand, mit rothem Kreuze auf weißem Grunde, dann Markgraf Heinrich III. von Hachberg mit dem Reichsadler, dem der Habsburger Löwe, in der Hand Peters von Mülinen, ſich geſellte. Das Banner des vierten Haufens, der Oeſterreicher, trug die Hand eines hundertjährigen Ritters, des Landrichters Otto von Haslau; Herr Friedrich von Liechtenſtein unterſtützte den greiſen Kriegsmann. An der Spitze der Nachhut tummelten ſich ungeduldig der lange Ulrich von Kapellen und Konrad von Sumerau. Kumanenſchwärme ſollten den Feind necken und gegen den Sumpf heranlocken, deſſen Schilfgras zwiſchen beiden Heeren aufſchoß.

Wie König Ottokar ſein Heer, das den weit überlegenen Gegnern nur etwa 30,000 Mann ſtark entgegentrat, geordnet und geſtellt, iſt nicht genau zu erweiſen. Er ſoll es in ſechs Haufen und eine Nachhut getheilt haben. Der erſte umſchloß die Böhmen, der zweite Mährer und die Böhmen von Pilſen, der dritte beſtand aus Meißnern und Thüringern; aus Schleſiern, Polen und Reuſſen der vierte und fünfte. Der ſechſte, aus Sachſen

und Baiern gebildet, folgte dem Befehle des Königs selbst; denn die vielfältigen Warnungen vor Verrath sollen diesen abgehalten haben, sich unmittelbar an die Spitze der Böhmen zu stellen. Die Nachhut der Böhmen führte Milota von Dietitz, einst Landeshauptmann der Steyermark, jetzt Oberstlandkämmerer in Mähren. In silberner Rüstung, eine Juwelenkrone auf dem Helme, durchritt Ottokar die Reihen seiner Krieger, mit beredtem Munde zu Tapferkeit und Treue mahnend, Gunst und Lohn verheißend für jede kühne That.

Im charakteristischen Gegensatze zu dem kostbar gerüsteten Böhmenkönige, war der König Rudolf mit schlichtem Panzer, Helm und Waffenrocke angethan; denn er wußte, daß mehre Ritter im feindlichen Heere ihm den Tod geschworen, und hatte deshalb jede auszeichnende Tracht vermieden. Als er die beiden Flügel vorrücken ließ, ritt er ebenfalls durch die Reihen der Seinigen, wies ihnen den Feind und ermuthigte sie mit Worten voll Kraft und Gottvertrauen. Ein Hochamt wurde gehalten, und das Heer bereitete sich zum Tode. „Christus!" war ihr Losungswort, „Rom und römisch Reich" ihr Feldgeschrei. Der Böhmen Losung war: „Prag, Budweis!" Von den Anhöhen des Marchufers zwischen Dürrenkrut und Jedenspeugen bis westlich gegen Ober-Sulz mag es gewesen seyn, wo die beiden Könige ihren Kampf auf Leben und Tod gerungen.

Der Kumanen leichte Reiterschwärme jagten voran, den Feind aufzuschrecken. Als sie an die moorige Stelle kamen, wo das Schilfgras dicht und hoch wucherte, fanden sie den Boden trocken und der Kampfplatz war somit gefunden. Der Burggraf Friedrich schwang die Sturmfahne, und die Schlachtlinie rückte gemessenen Schrittes vorwärts. Da riß den Heinrich Schornlin aus Basel sein wildes Roß aus den Reihen heraus und mitten unter die Feinde hinein. Die Anderen meinten, man müsse es ihm gleichthun; Alle sprengten ihm nach und in wenigen Augenblicken standen Mann gegen Mann, daß die Schlacht bald allgemein wurde. Doch noch stand die böhmische Schlachtordnung ehern und unerschütterlich, trotz des wüthenden Anpralls der Deutschen und Ungarn. Schon war manche Todeswunde geschlagen, mancher rothe Springquell des Herzens geöffnet, und noch wurzelte auf beiden Seiten die Schlacht so fest und unverändert, als gelte es fortzukämpfen bis an's Ende der Tage. Stechend brannte die Sonne auf die Scheitel der eisernen Männer; ermattet ließ der hundertjährige Haslauer

das Banner Oesterreich's sinken; da nahm es Herr Heinrich von Liechtenstein aus des Greises welker Hand, ließ es hoch aufflattern im Sonnenglanze und warf sich den Feinden entgegen. Sein ganzer Haufen stürmte ihm nach zum neuen Angriffe.

Des römischen Königs Leben wurde mehrmals bedroht. Die schlichte Kleidung verbarg seine hohe Gestalt nicht so sehr, daß nicht viele der Feinde ihn erkannt hätten. Ritter Herbord von Füllenstein stieß grimmig mit der Lanze nach ihm; doch der König, jeder Fechtweise kundig, wich dem Stoße aus, gab ihn zurück und warf den Gegner aus dem Sattel. Auch ein Ritter aus Thüringen, der sich vermessen, den König zu fällen, suchte ihn im Gewühle auf und stach des Königs Roß nieder, daß es sich mit seinem Reiter in den Bach hinein wälzte. Kaum fand Rudolf noch Zeit, mit seinem Schilde sich gegen die Hufe des Rosses und gegen die Streiche des Feindes zu decken. Heinrich Walter von Ramschwag, des St. Gallen'schen Reichsuntervoigtes Sohn, warf sich zwischen ihn und den Thüringer; mittlerweile eilte Ulrich von Kapellen mit seiner Schaar heran und jagte den Thüringer in die Flucht. Ulrich bot dem Könige sein Pferd. „Sorget nicht um Einen Mann," sagte der König; „eilt dorthin, wo man Eurer bedarf!"

Doch auch die Böhmen, der Zahl nach die Geringeren, stritten mannhaft, und wuschen den Verrath Einzelner ab im eigenen Blute. Wo der Kampf am wildesten drängte, wo Gefahr oder Erfolg sichtbar wurden, da erblickte man den König Ottokar, hieher und dorthin fliegend auf seinem stolzen Schlachtrosse, des köstlich verzierten Schwertes sich bedienend, wie ein gemeiner Krieger. Sein Sohn, Nicolaus, Herzog von Troppau, den die schöne Agnes ihm geboren, focht, ebenbürtig durch seinen Muth, dem königlichen Vater zur Seite. Ulrich der Kapeller, brach mit seinem Haufen unerwartet gegen König Ottokar's Leibschaaren vor. Diese mochten, im Staub und Gewirre, die Angreifenden für zahlreicher halten, als sie waren. Sie stutzten zurück und gaben Raum. Dies wahrnehmend, schrie der Markgraf von Hachberg mit donnernder Stimme: „Die Feinde fliehen!" Die Seinen schrieen es ihm nach, sich selbst damit ermuthigend und den Feind verwirrend. Die Böhmenschaar stob, nach heißem Widerstande, aus einander.

Aber noch einmal versuchte König Ottokar's gewaltige Hand die fallenden Zügel der Schlacht aufzuheben. Den Milota ließ er aufrufen, mit der Nachhut vorzubrechen. Doch der Treulose hatte solches Augenblicks

geharrt. Kaum ſah er, daß ohne ſein Auftreten die Schlacht verloren ſeyn müſſe, als er zum Rückzuge blaſen ließ und mit der Nachhut das Schlachtfeld räumte. Vergeblich rückten aus Mähren friſche Heeresabtheilungen heran. Als ſie der fliehenden Nachhut begegneten, hieß es, der Tag ſey verloren; und ſo kehrten ſie um ohne einen Schwertſtreich.

Der ſtarke Ottokar erkannte, daß ſeine Stunde gekommen ſey; aber ſie ſollte ihn finden im Heldenglanze des Kampfes und Widerſtandes, nicht im Unterhandeln oder auf feiger Flucht. Darum wendete er ſein Schlachtroß jenen Stellen zu, wo der ermattende Streit noch fortflackerte in einzelnen Schwertblitzen. Dorthin jagte er, dort kämpfte und würgte ſein mächtiger Arm, im Voraus die Sühnopfer ſeines Todes entnehmend. Wo ſein königliches Schwert hintraf, da thürmten ſich die Leichen um ihn. Endlich waren alle ſeine Begleiter gefallen; die beiden letzten retteten ſich durch die Flucht. Da brach ſein überjagtes Roß, tödtlich getroffen, unter ihm zuſammen. Zwei feindliche Krieger warfen ſich auf den Gefallenen, zerrten den verzweiflungsvoll Ringenden am Boden hin und her, zerſchlugen den Helm, deſſen köſtlicher Schmuck ſie reizte, ihm auf dem Haupte, und riſſen die ſilberne Rüſtung ihm ſtückweiſe vom Leibe. Berthold Schenk von Emerberg, deſſen Bruder einſt durch Ottokar's ſtrengen Spruch dem Henkertode verfallen war, kam hinzu. Der ſchwer verwundete König ergab ſich ihm als Gefangener. Doch des Emerbergers Seele lechzte nach Rache für des Bruders Blut. Mit ſeinen Begleitern fiel er über den Wehrloſen her; ſie ſtießen ihm einen Speer in den Nacken und durchbohrten ihn mit ſiebzehn Stichen. Dann ließen ſie den Verſcheidenden liegen, den ſie gehöhnt und ausgeraubt. Hartnäckig rang das ſtarke Leben gegen den Tod, ehe es ihm völlig erlag. Ottokar athmete noch, als Heinrich von Berchtoldsdorf ihn fand. Der Berchtoldsdorfer, ergriffen von dem jammervollen Anblicke, labte ihn mit Waſſer, legte das wunde Haupt des Sterbenden in ſeinen Schooß und breitete eine Decke über den königlichen Leichnam. In ſeinen Armen hauchte Ottokar die große Seele aus.

Dem Könige Rudolf hatte man hinterbracht, Ottokar ſei gefangen. Er gab eilig den Befehl, des königlichen Hauptes zu ſchonen, doch auch ſeine Entweichung zu hindern. Da folgte die Botſchaft nach, Ottokar ſey erſchlagen. Dies vernehmend, ſetzte ſich der König auf. Als er den Gefallenen ſah, übermannten ihn Rührung und Mitgefühl. Er winkte

seine Ritter heran. „Sehet da die Nichtigkeit alles Glückes und aller irdischen Größe!“ sprach er, von gleich erhabenem Schmerze erfüllt, doch reineren Bewußtseyns, als einst Alexander der Große neben der Leiche des besiegten Perserkönigs.

Der königliche Todte wurde auf einen Wagen gehoben, und über Marcheck, das Denkmal seines Sieges und seines Ruhmes, nach Wien abgeführt. Dort wurde er von der Königin Anna mit einem Purpurkleide und mit den Insignien der Herrscherwürde geschmückt, zuerst zu den Schotten, dann mit feierlicher Trauer zu den, von ihm so hoch begünstigten Minoriten gebracht, einbalsamirt und durch dreißig Wochen zur Schau ausgestellt, damit Jedermann sich überzeuge, König Ottokar habe wirklich aufgehört zu leben, und Keiner nach der Hand kommen könne, sich für ihn auszugeben und neue Verwirrung zu stiften. Messen, Gesänge, Glockengeläute blieben ihm versagt, weil er im Kirchenbanne dahingeschieden.

Dies war das Ende des großen Böhmenkönigs, Przemysl Ottokar's II., im acht und vierzigsten Jahre seines Lebens, im sechsundzwanzigsten seiner Regierung. Parteiische Zeitgenossen haben sein edles Bild zu trüben gesucht, dem Zwecke der ewig wahren Geschichte entgegen; aber die Züge der Kraft, der Großmuth und Hoheit haben sie aus seinem Leben nicht hinwegtilgen können, und sein erhabener Gegner, König Rudolf, dem sie und ihre Nachbeter irrig damit zu dienen vermeint, hat, wo er Ottokar's selbst als Feind gedacht, ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und jene falschen Zeugen beschämt. Ein dunkles, unbeugsames Verhängniß stellte die beiden großen Könige, die Gestirne ihrer Zeit, einander feindselig entgegen, und sie haben, ihrer Sendung gemäß, einander bekämpft, doch ohne einander zu verdunkeln. Eine unerforschliche Nothwendigkeit spricht sich in ihrer Stellung aus, und hüllt ihren Streit in das erhabene Geheimniß der Geschichte ein. Wo ein Rudolf stand, konnte kein Ottokar stehen, und so umgekehrt. Rudolf, mit dem das Recht, die Ordnung, die alte, lang vermißte Hoheit und Gewalt des Reiches wiederkehrte, und Ottokar, der, stolz und herrlich, siegberauscht und an Gebieten gewöhnt, keine Gewalt über sich wissen wollte, selbst nicht die des heiligen römischen Reiches, konnten nicht neben und mit einander gehen; das Wirken des Einen hob die Lebensbedingung des Anderen auf, und erst dessen Fall gab sie Jenem zurück. Von Ottokar's Regentenweisheit und Staatstugenden, wie auch von dem, was, ohne

dem Könige Rudolf die Vormundschaft über die königlichen Waisen und die oberste Verwaltung des Landes bis zu Wenzel's II. Großjährigkeit antragen, was auch schon im September geschah. Bereitwillig nahm der König diesen Vorschlag an, verlobte, kraft eines Vertrages, seine Kinder neuerdings mit jenen der böhmischen Königin, erbot sich, die Verwaltung Böhmens zeitweise zu übernehmen, und sicherte der Königin ein jährliches Leibgedinge von 3000 Mark.

Aber nicht so friedlich gesinnt, wie die betriebsamen Städte, zeigte sich der größere Theil des Adels, dessen Einfluß bei fortgesetztem Kriege besser berathen schien, als im schlaffen Zustande eines ungünstigen Friedens. Die drohende Sprache, in welcher Rudolf die böhmischen Barone zur Unterwerfung aufforderte, mehrte ihren Unmuth, und gern schlossen sie sich an Otto, den Markgrafen von Brandenburg, an, der, Vormundschaft und Regierung Böhmens für sich begehrend, jenem Vertrage der Friedenspartei eine entschiedene Abneigung bezeigte. Er führte 400 geharnischte Reiter nach Böhmen, und stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten, die, bei seinem Beistande und wahrscheinlich auch durch Herzog Heinrich IV. von Breslau unterstützt, eine nicht geringe Streitmacht entwickelten.

Dem Könige Rudolf konnten diese erneuten Rüstungen in Böhmen nicht gleichgiltig seyn, denn sein eigenes Heer war seit dem Abzuge der Ungarn und vieler Verbündeten sehr zusammengeschmolzen. Dennoch drang er, zumeist durch Mangel genöthigt, in Böhmen ein, und hinter Czaslau traf ihn die frohe Botschaft, daß die Oesterreicher und Steyerer, mit ihnen die Hilfstruppen der Stifter Salzburg, Gurk, Chiemsee, Lavant und Seckau, in Eilmärschen ihm zuzögen. Bei Sedlecz vereinigten sie sich mit ihm, während das böhmisch-brandenburgische Heer schlagfertig bei Kolin stand und eine abermalige Schlacht den letzten Würfel über Ottokar's verwaistes Reich zu werfen bestimmt schien.

So verhängnißvolle Wahl schreckte selbst die Kriegslustigen; auch konnte man sich in Böhmen nicht verhehlen, daß es hier mehr den Vortheil des Brandenburgers, als jenen des Vaterlandes gelte. Beide Theile dachten mit Unlust an abermaliges Blutvergießen. Vier Schiedsrichter traten zusammen, den Frieden zu ermitteln; von Seite des römischen Königs der Graf Mainhart von Tyrol und Burggraf Friedrich von Nürnberg; Böhmen stellte den Bischof Bruno von Olmütz und Otto mit dem Pfeil, des

Brandenburger Markgrafen Vetter; als Obmann erſchien der Erzbiſchof von Salzburg. So ward der Friedensvertrag beſprochen und beſchloſſen: der Markgraf Otto von Brandenburg ſollte die Vormundſchaft über den minderjährigen König Wenzel II. und die Regentſchaft Böhmens für die kommenden fünf Jahre übernehmen; auf dieſelbe Dauer übernahm König Rudolf das Markgrafthum Mähren als Erſatz der Kriegskoſten; Herzog Heinrich IV. von Breslau erhielt das Gebiet von Glatz zu lebenslänglichem Genuſſe; König Wenzel II. wurde mit König Rudolf's Tochter Jutta, des Letzteren Sohn, Rudolf, mit Wenzel's Schweſter, Agnes, endlich Otto der Kleine, Markgraf Otto's des Langen von Brandenburg Bruder, mit König Rudolf's Tochter, Hedwig, verlobt. Eger's, welches nach dem Vertrage vom 6. Mai 1277 an Böhmen hatte kommen ſollen, wurde nicht weiter gedacht. Der Verſprechung folgte alsbald die Verlobung, trotz der Jugend der Paare; Wenzel und Jutta ſtanden im achten, Rudolf und Agnes im zehnten Jahre. Vom Biſchofe von Baſel wurden die Kinder einander feierlich verlobt, um durch kirchliches Zuthun jeglicher Löſung des Vertrages vorzubeugen. Die Feierlichkeit geſchah in Iglau; dort führten König Rudolf und die königliche Witwe von Böhmen einander ihre Kinder zu, mit großem und prachtvollem Gefolge. Rennen und Waffenſpiele wurden abgehalten. König Rudolf trug alle Sorge, ſeine erlauchten Gäſte zu ehren und zu unterhalten, und den heiteren Stunden zugleich den Preis dauernder Verſöhnung abzugewinnen. Beim Spiele hatte er veranſtaltet, daß je ein Ritter zwiſchen zwei Frauen ſaß, und dieſer Wechſel zwiſchen Anmuth und Ernſt brachte den Eindruck hervor, als ſtünden, wie Horneck meldet, weiße Zeitloſen der Haide neben dunklen Kohlroſen. Rudolf ſaß neben der Königin Kunigunde. Ihre Schönheit überſtrahlte den ganzen Kreis; ſie trug den Witwenſchleier, und wenn dieſer ſich zufällig hob, ſo leuchtete ihr Blick hervor, daß er ſelbſt „einen halbtodten Mann hätte beleben müſſen.“ „Frau,“ ſagte der König mit ritterlichem Scherze zu ihr: „Ihr möget wiſſen, daß, wenn man tödtliche Feindſchaft in Sühne tilgt, man ſie mit einem Kuſſe beſtätiget und verſiegelt. Wolltet Ihr alſo gegen mich thun, ſo wüßte ich dann, daß die Sühne zwiſchen uns echt und ganz wäre.“ Mit Huld und Anmuth gab die Königin die Antwort zurück. Man vergaß der alten Feindſchaft. In Mähren vertraute der König die Regierung den Biſchöfen von Olmütz und Baſel, legte verläßliche Beſatzungen in die feſten Plätze und kehrte dann über Znaim zurück nach Oeſterreich.

dem Könige Rudolf die Vormundschaft über die königlichen Waisen und die oberste Verwaltung des Landes bis zu Wenzel's II. Großjährigkeit antragen, was auch schon im September geschah. Bereitwillig nahm der König diesen Vorschlag an, verlobte, kraft eines Vertrages, seine Kinder neuerdings mit jenen der böhmischen Königin, erbot sich, die Verwaltung Böhmens zeitweise zu übernehmen, und sicherte der Königin ein jährliches Leibgedinge von 3000 Mark.

Aber nicht so friedlich gesinnt, wie die betriebsamen Städte, zeigte sich der größere Theil des Adels, dessen Einfluß bei fortgesetztem Kriege besser berathen schien, als im schlaffen Zustande eines ungünstigen Friedens. Die drohende Sprache, in welcher Rudolf die böhmischen Barone zur Unterwerfung aufforderte, mehrte ihren Unmuth, und gern schlossen sie sich an Otto, den Markgrafen von Brandenburg, an, der, Vormundschaft und Regierung Böhmens für sich begehrend, jenem Vertrage der Friedenspartei eine entschiedene Abneigung bezeigte. Er führte 400 geharnischte Reiter nach Böhmen, und stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten, die, bei seinem Beistande und wahrscheinlich auch durch Herzog Heinrich IV. von Breslau unterstützt, eine nicht geringe Streitmacht entwickelten.

Dem Könige Rudolf konnten diese erneuten Rüstungen in Böhmen nicht gleichgiltig seyn, denn sein eigenes Heer war seit dem Abzuge der Ungarn und vieler Verbündeten sehr zusammengeschmolzen. Dennoch drang er, zumeist durch Mangel genöthigt, in Böhmen ein, und hinter Czaslau traf ihn die frohe Botschaft, daß die Oesterreicher und Steyerer, mit ihnen die Hilfstruppen der Stifter Salzburg, Gurk, Chiemsee, Lavant und Seckau, in Eilmärschen ihm zuzögen. Bei Sedlecz vereinigten sie sich mit ihm, während das böhmisch-brandenburgische Heer schlagfertig bei Kolin stand und eine abermalige Schlacht den letzten Würfel über Ottokar's verwaistes Reich zu werfen bestimmt schien.

So verhängnißvolle Wahl schreckte selbst die Kriegslustigen; auch konnte man sich in Böhmen nicht verhehlen, daß es hier mehr den Vortheil des Brandenburgers, als jenen des Vaterlandes gelte. Beide Theile dachten mit Unlust an abermaliges Blutvergießen. Vier Schiedsrichter traten zusammen, den Frieden zu ermitteln; von Seite des römischen Königs der Graf Mainhart von Tyrol und Burggraf Friedrich von Nürnberg; Böhmen stellte den Bischof Bruno von Olmütz und Otto mit dem Pfeil, des

Brandenburger Markgrafen Vetter; als Obmann erſchien der Erzbiſchof von Salzburg. So ward der Friedensvertrag beſprochen und beſchloſſen: der Markgraf Otto von Brandenburg ſollte die Vormundſchaft über den minderjährigen König Wenzel II. und die Regentſchaft Böhmens für die kommenden fünf Jahre übernehmen; auf dieſelbe Dauer übernahm König Rudolf das Markgrafthum Mähren als Erſatz der Kriegskoſten; Herzog Heinrich IV. von Breslau erhielt das Gebiet von Glatz zu lebenslänglichem Genuſſe; König Wenzel II. wurde mit König Rudolf's Tochter Jutta, des Letzteren Sohn, Rudolf, mit Wenzel's Schweſter, Agnes, endlich Otto der Kleine, Markgraf Otto's des Langen von Brandenburg Bruder, mit König Rudolf's Tochter, Hedwig, verlobt. Eger's, welches nach dem Vertrage vom 6. Mai 1277 an Böhmen hatte kommen ſollen, wurde nicht weiter gedacht. Der Verſprechung folgte alsbald die Verlobung, trotz der Jugend der Paare; Wenzel und Jutta ſtanden im achten, Rudolf und Agnes im zehnten Jahre. Vom Biſchofe von Baſel wurden die Kinder einander feierlich verlobt, um durch kirchliches Zuthun jeglicher Löſung des Vertrages vorzubeugen. Die Feierlichkeit geſchah in Iglau; dort führten König Rudolf und die königliche Witwe von Böhmen einander ihre Kinder zu, mit großem und prachtvollem Gefolge. Rennen und Waffenſpiele wurden abgehalten. König Rudolf trug alle Sorge, ſeine erlauchten Gäſte zu ehren und zu unterhalten, und den heiteren Stunden zugleich den Preis dauernder Verſöhnung abzugewinnen. Beim Spiele hatte er veranſtaltet, daß je ein Ritter zwiſchen zwei Frauen ſaß, und dieſer Wechſel zwiſchen Anmuth und Ernſt brachte den Eindruck hervor, als ſtünden, wie Horneck meldet, weiße Zeitloſen der Haide neben dunklen Kohlroſen. Rudolf ſaß neben der Königin Kunigunde. Ihre Schönheit überſtrahlte den ganzen Kreis; ſie trug den Witwenſchleier, und wenn dieſer ſich zufällig hob, ſo leuchtete ihr Blick hervor, daß er ſelbſt „einen halbtodten Mann hätte beleben müſſen.“ „Frau,“ ſagte der König mit ritterlichem Scherze zu ihr: „Ihr möget wiſſen, daß, wenn man tödtliche Feindſchaft in Sühne tilgt, man ſie mit einem Kuſſe beſtätiget und verſiegelt. Wolltet Ihr alſo gegen mich thun, ſo wüßte ich dann, daß die Sühne zwiſchen uns echt und ganz wäre.“ Mit Huld und Anmuth gab die Königin die Antwort zurück. Man vergaß der alten Feindſchaft. In Mähren vertraute der König die Regierung den Biſchöfen von Olmütz und Baſel, legte verläßliche Beſatzungen in die feſten Plätze und kehrte dann über Znaim zurück nach Oeſterreich.

Dem Sieger und Friedenſpender bereitete Wien feierlichen Empfang. Die Ritter turnirten unter den Augen des Königs; der mehr als hundertjährige Otto von Haslau brach eine Lanze mit dem Sohne ſeiner Urenkelin, und beide Kämpen, jenen der Vergangenheit und den der Gegenwart, ſchlug der König zu Rittern. Auch Graf Johann von Güns, der im Kriege Oeſterreichs Gränzen mit Feuer, und ſeine Mannen mit Waſſersnoth geängſtigt hatte, kam jetzt voll friedlicher Geſinnung nach Wien, die glänzenden Feſte anzuſchauen. Beſorgt für ſeine Sicherheit, hatte er ſich freies Geleite zuſagen laſſen. Er eilte an des Königs Tafel, trank deſſen Pokal aus, und als er ſich ſo die Rechte des Gaſtfreundes erworben, ſagte er laut: „Nun bin ich ſicher, denn ich trank aus dem Becher des beſten Mannes, der da lebt!“

Herzog Heinrich von Baiern, deſſen Wankelmuth und Argliſt des Königs Lage ſo bedenklich gemacht hatte, eilte jetzt durch ſeinen Sohn Otto, Rudolf's künftigen Eidam, dem gerechten Zorne des Siegers zuvorzukommen. Der König verzieh, beſtätigte den Herzog in ſeinem Lehen, und die Vermälung der Kinder wurde zu Wien feierlich vollzogen; doch wurden als Pfand des Brautſchatzes dem Herzoge und deſſen Sohne jetzt nur die Städte Schärding, Ried, Freiſtadt und Neuburg, ſtatt des vorher zugeſagten ganzen Landes ob der Enns, eingeſetzt.

Jetzt trachtete der König mit Eifer, in Oeſterreich die innere Ordnung und Ruhe, die der Krieg geſtört, wieder herzuſtellen und zu ſichern. Den Rheinpfalzgrafen, deſſen Bruder Heinrich, den getreuen Burggrafen Friedrich von Nürnberg, den Grafen von Sayn, den Erzbiſchof von Salzburg und den königlichen Kanzler Rudolf von Hoheneck rief er zu einem Rathe zuſammen; Landeshauptmann und Landrichter in Oeſterreich ob der Enns ward der kraftvolle und bewährte Ulrich von Kapellen; zum Hauptmann in Steyer wählte der König den nicht minder echt befundenen Herrn Otto von Liechtenſtein. Wie den Menſchen, ſo dem Himmel treu, löſete er ſein Gelübde vom Schlachttage her, durch Gründung des Nonnenkloſters zum heiligen Kreuz in Tuln. Die ihm beigeſtanden im Kampfe gegen den gefürchteten Ottokar, belohnte er reichlich durch Gold und Land. Geiſtliche wie weltliche Herren, die ſich ihm anhänglich erwieſen, hatten ſich ſeiner Freigebigkeit zu rühmen. Doch wehrte er dabei nach Kräften der Steuerfreiheit, die den Reichsſchatz verarmte, und ungleiche Betheilung der Laſten bewirkte, und dieſes weiſe Haushalten ward ihm von Manchen, denen dabei gehoffte Vortheile entgingen,

schnöde ausgelegt. Selbst von Sängern und Reimern mußte er sich sagen lassen, daß er bisweilen karge. Er wußte am besten, warum; der Krieg hatte die Kräfte der Länder erschöpft, lange Unordnungen alle Steuerhältnisse verwirrt; die Kassen waren leer, der Bedürfnisse kein Ende. Da galt es zu sparen und zu rechnen, verlorene oder vergessene Ansprüche und Güter wieder hervorzurufen.

Längst war Rudolf als gesetzliches Reichsoberhaupt in Deutschland allenthalben anerkannt; doch zur herkömmlichen Kaiserkrönung in Rom war noch nicht Zeit geworden. Auch jetzt hielten ihn tausend wichtige Sorgen und Verrichtungen in Deutschland zurück, und obschon der Papst ihn 1279 zu diesem Zwecke und zur Bestätigung der Rechte des heiligen Stuhles nach Rom einladen ließ, mußte die Reise immer noch aufgeschoben bleiben. Gern hätte er dem fortdauernden Parteikampfe in Italien, von wo aus man ihn wiederholt als Vermittler anrief, kräftigere Maßregeln entgegengesetzt, hätte er nur erst in Deutschland selbst die Hände freier gehabt. Doch wahrte er in dem Vertrage mit dem Könige Karl von Sicilien, dem Mörder Konradin's von Schwaben, 1279 gewissenhaft die Rechte des Reiches; er übergab dem Könige Karl die Grafschaften Provence und Forcalquier als Reichslehen, und fügte dadurch diese Theile Burgund's wieder in den Reichsverband ein. Dem gleichnamigen Sohne des Königs Karl vermälte er seine Tochter Clementia. Die Trennung von der Tochter brach der Königin das Herz, und nach wenigen Monden trauerte Rudolf an der Gruft der treuen Lebensgefährtin, die er zu seiner eigenen Höhe emporgehoben hatte.

Der König ward nicht müde im Ordnen und Schlichten. Die Erbschaft der Allode des Babenberger Nachlasses wurde von ihm auf einem Fürstentage berichtigt, die Erben nach Recht und Billigkeit befriedigt und ihr Verzichtbrief dahingenonnen. Heinrich der Kuenringer, der noch immer gefährliches Einverständniß mit Böhmen unterhielt, und dem Könige die Unterwerfung weigerte, wurde gedemüthigt, seine Burg zu Weitra genommen, ehe ihm noch die erwartete Hilfe kam, der Trotzige in die Verbannung gestoßen.

Böhmen, unter der willkürvollen und ungedeihlichen Vormundschaftsregierung des Markgrafen Otto von Brandenburg, erschöpfte sich in innerlichen Fehden, bis der Krieg auf allen Seiten entbrannte. Darum wendete der König von dem eroberten Weitra aus sich im Herbste 1280 gegen diese Lande, Willens, Frieden und Ruhe zu erzwingen. Am 20. September lagerte

er vor Brünn, einen Monat ſpäter war er bis Deutſchbrod vorgedrungen, und ſtand drohend in Böhmen. Sein Zug galt nicht ſowohl dem Lande, als vielmehr dem Markgrafen. Doch die Noth des Landes bewegte des Königs mitleidiges Herz, und gern gab er der Friedensvermittelung des Pfalzgrafen Gehör.

Klarer, als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, ſah Rudolf ein, wie das Unglück Deutſchlands weniger von außen, als von innen komme. Jede Einheit war aufgehoben durch die rohe Satzung des Fauſtrechts; ein böſer Zufall konnte die ſteten Befehdungen leicht in einen Krieg Aller gegen Alle verwandeln; das Anſehen des Kaiſerthrones, die Macht des Reiches ſtand auf ewig wankendem Grunde. Dem eingewurzelten Uebel ließ ſich nicht mit einem Male gründlich begegnen; es ließ ſich nur vertagen, nicht alſogleich aufheben. Indem, wenn auch nur zeitweiſe, ein geregelterer Zuſtand herbeigeführt wurde, mußte das Fauſtrecht ſich endlich in ſeinem wahren, ſchlimmen Lichte zeigen, und ſelbſt die Widerſpänſtigen mit dem Vortheile des inneren Friedens befreunden. Kaum nach Wien zurückgekehrt, ließ der König von allen Miniſterialen und Edlen vorläufig einen zehnjährigen Landfrieden angeloben. Damit war der Ordnung und Ruhe wenigſtens das Thor geöffnet, und Rudolf's Nachfolger konnten die von ihm ausgeſtreute Friedensſaat dereinſt zur völligen Reife bringen.

Endlich drängte die Zeit auch, ſichere Verfügung über diejenigen Lande zu treffen, welche Rudolf von Ottokar für das Reich zurückerworben hatte. Ein Jahr nur durfte, nach dem Reichsherkommen, ein deutſcher König für ſich ſelbſt mit eröffneten Reichslehen ſchalten, und ſchon waren ſeit dem Wiener Frieden über vier Jahre vergangen; auch ſehnten ſich die betreffenden Lande ungeduldig aus dieſem ſchwankenden Zuſtande heraus.

Mit undenklicher Mühe und Anſtrengung, ja mit Gefahr für ſeinen eigenen Beſitz, im Falle dem ſtreitbaren und gewaltigen Ottokar der Sieg geworden wäre, hatte König Rudolf vom Böhmenkönige die Lehen zurückerkämpft, welche dieſer vom Reiche unabhängig zu machen geſtrebt. Mit Recht dachte nun Rudolf darauf, die Macht und Würde ſeines Hauſes, das dem Reiche ſolche Opfer gebracht, zu ſichern. Das Reich hatte ihn bei Zurückeroberung jener Lehen nur ſchwach unterſtützt, die eigene Kraft, das eigene Blut hatte er daran ſetzen müſſen, um die Rechte des Reiches durchzufechten; wer alſo hatte giltigere Anſprüche an jene Lehen, als ſein Haus? Dieſer Lieblingsplan beſchäftigte den König in ſeinem Innerſten; doch ſtreng hielt

er an Gesetz und Herkommen, und darum mochte er auch keine Schritte in dieser Sache thun ohne die Willebriefe der Kurfürsten. Wohl sahen die Stände ein, wie tief das Reich dem Könige verschuldet war; gern erklärten sie sich einverstanden, und Rudolf durfte der Verwirklichung seines Wunsches mit Zuversicht entgegensehen. Er hätte in dieser Hinsicht mit der Ausführung nicht zu zaudern gebraucht; aber einmal im Zuge, meinte er den Moment des Glückes nach allen Seiten hin festhalten zu müssen, und während er seinem Erstgeborenen, dem Grafen Albrecht, die Belehnung mit den erledigten Herzogthümern zudachte, wollte er seinem zweiten Sohne, dem Grafen Hartmann, die römische Königskrone, vielleicht auch jene von Arelat, auf das Haupt setzen. Zugleich riefen ihn dringende Angelegenheiten nach Schwaben und dem Rheine hin. Im Mai 1281 schied er aus Oesterreich, wo er beinahe fünf Jahre zugebracht hatte. Vorher aber übergab er seinem Sohne Albrecht als Reichsverweser und Gewaltiger die Statthalterschaft über die österreichischen Lande, und stellte ihm fünfzehn österreichische Edle als Räthe an die Seite.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg, den der König nach seiner Abreise aus Oesterreich eröffnete, wurde ein allgemeiner Landfrieden auf fünf Jahre, und ein besonderer für Franken auf eine gleiche Dauer, reichsgesetzlich ausgemacht; auch wurden alle seit Friedrich's II. Absetzung von König Richard oder dessen Vorfahren ohne Zustimmung der Mehrzahl der Kurfürsten getroffenen Vergabungen oder Veräußerungen von Reichslehen und Reichsgütern als ungiltig erklärt, eine Maßregel, die um so nothwendiger war, je gewissenloser bei den zwiespältigen Kaiserwahlen von den fremden Reichsoberhäuptern mit dem Eigenthume des Reiches verfahren worden war. Dadurch wurde auch zugleich angedeutet, aus welchem Gesichtspunkte die Lehensertheilung anzusehen sey, welche Ottokar rücksichtlich der, dem Reiche anheimgefallenen, österreichischen Lande sich vom Könige Richard ohne Willebriefe der Kurfürsten hatte ertheilen lassen. In Schwaben und am Rheine stellte der König den beschworenen, aber häufig verletzten Landfrieden wieder her, schlichtete im Frieden oder mit Gewalt manchen Streit, und zwang den Grafen Philipp von Savoyen, einen trotzigen Greis, zur Unterwerfung. Ueberall that sich in seinen Handlungen das Bestreben kund, den Frieden im Reiche zu befestigen, und um so ehrwürdiger war sein desfallsiges Bemühen, da er nicht hoffen konnte, mit eigenen Augen das Gebäude zu sehen, dessen

ndstein er legte. Erst Jahrhunderte später sollte aus jenen zeitweisen
enstillständen, die Rudolf gegen das Faustrecht schloß, durch einen seiner
n Enkel ein ewiger und allgemeiner Landfriede hervorgehen. Aber einen
ren Entwurf, den, seinen mit König Eduard's I. von England Tochter
inna bereits vermälten zweiten Sohn auf den Thron von Arelat zu setzen
ihm die römische Königskrone zuzuwenden, vereitelte der unerbittliche
der den schönen und milden Jüngling Hartmann bei nächtlicher Strom-
in die Wellen des Rheines hinabstieß, zum bitteren Schmerze des greisen
igs; denn Hartmann war sein Liebling gewesen.

Solche Schicksalseingriffe mahnten zur Eile hinsichtlich anderer Plane.
König ließ zum Decbr. 1282 einen Reichstag nach Augsburg ausschreiben.
stellte er am 27. seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, den versammelten
sständen vor, erwähnte mit edlem Selbstbewußtseyn die Dienste, die er
Anstrengung und Opfern aller Art dem Reiche geleistet, und die wohl
enten, daß sein Haus erhöht und verherrlicht werde, um noch kräftiger
das Reich wirken zu können. Die Kurfürsten hatten schon früher ihre
immung ertheilt, kein Widerspruch erfolgte. Knieend empfingen Albrecht
der erst zwölfjährige Rudolf die Belehnung mit den Herzogthümern und
tenthümern Oesterreich, Steyer, Kärnten, Krain, windische Mark und
enau, sammt allen Gütern, die den Babenbergern und dem Könige Otto-
ort zu eigen gewesen. Große Verdienste hatte sich der Graf Mainhart
Tirol in dem Erwerbungskampfe um diese Lande erworben; daher war,
vor Vollziehung des Lehenbriefes, die erste Handlung der neuen Herzoge,
sie das Herzogthum Kärnten dem Könige zurückstellten, und um Ver-
ng dieses Landes an den Grafen Mainhart baten. Die Bitte ward
ihrt; doch erfolgte die wirkliche Verleihung an den Grafen nicht vor
1. Februar 1286. Dagegen wurde der Lehenbrief für die neuen Her-
von Oesterreich und Steyer unmittelbar nach der Ceremonie der Beleh-
g vollzogen und von den anwesenden Ständen unterzeichnet.

So ward das Haus Habsburg herrschend und einheimisch in Oesterreich,
r Grund gelegt zu der, im Laufe der Jahre immer reicher und herrlicher
entfaltenden Macht des hohen Stammes. Die Verleihung geschah streng'
Sinne und in der Form der Gesetze, ohne jede Willkür, mit Einwilligung
timmberufenen Stände, nach herkömmlichem Reichsbrauche und giltigem
schem Rechte, ohne Kränkung fremder Gerechtsame.

Durch ein Mandat entband der König Rudolf die Ministerialen und Herren in Oesterreich und Steyer des ihm, als unmittelbarem Oberhaupte, geleisteten Eides, und überwies sie an seine Söhne, als ihre nunmehrigen Herzoge und Gebieter. Alle mit dieser neuen Ordnung der Dinge nicht zu vereinigenden Privilegien mußten hintanstehen. Wien wurde, wenn nicht ausdrücklich, doch stillschweigend, seines Vorrechtes als freie Reichsstadt wieder enthoben, eine Eigenschaft, die ohnehin mit den neuen Verhältnissen kaum verträglich gewesen seyn würde, wie übel man auch diese Zurücknahme früher zugestandenen Vorzuges in Wien aufnahm, und wie harte Fehden sie veranlaßte. Auch die von Friedrich II., im Grolle gegen den streitbaren Friedrich, den Steyrern ertheilte Zusage, daß ihr Land stets unmittelbar bei dem Reiche bleiben sollte, war mit dem veränderten Stande der Sachen nicht zu vereinigen und hätte nur zu fortwährenden Verwirrungen Anlaß geben müssen. Den neuen Herzogen wurden die österreichischen und steyerischen Lande mit allen Rechten, Freiheiten und Zugehörungen übergeben, wie sie einst die Herzoge Leopold und Friedrich besessen, der vorübergehend eingetretenen Minderungen dieser Rechte aber nicht gedacht.

Immerhin aber blieb es eine schwierige Frage, wie die beiden herzoglichen Brüder ihre Herrenrechte unter einander theilen oder vereinigen würden, zumal wenn Herzog Rudolf zur Volljährigkeit und Selbstständigkeit gelangt sey. Dies wurde dem Könige Rudolf von wohlmeinenden österreichischen Ministerialen offen vorgestellt, und der König, beherzigend, wie schwer es seyn werde, zweien rechtmäßigen Herren zugleich zu gehorchen, da doch Beider Wille nicht immer derselbe seyn könne, setzte am 1. Juni 1283 zu Rheinfelden kraft vorbehaltener königlicher und väterlicher Machtvollkommenheit fest: daß die Lande Oesterreich und Steyer sammt ihren Zubehörungen den Herzog Albrecht als ihren alleinigen Herrn anzusehen hätten. Rudolfen solle nur der Titel von diesen Provinzen bleiben; dagegen wurden ihm die Habsburger und Kyburger Herrschaften und Voigteien überwiesen. Würde Letzterem binnen vier Jahren kein Königreich oder Herzogthum zufallen, so habe ihm sein Bruder Albrecht eine, nach dem Ermessen des Burggrafen Friedrich von Nürnberg und der Grafen Albrecht von Hohenberg, Heinrich von Fürstenberg und Ludwig von Oettingen zu bestimmende Geldsumme auszuzahlen. Stürbe Albrecht's männlicher Stamm aus, so gehe die Nachfolge in jenen Provinzen auf Rudolf und dessen männliche Nachkommen über. Diese Punkte

bedurften um ſo genauerer Beſtimmung, je geringere Berückſichtigung zu jener Zeit der Vorzug der Erſtgeburt zu finden pflegte.

Dankbar anerkannten die öſterreichiſchen Miniſterialen jene ſorgſame Feſtſtellung der Verhältniſſe, die jede künftige Zweifelfrage faſt unmöglich machte. Sie verſprachen in einer eigenen Urkunde, dieſe neue Hausordnung ihrer Landesfürſten getreulich bei Kraft zu erhalten, ſo wie ſeinerſeits der König alle Rechte und Privilegien beſtätigte, welche den Fürſten Oeſterreichs von früheren Kaiſern und Königen bis zu Friedrich II. ertheilt worden.

Nachdem der König Rudolf auf ſolche Art die Verhältniſſe in Oeſterreich und Steyer weiſe und zweckdienlich geordnet, tritt ſeine eigene Perſon aus der Geſchichte dieſer Lande heraus. Doch hat ſein erhabenes Walten, ſeine Würde als Gründer der öſterreichiſchen Hausmacht und als Stammvater eines Geſchlechts, welches immer höher und herrlicher ſich auszubreiten und in männlichen und weiblichen Sproſſen alle Kronen vom Niemen bis an den Tajo, von Island bis an den Aetna zu tragen beſtimmt war, wohl verdient, daß wir ſeiner ehrwürdigen Geſtalt noch bis an das Ziel ihrer Laufbahn folgen.

Gewarnt durch die tiefe tragiſche Bedeutung der Geſchichte Hohenſtaufen's, Augenzeuge, wie dieſes herrliche Geſchlecht im Zaubergarten Italiens ſeiner wahren Sendung vergeſſen und dort ſich verblutet hatte, wendete er den italieniſchen Angelegenheiten keine größere Theilnahme zu, als ſich mit ſeinem und des Reiches Nutzen vertrug. Wußte er doch, daß man in Italien den Vermittler, den man in der Angſt des Augenblickes herbeigerufen, gar ſchnell unbequem, ja haſſenswerth zu finden pflege, daß es dort weit leichter ſey, alle Parteien gegen ſich zu verbünden, als eine derſelben an ſich anzuſchließen, und daß mit jedem, ſelbſt beſonnenen Einſchreiten, das Vertrauen und die Gunſt des römiſchen Hofes — Dinge, die keiner der vorhergehenden Kaiſer ungeſtraft verſcherzt hatte — herabgeſtimmt und geſchwächt werde. Mochte auch eine Partei in Deutſchland, durch Karl's des Großen und der Ottonen glänzende Bilder geblendet, unmuthig darein blicken, daß Deutſchlands König den alten Einfluß des Reiches in Italien beinahe auf bloße Formalitäten und klingende Vortheile beſchränke; die Vergangenheit hatte Rudolf's Politik gerechtfertigt, und auch die Zukunft ſollte noch zu ihren Gunſten ſprechen.

Näher lag dem Könige der Plan der factischen Wiedervereinigung Burgund's mit dem Reiche, wodurch für Deutschland und Italien eine schützende Feste gegen Frankreich zu gewinnen war, und jenen Ländern in der gemeinsamen Abwehr auch ein natürlicher Punkt der Vereinigung ihrer Interessen erstehen mußte. Dort galt es zuvörderst das königliche Ansehen wieder in scharfe Erinnerung zu bringen. Der unruhvolle Greis, Graf Philipp von Savoyen, gegen welchen der König schon früher sein Schwert zu ziehen gezwungen worden, zürnte dem Bischof Wilhelm von Lausanne, weil derselbe seinen Bischofssitz mit Mauern und Wällen gewahrt hatte. Er überfiel den Bischof, verwüstete dessen festen Wohnort und die anderen steinernen Häuser des Adels. König Rudolf, von den Geschädigten um Hilfe angerufen, verwarnte den Grafen ernstlichst. Der achtete dessen nicht. Da rückte der König abermals gegen Savoyen vor, und belagerte Murten. Der Ort widerstand heftig; die Belagerten fielen aus, zerrten den Kampf gegen den See hin, und schnitten den König von seinen Gefährten ab. Ohne Besinnen setzte der fünfundsechzigjährige König mit seinem Rosse in den See, und erwehrte sich herzhaft der andringenden Männer von Murten, bis Hartmann von Baldegg, mit Kriegern herbeieilend, den König aus dem Feindesschwarme heraushieb. Der Platz fiel; auch das ausgehungerte Peterlingen mußte sich dem Könige ergeben. Das brach des Grafen Trotz. Der Papst, die Höfe von England und Frankreich legten sich in's Mittel. Der Graf stellte Gümminen, Murten und Peterlingen dem Reiche zurück, vertrug sich mit dem Bischofe, und erhielt wieder die Gunst des Königs. So erwarb der König bei vielen Gelegenheiten dem Reiche zurück, was demselben entzogen worden, und wahrte dessen Rechte und Ansprüche, wo er nur mochte und konnte. In Lausanne setzte er einen Reichslandvoigt ein.

Hatte man in Burgund des Königs Schwert empfunden und fürchten gelernt, so gab es auch Anlaß, friedlichere Verbindungen mit diesem Reiche anzuknüpfen. Der König, zum Witwer geworden, von seinen noch lebenden Söhnen und Töchtern durch die Verhältnisse getrennt, entbehrte mit Kummer der traulichen Freuden des Hauses, deren sein Herz von jeher so bedürftig gewesen. Seine Freunde drangen in ihn, sich wieder zu vermälen. Seine Bekanntschaft mit Isabellen, der jüngsten Tochter des Herzogs Hugo IV. von Burgund, reifte seinen Entschluß; denn wohl mußte eine solche Verbindung ihm in Burgund zu verdoppeltem Ansehen und Einfluß verhelfen. In

Remiremont fand 1284 die Vermälung, zu Baſel die Feſtlichkeit Statt. Ungeachtet des Abſtandes der Jahre war die Ehe eine glückliche, und verſchönte den Lebensabend des ehrwürdigen Königs. Als nunmehrige Königin nahm Iſabelle den Namen Agnes an.

In Schwaben, wo, obſchon unter anderen Namen und für andere Zwecke, die alte Zwietracht der Waiblinger und Welfen noch immer forttobte, bot ſich dem Auge des Königs, das unabläſſig auf Erhaltung innerer Ruhe in Deutſchland gerichtet war, unerfreulicher und untröſtlicher Anblick dar. Der König hatte von einem Königreiche oder Herzogthume geſprochen, das er für ſeinen zweiten Sohn Rudolf ausfindig zu machen hoffe. Dies bezogen Manche auf Schwaben, meinend, daß der König damit umgehe, das alte große Herzogthum Schwaben in ſeiner Einheit wieder herzuſtellen. Die ſchwäbiſchen Grafen, durch Verluſt mancher Herrſchaft gekränkt, die ſie dem Reiche hatten zurückſtellen müſſen, fürchteten unter ſolchen Ausſichten jeder Selbſtſtändigkeit baar zu werden. Sie lärmten Freunde und Gegner auf; zwei Bündniſſe gegen die vom Reiche eingeſetzten Landvoigte wurden gebildet und die Fehde begonnen. Umſonſt ſuchte der König ſie zu beſänftigen; da fiel er unerwartet mit einem Heere dem Grafen Eberhard von Würtemberg in ſein Land, und zog ſiegreich bis vor Stuttgart. Der Graf eilte, durch ſchnellen Friedensvertrag die Gefahr zu beſeitigen; doch kaum hatte der König den Rücken gewendet, ſo ſetzte jener Stuttgart wieder in feſten Zuſtand, und griff abermals zum Schwerte, während ſein Bundesgenoſſe, Markgraf Hermann der Aeltere von Baden, den Landvoigt, Grafen Albrecht, aus der Stadt und Burg Altenſteig vertrieb. Der König kehrte, an der Spitze des Aufgebotes, zurück, entſetzte Eßlingen, brach viele Burgen und zwang vor Stuttgart den Grafen Eberhard zu dauerndem und zuverläſſigem Frieden. Den Abt von St. Gallen, der ſich an ihm vergangen und, nach vorübergehendem Frieden, Bann und Reichsacht auf ſich geladen hatte, trieb der König in ſeinem Zorne von Land und Leuten. Vertrieben und flüchtig, mußte der Abt bis zum Tode des Königs harren, ehe er nach St. Gallen zurückzukehren ſich getraute.

Jetzt nahm der König auch den, durch den Drang der Umſtände ſo oft verſchobenen Entſchluß wieder auf, nach Rom zu ziehen und ſich als Kaiſer krönen zu laſſen. Es lag ihm um ſo mehr am Herzen, da er als Kaiſer noch bei Lebzeiten ſeinem Sohne Albrecht die römiſche Königswürde ſichern konnte, während außerdem des Letzteren Nachfolge im Reiche ſich ſchwer verbürgen

ließ. Er ſchickte eine Geſandtſchaft nach Rom, um am päpſtlichen Hofe die nöthigen Einleitungen zu treffen; doch der ſchnelle Tod des Papſtes Honorius IV. brachte abermals dieſe wichtige Angelegenheit in's Stocken.

Mit den ſchwäbiſchen Grafen kam der König 1287 oder 1288 völlig in's Reine; die Beſorgniſſe der Erſtgenannten hörten auf, da die Wiederherſtellung des alten aufgelöſeten Herzogthums Schwaben ausdrücklich abgelehnt, und die dortigen Reichsunmittelbaren lediglich unter den König, ohne Zuthun eines Herzogs, geſtellt wurden. Dagegen erwuchs dem Könige Fehde gegen den Pfalzgrafen Otto von Hochburgund, der ſeine Voigtei und die Stadt Beſançon vom Reiche zu trennen und der Krone Frankreich zuzuwenden trachtete. Der König zog gegen ihn, eroberte Mümpelgard und belagerte Beſançon. Der Pfalzgraf und ſeine Anhänger bauten auf den Beiſtand Frankreichs, deſſen Angelegenheit die Fehde auch war; doch dieſes blieb bei ſtolzen Worten ſtehen. Im Feindeslande hatte der König die Mittel zu finden gehofft, um ſein Heer zu unterhalten. Doch es fehlte in Hochburgund an Lebensmitteln, und bald brach Mangel ein. Der greiſe König ging ſeinen Kriegern in Entbehrungen muthig voran; er drängte zu einer entſcheidenden Schlacht, weil der Sieg, wie er ſich getröſtete, auch Nahrung herbeiſchaffen werde; und würden ſie gefangen, ſo werde man ſie auch nicht verhungern laſſen. Doch bevor es zum Schlagen kam, thaten der Pfalzgraf und ſeine Verbündeten Friedensvorſchläge, gaben die Gefangenen frei, leiſteten den Eid der Treue und löſeten ſich aus der Reichsacht.

Immer mehr lichtete der Tod den Kreis, dem der König zunächſt angehörte, und erinnerte dieſen, daß vielleicht auch ſeine eigene Stunde nicht mehr fern ſey. Sein jüngerer Sohn, der kaum zwanzigjährige Herzog Rudolf, ſtarb 1290 in Prag eines frühen Todes, ſeine Gemalin Agnes von Böhmen geſegneten Leibes hinterlaſſend. Kurz nach ſeinem Tode gebar ſie einen Sohn, Johann, den ſein böſes Geſchick zum gräßlichſten aller Verbrechen heranzog, und deſſen weiteres Daſeyn ſich in einer dunklen Blutſpur verliert.

Treu ſeinem hohen Berufe, verkündigte der König in allen Gegenden des Reiches, durch welche Weg ſein ihn führte, in Franken, Schwaben und Burgund, die frohe Botſchaft des Landfriedens. Als er dann über Mainz zu dem Frankfurter Reichstage zog, war es abermals ſein eifrigſtes Bemühen, den verſammelten Kurfürſten die Erwählung ſeines Sohnes zu ſeinem Nachfolger

an's Herz zu legen; er forderte es als gerechte Belohnung seiner Verdienste um das Reich, wie zu seinem Troste; da es zweifelhaft sey, ob das von ihm mit solchem Erfolge begonnene Werk der Beruhigung Deutschlands durch einen Fremden mit gleichem Eifer und mit gleichem Berufe fortgesetzt werden könne. Auf manchen Seiten gewahrte er Bereitwilligkeit, aber auf noch mehren Unentschlossenheit, wenn nicht Mißtrauen. Am feindseligsten trat ihm der neue Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein, entgegen, den der König bei der früheren Erledigung des Mainzer Stuhles übergangen hatte, und dessen nachträgliches Gemüth diese Gelegenheit der Entgeltung begierig wahrnahm. Er stachelte der Fürsten Besorgniß an, ob Herzog Albrecht's Macht und harten Sinnes; derselbe werde nicht geneigt seyn, den Wahlfürsten Zugeständnisse zu machen, noch zu halten; werde Reichsgut an sich reißen, wo es nur thunlich, und Allen ein strenger Gebieter seyn. Die Fürsten, um des eigenen Einflusses willen, mochten keinen mächtigen und strengen Kaiser. So drang der Erzbischof mit seinen Warnungen durch, und des greisen Königs Seelenwunsch blieb unerfüllt.

Es war die letzte bittere Täuschung, welche die Welt ihm bereitete; doch nagte sie an seinem Herzen. Gebeugt zog er von dannen, nach Mainz, und über Hagenau nach Straßburg. Die liebevolle Pflege seiner Gattin erfreute hier sein krankes Gemüth. Er saß eben mit ihr beim Bretspiele, als sein Arzt zu ihm trat. Des Königs matter Blick erschreckte den gelehrten Mann; er äußerte ohne Rückhalt seine Besorgnisse, und seine Worte brachten des Königs Ahnungen zum vollen Bewußtseyn. Dem ward nun klar, daß es zu sterben gelte. „So laßt mich nach Speyer hin, zur Gruft meiner Vorfahren!" sagte er entschlossen, und heiter, freudig und todesmuthig bestieg er das Schiff. Zu Germersheim verweilte er; in Speyer siechte er drei Wochen lang, dann starb er, fromm und unerschrocken, wie er im Leben dagestanden. Der 15. Juli 1291 sammelte ihn zu seinen Vätern; er ging heim, hochbejahrt, doch noch immer zu frühe für Deutschlands Wohl.

Man begrub ihn in der Kaisergruft des Domes zu Speyer, an der Seite des Hohenstaufen Philipp, den des Wittelsbacher's blutige Faust erschlagen. Ein guter Steinmetz, der den König im Leben öfter gesehen und ihm nachgereiset war, meißelte auf den Denkstein über Rudolf's Gruft dessen naturgetreues Bildniß, durch welches, in mehrfachen Abbildungen, des Königs wahre Gesichtszüge auch auf uns gekommen sind. Als aber in der Pfingstwoche

1689 durch Melac's Banden die altehrwürdige Stadt Speyer, und mit ihr der Kaiserdom, dieses Doppeldenkmal deutscher Kunst und deutscher Fürstengröße, in Schutt und Asche sank, drangen die beutegierigen Franzosen, wähnend, verborgene Kostbarkeiten zu finden, über die rauchenden Trümmer in die Kaisergrüfte hinab, sprengten die Grabesdecken, die Friedenssiegel des Todes, öffneten die Särge, und, getäuscht in ihren Erwartungen, streueten sie die Gebeine der Kaiser unter die Asche, und zertrümmerten die Denkmale der Verehrung und Liebe. Da fiel auch König Rudolf's Steinbild unter der Vertilgungswuth der Fremdlinge, und nur ein Zufall rettete die Reste, die davon auf unsere Tage gekommen. Hundert und vier Jahre später, 1793, nachdem deutscher Patriotismus und Fleiß die Stadt wieder erbaut und den hohen Dom hergestellt hatten, kehrten die Franzosen mit allem Verheerungsgrimme ihrer Väter zurück. Wiederum ward von ihnen mit Feuer und Art zerstört, was man von den Kaisergräbern mühevoll wieder zusammengefügt hatte; den Dom selbst legten sie wüst; erst 1823 ward derselbe wieder hergestellt und dem Gottesdienste zurückgegeben. Allmälig setzte man auch die verödeten Grabesstellen der deutschen Kaiser wieder in würdigen Stand, und gegenwärtig errichtet König Ludwig von Baiern durch Schwanthaler's Künstlerhand dem Könige Rudolf von Habsburg ein schönes Marmordenkmal, ein Zeugniß des hohen deutschen Sinnes seines Gründers.

Rudolf war von ungewöhnlich hoher und ansehnlicher Gestalt, kraftvoll und rüstig; seine Gesichtsfarbe war bleich, sein Haar blond und im Nacken dicht und lang, der Scheitel frühzeitig kahl. Er hatte blaue, lebhafte Augen, eine mächtige Adlernase, über deren Größe er oft scherzte, und eine hohe Stirn. Sein Wesen war ernst und würdevoll, doch zugleich auch gemüthreich, herzgewinnend und herablassend; er war dem Scherze hold und verstand ihn aufzunehmen, wie zu erwidern. Zu der oft beabsichtigten und angesetzten Kaiserkrönung in Rom fand er nie die Zeit, und nannte sich daher selbst nur König. Aber sie war ihm zugedacht, und er hatte das volle Recht, sie anzusprechen, und gern redet die Nachwelt in Verehrung und Dankbarkeit von ihm, als dem starken, weisen und guten „Kaiser Rudolf."

Verdienst und Glück hatten ihn von einer mäßigen Macht zur höchsten Stufe des Ansehens und der Gewalt erhoben. Aber auch Keiner hat die Hoffnungen, die auf ihn gerichtet gewesen, und welche allein ihn zur Höhe des Thrones emportrugen, redlicher erfüllt, als er. Dem zerklüfteten, von

Parteien zerrissenen, von Gesetzlosigkeit und Willkür geschwächten Reiche half er, zumeist aus eigener Kraft, gegen mächtige und gefürchtete Reichsfeinde zu seinem Rechte und Eigenthume, einigte besonnen das Getrennte und Zerstückelte, sühnte und endigte den langen Streit zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, umschiffte vorsichtig und glücklich die Syrenenklippe Italiens, an welcher die stolze Kraft der fränkischen und schwäbischen Kaiser so oft Schiffbruch gelitten, und führte aus dem vorgefundenen Schutte aller Verhältnisse ein neues Gebäude der Ordnung und Einheit auf, wie es noch nie vor ihm bestanden; so daß Deutschlands neuere, würdigere Epoche jedenfalls erst mit ihm beginnt. Er war es, der durch feste Handhabung des Landfriedens dem späteren, hochherrlichen Friedenswerke seines großen Enkels Maximilian zuerst vorarbeitete. Während die Hohenstaufen, in ihrer getheilten Politik, in Italien die Macht der Städte niedergedrückt, in Deutschland dagegen sie, als Gegengewicht der Feudalmacht, erhoben hatten, wies Rudolf, ohne ein Princip dem anderen feindselig gegenüber zu stellen, einem jeden seine gebührende Stelle an, und entwickelte so die Kraft eines jeglichen gleichmäßig und natürlich neben der des anderen; daher Städte und Bürger in ihm ihren Freund und Gönner liebten, der Adel aber in ihm seines Standes ersten und zugleich dessen weisen Schützer und Pfleger ehrte. Er gründete die Hausmacht Habsburg's; aber er zeichnete zugleich seinem Hause jenes System der Milde und Gerechtigkeit, des echten christlichen Königthumes vor, das seinem erhabenen Stamme eigen geblieben ist für alle Zeiten, so daß der Stifter der Macht auch das stete hohe Vorbild ihrer Anwendung ward. So steht er edel und herrlich da vor Mit- und Nachwelt; seinem Andenken Segen und Ehre!

Innere Verhältnisse während der ersten Periode, vom Ende des zehnten bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Aufgerichtet, mit dem kaiserlichen Ornate angethan, saß in der Gruft zu Aachen die Leiche Karl's des Großen, noch im Reiche des Todes herrschend, wie einst im Reiche des Lebens. Wie, nach der morgenländischen Sage, die Leiche Salomon's, auf dem Löwenthrone sitzend und auf den Herrscherstab gestützt, Dämonen und Menschen noch eine Zeitlang mit dem Scheine des Lebens täuschte und sich Gehorsam erzwang, bis der Holzwurm

den stützenden Staab zernagte, und das zusammenfallende Königsgerippe unfreiwillig den alten Bann des Gehorsams lösete; so saß eine Weile noch der Schatten Karl's des Großen auf dem deutschen Throne, und forderte und fand wenigstens einen Schatten jener Geltung, die des Lebenden Weisheit und Kraft sich erkämpft hatte. Doch nicht lange währte jener täuschende Zauber; er verblich schon unter den Söhnen des Gewaltigen. War einst Karl's Wille das Gesetz der Menschen, sein Schwert die Verfassung der Länder gewesen, so drängte sich jetzt mehr und mehr fremder, bisher gefesselter Einfluß an den deutschen Thron; ein getheilter Wille spaltete seine Kraft, Streitfragen zersplitterten seine Unmittelbarkeit. Eine Schaar streitsüchtiger Vasallen rügte jede Handlung des Königs, die mit ihrem Vortheile unverträglich schien, durch Fehden, und da die königliche Gewalt, die bisher nur in dem zufälligen Maße der eben größeren oder geringeren Macht ihre Ausdehnung wie ihre Gränzen erkannt hatte, durch kein Gesetz näher bestimmt war, so ließ sich doppelt schwer entscheiden, auf wessen Seite das Recht sey. Die Erblichkeit der königlichen Würde in Deutschland wurde am frühesten schwankend. Im sächsischen Hause wurde zwar die deutsche Krone auf eine Zeitlang wieder erblich, und unter den mächtigen und siegreichen Ottonen strebte die Majestät des deutschen Königthums wieder zu ihrer einstigen Höhe auf. Dennoch waren auch sie in so fern bereits an gewisse Satzungen und eingedrungene Herkömmlichkeiten gebunden, als sie nie unterließen, die Bestätigung des künftigen Nachfolgers durch die Stände zu bewirken, deren Mitwirkung sich um so mehr über eine bloße Förmlichkeit erhob, je öfter dieselben, theils durch Ausgang der Herrscherfamilien, theils durch mehrseitige Ansprüche an die Erbfolge (der Grundsatz der Erstgeburt war nur selten entscheidend) zur natürlichen Ausübung eines wirklichen Wahlrechts gelangten. So schritt Deutschland mit gewaltsamer Eile dem Ziele eines Wahlreiches entgegen, das nicht länger zweifelhaft bleiben konnte, als zu dem Gegengewichte der Stände und Vasallen auch noch die Ansprüche des römischen Stuhles in die Schale fielen, und auftauchende Gegenkönige plötzlich das ganze System der Erblichkeit zertrümmerten. Der Investiturstreit rief die kirchliche und die weltliche Macht auf den Kampfplatz gegen einander. Heinrich IV. konnte nur mit dem Schwerte wahren, was der Spruch des Papstes und der Fürsten ihm bestritt; abwechselnd bestand und unterlag er in dem verhängnißvollen Kampfe. Ein von

ihm bestellter Gegenpapst mußte ihm die Krone auf's Haupt setzen, es war ihm beschieden, seine beiden Gegenkönige und seinen ältesten Sohn, Konrad, der, an der Natur frevelnd, seinem eigenen Vater Italien entrissen hatte, zu überleben; dennoch mußte er, ein aufgegebener Greis, zuletzt die blutig behauptete Krone seinem anderen Sohne, Heinrich V., mit ermattender Hand hingeben, und gebannt und dürftig endete Deutschland's Kaiser.

Jener Zeit, wo die Natur sich verläugnete, und die Vaterhand die Faust des Sohnes angstvoll zurückdrängen mußte, schien es auch vorbehalten, jenes kecke Wort auszusprechen, durch welches die römisch-deutsche Kaiserwürde, bisher nur der That nach in ihrer innersten Bedeutung angefochten, jetzt auch dem Namen nach sich von dem Vorrechte der Erblichkeit losreißen mußte; bei der Wahl des Gegenkönigs, Herzog Rudolf's von Schwaben, wurde Deutschland ausdrücklich für ein Wahlreich erklärt, und dem Papste ein Aufsichtsrecht über die Besetzung des kaiserlichen Thrones eingeräumt, wie es ihm vorher über kirchliche Aemter zugestanden hatte. Damals, noch bestimmter aber bei der Wahl Hermann's von Luxemburg, erklärte der Papst, daß er es sey, dem der König die Krone verdanke, oder der doch das Recht habe, der Wahl zu widersprechen. König und Volk schienen diesen Ausspruch stillschweigend zuzugeben. Die Beendigung des Investiturstreites, durch den zu Worms zwischen Heinrich V. und dem Papste Calixt II. abgeschlossenen Vergleich, stellte die geistlichen Fürsten wenigstens als Vasallen unter den Kaiser, und begabte diesen mit Einfluß auf ihre Wahl. Aber die Kreuzzüge verliehen dem Papste wiederum ein entschiedenes Uebergewicht, und stellten ihn in jeder Beziehung als das sichtbare Oberhaupt der christlichen Welt hin; während die Kaiser, obgleich an die Spitze dieser frommen Heerzüge gestellt, dabei weit weniger in der Eigenschaft eines weltlichen Oberhauptes der Christenheit, als vielmehr in der einer dem römischen Stuhle untergeordneten Macht erschienen. Auch verlor der Kaiser noch außerdem durch diese Kreuzzüge die Unterstützung derjenigen Klassen und Stände, die gerade am engsten mit seinem Interesse verbunden waren.

Der außerordentlich zahlreiche, zum großen Theil durch vielfältige Zersplitterung des Familiengutes wenig begüterte Adel und ein großer Theil der Ritterschaft hatten bisher hauptsächlich im kaiserlichen Dienste Ehre und Unterhalt gefunden; jetzt bezeichneten sie sich mit dem Kreuze und zogen

in den Orient, gläubigen Herzens und beutegierigen Trachtens. Die Güter, welche ſie daheim zurückließen, kamen durch Kauf, Verpfändung oder Erbgang meiſt in die Hände der geiſtlichen und weltlichen Fürſten, die, wenn ſie auch Opfer der Kreuzzüge wurden, ihren Platz doch nur verließen, um ihn Anderen, eben ſo Mächtigen einzuräumen. Zugleich wurde durch den Verluſt der großen Menſchenmaſſe aus den niederen Ständen, welche die Kreuzzüge hinwegrafften, die Ausbildung des dritten Standes in den Städten aufgehalten, beſonders in Deutſchland, wo er ſich langſamer entwickelt hat, als in anderen Ländern, und doch konnte erſt die Theilnahme dieſes Standes an dem neuen Syſteme, demſelben eine feſte, dem fortſchreitenden Zeitgeiſte angemeſſene Grundlage geben.

In demſelben Verhältniſſe, wie durch dieſe Umſtände die Kaiſer verloren, gewannen die Fürſten. Dieſe, von einer Menge unruhiger Vaſallen und adeliger Einſaſſen ihres ehemaligen Amtsſprengels befreit, konnten um deſto ungeſtörter an der Befeſtigung ihres Syſtems einer untergeordneten Hoheit arbeiten, zu welcher die Verhältniſſe ſie von ſelbſt hinführten. — Von jenem Syſteme der neuen Verfaſſung muß zuerſt das neue Verhältniß der weltlichen Herren zur Krone in Betracht gezogen werden, weil es der Politik der Kaiſer, welche auf die fränkiſchen Könige folgten, nothwendig eine andere Richtung verlieh.

Herzogthümer und Grafſchaften waren im Laufe des eilften Jahrhunderts nun ganz entſchieden erbliches Eigenthum jedes Geſchlechtes geworden, das während dieſer Zeit in Beſitz derſelben gekommen oder geblieben war. Dadurch veränderte ſich vorerſt der ganze ehemalige Begriff einer Grafſchaft (nach neueren Forſchungen kommt der Name Graf nicht von grau (alt, senex), ſondern vom angelſächſiſchen Gerefa (fränkiſch Grafjo), wie man den Einſammler der Gefälle nannte, der zugleich mit der oberſtrichterlichen Würde bekleidet war), die, wie auch die eben gemeldete Herleitung beweiſet, früher ein Amt und kein Landesdiſtrict geweſen war, jetzt aber einen gewiſſen Bezirk andeutete, deſſen Beſitzer gewiſſe Rechte zuſtanden. Die alte urſprüngliche Gauverfaſſung (Gau, Gow, Göw, im Latein des Mittelalters pagus, dürfte mit dem griechiſchen γέα zuſammenhangen und bezeichnet daher einen Landſtrich; denn der älteſte Anbau des Landes war durch einzelne Wohner geſchehen, die, durch gemeinſchaftliche Nutzung von Grund und Boden, in Markgenoſſenſchaften vereinigt

waren, und, nach Stammverwandtschaft, größere Volksgemeinden der einzelnen, von diesen bewohnten Landstriche, sogenannte Gauen, bildeten, über welche in Friedenszeiten eine eigene Obrigkeit, meistihin Graf genannt, gesetzt war) hatte sich schon früher nach und nach aufgelöset, indem unter den Ottonen die Geistlichkeit immer größere Privilegien errang, und sogar ganze Grafschaften, d. h. die sämmtlichen gräflichen Amtsrechte in einem Gau, verliehen bekam, oder in solchen Gauen, wo sie schon bedeutende Macht besaß, diese Rechte wohl auch mit Gewalt an sich riß, während die Grafen immer häufiger mehr, als Eine Grafschaft zusammenbrachten, und die Herzoge die Verwaltung der in ihrem Sprengel gelegenen Grafschaften erlangten. Da nun diese Aemter, wenn nicht besondere Unfälle sich ereigneten, fast immer vom Vater auf den Sohn übergingen, und da auch die Grafschaft (indem sie ja Eigenthum eines Stiftes werden durfte) überhaupt Eigenthum werden konnte, so mochte sich bei Manchen auch schon die Idee eines bloßen Amtsrechtes verlieren. Weil überdies der König Beneficien häufig in Eigenthum verwandelte, so mochte auch vielleicht schon Manchem eine Grafschaft zum Eigenthum überlassen werden. Alle Verhältnisse, die auf der einstigen Gauverfassung beruhten, erhielten dadurch nothwendig eine andere Gestalt. Die Erblichkeit der Aemter verwandelte den Beamten in einen Regenten. Die Erblichkeit der Beneficien überhaupt veranlaßte zuerst, daß Allodium und Beneficium des Besitzers als ein Ganzes betrachtet wurden; wenn dieser nun zugleich gewisse Amtsrechte erblich auf Diejenigen übertrug, welche ihm als Erben in jenen Gütern folgten, so war es sehr natürlich, daß man sich allmälig diese Rechte als auf dem Gute haftend, und eben darum auch Die, über welche diese Rechte ausgeübt wurden, als zu dem Gute gehörig dachte. Aber bei weitem nicht alle Personen, welche seit dem eilften Jahrhundert unter der Benennung Grafen vorkommen, besaßen eine in ihrem Geschlechte erblich gewordene Gaugrafschaft über den ganzen ehemaligen Gau, so weit er nicht durch Exemtion des geistlichen Gutes und der Reichsvogteien aufgehört hatte, einen Amtssprengel zu bilden; vielmehr besaß die größere Anzahl der Grafen bloß Herrschaften und einzelne Stücke des ehemaligen Amtssprengels mit Grafengewalt. Dieses Verhältniß entstand theils dadurch, daß die Bischöfe in den ihnen überlassenen Gauen oder deren Ueberbleibseln, die Grafschaft nach Willkür vergeben konnten, und sich daher leicht bewegen

ließen, die Grafenrechte über einen Theil des Amtssprengels, und namentlich über die eigenen Herrschaften eines Herrn, diesem zu Lehen zu geben, wenn er dagegen sich dazu verstand, seine Herrschaft, oder auch nur einzelne Stücke derselben, dem Stifte zu Lehen aufzutragen; sie entschlossen sich wohl sogar, noch etwas Beträchtliches von Stiftsgütern als Lehen dazu zu legen, wenn es ihnen darum zu thun war, einen solchen mächtigen Dienstmann zu gewinnen. Gleiches Verhältniß trat bei den weltlichen Reichsbeamten in Ansehung des Herrenstandes ihres Amtssprengels ein. Endlich auch konnte der Kaiser einzelne Herrschaften eximiren und ihnen den Grafenbann verleihen, wobei nicht einmal immer die Herrschaft dem Reiche zu Lehen aufgetragen wurde. Viele einer wahren Gaugrafschaft untergeordnete Grafschaften sind wohl auch nichts Anderes, als verliehene Verwaltung des Grafenamtes im Namen des Gaugrafen (Vicegrafschaften), ein Verhältniß, das sehr natürlich bei den großen Gauen aus den verschiedenen Ding- (Gerichts-) Stätten hervorgehen mußte, an welchen das Gaugericht gehalten wurde. Im Gegensatze jener Grafen, welche eine solche lehenbare Grafschaft besaßen, wird von denen, welche die wirkliche Gaugrafschaft, wenn auch noch so sehr durch Exemtionen geschmälert, als wirkliches Reichsamt verwalteten, der Ausdruck Landgraf (comes provincialis) seit dem zwölften Jahrhundert gebraucht, und als sie späterhin von der Gewalt der Herzoge frei wurden, zählte man Grafschaften zu den Fahnlehen (großen Statthalterlehen, weil diese mit der Fahne, die kleineren Lehen aber nur mit dem Schwerte verliehen wurden), weil sie als Reichsbeamte, wie die Herzoge, den Heerbann hatten, und sie selbst zum Fürstenstande.

Die Grafschaften im Gegensatze jener wahren Reichsämter, waren vermöge ihrer Entstehungsweise immer ein Aggregat einzelner Herrschaften und Stücke von Herrschaften und einem ehemaligen Amtssprengel, zum Theil Allode, zum Theil Lehen verschiedener geistlicher und weltlicher Herren, und wurden nur dadurch zu einem Ganzen verbunden, daß sie von Einem Herrn erblich besessen wurden. Hieraus erklärt sich, warum es von nun an bei den Grafen üblich wurde, sich nicht mehr nach dem Gau zu nennen, in welchem ihnen die Grafschaft zustand, sondern nach dem Hauptgute (mochte es Allod, oder Lehen seyn), auf welchem, nach der jetzigen Vorstellungsweise, die Grafschaft haftete. Und eben darum nannten sich viele edle Herren, seit Jahrhunderten im Besitze von Grafschaften, nicht einmal

Grafen, sondern bezeichneten bloß ihren Stand durch den Beisatz nobiles oder liberi domini und den Namen des Gutes, auf welchem die Grafschaft haftete, wodurch sie sich schon hinlänglich als Grafen verkündigten. Daher heißen vom eilften bis zum Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts, — wo sie dann, um sich von dem zahlreich auftauchenden niederen Adel zu unterscheiden, den gräflichen Titel wieder annahmen — Dynasten oder liberi domini die Ahnherren beinahe aller jener Häuser, die späterhin wieder als gräfliche erscheinen.

Das Herzogthum blieb zwar, auch nachdem es erblich geworden war, ein Amt, weil es in keiner so engen Verbindung mit gewissen Gütern stand, als die Grafschaft; aber das Recht, zum Reichsdienste aufzubieten, nahm, im Verhältniß zu den kleineren Herren und Vasallen, allmälig die Gestalt einer Lehensherrlichkeit an. Bei den größeren, den Pfalzgrafen, Markgrafen und Landgrafen, konnte es nicht wohl dahin kommen, denn sie standen in zu vielfacher unmittelbarer Beziehung mit Kaiser und Reich, als daß die Ansicht natürlich gewesen wäre, sie als Vasallen des Herzogs zu betrachten, wenn sie ihm gleich, wie jene, im Reichsdienste folgten. Desto eifriger arbeiteten aber auch die weltlichen Herren nun mit den geistlichen dahin, das Herzogthum zu sprengen, und sich in die Trümmer seiner Würden und Güter zu theilen.

Gleichzeitig mit der Exemtion der geistlichen Immunitäten — d. h. solcher Herrschaften, auf denen kein öffentlicher Beamter seine Gewalt ausüben durfte, so lange der Herr des Grundes und Bodens für die darin ansässigen Unfreien zu Recht zu stehen sich erbot — von der Gewalt der Grafen, war die Befreiung königlicher Herrschaften und einzelner Gemeinheiten von der Gewalt jener ordentlichen öffentlichen Beamten, welche hier an einen Reichsvoigt (Advocatus imperii) überging. Das Daseyn dieser Reichsvoigteien beweisen die Reichsstädte zur Zeit der Ottonen, den großen Umfang derselben Documente der späteren Zeit, in denen man nur noch die Bruchstücke des ursprünglichen Ganzen benannt findet. Der Kern einer solchen Reichsvoigtei wurde durch eine kaiserliche Burg oder Pfalz gebildet, auf welcher der Sitz des Reichvoigtes, war, und zu welcher nicht bloß königliche Herrschaften, sondern auch Gemeinden freier Leute gezogen wurden. Seit der Entstehung der Voigteien ergaben sich auch wohl freie Gemeinden freiwillig in eben dem Sinne an das Reich, in welchem sie sich sonst einen

Herrn gewählt hatten, weil es seit der Auflösung der Gemeinden einen Vortheil gewährte, in engerer Verbindung mit dem Reiche zu bleiben. Der Reichsvoigt blieb ein Beamter, während der Graf seine Amtsgewalt zum Eigenthum machte; aus den Reichsvoigteien bezog der Kaiser fortwährend die hergebrachten Einkünfte, während sie in den erblich gewordenen Amtsbezirken großentheils an die Reichsbeamten übergingen; auf dem Daseyn dieser Reichsvoigteien beruhte daher fortan ganz vorzüglich die Selbstständigkeit der Könige. Durch den Ausgang mehrer herzoglichen Familien wurden die Herzogthümer, mit wenigen Ausnahmen, immer mehr geschwächt und zerstückelt, denn sie wurden nie in dem alten Umfange wieder verliehen, vielmehr die sämmtlichen Bischöfe und ein großer Theil der weltlichen Herrn eximirt, d. h. selbst mit dem Herzogthum über ihre Besitzungen versehen. Es gelang auf diese Weise den hohenstaufen'schen Kaisern, durch Theilung und Zersplitterung der Untergewalten ihre eigene Obergewalt zu erhöhen, und der Ausgang des zwölften Jahrhunderts ward daher in der deutschen Geschichte ein wichtiger Moment. Von der Benutzung der hohenstaufen'schen Macht hing es ab, welche Verfassung Deutschland und Italien auf Jahrhunderte hinaus erhalten sollte. Sie bot auf der einen Seite die Mittel dar, die Fürsten am Mißbrauche der ihnen anvertrauten Gewalt zu hindern, und wurde wiederum auf der anderen Seite durch den Papst und die Fürsten zu eifersüchtig bewacht, um selbst in willkürlichen Regierungsdespotismus ausarten zu können. Es kam nur darauf an, eine Mittelmacht im Reiche zu finden, in deren Hände die Bürgschaft der Verfassung niedergelegt werden könnte, und diese hatte sich in der Ritterschaft und den Städten bereits dergestalt von selbst gebildet, daß sie nur richtig benutzt werden mußte, um jenem Zwecke vollständig zu dienen.

Die Vereinigung aller zur Ritterschaft gehörigen Personen in eine eigene geschlossene Genossenschaft, das Schildesamt (ordo militaris, militia), entstand so unmerklich, daß sich keine bestimmte Zeit ihres Ursprungs angeben läßt. Seit dem zehnten Jahrhunderte war, besonders vermöge der häufigen Kriege gegen die Ungarn und slavischen Völker, der ordentliche Dienst im Heerbann immer mehr Reiterdienst, die Bewaffnung immer schwerer geworden. Eine solche Kriegsweise erforderte ein geübteres Heer, und dieses ließ sich nur aus einem Theile der Freien und der Dienstmannschaft bilden. Der Adel mußte daher jetzt regelmäßig den ganzen Reichsdienst

ſeines Amtsſprengels übernehmen, und leiſtete ihn mit ſeinen Dienſtleuten und den Freien, welche von ihrem echten Eigenthume perſönlich den ordentlichen Kriegsdienſt zu leiſten, nach dem Karolingiſchen Heerbanne (vergl. S. 17) verpflichtet waren. Dafür war der Dienſtherr berechtigt, von dem in ſeinem Amtsſprengel befindlichen, zur Heerfolge pflichtigen Volke, welches, vermöge der neuen Einrichtung, mit dem perſönlichen Heerdienſte verſchont wurde, eine Entſchädigung zu fordern, die jetzt, da eine neue Einrichtung jenes für immer der perſönlichen Dienſtpflicht überhob, in eine ordentliche Laſt überging. An manchen Orten mag über dieſe ein förmlicher Vergleich Statt gefunden haben, an den meiſten aber legte der Adel dem Volke wohl willkürlich die Laſten auf, welche andere Schutzpflichtige trugen. Nur in ſehr wenigen Gegenden blieb die alte Verfaſſung. Der deutſche Kaiſer mußte zu mancherlei Ungerechtigkeiteu, die bei der neuen Ordnung der Dinge nicht ausbleiben konnten, größtentheils ſchweigen, weil er bei ſeinen auswärtigen Unternehmungen durchaus einer zahlreichen Dienſtmannſchaft bedurfte. Für den Adel war die neue Einrichtung ſehr vortheilhaft; die Anzahl ſeiner Dienſtleute nahm ungemein zu, weil er nun mehre unterhalten konnte; der Unbegüterte drängte ſich in die Dienſtmannſchaft, um ſeinen Unterhalt in ihr zu finden, und der Begüterte trat in die Reihe der Dienſtleute, um ſeine kriegeriſche Ehre zu retten. Der Heerbannsherr mochte daher auch ohne Schwierigkeit das Band, das den Freien an ihn feſſelte, feſter anziehen, wie es ſein Vortheil mit ſich brachte; wer Ritterdienſt zu leiſten hatte, mußte ihm Hulde thun, wie ſein Dienſtmann, und manches freie Eigenthum wurde auch wohl in Lehen verwandelt.

Die neue Einrichtung war von den wichtigſten Folgen für das Syſtem des Adels, ſie machte ihn von dem Könige und dem Volke erſt unabhängig; von jenem, weil Lehenstreue ſchon über Unterthanenpflicht geachtet, von dieſem, weil es entwaffnet wurde. Das Volk verlor am meiſten, ſo vortheilhaft es Anfangs ſcheinen mochte, daß Jeder nun ſein Erbe in Ruhe bauen könne, und nur bei gemeiner Landesnoth (wenn das Waffengeſchrei: „o weh! o Wapen!“ ertönte, ſpäterhin auf das Zeichen der Sturmglocke) zur Landfolge (Reiſe) Dienſt zu leiſten und die Waffen zu ergreifen genöthigt ſey. Denn mit dem Verluſte ſeiner kriegeriſchen Ehre wurde der gemeine Freie, Hinterſaſſe (Schutzuntergebener) ſeines Schutzherrn, dem er zum Reichsdienſte ſteuerte; nur der Heerbann-

pflichtige und der Dienſtmann führte fortan den Ehrennamen Miles, oder von der Weiſe des Heerdienſtes, Ritter, und als ſich erſt das neue Syſtem der Verfaſſung im Laufe von drei Jahrhunderten völlig ausgebildet hatte, waren es der ſchutzpflichtige Landſaſſe nebſt den Leibeigenen und anderen unfreien Hinterſaſſen allein, auf welche man die Laſten der bürgerlichen Geſellſchaft wälzte.

Im zwölften Jahrhunderte erhielt das Inſtitut der Ritterſchaft ſchon eine feſte Geſtalt; die ſämmtlichen freien Männer, welche eine bloß kriegeriſche Lebensart führten, und die höchſte Kriegswürde erlangt hatten, bildeten unter jenem Namen eine ordensähnliche Innung. Seitdem das ganze Kriegsweſen (Militia) auf den Adel und die zum Ritterdienſt von ihren Gütern verpflichteten Freien, nebſt den Vaſallen und Miniſterialen derſelben, allein gegründet war, bildeten ſie ſchon einen eigenen Stand. Aber Adel und Dienſtmannſchaft, während ihrer ganzen Lebenszeit nur mit Krieg beſchäftigt, und auf deſſen kunſtgemäße Erlernung angewieſen, verbanden ſich auch überdies nach dem Geiſte der Zeit, welcher immer zugleich eine äußere geordnete Verbindung zwiſchen Perſonen von gleicher Lebensart und Beſchäftigung ſchuf, bald zu einer Innung (Einigung), welche den geiſtlichen Brüderſchaften nachgebildet wurde. So wie ſich die Mitglieder der Letzteren, welche ſich einem religiöſen Leben widmeten, durch feierliche Gelübde zu Beobachtung einer gewiſſen Regel verpflichten mußten, ſo beſchwor auch Jeder, der ſich dem blos kriegeriſchen Leben (vita militaris) hingab, eine Regel des Ritterordens, wie ſie durch die Sitte jenes Standes begründet war; und ſo wie der Geiſtliche nur durch die niederen Weihen zu den höheren aufſteigen konnte, ſo wurde auch nur Jenem die höchſte Würde dieſes Ordens, die Ritterwürde, ertheilt, der zuvor die unteren Stufen desſelben als Bube (Page, Edelknabe, Junior) und Knappe (Famulus, Armiger) durchlaufen hatte, eine Laufbahn, die freilich wohl ſeit uralter Zeit Jeder durchlaufen mußte, der ſich den Weg zur Erwerbung von Beneficien bahnen, oder ſich in adeliger Sitte ausbilden wollte. Aber vordem bezeichnete die Verleihung eines Lehens oder Amtes, oder die ſelbſtſtändige Verwaltung eines Gutes, auf welchem Ritterdienſt haftete, das Ende jener Laufbahn; jetzt gab man die höchſte Würde jener Genoſſenſchaft als eine eigene ſelbſtſtändige Würde unter religiöſen und militäriſchen Feierlichkeiten, von welchen jene von den geiſtlichen Innungen entlehnt waren, dieſe aber

in den Gebräuchen bei der Entlaſſung und ſtrengeren Dienſtpflicht am Hofe eines Dienſtherrn ihren Urſprung hatten. Freie eheliche Geburt und Wahl einer blos kriegeriſchen Lebensart wurden natürlich weſentlich erfordert, um in dieſe Verbindung aufgenommen zu werden. Wer alſo bei einer anderen Lebensart verharren wollte, konnte, ungeachtet ſeiner freien Geburt, die Ritterwürde (cingulum militare) nicht erlangen. Somit erhielten denn freilich nur Edle, Vaſallen und Dienſtleute, oder ſonſt reiche Grundbeſitzer dieſe Würde, die, wenn ſie mit den erblich gewordenen Beneficien viele Generationen hindurch in ihren Geſchlechtern geblieben war, dieſen das Prädicat eines ritterlichen Geſchlechts verſchaffte. Daß dieſer Umſtand ſehr bald auf den Grundſatz führte: man müſſe überhaupt ritterbürtig ſeyn, um die Ritterwürde erlangen zu können, war eben ſo natürlich, als daß dem Kaiſer die Befugniß blieb, von dieſer Regel Ausnahmen zu machen. Jener Grundſatz galt ſchon im zwölften Jahrhunderte, und ſo war alſo ſchon um dieſe Zeit zwiſchen die freien und adelichen Geſchlechter ein dritter Stand, jener der Ritterbürtigen, mit erblichen Vorzügen eingeſchoben, welche Letztere nicht auf dem Güterbeſitze, ſondern auf der Perſon hafteten.

Die angeſtammte alte Freiheit der übrigen, nicht kriegeriſchen Stände, welche durch die eben beſprochenen kriegeriſchen Genoſſenſchaften auf einer Seite ernſtlich ſich bedroht ſah, erhielt in der Entſtehung der Städte eine um ſo kräftigere Stütze. Die Privilegien der Biſchöfe erhoben im zehnten Jahrhunderte nach und nach alle Biſchofsſitze zu Immunitäten, in welchen die Grafengewalt auf biſchöfliche Vögte übergegangen war, und da die Kaiſer um dieſelbe Zeit große Diſtricte, in welchen kaiſerliche Herrſchaften lagen, zu beſonderen Reichsvoigteien machten, ſo bekamen auch viele andere Orte, welche bisher Civitates oder villae publicae geweſen waren, in ſo fern die Verfaſſung einer geiſtlichen Immunität, als auch hier die Grafengewalt auf einen beſondern kaiſerlichen Voigt überging. Eben daher bezeichnete man auch die Verfaſſung dieſer letzteren Orte gleichfalls mit dem Ausdrucke Weichbildrecht, obſchon derſelbe ſeinem Urſprunge nach eigentlich nur auf biſchöfliche Beſitzungen paßte. (Weich iſt ſo viel, als geweiht, heilig; die Gränzen der Immunität wurden mit dem Bilde des Stiftsheiligen beſetzt, und Weichbild iſt alſo urſprünglich nur ein durch die geiſtliche Immunität von der Grafengewalt eximirter Diſtrict.)

Ihrer inneren Beſchaffenheit nach, war zwar die Verfaſſung dieſer Orte ſehr verſchieden, darin kamen aber doch alle überein, daß ſie entweder ſchon befeſtigt waren, als ſie Weichbildrecht erhielten, oder doch bald nachher befeſtigt wurden. Die Streifereien barbariſcher Völker während des neunten Jahrhunderts und die beſtändigen inneren Unruhen hatten Kaiſer und Adel die Wichtigkeit von Burgen ſchätzen gelehrt, und ein ganzer befeſtigter Ort war, mit Hilfe der Einwohner, noch leichter zu vertheidigen, als eine Burg, die nur mit Dienſtmannen beſetzt war. Von der Burg (Castrum) muß daher auch weſentlich die befeſtigte Stadt (Civitas) unterſchieden werden, wenn gleich in den meiſten Städten ſich Beide neben einander befanden, weil entweder in den meiſten Städten, noch ehe ſie Weichbildrecht erhielten, die Kaiſer, Biſchöfe oder andere Prälaten und Herren ſchon Burgen hatten, oder ihre Pfalzen und Höfe in der Folge befeſtigten. Die Burgen waren mit Dienſtleuten beſetzt, welche Burgmannen (Burgenses, Castrenses) hießen, und für dieſe ihre Verpflichtung, Burglehen (Feuda castrensia) erhielten. Die Bewahrung der Stadt hingegen oblag den Einwohnern ſelbſt, welche, weil ihr Ort durch Befeſtigung auch eine Burg war, ebenfalls Burgenses, Bürger, hießen, weßhalb man den lateiniſchen Ausdruck Cives durch Bürger überſetzt. Die Bürger, obwohl ſie durch das Weichbildrecht aus der Gemeindeverbindung mit den heerbannspflichtigen (rittermäßigen) Freien heraustraten, blieben von den ſchutzpflichtigen Freien unterſchieden, und zugleich zum Dienſte des Herrn gewaffnet, von welchem ihr Voigt beſtellt wurde. Das Weichbildrecht wirkte dahin, ihre Gemeinde ſelbſtſtändig zu erhalten, oder wenn ſie urſprünglich es wenigſtens nicht in Anſehung aller Einwohner war, ſie allmälig ſelbſtſtändig zu machen. Durch die Befeſtigung der Städte ward es möglich, wohlerworbene Rechte gegen den Herrn der Stadt zu behaupten, und da die Einwohner aller, vor dem zwölften Jahrhunderte gegründeten Städte immer eine große Anzahl rittermäßiger Bürger enthielten, welche die eigentliche Gemeinde allein bildeten, ſo war die Genoſſenſchaft dieſer, mit Weichbildrecht begnadigten Gemeinden ſo ehrenvoll, als die der Heerbannspflichtigen in den Reichsamtsſprengeln und Herſchaften. So wurden im zwölften Jahrhunderte die Städte etwas ganz Anderes, als was ſie urſprünglich hatten ſein ſollen, und aus bloßen Immunitäten erwuchſen ſie zu ſelbſtſtändigen, d. h. nach eigenem unbeſchränkten Gemeinwillen regierten Corporationen.

Da das Weichbildrecht in bischöflichen Städten, mithin in solchen Orten entstand, die ursprünglich römische Verfassung gehabt, von welcher sich in der einen oder anderen Form Spuren erhalten hatten, so nahm es in diesen Städten sehr bald eine Eigenthümlichkeit an, welche in der Folge mit zu dem Wesen des Weichbildrechtes gerechnet wurde. Die Städte mit ursprünglich römischer Verfassung hatten in dem erhaltenen Decurionenstande eine Gemeinde (Cives), der von ihrer alten Würde wenigstens die Verwaltung des Gemeindegutes, die Polizeigewalt und besonders die den römischen Einrichtungen eigenthümliche Aufsicht bei der Markt- und Handwerkspolizei geblieben war, welche sie durch einen Gemeinderath, vor dem zwölften Jahrhunderte gewöhnlich Cives (im vorzüglicheren Sinne), seitdem nach dem Beispiele der lombardischen Städte ordentlicher Weise Consules genannt, ausübte. Aus diesem Rathe und den Schöffen der freien deutschen Gemeinde bildete seine Schöffen der Voigt, welcher an die Stelle des Grafen trat, und der Schultheiß (Scultetus), welcher die Stelle des ordentlichen öffentlichen Localbeamten einnahm, und gewöhnlich in allen Sachen richtete, die nicht ihrer Natur nach vor das Gaugericht gehört hatten. Diese Verbindung übertrug die römischen Gemeinde-Einrichtungen auch auf die deutsche Gemeinde, und ein aus Beiden zusammengesetzter Rath war mächtig genug, die unabhängige Verwaltung des Gemeindegutes und der Polizei allmälig zu einer selbstständigen Verwaltung aller öffentlichen Angelegenheiten der Stadt in ihrem inneren und äußeren Verhältnisse auszudehnen, bei welcher die Vorsteher jenes Gemeinderathes, Magistri civium, Magistri consulum, Bürgermeister, dem herrschaftlichen Voigte oder Schultheißen wenig Mitwirkung ließen. Die durch die römischen Polizei-Einrichtungen in Genossenschaften vereinigten Handwerker, obwohl sie zu der Gemeinde der Bürger nicht gehörten, und an der Verwaltung des Rechtes keinen Theil hatten, schlossen sich doch an diese Obrigkeit auf das Engste an, da die Herrschaft gar zu sehr geneigt war, auf sie und auf die Bürgerschaft überhaupt das Hofrecht auszudehnen, dem etwa vor der Entstehung des Weichbildrechtes Einzelne von ihnen unterworfen waren; und mit ihrer Hilfe konnte die befestigte Stadt ihrer Herrschaft nöthigenfalls einen Widerstand entgegen setzen, dem die Burgmannschaft innerhalb der Stadt nicht gewachsen war, wenn auch die Bürger innerhalb ihrer Ringmauern eine Burg dulden mußten.

Dieselben Einrichtungen gingen auf solche Städte über, in welchen der Decurionenstand sich in eine Dienstmannschaft, Familia, verwandelt hatte. In diesen war zwar, statt eines Gemeinderathes, nur eine Reihe herrschaftlicher Beamten, welche die Rechte verwalteten, die anderwärts den Rathmannen zustanden; aber die Dienstmannschaft, aus welcher diese zufolge des Hofrechtes genommen wurden, erzwang hier die Bildung eines Gemeinderathes mit Hilfe der freien Bürger, die das Weichbildrecht zu Einer Gemeinde mit ihr verband, und die ohnehin von einer Theilnahme an ihren Geschäften nicht wohl ausgeschlossen werden konnten, seitdem sie ihre Gerichtsgenossen geworden waren. Die in solchen Städten immer der Hörigkeit unterworfenen Handwerker und anderen Schutzgenossen zogen davon den Vortheil einer viel günstigeren Lage, als ihnen bisher das Hofrecht gewährt hatte; denn die Dienstmannschaft suchte von dem Herrn der Stadt die Aufhebung der Lasten des Hofrechtes zu ihrem eigenen Vortheile zu erlangen, und was bei diesem nicht zu erreichen war, gewährte bei günstiger Gelegenheit der Kaiser als oberster Voigt. — In Städten, welche durch das einer deutschen Villa ertheilte Weichbildrecht entstanden waren, nahmen die Schöffen von selbst die Gestalt eines Gemeinderathes an, sobald das Emporkommen des Gewerbes die römischen Polizei- und Markt-Einrichtungen, und mithin eine Vereinigung der freien Handwerker und anderer Gewerbetreibenden in Innungen nothwendig zu machen schien, und sie erlangten leicht, daß ihnen die Gewalt, welche in anderen Städten der Rath über jene Personen hatte, auch über die einem herrschaftlichen Schutzrechte unterworfenen hörigen Handwerker und anderen Schutzgenossen überlassen wurde. War ihre Stadt nicht gleich bei Ertheilung des Weichbildrechtes befestigt worden, so folgte dieses wichtige Ereigniß doch wenigstens bald darauf ohne Schwierigkeit, weil die Herrschaft selbst dadurch in ihren Fehden an Sicherheit gewann, und die Bürger wenigstens nicht hinderte. — Alle Städte, sobald sie ihre Kräfte fühlten, suchten zunächst auch außerhalb ihrer Ringmauern durch Erwerbung von Grundeigenthum, und besonders durch Aufnahme von Ausbürgern oder Pfahlbürgern (solchen, die außerhalb des Pfahlwerkes, d. h. der Ringmauern, aber innerhalb der mit Pfählen bezeichneten Gränzen der Stadtflur wohnten) ihre Macht zu befestigen. Freie Leute setzten häufig einen Meier (Verwalter) auf ihr Gut und zogen in die Städte, die ihnen einen sicheren Aufenthalt und — so lange die wenig

geachteten Handwerker noch nicht zur Gemeinde gehörten, und mithin Niemand den freien rittermäßigen Ursprung auch in dem Bürger verkennen konnte — eine ehrenvolle Gemeindeverbindung darboten. Bald schien es auch thunlich, gegen Uebernahme der Bürgerpflichten, besonders hinsichtlich der Vertheidigung der Stadt, das Bürgerrecht ohne Veränderung des Wohnortes zu gewinnen. Wenn es dann auch noch gelang, den persönlichen Schutz, welchen das Weichbildrecht dem Bürger gewährte, auf seinen Grundbesitz auszudehnen, wie einst das Immunitätsrecht der Geistlichkeit nach und nach ausgedehnt worden war, so konnte sich auf diese Weise eine neue Gattung freier Gemeinden bilden, die wieder in die Reihe der unabhängigen Reichsglieder einzutreten fähig waren, aus welcher der veränderte Begriff der Grafschaft die Gaugemeinden herausgerissen hatte. Denn gegen eine solche Gemeinde vermochte die Herrschaft von der Gewalt, welche die Voigtei gab, schwerlich mehr, als die bloße Gerichtsbarkeit zu retten, und selbst diese bei günstiger Gelegenheit an sich zu bringen, fehlte es den Gemeinderäthen nicht an Mitteln.

Die gesammten Einwohner eines Bezirkes ließen sich auf zwei Hauptklassen zurückführen: auf die Landsassen, welchen Prälaten, Herren, Ritter- und Bürgerstand angehörten, und die Hintersassen nicht nur des Landesherrn, sondern auch der Prälaten, der Ritterschaft und der Städte. Wenn wir übrigens die einzelnen Stände nach ihrem Ursprunge und ihren Verhältnissen näher betrachten, so kommen wir großentheils auf dieselben Ursachen zurück, welche wir auf die Verfassung Deutschlands im Allgemeinen so wesentlich einwirken sahen. Durch die gemeldete veränderte Einrichtung des Reichsheerdienstes war kriegerische Ehre in ihrem vollen Umfange ausschließliches Erbtheil zweier Klassen der Freien geworden, nämlich jener, welche den Reichsdienst übernahmen, und derer, durch welche sie ihn ordentlicher Weise leisteten. Die übrigen Freien wurden insgesammt wenigstens Ungenossen jener beiden Klassen, wenn auch gleich ein Theil derselben von den, mit der kriegerischen Ehre zusammenhängenden Rechten mehr rettete, als ein anderer, der eben dadurch zu einer eigenen Klasse von Personen ward. Die beiden ersten Klassen wurden unter dem Namen Semperfreie und Mittelfreie von den letzteren, den freien Landsassen, unterschieden. Die Semperfreien retteten durch die Auflösung der Herzogthümer ihre Reichsfreiheit, d. h. die Unabhängigkeit von der Landes-

hoheit, und blieben, wenigſtens für ihre Perſon; unmittelbar dem Reiche untergeben. Die übrigen Freien verloren durch die Entſtehung der Landeshoheit einen großen Theil ihrer Freiheitsrechte, doch war die Abhängigkeit, in welche ſie fortan geriethen, von ſehr verſchiedenem Umfange. Ein Theil derſelben trat durch die Verhältniſſe, in welche er mit dem Landesherrn kam, an die Stelle der alten Landesgemeinde, welche durch Auflöſung der Gauverfaſſung und die Entſtehung der Landeshoheit geſprengt wurde, und erhielt dadurch ſeine Selbſtſtändigkeit wenigſtens in vielen Beziehungen. Dahin gehörten alle Diejenigen, welche in den Landgerichten und nach Weichbildrecht ſchöffenbarfrei waren. (Die Schöffenbarfreiheit war die mit dem Geburtsſtande verknüpfte Fähigkeit, in einem Gerichte Urtel zu finden und Zeugniß zu geben.) Ein anderer Theil derſelben hingegen mußte den Landesherrn zum Schutzherrn annehmen, und ward zu deſſen Hinterſaſſen. Dieſes Verhältniß, das ſich nicht allenthalben ganz gleich ausbildete, ſondern hin und wieder auch in eine Art von Hörigkeit ausartete, bezeichnet im Allgemeinen der Ausdruck: Pfleghafte. Die doppelte Gattung der Miniſterialität oder Dienſtpflichtigkeit, nämlich entweder nach freier Wahl, oder durch Zwang, welche alſo freie und unfreie Miniſterialen oder Dienſtmannen bildete, gewann immer beſtimmtere Formen. Der höhere Miniſterial, der allmälig dieſen Namen ausſchließend in Anſpruch nahm, ſtand in einer, dem Verhältniſſe eines eigenen oder hörigen Mannes entſprechenden Abhängigkeit von ſeinem Dienſtherrn, blieb jedoch, vermöge ſeiner Ritterbürtigkeit und der mit derſelben verknüpften Rechte der, durch die Miniſterialität nur beſchränkten, nicht aufgehobenen Mittelfreiheit, von der wahren Eigenſchaft und jeder anderen Art von Hörigkeit bewahrt. Der geringere Miniſterial ward mit dem hörigen Hinterſaſſen zu einer Klaſſe von Perſonen, die der Ausdruck: Laſſe, Landſiedel, Meier, Zinsmann, in Beziehung auf das beſondere dingliche Verhältniß, in welchem ſie ſtanden, der Ausdruck: Bauer, in Beziehung auf ihre Standesrechte bezeichnete. Der Miniſterialität war in einer Hinſicht die Vaſallenſchaft (Vassus) verwandt; nur daß der Miniſterial in die Dienſte eines Herrn trat, um dadurch ein Amt zu erwerben, während der Vaſall um den Preis der Dienſtpflichtigkeit kein Amt, ſondern ein Beneficium ſuchte, ſo daß dort ein perſönliches, hier ein dingliches Verhältniß waltete. Vaſall, Mann (Liber miles, Homo, Vasallus) hieß, wer einem Anderen zur Treue nach Lehenrecht verbunden war. Lehenrecht (Feudalrecht, Jus

[illegible] von fides, fidelitas) hieß der Inbegriff von Rechten und Verbindlichkeiten, welche aus der Verleihung eines Gutes zum lebenbaren Eigenthum (Lehen) entsprangen. Vermöge desselben mußte der Vasall seinem Lehensherrn (Dominus) für seine Person eidlich geloben, demselben überhaupt treu und hold zu sein, ihm die schuldige Ehrerbietung zu beweisen, und die gesetzlichen oder durch den Lehenskontrakt bedungenen Lehendienste, bestehend in Kriegsdiensten, für welche das Lehen gegeben wurde, in Gerichts- und Ehrendiensten, zu leisten, so lange er Lehen von ihm haben werde. Da das Verhältniß bloß durch freiwillige Uebereinkunft des Herrn und des Vasallen entstand, und von den Erben des Letzteren fortgesetzt wurde, obwohl mittlerweile die Lehen erblich und jener den Letztgenannten das Lehen zu ertheilen schuldig wurde; da ferner die Treue des Vasallen nur dinglich (so lange er Lehen haben werde) war, derselbe jederzeit dem Lehen entsagen und dadurch das ganze Verhältniß aufheben konnte, so war durch dasselbe die Freiheit des Vasallen an sich nicht beschränkt; nur konnte er nicht gegen seine Lehenspflicht handeln, ohne sich gewissen Nachtheilen auszusetzen. Daher erniedrigte auch der Vasall, indem er seines Genossen oder Ungenossen Mann ward, nicht seinen Geburtsstand, sondern nur seinen Heerschild.

Während des zehnten und eilften Jahrhunderts verloren die in den früheren Perioden aufgezeichneten Gesetze, so weit sie nicht auf der gesetzgebenden Gewalt der Kirche beruhten, ihre Kraft als geschriebene Gesetze schon darum, weil ihre Sprache, die fränkisch-romanische, für Deutschland unverständlich ward. Das bisherige geschriebene Recht, so weit es überhaupt anwendbar blieb, verwandelte sich nunmehr in ein ungeschriebenes, und wurde meist auch nur durch neue ungeschriebene Normen ergänzt und weiter ausgebildet, die hauptsächlich von dem Richter und seinen Schöffen ausgingen. Die älteren geschriebenen Gesetze, selbst meist aus autonomischen Rechtsnormen entstanden, wurden gewiß schon in der Zeit, wo sie noch als geschriebenes Recht im Gebrauche waren, doch mehr durch das Gedächtniß der Richter und Schöffen, als durch die Schrift, dem späteren Zeitalter aufbewahrt. Die nächste Folge davon war, daß sie von diesem im Laufe der Zeit ergänzt, den veränderten Verhältnissen angepaßt und so allmälig umgeschmolzen wurden, was, nach der Meinung des Deutschen im Mittelalter, recht wesentlich zum richterlichen Amte gehörte. Es konnte aber diesem auch um so unbedenklicher überlassen werden, als der Richter nur die

Meinung anderer ehrbaren Männer aussprach, die mit den Parteien in gleichen Verhältnissen lebten, und deren Meinung gewiß die Meinung Aller war, ja der, wenn sie es nicht gewesen wäre, in den meisten Fällen die schöffenbaren Leute, welche außer den Parteien in dem Gerichte zugegen waren, widersprochen haben würden. Der Richter sprach nach den, ihm und seinen Schöffen bekannten Rechtsnormen, die sich durch ältere geschriebene Gesetze, oder durch Gewohnheiten gebildet hatten. Wo diese nicht ausreichten, und die Schöffen auch keine ihnen angemessene Bestimmung zu finden wußten, hatten sie von dem höheren Richter Belehrung zu suchen. Das Recht, welches dieser mit seinen Schöffen wies, ward dann Rechtsnorm für alle ihm unterworfenen Richter, und erst, wenn auch er keine Auskunft zu geben wußte, oder sie zu geben sich nicht getraute, mußte allerdings die freie Willkür der Betheiligten eine Rechtsnorm aufstellen, oder die gesetzgebende Gewalt durchgreifen. So hatte denn die Letztere selten besondere Veranlassung, Bestimmungen über das Civilrecht aufzustellen, das sich auf diese Weise ganz unabhängig von ihr fortbildete, und da zugleich die Richtung, welche die Verfassung erhielt, und die Trennung der kirchlichen Gesetzgebung von der Staatsgesetzgebung die Triebfedern lähmte, welche sonst die Staatsgesetzgebung zu eifrigerer Thätigkeit angespornt hatten, so fehlte es auch an einer allgemeinen Veranlassung, selbst nur so viel für das Privatrecht zu thun, als in den alten Capitularien dafür gethan worden war. Man dachte nicht einmal daran, das Gewohnheitsrecht, wie es in früheren Zeiten geschehen war, schriftlich abzufassen, sondern begnügte sich, einzelne wichtige Rechtssprüche, in denen ein zweifelhaftes oder ein neues Recht gewiesen, oder das bestehende gesammelt war (daher Weisthümer genannt), aufzuzeichnen, besonders wenn sie von einem höheren Richter, wohl gar von dem Kaiser und den Fürsten oder Reichsministerialen, als seinen Schöffen, gefunden waren. Andere autonomische Normen entstanden durch vertragsweise Uebereinkunft der Betheiligten, z. B. die vertragsweisen Bestimmungen zwischen Lehens- oder Dienstherren und ihren Vasallen oder Dienstleuten über ihre gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten (Dienstrechte); die Verträge der Gemeinheiten freier und unfreier Leute über Gemeinheitsrechte; die Verträge des Kaisers und der Stände über ihre gegenseitigen Rechte; endlich die Verträge zwischen der Kirche und dem Staate.

Die von einer höheren Gewalt gegebenen Gesetze bestanden erstlich in den vom Kaiser vermöge der gesetzgebenden Gewalt gegebenen Reichsgesetzen, meist nur solche Privilegien, welche einzelnen Reichsständen oder ganzen Klassen von Reichsbürgern ertheilt wurden, oder den Landfrieden und die Strafen betreffend, welche über den Friedensbrecher verhängt werden sollten, und dann in den Bewilligungen und Vorschriften, welche von den Landesherren ihren Landsassen ertheilt wurden. — Nicht mit gleicher Bestimmtheit läßt sich entwickeln, wie in jener Zeit von den Landesherren die gesetzgebende Gewalt über ihre Landsassen überhaupt ausgeübt wurde. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß die Gewalt, welche sie als Landesherren vom Reiche hatten, auch die Befugniß in sich schloß, zum Behufe der Ausübung der darin begriffenen Rechte Anordnungen zu treffen, also, nach den Bestandtheilen der Landeshoheit in dieser Periode, Gesetze zu geben, welche die Ausübung der Gerichtsbarkeit, das gerichtliche Verfahren, die Heerfolge, Zoll- und Münzgerechtigkeit und andere, ihnen überlassene Regalien zum Gegenstande hatten. Gewiß ist auch, daß das eigentliche Privatrecht fast ganz außerhalb des Wirkungskreises dieser Gewalt lag, und daß sie über die Gegenstände, welche sie umfaßte, nicht willkürlich ausgeübt werden konnte. Aber um zu beurtheilen, in wie weit sie beschränkt wurde, sowohl durch die Rechte der Reichsregierung, als durch das Recht der Autonomie der Landsassen, die in keiner Beziehung eine willkürliche Gewalt über sich erkannten, dazu mangelt es an Rechtsdenkmälern aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte.

In Oesterreich hatten, durch wichtige Freiheitsbriefe, die Landesherren frühzeitig weit freiere Hand erhalten, als in den meisten übrigen Reichslehensländern; darum treten sie auch als Gesetzgeber mit großer Selbstständigkeit hervor, wie denn Leopold's des Glorreichen österreich'sches Landrecht (s. Seite 89) als das lehrreichste Beispiel einer Gesetzgebung dieser Art dasteht.

Nachdem das römische und kanonische Recht schon längst systematisch betrieben worden, wurde man seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts darauf hin gewiesen, auch das germanische Recht wissenschaftlich oder doch schriftlich zu bearbeiten. Auch wuchsen die Materialien dazu immer mehr an, denn seit dem zwölften Jahrhunderte wurden immer mehr Weisthümer schriftlich aufgezeichnet, und manche Willkür und manches Dienstrecht der

Nachwelt aufbewahrt. Die ersten Bearbeitungen geschahen ganz im Geiste des germanischen Rechtes. Weder einer höheren Gewalt kam es in den Sinn, eine umfassende Gesetzgebung aufzustellen, und darin die Materialien, welche geschriebene Gesetze und gute Gewohnheiten darboten, zu bearbeiten, noch einzelnen Männern, an eine Sammlung oder Verarbeitung der für ein bestimmtes Gericht der Form nach giltigen Normen Hand zu legen. Der Richter hatte jenes Recht zu finden, welches für sein Gericht paßte, nämlich den für dasselbe verbindlichen Normen nicht widersprach; es kam nur darauf an, ihm dieses Geschäft zu erleichtern, durch Zusammenstellung der Gewohnheiten und Gesetze, ohne Rücksicht, ob sie für ein bestimmtes Gericht anwendbar wären, oder nicht. Dies zu beurtheilen, mußte jenem überlassen bleiben. Im Ganzen war das Meiste anwendbar, was in anderen Gerichten galt, da ja das Recht allenthalben im Wesentlichen gleiche Grundlage hatte, nämlich die alten Volksrechte und die Capitularien. In dieser Absicht wurden seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts Rechtsbücher geschrieben, d. h. die Rechtssätze zusammen gestellt, welche dem Verfasser aus eigener Erfahrung bekannt waren, oder von ihm aus schriftlichen Materialien geschöpft wurden, zur Rechtsbelehrung Anderer, welche des Rechtes, das sie weisen sollten, unkundig wären. Die Arbeit erstreckte sich bald auf das gesammte öffentliche und Privatrecht, bald auf einzelne Theile desselben.

So verfaßte zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein sächsischer Ritter, Eyke oder Epko von Repgow, ein unter dem Namen des „Sachsenspiegels" bekanntes Rechtsbuch über das gesammte öffentliche und Privatrecht, abgetheilt in Land- und Lehenrecht, das weder auf sächsisches, noch überhaupt ein besonderes, sondern nur auf deutsches Recht und gute Gewohnheit überhaupt gerichtet war. Der Sachsenspiegel war deshalb für das gesammte deutsche Recht von außerordentlichem Werthe, da durch denselben der gänzlichen Veränderung der vaterländischen Gesetze und gerichtlichen Gebräuche vorgebeugt, und dem willkürlichen Verfahren der Schöffen, welche nach den fremden, von ihnen oft nicht verstandenen Rechten urtheilen wollten, Einhalt gethan wurde. Durch Zusätze und Commentarien wurde derselbe im Laufe der Zeit vielfach erweitert und bereichert. Im Wesentlichen liegt derselbe auch allen jenen Handschriften zum Grunde, die unter dem Titel: „Landrechtsbuch" und „Lehnrechtsbuch"

oder „Kaiſerrecht“, auch unter dem Namen des „Schwabenſpiegels“ verſtanden, im ſüdlichen Deutſchland, und namentlich auch in Oeſterreich, in Umlauf kamen, obgleich ſie durchaus keine Spur abweichender ſüddeutſcher Rechte enthielten.

Durch ſolche Rechtsbücher und ihren häufigen Gebrauch wurde man ſehr bald darauf geführt, die für beſtimmte Gerichte formell giltigen Normen ſchriftlich aufzuſetzen, oder, wo dies wenigſtens zum Theil ſchon geſchehen war, ſie zu ſammeln und zu einem Ganzen zu ordnen.

Zuerſt geſchah dies in den Städten, wo man, unter dem Namen von „Stadtrechten“ oder „Statuten“ (Jura municipalia, Weichbild ꝛc.), die ſchon ſchriftlich vorhandenen einzelnen Willküren, Privilegien, Weisthümer und (in Fragen und Antworten volksthümlich abgefaßten) Bauernſprachen zuſammentrug, die wichtigſten Gewohnheiten aus dem Munde der Schöffen aufzeichnete, und dieſe Materialien entweder durch Auszüge aus einem Rechtsbuche zuſammenſchrieb, um den Schöffen zugleich eine aushelfende Norm zur Ergänzung, wo das Stadtbuch oder eigene Kunde ſie verließe, in die Hände zu geben. Ja man legte wohl gar ein Rechtsbuch zum Grunde, und bearbeitete dies nur durch Zuſätze aus Willküren und Gewohnheiten ꝛc. ꝛc. als Stadtrecht. Da die unter dem Namen von Stadtrechten bisher bekannten Privilegien und Willküren, welche einen großen Theil des Stoffes für die Stadtrechte im neueren Sinne des Wortes hergeben mußten, von den Landesherren oder Kaiſern gewöhnlich beſtätigt waren, ſo ließ man auch dieſe neuen Stadtrechte, welche das ganze öffentliche und Privatrecht der Stadt umfaßten, gelegentlich auf dieſelbe Weiſe confirmiren, ohne dabei an mehr, als bei den älteren Confirmationen, zu denken. Uebrigens erhielten die Stadtrechte eine ſo vollkommene Geſtalt nicht auf einmal; bei den meiſten kam die Verbeſſerung nur allmälig, und ſelbſt nachdem ſie ſchon ein vollſtändigeres und geordneteres Ganzes geworden waren, trug man hinter denſelben noch immer die wichtigeren Weisthümer ein, aus welchen ſie dann gelegentlich ergänzt und vervollſtändigt wurden.

Außer dem Grundeigenthum, welches die Stadtgemeinden außerhalb ihrer Ringmauern von den Fürſten und Privatperſonen erwarben, verdankten ſie ihre Macht vornehmlich dem immer mehr aufblühenden Gewerbe, deſſen Gedeihen ſie durch mancherlei, von Kaiſern und Landesherren erwor-

bene Privilegien zu befördern wußten. Zu jenen gehört das Stapel- und Einlagerrecht — erſteres das Recht, die eine Stadt oder deren Umkreis berührenden Waaren anzuhalten und auf ſtädtiſchem Geſchirr weiter zu ſchaffen; letzteres die Befugniß, den Verkauf ſolcher Waaren an Bürger, wenigſtens das Feilbieten derſelben, zu verlangen, — zu dieſen, außer dem Markts- und Geleitsrecht (im Allgemeinen das Recht, den, welcher das Gebiet eines Landesherrn betritt, zu ſchützen), die Zollfreiheit und die Beſtätigung der Zunfteinrichtungen, und das Privilegium der ausſchließenden Betreibung aller oder gewiſſer Gewerbe. Die Vereinigung der Perſonen, welche gleiches Gewerbe trieben, in Handwerke (Gilden, Innungen, Brüderſchaften), d. h., in Genoſſenſchaften, welche ihre Mitglieder anhielten, das Gewerbe unter ſelbſt gewählten Vorſtehern, auch gewiſſen, freiwillig feſtgeſetzten, vom Rathe und von den Landesherren beſtätigten Regeln zu erlernen und zu treiben, Jedem aber, der nicht verfaſſungsmäßig darin aufgenommen wäre, deſſen Betreibung unterſagten, reicht weit zurück in die Vergangenheit. Die Hörigkeit der Handwerker mußte eine ſolche Genoſſenſchaft zur Folge haben, weil die, welche dasſelbe Gewerbe trieben, zu gemeinſamer Dienſtleiſtung verpflichtet waren, und ſchon dieſerhalb nach dem Hofrecht in Genoſſenſchaften abgetheilt wurden. Aber auch freie Handwerker waren in römiſchen Städten häufig in ſolche Genoſſenſchaften vereinigt, und da es eine römiſche Polizei-Einrichtung war, für allen feilen Verkauf gewiſſe Plätze zum Zwecke der Polizeiaufſicht anzuweiſen, mit welcher die Vereinigung der Handwerker, die an dieſen Plätzen ihre Waaren feilhalten durften, in eine Genoſſenſchaft zuſammenhing, ſo waren Handwerksinnungen ohne Zweifel in allen urſprünglich römiſchen Städten ein weſentlicher Beſtandtheil der Polizeiverfaſſung. Daß dieſe Einrichtungen ſchon im zwölften Jahrhunderte auch ein weſentliches Stück des Weichbildrechts waren, ſieht man aus den Urkunden dieſer Zeit, aber die Verfaſſung der Stadtgemeinde war in dieſem Zeitraume noch nicht auf dieſe Verbindungen gegründet; daher müſſen Innungen mit politiſcher Bedeutung, Zünfte, von jener, blos auf das Gewerbe Bezug habenden Innungsverfaſſung unterſchieden werden. Mit der Entſtehung dieſer Rechte iſt dann, ſchon der Natur der Sache nach, das Privilegium verwandt, daß innerhalb eines gewiſſen Umkreiſes um die Stadt ſolche Gewerbe, die in der Stadt innungsmäßig betrieben

werden, gar nicht ausgeübt werden ſollen. Indeſſen war die Anzahl dieſer Gewerbe auch nicht ſehr groß, und eines, welches ſpäterhin unter die wichtigſten gehörte, die Bierbrauerei, war meiſtens noch nicht darunter.

Der Zufluß einer großen Anzahl von Menſchen in die Zünfte, deren Freigeborenheit nicht immer ſo ausgemacht war, als die der anſäſſigen Altbürger der Stadt, und das allmälige Freiwerden der hörigen Leute in der Stadt durch vermehrte Leichtigkeit des Erwerbes, war der Grund einer ganz eigenen Gattung ſtädtiſcher Privilegien, die man gar bald als etwas Weſentliches im Stadtrechte anſah. Die Gemeinde verſchmähte bei ſteigendem Gewerbe nicht, ſich durch dergleichen Einwohner zu verſtärken, und ließ ſich nur, um den Nachtheilen vorzubeugen, die durch Anſprüche ehemaliger Schutz- oder Leibherren auf Gemeindeglieder dieſer Art hätten entſtehen können, vom Herrn der Stadt das Privilegium ertheilen, daß alle Gemeindeglieder von allen Laſten der Hörigkeit frei ſein ſollten, und daß Niemand, der eine gewiſſe Zeit als Mitglied der Gemeinde in der Stadt gewohnt habe, wegen ſeiner Freiheit weiter angefochten werden ſolle.

Der Grundbeſitz hatte in älteren Zeiten die Unterlage gebildet, aus welcher alle jene ſpäteren, ſchon künſtlicher gegliederten Verhältniſſe ſich entwickelten. Er war zu einer Zeit, wo die Induſtrie noch nicht ihre Schwingen regte, das einzige Ziel und Mittel des Wohlſtandes. Als ſpäter Kunſt, Talent und Unternehmungsgeiſt neue Quellen des Erwerbes ausfindig machten, ſank er im Werthe. Die geſellſchaftlichen Rangſtufen und Standesunterſchiede leiten größtentheils ebenfalls auf jenes urſprünglichſte germaniſche Verhältniß, jenes des Grundbeſitzes zurück. Seltſam, daß ebendaſelbſt auch zwei, ſeitdem durch eine weite Kluft getrennte Stände, der Adel und der Bauernſtand, ſich wenigſtens etymologiſch in ihren Anfängen begegnen.

Der Adel in Deutſchlaud und den Ländern germaniſchen Urſprungs iſt eine uralte Erſcheinung, die man auf verſchiedene Quellen, ja, wiewohl fälſchlich, auf eine einſtige Prieſterkaſte, ähnlich jenen in Indien und Aegypten, zurück zu leiten verſucht hat. Tacitus ſpricht bereits von den Edlen, und ſchon Druſus, da er zwölf Jahre vor Chriſtus den Rhein überſchritt, fand Edele. Und Eginhard, Karl's des Großen Kapellan, berichtet: „Die Sachſen theilen ſich in drei Stände, und nennen ſie Ethelingi, Frilingi und Lazzi.“ Aber der Begriff des Adels war damals

ein durchaus anderer, als heut zu Tage, er war lediglich auf den Grundbesitz basirt, mit dessen Verluste er sofort erlosch, und als erblicher Stand war er noch nicht vorhanden. Die Rangordnung unserer Väter ruhte auf dem Besitzstande, nicht auf der Person; sie war objectiv, nicht, wie heute, subjectiv. Das konnte auch nicht anders geschehen, weil dazumal, den socialen Zuständen nach, alle Glieder der Gemeinde gleich waren, ungleich dagegen nach dem Landbesitze. Landbesitzer waren nur allein die Glieder der Gemeinde, und alle Uebrigen, selbst Frauen und Kinder, waren Haushörige, kurzab Hörige. Deutlich spricht sich diese Rangordnung in der Wehrgeldrolle (Verzeichniß der Währungen, Taxen) aus. Darnach hat der Edle ein Wehrgeld von sechszig Werthen, wenn der Freiling dreißig, der Leut (Lazze) fünfzehn Werthe steuert, aber auch das Recht, von der Allmande (Gemeindebesitz) sechszig Theile zu benutzen, wenn dem Freiling dreißig, dem Leut fünfzehn Theile zu Gute kommen. Von dem Object, dem Landbesitz, als dem Edel, Ethel, Aethel, ging das Wort auf das Subject, den Landbesitzer, über. Ein großer Landbesitz hieß ein Edel, und wer in dessen Besitze war, ein Etheling, Edler. In mehren alten Landrechten findet man wörtlich das Edel als Stammgut, oder, wie wir jetzt sagen, als Edelgut, Edelhof bezeichnet; es ist das Object, von welchem der Besitzer Edeling, wie der Bewohner vom Hause Häusling, genannt wird. Die ganze Geschichte der Vorzeit bekundet dies bei allen deutschen Volksstämmen, und in dem ebenfalls von germanischem Stamme bevölkerten England haben die Nachkommen unserer Väter diese Institution in ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Der germanische Adel beruhte also ursprünglich auf dem Grundbesitze, und nur der Besitzer für seine Person war ursprünglich Edler, nicht seine Frau, seine Verwandte und Kinder Edle, wenn sie sonst nicht für sich selbst ein Edel besaßen.

Erst im zehnten Jahrhunderte bildete sich nach und nach der Stand des heutigen Erbadels aus, wie überhaupt um diese Zeit, durch die Sonderung der Thätigkeit und der Beschäftigung, auch eine schärfere Sonderung der Stände eintrat. Ein Theil der Freien verdingte sich den deutschen Königen zu Hof- und Kriegsdienst, ein Verhältniß, was man, wie schon erwähnt worden, im Allgemeinen mit dem Ausdruck Ministerialität bezeichnete. Diese Ministerialen der Könige erhielten, zur Belohnung ihrer Dienste, kleinere und größere Grundstücke zu Lehen. In den ersten Jahrhunderten

waren ſolche Verleihungen blos perſönlich. Starb der Beliehene, oder wurde ihm ſein Stand genommen, ſo fiel das Grundſtück an den König zu weiterer Verfügung zurück. Als aber ſo viele Reichsdienſte vom Vater auf den Sohn übergingen, blieb damit auch der verliehene Grundbeſitz von Geſchlecht zu Geſchlecht in der Familie, und ſo fand ſich allmälig der Begriff von Erblichkeit in derſelben ein. Der lange dauernde Beſitz gab dieſen Beamten Gelegenheit, ſich immer weiter greifende Rechte gegen die auf den beliehenen Grundſtücken wohnenden Perſonen anzueignen und ihre Macht zu vermehren. Auf ſolche Weiſe gelang Herzogen, Grafen, Centgrafen und anderen königlichen Beamten die Erblichmachung ihres Amts, ihrer Macht, und die Verwandlung perſönlich verliehenen Beſitzes in erbliches Eigenthum. Hauptſächlich begünſtigt wurden dieſe Beſtrebungen der Lehnsbeſitzer und königlichen Beamten dadurch, daß mit dem Grundeigenthume nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht zur Heerfolge verbunden war, und die kleineren, freien Grundbeſitzer, die den damals ſehr koſtſpieligen Kriegsdienſt, mit welchem Bewaffnung und Unterhaltung auf eigene Koſten verbunden war, ſcheueten, den mächtigeren ihr Eigenthum abtraten, um es als Lehen von denſelben zurück zu erhalten und auf dieſe Weiſe der Pflicht zur Heerfolge zu entgehen. Mit dieſer Verwandlung des freien Eigenthums in Lehen war nichts Entehrendes verknüpft. Der Stand der ärmeren Freien wurde dadurch nicht unmittelbar verändert; aber indem ſolche Verwandlungen das Grundeigenthum, den Glanz und den Einfluß der Vornehmen erhöhten, leiteten ſie eine Ungleichheit, eine Spaltung ein, die in demſelben Verhältniß zunehmen mußten, als jene Güterabtretungen der kleineren Freien immer häufiger und zuletzt allgemein wurden. Aus der Macht entwickelte ſich die Herrſchaft; die ehemals ebenbürtigen und gleichberechtigten Freien ſtanden ſich nun als Befehlende und als Gehorchende, als Herren und als Diener gegenüber. Um ihre Macht zu befeſtigen, wirkten ſich die Gewalthaber von den deutſchen Königen mannigfache Privilegien aus, welche ſie auf ihre Nachkommen vererbten. Der Beſitz ſolcher Vorrechte mußte das Streben, ſich als einen, von dem übrigen Volke geſonderten Stand zu betrachten, nothwendig begünſtigen, und naturgemäße Fortentwickelung dieſes Strebens war es, woraus ſich in Deutſchland ſeit dem zehnten Jahrhunderte nach und nach der Stand des heutigen **Erbadels** geſtaltet hat.

Ehe noch der alte Grundadel ein gewisses Gegengewicht an dem, in den reich begünstigten Städten aufblühenden Bürgerstande empfand, war jenem ein anderer Nebenbuhler erstanden, der ihm um so störender werden mußte, da derselbe, nicht geneigt, in eine gegnerische Stellung zu treten, sich ihm vielmehr zu amalgamiren strebte. Dies war der Ritterstand, dessen Ursprung wir bereits oben kennen gelernt haben. Derselbe begründete, nachdem die Kaste des alten Grundadels schon geschlossen und zu einem erblichen Stande geworden war, an sich kein adeliges Verhältniß; er entstand aus denjenigen Freien und Güterbesitzern, welche in den Kämpfen gegen die leichtberittenen Avaren und Ungarn dem königlichen Heere beritten und bewaffnet zuziehen konnten. Auf die, damals von dem bereits gebildeten Erbadel freilich schon in Vergessenheit gebrachte, altgermanische Gewohnheit, wo der Adel von dem Besitze ausgegangen war, und auf ihren kriegerischen Einfluß gestützt, gelang es den begüterten Reitern oder Rittern unbemerkt, sich ebenfalls adelige Geltung zu gewinnen, und als der ältere Adel auf den jüngeren Nebenbuhler aufmerksam zu werden anfing und sich seiner zu erwehren gedachte, hatten Jahre und Zeitstürme schon einen Schleier über den niedrigeren Ursprung dieser neuen Edlen geworfen, und es gelang ihnen, den erklommenen Standpunkt zu behaupten. Zum Theile gab dieser Zuwachs mit Veranlassung zu der später im deutschen Reiche eintretenden Sonderung des Adels in einen hohen und niederen, ferner in einen reichsmittelbaren und reichsunmittelbaren. Diejenigen Adeligen nämlich, deren Gewalt sich über große Gebiete erstreckte, erweiterten ihre Rechte nach und nach zu einer wirklichen Landesherrlichkeit, erwarben die Reichsstandschaft, d. h. Sitz und Stimme auf den Reichstagen, und erkannten Niemand, als den Kaiser, über sich an. Daher der hohe und reichsunmittelbare Adel. Die weniger mächtigen Adeligen hingegen geriethen in Abhängigkeit von den hohen Landesherren, in deren Territorien ihr Grundbesitz lag; sie standen daher nur mittelbar unter dem Kaiser, auch hatten sie keine Reichsstandschaft. Aus diesen Gründen machten sie den, in sechs Klassen — Titulargrafen, Reichsfreiherren oder Barone, Edle oder Bannerherren, Ritter des heiligen römischen Reichs, Edle von, auf oder zu, und endlich Adelige mit dem Prädikate „von" — zerfallenden niederen und reichsmittelbaren Adel aus. In Oesterreich wurde jedoch durch die Bestimmungen des Fridericianischen Freiheitsbriefes (s. S. 49 u. f.),

welcher die Herzoge Oesterreich's gegen die Einmischung des Reiches in die inneren Angelegenheiten sicher stellte, und durch spätere ähnliche Begünstigungen der landesherrlichen Macht, das Streben des Adels nach Reichsunmittelbarkeit frühzeitig sehr erschwert, und die Oberherrlichkeit der Landesfürsten über die großen Grundbesitzer innerhalb der österreichischen Marken kräftig geschützt, während in anderen deutschen Ländern die Unbestimmtheit dieser Verhältnisse jenes, der landesfürstlichen Macht nachtheilige Streben der Großen nach einer reichsunmittelbaren Stellung förderte, und daher zu Irrungen, Kämpfen, Aufständen, im gelindesten Falle zu langwierigen Prozessen führte, und den Keim einer widernatürlichen Trennung in sich schloß. Für die schnelle und feste Gestaltung der inneren Staatsverhältnisse Oesterreich's waren demnach jene Bestimmungen der kaiserlichen Freiheitsbriefe von größter Wichtigkeit und von den wohlthätigsten Folgen.

Das Ministerialverhältniß, welches, ursprünglich ein Dienerverhältniß zu dem Fürsten — eine persönliche Abhängigkeit, so wie die Vasallenschaft eine sächliche — andeutend, mit der Zeit zu einem so ansehnlichen Hofrange sich aufschwang, daß selbst **Principes** als **Ministeriales regni vel imperii** vorkommen, umschlang allmälig den, früher in gegenseitiger Eifersucht befangenen, alten und neueren Adel mit engeren Banden, und trug das kameradliche Verhältniß aus Kriegszeiten auch auf den Frieden über, so daß die vorher bestandene Kluft sich noch mehr ausglich. So hob sich der niedere Adel, der nur von den Gütern, die er besaß, den Namen führte, schon seit dem zwölften Jahrhunderte, um dessen Mitte man überhaupt erst auf den Gebrauch der adeligen Familiennamen stößt, immer mehr hervor. Wenn diese größere Verschmelzung des hohen und niederen Adels beide Theile kräftigte und ihnen gemeinsame Stützpunkte verlieh, so bot dasselbe Verhältniß auch wiederum Anlaß zu Uebergängen und Vermittelungen mit dem, an Kraft und Wohlstand täglich wachsenden dritten Stande. Um den, mit dem Faustrechte verbundenen stäten Plackereien und Befehdungen zu entgehen, die dem minder Mächtigen natürlich am gefährlichsten wurden, flüchteten, namentlich seit dem dreizehnten Jahrhunderte, viele adelige Familien in die Städte, wo sie durch ihre Kriegserfahrenheit in jenen unruhigen Zeiten auch dann Ansehen und Vorzug errangen, wenn sie sich sonst mit den Bürgern vermengten. Aus diesem Zusammenflusse des Adelswesens und Bürgerthumes entstanden die sogenannten Patricier,

deren Einfluß jedoch schon im vierzehnten Jahrhunderte durch das Uebergewicht der Zünfte wieder sank.

Neben den kriegerischen Vorrechten war einer der wichtigsten Vorzüge, von welchem der Adel und die Ritterschaft Besitz nahmen, das ausschließende Sitz- und Stimmrecht auf den Placitis (öffentlichen Versammlungen, Land- und Reichstagen, Taidingen ꝛc.). Ursprünglich waren diese Placita wohl jedem Freien geöffnet; aber dadurch, daß die Bürger nicht selten auch Hörige unter sich aufnahmen, und daher nicht blos aus Freien bestanden, erleichterten sie dem Adel sein Bemühen, sie von jenen Versammlungen auszuschließen, und so blieb seitdem der Bürger von den Landtagen fortwährend entfernt. Auf diese Weise sicherte sich der Adel einen ausschließenden Einfluß auf die Landesangelegenheiten und deren Verwaltung, und gründete seine spätern ständischen Rechte. Anfänge einer solchen **ständischen Verfassung im Markgrafthume Oesterreich** finden sich schon zu Anfange der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts, und zwar zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1076, in welcher Leopold III., der Selige, vom Bischof Altmann von Passau die Schutz- und Vogteigerechtigkeit über alle in Oesterreich liegenden Güter des Stiftes St. Nikolaus außer Passau erhält (s. S. 34), und wo angezeigt wird, daß der Markgraf mit reiflicher Berathung seiner Landesedlen jenes Stift und Kloster von allen Mauthen und Zöllen zu Wasser und Lande durch den ganzen Bezirk seines Markgrafthums loszähle. Es erhellet aus dieser Stelle, daß Oesterreich schon damals seine eigenen Landesedlen (nobiles Barones) gehabt haben müsse, welche der Markgraf in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen, und durch urkundliche Erwähnung solcher gepflogenen Berathung, seinen Beschlüssen doppelten Nachdruck zu geben pflegte.

In einer Zeit, wo alles Leben vom Grundbesitze ausging, wo von Künsten und Gewerbswesen noch kaum die Rede seyn konnte, war nothwendig die Landwirthschaft das einzige Geschäft, welches Ansehen und Rang verlieh, und daher der Stand der Besitzer eines größeren Landwesens der bedeutendste und ehrenvollste. Der Name Bauer hatte im früheren Mittelalter nicht die enge Bedeutung, wie jetzt, sondern man bezeichnete damit überhaupt jeden Landmann, dem der Besitz und die Nutzung eines fremden Gutes zustand. Das Wort Baro oder Barus, aus welchem sich der Name Baron gebildet hat, ist wahrscheinlich das, mit einer lateinischen

Endung versehene deutsche Wort Bauer, vormals geschrieben Bawr, in Oberdeutschland ausgesprochen Bar oder Par; so wie auch das Wort Nachbar nichts Anderes bedeutet, als Nach-Bauer. Da in frühester Zeit die deutschen Stamm- und Familienhäupter mehr Geschmack an der Jagd und am Kriege fanden, als am Feldbau, so mußten sie sich nach Leuten umsehen, die ihnen in letzterer Hinsicht aushalfen. Mit den Knechten und Leibeigenen — den dienstbar gemachten Resten unterjochter Stämme — war ihnen nicht hinlänglich gedient; daher schlossen die größeren Grundbesitzer mit kleineren und ärmeren ihres Standes gewisse Verträge, kraft deren die Letztgenannten für eigene Rechnung die Felder der Reichen bewirthschafteten, und diesen dafür einen gewissen Zins oder Pacht entrichteten. Ein ähnliches Verhältniß trat auch häufig nach gemachten Eroberungen ein, indem man nämlich die alten aufgefundenen Einwohner der eroberten Ländereien im Besitze ihrer Güter und Grundstücke ließ, sich aber von ihnen gewisse Abgaben oder Naturallieferungen vorbehielt. Man nannte diese im alten Besitze Gelassenen — Lazzen. Diese Pachtverträge thaten der persönlichen Freiheit keinen wesentlichen Abbruch; denn eigentlich abhängig, ja mehr oder minder leibeigen waren nur die, später freilich mit den Lazzen immer mehr verschmelzenden Leudes (Liti, Leute), welche gemeiniglich aus Ausländern, nämlich aus im Kriege oder Handel erlangten Sklaven, bestanden. Aber auch für dieses härtere Verhältniß brachte, obschon nur auf einigen Seiten, die Zeit manche Linderung. Der kriegerische Deutsche, welcher nur langsam an die Bedingungen des gewerblichen Lebens sich gewöhnte, wußte von seinen Sklaven keinen besseren Gebrauch zu machen, als daß er ihnen die ihm verhaßten Feldarbeiten übertrug. Kriegszüge und Jagdabenteuer, die ihn häufig vom heimischen Herde entfernten, hielten ihn von Beaufsichtigung und Nachrechnung dessen, was der Knecht für ihn säete und erbaute, ab; daher ward es ihm bequemer, seinen Leibeigenen im Besitze dessen zu lassen, was der Boden für ihn hergab, und so verwandelte sich jene gegenseitige Stellung in eine Art von Pachtverhältniß, der harte Zustand der Leibeigenschaft in den milderen der Hörigkeit. Aus allen diesen zusammenwirkenden Ursachen gingen allmälig verschiedene Klassen von Bauern hervor, so namentlich die Gutsbauern (Colonen, d. h. solche, welche Colonats- oder Bewirthschaftungsverträge geschlossen), unter welchen nicht ausschließlich solche Landleute verstanden wurden, denen der Anbau

und die nachherige Nutzung wüſter Felder überlaſſen war, und die in Anſehung ihres bürgerlichen Zuſtandes in zwei Klaſſen zerfielen. Die erſte begriff die große Anzahl der freien Familien, die, blos mit einem kleinen Eigenthum verſehen, deſſen Ertrag zu ihrem Unterhalte nicht hinreichte, entweder Grundſtücke der reichbegüterten Stifte und Klöſter, oder Parcellen von den Ländereien königlicher Villen, häufig auch Hinterfelder größerer Landeigenthümer, in Zeit- oder Erbpacht, oder vermöge Erbzinsvertrages beſaßen, wofür ſie den Canon in Arbeit und gewiſſen Naturalien leiſteten. Dies waren die freien Colonen oder Freibauern. Die zweite Klaſſe enthielt die unfreien Leute, die, ohne Eigenthum, ihren Unterhalt blos durch die Nutzung eines fremden Grundſtücks gewannen, wofür ſie der Grundherrſchaft ſtreng unterwürfig waren, und unter deren Mundſchaft ſtanden. Dies waren die hörigen Bauern. Schon in den älteſten Zeiten wirkten jedoch vielerlei Urſachen zuſammen, um jene freien Bauern in ihrer Unabhängigkeit mehr und mehr zu verkürzen. Namentlich gab, wie wir ſchon früher (S. 17) geſehen haben, ſeit Karl dem Großen der Druck des Heerbannes Gelegenheit, die freien Bauern zu unfreien, hörigen, hinabzudrücken. Viele große Grundbeſitzer, von Mißgunſt und Selbſtſucht getrieben, neckten die freien Colonen, dieſer ihrer Freiheit wegen, und drängten ſie ſo lange, bis die Hilfloſen ſich zu dem Syſteme der Grundherrlichkeit bekannten und hörige Leute wurden. Ihr Eigenthum mochten ſie behalten; die Herrſchaft darüber war jedoch dem Mundherrn geſichert. Jetzt waren ſie völlige Mundmannen, Mundlinge oder Gemundlinge, wie die übrigen unfreien Bauern, oder wie die Leudes, mit denen nun die Lazzen in Eine Klaſſe fielen. Für die Gnade der Benutzung von Grundſtücken, welche bisweilen ihren Vätern als Eigenthum gehört hatten, waren ſie zu ſchweren ökonomiſchen und Handdienſten, zu drückenden Lieferungen aus der Wirthſchaft verbunden; außer Arbeiten und Abgaben wurden ſie noch durch Geldleiſtungen unter mancherlei Namen ausgeſogen. Viele der Unglücklichen meinten durch Entweichung ihr Schickſal zu mildern. Dagegen aber wurden von benachbarten Gutsherren Verträge geſchloſſen, die Ueberläufer nicht anzunehmen, ſondern ſie wieder auszuliefern, und ſelbſt manche Städte wurden durch Privilegien der Grundherren genöthigt, die entlaufenen Hörigen herauszugeben. Zu verwundern iſt es, daß unter ſo drückenden Verhältniſſen doch überall einige freie Bauern, freie Landſaſſen, übrig

blieben. Fast in allen Gegenden Deutschland's geschieht in alten Urkunden freier Bauern Erwähnung, so auch in Steyermark und Oesterreich. Doch auch diese hin und wieder übrig gebliebenen freien Bauern schmolzen im Laufe der Zeit theils in ihren Rechten, theils der Anzahl nach, mehr und mehr zusammen. Nur vorübergehende Perioden der Besserung traten ein, so namentlich durch die Kreuzzüge im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte. Die Ritter, welche zur Eroberung des heiligen Grabes einem ungewissen Loose im fernen Morgenlande entgegenzogen, das sie auf längere Dauer von aller Gemeinschaft mit dem Mutterlande abschnitt, mußten den Fleiß, die Treue ihrer Bauern zu Hilfe rufen, um sich dessen zu versichern, was sie in der Heimat besaßen, mußten durch günstige Bedingungen den Vortheil der Letzteren an ihren eigenen knüpfen. Daher vermehrten sich im Laufe der Kreuzzüge die Colonatsverträge, mit ihnen die Freiheit, der Wohlstand der Bauern, bis spätere Zeitwirren ihnen neue Nachtheile brachten.

Die Rauheit der Sitten, durch fortwährende Kriege und Zustände der Gewalt genährt, ließ Gefühl für Recht und Billigkeit, für Schonung und Nächstenliebe nur selten aufkommen. Wilde Selbstsucht trat alle milderen Regungen nieder; das Schwert dictirte Gesetze und Recht, und die Gewalt setzte sie in Vollzug. Daher das klägliche Schicksal des gemeinen Volkes, das man, halb ironisch, unter dem bezeichnenden Namen der „armen Leut" begriff, die Willkür und Erbarmungslosigkeit gegen Bauern und Hörige, die nur Rechte gegen sich, keines für sich kannten. Die Kriege wurden mit Grausamkeit und Zerstörungssucht geführt, und das Wüthen gegen Wehrlose und Friedliche verläugnete und befleckte die Bedeutung des Ritterthums. Wir haben in den wechselseitigen Kriegen zwischen Oesterreich, Ungarn, Böhmen und Baiern der geschilderten Periode gesehen, daß dieselben großentheils auf Verheerungszüge ausgingen, die, häufig planlos begonnen, vorzeitig abgebrochen, oft ohne allen Erfolg auf beiden Seiten blieben und Nichts bewirkten, als gegenseitige Verluste, Verarmung, Elend und Erwürgung schuldloser Unterthanen.

Ueberstrenge Gesetze, im eigentlichen Sinne mit Blut geschrieben, dienten, eben ihrer übertriebenen Strenge willen, mehr ihr Ziel zu verfehlen, als es zu erreichen, und ihre Blitze glitten von den Häuptern mächtiger Schuldigen meist auf die Häupter kleiner, ungeschützter Frevler ab; denn

der Reiche entzog sich durch Gold und Einfluß der Strafe, die nun mit verdoppelter Wuth über den Unbemittelten hereinbrach. „Auge um Auge, Zahn um Zahn," war das Prinzip der Strafgesetzgebung; doch mit verhältnißmäßig geringer Geldbuße wendete man das Schwert der Themis ab. Der Bürger, — so heißt es in dem Stadtrechte, welches Leopold der Glorreiche der Stadt Enns im Jahre 1212 ertheilte, und das über sechzig Jahre später König Rudolf bestätigte — der Jemanden eine Hand, einen Fuß oder die Nase abhauet, ihn um ein Auge oder ein anderes Glied bringt, gibt dem Richter zur Strafe zehn Talente, dem Beschädigten eben so viel. Hat er nicht so viel Geld, so ergeht über ihn der Ausspruch nach dem Gesetze: „Hand für Hand, Auge für Auge." Für einen abgehauenen Finger und für eine Verwundung, auf welche der Verlust eines Gliedes folgt, müssen dem Richter und dem Beschädigten drei Talente erlegt werden; hat der Beschädiger kein Geld, so muß er eine gleiche Beschädigung erleiden. Wer ein Haus mit Gewalt angefallen zu haben verklagt wird, und seine Unschuld nicht darzuthun vermag, zahlt dem Richter und dem geschädigten Hausherrn fünf Talente; hat er kein Geld, so wird ihm die Hand abgehauen. — So wog die Gerechtigkeit kaltblütig menschliche Gliedmaßen mit Geld auf, und der reiche Frevler blieb seines Leibes versichert.

Die Unwissenheit der Richter, die sich in schwierigeren Fällen nirgend Rath wußte, nahm ihre Zuflucht zu allerhand abergläubischen Auswegen, durch welche sie auf übernatürlichem Wege die Wahrheit zu erforschen meinte, und wobei dem Zufalle, oder auch wohl dem Betruge ein weites Feld ward, am unrechten Orte zu verdammen und am unrechten loszusprechen. Dahin gehörten die Ordalien oder Gottesurtheile, wo man der Gottheit zu entscheiden überließ, was menschliche Nachlässigkeit zu erörtern versäumte: die Feuer- und Wasserproben, die gerichtlichen Zweikämpfe u. s. w. Der Angeklagte mußte mit bloßen Füßen über glühenden Pflugscharen einhergehen, oder ein glühendes Eisen mit bloßer Hand tragen; blieb er unverletzt, so wurde er für schuldlos erkannt; verbrannte er sich, so traf ihn Verurtheilung. Er wurde in ein fließendes Wasser geworfen (kalte Wasserprobe), oder mußte seine nackten Arme in kochendes Wasser tauchen (heiße Wasserprobe oder Kesselfang); sank er unter oder verbrannte er sich, so galt er für überführt; schwamm er oben oder blieb unverbrüht, so war die Anklage widerlegt. Oder man ließ Kläger und Beklagten mit

einander kämpfen, und der Besiegte wurde als schuldiger Theil erachtet. Viele ähnliche Verfügungen kommen im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte auch in Oesterreich vor. In dem genannten Ennser Stadtrechte hat, wer eine ehrbare Frau oder Jungfrau raubt oder entehrt, durch die Probe mit dem glühenden Eisen seine Unschuld darzuthun und erleidet im widrigen Falle den Tod, und der Störer des Hausfriedens muß seine Unschuld mit zwei Zeugen, oder durch die Wasser- und Feuerprobe darthun. Auch von gerichtlichen Zweikämpfen ist mehrmals die Rede, und selbst die von Kaiser Friedrich II. der Stadt Wien im Jahre 1237 ertheilte goldene Bulle gedenkt derselben: wird ein Bürger um Zweikampf angesprochen und er vermag den Streit zu bestehenen, d. i. sieben ehrbare Zeugen dafür aufzubringen, so sey er los und ledig von dem Kampfe (vergl. S. 108). Bei solchem Mangel der Gesetze strebte Alles auf Selbsthilfe hin; daher jene Neigung aller Stände, Waffen zu tragen, ein Uebelstand, dem Leopold der Glorreiche in seinem Wiener Stadtrechte von 1198 einigermaßen zu begegnen suchte, indem er Ausländern verbot, mit gespanntem Bogen in der Stadt zu erscheinen (Seite 88). — Die Stadtrechte dieses edlen und weisen Fürsten hatten, nächst ihren vielfach zweckmäßigen Verfügungen, zugleich den Vortheil, daß sie Oesterreich's Gesetzgebung von den verwirrenden Einflüssen und fremdartigen Bestandtheilen des römischen und kanonischen Rechtes reinigten, ihr eine nationale Richtung verliehen, und sie mit des Landes Sitten und Gewohnheitsrechten in Einklang brachten; ein Vorzug, dessen sich damals kaum ein anderes deutsches Land in diesem Maße zu erfreuen hatte.

Geistiger Zierden baar, ergötzte sich der Sinn der Vornehmen und Reichen gern an äußerlicher Pracht und überraschendem Luxus. Den Glanz der fürstlichen Hochzeiten, wo Genüsse, Schauleistungen und kostbare Gewänder einander überboten, haben wir schon bei mehren Gelegenheiten geschildert. Diese Pracht, bei aller scheinbaren Zwecklosigkeit, wirkte doch, wenn auch nur langsam, ihr Gutes; sie verfeinerte den Geschmack von außen her, und forderte endlich auf, den inneren Kern allmälig mit der äußeren Hülle in einige Uebereinstimmung zu setzen. Die Künste standen auf der niedrigsten Stufe; nur Italien spendete einiges Licht. Statuen und Münzen trugen das stumpfe, schönheitlose Gepräge ihres Zeitalters. Auch die Wissenschaften richteten sich schwerfällig aus ihrer gebückten Stellung

auf. — Die Philosophie war in scholastische Patronen geengt, ohne Geist und selbstständiges Leben. — In einem barbarischen Zustande befand sich die Heilkunde. Quacksalber hatten sie von Mönchen übernommen, und die Schulen von Salerno und Neapel begannen nur allmälig ihren wohlthätigen Einfluß auf Deutschland zu entfalten. Von den Mönchen versprach sich der fromme Glaube, daß sie ihren mangelhaften Heilmitteln durch Anrufung der Heiligen und durch Gebete eine größere Wirksamkeit zu geben vermöchten. Daneben reiseten unwissende Arzneihändler im ganzen Reiche herum, boten unter frechen Lobpreisungen ihre, unter astrologischen Formeln gesammelten Wurzeln und Kräuter, ihre geheimnißvollen, durchaus willkürlichen Arzneimischungen überall zum Verkaufe an, und beuteten die Leichtgläubigkeit der Menge aus. Das Schicksal des tugendhaften Leopold, der sich den gebrochenen Fuß mit dem Beile abhauen ließ, so wie des Herzogs Albrecht, den die Aerzte zu Wien an den Füßen aufhingen, um ihn des eingenommenen Giftes zu entledigen — sind schauerliche Proben des damaligen Heilverfahrens in Oesterreich, und wenn Fürsten dieser barbarischen Praktik unterworfen wurden, so hatte der Mittelstand und der gemeine Mann schwerlich auf schonendere Behandlung zu rechnen. — Wenig geschickter, aber doch gewissenhafter, wurde das Feld der Geschichte angebaut. Allein Parteigeist, Befangenheit und Leichtgläubigkeit wählten auch hier die Materialien, die Unkritik stellte sie zusammen, ein unlateinisches Latein vertrieb den Geist aus Styl und Darstellung. Die Schilderungen in den Chroniken jener Zeit sind steif, trocken, ängstlich; von historischer Kunst und pragmatischem Sinne weht keine Spur darin. Sprache und Form hinderte diese Denkmale, Eigenthum des Volkes zu werden; Vieles vermoderte in unbesuchten Archiven, und beraubte die Nachwelt der Freude, durch Zuwachs geschichtlichen Wissens sich mit dem geschichtlichen Ungeschmacke jener Zeit zu versöhnen. — Früher, als die Wissenschaft, blühte die Dichtkunst empor, wenn auch die beispiellose, jeder geordneten metrischen Form widerstrebende Härte und Unfügsamkeit der damaligen deutschen Sprache keinen glatten Guß zuließ, und viele deutsche Sänger den Drang des Liedes in lateinischen oder welschen Weisen ausströmen hieß. Das beschauliche Leben in den Klöstern, das müßige in den Burgen, der Geist des Ritterthums, Alles dies strebte unwillkürlich zum Dichten und Singen hin. Freilich lief die Poesie dazumal großentheils auf leere

Reimerei hinaus, und der Reim in den Chroniken jener Zeit ist meist nur ein Nothbehelf, um die Geistesarmuth des Verfassers zu verstecken, die trostlose Nüchternheit des Vortrags zu beschönigen. Indeß leuchtete von dem Throne der liederreichen Hohenstaufen ein schöner, mild-abenteuerlicher, poetischer Morgen über Deutschland, dem dort von mehren Seiten verwandte Strahlen grüßend entgegendämmerten. Der zarte, hoch romantische Sinn der Babenberger förderte dieses Streben. Leopold den Glorreichen feierten die Lieder der Wartburgsänger; von Siebenbürgen und Ungarn aus ertönten Meister Klingsohr's geheimnißvolle Weisen, und der streitbare Friedrich, der mit dem Tanhuser im Mai den Tanzleich oder Reigen vorsang und vortanzte, ist ein kräftiges Bild alt-österreichischer Sangeslust. — Die Minnesinger, auch wohl Fiedler oder Spielleut genannt, meist Ritter und Edelleute, die in den Tagen der Jugend, oft aber auch des Alters, der Drang des Liedes und der Liebe singend von Hofgelag zu Hofgelag, von Burg zu Burg trieb, fanden allenthalben, wo sie eintraten, ein gastliches Dach und begierige Hörer, und holten sich Ruhm, Gold oder Minnepreis, wenn sie der Fürsten Glanz, des Ritterthumes Lust, der Frauen Schönheit in ihren Liedern feierten. So zog Ulrich von Liechtenstein, Herzog Heinrich's von Mödling Edelknecht, der Dichter des Ytwitz und des Frauendienstes, im glanzvoll abenteuerlichen Aufzuge, mit reicher Begleitung, zweimal durch Oesterreich und die Gränzlande, einmal von Venedig nach Wien und bis an die Thaya als Königin Venus, das andere Mal als König Artus, der dem Elysium entflieht, um die Tafelrunde wieder herzustellen. Noch andere österreichische und steyermärkische Dichternamen erklingen aus jener Zeit: so Zachäus von Himmelberg, von Wildon, von Hardeck, von Stadeck, Schärfenberg, von Sonneck, Horneck, Lucidarius, u. a. — Das größte Nationalepos der Deutschen aber, das Lied der Niebelungen, in letzter Bearbeitung entstanden gegen Ende des zwölften und Anfangs des dreizehnten Jahrhunderts, überall noch durchrauscht von den unruhigen Fluten der Völkerwanderung, von den Wipfeln urdeutscher Eichenwälder, gehört theils dem Schauplatze, theils vielleicht selbst der Entstehung nach, Wien an, und es gebührt diesem Orte der Ruhm, die Scenerie zu dem großen deutschen Ur- und Stammliede geliehen zu haben, in ihm vorzugsweise verherrlicht zu seyn.

Erſt unter Leopold dem Glorreichen, der ſo viel für die innere Verwaltung ſeiner Marken that, entwickelte ſich allmälig eine Art von Finanzſyſtem, wovon bisher noch nicht die Rede geweſen war. Doch waren es noch immer bloße Anfänge, die Einnahmen vom Zufalle abhängig, planlos und ohne innere Bürgſchaft. Bei dem Mangel ſtehender Armeen, und der geringen Anzahl landesfürſtlicher Kanzleien und Beamten, drängte in Friedenszeiten kein fühlbares Bedürfniß zu einem eigentlichen Finanzetat, und gab es Fehde, ſo ließ man, auf die Mittelklaſſen unbedacht, den Krieg für den Krieg ſorgen. Von einer gleichmäßigen Vertheilung der öffentlichen Laſten hatte man, bei dem überall erſichtlichen Vorherrſchen des grundherrlichen Standes, noch keinen Begriff; die ganze Wucht derſelben laſtete auf dem Verkehre, und den Grundherren blieben, bei der Sorge für den Kriegsdienſt, tauſend Mittel übrig, ſich durch ihre Pächter und Hörigen reichlich dafür bezahlt zu machen. Die Haupteinkünfte der Herzoge von Oeſterreich beſtanden noch im dreizehnten Jahrhunderte in den Gefällen der Münze, der Mauthen und der Gerichte, in den Steuern der Schutzbefohlenen und Juden. Nebſtdem beſaßen ſie noch mancherlei Regalien, entweder durch Geſchenke der Kaiſer, oder durch langen Gebrauch, und endlich genoſſen ſie Abgaben von denjenigen Unterthanen, über welche ſie die grundherrlichen Vorrechte ausüben konnten, hauptſächlich aber von den landesfürſtlichen Städten, auch wohl von ſolchen Stiftern, über welche ſie als Voigte walteten.

Bei dieſem Syſtem der Belaſtung des Mittelſtandes, wurden dem Verkehre und dem Handel die Schwingen gelähmt, und dieſe Fächer haben ſich beinahe auch nur in den Zeugniſſen der Laſten und Steuern, mit welchen ſie fortwährend kämpften, ihre Geſchichte hinterlaſſen. Statt den Fleiß und die Kunſtfertigkeit der Unterthanen zu fördern und zu begünſtigen, wurden ſie vielmehr durch zweckwidrige Verfügungen niedergehalten, und die Ausfuhr einheimiſcher Producte, ſtatt gefördert, erſchwert. Es galt nur, durch große Mauthen die landesfürſtliche Kaſſe zu bereichern, und landesfürſtlichen oder mit Vorliebe betrachteten Städten und Märkten den möglichſten Vorſchub zu leiſten. Man verſah dieſe mit Privilegien und Monopolen, die Wenigen nützten, und allen Uebrigen Abbruch thaten, und vergaß über dem Einzelnen leichtſinnig des Allgemeinen. Der noch zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts giltige Zolltarif des Herzogs Leopold für die Stadt

Stein in Unteröſterreich beſagte unter Anderem: Die Regensburger bezahlen für eine Wagengwant drei Talente, für einen Saum (Saum hieß die Laſt, welche ein Saumroß gewöhnlich tragen mußte) Tücher ſechzig Denare, und für ein Schiff vier und zwanzig Denare Weiſath. (Hier ſo viel, als Schiffsmauth. Urſprünglich bedeutete Weiſath eine Gabe, welche Güterbeſitzer zu gewiſſen hochheiligen Zeiten, z. B. zu Weihnachten und Oſtern, ihren Lehensherren bringen mußten; daher ſie auch Hochzeit, Weiſung, Wiſung, Weisheit, Beweiſung, Wiſode ꝛc. hieß.) Alle, welche über Regensburg hinaus wohnen, zahlen für eine Wagengwant vier Talente, für einen Saum achtzig Denare, und Weiſath für ein Schiff vier und zwanzig Denare. Die Paſſauer geben eben ſo viel. Alle Fremdlinge, ſie mögen von was immer für einer Stadt oder einem Lande kommen, welche Kleidungsſtücke als Waaren mitführen, zahlen nach dem Gewichte eines Saums. Für einhundert Schafhäute werden ſechs Denare, für einhundert Kalbshäute ſechs, und für hundert Haſenbälge fünf Denare bezahlt; für hundert große Häute, ob roh oder bearbeitet, fünfzig Denare. Für den Zentner Zinn zwölf, für Kupfer ſechs, für Blei zwei Denare. Für den Metzen Korn vier, Weizen, Bohnen oder anderes Gartengewächs vier, Mohn zehn Denare. Für einen Ochſen, ein Schwein, fünfzehn Schafe, zwei Kälber einen Denar. Für einen Saum Oel vier, Pfeffer dreißig; für Muskatnüſſe und andere Spezereien ſechzig Denare. Reiſende Franken — wahrſcheinlich Kreuzfahrer, die über Konſtantinopel nach Paläſtina gingen — entrichteten einen halben kölniſchen Denar Leibzoll. Für den Panzer entrichteten die Franken beſonders ſechs Denae Mauth. — Wichtige Privilegien erhielt auch die Stadt Enns im Jahre 1244 durch Friedrich den Streitbaren, für bewieſene Anhänglichkeit und Treue und als Schmerzengeld für erlittene große Feuersbrünſte. Alles, was die dortigen Bürger für ſich zur Stadt ein- oder ausführen würden, ſoll keiner Mauth unterliegen, an Sonntagen künftig kein Markt in der Stadt gehalten werden, wahrſcheinlich weil an Sonntagen ohnehin mehr Leute in die Stadt kamen und man dieſen Beſuch auch den Wochentagen zuwenden wollte. Im Umkreiſe einer Meile ſollte ſich kein Gaſtgeb aufhalten, im nahen Ennsdorf nur Ein Gaſthaus ſeyn, und nur zwei Bäcker Brot backen dürfen. Die bisher außerhalb der Stadt angeſiedelten Gaſtwirthe erhielten die Weiſung, ſich in die Stadt zurück zu ziehen und da ihre Nahrung zu treiben. Es gehörte dies zum

ſogenannten Meilenrechte, auch Befang oder Bifang, Bannmeile genannt, das, zum großen Nachtheile aller Umgebungen, gewiſſen Orten innerhalb einer Meile ein ſtreng verbietendes Handels- oder Gewerbsrecht verlieh, bald für activen, bald für paſſiven Verkehr. — Nicht minder bedeutſame Privilegien erlangte durch den ſtreitbaren Friedrich die allzeit getreue Neuſtadt. Sie erhielt einen dreiwöchentlichen Jahrmarkt, und die dortige Mauth gewann eine ganz neue Einrichtung, mit großen Vortheilen für die Bürger.

Neue Begünſtigung erwuchs mehren, vom Landesherrn bevorzugten Städten durch das Stapelrecht, ſo benannt nach dem Worte Stapel, wie man in einigen Gegenden Deutſchlands den Jahrmarkt einer Stadt hieß. Es beſtand, in dieſem Sinne, in der Befugniß einer Handelsſtadt, die durchziehenden Kaufleute zu nöthigen, ihre Waaren auf gewiſſe Zeit hinzulagern und zum Verkaufe anzubieten. Eine ſolchergeſtalt privilegirte Stadt hieß Stapelſtadt. Das älteſte bekannte Stapelprivilegium im Lande ob der Enns wurde durch König Rudolf im Jahre 1277 der Stadt Freiſtadt verliehen, und beſtand noch im ſiebzehnten Jahrhunderte in aller Kraft. Alle Kaufleute, woher ſie immer kamen, mußten dort anhalten und durch beſtimmte Zeit ihre Waaren feilbieten. Im folgenden Jahre ertheilte derſelbe auch der Stadt Wien ein Stapelrecht, größten Theils eine wörtliche Wiederholung des im Jahre 1198 vom Herzoge Leopold verliehenen Privilegiums. Kein Kaufmann, aus Schwaben, Regensburg, Paſſau oder ſonſt woher kommend, darf ſeine Waaren nach Ungarn verführen, bevor er ſie in Wien niedergelegt hat, wohin er auf der Landſtraße reiſen muß. Wer dies unterläßt, zahlt der Stadt zwei Talente in Gold. Kein fremder Kaufmann darf ſich in Wien länger, als zwei Monate, aufhalten; auch darf er ſeine Waaren keinem Anderen, als einem Wiener Bürger, um billigen Preis verkaufen. Kein fremder Kaufmann darf Gold oder Silber einhandeln; will er aber dergleichen edle Metalle verkaufen, ſo muß er ſie der landesfürſtlichen Kammer feilbieten. Ungariſchen Wein innerhalb des Burgfriedens der Stadt zu verkaufen, iſt verboten. — Die Stadt Steyer erhielt erſt im Jahre 1287 ein Stapelrecht, obendrein beſchränkteren Inhalts, da der allgemeine Nachtheil ſchon einleuchten mochte. Ein ſolcher Straßenzwang lähmte den Handel, ſchränkte ihn in ſeinen Kreiſen ein und verſchüchterte den Unternehmungsgeiſt. Ja, nicht ſelten litten die Privilegirten faſt noch

mehr darunter, als die Belaſteten, was z. B. die Wiener hinſichtlich ihres Stapelrechts frühzeitig empfanden. Sie mußten nämlich die Waaren, die man ihnen auf der Achſe aus entfernten Ländern zuführte, deſto theurer bezahlen, und thaten daher ſchon 1281 durch den Landesverweſer Schritte bei dem Kaiſer wegen Milderung dieſes ihnen ſelbſt läſtigen Straßenzwangs, worauf ſie die Freiheit erhielten, ihre Waaren nicht nur auf der Landſtraße, ſondern auch auf dem Waſſer nach Wien zu bringen. —

Außer dieſem drückenden Monopolweſen und der Laſt der Zölle und Mauthen, hemmten noch andere Umſtände den Handel in ſeiner freien Entwickelung. So z. B. die üble und ſchwankende Verfaſſung des Münzweſens, die wir weiterhin kennen lernen werden. Ferner waren die Wege im übelſten Zuſtande, und fahrbare Straßen faſt nirgend, ſo daß man, ſtatt der Wagen, ſich größtentheils der Saumroſſe zur Fortſchaffung der Waaren bedienen mußte, was den Transport erſchwerte und vertheuerte. Schriftliche Handelsverbindungen waren, da noch Poſten fehlten, nicht ausführbar, denn jene vom Herzoge Friedrich gemachte Verfügung, daß auf jedem bedeutenderen Punkte vier Pferde für ſeine Eilboten bereit ſtehen mußten — für Oeſterreich die erſten Anfänge einer Art von Poſtverbindung — kamen nicht dem Handel zu Gute. Zieht man noch die Unſicherheit der Landſtraßen durch die Plackereien der Stegreifritter — welche Friedrich in den Kuenringern ſo hart demüthigte — in Erwägung, denen die geängſtigten Kaufleute nur mit ſchwerem Zolle an die Räuber, oder durch koſtſpielige Geleite ſich entziehen konnten, ſo ſieht man leicht, daß dazumal der Handel Oeſterreich's noch in ſeiner Kindheit war, daß ſelbſt die Kreuzzüge ihn nur künſtlich und vorübergehend angeregt hatten, und daß beſſere Zeiten, freundlichere Verhältniſſe abgewartet werden mußten, um ihn aus ſeinem langen Winterſchlafe zu erwecken; obſchon in jener Zeit Wien bereits der Mittelpunkt der Waarenzüge aus dem Oriente durch Ungarn nach Deutſchland war, vermöge ſeiner Waſſerverbindung mit Konſtantinopel, der Hauptniederlage jener Waaren. Wenig erheblich zeigte ſich noch der Handel, den Venedig durch Steyermark und Oeſterreich mit Deutſchland unterhielt, und der erſt im Laufe der Zeit wuchs. Hatte Venedig's Handelsherrſchaft, namentlich ſeit der Eroberung Konſtantinopels 1202, den Donauhandel, ſo wie den mit Rußland, aus dem ägäiſchen Meere in's adriatiſche hinüber gedrängt, ſo zog ſich ſeit der Wiederherſtellung des byzantiniſchen Kaiſer-

thums 1261 der oſtindiſche Handelsweg von Konſtantinopel nach Alexandrien, und Genua verdrängte Venedig aus dem Beſitze des Handels im byzantiniſchen Reiche.

Unter den inländiſchen Erzeugniſſen, welche Oeſterreich ſchon in älterer Zeit ausführte, nimmt der Wein eine der erſten Stellen ein. Nicht nur Baiern, Mähren und Böhmen, ſondern ſelbſt Ungarn wurde damit verſorgt, und um dieſen Zweig zu heben, wurde von mehren Herzogen die Einfuhr fremder Weine aus Italien und Ungarn nach Wien ſtreng unterſagt, wiewohl vielfältige Ausnahmen die Wirkung dieſer Maßregel ſehr verringerten. Auch der Ausfuhr von Bier nach Böhmen geſchieht in einigen Urkunden Erwähnung; doch war dieſer Artikel wahrſcheinlich von wenigem Belang und wohl nur in Zeiten der Noth gangbar, da Böhmen ſelbſt die Bierbrauerei mit großem Erfolge betrieb. Ein Gleiches galt von der Getreideausfuhr, die ebenfalls nur bei Mißwachs und Theuerung in den Nachbarländern Statt finden mochte; indem Ungarn, Böhmen, Mähren und Baiern eben ſo viel, ja noch mehr, als Oeſterreich, erzeugten. Ein wichtiger Gegenſtand der Ausfuhr war das Eiſen. Die Stadt Steyer beſaß ſchon ſeit lange das Vorrecht einer Eiſenniederlage und einer gänzlichen Mauthfreiheit für alles, in die Stadt einzuführende Eiſen. Der Waarenzug ging über Klaus, Rottenmann, Katzling oder Zweyring nach Inneröſterreich und Venedig, desgleichen nach Regensburg und München, nach Wien, Böhmen und Mähren. Der Eiſenhandel im Inlande war den Steyerern mit den Bürgern der übrigen Städte gemein. Auch in Waidhofen an der Ybbs wurde viel Eiſen gearbeitet; nur war der Ort weit weniger durch Privilegien begünſtigt, als Steyer. Die Einfuhr fremden Eiſens war unterſagt. Leinen- und Wollenwaaren gingen von Oberöſterreich nach Wien, und von dort noch weiter, und von Wien trieb man Handel mit Häuten nach Venedig. Der Hopfenbau wurde frühzeitig emſig in Oeſterreich betrieben; Baiern, ja ſogar Böhmen wurde damit verſorgt; doch mochte unter dem ausgeführten ſich auch ausländiſcher Hopfen befinden.

Die Ausfuhr wurde durch die Einfuhr bedeutend überwogen, und der Handel Oeſterreich's war ſeinem Haupttheile nach paſſiv, beſonders da das Fabriksweſen erſt weit ſpäter aufblühte. Lebensmittel, beſonders Schlachtvieh und Fiſche, darunter Hauſen und Häringe, geſalzenes Fleiſch, Oel, Seife, Feigen und Obſt, Hülſenfrüchte und verſchiedene andere Lebens-

mittel, Pferde, verschiedene Metalle, mit alleiniger Ausnahme des Eisens, Tücher und Zeuge, endlich auch mancherlei Luxusartikel, welche die frühzeitig sich kundgebende Prachtliebe begehrte, wurden in Oesterreich in so großer Menge eingeführt, daß die Landesherren allmälig auf Vorkehrungen bedacht seyn mußten, um der Auswanderung alles Geldes und einer Verarmung des Staates vorzubeugen. Doch war mit Luxusverboten und Kleiderordnungen, als den zunächst ergriffenen Mitteln, dem Uebel nicht gründlich geholfen, da eben dadurch der ohnedies noch lässige Gewerbs- und Kunstfleiß noch mehr herabgestimmt wurde. Von Italien, den Niederlanden und vielen Handelsstädten aus überschwemmte man Oesterreich mit Tüchern und kostbaren Zeugen, da die Prachtliebe der höheren Stände in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts bereits auf die äußerste Höhe gestiegen war, und bei Festen und Ritterspielen sich in raffinirtem Glanze erschöpfte. Das Alles brachte, da im Lande wenig erzeugt wurde, nur der Fremde Gewinn, und die Kaufleute von Köln, Aachen, Ulm und Mastricht hielten in Oesterreich ersprießlichen Markt. Die in jener Zeit gesuchten feinen Tücher und Zeuge waren: Zendel oder Sendel — eine Taffetart, damals den vorzüglichsten Seidenzeugen beigezählt; Paltikein, Patikein, Palczigin, Baldekin — ein Tuch aus Seide, mit eingewebtem Golde; Pliat oder Blyand — ein edles Seidengewand, oder überhaupt ein gewisses Kleidungsstück; Phele oder Phelle, so viel als Purpur, manchmal auch feine Leinwand. Selbst Indien, Persien, Griechenland, Afrika und Spanien mußten ihre kostbaren Gewebe und Zeuge spenden, um die unersättliche Glanzlust und Eitelkeit des Abendlandes zu befriedigen; besonders nachdem die Kreuzzüge orientalische Trachten und Erzeugnisse in Aufnahme gebracht hatten. Kaufleute aus Venedig, Genua und Pisa brachten dergleichen ferne Producte nach Italien und Deutschland. In Wien begnügte man sich, dergleichen Stoffe noch mit künstlichen Stickereien zu verschönern. Welschland that mehr; es ahmte jene Erzeugnisse des Orients mit Geschicklichkeit nach, webte feine Tücher und reiche bunte Zeuge, und machte sich dadurch Oesterreich und Deutschland abermals zinsbar. Die lombardischen Tücher wurden frühzeitig beliebt und berühmt. Pelzwerk kam aus Rußland nach Wien, und gab eine starke Rückfracht. — Gold in Oesterreich einzuhandeln, wurde im Jahre 1192 vom Herzoge Leopold den Regensburgern erlaubt, der Ankauf des Silbers dagegen untersagt. Nach acht Jahren aber wurde allen

ausländiſchen Handelsleuten auch der Ankauf des Goldes verboten, und dieſes Verbot ſeitdem häufig erneuert. Jedermann durfte edle Metalle nach Oeſterreich bringen; doch lediglich nur der herzoglichen Kammer, zu welcher auch die Hausgenoſſen oder Münzer gehörten, durften ſie verkauft werden. Auch hierin zeigte ſich der ſchädliche Monopolgeiſt. Bei dem ausſchließenden Vorrechte der Münzer, Gold, Silber und alte Münzen einzukaufen und Geld zu wechſeln, blieb es völlig in ihre Willkür geſtellt, den Preis der Metalle und der alten oder fremden, in Oeſterreich nicht gangbaren Münzen, zu beſtimmen. Salz konnte damals noch keines ausgeführt werden, indem das Salzbergwerk zu Iſchl, obſchon bereits zu Ende des zwölften Jahrhunderts vorhanden, anfänglich nur eine geringe Ausbeute lieferte, ſo daß man ſich vielmehr vom Auslande noch mit Salz verſehen laſſen mußte.

Aus Allem ergibt ſich, daß der Handel Oeſterreich's im dreizehnten Jahrhunderte noch ſeines Geiſtes harrte. Er erhob ſich nicht über das Herkömmliche und Beengte eines Handwerkes, und daß man lange Zeit in Oeſterreich ſich nur des ſehr allgemeinen Wortes „Arbeiten" bediente, wenn vom Handel die Rede war — die Bürger „arbeiteten" mit Salz, mit Wein u. ſ. w., das heißt, ſie trieben Handel damit — deutete die träge und ſeelenleere Weiſe an, in welcher der Handel ſich dazumal hinſchleppte.

Obgleich ſchon das alte öſterreichiſche Landrecht darauf drang, daß Alle ſich eines gleichen Metzens, Eimers und einer gleichen Elle bedienen ſollten, ſo beſtand doch zu keiner Zeit ein ganz gleiches Maß. In jedem bedeutenderen Orte hielt man ſich, der Gewohnheit wegen, an das dort herkömmliche Maß, und der Magiſtrat wachte nur darüber, daß dieſes treulich beobachtet werde, ohne jedoch eine Vereinbarung mit dem vorgeſchriebenen allgemeinen Landesmaße ſich angelegen ſeyn zu laſſen. Herzog Leopold, der im Jahre 1198 alles auf den Handel Bezügliche dem Stadtmagiſtrate von Wien unterwarf, verurtheilte zugleich einen Jeden, bei welchem falſches Maß, damals Ham (Betrug, Hinterliſt; daher hämiſch) genannt, falſches Gewicht, falſche Elle gefunden würde, zu einer Geldſtrafe von fünf Pfund. Man kannte große und kleine Metzen, auch ſogenannte Oſtermetzen, ferner Metzel, deren etwa zwei und ein halbes einen Oſtermetzen ausmachten. Metreta und Modius waren die gewöhnlichen lateiniſchen Benennungen eines Metzens; doch bedeutete Modius auch öfter ein Muth, welches dreißig gewöhnliche Metzen enthielt. Ein Muth beſtand aus ſechs Mutheln.

Doch wichen, je nach den Gewohnheiten der einzelnen Orte, diese Verhältnisse sehr unter einander ab. Hin und wieder wurde ein Muthel zu fünf, an anderen Orten gar zu vier Metzen angeschlagen, und so war nirgend vollständige Uebereinstimmung. Die Unachtsamkeit der Schreiber hat für uns ebenfalls den richtigen Begriff jener alten Maße erschwert. Sechs Dienstmuth galten vierzig Burgmetzen, drei Kastenmuth einem Burgmuth gleich. Wie wenig auch die Metzenmaße mit einander übereinkamen, so wurde doch an jedem größeren Orte darüber gewacht, daß das Maß des dort gangbaren Metzens bei Käufen und Verkäufen richtig beobachtet wurde. Es gab daher einen gesetzlichen Stadt-, Markt- und Schloßmetzen, der den einzelnen Hausbesitzern zur Richtschnur diente. In Steyer bewahrte den Stadtmetzen der dortige Brückenmeister, in Wien ein eigener Beamter, der davon der Metzner hieß. — Noch geringere Aufschlüsse, als über das alte Getreidemaß, sind über die Maße flüssiger Körper auf uns gekommen. Das Wort Modius diente in manchen Gegenden sowohl für das Maß des Weines, als des Getreides, hieß also bald ein Metzen, bald ein Eimer. Auch dieses Maß war in den verschiedenen Orten bald größer, bald kleiner. Das alte Wort Urne, dessen man sich sowohl in der lateinischen, als in der deutschen Sprache bediente, bezeichnete wahrscheinlich einen Eimer. Von Gewichten kommt sehr häufig der Saum vor, der aber nicht nur die Last, welche ein Thier tragen kann, sondern im weiteren Sinne auch ein gewisses Maß von flüssigen und wohl auch anderen Dingen bedeutete, welche in Gebirgen und auf dem flachen Lande, aus Mangel fahrbarer Straßen, durch Saum- oder Lastthiere fortgeschafft wurden. Wie unbestimmt diese Gewichtsart seyn mußte, da nicht jedes Thier gleiche Lasten zu tragen vermochte, liegt am Tage. Um sie einigermaßen zu regeln, pflegte man gewöhnlich eine gewisse Anzahl ganzer Stücke Tuch einen Saum zu nennen. Unbekannt ist, wie groß die Last einer sogenannten Wagengwant gewesen sey. Auch von dem Verhältnisse des alten Ellenmaßes zu dem heutigen findet man Nichts aufgezeichnet. Der Handel mit Venedig machte die Wiener mit den venetianischen Maßen, Gewichten und Ellen bekannt; daher nannte man Letztere, durch Verdeutschung des Wortes: Braccio, in Oesterreich Bretschen. Genauere Nachrichten sind uns nur aus späteren Jahrhunderten übrig geblieben.

Wie über die alten Maße und Gewichte, ſo fließen auch über die ältere Münzverfaſſung Oeſterreich's die Quellen ſehr ſpärlich. Welcher Landesfürſt dort zuerſt Münzen geſchlagen habe, iſt unbekannt, und ſelbſt Kaiſer Friedrich's berühmter Freiheitsbrief von 1156 ſchweigt von dem Münzrechte. Das Münzregale, eines der Hauptvorrechte des Kaiſers, wurde, häufig ohne beſondere Auswahl, vielfach an Fürſten, Grafen, Biſchöfe, Aebte und Städte verliehen, was natürlich zu mehrſeitigem Mißbrauche und mancherlei Verwirrungen Anlaß gab. Daß unter ſolchen Umſtänden auch die babenbergiſchen Herzoge Oeſterreich's nicht eines Privilegiums, welches die Kaiſer ſo freigebig ertheilten, ermangelt haben werden, unterliegt keinem Zweifel. Auch kommt ſchon im Jahre 1166 in einer Urkunde der ſteyeriſchen Ottokare, wo ſonſt nur die Rede von der Währung der Salzburger Münze zu Frieſach zu ſeyn pflegt, die Wiener Münze vor, und unter den Dienſtmannen Ottokar's wird ein Münzgraf aufgeführt. Unter Friedrich dem Katholiſchen werden in einer Oſterhofer Urkunde die herzogliche Münzſtätte und der Münzmeiſter erwähnt. Wie im Gewichte und Maße, ſo war auch in der Münze vielfältige Abweichung, und man mußte, um eine beſtimmte Währung auszuſprechen, immer die Münzſtätte angeben, in welcher die Geldſtücke geprägt worden. Die alten Pfennige oder Denare wurden blos aus Silber geſchlagen, zweihundert und vier und ſechzig derſelben machten ein Pfund oder ein Talent aus. Man ging nicht immer gewiſſenhaft zu Werke, und häufig wurden Beſchwerden über ſchwarze Pfennige laut, welche die Regierung als gute, weiße Pfennige ausgab, und die kein Kaufmann nach dem Nennwerthe annehmen mochte. Die Münzmeiſter hatten hierbei ganz freie Hand, denn die Leitung des ganzen Geſchäftes hing einzig von ihnen ab; ihre Beamten hießen zu den Zeiten Leopold's des Glorreichen: Flandrenſer, ſpäterhin Hausgenoſſen. Nicht immer lag die Verſchlechterung der Münze, wozu ſie ſich wohl auch aus Gewinnſucht verleiten ließen, an ihnen; vielmehr boten die Regierungen, aus übel verſtandenem Vortheile, häufig die Hand dazu, und die Bürger und Gewerbetreibenden litten nicht wenig durch dergleichen Fälſchungen. Um die ſchlechten Pfennige beſſer zu bemänteln, verſuchte man ſie ſo dünn zu ſchlagen, daß ſie ſich ſchnell abgriffen, bogen oder zerbrachen, und nicht länger zum Curſe taugten. Sie wurden dann verrufen, mußten weit unter dem Nennwerthe in die Münze abgeliefert werden, wo man ſie

umprägte, sie abermals zu einem, ihren wirklichen Gehalt weit überwiegenden Nennwerthe ausgab, und so eine ganze Kette von Verlusten für das Gemeinwesen an einander fügte. Dieser Uebelstand des Verrufens und Umprägens der Pfennige währte in Oesterreich bis über die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hinaus. Die alten Münzstätten bestanden zu Wien, Neustadt und Enns. Einen Beweis von der Geldarmuth jener Zeiten, und wie man sich mit fremden Pfennigen, die nicht so häufigem Verrufe unterlagen, behelfen mußte, gibt Herzog Albrecht's Ueberschlag in Betreff der Münze, wobei sich zeigte, daß, wenn Oesterreich mit den benachbarten Ländern in Ruhe und Frieden lebte, die Summe des umlaufenden Geldes sich auf vierzehntausend Talente belief. Man rechnete bei den Münzen nach sogenannten Pfunden, obschon es keine Münze gab, die ein Pfund wog. Eben so war es mit den Schillingen (solidis), deren zwanzig bis vier und zwanzig, je nach der zeitweisen Geltung, auf ein Pfund gingen. Zwölf Denare oder Pfennige — die bei weitem gangbarste Münze — machten einen Schilling aus. Auch gab es frühzeitig Heller und Oboli. — In technischer Beziehung läßt sich von jenen alten Münzen wenig Rühmliches melden. Die ältesten sind von sehr schlechtem Gepräge, ohne Inschrift, ohne Jahreszahl, höchstens nur mit Einem oder zwei Buchstaben, und mit dem österreichischen Schild oder dem steyermärkischen Panther versehen. Auch sind sie meist nur einseitig geprägt und so dünn ausgearbeitet, daß sie sich leicht bogen und zusammenrollten, was wahrscheinlich mit Absicht geschah, um sie desto häufiger umprägen zu können, und so jenes fehlerhafte Finanzsystem zu unterstützen. — Alles dies wirkte nachtheilig auf Handel und Gewerbe ein. Daß in entscheidenden und angstvollen Augenblicken die Landesfürsten das Versprechen rechtlicherer Münze ihren frommen Gelübden einschlossen, wie z. B. Ottokar und die ihm verbündeten Fürsten 1260 vor der großen Marchfeldschlacht gethan (S. 144), ist ein sprechender Beleg der gemeldeten Mißgriffe.

Die älteste Geschichte ist eine Geschichte der Kriege; das Entstehen der Staaten, zumeist auf Eroberung gegründet, hängt innig damit zusammen. Der Krieg mußte Anfangs den Pfad ebenen, auf welchem Volksthum und Nationalität später sich bleibend niederlassen wollten, und über die Felder, denen seitdem Gesittung und Künste des Friedens entsprossen, ist zuerst der Sturm der Schlachten dahingebraus't. Je mehr der kriegerische

Geist der germanischen Urstämme in den früheren Generationen noch fortwirkte, und jeder Freigeborene sich unmittelbar zum Kriegsdienste berufen und verpflichtet fühlte, desto weniger wußte man sich damals den Wehrstand noch als einen Stand für sich zu denken, und von einem stehenden Heere hatte man noch keinen Begriff. Der Landesherr begnügte sich im Frieden mit einer Leibwache; im Kriege umgaben ihn einige durch Treue erprobte Ritter und deckten seine Person. Drohten dem Lande Einfälle von außen, oder galt es einen Zug gegen einen fremden Feind, so bot der Fürst den Heerbann auf, durch welchen die freien Grundbesitzer zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen wurden. Unter den früheren fränkischen Königen hatte dieses Aufgebot einen mehr freiwilligen Charakter. Es wurde in den Volksversammlungen beschlossen, und konnte, als eine selbstauferlegte Pflicht, für keine Last gelten. Aber bei der steigenden Gewalt der Könige, und vor Allem unter Karl dem Großen, verwandelte es sich in einen drückenden Zwang, der am härtesten die kleineren Besitzer traf, und zuletzt, wie wir schon früher (S. 17) gesehen haben, mit dem gänzlichen Verluste ihrer Selbstständigkeit endigte. Doch die übermäßige Strenge des Heerbannes ward die Ursache seiner kurzen Dauer. Schon unter den Karolingern änderte und minderte sich seine Bedeutung, und je mehr Deutschland sich einem Wahlreiche zuneigte, und die Macht der Könige von jener der Herzoge, Lehenfürsten und großen Ministerialen abhängig wurde, desto merklicher wechselte die alte Heerverfassung. War schon unter Karl dem Dicken die Erleichterung eingetreten, vom persönlichen Zuzuge auf den Sammelplatz des Aufgebotes sich durch eine bestimmte Abgabe loskaufen zu können, so erscheint im zwölften Jahrhundert diese Einrichtung als eine bereits bestehende Ordnung, welche an die Stelle des einstigen Heerbannes gekommen ist. Vorzüglich waren es Bisthümer und Klöster, welche ihren Schutz- oder Zinspflichtigen diese Erleichterung verschafften, und dem Könige für die Lossagung ihrer Unterthanen vom Heerbanne eine Steuer bezahlten, die bald den Namen einer Hilfe, bald einer Ergänzung, oder auch der Königssteuer führte. Einigen Klöstern gelang es sogar, auch von dieser Steuer wieder befreit zu werden, und für diese hatte also nunmehr alle Verpflichtung zum Aufgebote ganz ein Ende. Mehre Bischöfe erhielten dergleichen Befreiungen ihrer Unterthanen von der Heerbannspflicht im eilften und zwölften Jahrhunderte, ja sogar das Heerbannsrecht wurde theils verschenkt,

theils fiel es in die Hände Derjenigen, welche hohe Reichsämter und Würden erblich an sich gebracht hatten. Die Grafen — zuvor Aufseher über die Heerbannspflichtigen, Verfasser der Militärrollen, Anführer der Wehrmänner ihres Amtsbezirkes, und Einsammler des Strafgeldes für Ausbleiben vom Aufgebote — waren nun zu Heerbannsherren geworden, ließen in ihrem eigenen Namen das Aufgebot ergehen, behielten für sich selbst die Heerbannsstrafe der Ungehorsamen, forderten den Heerschilling oder das Rüstgeld ein, und traten so in eines der vorzüglichsten Rechte des Kaisers. Die gemeinen Wehrmänner sahen sich dadurch von dem beschwerlichen Kriegsdienste befreit, und konnten ihm gegen gewisse Opfer entgehen. Sie durften jetzt mitten im Kriege ihrem Hauswesen vorstehen, ihr Gewerbe treiben, ihr Feld bestellen, und zahlten dafür gern ihren Stellvertretern im Lager, den Vasallen, eine bedungene Summe zur Ausrüstung und zur Bestreitung der Kosten, welche ihnen ein Feldzug verursachte. Gerieth das Vaterland in eine große Feindesgefahr, so konnte und mochte sich Niemand der Pflicht entschlagen, dasselbe zu vertheidigen, und auf das Waffengeschrei: „O Weh! O Wapen!“ oder wenn später auf den Bergen Kreidenfeuer aufloderten, und die Sturmglocke heulte, griffen Alle zu den Waffen, und eilten den Sammelplätzen zu. Aber mit Ausnahme eines solchen allgemeinen Aufgebotes, das Landfolge, Reise oder Landsturm hieß, war den freien Gutsbesitzern auch während eines Krieges Ruhe gegönnt; die Vasallen zogen statt ihrer in's Feld, und der frühere Heerbann hatte sich nun in einen Vasallendienst verwandelt. Doch hatten, wie sich bald zeigte, die kleineren Grundbesitzer diese Ruhe theuer erkauft; denn die keinen Kriegsdienst leisteten, hatten die Waffenehre, und mit ihr ihre persönliche Freiheit in einem solchen Grade verloren, daß sie zu Unterthanen der Heerbannsherren herabsanken, und neuem, ärgeren Drucke, als dem des Heerbannes, anheimfielen. Die Vasallen prangten mit dem Ehrennamen: Milites, Krieger, oder von ihrem Reiterdienste — denn der Krieg hatte sich, den berittenen Ungarn gegenüber, größtentheils in einen reitenden verwandelt — Ritter. Vorher Ministerialen, Dienstmänner, und daher in gewissem Sinne unfreie Leute, schwangen sich dieselben, vermöge der zunehmenden Wichtigkeit des Kriegerstandes, zu einer Art niederen Adels empor, schlossen sich an die Lehenleute an, und bildeten mit diesen eine eigene Kaste. Der Heerbann hatte nun so gut wie ganz aufgehört, und das ganze Kriegswesen

beruhte jetzt auf dem Reiterdienste der Vasallen. Wie groß aber ihre Anzahl immer seyn mochte, so waren sie doch nicht hinreichend, das alte Aufgebot der Wehrmänner genügend zu ersetzen. Man nahm daher nicht nur Ritter, sondern auch geringere Leute in Sold, und es entwickelte sich neben dem Ritterwesen nunmehr auch das System der Soldtruppen oder Soldaten. An Leuten dazu war kein Mangel; denn der Verarmten aus dem Stande der Freien, der entlaufenen Leibeigenen und anderen hörigen und mißhandelten Menschen, der Straßenräuber und Abenteurer gab es in Fülle. Da dieses Volk sein Gewerbe aus dem Kriege machte, und ihn überall aufsuchte, so war es auch zu Fuße wie zu Pferde in den Waffen besser geübt, als die Hausbesitzer auf dem Lande, und den Fürsten war es bequemer und sicherer, ein Heer von Lohntrupen zu versammeln, als von dem guten Willen ihrer übermüthigen Vasallen abzuhängen, von denen die Größeren und Mächtigeren unter mancherlei Vorwänden bald gar nicht auf dem Sammelplatze erschienen, bald einen zu großen Kostenersatz verlangten, oder, was oft vorkam, noch während des Krieges wieder nach Hause zogen. War die Löhnung der Soldtruppen gleich viel geringer, als die Kosten, welche die Vasallen verursachten, so überstieg sie doch bei weitem den Soldbetrag stehender Truppen in späteren Zeiten, zumal man, nach Beendigung des gewöhnlich kurzen Feldzuges, die Söldner abzudanken und ihrem Schicksale zu überlassen pflegte. Häufig wurden dann aus ihnen Räuber und Wegelagerer, die das Kriegshandwerk auf eigene Faust forttrieben, die Gegend unsicher machten, und für den häufig rückständigen Sold sich Ersatz bei den armen Landbewohnern holten. Auch die Städte stellten frühzeitig Krieger in's Feld, und stiegen dadurch immer höher in der Gunst der Kaiser. Doch bestand der Kern der städtischen Truppen immer in Fußgängern, die mit sogenannten Gleven oder Spießen und Lanzen verschiedener Art bewaffnet waren, und daher Glevenbürger hießen. Auch Pfeilschützen befanden sich häufig bei diesen städtischen Fußtruppen. Statt des einfachen Bogens bediente man sich lieber der sicherern und bequemeren Armbrust. Die kleinste Gattung derselben hieß Balester, vom lateinischen Worte Balista. Die größeren befestigte man an große Schäfte, die auf einem starken Gestelle ruhten; sie gehörten zum groben Geschütze, und wurden der Armee auf Wagen nachgeführt; daher sie auch Wagenarmbrüste hießen. Die schweren Pfeile hatten ebenfalls einen eigenen Namen: Muschetten.

Für die Versorgung der Truppen ward wenig gethan; desto mehr meinten sie Ursache zu haben, für sich selbst zu sorgen, und ein allgemeines System des Raubes, ein brutaler Stolz auf die physische Gewalt, und roher Mißbrauch derselben trat an die Stelle des Begriffes ritterlicher und militärischer Ehre. Die vornehmen Vasallen drückten und brandschatzten die unkriegerischen Freien; der Söldner plünderte und verheerte; die ganze Last des Krieges lag auf dem Nährstande. Verträge über den Heerschilling wurden nicht geachtet; die Heerbannsherren forderten nach Willkür unbemessene Summen, Abgaben an Naturalien, Rüstzeug, Kleidungsstücke, Frohndienste, und die Vasallen praßten auf Kosten der Landbewohner, raubten, plünderten und fragten nicht nach den strengen Reichs- und Provinzial-Ordnungen, welche den Kriegern dergleichen Unfug unter schwerer Ahndung verboten. Schon seit lange wurde das Rüstgeld nicht blos zur Zeit eines Aufgebotes, sondern auch während des Friedens von den Heerbannsherren erhoben, und für eine bestehende jährliche Abgabe erklärt, und trotz dem mußte das gemeine Volk, wenn ein Krieg ausbrach, die Lasten desselben beinahe immer allein tragen; denn was späterhin die Landstände an Steuern den Landesherren bewilligten, wurde größtentheils von ihren Unterthanen eingetrieben, indem die Ritter, also der Adel überhaupt, dafür, daß sie allein den Kriegsdienst übernahmen, gewöhnlich keine Steuer von ihren eigenen Gütern leisteten, und die bewilligten Abgaben oder Hilfe lediglich auf die Hintersassen vertheilt wurden, welche keinen Reiterdienst versahen. Waren diese Lasten von dem armen Landvolke aufgetrieben, so hatten sie nach beendigtem Kriege die Plackereien und Plünderungen der entlassenen und aufgelöst'en Söldnerbanden zu erdulden, und so brachten Krieg und Frieden jenen Unglücklichen gleiches Ungemach. — Da der Krieg im eigenen Lande so grausam wirthschaftete, so läßt sich denken, daß er im Feindeslande noch ungleich schrecklicher hauste. Weil man den Kampf gewöhnlich übereilt und mit unausreichenden Mitteln begann, so mußte sich erst der Krieg die Mittel zum Kriege verschaffen. Daher bezeichneten Raub, Gewaltthat, Verheerung regelmäßig die Straßen, welche ein Heer zog, und während der Staat durch seine Truppen seinen politischen Feind bekämpfte, führten diese wiederum für sich selbst einen Krieg gegen das allgemeine Besitzthum. Unter solchen Verhältnissen und bei der quantitativen Geringfügigkeit der damaligen Heere, ersparte man meist auch die Magazine

und übrigen Verpflegungsanstalten. War eine Gegend ausgeplündert und ausgesogen, so setzten die Truppen ihren Marsch weiter fort. Die Bestimmung der aufgebotenen Heere galt nur dem augenblicklichen kriegerischen Zwecke. Nach Wegfall der äußeren Gefahr und nach Beendigung des Zuges, kehrten die aufgebotenen Truppen zu ihrem Herde und ihrer Handtierung, die Söldner zu ihrem unstäten und ordnungslosen Leben zurück. An eine feste Mannszucht war bei solchen ephemeren Heeren nicht zu denken, und ihre Wirkung war nur dadurch möglich, daß der Gegner ebenfalls keine andere Heerverfassung kannte, mithin die kriegerische Kraft der streitenden Theile sich im Wesentlichen gleich blieb. Auch die übrigen, dahin gehörigen Einrichtungen waren äußerst mangelhaft und dienten, die Noth und die Drangsale des Krieges zu erhöhen. Dem Heere fehlten nicht nur Feldlazarethe, sondern auch Wundärzte. Höchstens legten die dem Heere folgenden Mönche, in deren Händen die Wundarzneikunst sich größtentheils befand, hin und wieder hilfreiche Hand an, was aber bei den vielen Verwundeten, welche die damalige Kampfweise, Mann gegen Mann, mit sich brachte, und bei dem gänzlichen Mangel anderer Anstalten, bei weitem nicht ausreichen konnte. Die Zahl der Todten mehrte sich dadurch unendlich; denn der Schwerverwundete mußte, unverbunden, ungepflegt, verbluten.

Die Kriegskunst ist, nach Johannes von Müller's Ausspruche, die Grundfeste politischer Macht, die erste der Wissenschaften, weil unter ihrem Schutze alle anderen bestehen. Im Mittelalter war von einer eigentlichen Kriegskunst gar nicht die Rede; selbst untergeordnete Zweige derselben, wie die Taktik, blieben uncultivirt. Die in Eisen gehüllten Ritter konnten die geschlossene Kampfordnung füglich entbehren. Die geschilderte, höchst mangelhafte Heerverfassung in jenen Zeiten machte entfernte Heereszüge, mithin planmäßige Unternehmungen, fast unmöglich. Es darf daher nicht befremden, daß die ersten Kreuzzüge so unglücklich endigten, die Erfahrungen in denselben scheinen jedoch das Wiederaufleben der Kriegskunst befördert zu haben. Durch die weit überwiegende Bevorzugung der Reiterei und die Vernachlässigung des Fußvolkes hatte die deutsche Kriegführung sich in eine einseitige Richtung geworfen, die zwar leichtberittenen Horden, wie den Ungarn, gegenüber, von Wirkung sein, in den meisten anderen Fällen aber unmöglich ausreichen konnte. Die Reiterei — heißt es irgendwo sehr richtig — ist die Waffe, durch welche man Siege vervollständigt, sie in

völlige und entscheidende Niederlagen des Feindes verwandelt; aber sie ist nicht die Waffe, durch welche man Schlachten gewinnt. Wie könnte auch eine Waffe entscheidend auf den Gewinn der Schlachten wirken, deren Wirksamkeit durch den Boden bedingt und beschränkt ist? Das Fußvolk wirkt, wo es fußen kann, — auf den höchsten Bergen, in sumpfiger Niederung, auf wagerechter Ebene. Es ist und muß der Kern des Heeres seyn, und wenn man es genau beobachtet, so wird man sich überzeugen, daß nie Reiterheere eine große und dauernde Herrschaft errangen. Die Araber in den Zeiten ihres höchsten Glanzes, unter den ersten Kalifen, hatten eine zahlreiche, vortreffliche Reiterei, aber auch ein vortreffliches Fußvolk. Es waren kriegerische Nomadenhorden, mit denen Tschengiskhan und Timur Indien eroberten, aber nicht bloße Reiterschwärme. Es war größtentheils Fußvolk, das unter Tarik über die Meerenge setzte und das Reich der Westgothen in Spanien zerstörte. Die Reiterschwärme der Mongolen und Tataren wüsteten zwar bis in die Gegend von Liegnitz, und die moskowitischen Czare zahlten tatarischen Khanen Tribut; aber nun dienen tatarische Khane den zu russischen Kaisern erhöhten moskowitischen Czaren. — Auf den flüchtigen Hufen der Rosse läßt sich nichts Stätes und Bleibendes gründen. Unsere Altvordern, die der Römer Herrschaft stürzten, kämpften, in Wäldern und zwischen Bergen erzogen, fast durchgehends zu Fuße. Erst im Mittelalter, dnrch das Feudalsystem, verschwand das Fußvolk, mit ihm die Kriegskunst. Später, mit den Lanzknechten, den Schweizerbannern und den Feuerschlünden, kam wieder die Kriegskunst mit dem Fußvolke empor. — Die Kriegskunst des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts beschränkte sich auf Kriegslisten, Ueberfälle und Handstreiche, griff an den verschiedensten Orten an, ohne einen eigentlichen, übereinstimmenden, größeren Plan im Auge zu haben, begann den Kampf nach Willkür und Zufälligkeit, und brach ihn meist ohne Haupterfolge wieder ab. Schnelle Streifzüge, von Raub und Verheerung begleitet, vertraten die Stelle eines geregelten Feldzuges, und durch planlose Vertilgungswuth im Feindeslande raubte das Heer sich nicht selten die Mittel, sich so lange dort zu halten, als zu einem entscheidenderen Erfolge nöthig gewesen seyn würde. Häufig auch lief Alles auf einen bloßen Burgenkrieg hinaus, wo Burgen durch hingestellte Gegenburgen geängstigt, eben so schnell gebaut, als gebrochen wurden, und fast überall gewahren wir ein buntes, rastlos schwankendes, blutig bewegtes Bild der

Vaſallenkämpfe jener Zeit, wo der eigentliche Gegenſtand des Krieges, in unzählige kleinere Intereſſen ſich zerſplitternd, beinahe in jedem Anführer auch zugleich eine eigene kriegführende Macht fand. Genau genommen, gab in dieſen Kampfesarten, wie in den Waffengattungen, die wir ſogleich kennen lernen werden, ſich nichts, als eine Ausartung antiker, und der roheſte Anfang einer neueren Kriegskunſt kund, die jedoch einer gänzlichen Umgeſtaltung wartete.

Bei dem fühlbaren Mangel an plaſtiſchen Denkmalen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, iſt es äußerſt ſchwer, zuverläſſige Angaben über die damalige Weiſe der Rüſtung und Bewaffnung zu geben. Jedenfalls war ſie von der des vierzehnten Jahrhunderts, über welche wir am gehörigen Orte ſchon ausführlicher werden berichten können, in mancher Hinſicht abweichend, da in dieſer ſpäteren Periode bereits die theilweiſe Anwendung des Schießpulvers manche Veränderungen zu Wege gebracht hatte. Die Rüſtungen waren in jener früheren Zeit wohl leichter, als in ſpäterer, da ſie noch nicht der furchtbaren Gewalt der Kugeln Widerſtand entgegenzuſetzen hatten. Die Helme ließen noch größtentheils das Geſicht unbedeckt, und entbehrten der nachmals üblichen Viſire zum Aufſchlagen oder Herablaſſen, und der Kettenharniſch war gangbarer, als der ſpäter allgemeine Schienenharniſch. Im zwölften und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts waren die Ritter meiſt in den Ketten-, Maſchen-, Schuppen- oder Ringpanzer gekleidet, den man Halsberg (im Gegenſatz der Beinberge, d. h. Fußbekleidung) oder Brünne zu nennen pflegte. Von den ſpäteren, aus ganzen Eiſenſtücken oder Eiſenſchienen zuſammengeſetzten Harniſchen — gemeinhin als Krebs bezeichnet — war noch ſelten eine Spur. Das Panzerhemd ſchloß ſich dem Körper, vom Kopfe bis zur Fußſpitze, eng an (wie etwa noch jetzt bei den Tſcherkeſſen), und war über den ledernen Wappenrock oder Bruſtkoller gezogen. Die Sättel waren eng und hoch, und ſchloſſen — wahrſcheinlich nach Art der in den Kreuzzügen angeeigneten morgenländiſchen Sättel, die wir noch jetzt bei den Beduinen finden — den Ritter ſowohl vorn, als hinten, feſt ein (Stuhlſattel); die Sporen waren mit langen Stacheln verſehen, die Steigbügel oder Stegreife dreieckig, die Pferde ſtark beſchlagen, und ihre Fuß- oder Hufeiſen mit ſtarken Haken verſehen. Der Vorbug und das Rückſattelzeug trugen kleine Schellen oder Quaſten; auf den Lanzen hingen Fähnchen; im Schlachtgetümmel gab es Streitwagen,

die jedoch erſt ſpäter, in den Huſſitenkriegen, wieder in allgemeine Aufnahme kamen, Hüfthörner u. dgl. Man hielt auf kräftige Pferde, die man in Roſſe, d. h. ſtarke Streithengſte, und in Maiden, d. i. leichtere Pferde, Walachen, eintheilte. Auf Bilderdenkmalen aus jener Zeit erſcheinen die Männer häufig mit unbedecktem Haupte, und haben dann entweder Diademe, oder verzierte Bänder und Gürtel durch die Haare geſchlungen; doch ſieht man dagegen wieder auch als Kopfbedeckungen einfache Pickelhauben; geſchuppte, dann auch viereckige oder nach phrygiſcher Art geformte Mützen; ein Tuch um den Kopf gewunden, von welchem bei den Ohren zwei lange Zipfel ſteif hervorſtehen; Hüte, die einem umgeſtürzten Barbierbecken gleichen, nur daß oben in der Mitte derſelben noch eine ſpitzige, hornartige Erhöhung emporragt; eine Art Sturmhaube, mit flammenartigen Verzierungen oben und zu beiden Seiten; geflochtene Kappen; zugeſpitzte Strohhüte mit Beſatz und oben mit einem Knopfe; Kaputzen, wie ſie jetzt die Mönche tragen; dann auch Kopfbekleidungen wie ein Zuckerhut, mit Bändern umwunden, unten aufgeſchlagen und im Zipfel herabhängend. — Als Waffen gebrauchte man Kolben, Streit- oder Mordärte, breite Hellebarden, Lanzen, Spieße, Armbrüſte, Meſſer, Hacken, Bogen und die Pfeile dazu, welche Letzteren die Bogenſchützen in dem Köcher, der häufig einem offenen Futteral oder einer Scheide glich, zu tragen pflegten. Die Schwerter waren lang und breit, ihr Handgriff mit einem runden Knopf verſehen, in welchen man bisweilen ein Symbol, ein Kreuz u. dgl. einzuſchneiden pflegte. Zur Zierde waren die Schwertgriffe mit feinem Drahte dicht umwunden, und die Schwertſcheiden mit ſchwarzem uud weißem Leder bandartig, wohl auch mit Knöpfen beſetzt; nicht ſelten aber auch ganz ſchwarz. Die Schilde damaliger Zeit erſcheinen bald klein und dreieckig, bald wie eine heutige Harfe ausgeſchweift, bald endlich eirund, doch gegen das Ende zu etwas abgeſpitzt und mit einem Buckel in der Mitte, von welcher aus ſich eine ſtrahlenartige Verzierung über den ganzen Schild verbreitet. Der linke Arm wurde auf ihrer inneren Seite durch zwei befeſtigte Riemen geſteckt. Dieſe Schilde, welche Anfangs aus über einander gelegten und verbundenen Häuten, ſpäter aber häufiger aus Metall verfertigt wurden, trugen ſchon damals bisweilen einfache Wapenſchilder; den Adlerflügel und Querbalken, den ſchwarzen Adler, rothen Stern, eine rothe arabeskenartige Blume, auch wohl eine Teufelslarve; bald waren ſie roth geſtreift, oder

ſchwarz und gelb gezeichnet, bald wellenförmig, oder auch grün und ſchwarz gemalt. Die Ritter ließen ſich ihre Schilde und Tartſchen (franzöſiſch Targe), d. h. eine Art langer Schilde, welche den Körper faſt ganz bedeckten, wie auch ihre Gleven oder Glenen (Lanzen) nachtragen. Eben ſo führte man ihnen, als Zeichen ritterlicher Geltung, den gekrönten Helm auf ihren Globen nach.

Die Kriegsmaſchinen waren ſchwerfällig, wie die Kriegführung ſelbſt. Auch in ihnen iſt der Einfluß des Alterthums nicht zu verkennen, und von einer Vervollkommnung nimmt man wenig wahr. Der Mangel des Pulvers trieb zu koloſſalen und verwickelten mechaniſchen Vorrichtungen, die, ungeheuer in ihrer Laſt und mühſam zu regieren, den Kämpfen damaliger Zeit einen doppelt langſamen, ſchwer beweglichen Charakter verliehen. Eine Unterſuchung und Eintheilung jener alten Kriegsmaſchinen wird jetzt um ſo ſchwieriger, da man es damals mit der Bezeichnung derſelben nicht ſehr genau nahm, oft mehre Arten unter einem Namen begriff, oft auch für Eine Gattung mehrfache Namen hatte. Nach der jetzt ſelten gewordenen Abhandlung des Egidio Colonna über das Kriegsweſen, war, wie bei den uralten Katapulten, eine aufſchnellende Ruthe, in deren löffelförmiges Ende der Stein gelegt ward, bei allen Geſchützen die Hauptſache, und die Balliſte der Alten, welche gleichſam einen ſtarken Bogen mit ſeinen Sehnen darſtellte, war in Vergeſſenheit gerathen. Der Steinwurfzeuge bediente man ſich zum Angriffe belagerter Feſtungen, wo ſteiniges Terrain, Waſſer, tiefe Gräben und andere Hinderniſſe, z. B. die Vorſicht der Belagerten, die Untergrabung unmöglich machten, oder doch ſehr erſchwerten. Colonna ſpricht von viererlei Gattungen der Wurfwerkzeuge. Die Aufgabe bei jeder Maſchine war: der Schwingruthe und dem damit verbundenen Steinlöffel eine Kraft zu geben, durch welche ſie geſpannt und gehoben wurde. Dieſe Kraft war bisweilen ein Gegengewicht; bisweilen genügte dieſes nicht, wenn nämlich die Ruthe höher gehoben werden ſollte. Das Gegengewicht war wieder bald feſt, bald beweglich, bald auch aus Beidem zuſammengeſetzt. Feſt, wenn in der Ruthe ſelbſt unbeweglich ein Behältniß befeſtigt wurde, welches man mit Steinen, Sand, Blei oder anderen Gewichten füllte; ein ſolches Werkzeug hieß Trabucium. Es warf, da das Gewicht immer gleichförmig zog, am ſicherſten unter allen (faſt eine Nadel könnte man damit treffen, ſagt Colonna). Beim Zielſchießen wurde die Maſchine folgender-

maßen nach Probewürfen gerichtet: schoß sie zu weit, so rückte man sie vom Ziele ab, oder legte einen schweren Stein in den Löffel. Trug sie nicht weit genug, so rückte man sie näher — ein sehr einfaches, nur nicht immer anwendbares Mittel — oder nahm einen leichteren Stein, wie denn überhaupt alle Wurfkörper bei Zielschüssen gewogen werden mußten. — Eine zweite Gattung, bei den Römern Biffa genannt, hatte an der Ruthe ein bewegliches Gegengewicht, welches eben durch seine Bewegung die Kraft des Wurfes verstärkte, dagegen an dessen Richtigkeit schadete. — Eine dritte Gattung, der Tripantus, hatte ein unbewegliches, an der Ruthe befestigtes, und überdies noch ein bewegliches Gegengewicht, vereinte daher Sicherheit mit vermehrter Kraft. — Eine vierte Gattung, von welcher Colonna den Namen nicht angibt, hatte statt des Gegengewichtes Stricke, welche durch Menschenhände gezogen wurden, warf zwar nur kleinere Steine, brauchte aber keine so lange Zeit zum Richten, und konnte deshalb in gleicher Zeit öfter und schneller abgeschossen werden. — Bei einer Belagerung mußte man daher überlegen, ob man der Besatzung und den Mauern durch Zielschüsse, oder aus weiter Entfernung, oder endlich durch einen dichten Steinhagel schaden wollte, und darnach sowohl die Maschine, als die Art der Aufstellung und Würfe wählen. — Alle gebräuchlichen Werkzeuge gehörten zu den angegebenen Gattungen, oder ließen sich darauf zurückführen. Auch bei Nachtzeit konnte man die Belagerten mit Würfen ängstigen; in diesem Falle wurde, um den Wurf zu berechnen, an den Stein eine Fackel oder ein anderer brennbarer Körper befestigt, um zu sehen, wohin er fiel.

Jenen alt-italienischen Geschützen scheinen auch diejenigen Kriegsmaschinen nachgebildet zu sein, deren sich, nach den Zeugnissen gleichzeitiger Chronisten, die Oesterreicher bis in das dreizehnte Jahrhundert, und auch darüber hinaus, zu bedienen pflegten. Sie lassen sich in Wurfgeschütze und Stoßwerkzeuge eintheilen. Zu jenen gehörten die Antwerke, Mangen, Petrer, Bleiden, Tummerer oder Tummler, und Rutten. Andere, seltener vorkommende Benennungen des alten Wurfgeschützes sind wahrscheinlich nur kleine Abweichungen der hier angegebenen vorzüglicheren Arten, oder bezeichnen vielleicht blos eine derselben unter anderen Namen, den ihr die Willkür des Feldherrn, des Werkmeisters oder der Stadt, die sie für ihr Zeughaus verfertigen ließ, beilegte. Nur eine der vorzüglichsten, allgemein bekannten und angerühmten, nämlich der Bomber oder die Bombarde, wird

von einheimiſchen Schriftſtellern nicht genannt. Doch iſt nicht denkbar, daß man in Oeſterreich dieſes Wurfgeſchütz, oder deſſen Verfertigung, nicht ſollte gekannt haben; denn Ottokar von Horneck ſelbſt rühmt wiederholtermaßen die ſehr verſtändigen und erfindungsreichen Künſtler, welche für die öſterreichiſchen Heere mancherlei, allgemein bewunderte Kriegsgeräthe verfertigten. Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß unter dem überaus wirkſamen Tummler die Bombarde zu verſtehen ſei; indem Hornek nach ſeiner Weiſe auch anderen Kriegsmaſchinen Namen beilegt, die man bei allen übrigen Autoren vergebens ſucht. Die Antwerke oder Anteriche waren Wurfwerke, aus welchen ſchwere Steine, wohl auch Pech und Schwefel, gegen die Erker und Wehren der Thürme und über die Mauern hinein geſchleudert wurden. Bei allen verheerenden Wirkungen, welche man durch die benannten Arten des Wurfgeſchützes hervorbrachte, langte man mit ihnen zur Eroberung einer ſtarken Feſtung doch nicht aus; es waren vielmehr noch andere Maſchinen erforderlich, um die Belagerer vor dem feindlichen Wurfgeſchoß zu ſchützen, die Truppen über tiefe Waſſergräben zu ſetzen, und Mauern und Thürme zu Boden zu ſtürzen. Hierzu bediente man ſich folgender Kriegsgeräthe: Das thurmähnliche Gebäude, das in Geſchichtsbüchern und Urkunden Balfred oder Berfrid genannt zu werden pflegt, kommt bei Horneck unter dem Namen Ebenhoch vor. Es war ein ſehr feſtes, mehre Stockwerke hohes, auf Rädern ruhendes und daher bewegliches Gerüſt, welches verſchiedenes Wurfgeſchoß und auch Stoßwerkzeuge in ſich enthielt, und, an die feindlichen Mauern hingeſchoben, dazu diente, die Belagerten von oben herab zu beobachten, ſie an der Vertheidigung der Feſtungswerke zu hindern, und den Soldaten den Uebergang aus dem Gerüſte auf die Feſtungsmauern durch Fallbrücken zu erleichtern. Um dasſelbe vor feindlichen Brennſtoffen zu bewahren, umgab man es von außen mit rohen Thierhäuten und verſchiedenen naſſen oder anderen Schutzmitteln. — Eine andere Belagerungs-Maſchine, die Katze genannt, diente nicht allein zum Untergraben der Mauern, ſondern auch zur Zerſtörung derſelben mittels darin angebrachter Stoßwerkzeuge. Für den erſteren Zweck war die Katze nur eine Schutzdecke der Minirer, für den zweiten gewährte ſie ſowohl den Stoßwerkzeugen, als auch den Truppen Sicherheit gegen das feindliche Geſchütz, und erleichterte, nach Durchbrechung der Mauern, den Stürmenden das Eindringen in die Feſtung. Um die Katzen — beſtehend aus hölzernen gedeckten Kiſten,

deren im Innern des Werkes häufig angebrachtes Wurfzeug, unter dem Schutze eines vorn angebrachten Schirmes, auch ſchwere Steine fortſchnellte — leichter auf den beſtimmten Platz zu bringen, ſetzte man ſie, gleich dem Ebenhoch, auf Räder, oder wälzte ſie auf untergeſchobenen Balken fort, und weil ſie, um ihre Wirkung zu thun, ganz nahe an die Feſtungsmauer geſchoben werden mußten, ward es nöthig, die Gräben der Stadt oft mit unglaublicher Mühe auszufüllen, oder, bei Bergſchlöſſern, ſich durch Hügel und Felſen einen Weg zu bahnen. Die Belagerten dagegen ſchoſſen nicht nur Pfeile und Steine, ſondern auch Schwefel und Pech aus der Stadt auf die Feinde, vorzüglich auf deren hölzerne Katzen, und dieſe Letzteren vor dem Brande zu wahren, war das gefährliche Geſchäft manches tapferen Helden. — Aehnliche Maſchinen kommen noch unter mancherlei Namen vor, ſo unter jenem des Krebſes, der, in der nämlichen Anwendung wie die Katze, von ſo furchtbarer Wirkung war, daß ſeinem Stoßwerkzeuge keine Mauer, kein Thurm widerſtehen konnte. Aber um dieſe ungeheure Maſchine in Bewegung zu ſetzen, waren fünfhundert Menſchen erforderlich! — Ein anderes, minder bekanntes Kriegswerkzeug, bei Horneck der Iglſwer genannt, ähnelte vielleicht dem mauerbrechenden Widder der Alten. — Mit dieſen Wurf- und Stoßmaſchinen wurden vor Erfindung des Feuergeſchützes die ſtärkſten Feſtungen belagert und erobert, indem die Vertheidigungsmittel nicht beſſer waren, als die Mittel des Angriffs. Durch ſie wurden unſere Kanonen; durch verſchiedene, künſtlich vorbereitete Brennſtoffe — die man wohl namentlich in den Kreuzzügen, im Kampfe mit den, des griechiſchen Feuers kundigen Saracenen, kennen gelernt hatte — unſere Haubitzgranaten, Congreve'ſchen Raketen u. ſ. w. erſetzt. Indem man durch jene Inſtrumente Schwefelfeuer in die belagerten Orte ſchleuderte, zündete man die Dächer feſter Gebäude an, und hinderte durch einen Steinhagel aus einer anderen Maſchine die Belagerten, zum Löſchen herbei zu eilen. Auch Feuerpfeile wurden geſchoſſen, um feindliche Städte anzuzünden Ja, um die Belagerten auf das Aeußerſte zu treiben, ſchleuderte man mittels der genannten Wurfmaſchinen, ſogar Leichname, thieriſchen Unrath und faulende Körper fäſſerweiſe in die eingeſchloſſenen Plätze, und ſuchte durch ekle Ausdünſtungen anſteckende Krankheiten zu bewirken.

Die den Bau jener Kriegsmaſchinen, deren Aufſtellung und Bedienung leiteten, wurden Gezeugmeiſter oder überhaupt Meiſter, ihre Unter-

gebenen aber Bleidner (nach den Wurfmaſchinen Bleiden) genannt; Letztere machten in der Armee ein eigenes Corps aus. Sie erhielten im damaligen Latein die Ehrennamen: ſinn- und erfindungsreiche Künſtler — Ingeniarii, Ingeniosi, Artillatores oder Artilleriſten; die Maſchinen aber hießen im Allgemeinen: Kunſtſtücke, Artillerie, Kriegsgebäude, Kriegszeug oder einfach das Gezeug — Artificia, Artes, Artilleria, Ingeniae et Ingenia, Aedificia, Tormenta. Daraus entſtanden die franzöſiſchen und italieniſchen Benennungen: Ingenieur, Ingegniere und Artillerie. — Wie unentbehrlich auch jene Maſchinen einem Heere waren, ſo hinderlich wurden ſie demſelben zugleich bei allen ſeinen Bewegungen vor- oder rückwärts. Hunderte von Wagen wurden erforderlich, um ſie mitzuführen und die Steine herbeizuſchaffen, welche man auf Feſtungen ſchleudern wollte. Und hatte man ſie zu Hauſe oder auf feindlichem Boden mit unſäglicher Mühe erbaut und aufgeſtellt, ſo gelang es dem Muthe, der Liſt und Geſchicklichkeit der Belagerten nur zu oft, das ihnen gefährliche Geſchütz anzuzünden oder unbrauchbar zu machen. Nicht ſelten wurden die Belagerer durch Ausfälle, durch heranrückenden Entſatz, durch Mangel an Lebensmitteln oder andere Unfälle genöthigt, die Belagerung aufzuheben; in ſolchen Fällen zündete man gewöhnlich vor dem Rückzuge ſelbſt das eigene Geſchütz an, um es nicht in die Hände der Feinde fallen zu laſſen; denn an ein ſchnelles Abbrechen ſo großer Maſchinen, und an ein ſicheres Fortbringen derſelben auf den überaus ſchlecht beſtellten Straßen, war nicht zu denken, und ſo gingen in wenigen Augenblicken ungeheure Koſten, Kraftanſtrengungen und Mühe gänzlich verloren. Die große Anzahl der Wagen, welche ſolche Maſchinen erheiſchten, wurde noch um Vieles vermehrt, wenn die Armee auch Brücken mit ſich führte, was freilich nur ſeltener geſchah. Schiffbrücken findet man ſchon in den älteſten Zeiten, und es läßt ſich annehmen, daß die öſterreichiſchen Fürſten, nach dem Beiſpiele ihrer Vorfahren, bei ihren häufigen Kriegszügen auf gleiche Weiſe über Flüſſe geſetzt haben. Auch der König Ottokar führte, wie wir (Seite 156) geſehen haben, auf ſeinem Kriegszuge gegen die Ungarn eine hölzerne Brücke mit ſich, wozu an hundert Wagen nöthig wurden, und der König Rudolf bediente ſich im Jahre 1276 gegen Ottokar desſelben Mittels, indem er Schiffe in Bereitſchaft ſetzte, um mit ſeiner Armee die Donau zu überſchreiten.

Die Entstehung und allmälige Heranbildung der Ritterkaste haben wir bereits kennen gelernt; daher hier nur noch Einiges über ihre kriegerische und sonstige Bedeutung. Die Ritterwürde an sich mußte durch Tapferkeit und unbescholtenen Lebenswandel verdient werden, und ist niemals erblich gewesen. In früherer Zeit konnte jeder Freigeborene die Ritterwürde erlangen; später aber, als der Ritterstand durch das Lehenssystem sich immer mehr zu einem geschlossenen Ganzen ausbildete, gehörte die Ritterwürde zu den Vorrechten des Adels, obschon, wie wir gesehen haben, ein Theil des Adels selbst aus dem Ritterstande entsprungen war. — Um Ritter zu werden, mußte man eine lange Prüfung bestehen; eine besondere Erziehung und ein längeres Noviziat ging, wie bei den geistlichen Orden, der Aufnahme voran. Zuerst begab sich der Knabe, vielleicht vom siebenten Jahre an, in das Gefolge eines angesehenen Ritters, um den Dienst zu erlernen. Hatte er durch Dienstfertigkeit, Unerschrockenheit und Muth die Wehrhaftmachung als Knappe erlangt, dann wurden ihm des Ritters Waffen und Pferd anvertraut. Der Edelknecht oder Knappe (Knabe) führte nunmehr des Ritters Schlachtroß, trug ihm Schild und Lanze nach, band und hütete die Gefangenen. Treue Pflichterfüllung und geschickte Handhabung der Waffen, erlaubten ihm, nach einigen Jahren, doch nicht vor dem ein und zwanzigsten Lebensjahre, sich um die Ritterwürde zu bewerben, die ihm mittels des Ritterschlages — einer noch von den römischen Freilassungen sich herschreibenden Ceremonie — von einem anerkannt tapferen Ritter unter vielen Feierlichkeiten ertheilt wurde. Eine solche Handlung wurde gewöhnlich in Gegenwart eines königlichen und fürstlichen Hofes vollzogen. In einfacher, dunkler und langer Kleidung, ohne alle Verzierung, stellten die Bewerber, vorher durch Beichten und Fasten dazu vorbereitet, sich am Orte der Feierlichkeit ein. Selbst ihre Pferde waren jedes Prunkes bar. Nachdem sie ein Bad genommen, das Symbol innerer Reinigung, erschienen sie in einer Art weißer Tunica, aber noch ohne Hut und Sporen, vor dem Fürsten oder Oberlehnsherrn, der die Handlung durch seine Gegenwart verherrlichen wollte, worauf es in feierlicher Prozession in die Kirche ging. Der Andacht folgte dann ein Mahl, bei welchem dem neuen Ritter an einem kleinen Tische, an dem er, als Beweis seiner Enthaltsamkeit, weder reden, lachen, noch essen durfte, sein Platz angewiesen wurde. Nach Beendigung desselben wurden die jungen Ritter feierlich in die Kirche zurück begleitet, wo sie die erste Nachtwache

thaten. Am anderen Morgen wurden ſie hier abgelöſet, und nachdem ſie ſich etwas erholt hatten, ging es wieder in Prozeſſion nach der Kirche. Ein Paar Schildträger trugen die entblößten Schwerter für die zu ſchlagenden Ritter, die Gefäße nach oben gerichtet, und daran die goldenen Sporen befeſtigt. Von einigen alten Rittern begleitet, erſchienen ſie, die Degen am Halſe tragend, vor dem Altare, wo das Hochamt gehalten wurde. Sobald dieſes beendigt war, fielen die Candidaten auf die Kniee und baten um die Ertheilung des Ritterſchlages. Derjenige, welcher die Handlung vollzog, berührte ſie dreimal, im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg, mit dem bloßen Schwerte auf dem Rücken, und gab ihnen den Bruderkuß. Darauf legten ſie den Rittereid ab: ſtets zur Vertheidigung des Königs und Vaterlandes gewaffnet zu ſeyn; die Frauen zu ſchützen, alle irdiſchen Güter zur Vertheidigung der Kirche zu opfern, und allen ſonſtigen, beſonders religiöſen Tugenden, zu huldigen. Jetzt ward ihnen das Schwert umgegürtet; die Ritter legten ihnen die Sporen und die übrigen Stücke der Rüſtung an, überreichten ihnen die Handſchuhe u. dgl., der Biſchof ſprach den Segen. In geordnetem Zuge verließ man die Kirche, und nun ging es zu den anderen Feierlichkeiten, Schmauſereien und Turnieren, bei denen die neuen Ritter ſchon Proben ihrer Geſchicklichkeit ablegen mußten. Im Felde faßte man ſich natürlich kürzer, und gewöhnlich hatten die neuen Ritter am anderen Tage die Ehre, auf dem gefährlichſten Poſten zu kämpfen. Selbſt Fürſten verſchmähten es nicht, ſich um die Ritterwürde zu bewerben und ſich den Gebräuchen zu unterwerfen, welche der Ertheilung derſelben vorausgingen. Auch die erlauchten Babenberger huldigten dieſem Brauche. Leopold der Glorreiche ließ ſich am Pfingſtfeſte 1200 unter großer Feierlichkeit das Schwert umgürten, und auf gleiche Weiſe ließ ſich (S. 97) der ſtreitbare Friedrich in Wien wehrhaft machen, und ſchlug, zum Ritter erhöht, ſofort zweihundert adelige Jünglinge mit feſtlichem Gepränge zu Rittern.

Die Ritterſchaft oder das Ritterthum iſt eine politiſch-militäriſche Verbrüderung ganz eigenthümlicher Art, die ihren Urſprung der alt-germaniſchen Sitte verdankt, unter irgend einem Vorwande auf Streifzüge auszugehen, um den Schwächeren ſich zu unterwerfen und zinsbar zu machen, oder das drückende Joch eines Stärkeren abzuſchütteln. Dem Rufe des Anführers folgte bald eine Schaar kampfluſtiger Freien, und die deutſche Biederkeit und Treue mochte es nicht über ſich gewinnen, von dem, welchem einmal das

Wort gegeben war, sich so bald loszusagen. Jene Freien, die dergleichen Ritterzüge unternahmen, sahen sich aber auch, bei aller Machtverschiedenheit, unter einander als ebenbürtig an. In Deutschland wurde man erst in den Kämpfen mit den Avaren und Ungarn besser mit den Pferden bekannt, und nannte nun Diejenigen, welche ebenfalls zu Pferde kämpften, Cavaliers, Chevaliers, Ritter. Der Ritterstand wurde bald zum herrschenden. Ihm fiel demnach auch das Beste zu, was die Länder trugen, und in seinen festen Schlössern oder Burgen mußten Pracht, Reichthum, heiterer Lebensgenuß, Gesang und Liebe zu finden seyn. Der Ritter war unumschränkter Herr auf seiner Burg; er führte, ein König im Kleinen, mit seinen Nachbarn blutige Fehden, und von dem Bewußtseyn seiner Unbeschränktheit zu weit geführt, artete mancher Ritter zum Raubritter, Sattelritter, Schnapphahne aus, der dem reisenden Kaufmanne am Wege auflauerte, und, seinem Rittergelübde in jeder Beziehung entgegen, manches wehrlose Kloster ängstigte, bis es mit großen Summen sich lösete. Am leichtesten und häufigsten geschah dies in Deutschland, wo, in Folge der ausgearteten Feudalverfassung, die Freiheit des Einzelnen noch unumschränkter war, als in anderen Ländern, wo sie unter schwachen Reichsoberhäuptern, bei zwiespältigen Kaiserwahlen und in längeren Zwischenreichen, den Charakter der Gesetzlosigkeit annehmen konnte und jeder höheren Verantwortung entzogen blieb. — Obschon die Tendenz des Ritterwesens keineswegs heilbringend für die Völker war, indem der Uebermuth der Ritter und der Mißbrauch, den sie mit ihrer physischen Ueberlegenheit trieben, nur zur Unterdrückung aller Menschenrechte führte; so ist doch nicht zu verkennen, daß durch sie auch manche Tugend kräftiger in's Leben trat. Vor den Kreuzzügen war der Geist des Ritterthums höchst einseitig gewesen; die französischen Ritter zeichneten sich durch große Gewandtheit aus, sowohl im geselligen Leben, als auf dem Kampfplatze; die spanischen Ritter durch ernste Beharrlichkeit, gepaart mit Ungestüm; die deutschen Ritter durch Roheit und Uebermuth, aber auch durch feste, unerschütterliche Treue. Die Kreuzzüge, die Blütenzeit des Ritterwesens, schmelzten diese einzelnen Bestandtheile in ein schönes Ganze, das allmälig von seinen Schlacken sich reinigte. In den Kreuzzügen wurden aus allen Ländern der Erde die ritterlichen Helden auf einen kleinen geweihten Raum zusammengedrängt; hier nahmen Kaiser und Könige das Kreuz, und schmachteten zum Theil, durch Mißgeschick verfolgt, in jahrelanger Gefangenschaft der Ungläubigen. Hier

geſchahen Thaten, würdig, durch Taſſo's Leier verherrlicht zu werden; hier wurden im Kampfe und in der Waffenruhe alle ritterlichen Tugenden, Glaube, Gehorſam, Selbſtbeherrſchung, treue Freundſchaft und edle Liebe, in ihrem höchſten Glanze geübt. Die Verſchmelzung mit den feineren Saracenen war den chriſtlichen Rittern ebenfalls von Nutzen; ſie glättete manche rauhe Seite an ihnen, und geſellte zum Guten auch die gefällige Form, ſo daß die feine Sitte und Lebensart, das ausgebildetſte Ritterthum, erſt von den Kreuzzügen an datirt werden muß. Hier wurde aber auch der Grund zu mancher inneren Einrichtung gelegt, und mancher Gebrauch der damals geſtifteten Ritter lebt noch heute im Kriegerſtande fort. — Auf Religion, Tapferkeit, Minne und Ehre war das Ritterthum gegründet; in ſeiner Blütenzeit hielt es dieſen Cultus mit begeiſterter Treue feſt, und während der Kreuzzüge, wo, durch Eroberung der Wiege unſeres Glaubens, das Heilige in eine neue ahnungsreiche Nähe zu dem Abendlande, das Chriſtenthum in eine neue Verjüngung trat, feierte es ſeine höchſte Verklärung. Je lockerer die Bande des ſtarken alten Glaubens wurden, je mehr in die hohe geiſtige Anſchauung des Heiligen ſich irdiſche Begriffe mengten, und Sinnlichkeit die Stelle der hohen, reinen, poetiſchen Minne einnahm, deſto mehr verfiel das Ritterthum. Die Pulvererfindung änderte ſeine kriegeriſchen Formen, die Reformation hob ſeinen Begriff auf; Maximilian, der letzte Ritter, ſtand an der Scheidegränze der alten Kircheneinheit; nach ihm hätte es keine Ritter mehr geben können. Nicht nur Körperkraft, auf deren Entwicklung die Erziehung des Ritters fortwährend hinſtrebte, die in Turnieren und Kampfſpielen auch ſpäter noch in ſtäter Spannung erhalten wurde, und Unerſchrockenheit, auch feine Sitte, Sangesgabe und körperliche Schönheit ſchätzte man an dem Ritter. Die Begriffe dieſer Schönheit wieſen auf ihre urgermaniſche Quelle hin. Röthlich-blonde Haare und Bart galten im zwölften Jahrhunderte für eine große Schönheit, eben ſo hellbraune, in's Grünliche ſpielende, heiter blickende Augen. Das Geſchlecht der ſchönen, blonden Hohenſtaufen, den Barbaroſſa oder Rothbart an ihrer Spitze, entſprach dieſem Bilde. Anmuthig gebaut ſollte des Ritters Körper ſeyn, die Füße gewölbt, weil dies zum Reiten dienlich, aber nicht krumm. Auch an ſchönen Damen rühmte man das mondfärbige, röthlich-blonde Haar, welches ſchon die Griechen liebten. Nach der höfiſchen Tafelzucht des Mittelalters war es, beſonders bei feſtlichen Mahlen, gebräuchlich, daß immer ein Ritter und eine

Dame von Einem Teller aßen, aus Einem Becher tranken; daher die Sorge des Festgebers, Jedem einen ebenbürtigen Tischgenossen zuzugesellen.

Von der Rüstung und Bewaffnung des Ritters im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte ist schon oben die Rede gewesen. Seine Hauptwaffe war die Lanze, damals unbedingt die Königin der Waffen. Ein großes Schlachtschwert, das mit beiden Händen geführt wurde, weil es das Eisenkleid des Feindes zerschmettern sollte, hing an der linken, eine Streitart an der rechten Seite des Sattels; meist war ein großer Dolch am Gürtel befestigt. Ueber die Schultern hing eine Schärpe, von Gold oder Silber durchwirkt, gewöhnlich ein Geschenk der Geliebten; sie übte, bei den damaligen begeisterten Begriffen, für den Kämpfenden beinahe die schützende Kraft eines Talismans. Auch das Streitroß war durch künstlich zusammengefügte Blechstücke an Kopf, Brust und Weichen gegen Verwundung geschützt. Also gerüstet, konnte der Ritter sich furchtlos in das Kampfgetümmel stürzen, und nur ein Gegner gleicher Art war vermögend, ihm zu widerstehen. Aber es gehörte auch eine fast herkulische Kraft dazu, sich in dieser ehernen Hülle mit einiger Leichtigkeit zu bewegen, und über der Sorge für die Sicherheit schien man die Vortheile dauernder Schnelligkeit der Bewegungen ganz übersehen zu haben. Die eingeschränkte Absicht ging dahin — sagt Berenhorst — daß ein Mensch, wie ein Krebs mit Schale bedeckt, auf einem Pferde unverletzt seine Figur spielen, oder auf dem allerebensten Boden von der Welt mit eingelegtem Speer ein Paar Hundert Schritte vorwärts rennen konnte. Was Ritter und Knappen in solcher Verstählung ausrichten konnten, ist leicht zu ermessen. Wer zu Boden fiel, mußte warten, bis Jemand kam, der ihn aufhob. — So bildete der Ritter ein eigenes Wesen, das zum Angriffe, wie zur Vertheidigung, sich selbst genügte; doch folgten ihm einige Knappen in den Streit, um seiner Waffen und seiner Bedürfnisse zu pflegen, und, wenn er etwa im Kampfe unterliegen sollte, ihm Hilfe und Beistand zu leisten. Die Kampfordnung, welche sich die Ritter wählten, war ihrem nach persönlicher That dürstenden Geiste völlig entsprechend. Sie bildeten nur eine geöffnete Reihe, so jedoch, daß die Knappen, als ein zweites, dichter geschlossenes Glied, ihnen in einiger Entfernung folgten. Diese waren nicht gerade zum Mitkämpfen bestimmt, sondern hatten für den Nothfall frische Waffen und Pferde bereit zu halten. Doch gewährten sie ihren Herren in so fern Schutz, daß sie von denselben die feindlichen Hiebe und Stöße abzuwehren suchten.

War der Ritter von der gewaltigen Anstrengung ermüdet, so zog er sich in den Kreis seiner Knappen zurück, um Kräfte zu sammeln. — In den frühesten Zeiten waren die Gefechte der Ritter eigentlich nur Zweikämpfe, wobei es hauptsächlich nur auf geschickte Führung und Wendung des Pferdes ankam, um mit der, fest unter den Arm gedrückten Lanze den Gegner zu fassen und durch die Gewalt des Anlaufes aus dem Sattel zu werfen, oder, wenn man sich nicht ganz sattelfest fühlte, einem solchen Stoße auszuweichen. Ein fester Sitz, der durch die damals üblichen, so genannten Stuhlsättel sehr begünstigt wurde, und eine gut verstählte Lanzenspitze, die nicht so leicht am polirten Harnische des Gegners abglitt, waren daher wesentliche Bedingungen des Sieges im einzelnen Gefechte. Nächstdem fielen sich die Ritter, wenn die Lanzen zersplittert, oder die Pferde gestürzt waren, auch mit dem Schwerte oder der Streitart an, wobei Jeder darauf bedacht war, die Rüstung des Gegners locker zu machen, um später mit dem Dolche einen Stoß zwischen die Fugen des Harnisches führen zu können. Die gewaltigen Schläge mit der Streitart waren gegen den Kopf und die Schultern gerichtet, und konnten mit dem Schilde nicht aufgefangen werden. — Unter dem Könige Heinrich I., dem Sachsen, sollen die Ritter zuerst in geschlossenen Reihen gekämpft, und dadurch den Sieg über die Ungarn bei Merseburg errungen haben. Später scheinen die Ritter sich immer in gedrängten Schaaren geordnet, auch mehre Geschwader (Reitercompagnien) hinter einander gestellt zu haben, doch band man sich an keine Regel. Die Geschwader waren von verschiedener Stärke, und bestanden gewöhnlich aus dem ritterlichen Gefolge der Bannerherren.— Wurden feste Schlösser angegriffen oder vertheidigt, so zögerte der Ritter keinen Augenblick, zu Fuße zu kämpfen; im freien Felde aber würde er sich hierzu nicht leicht haben bewegen lassen. Die Abneigung, an der Seite des Fußvolkes zu kämpfen, mußte jedoch in den Kreuzzügen verschwinden, weil mancher Ritter außer Stande war, die verlornen Pferde zu ergänzen, überhaupt auch die Saracenen sich den Rittern gefährlich machten, indem sie dieselben mit einem Hagel von Pfeilen überschütteten, die bisweilen durch die Oeffnungen des Visiers drangen, und dem Lanzenstoße geschickt auszuweichen wußten. Die Armbrustschützen und Fußjäger leisteten daher gute Dienste, mußten aber ihrerseits wieder von den Rittern geschützt werden, die bald zu Pferde, bald zu Fuße ihnen zur Seite standen. So führte die Noth allmälig wieder die gegenseitige Unterstützung des Fußvolks und der Reiterei

herbei, nachdem ſie Jahrhunderte lang als Kampfgenoſſen Nichts von einander hatten wiſſen wollen. Auch der Sicherheitsdienſt im Lager und auf Märſchen wurde während der Kreuzzüge mehr ausgebildet, und zu dieſem Zwecke eine Art leichter Reiterei errichtet, die weder aus Rittern, noch aus Knappen beſtand, ſondern größtentheils aus Menſchen, die von Rittern und Knappen mit orientaliſchen Frauen gezeugt worden waren, und den Namen Turkopolen führten. — Mehr über das Ritterthum zu ſagen, wird ſich bei ſpäteren Jahrhunderten Gelegenheit und Stoff bieten.

Alle jene bisher geſchilderten Verhältniſſe der deutſchen Geſammtheit, die in dem Kreuze und dem Reichsapfel der Kaiſerkrone ihren gemeinſamen Gipfel fand oder doch finden ſollte, hatte das Chriſtenthum frühzeitig in ihrem innerſten Verbande durchdrungen, ja größtentheils aus dem vorhandenen Stoffe unmittelbar herausgebildet. Alle Epochen Deutſchlands blickten fort und fort ſtaunend und bewundernd zu jenem großen und ſchickſalsreichen Zeitpunkte zurück, wo das Chriſtenthum ſich ſeinen Völkerſtämmen verkündigt hatte. Man möchte ſagen, Rom habe nur darum die ganze Erde erobert, ihr ſeine Geſetze und Sprache gegeben, um dem zur Wiedergeburt des Menſchengeſchlechts beſtimmten Evangelium den Weg zu bahnen, damit die Lehre des Himmels den Sterblichen in derſelben Sprache verkündigt werde, in welcher ſie einſt die Befehle und Geſetze der Cäſaren empfingen. Rom, die ewige Stadt, von Barbaren geſchleift, gab ihr weltliches Scepter nur ab, um dafür das geiſtliche einzutauſchen. Einige arme und einfache Menſchen unternahmen es, die ganze Welt einer moraliſchen Gewalt, einer unſichtbaren Macht zu unterwerfen; ſie hatten keine anderen Waffen, als das Wort, aber ſie boten ihr eigenes Blut als Zeugniß der Wahrheit dar; ſelbſt überzeugt, überzeugten ſie leicht die Völker; ſelbſt glaubend, fanden ſie Glauben. Männer, größtentheils ohne anderes Wiſſen, als die Erkenntniß des Herrn, ohne Hilfsmittel, ohne Kunſt, ohne Schutz, ohne Vermögen, ohne Gefährten, erſcheinen in den deutſchen Wäldern, die Einheit Gottes, die reine und zugleich ſtrenge Moral des Evangeliums, die Verläugnung weltlicher Freuden, die Entſagung von irdiſchen Gütern zu predigen; ihre Lehre ergreift und unterwirft die Stammhäupter und Heerführer, die Freien und das Volk, ſie zerſtört die von heidniſchen Waffen geſchützten Götzenbilder, und beugt ſinnliche, verwilderte Rotten unter die unſichtbare Gewalt der Idee. Kamen ihnen bei ſolchen Fortſchritten Wunder zu Hilfe? Das größte von

allen war vielleicht, daß ſie deren nicht bedurften. — Sonderbar merkwürdiges Zuſammentreffen! In dem Augenblicke, wo die nordiſchen Horden in Bewegung waren und ſich zum Angriffe rüſteten, wo die Barbaren drohten, im Weſten und Süden die Civiliſation, welche Sitten und Geſetze des alten Roms gegründet hatten, bis auf die letzte Spur zu verlöſchen, fand das neue Rom, das von dem vergangenen Rom beinahe Nichts, als das Anſehen eines großen Namens übrig behalten, in dem Eifer des geiſtlichen Hirten eine Hilfe, die früher oder ſpäter das Unglück der feindlichen Einfälle zu mildern, oder wieder gut zu machen beſtimmt war. Die kriegeriſchen Horden rückten zahllos heran, verbreiteten nach allen Seiten Raub und Zerſtörung, Mord und Brand; und aus der heiligen Stadt zog eine Schaar friedlicher Geſandten, ſtark durch ihre Tugend, ihre Ueberzeugung und ihren glühenden Bekehrungseifer. Mitten unter Gefahren, Hinderniſſen, Kriegen, trotzten ſie der Armuth, der Verachtung, den Martern der Hinrichtung, um Frieden, Menſchenliebe, Tugend zu predigen; ihre heilige Hingebung erſchrak nicht vor dem Tode; es gelang. — Die Weihe des kirchlichen Roms gründete den Thron Karl's des Großen, pflanzte den mächtigen Baum einer neuen abendländiſchen Weltherrſchaft, deſſen durch den Vertrag von Verdun losgeriſſener Zweig als ein deutſches Reich fortgrünte. Karl der Große gab dafür der Kirche ein weltliches Scepter, verlieh ihr, die bisher nur im Reiche der Ideen geherrſcht hatte, durch das Erbe Petri einen feſten Stützpunkt auch in der ſichtbaren Welt. So umfaßten kirchliche und weltliche Gewalt, ſo lange Beide noch der Kräftigung bedurften, einander mit gegenſeitigem Schutze und Vertrauen, und in dieſer engen Umarmung ſtiegen Beide zum ſchönſten Ziele ihrer wahren, naturgemäßen Beſtimmung empor. Als aber einer und bald auch der andere Theil dieſes von der Vorſehung ihnen angewieſene Ziel zu überſchreiten verſuchte, da lockerte ſich jenes Bündniß, das, zur Unterjochung aller Uebrigen, dieſe Beiden unwiderſtehlich gemacht haben würde; eiferſüchtig und entzweit, zuletzt in offener Feindſchaft, traten ſie ſich gegenſeitig bekämpfend gegenüber, und der Zwieſpalt der bisher Unbeſiegbaren rettete die Freiheit der übrigen Welt. Immer ſorgte der Gott der Deutſchen dafür, daß jene beiden höchſten Gewalten, bald verbündet, bald entzweit, ſich gegenſeitig in dem angewieſenen Kreiſe ihres Wirkens feſtbannten, einander den ehernen Schild vorhielten, der Beide in die richtigen Scheidegränzen ihrer Macht zurückdrängen mußte, und im Kampfe für die entgegengeſetz-

testen Zwecke dienten Beide unbewußt nur jenem höheren Willen. Was auch kirchliche und weltliche Parteien einander vorgeworfen und angethan, was auch dort mißverstandener Glaubenseifer sich angemaßt, und herber Verneinungsgeist hier bitter versagt haben mag, Alle haben zuletzt bei dem heißen Kampfe gewonnen, und die Wahrheit ihn für den einen, wie für den anderen Theil siegreich entschieden. Die Geschichte aber schwebt, ruhig, unbeirrt, unbestochen, über dem Schlachtfelde der Meinungen, sie lächelt des wechselseitigen Verdammens sterblicher Geschlechter; denn sie allein wird Alle überleben, sie allein ist bestimmt, das Ende der Tage zu erharren, und, ein unsterblicher Zeuge, die Acten in den Streitfragen der Menschheit für den Tag des Gerichts zu sammeln. —

Als die fränkischen Kaiser die ersten und wichtigsten geistlichen Stellen um schlechtes Geld feil boten, als durch Simonie und Bestechung Unwissende oder Unwürdige die Ehrenplätze und Lehrkanzeln der Christenheit erstiegen, und allgemeine Entsittung, Verachtung der Religion und Tugend damit hereinzubrechen drohte, da wehrte Papst Gregor VII. durch kühne Entschlossenheit der nahenden Barbarei. Ein finsterer, gebrechlicher Greis, aller, selbst der Waffen der Liebe entbehrend, die sein harter Sinn nicht kannte, doch allgewaltig durch die Kraft seines Wollens und Glaubens, eroberte er mit den Blitzen des Lateran's für die Kirche zurück, was die Reichsgewalt ihr entrissen, und schaarte, durch strenge geistliche Machtgebote, die zersplitterte Priesterschaft unlösbar um die Stufen des römischen Stuhles. Der gemißbrauchten weltlichen Gewalt stellte er, als Gegenburg, das Gebäude der Hierarchie hin, und als später die kühne Willkür der Hohenstaufen die Wucht des Kaiserthrones auf Deutschlands und Italiens Nacken setzte, die Freiheit der übrigen Stände, die Kraft der Städte mit befehlender Hand zerbrechend; da war jenes römische Gebäude bereits fest genug, die bedrängte Freiheit der Völker schützend in sich aufzunehmen. Vor der Berührung des Hirtenstabes zersplitterte das eiserne Scepter der schwäbischen Kaiser, und Rom, das die Geister gebunden, gab dafür die Menschen frei, die das weltliche Schwert unterjocht hatte. Und als die Arglist einzelner Gewalthaber die bürgerlichen Rechte der Anderen mit Füßen trat, als auf den Trümmern der Unabhängigkeit ärmerer Grundbesitzer die reicheren und mächtigeren eine drückende Herrschaft gründeten, und nur der Ritter oder Hochgeborene galt und den anderen Ständen das Sklavenjoch auflegte (Seite 18),

da war es wieder die Kirche, welche schützend für die Unterdrückten, strafend gegen die Unterdrücker aufstand, die an der Wiege des Gottmenschen im fernen Palästina Beiden ein gemeinsames Ziel zeigte, diesen zur Erringung des höheren Ruhmes, jenen zur Gewinnung der Freiheit im Geiste wie im Leben. Was kein Reichsoberhaupt den trotzigen Vasallen zu sagen den Muth hatte, das wagte mit edler Freimüthigkeit auf dem Concilium zu Clermont (1095) ein Papst — Urban II. Kühn sprach er den versammelten Rittern und Adeligen in's Angesicht: „Ihr seyd Unterdrücker der Waisen, Berauber der Wittwen, Mörder und Gottesräuber. Fremdes Recht ist Euch nicht heilig. Um Christenblut zu vergießen, tretet Ihr in den Sold der Räuber. Wie die Geier dem Aase, so ziehet Ihr den Kriegen nach. Dieser Weg ist gewiß der verderblichste; denn er entfernt von Gott. Wollt Ihr Eure Seelen retten, so leget ohne Verzug die Waffen eines so strafbaren Soldatenstandes ab, und eilet zur Beschützung der morgenländischen Kirche. Brüder! es ist ein gräuliches Ding, daß Ihr gegen Christen Eure räuberischen Hände ausstreckt; Eure Schwerter gegen Saracenen ziehen, das bringt großes Verdienst. Die Güter unserer Feinde, die Ihr ausbeuten werdet, sind künftig Euer Eigenthum, und Ihr kehret entweder siegreich in Eure Heimat zurück, oder Ihr erlangt, in den Purpur Eures vergossenen Blutes eingehüllt, die ewige Siegeskrone. Dienet einem solchen Feldherrn, dem es nie an Brot, an Sold für seine Krieger mangeln kann, und seyd wegen der Zukunft unbekümmert; denn Diejenigen, welche Gott lieben, werden nie Mangel leiden. Kurz ist der Weg und gering die Arbeit, die Euch eine unverwelkliche Krone verschafft. Mit dem Propheten rufen wir Euch zu: ein Jeder gürte sein Schwert um und sey wacker; denn besser ist es im Kriege umkommen, als die Schmach unseres Volkes und unseres Heiligthumes sehen müssen. Keine Schmeichelei Eurer Frauen, kein Reiz der Güter, die Ihr zurücklasset, darf Euch abhalten, die Reise anzutreten. Wir werden, Moses ähnlich, unsere Hände nie ermüdend zum Himmel empor heben; Ihr werdet furchtlos Eure Schwerter zücken und auf die Amalekiter losstürmen!" — Solche Worte, strafend und ermunternd aus dem Munde des Oberhauptes der Kirche gesprochen, rissen Alles in heiliger Begeisterung mit fort. Die Brust der Ritter erhob seit langer Zeit wieder einmal ein höheres Gefühl, als die Begierde, die Schwächeren zu bedrücken und zu Sklaven zu machen. Sie zogen fort in die Ferne, dem Aufgange der Sonne und des Christenthums

entgegen, und die Abwesenheit der Zwingherren erleichterte das Schicksal ihrer Hörigen und Leibeigenen. Ja, es war diesen Letzteren auch unmittelbare Gelegenheit geboten, ihre menschlichen Rechte wieder zu gewinnen; denn Jeder, der das Kreuz nehmen wollte, durfte ungehindert in den heiligen Krieg ziehen. So übte, in der Hand der Kirche, das Kreuz nach wie vor seine wunderwirkende Kraft; es zerbrach die durch Jahrhunderte geschmiedeten und gehärteten Fesseln des niederen Volkes, es machte Den zum freien Manne, der es ergreifen mochte, und die Leibeigenschaft begann zusammenzuschmelzen vor dem heiligen Zeichen. Unüberwindlich war die Macht der Päpste, so lange sie diese nur zum Heile der Menschheit, zum großen Zwecke geistiger und leiblicher Befreiung anwenden wollten. Als sie aber im Laufe der Zeit über jene Gränzen hinaus zu greifen versuchten, da verließ sie die alte, von oben stammende Kraft, und der Himmel ihrer Siege verfinsterte sich. Schwere Prüfungen mußten dann über die Kirche kommen, daß sie sich wieder reinigte, und einen Theil ihres Gebietes mußte sie verlieren, um zu ihrer wahren Bestimmung zurückgeführt zu werden.

Die Kirche, auf Glauben und Sitte gegründet, die ihre Waffen ausmachten, wachte damals streng über würdevollen Wandel ihrer Diener; sie ermüdete nicht, hierüber immerwährende Nachforschungen anzustellen und, wo es noththat, zu mahnen, zu strafen, zu bessern. Denn die Wirren der Zeit hatten die alte Disciplin untergraben, und das priesterliche Ansehen erschütterte oft sich selbst. Da sendete der römische Stuhl seine Boten aus, um nachzusehen, was und wo es fehle. Nach Oesterreich kam, in gleichem Auftrage, der apostolische Legat, Cardinal Guido. Manches fand er hier zu rügen und umzugestalten, und nach Wien berief er im Jahre 1267 eine Versammlung der Kirchenvorsteher und anderer gelehrten und frommen Männer. Es erschienen, auf seine Ladung, der Erzbischof von Salzburg, der Patriarch von Aquileja, die Bischöfe von Trient, Prag, Passau, Regensburg, Olmütz, Breslau, Freisingen, Brixen und noch andere Kirchenfürsten und hohe Geistliche. In der Pfarrkirche zu Wien wurde Concil gehalten. Es wurden Satzungen entworfen für alle Kirchensprengel, die das salzburgische Erzstift umfaßte; sie betrafen die Kirchendisciplin in vielen Punkten: so von Besorgung des Anstandes der Geistlichen in der Kleidung und ihrer ganzen Lebensweise; von Untersuchungen der Kirchen und der Ordenshäuser; von Entfernung der Geistlichen von aller Unlauterkeit, von

dem Wucher und von Vereinigung mehrer, mit der Seelsorge verbundenen Pfründen in einer Person; von der den Oberen schuldigen Gehorsamsleistung; von der Pflicht, den Ort der Pfründe nicht zu verlassen; von der schuldigen Entrichtung der Zehenten; ingleichen vom Umgang der Christen mit den Juden u. a. m.

Das Christenthum stand seinem Ursprunge noch näher, denn jetzt, und offenbarte sich in den frischen, obschon ungereiften Regungen einer ersten Entwickelung; es war zur Zeit mehr in das Gemüth und die Einbildungskraft, als in den Verstand und das thätige Wollen seiner Bekenner übergegangen. Aeußere Wahrzeichen wurden mit Begierde aufgegriffen; in glänzenden Ceremonien, oberflächlichem Prunke, festlichen Aufzügen berauschte sich der kindliche und bunte Sinn der mittelalterlichen Christen, während er, durch eine Gegenwirkung getrieben, auf der anderen Seite eben so leicht in unnatürlich wilde Zuckungen der Reue, finstere Träume und grausame Selbstkasteiungen versank, die der milde Geist des Christenthums nicht begehrte. Schon Jahrhunderte früher waren Wallfahrten nach entlegenen, durch heilige Denkmale oder Erinnerungen werthen Plätzen, im Brauche gewesen. Auch Kaiser Karl der Große hatte sie begünstigt, und in den folgenden Zeiten wurde ihre Sitte immer allgemeiner. Die Gläubigen, welche aus allen Gegenden Deutschlands, besonders des im Glauben wärmeren südlichen, nach Jerusalem pilgerten, brachten die erste Kunde von der bedrängten Lage der dortigen christlichen Kirche in das Abendland zurück, und den ersten Anlaß zu den nachfolgenden Kreuzzügen (Seite 35). Auch in Oesterreich ließen sich viele Adelige mit dem Kreuze bezeichnen; die Babenbergischen Herzoge verspritzten ihr Blut an den heiligen Orten; Kirchenfürsten und Ministerialen, Bürger uud Volk schlossen sich freudig den frommen Schaaren an. Wem Mangel an Muth oder häusliche Verhältnisse verboten, Theil an dem heiligen Zuge zu nehmen, der pilgerte mindest nach Rom zu den Aposteln Petrus und Paulus, oder nach Spanien zum Apostel Jacobus. Selbst Frauen und Mädchen unterzogen sich den Beschwerlichkeiten solcher frommen Fahrten. Wem weitere Wallfahrten unthunlich waren, der fand auch in seiner Nähe Gnadenorte, wo sein frommer Sinn Erbauung suchen durfte, und Diejenigen endlich, welche Schwäche oder unabwendbare Hinderniſſe ganz an die Heimat fesselten, entschädigten sich durch Prozessionen — meist auffallender und lärmender Art, im Geiste

jener Zeit — nach ihrer Pfarrkirche, oder von da aus nach anderen Kirchen und Kapellen. Begab ſich irgendwo eine ſeltenere religiöſe Feierlichkeit, ſo ſtrömte eine zahlloſe Menge aus allen Gegenden dort zuſammen; es gehörten zu ſolchen ſelteneren Feſten hauptſächlich: die Ankunft, Erhebung oder Umſetzung der Gebeine eines Heiligen, die Einweihung eines Kloſters oder einer berühmten Kirche. — Je engeren und wärmeren Antheil das Volk an heiligen Gebräuchen nahm, eine deſto furchtbarere Waffe, zu ſtrafen oder zu ſchrecken, hatte die Kirche durch das Interdict oder den großen Bann in den Händen. Wenn dieſer harte Spruch der Kirche erfolgte, dann hörte an dem Orte oder in dem Lande, dem er galt, aller Gottesdienſt auf. Die Glocken, die ſonſt die gläubige Menge zur Andacht gerufen, verſtummten, die Kirchen blieben geſchloſſen; alle religiöſen Feierlichkeiten, alle Prozeſſionen, alle Leichenbegängniſſe mit den üblichen kirchlichen Gebräuchen hörten auf, Alles, was ſonſt heilig und ſegenvoll hieß, Kreuze, Gnadenbilder verloren, ſo lange das Interdict währte, ihre Kraft und Weihe; der kirchliche Tod laſtete auf Land und Menſchen. Nur die Taufe neugeborener Kinder und die Reichung des heiligen Abendmahls für Sterbende wurden verſtattet. Meiſt wurde hierbei der, mit der Kirche verfeindete Landesfürſt in ſeinen Unterthanen beſtraft. Dieſes Entbehren jedes kirchlichen und geiſtlichen Troſtes ängſtigte und marterte die Gemüther bis zur Verzweiflung; das Volk wurde dadurch auf das Aeußerſte getrieben, und in früheren Zeiten drohte oft Aufſtand und Empörung, bis dieſe den Fürſten bewog, ſich wieder mit der Kirche auszuſöhnen. Zu ihrem eigenen Nachtheile bedienten ſich die Päpſte dieſer kirchlichen Waffe zu häufig und rückſichtlos, wodurch der ſchreckende Einfluß des Interdicts auf die Gemüther allmälig geſchwächt wurde und an ſeiner Kraft verlor. Ja, nicht ſelten ſah die Geiſtlichkeit eines mit dem päpſtlichen Interdicte belegten Landes die Gefährlichkeit oder Grundloſigkeit desſelben ein, und ließ dasſelbe unverkündigt, oder weigerte ſich, demſelben Folge zu leiſten, ſo, daß es bisweilen kaum zur Kenntniß des Volkes gelangte. So wurde z. B. das gegen den Herzog Leopold den Tugendhaften, wegen ſeines Verfahrens gegen Richard Löwenherz, erfolgte Interdict in Oeſterreich gar nicht verkündigt (S. 64), und auch jenes, wegen des Babenbergiſchen Erbes nach Friedrich's des Streitbaren Tode über Oeſterreich ausgeſprochene wurde, als rein politiſcher Natur, von der

Geiſtlichkeit nur in ſo weit beachtet, je nachdem Letztere, bei den damaligen vielen Factionen, zufällig dieſer oder jener Partei angehörte.

Wie zu entſchloſſenen und glänzenden Thaten, ſo führte der feurige und unerkaltete religiöſe Sinn jener Zeit auch zu Aufopferungen und Entſagungen; wem die Kraft des Handelns und Kämpfens verſagt war, der lernte dafür doch dulden, entbehren. Schon die Zeit der römiſchen Chriſten-Verfolgungen erzeugte Einſiedler. Fromme, doch dem Entſchluſſe des Märtyrertodes nicht gewachſene Chriſten flohen in die Gebirge und in die ägyptiſche Wüſte, dort in gottgeweihter Einſamkeit ihren Glauben übend. Die zunehmende Anzahl dieſer frommen Flüchtlinge führte ſie allmälig in eine andächtige Gemeinſchaft zuſammen, und brachte Ordnung und Regel in das vorherige planlos fromme Leben. Die Klauſen der Einſiedler wurden näher zuſammen gerückt, und die Brüder einer ſolchen Geſellſchaft nun Mönche genannt, weil ſie noch immer einſam wohnten. Noch aber waren ihnen Gelübde, ſtrenger Gehorſam und Zwang unbekannt; einem Jeden ſtand es frei, ſeine Hütte zu verlaſſen und in die menſchliche Geſellſchaft zurückzukehren. Erſt im vierten und fünften Jahrhunderte begannen die Einſiedler ihre Hütten aufzugeben, und, in ein Kloſter zuſammentretend, unter der Aufſicht eines Vorſtehers nach verſchiedenen Regeln zu leben, bis der heilige Benedict durch ſeine Vorſchriften mit dem blos beſchaulichen Leben der Mönche auch ein praktiſch nützliches und thätiges verband. (Seite 15.) Manchen ſchwärmeriſchen Gemüthern genügte die Benedictiniſche Regel nicht; ſie begaben ſich in ein kleines, an die Kirche ſtoßendes Gemach, mit dem Gelübde, dasſelbe nie mehr zu verlaſſen, ihre Lebenstage unter Andacht, Gebet und Kaſteiungen dort zuzubringen. Man nannte ſie Eingeſchloſſene (Inclusos), da ſie, mit geringer Ausnahme, ſich völlig gegen die Welt abſperrten. Auch weibliche Eingeſchloſſene kamen vor, wie z. B. in St. Florian die zu ihrer Zeit durch ihre Viſionen berühmte Wilbirg, welche ſich im Jahre 1248 in einer an die Stiftskirche angebauten engen Zelle einſchließen ließ, und dort über vierzig Jahre verlebte. Krankhafte Schwärmerei trieb es noch weiter. Von finſterer Begeiſterung erfüllt, meinend, der unſterbliche Theil müſſe ſich durch halbe Zerſtörung des irdiſchen verklären, wütheten ſie mit Geißeln und allerlei Martern gegen ihre eigenen Leiber. Es war dies die berüchtigte Secte der Geißler oder Flagellanten. In Italien, zumal in Sicilien, Toscana und im Lombardiſchen, zeigte ſich ihre erſte Spur.

Von dort überschwemmten sie, ihre überspannten Lehren predigend, mehre Theile Frankreich's und Deutschland's. Viele steckte der Schwindel an, und die Rotten der Geißler mehrten sich auf ihren Zügen ansehnlich. Reiche und Arme, Edelleute und Unadelige, Alte und Junge zogen nackt und ohne Schaam durch die Straßen der Städte; Jeder trug eine Geißel, womit er unter Geheul und Weinen, Bußpsalmen singend und die Barmherzigkeit Gottes anrufend, sich bis auf's Blut peitschte. Bei Tage, wie bei Nacht, liefen sie im härtesten Winter zu Hunderten und Tausenden mit brennenden Wachskerzen durch Städte und Dörfer, durch Straßen und Kirchen, daß Wälder und Fluren von ihrem kläglichen Geschrei wiederhallten. Wo sie hinkamen, erstarb die Freude ob des widerwärtigen Anblicks und Jammers; es schwiegen alle musikalischen Instrumente, und die Lieder der Liebe verstummten; man vernahm nur das Geheul der Büßenden. Die Kälteren und Besonnenen bespotteten den Unfug, und nahmen Aergerniß daran; aber gar Viele rührte das blutige Schauspiel und der traurige Ton. Man weinte und war zerknirscht; Feinde eilten sich mit einander auszusöhnen, Räuber und Wucherer das gestohlene und erpreßte Gut zu erstatten; Verbrecher bekannten ihre Unthaten und besserten ihren Wandel. Doch der augenblicklichen frommen Erregung folgte Ekel ob des widerwärtigen Bildes, und die Schaamlosigkeit der nackten Geißler empörte das sittliche Gefühl; auch bedrohte solches Zusammenlaufen überspannter Menschen, großentheils aus der niedrigsten Klasse, die öffentliche Ruhe und Sicherheit. Darum wehrte die Obrigkeit dem schwärmerischen Unwesen, und auch in Kärnten, Krain, Steyer, Oesterreich, Mähren und Böhmen, wohin die Geißler sich um das Jahr 1267 wendeten, sah man sie nicht mit günstigen Augen an, und hinderte ihre Verbreitung. In Baiern brach man ihren Einfluß durch entgegengesetzte Gleichgiltigkeit oder bitteren Hohn, in Polen nahm man ihnen ihre Güter weg, und anderer Orten verfolgte man sie gar mit Feuer und Schwert, bis die Zeit, die sie ausgeboren, sie allmälig auch wieder verschlang.

Das Aufblühen der Städte und eines dritten Standes in Oesterreich zog, neben den ansässigen Bürgern und Handtierern, zugleich ein Geschlecht von Fremdlingen groß, die durch ihre rege Handelsthätigkeit dem allgemeinen Verkehre ungemein nahe standen, ihm erst aufgedrungen, nach und nach aber vollständig in ihn aufgenommen und einverleibt wurden; während ihre

abweichenden Sitten, ihr, in jenen jüngeren Tagen des Chriſtenthums doppelt fühlbares, ſtrenges Feſthalten an uraltem Glauben und Gebrauche, ſie auf der anderen Seite von der Allgemeinheit ſcharf abſchnitten. Zurückgeſtoßen, verachtet, gemißhandelt, und dennoch unwillkürlich gebraucht und geſucht, ſtanden, ehe noch fortſchreitende Bildung und Humanität eine Ausgleichung bewirken konnten, die Juden auf der ſchmalen, ſeltſamen und ſchwankenden Mitte nothwendiger äußerlicher Berührung und ſchroffer innerer Entfremdung. Daß man ihrer bedurfte, empfand man mit Groll, und ſo diente der gegenſeitige Umgang nur, die Abneigung zu mehren und in ſtäte Erinnerung zu bringen, ſtatt ſie zu mindern und vergeſſen zu machen. — Als, unter den Stößen der römiſchen Mauerbrecher, Jehovah's heilige Stadt mit ihrem Tempel in Schutt und Aſche ſank, und der jüdiſche Staat mitten aus einander borſt, prallten, wie von einer ſchrecklichen Exploſion getrieben, die einzelnen Trümmer des zerſprengten Volkes planlos nach allen Seiten und Weltgegenden, in alle Nationen und Stämme ſich eindrängend, ohne ſich ihnen vermiſchen zu wollen. Eine neue babyloniſche Gefangenſchaft, doch anderer Art, begann. Damals hatte die Sklavenfeſſel ein ganzes Volk umſchlungen, den Einzelnen nur im Ganzen gebunden; nun aber die Juden aufgehört hatten, ein Ganzes zu ſeyn, drückte die Feſſel um ſo ſchwerer auf den Einzelnen, und jedem Individuum waren die Leiden eines Volkes aufgebürdet.

Urkundliche Nachrichten über das Vorhandenſeyn von Juden in Oeſterreich reichen bis in die Zeiten der Karolinger zurück; ſo heißt es in der Zoll-, Schifffahrts- und Stapelordnung Ludwig's des Kindes von 906 für Slaven und Baiern, auf der Donau, Traun und Enns: „wer auf die Meſſe der Mährer gehen will, hat einen Solidus vom Schiffe zu entrichten; jüdiſche Kaufleute, woher ſie immer ſeyn mögen, geben den vollen Zoll von Waaren, wie von Leibeigenen," womit ſie, vorzüglich nach Byzanz, ſtarken Handel trieben. Die ſchirmvoigteilichen Rechte des Kaiſers über die Kirchen gaben demſelben, nach der fanatiſchen Vorſtellungsart jener Zeiten, das unbezweifelte Recht, alle Juden — denen man den von ihren Vätern an Chriſtus begangenen Mord als eine ewige Erbſünde anrechnete! — auszurotten und ihr Gut einzuziehen. Zwar nahm man dies als eine bloße Form, doch ließ ſich dieſelbe trefflich zu Erpreſſungen benutzen, und dieſe Anwendung blieb auch nicht aus. Die Kaiſer fanden für

gut, Gnade für Recht ergehen zu laſſen, und die ſämmtlichen Juden blos der kaiſerlichen Kammer, als deren beſondere Knechte (Kammerknechte), zu untergeben. Unter der Regierung Heinrich's IV. findet ſich die erſte Spur eines beſonderen Schutzes, den der Kaiſer allein den Juden verlieh. Für jenen Schutz aber, den ſie nunmehr in ihrer Eigenſchaft als Kammerknechte erlangten, mußten ſie an die kaiſerliche Kammer mehre Arten von Abgaben entrichten. Letztere beſtanden namentlich: in dem dritten Pfennig oder der Kronſteuer, die jedem neugekrönten römiſchen Könige von den Juden zu einer Ehrung gegeben werden mußte, um ihr Leben damit zu löſen; ferner in dem zehnten Pfennig von allem Handelswucher; in der ordentlichen Judenſteuer, einer Schätzung, die der Kaiſer, wo er den Landesherren Juden zu halten erlaubte, ſich öfters zur Hälfte vorbehielt; dann in dem güldenen Opferpfennig, einen rheiniſchen Gulden betragend, den jede, über zwölf Jahre alte Perſon jährlich zu Weihnachten zu entrichten hatte, und endlich in Geſchenken an die Hofbeamten und der Lieferung des Pergaments in die Kanzlei. Man ſieht es der geſuchten und vielnamigen Natur dieſer Steuern an, wie der Fiscus von allen Seiten den Säckel der Juden umlagerte und brandſchatzte, und wie man dieſe durch dergleichen vielfache Laſten mittelbar zum Wucher verleitete, den man auf der anderen Seite ihnen zum Verbrechen machte. Ja, ſelbſt dieſe allerlei Abgaben gewährten dem Juden noch keine Sicherheit für ſein Eigenthum; ſie konnten vielmehr willkürlich erhöht und verändert werden, da nun einmal, nach jenen unbarmherzigen Begriffen, der Juden Leben und ſämmtliches Gut immer in der Gewalt des Kaiſers blieb. Dem gemäß wurden, ſeit den ſächſiſchen Kaiſern, Juden urkundlich verſchenkt, ſelbſt an Kirchen. Die Kaiſer, als unumſchränkte Herren über Leben, Leib und Habe der Juden, konnten allein das Recht vergeben, Juden zu ſchützen und Abgaben von ihnen zu nehmen, und dieſes Recht wurde, wie andere Regalien, von den Kaiſern an Landesfürſten durch Gnade oder Vertrag verliehen.

Oeſterreich erhielt dieſes Recht zugleich mit der Würde eines Herzogthums, durch den großen Fridericianiſchen Freiheitsbrief im Jahre 1156: „Der Herzog von Oeſterreich darf in allen ſeinen Landen Juden und öffentliche Geldausleiher halten, ohne Nachtheil für das Reich.“ (Seite 50.)

Die Kaiſer und Landesfürſten, die in Zeiten plötzlicher Geldnoth bei den Juden auf ſichere Aushilfe im Wege der Güte oder der Gewalt rechnen

durften, fanden es ihrem Intereſſe gemäß, ſie zu ſchützen und ihren Wohlſtand zu begünſtigen, wie ſehr auch die chriſtliche Bevölkerung häufig dagegen eiferte, die Päpſte ſchritten in dem Princip der Duldung ehrenvoll voran; ſie erklärten es für Pflicht, die Juden zu dulden und zu ſchützen, ſie nicht durch Gewalt, ſondern durch Unterricht zur chriſtlichen Religion zu bekehren. Aber weder dieſe milderen Grundſätze der Kirche, noch der kaiſerliche Schutz, vermochten die Juden vor den grauſamen Verfolgungen zu bewahren, die ſie von Zeit zu Zeit unter allerlei Vorwand erfahren mußten, weil man ihnen ihren Reichthum, ihre überwiegende Betriebſamkeit neidete, oft auch mit Grund ihren Wuchergeiſt verdammte. Von Geldverlegenheit oder von der Bürgerpartei gedrängt, verwandelten ſich bisweilen ihre eigenen Schutzherren in ihre Quäler; ein ſeichter Vorwand, eine erlogene Anklage genügte, um ſie auszurauben, oder es vernichtete der Kaiſer aus eigener Machtvollkommenheit plötzlich ihre Forderungen, und ſo konnten die Unglücklichen nur das ihr Eigenthum nennen, was ſie geſchickt zu bergen vermochten. Kreuzzüge wurden gewöhnlich mit Verfolgung und Plünderung der Juden begonnen, da der Pöbel bei dieſen allernächſten Ungläubigen am bequemſten und ſchnellſten ſeine Rechnung finden konnte.

Der aufblühende Handel Oeſterreich's, des Landes glückliche Lage und reiche Quellen förderten frühzeitig den Wohlſtand der dortigen Juden. Doch blieben nun Reibungen um ſo weniger aus, und Herzog Leopold der Glorreiche, dem Wiener Bürgerſtande vor Allem gewogen und ihn bevorzugend, wo er nur konnte, widerſtrebte der Ausbreitung der Juden auf mancherlei Weiſe. Gleichwohl hatten ſchon unter ſeiner Regierung, ſeit dem Jahre 1204, die Juden zu Wien eine Synagoge, vom heutigen Kienmarkt gegen den Salzgries hinab, Häuſer und Bauplätze, den Beginn ihrer nachmaligen Judenſtadt, vom heutigen Judengäßchen, vom hohen Markt gegen die Dreifaltigkeit und von der kleinen Stadtpforte zwiſchen dem Dempflinger- und Gamminger- (jetzt Seitenſtetter-) Hofe, rückwärts des hohen Marktes, gegen den Judenplatz und das heutige Current-, vormals kleine Judengäſſel, bis gegen den großen Thurm des Paſſauer Hofes und hinter Maria-Stiegen fort in's Elend, zum Judenthurm, heute im unteren Arſenal. Wie Leopold's Liebe für die Wiener Bürger den Juden hinderlich und hemmend geweſen, ſo ward Friedrich's des Streitbaren Mißtrauen gegen die Wiener jenem Stamme günſtig und förderlich. Er bewirkte, oder

ließ es geſchehen, daß die Juden ihre beengte Stellung vielfach erweitern durften, und, einmal das Haupt erhebend, ſtrebten ſie mit vorzeitiger Ungeduld höher und weiter. Selbſt in öffentliche Aemter begannen ſie ſich einzudrängen. Doch des Herzogs Zwietracht mit dem Kaiſer, ſeine Aechtung und Vertreibung, hob dieſe ſchnell erworbenen Vortheile eben ſo ſchnell wieder auf. Kaiſer Friedrich II., der ſonſt gegen Andersgläubige freiſinnig und duldſam dachte, und dadurch ſeinen Feinden ſogar den Vorwurf in die Hand gab, er wolle zum Islam oder zum Judenthum übertreten, ließ ſich daher wohl großentheils von perſönlicher Abneigung und vom Widerſpruchsgeiſte gegen die Verfügungen des geächteten Herzogs leiten, als er im Jahre 1237 der Stadt Wien das beſondere Vorrecht verlieh: daß dort die Juden von allen Aemtern ausgeſchloſſen bleiben ſollten, auf daß ihnen jeder Vorwand benommen würde, die Chriſten zu unterdrücken, indem ſie ſelbſt von jeher aus gerechter Strafe zur ewigen Knechtſchaft verdammt ſeyen. Uebrigens milderte, vielleicht durch beſſeres Wiſſen, vielleicht durch jüdiſches Geld umgeſtimmt, Friedrich II. ſchon im folgenden Jahre ſeinen ſtrengen Spruch. Seine aus dem Feldlager zu Brescia erlaſſene Ordnung für die Juden zu Wien, ſeine kaiſerlichen Kammerknechte, athmet einen ungleich milderen Geiſt. — „Die Juden," heißt es darin, „ſollen nicht genöthigt werden, wider ihren Willen Quartiere in ihre Häuſer aufzunehmen. Werden bei ihnen geſtohlene Sachen gefunden, ſo ſollen ſie nach ihrem Geſetze ſchwören, um welchen Preis ſie dieſelben erkauft haben; ſie ſollen dann ihr Geld wieder erhalten, dem Eigenthümer aber das geſtohlene Gut zurückſtellen (eine Begünſtigung, welcher ſich nicht einmal die Chriſten erfreuten, und welche daher für Letztere offenbar drückend war). Keiner unterfange ſich, Judenkinder mit Gewalt oder heimlich zu fangen und zu taufen (ein Fall der ſich häufig wiederholte), bei Strafe von fünfzehn Pfund Goldes an die kaiſerliche Schatzkammer. Begehrt ein Jude freiwillig die Taufe zu erhalten, ſo warte man drei Tage damit, auf daß man ſich genau überzeuge, ob er wirklich um des Glaubens willen, oder wegen einer ihm widerfahrenen Unbild ſein Geſetz verlaſſen wolle. Verläßt er aber das Geſetz ſeiner Väter, ſo wird er auch ihres Erbes verluſtig. Haben Juden noch heidniſche Sklaven, ſo darf ſie, bei Strafe von drei Pfund Silber und Rückerſtattung des Sklaven, Niemand ihnen abtrünnig machen. Ein Jude ſoll nie zur Probe mit dem glühenden Eiſen, noch mit heißem oder kaltem Waſſer verhalten werden, noch

darf man ihn geißeln oder einkerkern, sondern er soll, seinem Gesetze gemäß, nach vierzig Tagen schwören. Appelliren sie in irgend einer Sache an den Kaiser, so muß der Prozeß ruhen. Treten Zeugen wider sie auf, so müssen auch Juden darunter seyn. Entsteht unter den Juden selbst ein Streit, so soll er durch ihre eigenen Vorsteher geschlichtet werden."

Alles ergrimmte, daß der Kaiser gegen die Juden sich so gnädig erwies; der Papst, die Kirchenversammlung zu Lyon und alles rechtgläubige Volk sprachen mit Abscheu davon. Die Juden hatten mit dieser kaiserlichen Verordnung ein eigenes Recht in Oesterreich erhalten; doch reichte dasselbe keineswegs hin, sie zu schützen, und überdies stand es später in der Willkür der Herzoge, dieses Recht zu bestätigen, oder nicht, und diese Bestätigung mußten, wenn sie erfolgte, die Juden immer mit neuen Geldopfern aufwiegen.

Wenn Herzog Friedrich der Streitbare in der Hauptstadt Wien, deren Bürgerstolz er dadurch herabzustimmen strebte, den Juden möglichst freie Hand ließ, so brachte er doch an anderen Orten, wo jene Beweggründe wegfielen, dieses System nicht in Anwendung, und seiner getreuen und geliebten Neustadt versprach er ausdrücklich, den Juden nimmer die Verwaltung eines öffentlichen Amtes zu gestatten, wodurch die Bürger beschwert werden könnten.

In Ungarn hatten unter dem Könige Andreas die Juden die Geldgier des Hofes so wohl benutzt, daß sie sich in entschiedenem Vortheil gegen andere Unterthanen stellten. Diese Vortheile lockten so sehr an, daß selbst unwürdige Christen den Versuch machten, zum Judenthume überzutreten. Darob entstand schreckliche Gährung; der König mußte seine Maßregeln zurücknehmen. Als er aber gleichwohl nicht nachließ, die Juden zu bevorzugen, sprachen die Bischöfe, unter Zuthun des römischen Stuhles, das Interdict über das Reich aus. So bedrängt, schwur der König, die Juden und Araber von den öffentlichen Aemtern zu entfernen. Ihres Schutzes beraubt und dem Hasse des Volkes blosgestellt, flohen die Juden aus Ungarn nach Oesterreich, wo ihr Gold ihnen bei dem Herzoge Friedrich und bei Ottokar ähnliche Begünstigungen erkaufte, dergestalt, daß im Jahre 1257 die Juden als Hofpächter sich sogar zur Würde der Kammergrafen emporschwangen. Vielleicht wandelte dadurch auch hier in Oesterreich einige Christen (dem Namen nach) das Gelüsten an, zum Judaismus überzutreten. Die kirchliche und weltliche Gefahr forderte ein entschiedenes Einschreiten. Als nun gemeldeter Maßen im Jahre 1267 der Cardinal Guido ein kirchliches

Concil in Wien berief, da zögerten die verſammelten Väter nicht, dem Uebel zu ſteuern. „Dem Uebermuthe der Juden" — ſagten ſie — „iſt nicht länger mehr nachzuſehen. Wir geben, hinſichtlich derſelben, kein neues Geſetz, ſondern ſetzen blos frühere Befehle der Päpſte wieder in Kraft. Wir verordnen, daß die Juden, damit man ſie, wie erforderlich, von den Chriſten unterſcheiden könne, ihren gehörnten Hut, den ſie zuvor in Oeſterreich getragen, aber vermeſſentlich abgelegt haben, wieder aufſetzen ſollen, auf daß ſie bei dem erſten Anblick, nach der Anordnung des allgemeinen Concils, von den Chriſten zu unterſcheiden ſind. Läßt ſich ein Jude ohne dieſes Wahrzeichen betreten, ſo verfällt er dem Landesherrn in eine Geldſtrafe. Die Juden haben dem Pfarrer ihres Wohnortes denſelben Vortheil zu leiſten, den er von Chriſten bezöge, wenn dieſe ſtatt der Juden dort wohnten; daher haben Letztere auch von ihren Landgütern den Zehenten zu geben. Die Juden dürfen weder chriſtliche Badſtuben und chriſtliche Weinhäuſer beſuchen, noch chriſtliche Dienſtboten oder Säugammen in ihren Häuſern halten; auch dürfen ſie weder zur Einnahme einer Mauthabgabe, noch zu irgend einem öffentlichen Amte zugelaſſen werden. Hat ein Jude mit einer Chriſtin unkeuſchen Umgang, ſo kann er ſich nur mit mindeſt zehn Mark Silber von ſchwerem Kerker löſen; die Chriſtin aber, welche ſich mit ihm vergangen, wird mit Stöcken durch die Stadt geprügelt, und hinaus geſchafft, ohne alle Hoffnung zur Rückkehr. Den Oeſterreichern oder Pragern wird verboten, Juden oder Jüdinnen zu einem Mahle einzuladen, mit ihnen zu eſſen, zu trinken oder zu tanzen. Kein Chriſt ſoll von den Juden Fleiſch oder andere Lebensmittel kaufen, damit er von ſeinen Feinden nicht vergiftet werde. Es vermeſſe ſich kein Jude, durch ungerechten, übertriebenen Wucher die Chriſten zu benachtheiligen; er müßte ſonſt den Schaden erſetzen. Die Chriſten ſollen nöthigen Falls auch durch Kirchenſtrafen abgehalten werden, mit den Juden Handel zu treiben. Die Landesfürſten werden verpflichtet, den Chriſten um ſolches Anlaſſes willen nicht ungnädig zu ſeyn, ſondern die Juden an einer ſo großen Beeinträchtigung zu hindern. Wird das heilige Sakrament des Altars an jüdiſchen Häuſern vorübergetragen, ſo müſſen daſelbſt Thüren und Fenſter geſchloſſen werden; die Juden müſſen nach Hauſe eilen und ſich verbergen. Gleiches muß geſchehen an jedem Charfreitage. Unterſagt iſt den Juden, mit unwiſſenden Chriſten über Glaubensſachen zu ſtreiten, ſie zum Uebertritte zu verleiten, oder an ihnen die Beſchneidung vorzu-

nehmen, ſie in Krankheiten zu beſuchen und ihnen ärztlichen Beiſtand zu leiſten. Sie dürfen keine neuen Synagogen errichten, ſondern nur die ſchon beſtehenden alten beibehalten, dieſelben auch nicht erweitern, noch verſchönern. Während der Faſtenzeit, wo die Chriſten ſich der Fleiſchſpeiſen enthalten müſſen, dürfen auch die Juden nicht öffentlich Fleiſch nach Hauſe tragen. Die Biſchöfe werden beauftragt, die Juden zur Beobachtung aller dieſer Beſchlüſſe anzuhalten, und ſie, durch Entziehung aller Gemeinſchaft und alles Umganges mit den Chriſten, dazu zu nöthigen. Die Landesfürſten und ihre Obrigkeiten werden, bei Androhung kirchlicher Strafe, ernſtlich ermahnt, die Juden in etwaiger Umgehung jener Vorſchriften ja nicht zu ſchützen oder zu vertheidigen, ſondern genau jenen Beſchlüſſen der Vorſteher der Kirche nachzukommen."

So wurden, je nachdem die Laune der damals noch auf keine feſten Principien gegründeten Geſetzgebung es eben verfügte, die Juden bald auffallend begünſtigt und bevorzugt, bald grauſam gedrückt und jedes Schutzes entkleidet, bald Schritte zu einer unzeitigen und übertriebenen Annäherung gethan, bald mit zelotiſcher Strenge noch mehre der Schranken gezogen, als Glauben und Sitte ohnehin ſchon errichtet hatten. Der Juden Elend fand kein Mitleid; ihr Glück, ihr Reichthum gebar Neid, ihr Wucher Haß. Allerhand Anläſſe wurden erſonnen, ſie zu verfolgen und auszuplündern; häufig mußte die Religion den Vorwand dazu leihen. Bald ſollten — Anklagen, die ja auch in unſerer Zeit, obwohl nicht in unſerem Welttheile, ſich wiederholten — die Juden ein Chriſtenkind geſtohlen und unter gräulichen Ceremonien geſchlachtet, bald Gegenſtände chriſtlicher Verehrung beſpottet und entweiht, oder eine Hoſtie mit Dornen und Meſſern durchſtochen, und in ihr den Leib des Herrn wieder verletzt haben, wie einſt ihre Väter auf Golgatha gethan. In Kloſterneuburg wurde lange eine ſolche Hoſtie gezeigt, bis ein aufgeklärter Prieſter, der Biſchof Bernhard von Paſſau, dem Betruge auf die Spur kam. Zu furchtbaren Verfolgungen und Metzeleien gegen die Juden ließ der ſolches Anlaſſes immer frohe Pöbel ſich durch ähnliche Fabeln hinreißen; leider wird es gar bald Gelegenheit geben, ſolcher Scenen zu gedenken.

Die hier eben geſchilderten Verhältniſſe in ihrer Geſammtheit überblickend, erkennt man leicht, in welcher chaotiſchen Gährung das deutſche Volks- und Staatsleben während des zwölften Jahrhunderts noch begriffen war. Gewaltige Kräfte, wie ſie jede Periode der Entwickelung zu erzeugen

pflegt, ringen allenthalben gegen einander, weniger berufen, einander zu vervollständigen, als einander zu binden und zu zügeln. Es fehlte jener Zeit die tiefere sittliche Seele; mindest vermag dieselbe noch nicht den großen Körper nach allen Seiten hin zu durchdringen, dessen Bewegungen von innen aus zu regeln. Statt ihrer, muß ein gleichsam mechanischer Trieb ihn lenken helfen, und auch dieser nicht sowohl durch Zusammen-, als durch Entgegenwirken der angespannten Federn, nach eigenthümlichen Gesetzen wechselseitiger Abstoßung, die erst später, bei vorschreitender Veredlung, sich zu Gesetzen der Anziehung und Harmonie erheben sollten. Alle Verhältnisse kolossal und übertrieben, stachelig und regellos, wie Formationen einer urweltlichen Schöpfungsepoche. Schroff gesonderte Stände, die einander mißtrauisch und eifersüchtig überwachen, weil ihre ganze gegenseitige Stellung von oben auf Unterdrückung, von unten auf Uebervortheilung gegründet ist; grausame und deshalb um so leichter zu umgehende Gesetze; Willkür der stärkeren Partei; machtloses Fürstenwort; gebrochener richterlicher Einfluß; selbst das Recht nur da herrschend, wo das Recht zugleich die Gewalt; mangelhafte Betriebsamkeit; beschränkte Kunst; einseitiges Wissen; lebhafter, aber schwankender Glaube, voll dunkler Begriffe, ohne klare Ueberzeugung, und darum für den Irrthum eben so leicht gewonnen, wie für die Wahrheit; Trug und Wortbruch, wie in den späteren Zeiten, doch mehr Gewaltthätigkeit dabei, um die Untreue zu bewaffnen; überall selbstsüchtige und widerspänstige Vereinzelung in Kasten, durch welche jede centralisirende Regierungsgewalt, jedes Staatsbürgerthum, Gemeinwesen und Nationalgefühl zur Unmöglichkeit wird, — dies sind die Wahrzeichen und Merkmale jener früheren Jahrhunderte. Kurzsichtige Liebhaberei für das Vergangene, bestochen von dem zufälligen Farbeneffecte der großen, aber auch rauhen und harten Bilder der Vorzeit, hat das Mittelalter bisweilen der Jetztzeit vorziehen wollen. Das heißt so viel, als dem rohen Pflanzenknollen den Preis zugestehen vor der Blüte und der Frucht. Nein, jene ganze Periode des Mittelalters ist Nichts, als ein Uebergang mit gewaltigen Schmerzen und Zuckungen, ein halber Zustand, eine Phase unerläßlicher Weiterentwickelung und deren bloßes Mittel. Hellere Zeiten sollten aus ihrem gährenden Schooße aufsproſſen; sie sind gekommen, und die Bürgschaft ist vorhanden, daß noch hellere und bessere ihnen folgen werden.

Inhaltsverzeichniß.

Vorwort.

Vorgeschichte.

Oesterreich im römischen und barbarischen Zeitraume bis zur Ankunft der Babenberger; von 10 bis 983 n. Chr.

Einleitung. Urzeit. Römerzeit. Noricum und Pannonien, S. 2. — Barbarenzüge, S. 4. — Avarenherrschaft, Frankenherrschaft, S. 6. — Deutsche Verfassung in Oesterreich, S. 7 — Oestliche Mark. S. 8. — Die Magyaren, S. 9. — Wiederherstellung der Mark, S. 10. — Innere Verhältnisse Oesterreich's im römischen und barbarischen Zeitraume. Die Kelten, die Avaren, S. 11. — Das Christenthum. Märtyrer, S. 12. — Irrlehren. S. Severin, S. 13. — Kirchen u. Bisthümer. S. Rupert, S. 14. — S. Bonifacius. Benedictiner. Karl der Große, S. 15. — Wirkungen des Christenthums. Colonisation, S. 16. — Militärverfassung, S. 17. — Pachtverhältniß. Hörigkeit, S. 18. —

Erste Periode.

Oesterreich unter den Markgrafen und Herzogen aus Babenbergischem Stamme, mit Einschluß des Interregnums, bis zum Haus Habsburg, von 983 bis 1282.

Erstes Buch.

Oesterreich unter den babenbergischen Markgrafen und Herzogen; von 983 bis 1246.

Ursprung der Babenberger. Babenbergs Besitzthum, S. 20. — Die Babenberger Fehde, S. 21. — Weitere Schicksale der Babenberger. Leopold der I. der Erlauchte, S. 23. — Babenberg und Habsburg verwandt, S. 24. — Umfang der Ostmark. Eroberung von Melk. Leopold's I. Tod, S. 25. — Heinrich I. der Starke. Die Markgrafenwürde, S. 26. — Erwerbungen. Fehden. S. Coloman, S. 27. — Markgraf Albert I. der Sieghafte. Krieg gegen Ungarn, S. 28. — Erweiterung Oesterreich's. Fortsetzung des Krieges, S. 29. — Markgraf Ernst der Tapfere, S. 30. — Erwerbungen, S. 31. — Leopold der Schöne, S. 32. — Leopold gegen Heinrich IV., S. 33. — Leopolds Tod, S. 34. — Leopold der Heilige. Der erste Kreuzzug, S. 35. — Heinrich's IV. Ende, S. 37. — Die Kaiserkrone, S. 38. — Fehden, S. 39. — Stiftungen. Kloster Neuburg. Heiligenkreuz. Leopold's Tod, S. 40. — Leopold der Freigebige. Erwerbung Baiern's, S. 42. — Leopold des Freigebigen Tod, S. 43. — Heinrich Jasomirgott. S. 44. — Kreuzzug, S. 45. — Baierische Händel, S. 47. — Abtretung Baiern's. Erwerbung Oesterreich's ob der Enns. Herzogthum. Freiheitsbrief, S. 49. — Zug gegen Mailand, S. 52. — Streit mit Rom, S. 53. — Streit mit dem griechischen Kaiser, S. 54. — Herzog Heinrich's Tod. Seine Verdienste. Aufblühen Wien's, S. 55. — St. Stephan. Schottenabtei. Maria-Stiegen. S. 56. — Die alte Burg. Heinrich's Kinder. Leopold der Tugendhafte, S. 57. — Dritter Kreuzzug, S. 58. — Leopold in Palästina. Streit mit Löwenherz, S. 59. — Richard Löwenherz gefangen, S. 61. — Leopold's Tod, S. 64. — Anfall Steyermark's an Oesterreich, S. 65. — Aeltere Geschichte Steyermark's, S. 66. — Friedrich der Katholische, S. 72. —

Leopold der Glorreiche, S. 73. — Zwiespaltige Kaiserwahlen, S. 74. — Kreuzzüge nach Spanien und Palästina, S. 75. — Vermählungen, S. 78. — Heinrich's Empörung, S. 79. — Margaretha's Krönung. Kreuzzug ausgerüstet, S. 80. — Henricianischer Freiheitsbrief, S. 82. — Herzog Leopold als Vermittler, S. 84. — Thronstreitigkeiten in Ungarn, S. 85. — Wien's Erweiterung, S. 86. — Erwerbungen, S. 87. — Leopold als Gesetzgeber, S. 88. — Verdienste um Wien. Leopold des Glorreichen Tod. Sein Lob, S. 91. — Unglücksfälle, S. 92. — Leopold's Familie, S. 93. — Friedrich der Streitbare. Die Kuenringer Fehde, S. 94. — Neues Wappen. Verhältniß zu dem Kaiser, S. 97. — Kriege und Fehden, S. 98. — Vermälungsfeier. Der Kaiser in Deutschland, S. 101. — Krieg in Ungarn, S. 102. — Herzog Friedrich geächtet, S. 104. — Achtsvollstreckung, S. 105. — Wien zur Reichsstadt ernannt, S. 107. — Friedrich's Widerstand, S. 108. — Aufhebung der Acht, S. 111. — Einfall der Mongolen, S. 114. — Neue Kriegsaussichten. Fehden, S. 117. — Kreuzzug gegen die Preußen, S. 119. — Erneuerter Freiheitsbrief. Krieg mit Böhmen, S. 120. — Krieg mit Ungarn. Friedrich's Heldentod, S. 122. — Der Babenberger Ausgang, S. 123.

Zweites Buch.

Das österreichische Zwischenreich bis zum Hause Habsburg, von 1246 bis 1282.

Zwischenreich. Erbansprüche, S. 124. — Premisl Ottokar, Oesterreich's Herzog, S. 132. — Krieg gegen Ungarn, S. 134. — Steyermark von Oesterreich getrennt, S. 136. — Krieg gegen Baiern, S. 138. — Steyermark's Erhebung gegen Ungarn, S. 140. — Neuer Krieg gegen Ungarn, S. 142. — Ottokar's Hauptsieg an der March, S. 144. — Steyermark wieder bei Oesterreich, S. 146. — Ottokar's Ehescheidung und Wiedervermälung, S. 148. — Sein Glanz und Reichthum, S. 149. — Feindseligkeiten mit Baiern, S. 151. — Ottokar erwirbt Kärnten, S. 153. — Stephan's Friedensbruch, S. 155. — Abermalige Fehde mit Ungarn, S. 157. — Rudolf von Habsburg wird röm. Kaiser. Habsburg's Abkunft. Die Alsaciden, S. 160. — Die Aargauer, S. 167. — Die Habsburg, S. 168. — Rudolf von Habsburg, S. 174. — Ottokar's Einrede gegen Rudolf's Wahl, S. 185. — Ausbruch des Krieges, S. 192. — Friede. Ottokar verliert alle Erwerbungen, S. 197. — Folgen des Friedens, S. 199. — Neue Feindschaft zwischen König Rudolf und König Ottokar, S. 203. — Erneuerter Ausbruch des Krieges, S. 206. — Die Schlacht im Marchfelde, S. 208. — König Ottokar's Fall. Sein Charakter, S. 212. — König Rudolf in Böhmen und Mähren, S. 215. — Friede zwischen dem Reiche und Böhmen, S. 217. — König Rudolf in Oesterreich, S. 218. — Allgemeiner Landfrieden, S. 221. — Die österreichischen Lande an Habsburg verliehen, S. 222. — König Rudolf's fernere Wirken, S. 224. — Sein Tod, S. 228.

Innere Verhältnisse während der ersten Periode, vom Ende des zehnten bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Deutschland's Verfassung, S. 231. — Deutschland ein Wahlreich, S. 232. — Herzogthümer und Erblichkeit der Grafschaften, S. 233. — Immunitäten, S. 236. — Ritterschaft, S. 237. — Städte und Bürgerstand, S. 240. — Standesverhältnisse, S. 245. — Quellen und Ausübung des Rechts, S. 247. — Landrecht, S. 248. — Stadtrecht, Städteweſen und Innungen, S. 250. — Grundbesitz. Grundadel, S. 252. — Erbadel, S. 253. — Ritterstand. Hoher und niederer Adel, S. 255. — Adelige Landstände, Bauernstand, S. 257. — Sitten. Gesetzgebung, S. 260. — Künste und Wissenschaften, S. 262. — Landeseinkünfte. Handelsverhältnisse, S. 265. — Maß und Gewicht, S. 271. — Münzwesen, S. 273. — Kriegsverfassung, S. 274. — Kriegführung. Kriegskunst, S. 279. — Rüstung und Bewaffnung, S. 281. — Kriegsmaschinen, Belagerungswerkzeuge u. dgl., S. 283. — Ritter und Ritterthum, S. 285. — Kirchliche Verhältnisse, S. 294. — Einflüsse der geistlichen Gewalt, S. 296. — Concilien, S. 298. — Gottesdienst. Wallfahrten, S. 299. — Interdict, S. 300. — Eingeschlossene. Gerichte, S. 301. — Juden, S. 302. — Rückblick, S. 310.

T

ınd den Legendiſten.

mer

re Romanus»
ciat von Burgund, unter dem
Tön. Chlotar II.
tifterin des Kloſters Hamay,
. 649.

Gesberta,
uſtrien u. Burgund unter den
u. Sigibert III.,
er Seine 640.

Sigfrid,
Graf von Ponthieu.
Gem. St. Berta,
von Blangy.

rzog;
n den Vasconiern 645.
der Vasconiſchen (d. i.
te ſeit ihres Gemals Tode
iennes.

S. Chlothſendis,
ebtiſſin von Mar-
chiennes, † 700.

Euſebia,
Aebtiſſin zu
Ham.

Urſinus
und
Adalſendis.

S. Sigr

S. Leode
Biſchof von A
Staatsmann,
den Hausmeie
678.

Leopold der Glorreiche, S. 73. — Zwiespaltige Kaiserwahlen, S. 74. — Kreuzzüge nach Spanien und Palästina, S. 75. — Vermählungen, S. 78. — Heinrich's Empörung, S. 79. — Margaretha's Krönung. Kreuzzug ausgerüstet, S. 80. — Henricianischer Freiheitsbrief, S. 82. — Herzog Leopold als Vermittler, S. 84. — Thronstreitigkeiten in Ungarn, S. 85. — Wien's Erweiterung, S. 86. — Erwerbungen, S. 87. — Leopold als Gesetzgeber, S. 88. — Verdienste um Wien. Leopold des Glorreichen Tod. Sein Lob, S. 91. — Unglücksfälle, S. 92. — Leopold's Familie, S. 93. — Friedrich der Streitbare. Die Kuenringer Fehde, S. 94. — Neues Wappen. Verhältniß zu dem Kaiser, S. 97. — Kriege und Fehden, S. 98. — Vermälungsfeier. Der Kaiser in Deutschland, S. 101. — Krieg in Ungarn, S. 102. — Herzog Friedrich geächtet, S. 104. — Achtsvollstreckung, S. 105. — Wien zur Reichsstadt ernannt, S. 107. — Friedrich's Widerstand, S. 108. — Aufhebung der Acht, S. 111. — Einfall der Mongolen, S. 114. — Neue Kriegsaussichten. Fehden, S. 117. — Kreuzzug gegen die Preußen, S. 119. — Erneuerter Freiheitsbrief. Krieg mit Böhmen, S. 120. — Krieg mit Ungarn. Friedrich's Heldentod, S. 122. — Der Babenberger Ausgang, S. 123.

Zweites Buch.

Das österreichische Zwischenreich bis zum Hause Habsburg, von 1246 bis 1282.

Zwischenreich. Erbansprüche, S. 124. — Premisl Ottokar, Oesterreich's Herzog, S. 132. — Krieg gegen Ungarn, S. 134. — Steyermark von Oesterreich getrennt, S. 136. — Krieg gegen Baiern, S. 138. — Steyermark's Erhebung gegen Ungarn, S. 140. — Neuer Krieg gegen Ungarn, S. 142. — Ottokar's Hauptsieg an der March, S. 144. — Steyermark wieder bei Oesterreich, S. 146. — Ottokar's Ehescheidung und Wiedervermälung, S. 148. — Sein Glanz und Reichthum, S. 149. — Feindseligkeiten mit Baiern, S. 151. — Ottokar erwirbt Kärnten, S. 153. — Stephan's Friedensbruch, S. 155. — Abermalige Fehde mit Ungarn, S. 157. — Rudolf von Habsburg wird röm. Kaiser. Habsburg's Abkunft. Die Alsaciden, S. 160. — Die Aargauer, S. 167. — Die Habsburg, S. 168. — Rudolf von Habsburg, S. 174. — Ottokar's Einrede gegen Rudolf's Wahl, S. 185. — Ausbruch des Krieges, S. 192. — Friede. Ottokar verliert alle Erwerbungen, S. 197. — Folgen des Friedens, S. 199. — Neue Feindschaft zwischen König Rudolf und König Ottokar, S. 203. — Erneuerter Ausbruch des Krieges, S. 206. — Die Schlacht im Marchfelde, S. 208. — König Ottokar's Fall. Sein Charakter, S. 212. — König Rudolf in Böhmen und Mähren, S. 215. — Friede zwischen dem Reiche und Böhmen, S. 217. — König Rudolf in Oesterreich, S. 218. — Allgemeiner Landfrieden, S. 221. — Die österreichischen Lande an Habsburg verliehen, S. 222. — König Rudolf's ferneres Wirken, S. 224. — Sein Tod, S. 228.

Innere Verhältnisse während der ersten Periode, vom Ende des zehnten bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Deutschland's Verfassung, S. 231. — Deutschland ein Wahlreich, S. 232. — Herzogthümer und Erblichkeit der Grafschaften, S. 233. — Immunitäten, S. 236. — Ritterschaft, S. 237. — Städte und Bürgerstand, S. 240. — Standesverhältnisse, S. 245. — Quellen und Ausübung des Rechts, S. 247. — Landrecht, S. 248. — Stadtrecht, Städteweſen und Innungen, S. 250. — Grundbesitz. Grundadel, S. 252. — Erbadel, S. 253. — Ritterstand. Hoher und niederer Adel, S. 255. — Adelige Landstände, Bauernstand, S. 257. — Sitten. Gesetzgebung, S. 260. — Künste und Wissenschaften, S. 262. — Landeseinkünfte. Handelsverhältnisse, S. 265. — Maß und Gewicht, S. 271. — Münzweſen, S. 273. — Kriegsverfassung, S. 274. — Kriegführung. Kriegskunst, S. 279. — Rüstung und Bewaffnung, S. 281. — Kriegsmaschinen, Belagerungswerkzeuge u. dgl., S. 283. — Ritter und Ritterthum, S. 288. — Kirchliche Verhältnisse, S. 294. — Einflüsse der geistlichen Gewalt, S. 296. — Concilien, S. 298. — Gottesdienst. Wallfahrten, S. 299. — Interdict, S. 300. — Eingeschlossene. Geißler, S. 301. — Juden, S. 302. — Rückblick, S. 310.

Taf

...nd den Legendisten.

...mer

...re Romanus"
...ciat von Burgund, unter dem
...Kön. Chlotar II.
...tifterin des Klosters Hamay,
... 649.

...Gesberta,
...ustrien u. Burgund unter den
...u. Sigibert III.,
...er Seine 640.

...rzog; ...n den Vasconiern 645. ... der Vasconischen (d. i. ...te seit ihres Gemals Tode ...iennes.	Sigfrid, Graf von Ponthieu. Gem. St. Berta, von Blangy.

...S. Chlothsendis, ...ebtissin von Mar- ...chiennes, † 700.	Eusebia, Aebtissin zu Ham.	Ursinus und Adalsendis.

S. Sigr...

S. Leode...
...schof von A...
...aatsmann,
... Hausmeie...
678.

Geschichte Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von

Dr. **Hermann Meynert.**

Zweiter Band.

Geschichte

Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatslebens,

von den

Römern bis auf die neueste Zeit.

Von

Dr. Hermann Meynert.

Zweiter Band.

Mit einem Stahlstich.

Pesth.

Verlag von Conrad Adolph Hartleben.

1844.

Geschichte Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

Zweiter Band.

Mit einem Stahlstiche.

PESTH.

Verlag von Conrad Adolph Hartleben.

1844.

Inhaltsverzeichniß.

Zweite Periode.

Oesterreich unter der Dynastie Habsburg, von Albrecht I. bis zu Ferdinand's I. Theilung mit seinem Bruder Karl; von 1282 bis 1522.

Erstes Buch.

Oesterreich unter Albrecht I.; von 1283 bis 1308.

Albrecht's I. Fehde mit Baiern. Salzburgische Fehde, S. 2. — Kärnten kommt an Tirol. Verhältnisse zu Ungarn, S. 7. — Fruchtlose Belehnung mit Ungarn, S. 9. — Herzog Albrecht und die Wiener, S. 10. — Krieg mit Ungarn, S. 13. — Spannung in Steyermark, S. 15. — Offener Aufstand daselbst, S. 16. — Fehde mit Steyer, Salzburg und Baiern, S. 18. — Albrecht's vereitelte Königswahl, S. 20. — Krieg gegen das Habsburgische Eigen, S. 22. — Unterwerfung des Wildoners, S. 23. — Heunburger Fehde in Kärnten, S. 24. — Friedensschluß, S. 25. — Der Salinenstreit mit Salzburg, S. 27. — Krankheit des Herzogs und Gerücht seines Todes, S. 29. — Abermalige Fehde mit Salzburg, S. 30. — Aufstand der mißvergnügten österreichischen Ministerialen, S. 32. — Bewältigung des Aufstandes, S. 34. — Tod Heinrich's von Artmont. Beilegung der Salzburger Fehde, S. 36. — Aussöhnung zwischen Herzog Albrecht und König Wenzel, S. 39. — Bündniß gegen König Adolf, S. 40. — Ausbruch des Krieges, S. 43. — Fortgang desselben, S. 47. — Die Entscheidungsschlacht, S. 48. — Adolf's Tod und Albrecht's Sieg, S. 50. — Albrecht's abermalige Erwählung, S. 51. — Belehnung der Söhne Albrecht's mit den österreichischen Landen, S. 53. — Bündniß mit Frankreich, S. 54. — Raubburgen gebrochen, S. 55. — Albrecht's Zusammenkunft mit dem Könige von Frankreich, S. 56. — Herzog Rudolf in Oesterreich, S. 57. — Verschwörung der Kurfürsten gegen K. Albrecht, S. 58. — Dessen siegreicher Kampf gegen die Verschworenen, S. 63. — Unterwerfung der Verschworenen und Frieden, S. 65. — Tod des K. Andreas von Ungarn, S. 66. — K. Albrecht's Gefahr in Holland, S. 67. — Dessen Aussöhnung mit dem Papste, S. 68. — Feindschaft und Krieg mit Böhmen, S. 69. — Friede mit Böhmen und Baiern, S. 73. — Erledigung des böhmischen Thrones durch K. Wenzel's III. Tod, S. 75. — Herzog Rudolf zum Könige von Böhmen erwählt, S. 77. — Sein Tod, S. 78. — Folgen davon, S. 80. — Krieg um Böhmen's Krone, S. 81. — Johann Parricida, S. 83. — K. Albrecht's Ermordung, S. 85. —

Zweites Buch.

Oesterreich unter den Söhnen König Albrecht's I. bis zum Tode Friedrich's des Schönen; von 1308 bis 1330.

Wirkung von K. Albrecht's Tode, S. 88. — Friede mit Böhmen, S. 90. — Heinrich von Luxemburg zum röm. Könige erwählt, S. 91. — Blutrache an den Mördern K. Albrecht's, S. 92. — König Heinrich's Ungunst gegen Oesterreich, S. 94. — Versöhnung K. Heinrich's mit den Herzogen von Oesterreich, S. 96. — Aufstand in Oesterreich, S. 98. — Krieg mit Baiern, S. 100. — Johann von Luxemburg König von Böhmen, S. 102. — Friede mit Kärnten, S. 103. — Landesnoth, S. 104. — Feindschaft mit Herzog Ludwig wegen der

Vormundschaft in Baiern, S. 106. — Kaiser Heinrich's VII. Tod, S. 107. — Friede mit Herzog Ludwig, S. 108. — Zwiespältige röm. Königswahl H. Friedrich's und H. Ludwig's, S. 109. — Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen K. Friedrich und K. Ludwig, S. 112. — Aufstand der Thalgemeinden, S. 113. — Schlacht bei Morgarten, S. 114. — Fortsetzung des Krieges gegen K. Ludwig und dessen Anhänger, S. 116. — Entscheidungsschlacht bei Mühldorf, S. 121. — K. Friedrich und sein Bruder Herzog Heinrich in der Gefangenschaft K. Ludwigs, S. 123. — Herzog Heinrich's Befreiung, S. 125. — Vergebliche Versuche zur Befreiung König Friedrich's, S. 126. — Mißlungene Schritte zu Ludwig's Entthronung, S. 127. — Dessen Bedrängniß, S. 128. — Friedrich's Befreiung durch den Trausnitzer Vertrag, S. 130. — Seine Rückkehr in die Gefangenschaft, S. 132. — Gemeinschaftliche Regierung Friedrich's und Ludwig's, S. 133. — Herzog Leopold's Tod, und Folgen desselben, S. 135. — Herzog Otto's Anmaßung, und Krieg wider seine Brüder, S. 137. — König Friedrich's Tod, S. 139.

Drittes Buch.

Die Regierungszeit Herzog Albrecht's II. des Weisen; von 1330 bis 1358.

Herzog Albrecht II., S. 140. — Seine Lähmung durch Gift, S. 141. — Herzog Otto's Rüstungen gegen Kaiser Ludwig, S. 142. — Friede zwischen Kaiser Ludwig und den Herzogen von Oesterreich, S. 143. — Anwartschaft auf Kärnten, S. 145. — Kaiser Ludwig's Abfall von dem Bunde, S. 146. — Krieg mit Böhmen, S. 147. — Friede in Oesterreich, 148. — Erbfolgestreit um Kärnten, S. 149. — Belehnung der Herzoge von Oesterreich mit Kärnten und Tirol, S. 150. — Krieg mit Böhmen um das kärntnische Erbe, S. 151. — Neuer Krieg mit Böhmen, S. 152. — Friede zu Enns, und dauernde Erwerbung Kärnten's, S. 153. — Verbot der Zweikämpfe. Juden, S. 156. — Heuschrecken. Herzog Otto's und seiner Söhne Tod, S. 157. — Herzog Albrecht's Regierungsthätigkeit. Wiener Handfeste, S. 158. — Tiroler Wirren, S. 159. — Bündniß mit Böhmen, S. 160 — Herzog Albrecht's Krankheit, S. 161. — Wahl eines römischen Gegenkönigs. Kaiser Ludwig's Tod. König Karl IV., S. 162. — Herzog Albrecht als Vermittler, S. 163. — Erdbeben. Geißler, S. 164. — Judenverfolgung, S. 165. — Friede mit dem Patriarchen von Aquileja. Unruhen in Oberschwaben, S. 166. — Krieg gegen die Eidgenossen, S. 167. — Fehden österreichischer und böhmischer Edlen, S. 171. — Herzog Albrecht's Hausgesetz, S. 172. — Gränzfehde, S. 173. — Herzog Albrecht's Großmuth gegen Basel, S. 174. — Sein Tod, S. 175.

Viertes Buch.

Die Regierungszeit Herzog Rudolf's IV.; von 1358 bis 1365.

Herzog Rudolf IV., S. 176. — Ungeldordnung, S. 177. — Bau der St. Stephanskirche, S. 178. — Käufe. Bündnisse, S. 179. — Anwartschaft auf das Erbe von Tirol. Bündniß mit den Grafen von Würtemberg, S. 180. — Fehde gegen Aquileja, S. 181. — Titelanmaßungen. Belehnung, 183. — Feldzug gegen Aquileja, S. 184. — Anwartschaft auf Görz, S. 185. — Die Grafen von Schaumberg, S. 186. — Herzog Rudolf's Bündniß wider den Kaiser, S. 187. — Erwerbung Tirol's, S. 188. — Tiroler Händel, S. 189. — Herzog Rudolf's Uebernahme der Regierung in Tirol, S. 191. — Aussöhnung mit dem Kaiser, S. 192. — Verträge, S. 193. — Frieden mit Baiern. Hausgesetz. Maßregeln innerer Verwaltung. Begünstigung der Städte, S. 194. — Wiener Stadtordnung, S. 195. — Letzter Vertrag mit Margaretha Maultasch, S. 197. — Stiftung der Wiener Hochschule, S. 198. — St. Stephan zu einer Collegiatkirche erhoben, S. 199. — Krieg in Friaul, S. 200. — Herzog Rudolf's Tod, S. 202. —

Fünftes Buch.

Oesterreich unter Rudolf's Brüdern, den Herzogen Albrecht III. und Leopold III., bis zu Albrecht's Tode; von 1365 bis 1395.

Herzog Albrecht III., S. 203. — Vertrag mit Aquileja. Herzog Albrecht's Vermälung, 04. — Neuer Erbvertrag mit Böhmen. Passauer Fehde, S. 295. — St. Stephan. Die

Erwerbung von Freiburg, S. 206. — Waffenstillstände. Frieden mit Baiern, S. 207. — Trieſter Krieg. Geldnoth, S. 208. — Judenverfolgung. Herzog Leopold's Kreuzzug in Preußen, S. 209. — Verhältniſſe der herzoglichen Brüder zu einander, S. 210. — Krieg mit Venedig, S. 211. — Herzog Albrecht's zweite Heirat. H. Wilhelm's Verlobung mit Hedwig von Ungarn. Fehde mit Coucy, S. 213. — Neuer Vertrag zwiſchen Albrecht und Leopold. Wiederausbruch des Krieges mit Venedig, S. 214. — Herzog Albrecht's Preußenfahrt, S. 215. — Zwieſpältige Papſtwahl, S. 217. — Herzog Leopold erhält die Landvoigtei in Schwaben. Neue Verträge zwiſchen Albrecht und Leopold, S. 218. — Ländertheilung, S. 219. — Herzog Albrecht's Krieg mit dem Grafen von Schaumberg, S. 220. — Erweiterung der Wiener Univerſität, S. 221. — H. Leopold übernimmt die Herrſchaft von Treviſo. Krieg mit Padua, S. 222. — Treviſo wieder verloren, S. 224. — Erwerbung von Trieſt. Schwyzer Angelegenheiten, S. 225. — Schlacht bei Sempach, S. 226. — Herzog Leopold's Heldentod. H. Albrecht's Vertrag mit Leopold's Söhnen, S. 228. — H. Albrecht's weiteres Wirken als Alleinregent, S. 229. — Sein Tod, S. 230. —

Sechstes Buch.

Oeſterreich unter den Söhnen Albrecht's III. und Leopold's III. bis zu Herzog Wilhelm's Tode; von 1395 bis 1406.

Erbfolgeſtreit, S. 231. — Vertrag zwiſchen Herzog Albrecht und H. Wilhelm, S. 232. — H. Albrecht's Pilgerfahrt nach Jeruſalem. König Wenzel's Entſetzung, S. 233. — Vertrag zwiſchen K. Rupprecht nnd H. Leopold. Des Letzteren Zug gegen Mailand, S. 234. — Erbvertrag mit Ungarn. Räubereien und Gerawn, S. 235. — Spannungen unter den Herzogen, S. 236. — Belagerung von Znaim, S. 237 — H. Albrecht's Tod. H. Friedrich's Krieg mit Appenzell, S. 238. — Bündniß mit Böhmen, S. 239. — Feindſchaft mit Ungarn, S. 240. — Herzog Wilhelm's Tod, S. 241.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände Oeſterreich's im vierzehnten Jahrhunderte.

Sitten, S. 241. — Kleidertrachten, S. 243. — Spiele. Wiſſenſchaften und Künſte, S. 245. — Ritterthum, S. 248. — Turniere und Ritterſpiele, S. 252. — Rüſtung und Kriegsweiſe, S. 254. — Ritterthum. Früheſte Anwendung des Schießpulvers, S. 257. — Wirkungen der Pulvererfindung, S. 261. — Frauendienſt. Geſelligkeit. Hoffeſte, S. 264. — Volksſinn und Beluſtigungen, S. 267. — Ketzer, S. 270.

Siebentes Buch.

Oeſterreich nach Herzog Wilhelm's Tode, unter dem Herzoge (Könige) Albrecht V. (II.) und unter den Söhnen Herzog Leopold's, bis zu König Albrecht's Tode; von 1406 bis 1439.

Einmiſchung der Stände, S. 273. — Verwaltung, S. 274. — Vertrag zwiſchen Leopold und Ernſt wegen der Vormundſchaft, S. 275. — Mähriſche Räuber, S. 276. — Landfrieden, S. 277. — Bruderkrieg der Herzoge Leopold und Ernſt, S. 278. — Ausſöhnung und Frieden. Neue Spannung, S. 280. — Hinrichtung der Wiener Rathsmänner, S. 281. — Wiederausbruch des Krieges, S. 282. — Unterhandlungen. Friedensſchluß, S. 284. — Erneuerte Erbverbrüderung mit Böhmen. Herzog Friedrich's Zwiſt mit dem Erzbiſchofe von Trient, S. 286. — Fehde mit Heinrich von Rotenburg, S. 287. — Beruhigung Tirol's, S. 288. — Sigmund von Ungarn wird römiſcher König. Münzverordnung. Sectirer, S. 289. — Seuche, S. 290. — Herzog Leopold's IV. Tod. Herzog Albrecht's V. Regierungsantritt, S. 291. — Seine Verlobung mit der Erbin von Ungarn. König Sigmund's Schiedsſpruch, S. 292. — Herzog Albrecht's Gerechtigkeitspflege. Beendigung der Walſee'ſchen Fehde, S. 294. — Kirchenſpaltung, S. 295. — Concilium zu Konſtanz, S. 296. — Prozeß und Hinrichtung des Johann Huß, S. 297. — Papſt Johann XXIII. und das Concil, S. 300. — Des Papſtes Flucht, S. 301. — Herzog Friedrich im Kirchenbanne und in der Reichsacht, S. 302. — Seine Unterwerfung, S. 303. — Er entflieht von Konſtanz und verfällt abermals in Kirchen- und

Gedruckt bei J. P. Sollinger in Wien.

Zweite Periode.

Oeſterreich unter der Dynaſtie Habsburg, von Albrecht I. bis zu Ferdinand's I. Theilung mit ſeinem Bruder Karl; von 1282 bis 1522.

Erſtes Buch.

Oeſterreich unter Albrecht I.; von 1282 bis 1308.

Auf welche Weiſe, nach den Wirren des Interregnum's, nach der Beſiegung des hohen Ottokar, nach der bedenklichen Doppelherrſchaft zweier Gebieter, Oeſterreich zuletzt durch König Rudolf's Entſcheidung den 1. Juni 1283 in die Hände ſeines Sohnes Albrecht, als nunmehrigen Alleinherrſchers, ungetheilt und erblich gegeben ward, haben wir geſehen.

Nicht ſo ſchnell war, mit der neuen Ordnung der Dinge, der Parteigeiſt und der innere Hader beſchwichtigt, welche während ſo lange ſchwankender Herrſchaft und in der Verworrenheit der Verhältniſſe Platz gegriffen; nicht ſo ſchnell die fremde Habſucht beruhigt, die nach dem herrlichen Babenberg'ſchen Erbe getrachtet, und es ſich jetzt ſo unerwartet entgangen ſah. Herzog Albrecht's Charakter war ſtark genug, mit Erfolg gegen ſolche Gefahren anzukämpfen, doch nicht ſchmiegſam, nicht gemäßigt genug, ſie einzuſchläfern oder zu begütigen. Ihm fehlte das herzgewinnende Weſen ſeines Vaters, deſſen weiſe Geduld und Nachgiebigkeit in Nebendingen, wodurch er in Hauptſachen Sieger blieb. Albrecht's Art war ſtreng' und ſchroff, durchgreifend ohne Rückſicht, unbeugſam in Schwierigkeiten, und oft verletzend im Gelingen. Voll Mißtrauen auf die Treue der Länder blickend, drängte er ihnen ſeine mitgebrachten Fremdlinge auf, begabte dieſe mit Würden und Einfluß, und ſetzte die Eingeborenen zurück. Das warf Eiferſucht und Zwietracht unter die Bevölkerung, förderte das Mißvergnügen der Einheimiſchen und den Uebermuth der Fremden. Rudolf's mildes und zweckmäßiges Walten wurde ſchmerzlich vermißt; die Nachbarn

aber unterließen nicht, zu ſchüren und anzureizen, denn Jeden grollte die getäuſchte Hoffnung auf Oeſterreich's Beſitz. Böhmen hatte ſeine Niederlage und den Verluſt der öſterreichiſchen Lande noch nicht verſchmerzt. Ungarn, durch Ottokar um Steyermark gebracht, und darum thätig bei deſſen Sturze, hatte bisher nur Rache, aber keinen Erſatz gefunden, und blickte noch immer begierig auf die entrungene Provinz. Baiern aber verharrte theils heimlich, theils offen, bei ſeiner feindlichen Politik gegen Oeſterreich; mit ihm begann der erſte Streit.

Herzog Albrecht verlangte 1283 die Städte zurück, welche ſeine mit Otto, dem Sohne des Herzogs Heinrich von Baiern, vermält geweſene und ſeit einem Jahre verſtorbene Schweſter, Katharina, ihrem Gemale als Pfand der Mitgabe zugebracht hatte. Der Baiernherzog verweigerte die Rückgabe. Vielleicht waren auch Gränzverletzungen von Seite der Baiern dabei im Spiele, oder man verſtand ſolche unter jener Weigerung. Anlaß genug für den reizbaren und ſtreitfertigen Albrecht. Er ſammelte ſeine Truppen, und ſchlug ſein Lager bei Wels. Herzog Heinrich rückte ihm von Braunau bis Zell entgegen. Auf Albrecht's Seite ſtand der Erzbiſchof Friedrich von Salzburg; doch ehe noch der Kampf begann, vermittelte Letzterer, unterſtützt von den Biſchöfen von Paſſau und Regensburg und dem Grafen Mainhart von Tirol, den Frieden. Die näheren Bedingungen desſelben ſind unbekannt. Albrecht entließ ſeine ſteyermärkiſchen Truppen; aber mit den zurückgebliebenen Mannen aus Oeſterreich überfiel und nahm er die zu Räubereien benutzten Schlöſſer Tannenberg und Falkenſtein, und zwang dem Konrad von Sommerau die Geſchenke König Rudolf's, Freinſtein und Warnſtein, ab, angeblich als dem Landesherrn eigenthümlich und zugehörig.

Ernſthafter und länger war die Fehde, in welche der Herzog Albrecht ſich mit Salzburg verwickelte. Der Abt Heinrich von Admont ſtand bei dem Könige Rudolf, wie bei dem Herzoge Albrecht, in großer Gunſt. Jener hatte ihn zum Landſchreiber, dieſer gar zum Landeshauptmann in Steyermark erhoben, und er benutzte ſeinen Einfluß ſowohl für ſeine Willkür, wie für ſeine Kaſſe. Der Erzbiſchof Friedrich von Salzburg, ein getreuer Anhänger Habsburg's, war im Jahre 1284 geſtorben; ſein Nachfolger ward Rudolf von Hoheneck. Zwar war dieſer ehemals des Königs Rudolf Kanzler geweſen, und man hegte deshalb Hoffnung, daß er die befreundeten

Verhältnisse mit dem Hause Habsburg fortsetzen werde; aber des neuen Kirchenfürsten Habsucht und Strenge vereitelte diese Erwartung. Seine Unterthanen wurden hart bedrückt, und selbst benachbarte Fürsten verletzte sein hochfahrender Sinn. Auch die Abtei Admont hatte Ursache, über seine Bedrückungen zu klagen; der Abt Heinrich, auf des Herzogs Gunst pochend, erhob Widerrede, und reizte dadurch den Erzbischof, noch weiter zu gehen. Es waren zwei harte Gemüther, die sich hier an einander rieben, und auf Nachgeben war von keiner Seite zu rechnen. Der Abt, immer mehr bedrängt, ging zuletzt an den König, der sofort seinem Sohne, dem Herzoge Albrecht, auftrug, Admont als Voigt in pflichtschuldigen Schutz zu nehmen. Der Herzog, durch den Abt Heinrich dem Erzbischofe bereits abgeneigt gemacht, fand erwünschte Gelegenheit, denselben zu drängen. Anfangs verabredete man gütliche Auseinandersetzung. Der Herzog führte Beschwerde, daß der Erzbischof auf vogteilichem Admonter Boden die Stadt Radstadt angelegt; daß die österreichische Forderung an Weisseneck, welches Ottokar als steyermärkisches Lehen stets inne gehabt, ohne Berücksichtigung geblieben; daß Salzburg sich die Vogtei über Berchtoldsgaden und Nunberg angemaßt, die nur den Herzogen zustehe, und daß der salzburgische Dienstmann, von Goldeck, auf herzoglichem Boden Stetteneck gebaut habe. Der Erzbischof wollte seine bestrittenen Gerechtsame vertheidigen, und schickte dieserhalb Beauftragte nach Wien. Man konnte sich nicht vereinigen, und eine nochmalige Unterredung wurde in Neustadt angesetzt, doch fruchtlos, wie die erste. Worüber Zwei nicht einig wurden, das sollte ein Dritter schlichten. Der Bischof Leopold von Seckau wurde zum gemeinsamen Schiedsmanne ernannt; doch sein Ausspruch gefiel, wie beinahe vorauszusehen, Keinem von Beiden, und Jeder unternahm Etwas, so den Andern verletzte. Von Steyermark aus suchte der Erzbischof noch einmal eine Aussöhnung zu bewirken; aber der Herzog bestand durchaus auf Abtretung der Festung Weisseneck. Die Gesandten hatten bittere Worte über den Abt Heinrich fallen lassen, der dafür den Herzog noch unnachgiebiger stimmte. Dieser erklärte den Krieg. Im ersten Zorne darüber, vermaß sich der Erzbischof: „er wolle lieber im eigenen Blute schwimmen, als dem Herzoge nachgeben.“ Als aber wieder ruhigere Besinnung eintrat, sah er mit einigem Erschrecken das große Wagniß an, in das er sich durch Krieg mit dem mächtigen Herzoge stürze. Er that neuerdings friedliche Schritte, indem er das streitige

Stetteneck dem früheren Schiedsmanne, Leopold von Seckau, auf ſo lange zur Bewahrung übergab, bis der Lehenträger, von Goldeck, erwieſen haben würde, daß er nicht vom Erzbisthum, ſondern vom Herzogthume Steyermark belehnt worden ſei. Der Biſchof von Seckau aber überlieferte das anvertraute Schloß Stetteneck vertragswidrig dem Herzoge. Ueberdies ließ Albrecht, um Radſtatt im Schach zu halten, Ennsburg erbauen, und ſetzte daſelbſt den Dietrich von Strettwich als Burggrafen ein, der, auf Abt Heinrich's Geheiß, oftmals raubend in das ſalzburgiſche Gebiet einfiel. Auch machte der Abt ſeinem Gegner, dem Erzbiſchofe, mehre Lehensleute abwendig, die ſich fortan unter öſterreichiſchen Schutz begaben. Der Erzbiſchof wandte ſich nach Rom, und erwirkte eine Bulle, die den Abt, für ſeine Widerſetzlichkeit gegen ſeinen geiſtlichen Vorgeſetzten, mit dem päpſtlichen Banne bedrohte. Darauf ſich ſtützend, ſchrieb der Erzbiſchof auf den 5. November 1288 einen großen Kirchenrath nach Salzburg aus, und liſtete den verſammelten Vätern die Unterſchrift der von ihm entworfenen Statuten ab, bevor ſie dieſelben noch geleſen. Es hieß darin: daß, bei Vermeidung des Kirchenbannes, kein Geiſtlicher ein weltliches Amt bekleiden dürfe, und der Abt Heinrich wäre alſo dadurch genöthigt geweſen, ſeine Stelle als Landeshauptmann von Steyermark niederzulegen. Mit vermehrter Erbitterung eilte dieſer von dem Concilium hinweg nach Wien zu ſeinem Gönner, dem Herzoge Albrecht, ſchilderte dieſem in grellen Farben jene gehäſſige Maßregel des Erzbiſchofs, und riß den Herzog zu feindſeligen Schritten hin. Seine Truppen mußten gegen Salzburg rücken. Doch auch der Erzbiſchof Rudolf war nicht müßig. Er ließ durch ſeine Soldaten die Beſitzungen des Abtes von Admont furchtbar heimſuchen, ließ die Ennsburg nehmen und verbrennen, Stetteneck ſammt dem feſten Thurme von Steinach zerſtören, und das ganze Ennsthal mit Feuer und Schwert verwüſten. Der Herzog übte ſchnelle Vergeltung. Alle Güter des Erzbiſchofs nahm er in Beſchlag, beſetzte deſſen Schlöſſer, und warf ſich, nach beſchwerlichen Märſchen, mit ſeinem Heere dem Feinde entgegen, der im vollen Anzuge gegen Rottenmann war. Er forderte von dem Erzbiſchofe eine Schlacht oder den Rückzug. Der Kirchenfürſt verlor bei dem Anblicke der gerüſteten Feindesſchaar den Muth und entfloh. Herzog Albrecht, ergrimmt über des Gegners Verwüſtungen, vergalt mit gleicher Münze. Frieſach erſtieg er mit ſtürmender Hand, zerbrach die Mauern und verbrannte die Stadt auf allen Seiten.

Viele wehrloſe Menſchen fanden ihren Tod in den Flammen. Nur des Schloſſes ſchonte er und beſetzte es mit ſeinen Oeſterreichern. Einen andern Haufen ſeiner Truppen entſendete er gegen Vanſtorf. Die Bürger, den Lichtmeßtag 1289 gottesdienſtlich begehend, ſtürzten bei der Annäherung der Feinde auf die Wälle und Mauern, und leiſteten mannhaften Widerſtand. Doch endlich mußten ſie der Gewalt weichen. Den Bewohnern gab man Pardon; doch die Mauern und fünf Thürme des Ortes wurden niedergeriſſen, und eine öſterreichiſche Beſatzung zog ein. Herzog Albrecht's Zorn war noch nicht geſtillt; er hätte gern die Rache noch weiter getrieben, aber die Noth drängte ihn, ſeine Waffen gegen den unruhigen Grafen Johann von Güns zu kehren. Beide Theile hatten einander Uebles genug gethan; der gemeinſame Verluſt ſtimmte verſöhnlich. Die Biſchöfe von Paſſau, Freiſingen und Seckau, auch Herzog Albrecht's fromme Gemalin, Eliſabeth, vereinigten ihre Bemühungen, um dem grauſamen Vertilgungskampfe ein Ende zu machen. In Wels kamen der Herzog Albrecht und der Erzbiſchof Rudolf perſönlich zuſammen. Die Herzoge von Baiern und die genannten Biſchöfe, nebſt denen von Regensburg und Chiemſee, traten als Schiedsrichter auf. Von Wels ward der Friedens-Congreß nach Linz verlegt; der Herzog wie der Erzbiſchof verpflichteten ſich eidlich, den Ausſpruch der Schiedsrichter auf das Genaueſte zu erfüllen. Als aber der Herzog in dieſem Ausſpruche auch die Bedingung begriffen fand, daß er Weiſſeneck dem Erzbiſchofe zurückſtellen, auch denſelben nicht hindern ſolle, den Beſchlüſſen des Salzburger Conciliums gemäß, mit ſeiner untergeordneten Geiſtlichkeit zu verfahren — ein Punkt, der natürlich den Abt Heinrich verloren gegeben hätte — und dieſer Abt nun mit Vorſtellungen, ja, mit Drohungen ihm zuſetzte, da verlor der Herzog allen Gleichmuth, riß im Zorne die Siegel der Schiedsrichter von der Urkunde, und eilte ohne Abſchied fort nach Wien. Die Kriegsgräuel, die man beendigt geglaubt, brachen von Neuem herein. Der Abt Heinrich, unverſöhnlich in ſeinem Grolle gegen den Erzbiſchof, machte demſelben noch mehre ſalzburgiſche Vaſallen abſpänſtig, daß ſie ihm ihre Treue verſagten und ſich unter öſterreichiſchen Schutz ſtellten. Um ſo leichter drang nun des Herzogs Feldhauptmann, Ulrich von Kapelen, auf erzbiſchöflichem Gebiete vor; er ſengte und raubte das ganze Lavantthal entlang, verbrannte Reißberg, St. Andreä und Stein ſammt dem Thurme zu Voitsperg; der Schaden der Verwüſtung belief ſich auf

zehntausend Mark Silbers. Der Erzbischof griff in seiner Noth zu geistlichen Waffen, und belegte den Herzog mit dem Banne, dessen Folgen aber Letzterer durch eine Appellation nach Rom vorbeugte. Das allgemeine Elend betrübte die Seele der gottesfürchtigen Elisabeth, der Gemalin Herzog Albrecht's; sie bewog den Herzog, in neue Unterhandlungen zu willigen. Eine Zusammenkunft in Wien ward (1290) beschlossen, der Erzbischof Rudolf freundlich dazu eingeladen und ehrenvoll empfangen. Als aber derselbe, wie wohl billig, Erfüllung jener Bedingungen forderte, die man früher in Linz ihm feierlich zugesichert, der Herzog dagegen nicht von jenen Forderungen abstehen wollte, die er bei der Neustädter Zusammenkunft von dem Erzbischofe angesprochen, da war es wieder um Frieden und Freundschaft geschehen, welche zu hintertreiben der Abt Heinrich ohnedies Alles aufbot. Dieser setzte, den Abmahnungen Elisabeth's und mehrer herzoglichen Räthe zum Trotz, seine gehässigen Anschläge durch, und verblendete den Herzog dergestalt, daß dieser, der Pflichten des Gastrechts uneingedenk, den Erzbischof, der freiwillig zu ihm gekommen, mit Gewalt in Wien festhielt. Vergebens waren die Einwendungen des Kirchenfürsten. Er mußte endlich, um sich aus der Gefangenschaft zu lösen, alle Bedingungen zugestehen, die man ihm aufdrang, mußte sowohl die Beschlüsse des Conciliums von Salzburg, als auch den in Linz geschlossenen Friedensvertrag für ungiltig erklären und die Urkunden davon vernichten, ferner die Schlußentscheidung seines Streites dem Könige überlassen, und bis zu dessen Spruche dem Herzoge das Schloß Weissenek überantworten. Als dieser erzwungene Vertrag unterzeichnet war, begleiteten der Bischof von Chiemsee und der Kapeler den gebeugten Erzbischof nach Salzburg, um über genaue Erfüllung jener Punkte zu wachen. Dort mußte in der Domkirche, im Beiseyn mehrer Domherren und Ministerialen, der Erzbischof die Original-Documente des Salzburger Concils und des Linzer Friedensvertrages ausantworten; die Siegel davon nahm der Bischof von Chiemsee an sich, die Documente selbst zerriß der Kapeler. Als der demüthigende Act vorüber war, eilte der zerknirschte Erzbischof nach Erfurt zum Könige Rudolf, um diesem sein gekränktes Recht zu klagen. Doch der listige und geschäftige Abt Heinrich, den der Herzog nebst Ulrich von Kapelen und Ulrich dem Prueschänk nach Erfurt sendete, um daselbst Oesterreich's Gerechtsame gegen Salzburg zu wahren, verdarb dem Erzbischofe auch hier das Spiel, und nahm den König wider

ihn ein. Ein dem Erzbiſchofe ungünſtiges königliches Privilegium, welches, mit Beſeitigung des Erzbisthums Salzburg, dem Herzog von Oeſterreich und Steyermark die Voigtei über das Kloſter Admont zuſprach, ließ den Erzbiſchof keinen vortheilhaften Ausgang hoffen. Gram und vielleicht noch andere Umſtände zogen ihm den Tod zu; während er am 1. Auguſt 1290 in Erfurt das Hochamt hielt, wurde er vom Schlage gerührt und ſtarb nach zwei Tagen. Allgemein ging die Rede, der Abt Heinrich habe den Erzbiſchof durch einen ſeiner Diener, den er beſtochen, mittels eines vergifteten Schuhes aus dem Wege räumen laſſen.

Während jenes Salzburger Streites, der ſo gewaltſamen Verlauf und ſo tragiſchen Ausgang hatte, wurde ein für Oeſterreich wichtiger Act vollführt. Als im Jahre 1282 der König Rudolf mit den von Ottokar entnommenen Provinzen ſeine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, belehnt hatte, war dieſen, ungeachtet der Einwilligung aller Wahlfürſten, das Herzogthum Kärnten nicht mit übergeben worden; denn der König hatte dieſes Land ſeinem treuen Anhänger, dem Grafen Mainhart von Tirol, als Lohn aufopfernder Dienſte zugedacht. Doch war ihm zu ſolcher Verleihung die Einwilligung der Kurfürſten nöthig. Sie erfolgte, und der König konnte nunmehr ſich ſeines Dankes entledigen. Doch ſtellte er, um ſeinen Sohn Albrecht zu ſichern, demſelben eine Urkunde aus, des Inhalts: „daß des Grafen Mainhart Belehnung mit Kärnten demſelben keine Rechte auf Krain und die windiſche Mark geben ſolle.“ Sodann ertheilte der König auf dem Reichstage zu Augsburg am 1. Februar 1286 das Herzogthum Kärnten, nachdem ſeine Söhne darauf Verzicht geleiſtet, dem Grafen Mainhart als Reichslehen. Zwar beſagte die Urkunde nicht ausdrücklich, daß, bei einem dereinſtigen Ausgange der männlichen Nachkommenſchaft des Grafen Mainhart, Kärnten wieder an das Haus Oeſterreich zurückfallen ſolle, doch ward dies allgemein ſo verſtanden; möglich auch, daß dieſer Zuſatz in einem beſondern Inſtrumente feſtgeſtellt wurde. So waren auch dieſe Verhältniſſe beſtens geordnet, jeder Anſpruch im Umfange ſeines Rechtes befriedigt, und Anlaß zu künftigen Mißverſtändniſſen und Streitigkeiten vermieden.

In eigenthümliche Verwickelungen gerieth der Herzog Albrecht hinſichtlich ſeiner Stellung zu Ungarn, das unter der Regierung des ſchwachen und ausſchweifenden Ladislaus argen Verwirrungen und inneren Unruhen anheimfiel. Der widerſpänſtige Graf Johann von Güns, zu doppeltem

Uebermuthe gereizt, ſeit ſein eigener König 1284 ihn vergeblich mit Waffengewalt zu bezwingen verſucht hatte, ſtreifte ungeſtraft im Lande umher, und fiel oftmals raubend und verheerend in Oeſterreich ein. Der Abt Heinrich von Admont, von unzeitiger Begierde verblendet, auch als Feldherr zu glänzen, ſtellte ſich im Ennsthale dem Räuber entgegen, ließ ſich durch des Grafen Kriegsliſt in einen Hinterhalt locken, und entkam mit Mühe dem Gemetzel, in welchem ſeine Leute erlagen. Die Schmach zu rächen, ließ der Herzog Albrecht ſeinen Feldhauptmann, Hermann von Landenberg, mit einem Heerhaufen, größtentheils aus Schwaben beſtehend, gegen Pernſtein aufbrechen. Doch die ſchwere deutſche Bewaffnung und Fechtweiſe erlag der leichten und beweglichen Art der Ungarn. Umzingelt und von den Pfeilſchüſſen des Feindes hart mitgenommen, ſah Landenberg keinen andern Ausweg vor ſich, als ſich mit dem Reſte ſeiner Truppen zu ergeben. Der Herzog Albrecht mußte, durch den Augenblick gedrängt, und beſonders auch durch die Händel mit Salzburg in Schach gehalten, ſeinen Zorn verbeißen, und, weil es nicht anders ſeyn konnte, ſchloß er durch den Grafen Haug von Taufers zu Haimburg ſogar einen Frieden mit dem verwegenen Johann, in welchem ſich beide Theile gegenſeitige Hilfe wider Alle, außer das deutſche Reich, zuſicherten. Keinem war es Ernſt mit dieſem Vertrage. Der raubgierige Johann wiederholte gar bald ſeine Streifzüge nach Oeſterreich und Steyermark, und der Herzog gewann dadurch Anlaß zur erwünſchten Fehde. Mit fünfzehntauſend Mann ſtürmte er im Jahre 1289 gegen den Grafen von Güns heran, belagerte Martinsdorf, das durch zwei Vettern des Grafen vertheidigt wurde, ſchlug den zum Entſatze heranrückenden Johann hinweg, und eroberte die Feſtung, nahm im ſchnellen Siegeslaufe St. Margarethen, Eckendorf, Chobotsdorf, Rehents und Slawunich, legte überall Beſatzungen ein unter anhänglichen Befehlshabern, brach Prukaveld, und erſtieg Altenburg mit ſtürmender Hand. Zur Erntezeit kehrten zwar ſeine Vaſallen, beſorgter für ihre Felder, als für ihren Kriegsruhm, nach Hauſe zurück, doch nur, um im Frühjahre wieder zu den, mittlerweile durch Kärntner und Baiern verſtärkten Schaaren des Herzogs zu ſtoßen. Noch war das ſtark befeſtigte Güns zu bezwingen übrig geblieben. Um den wichtigen Platz entbrannte auf beiden Seiten ein wüthender Kampf, durch fürchterliche Grauſamkeiten noch fortwährend angeſchürt. Der erbarmungsloſe Graf Johann ließ fünfhundert gefangenen Soldaten Hände und Füße

abhauen, meinend, dadurch die Belagerer abzuſchrecken. Doch die unmenſchliche That brachte die entgegengeſetzte Wirkung hervor, und ſtachelte den Kriegsmuth der herzoglichen Schaar zum grimmigſten Rachgefühle. Mit erneuter Anſtrengung ſetzte ſie dem Platze zu; doch die Belagerten wehrten ſich mit der Kraft der Verzweiflung, und ſelbſt Weiber wagten ſich auf die Mauern, mit Feuerbränden, kochendem Waſſer und Steinhagel die Feinde überſchüttend. Endlich ſiegte die zornige Ausdauer der Deutſchen und die Wucht ihrer Kriegsmaſchinen, vor deren unabläſſigen Stößen die Mauern von Güns zerborſten. Die Stadt wurde erobert, und ein Friede geſchloſſen, deſſen Aufrechthaltung Albrecht um ſo leichter erzwingen konnte, da die Burgen und die Ländereien ſeiner Gegner großentheils in ſeiner Hand waren.

Der König Ladislaus hatte Nichts gethan, um ſeine Vaſallen vor den rächenden Waffen Oeſterreich's zu ſchützen; vielmehr freute er ſich, Jene, über die er mit eigener Kraft Nichts vermocht, durch fremde Gewalt gedemüthigt zu ſehen. Da erſchlugen drei Kumanen im Juli 1290 den kraftloſen König. Mit ihm ſtarb die gerade Linie des Arpad'ſchen Herrſcherſtammes aus.

Immer hatte Albrecht's Eroberungsluſt mit Verlangen auf Ungarn hingeblickt; da nun der König Ladislaus kinderlos in ſein Blut dahinſank, mehrten ſich ſeine Hoffnungen. Er eilte nach Erfurt zu ſeinem königlichen Vater, und beſtürmte dieſen mit Bitten, Ungarn als ein heimgefallenes Reichslehen zu erklären und ihn damit zu belehnen. Väterliche Zärtlichkeit und Rückſicht auf Vermehrung der Habsburg'ſchen Hausmacht bewogen den König, darauf einzugehen. Man nahm zum Vorwande, daß König Bela IV., gedrängt von der großen mongoliſchen Gefahr, dem Kaiſer Friedrich II. angetragen habe, das ungariſche Reich von ihm als Lehen zu nehmen, wenn er ihm gegen die Mongolen beiſtehen wolle. Der Beiſtand blieb aber damals aus, weil der Kaiſer ſich zu ſehr von den italieniſchen Angelegenheiten beſchäftigen ließ, und ob auch ohne Erfüllung dieſer Bedingung Ungarn ſich als deutſches Lehen betrachtet hatte, ließ ſich nicht mehr genau entſcheiden. Doch ſetzte der König dies als ausgemacht voraus, und belehnte am 31. Auguſt 1290 ſeinen Sohn, den Herzog Albrecht, mit Ungarn. Die Belehnung führte jedoch zu keinem Zwecke; denn noch beſtand eine Arpad'ſche Seitenlinie, und der aus derſelben entſproſſene Andreas, genannt der

Venetianer, trat nach dem Tode des Ladislaus als rechtmäßiger König von Ungarn auf, und behauptete, wie wir nachmals sehen werden, standhaft den Thron.

Wien hatte noch im Jahre 1278 vom Könige Rudolf ein Privilegium als freie Reichsstadt erhalten; die dortigen Bürger sollten ihrem unmittelbaren Herrn, dem deutschen Könige, keine andere Abgabe, als blos ein freiwilliges Geschenk, zu entrichten haben, auch zu keinem Kriegsdienste genöthigt seyn, der länger währte, als von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Die damaligen Verhältnisse zu Ottokar hatten räthlich gemacht, sich durch ähnliche Begünstigungen der Treue der Wiener zu versichern. Als später der Herzog Albrecht mit Oesterreich belehnt wurde, hätte dieses Privilegium, seiner Natur nach, der landesherrlichen Bestätigung bedurft, wenn Wien nicht wieder in sein früheres Verhältniß der österreichischen Städte zurücktreten sollte. Doch die Wiener waren nicht gemeint, jenes Privilegium so gutwillig zu opfern, und ihre freie Reichsstadt wieder in eine gewöhnliche Landstadt verwandeln zu lassen, und der, ob der Schwaben Bevorzugung mißvergnügte, österreichische Adel schürte nach Kräften die Unzufriedenheit der Bürger. Der Pöbel, bei jedem Zwiespalte seine Rechnung findend, schloß sich, ohne eigentlichen Zweck, doch der Bewegung schleunigst an. Es fielen Drohworte und Spottreden; einzelne Haufen rotteten sich in den Straßen zusammen, das Hofgesinde schmähend, und die Schuster vermaßen sich in toller Ruhmredigkeit, den Burggraben mit ihren Leisten ausfüllen zu wollen, und so bis zur Residenz des Herzogs zu dringen. Doch wollte man es zuerst im friedlichen Wege versuchen; die Bürger schickten Abgeordnete an den Herzog, Aufrechthaltung der durch seine Vorfahren der Stadt verliehenen Privilegien zu fordern, im Nichtgewährungsfalle aber ihm den Gehorsam aufzukündigen, drohend, ihre Rechte bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Der Herzog, kaltblütig und unerschrocken, wie immer, ließ ihnen zurücksagen, daß er ihre Drohungen verachte, und daß in Gewalt Nichts von ihm zu erlangen sey. Die Einreden einiger kleinmüthigen Räthe änderten Nichts an seinem Entschlusse; denn wenn er sich jetzt Zugeständnisse abnöthigen lasse, so würden die Bürger bald mit noch keckeren Forderungen hervortreten. Ehe man sich's versah, verließ er seine Residenz zu Wien, und bestieg mit seinen Dienern den Kahlenberg, die einstige Burg der Babenberg'schen Markgrafen. Von dort entbot er seine

Mannen, und bald hatte er ein Heer beisammen, um mit dem Schwerte auf der Wiener Anstinnen zu antworten. Er schloß die Hauptstadt ein, schnitt ihr alle Zufuhr ab, und bewachte streng' die Donau, damit auch zu Wasser keine Lebensmittel dahin gelangen könnten. Theurung und Mangel traten sofort in der abgesperrten Stadt ein. Der Pöbel, Anfangs so schnell in seiner Kampfeshitze, war, als der Hunger sich fühlbar machte, eben so schnell mit dem Friedensschlusse bei der Hand. Die Aermeren schrien die Reichen und Mächtigen, denen sie vorher so dienstwillig bei'm Bruche mit dem Herzoge gewesen waren, mit bitteren Vorwürfen an: Lebensmittel sollten herbeigeschafft werden, oder man möge sich mit dem Herzoge vertragen, damit die Noth ein Ende habe. Sie drohten sogar, die Leiter des Aufstandes bei'm Kopfe zu nehmen und dem Herzoge auszuliefern. Konrad der Breitenfelder brachte durch allerhand Vorspiegelungen den Pöbel auf kurze Zeit zur Ruhe. Doch, als der Hunger immer unerträglicher ward, und nirgend die verheißene Hilfe kam, da brach das Volk mit verdoppelter Wuth hervor, und nur dem Bemühen der Priester gelang es, Blutvergießen zu hindern. Aber die Häupter des Aufstandes mußten geloben, zum Gehorsame zurückzukehren und innerhalb sechs Tagen die Verzeihung des Herzogs zu erhalten. Widrigen Falls wurden sie von dem Volke bedroht, gebunden der Rache des Herzogs überliefert zu werden. Man kannte des Herzogs strengen Sinn, und hatte darum nicht den Muth, sich unmittelbar an ihn zu wenden. Seine sanftere Gemalin ersah man zur Vermittlerin. An sie wurde der Abt zu den Schotten gesendet, und gern unterzog sie sich dem Geschäfte der Versöhnung. Sie erwirkte den Abgeordneten der Stadt sicheres Geleit durch drei Tage und drei Nächte, um zu kommen und des Herzogs weitere Befehle zu vernehmen. Man erbot sich ihm zu weit größeren Abgaben, als den bisherigen, doch versah man sich der Bestätigung der älteren Privilegien der Stadt. Aber der Herzog bestand vielmehr auf Auslieferung der Urkunden jener Privilegien; auch forderte er, daß an zweien Stellen, gegenüber den Burgthoren, die Ringmauern der Stadt niedergerissen werden müßten; binnen drei Tagen sollten diese seine Befehle in Vollzug gesetzt seyn. Diese strengen Bedingungen erweckten Bestürzung in der Stadt; mehre der Vornehmsten bezeigten Lust, den Widerstand gegen den Herzog fortzusetzen, und schlugen vor, Diejenigen, denen es an Lebensmitteln fehle, sollten die Stadt verlassen, und sich Nahrung suchen, wie und wo sie möchten. Der herzlose

Plan ſetzte die Aermeren in neuen Zorn, und es wäre den Reicheren übel ergangen, hätten ſie, von der Noth gedrängt, nicht eidlich eingewilligt, den Befehlen des Herzogs ſich zu fügen. Abgeordnete gingen auf den Kahlenberg, um den Herzog zur Gnade zu ſtimmen und ihn mit der Hauptſtadt auszuſöhnen. Die Privilegien Wiens wurden verleſen, und welche derſelben dem Herzoge mißfällig, oder dem landesherrlichen Einkommen nur im Mindeſten nachtheilig waren, die wurden insgeſammt zerriſſen; nur die unbedeutenderen Urkunden erhielten die Wiener zurück. Diejenigen vom Adel, welche die Hauptſtadt bei ihrem Widerſtande unterſtützt hatten, mußten jetzt Zeugen der Demüthigung derſelben ſeyn. Die Stadtrichter, die übrigen Magiſtratsperſonen und die Bürger durch ihren Ausſchuß, ſchworen dem Herzoge den Eid der Treue, bekannten in einer Urkunde vom 12. Februar 1288, daß nicht das Reichsoberhaupt, ſondern der Herzog ihr wahrer Herr ſey, wiederholten den ihm und ſeinen Erben geſchworenen Unterthaneid, und gelobten ihm, unverletzte Treue zu beobachten, weder heimliche noch öffentliche Bündniſſe, Verſchwörungen oder Zuſammenkünfte zu veranſtalten, oder denſelben beizuſtimmen. Fiele neuerdings dergleichen vor, und es gelangte zu ihrer Kenntniß, ſo würden ſie es dem Herzoge anzeigen. Neun Tage ſpäter mußten die Wiener in einer nochmaligen Urkunde feierlich auf alle Privilegien verzichten, ſo ihnen vom Könige Rudolf verliehen worden. Im Einvernehmen damit, erklärte auch der König Rudolf alle ſeine, der Stadt Wien vor zehn Jahren verliehenen Vorrechte als aufgehoben und außer Kraft geſetzt, und erließ am 26. April an ſämmtliche Bewohner Oeſterreich's, hohen und niederen Standes, einen Befehl, daß ſie ſeine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, nach dem Inhalte der feierlichen Belehnungsurkunde, für ihre eigentlichen Herren und Herzoge anſehen, und ihnen vollſtändigen Gehorſam leiſten ſollten; die dem Könige und dem Reiche geleiſteten Schwüre ſollten als erloſchen gelten. Von einigen Häuptern des Aufſtandes in Wien, ſo auch von Konrad von Breitenfeld, ließ ſich der Herzog noch beſondere, mit der Unterwerfungs-Urkunde Wiens gleichlautende Reverſe ausſtellen.

Albrecht's vollſtändiger Sieg über Wien und die harte Demüthigung der Stadt ſtellten im Lande wenigſtens den Schein der Ruhe her. Die hohen Miniſterialen und Vaſallen, welche die Bürger zum Widerſtande verlockt, doch erſt die Erfolge davon hatten abwarten wollen, ehe ſie ſelbſt etwas Entſcheidendes unternähmen, traten eingeſchüchtert zurück. Doch

gaben sie darum ihre Plane für die Zukunft nicht auf; denn die Bevorzugung der vom Herzoge Albrecht eingeführten Fremden nährte fortwährend ihren Groll. Auch war ihnen die strenge Gerechtigkeit des Herzogs und seines Vaters unbequem, welcher Letztere schonungslos das Raubritterwesen bekämpfte, viele Edle, die sich damit abgaben, hart bestrafte, so z. B. das Schloß Marsbach im oberen Mühlviertel, von wo aus, dem Landfrieden zum Trotz, allerlei Plackereien ergingen, dem Reiche verfallen erklärte und es seinem Sohne Albrecht verlieh. Auch die Freigebigkeit, womit der König und sein Sohn Diejenigen belohnten, welche sich ihnen in entscheidenden Augenblicken besonders treu erwiesen hatten, erregte bei den Anderen Neid und Mißvergnügen. So ließ z. B. der König Rudolf seinem muthigen Anhänger, dem Ulrich von Kapelen, als ähnliche Belohnung und zugleich als Ersatz für eine ältere Anleihe, das Gut Pottendorf im unteren Mühlviertel einräumen, und der Herzog Albrecht räumte dem Heinrich von Walsee, zur Entschädigung für eine größere Schuld, gar die Stadt Freistadt, die Riedmarch sammt dem Landgericht, und alles Dasjenige ein, was zur Grafschaft Machland gehörte. Solche Gnaden und Auszeichnungen sahen die Uebrigen im Lande mit scheelen Augen an, und die Unzufriedenheit wucherte fort, ihrer Gelegenheit harrend.

Am 15. Juli 1291 sank König Rudolf in die Gruft. Er hatte mit weiser Umsicht geeinigt, was durch Ungunst getrennt gewesen, auf der anderen Seite aber mit Kraft und Entschiedenheit aus einander gehalten, was sich nur aufsuchte, sich zu bekämpfen. Zu kurz war seine Regierung gewesen, um diese heilsame Stellung schon zum dauernden Zustande machen zu können, und als, vom Tode gelähmt, seine kraftvolle Hand los ließ, rollte fast Alles wieder in die alte Verworrenheit zurück. Es war ihm nicht gelungen, seinen Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger auf dem deutschen Throne bestimmt zu sehen; denn die Stände fürchteten Albrechts herrischen Sinn, dem sein Wille als Gesetz galt. Ja man schien vielmehr nur auf den Tod des alten Königs gewartet zu haben, um von allen Seiten dem Grolle gegen Albrecht Luft zu machen und offen gegen ihn aufzutreten.

Auch gegen Ungarn gestalteten sich die Verhältnisse wieder ernster, dort hatte, nach mancherlei Hindernissen, Andreas den Thron der Arpaden bestiegen. Er gedachte dankbar des Herzogs Albrecht, der, nachdem fremde Verrätherei den Andreas in seine Hand geliefert, denselben, ungeachtet seiner eigenen Plane auf den ungarischen Thron, würdig behandelt und gegen die Nachstellungen des

Ladislaus geschützt hatte. Aber treu seinem, bei der Thronbesteigung geleisteten Schwure, die Gränzen des Reichs nach Kräften zu wahren und, was während der kraftlosen Regierung des Ladislaus davon abgerissen worden, wieder zurück zu bringen, begehrte Andreas jetzt in gemäßigtem Tone von Albrecht die Räumung jener Ortschaften, welche, seit der Besiegung des Grafen Johann von Güns, von der Mühr bis zu den weißen Bergen oberhalb Preßburg und jenseits Tyrnau, noch immer in der Oesterreicher Händen waren, im anderen Falle mit Waffengewalt drohend. Albrecht verlangte vorher vollständigen Ersatz für allen, durch die Günser Grafen ihm zugefügten Schaden. Die ungarischen Gesandten meinten dagegen, jener Schaden sey durch die lange Benutzung dieser Ortschaften und deren Einkünfte hinlänglich ersetzt, und da Albrecht sich nicht fügte, kündigten sie ihm die Freundschaft ihres Königs auf. Albrecht sah die Gefahr voraus, und säumte nicht, ihr zu begegnen. Seine allzeit fertigen schwäbischen Söldlinge raffte er eilends zusammen; aus Steyermark führten ihm der Abt Heinrich von Admont, Hartneid von Wildon, die Stubenberge, die Pettauer, die Stadecker, Otto von Liechtenstein und Emmerberg Mannen zu; auch vom österreichischen Adel stellten sich Viele ein. An der Leitha wurde gelagert. Indessen sendete Andreas ein Heer von achtzigtausend Ungarn, Kumanen und Walachen über die Gränze; sie nahmen die befestigten Plätze Haslau und Rohrau, rückten auf Klein-Neusiedel und schlugen in dortiger Nähe, auf dem Königsberg, ihr Lager auf. Der Herzog fühlte sich so zahlreichen Feinden nicht gewachsen; am wenigsten durfte er es im freien Felde mit ihnen wagen. Er beschränkte sich auf die Vertheidigung Wien's. Das offene Land war den gräulichen Verwüstungen der Ungarn preisgegeben, die fünf Tage lang furchtbar sengten und plünderten, dann bis Schwechat vorrückten, durch volle sechs Wochen die Hauptstadt berannten, und bis nach Neustadt in die Gebirge hinein wüsteten. Dennoch wäre es ihnen schwer geworden, sich lange in dem ausgeraubten Lande zu halten, und der König Andreas, unnützer Verheerung Feind, entschloß sich, noch einmal den Frieden anzubieten. Es begannen Unterhandlungen. Des Herzogs Starrsinn war durch den erlittenen Schaden erweicht, sein Stolz durch des Feindes gütliches Entgegenkommen befriedigt. So zeigten sich jetzt beide [illegible] [illegible]hriger, denn zuvor. Man kam überein, das ungarische Heer solle [illegible]g durch Bevollmächtigte eine Friedensurkunde abgefaßt [illegible]menkunft auf freiem Felde in dortiger

Nähe, zur Vollziehung vorgelegt werden. Albrecht hatte, laut des Vertrags, alle Schlösser und Ortschaften zurückzustellen, welche er seit dem Kriege mit den Grafen von Güns noch in Ungarn besetzt gehalten; doch sollten, um künftige Streifzüge nach Oesterreich zu hindern, die Schlösser des Grafen Johann von Güns geschleift werden. Alle, seit fünfzehn Jahren von beiden Theilen gemachten Gefangenen sind freizugeben, und keine Zölle zu errichten, die den Handel der beiden Länder benachtheiligen könnten. — Den Oesterreichern sowohl, wie den Steyerern, erschien dieser Vertrag unvortheilhaft; doch dem Herzoge leuchtete die Nothwendigkeit ein, und er beschwor ihn, zumal seine Absichten auf die römische Königskrone ihm noch besonders den Frieden mit Ungarn wünschenswerth machten. Eine feierliche und aufrichtig gemeinte Aussöhnung und Verbindung der beiden Fürsten folgte dem Friedensschlusse, und brüderlich schieden sie von dannen.

Der Krieg hatte die Kasse des Herzogs empfindlich geschmälert, und doch war ihm bei der bevorstehenden Königswahl Geld jetzt nöthiger, denn je. In Oesterreich durfte er kaum auf Etwas rechnen; denn der Adel war ihm wenig geneigt, und das Land durch den Einfall der Ungarn ausgesaugt und verarmt. In Steyermark hoffte er mehr; daher zog er nach Gratz und ging die versammelten Ministerialen um eine außerordentliche Geldhilfe an. Doch auch hier stand nicht Alles, wie es stehen sollte. Das Ueberheben der Schwaben ward den Steyerern bedenklich, der letzte Friede mit Ungarn hatte nicht ihren Beifall; auch für ihre Landesfreiheiten besorgten sie von Albrecht's herrischer Denkart Gefahr, und vor Allem war ihnen ihr Landeshauptmann, der argliſtige und ränkesüchtige Abt Heinrich von Admont, ein Dorn im Auge. In der Gefahr hatten sie dem Herzoge treulich beigestanden und keine Bedingungen gestellt; nun aber die Gefahr vorüber war, baten sie den Herzog geziemend: er wolle ihnen die Handfesten und Privilegien Herzog Ottokar's Kaiser Friedrich's und König Rudolf's bestätigen, was er, obschon seit acht Jahren ihr Herzog, bisher noch immer unterlassen. Der Herzog antwortete ausweichend, und der Abt von Admont, wie auch der Marschall von Landenberg, stimmten ihn gegen der Steyerer Begehr. Da kündigten ihm Letztere durch ihren Sprecher, den Bischof von Seckau, den Gehorsam auf, auf den Grund ihrer Handfesten, auch der neuesten, 1277 vom König Rudolf ertheilten, die dem steyerischen Adel die Freiheit zusprachen, keinem Herzoge gehorchen zu dürfen, der des Landes Privilegien nicht bestätige. Unter bitteren Worten

trennte man ſich. So glomm Zwietracht und Mißvergnügen rings um den Herzog, und von üblen Rathgebern geleitet, folgte er nur dem Rufe der Herrſchſucht und Willkür, die Liebe der Seinigen opfernd, die allein ihn ſtark machen konnte in ſo verhängnißvoller Zeit und unter ſo bedenklichen Umſtänden, welche überall ſich aufthürmten.

Auch die ſalzburgiſchen Verhältniſſe, die ſo viel Streit und Hader erregt, waren noch nicht geordnet, obſchon der Erzbiſchof Rudolf, dem es hauptſächlich gegolten, durch Gram oder Gift aus dem Wege geräumt war, und der Herzog ſich im Beſitze jener Vortheile wußte, die man durch Liſt und Gewalt dem Verſtorbenen abgerungen hatte. In Salzburg ſchritt man zur Wahl eines neuen Erzbiſchofs. Das Kapitel ſtimmte für den jungen Herzog Stephan von Baiern, Herzog Heinrich's Sohn, weil es durch einen Kirchenfürſten aus ſo mächtigem Hauſe ſich gegen ähnliche Bedrückungen zu ſichern glaubte, wie der vorige Erzbiſchof hatte erleiden müſſen. Sowohl das baieriſche Haus, wie auch die Biſchöfe von Paſſau und von Regensburg verwendeten ſich bei dem römiſchen Stuhle eifrig für dieſe Ernennung. Aber der Papſt, theils aus Rückſicht für den damals noch lebenden König Rudolf, der ihm einen ſeiner Hofkapläne zum Erzbiſchof empfohlen hatte, theils in Folge eingezogener Erkundigungen über den Prinzen, die nicht ganz zu deſſen Gunſten ausgefallen waren, verſagte die Beſtätigung. Die Geſandten des Domkapitels bezeichneten nun den Biſchof Konrad von Lavant. Ihn beſtätigte am 20. Januar 1291 der Papſt als Erzbiſchof, und nach einigen Schwierigkeiten wurde derſelbe auch von dem Kapitel und von den ſalzburgiſchen Miniſterialen in ſeiner Würde anerkannt. Niemand erzürnte ſich mehr ob dieſer Wahl, als der Abt Heinrich von Admont, der für ſich ſelbſt eifrig um die erzbiſchöfliche Würde geworben hatte. Im erſten Unmuthe ließ er das ſalzburgiſche Schloß Neuhaus im Ennsthale durch zwei Ritter, Sibeto von Lampoltingen und Gottfried von Unterſing, überfallen und zerſtören, die That ſpäter läugnend, doch heimlich ſich derſelben freuend.

Der neue Erzbiſchof wollte ſogleich Schritte thun, um Salzburg's Gerechtſame wahrzunehmen und ähnlichen Unbilden für die Zukunft zu begegnen. Er machte ſich auf den Weg nach Wien, um perſönlich mit dem Herzoge darüber zu verhandeln. Aber die ſteyeriſchen Mißvergnügten, in dem Erzbiſchofe ſich eines natürlichen Verbündeten verſehend, ſchickten ihm unterwegs Bewaffnete entgegen. Es waren Friedrich von Stubenberg, Ulrich von

Pfannenberg und Hartneid von Wildon. In Mauterndorf trafen sieben Erzbischof, warnten ihn vor der Reise nach Wien, ihn an das unglückliche Loos seines Vorgängers erinnernd, den man wider Völkerrecht und Gastfreundschaft dort gefangen gehalten, forderten ihn auf zu gemeinschaftlichen Maßregeln gegen den Herzog und ihren Feind, den Abt von Admont, erzählten ihm, wie weit der Aufstand gegen den Herzog schon vorbereitet sey, und luden ihn ein, statt nach Wien, nach Friesach sich zu begeben und dort das Weitere abzuwarten. Einsehend, daß, bei des Herzogs unbeugsamem Sinne und den schnöden Zuflüsterungen des Heinrich von Admont, gütliche Verhandlungen schwerlich zu einem Ziele führen würden, gab der Erzbischof den Aufforderungen der steyerischen Abgeordneten nach, und begab sich nach Friesach. Dorthin sollte ihm der Bischof von Seckau neue Botschaft der Steyerer überbringen. Doch dieser starb unterwegs zu Judenburg am Schlagflusse, und von seinem Begräbnisse hinweg eilte der Erzbischof nach Leibnitz, wo das Bündniß förmlich bekräftigt werden sollte. Die Versammelten schwuren dem Erzbischofe feierlich zu, unverbrüchlich zu ihm zu halten und nicht eher mit dem Herzoge sich wieder zu vertragen, bis das Erzbisthum vollständig für allen erlittenen Schaden Ersatz habe. Dagegen verbürgte ihnen der Erzbischof Konrad seinen Beistand zum vorauszusehenden Kampfe, und versprach, den Herzog Otto von Baiern in ihren Bund zu ziehen. Bei solchen Hilfsmitteln hielten die Steyerer ihre Sache für schon gewonnen; der Herzog Albrecht galt ihnen bereits für entsetzt, und einen Sohn des steyerischen Ministerialen, Grafen Ulrich von Heunburg, der dadurch in ihr Bündniß trat, bestimmten sie zum künftigen Herrn der Steyermark.

Der Herzog Otto wurde von dem Erzbischofe Konrad leicht für den Bund gewonnen, denn er zürnte dem Herzoge Albrecht, mit dessen Schwester er vermält gewesen, noch immer wegen der bestrittenen Heimsteuer; auch versprach ihm der Erzbischof Ersatz der Geldkosten, die seines Bruders Stephan vergebliche Wahl zur erzbischöflichen Würde veranlaßt hatte, und machte ihm Hoffnung auf eigenthümlichen Besitz eines Theiles der zu erwerbenden Lande. Ja, man trug, des dem Heunburger gemachten Versprechens uneingedenk, dem Herzoge Otto sogar die Herrschaft über Steyermark an. Jetzt glaubten die Verbündeten sich stark genug; sie hatten daher ihre Absichten nicht länger hehl, und sendeten sogar einen Herold nach Wien, von dem Herzoge sofortige vollständige Entschädigung für das Erzbisthum Salzburg fordernd, oder ihm

die Aussicht auf Krieg mit sämmtlichen Verbündeten stellend. Der Herzog Albrecht, jeder Furcht unzugänglich, hörte die Kriegserklärung mit vielem Gleichmuthe an. „Vom Könige von Ungarn, erwiederte er, sey er mit Krieg überzogen worden, und er sey dabei nicht zu Grunde gegangen; so werde er es wohl auch noch mit diesen Feinden aufnehmen können. Auch sey er überzeugt, daß, wenn der Herzog Otto Herr der Steyermark würde, man weder ihn, noch den Erzbischof ein Jahr lang behielte."

Nach solcher Antwort schlugen die Verbündeten los. Der raubgierige Wildoner gab die Losung, indem seine Schaar sich plündernd über des Herzogs Besitzthum ergoß. Ihm folgte der Heunburger mit seinem Kriegsvolke; die herzogliche Feste auf dem Tobel sank durch sie in Asche. Dann rückte das verbündete salzburgisch-baierische Heer in Obersteyermark ein. Rottenmann fiel in ihre Hand, desgleichen die befestigte Klause vor Admont. Der Abt Heinrich, das Ziel des gemeinsamen Hasses, entfloh, und barg sich mit seinen besten Schätzen auf der festen Burg Gallenstein. Das Gebiet seiner Abtei aber verwüsteten die ergrimmten Feinde. Derweil saß der Herzog Albrecht starr und scheinbar unthätig zu Wien; sey es, daß er sich noch nicht hinlänglich gerüstet meinte, oder daß er um so besser seine Gegner täuschen und sicher machen wollte. Den Verbündeten wuchs dadurch der Muth; von dem verheerten und ausgeplünderten Admont hinweg, zogen sie nach Leoben, das Friedrich von Stubenberg zur Uebergabe brachte. Von da ging der Zug gegen Bruck. Doch hier ward es ihnen nicht so leicht, denn des Herzogs Hauptmann, der Marschall Hermann von Landenberg, vertheidigte den Platz mit ausdauerndem Muthe.

Indeß war der Herzog Albrecht nur scheinbar müßig gewesen, und die Boten des Landenbergers, die ihm die angstvolle Lage des umzingelten Bruck meldeten, beschleunigten seine Thätigkeit. Der Winter hatte ungeheuere Schneemassen aufgethürmt; unmöglich schien es, bei solchen Umständen ein Heer über die Gebirge zu führen und Bruck zu entsetzen. Doch eben die Unglaublichkeit eines solchen Zuges schien dem Herzoge das Gelingen desselben zu verbürgen; sein kühner Sinn kannte nichts Unmögliches. Sechshundert Bauern mußten unablässig arbeiten, um die verschneite Straße über den Semmering frei zu machen; schaufelweise wurde der beschwerliche Weg gewonnen, doch des Herzogs Ausdauer ermüdete nicht. Der Erfolg dieses hannibalischen Zuges war des muthigen Unternehmens würdig. Schon vorher waren die Bande unter den Verbündeten lockerer geworden. Die Baiern waren des Winter-

feldzugs müde, und benahmen auch ihrem Herzoge die kriegerische Lust. Selbst die Steyerer, obgleich die Seele des ganzen Kampfes, wurden wankend, und der Umstand, daß der durch seine kluge Umsicht bekannte edle Liechtensteiner die Erklärung, welche der Herzog Otto von den steyerischen Ministerialen gefordert, nicht mit unterzeichnet hatte, schwächte ihr Vertrauen zu der ganzen Sache. Die Nachricht von dem unerwarteten Anmarsche des Herzogs Albrecht vollendete die böse Stimmung. Am 28. Februar 1291 zogen der Herzog Otto und der Erzbischof von Salzburg mit ihren Kriegern ab, nach Kärnten, über Leoben, Weißenkirchen, Judenburg, Frauenburg, Priewald, über die Tauern nach Rastatt, und dann durch den Lueger Paß. Der tapfere Hermann von Landenberg stürmte ihnen nach, warf sich bei Knittelfeld auf ihren Nachtrab und erschlug viele der Baiern. Dann eilte er dem von dem Erzbischofe getrennten Friedrich von Stubenberg nach, und schlug dessen Kriegshaufen. Der Stubenberg wehrte sich wie ein Verzweifelnder. Sein Pferd war ihm getödtet worden, und, zu Fuß fortkämpfend, verlangte er das Pferd seines Schildknappen. Doch der entfloh feig', und so fiel der tapfere Stubenberg in die Hände der Herzoglichen. Die Steyermärker verloren in diesem Manne Viel; der Geist, die Einheit des Bundes war mit ihm gewichen. — Als nun der Herzog Albrecht die Schneewogen des Semmering glücklich getheilt hatte und in das Mürzthal herab stieg, da begrüßte ihn bereits die frohe Kunde von dem Erfolge des Landenbergers, und der Sieg kam dem Siegenden entgegen. Die schwäbischen Begleiter drangen in den Herzog, den gefangenen Stubenberger hinrichten zu lassen; doch Albrecht, diesmal von weiser Mäßigung geleitet, erklärte: daß er, nachdem ihm die Oberhand geworden, Keinem die Besserung versagen wolle, und daß Der, dem er die Schuld erlasse, hinfort um so eifriger trachten werde, die erfahrene Gunst zu behaupten; auch wolle er nicht, daß in seinen Landen die Erbherren abstürben, und wenn er auch aller Erbherren Habe mit Recht sein nennen könnte, so möchte er doch nicht Fürst seyn ohne Herren. — Er ließ den Stubenberg und die anderen Anführer des Aufstandes, welche Landenberg's Sieg ihm überliefert, am Leben; doch hielt er sie einstweilen noch verwahrt, und nahm ihre festen Schlösser als Pfänder für ihre künftige Treue.

In dem, von den Baiern übel mitgenommenen, nun befreiten Bruck wurde der Herzog mit großem Jubel empfangen. Hier traf ihn auch die wiederholte Kunde von einigen Kurfürsten, daß seine Gegenwart am Rheine

dringend nöthig ſey, und entſcheidend auf die Königswahl einwirken werde. Um ſo ſchneller ſuchte er jetzt die ſteyeriſchen Angelegenheiten zu ordnen. Gegen die Stadt Leoben grollte er, weil ſie auf die Aufforderung des Stubenbergers ſich ſo ſchnell ergeben. Frieſach nahm er mit Sturm und verbrannte die ſeit der letzten Zerſtörung nur von Holz aufgebaute Stadt. Dann ſammelte er die Miniſterialen Steyermark's um ſich, kündigte ihnen ſeine Gnade an, ließ ſie einen Landfrieden beſchwören, und beſtätigte als Sieger ihnen, den Bezwungenen, durch eine neue Handfeſte ihre Freiheiten, die ſie mit den Waffen in der Hand vergeblich von ihm hatten ertrotzen wollen. Vielleicht war es eine Anwandlung der Billigkeit und Großmuth, vielleicht auch die mittlerweile erlangte Ueberzeugung, daß Strenge und Verweigern das Uebel immer auf's Neue wecken würden. Er that noch mehr; den Allen verhaßten Abt Heinrich entfernte er von der Stelle eines Landeshauptmanns der Steyermark, und verlieh ſie dem Hartneid von Stadeck, dem er den Truchſeß Berthold von Emerberg beigab. Handlungen der Gerechtigkeit und Milde — doch noch größeren Ruhm hätten ſie verdient, wären ſie geſchehen, bevor noch Blut gefloſſen, Städte niedergebrannt und blühende Gefilde zertreten und verwüſtet worden.

Sieg und Verſöhnung hatten dem Herzoge Albrecht den Rücken frei gemacht, und mit größerer Zuverläſſigkeit durfte er nun ſeinen Hoffnungen auf die deutſche Königskrone ſich hingeben. Alles ſchien dazu vorbereitet; der Erzbiſchof Gerhard von Mainz und der Pfalzgraf Ludwig von Baiern hatten ihm ihre Stimmen und kräftigſte Unterſtützung zugeſichert. So von dem Gelingen ſeiner Wahl im voraus überzeugt, zog der Herzog mit großer Pracht nach Hagenau, um dem Wahlorte Frankfurt näher zu ſeyn. Hier aber erwartete ihn die bitterſte Täuſchung ſeines Lebens. Sein eigener Schwager, König Wenzel von Böhmen, der ſich auch noch der Stimme des Herzogs Albrecht von Sachſen bemächtigt hatte, hinderte Albrecht's Wahl. Mit Bitterkeit ſprach auf dem Frankfurter Tage der Erzbiſchof Konrad von Salzburg gegen Albrecht, den er als einen Verfolger ſeines Erzbisthums ſchilderte, auf welchem noch der Fluch der Kirche laſte. Auch der Erzbiſchof Gerhard änderte plötzlich ſeine Meinung, und ſprach gegen Albrecht's Erwählung, weil es nicht angemeſſen, daß in dem deutſchen Wahlreiche der Sohn dem Vater folge, und ſo der Grundſatz der Erblichkeit ſich einmengen könne; ſelbſt den Pfalzgrafen Ludwig zogen ſie von Albrecht ab. Der Erzbiſchof von Köln brachte

den Grafen Adolf von Naſſau in Vorſchlag, und der von Mainz, im voraus damit einverſtanden, empfahl denſelben emſig bei den andern Kurfürſten. Liſtig drohte er insbeſondere einem Jeden, der dem Adolf ſeine Stimme verſagen würde, ſich für einen ſolchen Thronkandidaten zu verwenden, von welchem er wußte, daß er dem Aufgeforderten am mißfälligſten ſeyn würde. So ging die Wahl des Naſſauers durch, und Herzog Albrecht ſah ſich in ſeinen Hoffnungen betrogen.

Graf Adolf war ein kräftiger und ritterlicher Mann, doch machtlos und arm, denn er beſaß Nichts, als die halbe Grafſchaft Naſſau (Idſtein, Wiesbaden und Weilburg); doch eben darum ſtand er Manchen zu Sinne, die Albrecht's Reichthum, Macht und Einfluß ſchreckte. Nicht einmal die Krönungsunkoſten war Adolf zu bezahlen vermögend, und als er dieſerhalb die Juden zu Frankfurt mit einer Steuer belegen wollte, widerſetzte ſich der dortige Reichsſchultheiß. Der Erzbiſchof Gerhard mußte, um ſeinen Schützling nicht gleich Anfangs zu Schanden werden zu laſſen, von ſeinen Stiftsgütern für zwanzigtauſend Mark Silbers verpfänden, damit nur die Frankfurter das neue Reichsoberhaupt zu ſeiner Krönung nach Aachen (24. Juni 1292) abziehen ließen. Welche Bewilligungen dafür der goldarme König der Deutſchen eingehen mußte, und in welche drückende Abhängigkeit von ſeinen Ständen er dadurch gerieth, ließ ſich ermeſſen, und ähnliche Urſachen waren es, welche allen Mißgriffen der Regierung Adolf's zum Grunde lagen. Herzog Albrecht ertrug die bittere Täuſchung mit Würde, und ließ ſeinen tiefen Unmuth ſo wenig als möglich blicken. Die Kurfürſten, die Rache des ſchwer beleidigten Herzogs fürchtend, warfen alle Schuld auf den Erzbiſchof Gerhard, dieſer dagegen auf den Erzbiſchof Konrad, der ihm den Herzog ſo unvortheilhaft geſchildert habe, daß er hätte erſchrecken müſſen, ihn zum Könige vorzuſchlagen. Der Ruf von Albrecht's Härte und Herrſchgier, von mancher Gewaltthätigkeit und Willkür, die man ihm nicht ohne Grund vorwarf, hatte ihm allerdings bei jener Wahl geſchadet. Er zügelte ſeine natürliche Ungeduld, und beſchloß, in Ruhe den Zeitpunkt abzuwarten, der ſeinen Entwürfen günſtiger ſeyn könnte. Ohne Weigerung ſtellte er das königliche Eigenthum, das noch von ſeinem Vater her unter Habsburg'ſcher Obhut geblieben war, zurück, und lieferte die, ſeither unter ſeiner Verantwortung, zu Trifels oder Hagenau verwahrten Reichsinſignien und Kleinodien, wie auch das Reichsſchloß Trifels dem neuen Könige aus. So erfüllte

er ſeine Pflicht als Reichsſtand und Lehensfürſt. Im Uebrigen aber hielt er ſich von dieſem Könige, deſſen glückliche Nebenbuhlerſchaft ihn mit geheimem Haſſe erfüllte, in ſtolzer Zurückgezogenheit, weigerte auch die Vermälung ſeines älteſten Sohnes mit des Königs Adolf Tochter, Mechtild.

Während in Oeſterreich, und zumal in Steyermark, die erwünſchte Ruhe und Sicherheit noch lange nicht in ihrem vollen Umfange zurückgekehrt war, brach in den ſchwäbiſchen Erblanden des Herzogs ein drohender Sturm aus. Oberſchwaben, in eine Menge kleiner Gebiete zerſtückt, mußte von jeder Erſchütterung heftig ergriffen werden. Es gab faſt ſo viele Parteien, als Herrſchaften, und nachbarliche Eiferſucht hetzte eine gegen die andere. Die ſteigende Macht Habsburg's hatte dort Neid und Beſorgniß erweckt. König Rudolf's Weisheit und Mäßigung hatte dem Ausbruche vorgebeugt; nach ſeinem Tode war derſelbe kaum mehr zurückzuhalten. Bern ſchloß ein Bündniß mit Savoyen, doch nur zur Vertheidigung. Zürich, obgleich vom Könige Rudolf immer werth gehalten, erklärte ſich offen gegen Habsburg, und machte gemeinſchaftliche Sache mit dem Biſchof von Konſtanz, der, aus der zweiten Linie von Habsburg entſproſſen, gegen den Herzog rüſtete, angeblich, weil Letzterer die von dem Biſchof geführte Vormundſchaft über den Grafen Hartmann von Habsburg zu Kyburg an ſich zu ziehen trachtete. Der Biſchof verband ſich mit den Grafen von Savoyen und von Nellenburg, mit der Witwe des Grafen von Rapperswyl, den Grafen Rudolf von Montfort und Hugo von der Scheer, und dem, gegen Habsburg höchlich eingenommenen, abgeſetzten Abte Wilhelm von St. Gallen. Hauptſächlich hatte der Erzbiſchof von Salzburg an dieſem Bündniſſe gearbeitet. Die Fehde begann. Der Abt Wilhelm bezwang die Stadt Wyl, dann die Habsburg'ſche Stadt Buchorn, die er kläglich ausraubte. Gegen die Habsburgiſch geſinnte Stadt Winterthur zogen die Züricher, wurden aber am 13. April 1292 hier durch eine geſchickte Kriegliſt des herzoglichen Hauptmanns und Landvoigts, Grafen Hugo von Werdenberg zu Rheineck, mit ſchwerem Verluſte in die Flucht geſchlagen. Den Schrecken dieſes entſcheidenden Schlages benutzte Graf Hugo zu einem glänzenden Siege über die biſchöfliche Schaar. So günſtig ſtand die Sache des Herzogs, als er am letzten Mai ſelbſt mit ſeinen Streitkräften in jenen Gegenden eintraf. Seine Ankunft gab dem Angriffskriege neuen Schwung. Gegen das gleichnamige Stammſchloß des Grafen Mangold von Nellenburg, bei Stockach, arbeiteten die Belagerungswerkzeuge des Herzogs

mit furchtbarer Gewalt. Vierzehn Tage lang untergrub man den großen Thurm, stützte ihn auf hölzerne Steifen, und brannte diese zuletzt an. Da stürzte der Thurm um; doch war er so fest gebaut und verbunden, daß er selbst im Sturze nicht zerbrach, sondern ganz, wie er gestanden, hinfiel und den Berg hinab rollte. Die sechs Mann, die er als Besatzung enthielt, wurden nur leicht beschädigt. Dem Falle des Thurmes folgte die Uebergabe des Schlosses. Die Feinde vermochten dem siegreichen Herzoge nicht länger Widerstand zu leisten, und als er am 20. August mit allen seinen Schaaren vor Zürich rückte, wurde, vier Tage später, in der Kirche zu Siernach, zwischen ihm und dem Bischof Rudolf von Konstanz, nebst dessen Neffen, dem Grafen Hartmann von Habsburg, zwei Tage darauf auch der Friede mit Zürich geschlossen, und am 29. August zu Winterthur durch eine besondere Urkunde befestigt. Der Herzog schloß diese Uebereinkunft in seinem und im Namen seines Neffen Johann, Sohnes seines vor zwei Jahren verstorbenen Bruders Rudolf, und es ward darin festgesetzt, daß, wenn ein Theil gegen den römischen König kriegen sollte, der andere demselben zu Hilfe eilen dürfe. Aus diesem Punkte erhellt, wie gut man schon damals voraus sah, daß zwischen dem Herzoge und dem Könige Adolf die Fehde nicht ausbleiben könne. Außerdem kam Alles wieder auf den Stand, wie vor dem Kriege, und die Gefangenen gab man gegenseitig frei.

In Steyermark hielt, seit dem letzten Versöhnungs- und Gnadenacte, der Adel größtentheils Ruhe; nur einige Häupter des früheren Aufstandes, namentlich Hartneid von Wildon und der Graf von Heunburg, trieben den Unfrieden offen fort. Letzterer verlegte den Schauplatz seiner Unruhen nach Kärnten. Der Wildoner aber streifte und plünderte in Steyermark selbst umher, und erhielt auf diese Weise seine Rotte. Die Kriegsmacht des Herzogs aber war zu getheilt, und die Gesinnungen der Uebrigen zu zweifelhaft, als daß man schnell und entschieden gegen den Räuber aufzutreten vermocht hätte. Endlich sperrte ihn Berthold von Emerberg durch eine hingestellte hölzerne Trutzfeste von der Umgegend ab. Der Herzog aber, den Weg der Güte diesmal jenem der Gewalt vorziehend, machte durch Zusicherung völligen Vergebens und Vergessens dem Wildoner nach und nach seine Helfer und Genossen abspänstig und nöthigte dadurch endlich ihn selbst, durch Vermittelung des Abtes von Admont die Gnade des Herzogs zu suchen. Sie ward ihm zugesichert, er unterwarf sich und verpfändete, für den von ihm angestifteten, auf 4000 Mark

Silbers angeschlagenen Schaden, dem Herzoge Wilden, Eibenswald und Waldstein.

Nach der Unterwerfung des Wildoners blieb noch der Graf Ulrich zu Heunburg übrig. Er war einer der mächtigsten Landherren, und seinen Einfluß unterstützte seine Vermälung mit Agnes, der Tochter des Markgrafen Hermann von Baden und der Babenberg'schen Gertrud. Aus dieser Verbindung leitete er seine Ansprüche auf Steyermark, die er um so begründeter wähnte, seit die dortige aufrührische Partei seinem Sohne die Anwartschaft auf dieses Land gegeben, eine Aussicht, die freilich auch fast gleichzeitig dem Herzoge Otto von Baiern eröffnet worden war. Als nun der Herzog Albrecht wider den Bischof von Konstanz und die Schweizer fehdete, meinte der Graf Ulrich die günstige Gelegenheit gekommen, sich mit seinen Gegnern zu messen. Von den Steyerern, die Albrecht's Macht geschreckt, seine nachfolgende Milde versöhnt hatte, versah er sich geringer Hilfe. Darum wendete er sich lieber gegen Kärnten, dessen Herzog, Mainhart, als Albrecht's Schwiegervater und treuen Anhänger, er haßte. Das Alter desselben, wie seine häufige Abwesenheit in Tirol, mehrte Ulrich's Vermögenheit. Er überraschte und nahm das feste Schloß Griven, und im Besitze dieses wichtigen Waffenplatzes, durchstreifte und unterwarf er ohne große Mühe das umliegende Land, das unter den Räubereien seiner Soldaten schrecklich litt. Als dem greisen Mainhart die Kunde dieser Vorfälle ward, sendete er eilends seinen jüngsten Sohn, den Herzog Ludwig, von Tirol aus mit einem kleinen Heere nach Kärnten. In St. Veit machte dieser Halt, um noch Verstärkung an sich zu ziehen, bevor er gegen den Heunburger losschlage. Aber durch Verrätherei unterstützt, erstiegen der Graf Ulrich und seine Krieger mitten in der Nacht St. Veit mit Leitern, sprengten die Thore und machten sich zu Meistern der Stadt. Der junge Herzog Ludwig fiel dabei in Gefangenschaft, und der bei dem Ueberfalle besonders thätig gewesene erzbischöfliche Vicedom, Rudolf Fahndorfer, ließ ihn sogleich nach Takenbrunn abführen, obschon der Graf Ulrich den vornehmen Gefangenen, als Bürgen günstiger Bedingungen, weit lieber für sich behalten hätte. Ein solches Pfand in den Händen, setzten der Heunburger und seine Verbündeten den Krieg mit verdoppelter Kühnheit fort; St. Veit raubten sie dergestalt aus, daß selbst die Stadtthore nicht verschont blieben.

Der Erzbischof von Salzburg, der anfänglich nur lässig und mit Vorsicht an dem Kampfe Theil genommen hatte, trat, nach diesen ersten glücklichen Erfolgen, ebenfalls mit größerer Zuversicht auf. Mit Kriegsvolk aus Baiern, das bei jedem Kriege gegen Oesterreich bereitwillig seine Menschentruhe öffnete, eilte er nach Friesach, und legte sich durch sechs Wochen vor die herzoglich kärntnerische Feste Freiburg. Aber seinen fremden Kriegern fehlte die Ausdauer; sie murrten ob der langen Belagerung, und zogen endlich ab. Er selbst wurde dadurch zur Rückkehr gezwungen, und gab dem Grafen Ulrich nur das Versprechen, ohne ihn sich in keine Einigung mit den Herzogen Albrecht und Mainhart einzulassen. Seinen Gefangenen, den Herzog Ludwig, hinsichtlich dessen er sich mit dem Grafen Ulrich mit einer Geldsumme abfand, führte er auf die Bergfeste Werfen an der Salza. Vor seinem Abzuge wurden noch die Mauern von St. Veit gänzlich abgebrochen.

Die leicht errungenen Vortheile hatten die Heunburger Verbündeten sorglos gemacht. Als daher, nach dem Unglücke Ludwig's, der Herzog Mainhart unverweilt seinen zweiten Sohn, Otto, mit einem beträchtlichen Heere und mit strengen Aufträgen gegen Kärnten aufbrechen ließ, fühlten sie sich dem neuen Gegner nicht gewachsen, und flohen erschreckt aus einander. Mehre der Rädelsführer wurden auf der Flucht ergriffen, martervoll hingerichtet und ihre Güter eingezogen. Friesach vermochte der Herzog Otto nicht zu nehmen; er bauete dem Platze eine Gegenfeste hin, die er Rabenstein nannte. Doch der beherzte Vicedom brannte sie ihm durch einen Handstreich nieder, und that ein Gleiches mit Silbereck und Pullen. Vortheil und Nachtheil mochten dadurch auf beiden Seiten einander ungefähr aufwiegen.

Die fromme Elisabeth, Herzog Albrecht's Gemalin, nahm sich die Gefangenschaft ihres Bruders, des jungen Herzogs Ludwig, tief zu Herzen; sie fürchtete, daß die Rache der Feinde ihres Gemals nunmehr an dem schuldlosen Gefangenen ausgehen würde. Einsehend, daß nur der Friede mit Salzburg und dessen Erzbischofe Ludwig's Kerker öffnen könne, trachtete sie eifrig, den schnöden Kriegszustand zu beendigen. Ihre Bitten, von den Vorstellungen des Bischofs von Freisingen unterstützt, bewogen endlich ihren strengen Gemal, Friedensunterhandlungen zu bewilligen. Sie begannen zu Efferding. Hier versammelten sich im März 1293 die Herzoge von Baiern, der Erzbischof Konrad von Salzburg, die Bischöfe von Passau, Regensburg und Freisingen, mit vielen Ministerialen und glänzendem Gefolge.

Anfangs schienen die Unterhandlungen einen günstigen Erfolg zu haben. Als aber der Erzbischof Konrad auch die Häupter der Verschworenen, die Grafen von Heunburg, Pfannberg und Stubenberg, mit in den Friedensschluß begriffen und ihre Güter ihnen erhalten wissen wollte, empörte sich Albrecht's Stolz gegen diese Bedingung, die ihm Schonung strafwürdiger Vasallen zumuthete. Die Unterhandlungen brachen ab, und der Krieg wüthete fort. — Aber Elisabeth ließ nicht nach mit Bitten; der Graf Friedrich von Ortenburg, ein Liebling des Herzogs, that dasselbe, und so wurde der harte Sinn des Herzogs abermals erweicht. Neue Unterhandlungen wurden zu Wels angeknüpft; aber wieder sträubte sich der Herzog gegen jenen neuerdings zur Sprache gebrachten Punkt des Friedens, und der Herzog von Kärnten zeigte dieselbe strenge Beharrlichkeit rücksichtlich seines aufrührischen Dienstmannen, des Heunburgers. Fruchtlos, wie die erste, blieb diese zweite Versammlung. Doch hatte durch derlei Zusammenkünfte und Besprechungen der Groll Aller an seiner Kraft verloren, und die unermüdliche Friedenstifterin Elisabeth ließ ihre Hoffnungen nicht fahren, ihr Bitten nicht aufhören. Zu Linz kam endlich, unter Obmannschaft des Pfalzgrafen Ludwig von Baiern und des Bischofs Heinrich von Regensburg, denen beide Theile Befolgung ihres Schiedsspruches zugeschworen hatten, eine dritte Versammlung zu Stande. Der Heunburger und der Stubenberger hatten, durch Nachgeben und Unterwerfung, der Würde ihrer Lehensherren genug gethan, und der Schwierigkeiten waren daher jetzt weniger. Am 24. Mai 1293 wurde beschlossen und getaidingt, daß Herzog Albrecht sich seiner Ansprüche auf Raſtatt auf drei Jahre, und des Salzsiedens in der Gosach auf ein Jahr, unbeschadet seiner Rechte, begeben solle, ferner, laut eines anderen gleichzeitigen Uebereinkommens, daß alle Straßen, zu Lande wie zu Wasser, offen seyn und ihre alte Richtung behalten sollten, und der Erzbischof wieder in den Genuß der Mauth zu Rottenmann einzusetzen sey. Am folgenden Tage wurde der Friede förmlich unterzeichnet. Alle Gefangenen wurden freigegeben und erhielten ihre Güter zurück; aller Bann wurde aufgehoben, und feierlich in die Sühne aufgenommen Alle, die bei dem Aufstande und bei der Gefangennehmung des Herzogs Ludwig thätig gewesen. —

So war endlich Ruhe und Frieden in der Steyermark, und man hätte hoffen können, daß, nach der Beseitigung dieser hartnäckigen Fehde, nach

den glücklich beigelegten Zerwürfnissen in den Habsburg'schen Stammlanden, bei der festeren Freundschaft mit Ungarn, die Stürme auf lange beschwichtigt seyn dürften. Doch durch Albrecht's Leben ging ein düsterer Geist des Unfriedens und Kampfes, theils erzeugt durch die Heftigkeit und Unbeugsamkeit seiner eigenen Sinnesart, theils durch das unbändige Wesen der Zeit, welcher er angehörte. Auch die Umtriebe und Einflüsterungen des Abtes Heinrich von Admont, dieses rastlosen Aufstachlers und Zwietrachtspinners, ziehen sich als schwarzer Faden durch Albrecht's Daseyn. — Kaum war, durch die ruhmwürdigen Bemühungen der Gutgesinnten, durch die Thränen der edlen Herzogin, die Heunburger Fehde geschlichtet, so trübten sich schon wieder die Verhältnisse mit Salzburg.

Zur Vermehrung der herzoglichen Einkünfte, vielleicht auch, um seiner Bitterkeit gegen Salzburg einen neuen Spielraum zu öffnen, lag der Abt von Admont dem Herzoge Albrecht eifrig an, ein neues Salzbergwerk zu gründen. Längst schon gab es in der Gegend, wo Salzburg und Oesterreich zusammengränzen, Salinen. Sie hatten jenem Lande, der Hauptstadt, wie dem Hauptflusse, und manchem anderen Orte den Namen geliehen, und warfen dem Erzbisthume und einigen Klöstern beträchtliche Jahreseinkünfte ab. Darauf deutete der Abt verlockend hin, und der Herzog, ein Freund des Goldes, war für den Antrag leicht gewonnen. Auch war das Bedürfniß vorhanden, denn der Mangel an eigener Salzproduction — Ischl gab damals nur geringe Ausbeute — machte Oesterreich hinsichtlich dieses unentbehrlichen Minerals von Salzburg abhängig, führte große Geldsummen dorthin, und erzeugte noch den Nachtheil, daß, bei feindseliger Stellung beider Länder, die Salzzufuhren oft abgesperrt wurden. Der Abt säumte nicht, rüstig an's Werk zu gehen. Es heißt, daß bei Gosach, auf der Ostseite desselben Gebirges, dessen westliche Senkung für Salzburg so ergiebig war, eine Soole entdeckt wurde. Schnell wurde auf dem Salzberge im Kuchenthale ein Stollen eingetrieben und Salzpfannen errichtet. Der Stollen lief durchaus auf österreichischem Grund und Boden zu Tage; doch mögen die unterirdischen Gänge leicht die salzburgische Erde berührt haben.

Dem Erzbischofe war dies nicht gleichgiltig; er sah sein Monopol plötzlich getheilt, und gar bald zeigte sich in seinen Einkünften ein Ausfall von 50,000 Wiener Pfund, ein Schade, der sich immer mehr zu vergrößern drohte. Anfangs versuchte er friedliche Schritte. Er ließ durch eine eigene

Geſandtſchaft den Herzog erſuchen, das Erzſtift nicht in ſeinem alten Rechte zu ſchädigen und dem eigenen Salzbau in der Goſach zu entſagen. Als Grund dafür führten die Abgeordneten an: die hier benutzte Soole ſey ein Abfluß der Salzburger des Kuchenthales, und werde alſo der dortigen Ausbeute entzogen. Der Herzog erwiederte, im Sinne des Admonter Abtes, ganz kurz: er werde ſich nicht wehren laſſen, auf eigenem Grunde Bergbau zu treiben.

So abgewieſen, wendete ſich der Erzbiſchof an den König Adolf, bittend, dem Herzoge den ferneren Betrieb der Goſacher Werke zu unterſagen. — Zwar gehörte der Bergbau urſprünglich zu den kaiſerlichen Regalien, und der Reichsfürſt, der in ſeinen Landen ihn betreiben wollte, bedurfte der Verwilligung des Reichsoberhauptes; doch die kaiſerliche Gewalt war längſt nicht mehr in der Verfaſſung, über ſolchen Gegenſtänden, die obendrein mehr auf bloße Förmlichkeiten hinausliefen, ſtreng zu wachen, und ſo war dieſe Bedingung in den größeren Herzogthümern ſo ziemlich in's Vergeſſen gerathen. Herzog Albrecht aber wäre, bei ſeinen geſpannten Verhältniſſen zu dem Könige Adolf, deſſen Ohnmacht er in dem Gefühle ſeiner eigenen Kraft um ſo geringer achtete, am wenigſten geneigt geweſen, ſein vortheilhaftes Unternehmen von der königlichen Erlaubniß abhängig zu machen.

Es waltete zwiſchen dem Könige und dem Herzoge eine feindſelige Sympathie, die ſich in ihrem gegenſeitigen Haſſe verſtand, ohne einer äußeren Erklärung zu bedürfen. Begierig griff daher der König Adolf die Gelegenheit auf, ſeinen Gegner das königliche Machtgebot fühlen zu laſſen. Er erließ, und zwar — um das Verbot für den Herzog noch empfindlicher zu machen — durch den Erzbiſchof ſelbſt, an Albrecht den Befehl, den Salzbau in der Goſach ſofort wieder einzuſtellen.

Albrecht achtete des Befehles nicht, und nützte ſeine Salinen nach wie vor. Doch ſah er ſich nach Beiſtand um, im Falle der König ſeine Weiſung mit dem Schwerte geltend machen wollte. Im Reiche durfte der Herzog nicht auf Hilfe rechnen; denn die meiſten Fürſten neideten ihm ſeine Macht, und außer ſeinem greiſen Schwiegervater, Mainhart von Kärnten, war ihm Keiner ergeben. Von dem Könige von Ungarn, mit welchem er zwar in gutem Einvernehmen lebte, konnte er darum doch nicht hoffen, daß dieſer ſeine freundliche Geſinnung bis zu einem Kriege gegen den deutſchen König

ausdehnen werde, und mit seinem Schwager, dem Könige Wenzel von Böhmen, stand er seit lange in gespanntem Verhältnisse. Da zeigte ihm sein Gegner wider Willen selbst den Weg, den er zu gehen hatte. Der König Adolf hatte, in seiner stäten Geldbedrängniß, von England Summen angenommen, und mit dieser Macht sich verbündet. Der Feind dieses königlichen Bundesgenossen mußte nothwendig Albrecht's Freund werden. Und so geschah es. Mit dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich schloß Albrecht ein Bündniß für kommende Gefahren. Er sendete ihm eine Botschaft nach Paris, und dieser erwiederte sie durch seinen Gesandten, den Bischof von Bethlehem, der zu rechter Zeit ankam, um Zeuge der glänzenden Feierlichkeiten zu seyn, mit welchen zu Grätz die Vermälung Anna's, der ältesten Tochter des Herzogs Albrecht, mit dem Markgrafen Hermann von Brandenburg, dem Langen, begangen wurde. Auch das Bündniß mit Kärnten ward noch enger befestigt.

In Wien, wohin der Herzog von Graz zurückkehrte, schwebte der schwarze Engel des Todes nahe über seinem Haupte dahin, und eine Begebenheit, grausig und geheimnißvoll, brachte ihn an den Rand des Grabes. Am Martinstage 1295 saß er in seiner Burg wohlgemuth zu Tische, Schüsseln mit Wildpret und Fischen vor sich. Plötzlich schwanden ihm alle Kräfte, als durchwühle ein schnelles Gift sein Blut und seine Nerven. „Schließet die Thüren!" schrie er in der Angst des schrecklichen Zustandes, „daß Niemand hinausgehe; auf dem Tische ist Gift!" Als zwei kleine Edelknaben, Pilgrim und Albero von Puchheim, dies hörten, fielen sie über die Speisen her und verschlangen davon, was sie nur mit den Händen erraffen konnten, um den gräßlichen Verdacht der Giftmischerei von sich abzuwehren. Die Unschuld der Knaben rührte den strengen Herzog dergestalt, daß er der eigenen Todesangst vergaß. „Soll denn Alles, was mir treu und zugethan, mit mir umkommen?" rief er schmerzlich, und befahl, daß man die Knaben am Essen hindere. Man schrie nach Aerzten. Theriak, Latwergen und Gewürze wollten nicht anschlagen. Da griff man zu einem Mittel, würdig der barbarischen Praktik einer Wissenschaft, die, nur um hundert Jahre früher, den gebrochenen Fuß Leopold's des Tugendhaften durch Abhauen mit dem Beile geheilt, und dem Wettiner Grafen, Dedo dem Feisten, das überflüssige Fett mitsammt dem Leben ausgeschnitten hatte! Man hing, nach ärztlicher Vorschrift, den Herzog an den Füßen auf, damit das vermeintliche Gift aus

dem Magen ſich gegen den Kopf ſenken, und durch Mund, Naſe, Augen und Ohren ſeinen Ausfluß nehmen könne. — Den ſo gemißhandelten Fürſten verließ die Beſinnung; alles Leben ſchien von ihm gewichen, und durch die Hauptſtadt, von da durch das ganze Land, flog blitzſchnell das Gerücht ſeines Todes. In Graz drang die Schreckenskunde ſeiner Gemalin Eliſabeth in's Ohr, welche dort eben erſt von einer Tochter geneſen war. Ohne Rückſicht auf ihren Zuſtand, eilte die treue Gattin nach Wien. Sie fand den Herzog lebend, aber in tiefer Erſchöpfung, wohl weniger durch das vermeintliche Gift, als durch das unbarmherzige Heilverfahren, dem ſeine Aerzte ihn unterworfen. Durch ihre emſige und liebevolle Pflege genas er endlich; doch blieb ſein Ausſehen ſeitdem fahl und bleich, und das eine Auge hatte er während der Krankheit verloren, was ſeine an ſich ſtrengen und düſteren Züge noch finſterer und furchterregender machte. Nur ſeine kraftvolle Natur hatte dem Gifte und den Aerzten widerſtanden.

Ein Gerücht war leichter ausgeſprengt, als widerrufen, und die Lüge ging, da noch Poſten und Preſſen mangelten, ſchnelleren Schritt, als die Wahrheit. Auch in Salzburg hieß es, der Herzog ſey todt, und der Erzbiſchof Konrad athmete freudig auf, als er ſich des mächtigen Gegners entledigt glaubte. Des Herzogs minderjährige Waiſen hatte er wenig zu fürchten; darum eilte er jetzt, nach freiem Gelüſten zu ſchalten, wie er gern ſchon längſt gethan hätte. Er regte das gemeine Volk in Salzburg und Hallein, das durch die Verminderung des Salzbedarfs viel an Beſchäftigung und Tagelohn eingebüßt hatte, auf, und alsbald rottete ſich der Pöbel zuſammen, ſtürzte ſich, zweitauſend Köpfe ſtark und durch hundert Gewaffnete des Erzbiſchofs geſchützt, auf das neue öſterreichiſche Salzwerk in der Goſach, zerſtörte den Stollen und die Salzpfannen, verheerte auch den Flecken Traunau, und mißhandelte die wehrloſen Einwohner.

Als der mittlerweile geneſene Herzog von dieſem Unfuge hörte, gerieth er in einen Zorn, der gerechter war, als die Art, wie er denſelben befriedigte. Er legte ſogleich Beſchlag auf die ſalzburgiſchen Güter in Oeſterreich und Steyermark, und zog Truppen zuſammen, durch welche er das Gebiet des Erzbiſchofs verheeren und im Sommer 1296 Raſtatt belagern ließ, bis die muthige Gegenwehr der Bürger, Mangel an Lebensmitteln und baieriſcher Entſatz zur Aufhebung der Belagerung zwangen. Der Erzbiſchof ſprach [illegible] den Bann über den Herzog und deſſen Unterthanen; doch

wurde in der allgemeinen Wuth nicht darauf geachtet, und des Krieges Verderben ging seinen Gang. Aufgegeben, und seinen Untergang vor Augen, entfloh der Erzbischof nach Meissen zum Könige Adolf, diesem seine Noth zu klagen und um Schutz zu flehen. Der König, wie wenig auch seine früheren Befehle bei dem Herzoge ausgerichtet hatten, ließ dennoch auch diese Gelegenheit, im befehlenden Tone zu dem stolzen Lehensmanne sprechen zu können, nicht unbenutzt. Ohne erst eine Einrede des Herzogs zu hören, gebot er ihm durch den Grafen von Oettingen, dem Erzbischofe vollen Ersatz zu leisten, oder gewärtig zu seyn, daß der König selbst nach Oesterreich komme und Ruhe schaffe. Der Herzog fand es nicht an der Zeit, mit dem Reichsoberhaupte zu brechen; er ließ dem Könige seinen Gehorsam vermelden, doch verlangte er, daß man auch seine Ansprüche an den Erzbischof berücksichtige. Als nun der König gleichwohl auf seiner vorigen Forderung unbedingt bestand, sah der Herzog die Nothwendigkeit ein, sich wenigstens scheinbar dem Erzbischofe zu nähern. In Rottenmann sprachen sich die beiden Gegner; aber der Herzog stellte seine Forderungen so hoch, daß der Erzbischof ohne ausdrückliche Genehmigung des Domkapitels nicht darauf einzugehen wagte. Es blieb daher bei einem kurzen Waffenstillstande, während dessen man auf einen Friedensschluß hinzuarbeiten die Miene annahm. Doch war dem Herzoge selbst um Frieden nicht zu thun, und er ließ sogar an Heinrich von Walsee in Judenburg den Befehl ergehen, sogleich nach abgelaufenem Stillstande die Fehde gegen Salzburg kräftigst zu erneuen. Zugleich verband er sich mit dem Bischofe Enicho von Freisingen und mit dem Probste Hugo von Isny wider das Erzstift, das abermaligen Verheerungen entgegensehen mußte.

Die Ruhe in Steyermark, und selbst in Oesterreich, war nicht viel mehr, als eine künstliche, durch Furcht erzeugt, oder durch Vorsicht, und daher nur auf so lange zu verbürgen, als jene Beweggründe walteten. Das Schicksal Wien's, dem der Herzog seine Privilegien mit Waffengewalt abgerungen hatte, stand noch immer vor Augen, und die Partei der Mächtigen in Oesterreich sah ein, daß ihr dasselbe Loos zugedacht sey, wie der Hauptstadt bereits widerfahren. Seine Schwaben, auf deren Treue der Herzog sich besser verlassen zu können überzeugt war, als auf jene der Eingeborenen, zog er diesen bei jeder Gelegenheit vor. Arm waren sie gekommen, und nun machten sie sich breit in dem Lande, das sie als Fremdlinge betreten,

und gelangten, unter dem Schutze des Landesherrn, durch reiche Heiraten und allerlei Beförderungen, zu Reichthum und Ehren vor allen Uebrigen. Das gab fortwährenden Zunder zur Unzufriedenheit und Reibung. Der Adel in Oesterreich konnte sich übrigens nicht verhehlen, daß seine Gerechtsame dem Herzoge, der sichtlich nach unbeschränkter Gewalt strebte, ein Dorn im Auge waren, und er keine Gelegenheit vorüberließ, sie zu schmälern. Den auf ihre Vorrechte eifersüchtigen Ministerialen flößte dies nicht geringe Besorgniß ein, und der Widerstand wurde zwar verschoben, doch nicht aufgegeben. Aber nicht nur durch ähnliche Beschwerungen, auch durch löbliche Handlungen machte der Herzog den Adel sich abgeneigt. Die Kraft und Entschiedenheit, womit er den Landfrieden aufrecht erhielt, die Gewalt, womit er räuberische Edle demüthigte, die unerbittliche Strenge, womit er Vergehen gegen die öffentliche Sicherheit bestrafte, ergrimmte manches unbändige Gemüth, und so erwarb sich der Herzog durch seine Fehler, wie durch seine Tugenden, gleich sehr Feindschaft und Widerwillen.

Kaum hatte daher das erwähnte Gerücht seines Todes Platz gegriffen, so schritt der Unwille zur That. Die Mißvergnügten, unter ihnen Albrecht's nächste Räthe, rotteten sich zusammen, griffen zu den Waffen, fielen über die verhaßten Ausländer her, und hielten eine Versammlung in Stockerau. Zugleich sendeten sie Abgeordnete nach Prag, um durch Einvernehmen mit dem böhmischen Könige Wenzel, der fort und fort gegen Albrecht grollte, ihr Unternehmen zu befestigen. Wenzel versprach ihnen Schutz vom römischen Könige, und sagte ihnen bis dahin seinen eigenen Beistand zu, insbesondere nach seiner Rückkehr aus Polen. Zwar hatten sie diesen eifrig gesucht, doch nun er verheißen wurde, fürchteten sie plötzlich, der Böhmenkönig könne diese Gelegenheit wahrnehmen, um sie zu unterjochen. Das Andenken an König Ottokar's drückendes Regiment in Oesterreich war noch in lebhaftem Andenken; man besorgte, König Wenzel werde den Tod Ottokar's, seines Vaters, jetzt an Oesterreich rächen, und die Meisten schrien: „es sey noch besser, den Schwaben, als den Böhmen zu gehorchen." Bei solcher Verworrenheit der Begehren nahm der Aufstand einen friedlicheren Charakter an. Die Stockerauer Versammlung, doppelt eingeschüchtert durch die mittlerweile ihr zugekommene Gewißheit, daß der gefürchtete Herzog noch lebe, schickte an ihn den alten Chuenringer, den Albrecht von Puchaim, Hadmar von Stubenberg und Konrad von Sumerau als Abgeordnete, um ihn wegen

Bestätigung der durch die alten Markgrafen und Herzoge und zuletzt durch Kaiser Friedrich II. dem Lande Oesterreich verliehenen Freiheiten zu ersuchen, und, falls er dies weigere, ihm den Gehorsam aufzukündigen.

Der Herzog empfing die Gesandtschaft, als er eben aus der Messe kam, friedlicheren Sinnes durch die eben geübte Andacht und wohl auch durch die Vorstellung, daß er in diesem Augenblicke nicht hinlänglich gerüstet sey, doch auch entschlossen, sich Nichts abtrotzen zu lassen. Er gab gelassene, doch unbestimmte Antwort, verlangte schriftliche Vorlage der begehrten Punkte, um mit seinen Räthen Alles in Erwägung ziehen zu können, und entschied: er wolle sich die Sache überlegen. Mit dieser halben Antwort verfügten sich die Abgeordneten nach Trübensee, wohin die Mißvergnügten ihre Versammlung verlegt hatten. Dorthin kamen auch Heinrich von Liechtenstein und der Edle von Hackenbergen, welche aus Prag gute Botschaft vom Könige Wenzel brachten. Derselbe wiederholte ihnen die Zusicherung seines Beistandes, und berief sich dabei auf den Willen des römischen Königs, der ganz hiermit einverstanden sey. Dadurch wuchs den Mißvergnügten der Muth, und, auf das Aeußerste gefaßt, beschlossen sie nun, ihre Beschwerden offen und ungescheut dem Herzoge zu überschicken, dessen unvermuthete Mäßigung gegen die Stockerauer Abgesandten ihnen denselben gleichsam im Gefühle der Schwäche oder des Unrechts zeigte. Hauptpunkte der Beschwerdeschrift waren: der Herzog sollte versprechen, künftig kein Geld mehr in das Ausland zu senden, alle Schwaben sollten das Land räumen; denjenigen von ihnen, welche im Lande sich verheiratet, sollte, bevor man sie wegschicke, Alles abgekauft werden; noch andere Beschwerden betrafen wahrscheinlich die Münze und die Vererbung. Würden diese ihre Bitten nicht gewährt, so achteten sie sich ihrer Unterthanenpflicht entbunden.

Das böhmische Bündniß, und das Einvernehmen mit dem Könige Adolf, gab dem Unternehmen der Mißvergnügten allerdings Nachdruck und Bedeutung, und der sonst der Nachgiebigkeit wenig gewöhnte Herzog, zeigte sich daher diesmal unerwartet fügsam. Als er die Beschwerden vernommen, besprach er sich mit seinen schwäbischen Räthen. Mit edler Selbstverläugnung riethen sie ihrem Herrn, er möge sie lieber entlassen, als um ihretwillen an Gut und Ehre Gefahr laufen; er werde ja auch anderwärts ein Amt für sie haben. Da rief der Herzog die Abgeordneten zu sich, und verwilligte alle Punkte der Beschwerde. Nur vier schwäbische Herren, möge man ihm vergönnen, bei

ſich zu behalten: den Marſchall Hermann von Landenberg, und die drei Brüder Eberhard, Heinrich und Ulrich von Walſee, die im Lande vermält und begütert.

Als nun die Abgeordneten dieſen günſtigen Beſcheid nach Trübenſee brachten, da wich alle Mäßigung, und voller Uebermuth folgte dem ſcheinbaren Erfolge. „Lieber hundert andere Schwaben, nur dieſe Vier nicht!“ ſchrie die Verſammlung, und mit dieſer Antwort ſchickten ſie dem Herzoge abermals Boten nach Wien. Doch dieſer hatte mittlerweile ſich wieder ganz ermannt; vielleicht war überhaupt ſein Nachgeben nur Schein geweſen, um Zeit zu gewinnen und ſeine Maßregeln zu treffen. „Das Land iſt mein, ich bin Herr darin, und werde, um ſolcher Drohungen willen, nicht den geringſten Küchenknecht von meinem Hofe fortſchicken.“ So lautete die, von der früheren ſehr verſchiedene Antwort, welche der Herzog diesmal den Abgeordneten der Mißvergnügten gab. Schnell verſchaffte er ſich Soldtruppen aus Franken, Schwaben und dem Elſaß, und ſtand, ehe man es ſich träumen ließ, furchtbar gerüſtet da.

Der Schrecken lähmte die Mißvergnügten; ſie ließen unthätig Alles geſchehen, und verlegten den heranziehenden Hilfsvölkern des Herzogs nicht einmal die Straßen. Sie eilten nur, den König Wenzel an ſein Verſprechen zu erinnern und um ſchleunige Hilfe zu bitten. Doch Wenzel war wankelmüthig; ſeine Gemalin, vor einem offenen Kampfe zwiſchen Gatten und Bruder bebend, hatte ihn auf andere Gedanken gebracht, und Albrecht ſoll ſpäter durch förmliche Abbitte, des Königs Groll beſchwichtigt haben. So kam es, daß Letzterer nicht mehr als fünfhundert Mann ſendete. In ſteigender Angſt wendeten ſich die Aufrührer an Albrecht's alten Feind, den Grafen Johann von Güns; doch der hatte ſchon zu bitter des Herzogs ſtarken Arm empfunden, und war theils zu ohnmächtig, theils zu furchtſam, um in neue Fehde ſich einzulaſſen. Den letzten Verſuch machten die Verſchworenen bei den Bürgern Wien's, ſie auffordernd, ſich an ſie anzuſchließen, weil jetzt die Gelegenheit gekommen, das Unrecht zu vergelten, welches der Herzog gegen die Hauptſtadt verübt habe. Aber der Herzog beſaß die Liebe des größeren Volkes, dem er ſich gnädig und wohlwollend zu erzeigen pflegte. Darum ſchickten die Wiener, die ſich gar wohl erinnerten, wie damals, bei dem Aufſtande der Stadt, der Adel ſie aufgeſtachelt, ihnen Hoffnung auf Beiſtand gemacht, und ſie dann ihrem Schickſale überlaſſen hatte, die Antwort zurück: es ſey

gar unnöthig, daß der Herzog Hilfstruppen aus dem Reiche hole; denn sie, die Wiener selbst, wären bereit, dem Herzoge mit Gut und Leben beizustehen, und mit ihm in den Tod zu reiten und zu gehen. Diese Treue einer Stadt, die er so hart gedemüthigt, rührte des Herzogs düsteren, doch auch großherzigen Sinn; er beschloß, zu lohnen, zu vergüten. Er verlieh am 12. Februar 1296 der Hauptstadt eine neue Handfeste, belobte darin die Treue seiner lieben Wiener, und gab ihnen alle Privilegien zurück, welche sein Vater, König Rudolf, ihnen verliehen, mit Ausnahme jener, welche Wien zur freien Reichsstadt erklärt hatten.

Bei solchen Gesinnungen Wien's, welche die letzte Hoffnung der Aufrührer niederschlagen mußten, hatte der Herzog nunmehr doppelt freie Hand. Er brannte vor Ungeduld, dem Aufstande die Stirn zu zeigen, und obschon er für den Anfang nur gegen zweihundert streitbare Männer zur Hand hatte, zog er doch an ihrer Spitze kühn und fröhlich hinaus in's freie Feld, dort ein Lager zu schlagen. Das Gerücht ging, er werde auf das linke Donauufer übersetzen, und dort die Aufrührer zum Gehorsam zwingen. Gleichzeitig würde das anrückende schwäbische und fränkische Kriegsvolk über die Rebellen auf der Südseite der Donau herfallen und dort auf Kosten derselben sich gütlich seyn lassen. Dergleichen schlimme Aussichten benahmen den Verschworenen den letzten Muth. Alle verwünschten ihre Theilnahme an dem Aufstande. Einer schob die Schuld auf den Anderen, und Viele eilten die Fürsprache der Herzogin anzuflehen. Gern und mit gutem Erfolge übernahm diese das Mittlergeschäft. Der Herzog, jeder Widersetzlichkeit ein strenger Feind, doch aus Grundsatz und Politik versöhnlich und großmüthig gegen den reuig sich Unterwerfenden, verkündigte Allen seine Gnade, die im Süden der Donau sich dem Aufstande angeschlossen. Nur mußten sie geloben, ihm auf das linke Ufer zu folgen und ihm zur Unterwerfung der anderen Verschworenen zu helfen. Damit war der Bund der Mißvergnügten aus einander gesprengt, und die Trümmer desselben eilten sich zu unterwerfen, oder beschränkten sich auf matte Vertheidigung. Der alte Leutold von Chuenring harrte noch immer der Erfüllung des Königswortes Wenzel's. Er eilte selbst nach Prag, wartete durch zehn Tage vergeblich, vorgelassen zu werden, und sah mit Unmuth, wie der König, seine Zeit zwischen Beten und Schlafen theilend, seiner Zusage nicht mehr gedenken wollte. Hier ereilte ihn auch die böse Mähr aus Oesterreich, daß eines seiner Schlösser vom Herzoge

erſtiegen und geſchleift, ein zweites zur Uebergabe gebracht worden ſey. Da ward er inne, daß längeres Zuharren ihn gänzlich verderben würde. Er eilte zurück, gelobte Unterwerfung, gab Pfänder für ſeine Treue, und ſöhnte ſich mit dem Herzoge aus. Wer von den Mißvergnügten ja noch Widerſtand zu leiſten verſuchte, den bändigten die ſchwäbiſchen Kriegsknechte, die im Lande übel hauſeten, doch zugleich manches arge Raubneſt brachen, ſo auch den weit und breit gefürchteten Raubritter, Lichtenſteiner von Falkenſtein, aus allen ſeinen Beſitzungen und endlich gar aus dem Lande ſelbſt trieben. Nur Konrad von Sumerau, das Haupt des Aufſtandes, und des Herzogs, der ihm einſt die Schlöſſer Freinſtein und Wernſtein entriſſen, bitterer Feind, weigerte bis zuletzt die Unterwerfung, und als endlich die Noth ihn dazu zwang, ließ ihn der Herzog zwar unverſehrt an Leben und Freiheit, ſprach aber über den unruhigen und gefährlichen Ritter die Strafe ewiger Verbannung aus. Seine Ahndung war die härteſte; denn alle Mitſchuldigen hatte der Herzog mit Milde und Schonung behandelt. Voll vermehrten Haſſes wendete der Verbannte der Heimat den Rücken, und ging zum König Adolf, im Glanze desſelben ſich eine Weile ſonnend und dann auch mit ihm verlöſchend. Mit Kraft und Umſicht war die Gefahr des Aufſtandes beſchworen worden, und es ehrte den muthigen Herzog um ſo mehr, daß er den vollſtändigen Sieg, den er errungen, durch keine Unverſöhnlichkeit, keine Härte befleckte.

Um dieſe Zeit ereilte das Verhängniß einen Mann, den Glück und Verdienſt gehoben, Argliſt und Haß in ſeiner Stellung befeſtigt hatten, der, nach allen Seiten Zwietracht ſäend, ſeinen Freunden oft noch gefährlicher geworden war, als ſeinen Feinden. Am 24. Mai 1296 wurde der Abt Heinrich von Admont, ermordet und ſchauerlich verſtümmelt, in ſeinem Bette gefunden. Die Leiche war von zahlloſen Dolchſtichen durchbohrt, und die Mörderhand hatte, um ihres Zweckes ſicher zu ſeyn, auch noch den Kopf des Opfers vom Rumpfe geſchnitten. Dunkel ſchwebt über der That und dem Thäter. Ein naher Verwandter des Abtes ſoll das blutige Bubenſtück begangen haben.

Kaum war der kurze Waffenſtillſtand mit Salzburg abgelaufen, ſo brach, dem Auftrage des Herzogs gehorſam, Heinrich von Walſee von Judenburg aus gegen die erzbiſchöflichen Beſitzungen im Lavantthale los, und trieb die Verwüſtung ſo weit, daß es auf gänzliche Vertilgung des Gegners und alles ihm Angehörigen abgeſehen [illegible] ſtuchten das Domkapitel

und der Abt zu St. Peter in Salzburg bei dem Herzoge um Schonung, damit nicht viele Unschuldigen um weniger Schuldigen zu Grunde gingen; der Herzog haßte und strafte den Erzbischof in Allen, die Pflicht oder Zufall mit demselben verband, und vergab es nicht, daß der Erzbischof dem Könige Adolf Gelegenheit gegeben hatte, befehlend gegen ihn aufzutreten. Der Walseer drang unter fortgesetzten Verheerungen im erzbischöflichen Gebiete vor; sein Bruder Ulrich stieß mit neuen Mannen zu ihm. Noch immer harrte der Erzbischof Konrad auf die verheißene Hilfe vom deutschen Könige; sie blieb fortwährend aus. Dennoch sträubte sich des Erzbischofs harter Sinn, durch Nachgiebigkeit dem Elende seiner Unterthanen und der Verwüstung seines Landes zu steuern; da wurde er endlich durch das Domkapitel und seine Ministerialen gedrängt, eine Aussöhnung mit dem mächtigen Herzoge zu suchen und den machtlosen König Adolf seinem Schicksale zu überlassen. Wiederum richtete man die Blicke hoffnungsvoll auf die Friedenstifterin Elisabeth; ein Domherr ging als Abgeordneter zu ihr nach Wien, ihre Vermittelung zu erbitten und ihr das Schicksal des bedrängten Erzstiftes an's Herz zu legen. Gern that sie, was ihr Herz ihr eingab. Sie ermahnte den Gatten, der Kirchen und ihrer Diener zu schonen, und deutete auf den, vielleicht nahen Kampf mit einem größeren Gegner, dem Könige Adolf, wodurch Friede mit anderen Fürsten doppelt nöthig werde. Dieselben Vorstellungen machten die Bischöfe und die herzoglichen Räthe; Alle waren darüber einig, der Erzbischof habe für sein, dem Herzoge angethanes Unrecht hart genug gebüßt, und verdiene nun Schonung; beiden Theilen thue der Friede Noth. Der Herzog, noch immer aufgereizt, ließ sich nur schwer besänftigen; endlich gab er dahin nach, daß das Domkapitel und die Ministerialen von Salzburg den Erzbischof veranlassen sollten, selbst nach Wien zu kommen und wegen des Friedens zu sprechen; auf so lange sollte Waffenstillstand seyn. Diese Botschaft wurde nach Salzburg gebracht, und belebte von Neuem die Hoffnung des Friedens. Nur der Erzbischof stand eine Weile an, theils aus Stolz, theils weil er für seine Person zagte. Endlich fügte er sich darein, und begab sich auf die Reise nach Wien; ihn geleiteten vier Domherren und eine gleiche Anzahl von Ministerialen und Bürgern. Er wurde vom Herzoge freundlich und mit gebührender Ehre empfangen, und vertheilte mit freigebiger Hand Geschenke unter die herzogliche Umgebung, um sich Freunde und Stützen zu gewinnen auf dem unsicheren Boden. Bei den Unterhandlungen aber zeigte er wenig Schmiegsamkeit;

ſchon geriethen dieſelben in's Stocken, und der Erzbiſchof zitterte vor neuen Kriegesgräueln. Hermann von Landenberg brachte die abgebrochenen Unterhandlungen wieder in Gang. Jeder Theil, ſo wurde feſtgeſetzt, ſolle zwei Schiedsmänner erwählen und ihren Ausſpruch getreulich befolgen. Dieſer erfolgte am 24. September 1297, und lautete: der Herzog Albrecht leiſtet Verzicht auf Radſtadt und auf die Voigtei über die Güter des Kloſters Admont jenſeits der Mannling; dagegen tritt ihm der Erzbiſchof zweihundert vier und ſechzig Huben zu Lutenwerd, die jährlich hundert zwei und dreißig Mark Pfennige abwerfen, ſo wie den ſogenannten Marchdienſt, eine alte Steuer, auf dem Gute auf der March, zu zwanzig Mark Pfennige, und überdies die halbe Mauth zu Rottenmann mit allen ihren Rechten ab. Der Herzog entſagt, für ſich und ſeine Nachkommen, der Salzerzeugung auf der Goſach, wogegen ihm der Erzbiſchof als Erſatz dreitauſend Mark Silbers nach dem Wiener Gewicht zu bezahlen hat; alle Anſprüche Salzburg's auf Sitzenberg und Weißeneck ſind aufgehoben, und die Burg im Ennsthale darf nicht wieder aufgebaut werden. In einer beſonderen Urkunde wurde feſtgeſetzt, daß inskünftig jede Mißhelligkeit oder Alles, worüber beide Theile ſich noch nicht geeinigt, durch zwei Schiedsrichter von jeder Seite bis zum St. Georgentage 1298 ausgeglichen werden ſolle.

So endigte, ſpät genug, die lange, verderbliche Fehde mit Salzburg, deren Zeugen verheerte Ländereien, vergoſſenes Blut und elend gemachte Unterthanen waren. Jeder Theil hatte in dem unſeligen Kampfe verloren, doch weit mehr noch Jene, die gar nicht an dem Kampfe Theil genommen, und auch durch den Frieden Nichts wieder gewinnen konnten.

Hartnäckige Gemüther, einmal verſöhnt, pflegen dem Haſſe ernſthafter zu entſagen, als ſchlaffe Mißgunſt. Albrecht und Konrad, einſt ſo bittere Gegner, blieben ſeitdem unzertrennliche Freunde. Gleichzeitig mit der Friedensurkunde, wurde auch zwiſchen dem Herzoge Albrecht, ſeinen drei Schwägern, den drei Herzogen von Kärnten, und dem Salzburger Erzbiſchofe und Domkapitel ein Bündniß geſchloſſen, in welchem die Letzteren ſich anheiſchig machten, weder dem römiſchen Könige, noch irgend einem Andern den Durchzug durch das Salzburger Land gegen die Herzoge zu geſtatten, wodurch nunmehr eine große Strecke Landes entlang die Gränzen der Verbündeten jedem Angriffe von Baiern aus unzugänglich blieben. Kurz darauf beſtätigte, *zur* Bekräftigung der Freundſchaft, der Herzog Albrecht dem Erzſtifte ein

Privilegium Friedrich's des Streitbaren, in Bezug auf die Handelsfreiheit durch Oesterreich. Auf seine freundliche Einladung ward der Erzbischof Taufpathe der jüngstgeborenen Tochter des Herzogs, und weihete bei dieser Gelegenheit acht Edelknechte, die der Herzog ihm zu Ehren zu Rittern schlug, feierlich zu der neuen Würde ein, indem er ihnen Schwert und Schild segnete. Durch die dauernde Aussöhnung mit dem einflußreichen Erzbischofe hatte der Herzog sich das Feld frei gemacht zu dem großen, gewagten Kampfe, den er gegen das erwählte Reichsoberhaupt und um die erste Krone der Christenheit vorbereitete. Alle seine Maßregeln aus damaliger Zeit streben zu diesem gewaltigen Ziele hin, und dadurch, daß er seine neuen und alten Bundesgenossen durch Verträge hinderte, dem Könige Adolf Beistand und Vorschub zu leisten, ordnete er gleichsam schon die Schlachthaufen, die zu dem Unternehmen mitwirken sollten.

Die lange Spannung zwischen dem Herzoge Albrecht und seinem Schwager, dem König Wenzel II. von Böhmen, war endlich den unermüdlichen Sühnungsversuchen der Königin Jutta gewichen. In Mähren hatten sich die beiden Fürsten getroffen und den alten Groll vergessen. Beide waren nunmehr bemüht, ihre Aussöhnung auch der Welt zu zeigen. Daher fuhr der Herzog Albrecht mit den Seinigen nach Prag, Schwester und Schwager heimzusuchen. Der Böhmen König überhäufte seine Gäste mit Ehren und Vergnügungen, und entließ die wieder Scheidenden mit kostbaren Geschenken und Angedenken. Später erwiederte er, begleitet von Gemalin, Kindern und ansehnlichem Gefolge, den Besuch in Wien, verbrachte dort bei seinem Schwager zwölf Tage unter Festen und Zerstreuungen, und kehrte, vom Herzoge nicht minder reich beschenkt, nach Prag zurück. Das Volk jubelte ob der segensreichen Eintracht der Fürsten.

Aber ein noch größeres und bedeutsameres Fest vereinigte sie nach einiger Zeit noch enger. Schon seit längerer Zeit hatte König Wenzel seine Krönung zu Prag vorbereitet, die an Glanz und Herrlichkeit alles Aehnliche hinter sich zurücklassen sollte. Der Herzog Albrecht befand sich unter den geladenen Gästen, und sparte nichts, um bei seinem Auftreten eine Pracht und einen Reichthum zu zeigen, würdig des Mannes, der sich berufen fühlte, um die erste Krone der Welt zu ringen. Mit zehntausend Pferden, die alle auf seine Kosten verpflegt wurden, kam er in Prag eingezogen; Jeder seines Gefolges erhielt täglich von ihm Zehrung; zwei und fünfzig Edelleuten

ertheilte er in Prag den Ritterschlag. Nach dem großen Buhurd — einem Scherzkampfe unter Mehren zugleich — schenkte er allen daran Theilnehmenden die Waffen, und ließ sie bei der Tafel in neuen Prachtanzügen erscheinen, die ebenfalls sein Geschenk waren; die Kleider aber, mit welchen sie vorher angethan gewesen, wie auch das, auf zweihundert Mark angeschlagene Tafelgeräthe nebst den übrig gebliebenen Speisen, gab er den Zuschauern preis. Er konnte aber auch seinen Reichthum vor keiner zahlreicheren und glänzenderen Versammlung zur Schau tragen als hier. So zahllos waren die herbeigeströmten Gäste, daß aus den königlichen Vorräthen allein für 191,000 Pferde Futter verabreicht wurde. Acht und zwanzig fürstliche Personen, geistlichen und weltlichen Standes, trafen hier zusammen; darunter die Erzbischöfe Gerhard von Mainz und Hermann von Magdeburg, die Bischöfe von Prag, Olmütz, Krakau, Lebus, Meissen, Freising, Basel und Konstanz; die Herzoge Albrecht von Sachsen, Bolek von Schweidnitz, Heinrich von Glogau und die Gebrüder von Oppeln; die Markgrafen Hermann und Otto mit dem Pfeil von Brandenburg, Friedrich der Gebissene von Meissen u. A. Das königliche Prag vermochte diese Menge nicht zu fassen; sie wurde großentheils unter großen Zelten außerhalb der Stadt beherbergt und bewirthet. Am 2. Juni 1297, als am Pfingstsonntage, wurde im Dome zu St. Veit die Krönung des Königs durch den Erzbischof von Mainz vollzogen. Der Glanz, mit welchem der jugendliche König sich umgeben, blendete die Augen und war kaum noch gesehen worden. Seine Krone ward auf zweitausend, Schwert und Schild, so man ihm vortrug, auf dreitausend Mark geschätzt; der Löwe auf besagtem Schilde war zusammengesetzt aus Perlen auf goldenem Grunde; vier große Rubinen bildeten die Krallen an jeder Tatze. Das Krönungskleid, über viertausend Mark werth, war aus goldenen Schuppen zusammengefügt, deren jede fünf Edelsteine umschloß. Ringe, Leibgeschmeide, Gürtel und Hut des Königs überstiegen fast jede Schätzung. Das Höchste und Ungeheuerste, was mittelalterlicher Luxus ersinnen und aufbieten mochte, floß hier in einem sinnbetäubenden Glanze zusammen.

Vier Wahlfürsten des römischen Reiches führte die Festlichkeit zusammen. Es war hier also ganz der Ort und die Gelegenheit, über die Lage der Dinge im deutschen Reiche zu sprechen und die Mittel zu berathen, wie der König Adolf, mit dessen Regimente man übel zufrieden war, vom deutschen Throne zu entfernen, und d[illegible] auf denselben zu führen sey. Der

Böhmen-König Wenzel war theils durch seine Aussöhnung mit seinem Schwager Albrecht in einen natürlichen Gegner Adolf's verwandelt worden, theils grollte er Letzterem noch insbesondere, weil derselbe Acte der Souverainetät über die an Böhmen verpfändeten Gebiete, z. B. über Eger, auszuüben sich angemaßt hatte. Auch die Uebrigen hatten Gründe der Unzufriedenheit mit Adolf, oder glaubten doch deren zu haben. Den bittersten Gegner besaß derselbe in seinem früheren eifrigsten Gönner, dem Erzbischofe Gerhard von Mainz, dem er vor allen Anderen seine Erhebung zu danken hatte. Nicht nur hatte er dem Kirchenfürsten den verhofften Einfluß auf das Reichsregiment keineswegs eingeräumt, sondern ihm auch andere wichtige Vortheile entzogen, die er ihm vor seiner Erwählung zugesagt. So hatte er ihm damals versprochen, die Schulden, welche Gerhard am römischen Hofe bei der Abholung des Palliums gemacht, zu bezahlen, aber trotz der seitdem erhobenen, beträchtlichen englischen Subsidiengelder, dies später unterlassen. Ferner hatte Gerhard, der dem, von ihm so abhängigen Könige Alles abverlangen zu dürfen meinte, sich den beträchtlichen kaiserlichen Rheinzoll zu Boppard ausbedungen, der, größerer Bequemlichkeit wegen, zum Besten des Erzstiftes Mainz nach Lahnstein verlegt werden sollte. Doch auch hierin hielt der König, nachdem er einmal erlangt, was er gewollt, nicht Wort, und verwandelte dadurch den Erzbischof Gerhard in seinen unversöhnlichsten Feind. So wurde dieser denn leicht für die Sache der Feinde Adolf's gewonnen, und das böhmische Gold — hundert Mark des feinsten Goldes betrug das übliche Krönungsgeschenk der böhmischen Könige an ihre Metropolitane, die Erzbischöfe von Mainz — nahm seinen habgierigen Sinn völlig gefangen. Er versprach, auch noch den Erzbischof von Köln für Albrecht zu stimmen, und somit waren also dann fünf Wahlfürsten für Letzteren gesinnt; dem Könige blieben nur Pfalz und Trier übrig.

Der Angriffsplan ward vorläufig schon geordnet. Habsburg's treuer Anhänger, der Graf Albrecht von Hohenberg und Haigerloch, übernahm es, Verbündete am Rhein und in Schwaben zu sammeln. Jeder der anwesenden Fürsten sagte Theilnahme und Hilfe nach seinen Kräften zu. Den übrigen Reichsfürsten wurde ein Tag nach Eger angesetzt, wo, wegen der Entthronung König Adolf's, Weiteres berathen werden sollte. Man warf ihm vor: er habe Kirchen verwüstet, Jungfrauen geschändet, von einem Geringeren, als er, nämlich vom Könige England's, Sold genommen, das

Reich nicht gemehrt, sondern vermindert, gegebene briefliche Urkunden gebrochen, die Gerechtigkeit um Geschenk und Gaben verwaltet, den Landfrieden nicht gehandhabt, und für die Sicherheit der Straßen nicht gesorgt; Gründe, die theils sehr gesucht klangen, theils in jener Zeit Allen zur Last fielen, theils offenbar aus der Luft gegriffen waren. Adolf, der von den in Prag wider ihn gepflogenen Verhandlungen vollständige Kunde erhielt, meinte den ganzen Bund zu zersprengen, wenn er demselben den Erzbischof Gerhard entzöge. Ehe dieser es sich versah, wurde das Schloß, wo er sich eben befand, von Adolf's Leuten umzingelt, und der Erzbischof dort eingeschlossen. Dies hatte zur Folge, daß die Tagsatzung zu Eger unterblieb, und nach Kaden verlegt wurde, wo es indeß zu keinem Erfolge kam. Doch dauerte der Bund gegen Adolf fort, und drängte immer mehr zu nahen Ereignissen hin.

Der Tod Jutta's, welche kurz nach der Prager Krönung, am 18. Juni 1297 in der Blüte der Jahre in's Grab sank, änderte an dem Freundschaftsverhältnisse zwischen dem Könige Wenzel und dem Herzoge Albrecht Nichts. Den Hauptausschlag gab im Februar des folgenden Jahres eine glänzende Zusammenkunft der Fürsten in Wien, wo der König Wenzel von Böhmen seine Verlobung mit Elisabeth, der Tochter des Königs Andreas, festlich beging. Der König Andreas von Ungarn mit seiner Gemalin Agnes, des Herzogs Albrecht Tochter, sammt einer Menge ungarischer Prälaten und Magnaten; König Wenzel von Böhmen, mit ihm sein junger Sohn und sein Halbbruder, Herzog Niklas von Troppau, wie auch die Bischöfe seiner Länder, dann Herzog Albrecht von Sachsen, der Herzog von Kärnten, Markgraf Hermann von Brandenburg, die Herzoge von Oppeln und viele andere vornehme Herren, bildeten die glänzende Versammlung. Wien hatte kaum noch eine ähnliche gesehen, und frohlockte über den Glanz, wie über das trauliche Verhältniß seines Landesfürsten mit so vielen mächtigen Herrschern. Doch benahm sich das Gefolge theilweise unfein. Von der ungarischen und kumanischen Dienerschaft führten Manche ihre Pferde gar in die Wohnstuben der Wiener, und trieben es so bunt, daß die Hauswirthe endlich mit Waffen d'rein schlugen. Außerhalb des Stubenthors wurden auf solche Weise in einem einzigen Zimmer zehn Ungarn und Kumanen für ihr unhöfliches Benehmen von den ergrimmten Einwohnern niedergehauen. Auch
Zweck des Festes der Beschließung von Mai
König und der Erhebung Albrecht's auf d

Albrecht von Hohenberg traf, aus Rom zurückkehrend — wohin ihn Albrecht gesendet, um sich für die beabsichtigten Schritte, wo möglich, mit dem römischen Stuhle in's Einvernehmen zu setzen — in Wien ein. Welche Antwort er vom römischen Hofe mitgebracht, ist nicht zu erweisen. Ausgegeben wurde sie für eine günstige, ja, es soll der Herzog Albrecht seinen Verbündeten sogar dahin bezügliche päpstliche Briefe vorgezeigt haben, deren Aechtheit später bestritten worden. Wiederum sagten Alle dem Herzoge ihren thätigen Beistand zu, und besonders verband sich der König Wenzel zu Leistung beträchtlicher Subsidien und zur Sendung von Hilfstruppen, wogegen Albrecht sich verpflichtete, daß er, falls er den deutschen Thron bestiege, dem Könige von Böhmen das Pleißner Land sammt Eger, Floß, Parkstein und Weida vom Reiche zu 50,000 Mark verpfänden, und nicht nur alle Privilegien Böhmen's bestätigen, sondern noch außerdem den König aller Verbindlichkeiten wegen der Reichslehen und der Beschickung der kaiserlichen Hoftage entheben werde.

So war nach und nach Alles zu dem Schlage vorbereitet. Die in Wien versammelten Fürsten und Herren hatten ihre Vereinigung mit dem Herzoge Albrecht gegen den römischen König Adolf offen beschworen, und der Beitritt der geistlichen Kurfürsten schien auch Rom's Beistimmung im Voraus zu verbürgen. Albrecht wurde, da somit einmal das Aeußerste geschehen war, von seinen Verbündeten bestürmt, eilig nach Schwaben zu ziehen, damit Adolf ihm nicht zuvorkomme, und er gab daher um Fastnacht 1298 seinen in Oesterreich versammelten Schaaren das Zeichen zum Aufbruch. Sie wuchsen auf ihrem Zuge auf sechstausend Mann an. Es waren sechshundert leichtberittene ungarische Schützen dabei, welche der König Andreas gesendet, unter dem Befehle des Grafen Zolyom aus dem Geschlechte Rusd und des Grafen Paul Modács. Die Steyerer führte Ulrich von Walsee. Aus Oesterreich zogen mit dem Herzoge: Hadmar von Falkenberg, Dietrich von Pillichsdorf, der Chruspeck, Ulrich der Prueschenk, der junge Hannfelder und der Pergauer. Für die nöthigen Kriegsausgaben war der Herzog wohl gerüstet; denn er führte 22,000 Mark Silber baar bei sich. Als Landeshauptmann ließ er in Oesterreich den Burggrafen von Maidburg, Grafen von Hardek aus dem Geschlechte der Grafen von Wye und Rabenswald, zurück, und stellte ihm Räthe an die Seite.

Als der Herzog mit seinem Heere an die baierische Gränze kam, weihm der Herzog Otto den Durchzug. Doch tausend Mark löthigen

Silbers und des Herzogs Zusage, des Heeres Bedürfnisse baar zu zahlen, beseitigten dieses Hinderniß. Der Pfalzgraf Rudolf, des Herzogs Neffe, der vor kurzem erst mit König Adolf's Tochter sich vermält, hielt treu an seinem Schwiegervater und ging nicht zu Albrecht's Partei über. Er entschuldigte sich hierüber freimüthig bei Albrecht, der, hinlänglicher Bundesgenossen versichert, ihm keinen Zwang anthat, obschon der hitzige Albrecht von Hohenberg darüber mit dem Pfalzgrafen in schnellen Zwiespalt gerieth. Der Bischof von Freising machte dem Herzoge Vorstellungen wegen des Zuges; aber Albrecht entgegnete: „Es ist gerathener, mit Adolf oben um das Seinige zu fechten, denn daß er mit mir um das Meinige ficht, wenn er herunter kommt." Bei Weihenstephan und Pasing, wohin er nun rückte, vereinigten sich mit ihm seine Schwäger, die Herzoge von Kärnten, mit dreitausend Reitern. Nachdem er acht Tage am Lech verweilt hatte, zog er an der oberen Donau herum, um noch mehr Bundesgenossen aufzunehmen und sein Heer zu verstärken. Außer den schon Erwähnten, hielten zu seiner Partei noch die Bischöfe von Straßburg und Konstanz, die Grafen von Freiburg, von Würtemberg, von Feldkirch, von Leiningen, von Lichtenberg, von Veldenz, von Verdenberg, von Zweibrück, von Hohenlohe, die Wild- und die Gaugrafen und die von Ochsenstein. Die von Montfort standen theils auf des Königs, theils auf des Herzogs Seite.

Beide Gegner schienen hinsichtlich ihrer Stärke einander bald zu hoch, bald zu niedrig anzuschlagen; daher suchten sie einander bald mit feindseliger Entschlossenheit auf, bald mieden sie sich unschlüssig und zögernd. Der König Adolf war mit ansehnlicher Heeresmacht in Unterschwaben aufgetreten, wahrscheinlich in der Absicht, mit baierischer Hilfe in Oesterreich einzubrechen. Doch Albrecht's Zuvorkommen vereitelte diesen Plan, und versetzte den Kampf über Oesterreich's Gränze hinaus, dem Lande die Gräuel und Verwüstung des Krieges ersparend. Bei Ulm bot der König dem Herzoge eine Schlacht; doch der Letztere schlug sie aus, weil er sein Heer noch nicht stark genug hielt. Behutsam vordringend, erreichte Albrecht seine schwäbischen Stammgüter, wo er durch die Besatzungen der dortigen Burgen und festen Plätze sein Heer noch ansehnlich vermehrte, und auch sein Kriegsgeräthe [illegible] In Waldshut brachte er auch dreißig Schiffe zusammen. [illegible] tel den Rhein hinab zu führen. Als er am 22. April bei [illegible] kamen Gesandte des römischen Königs zu ihm, die [illegible]

kriegerischen Zuges abverlangten. Er zögerte nicht, entschiedene Antwort zu geben, und erinnerte daran, wie der König, damals bei dem Salzburger Streite, ihn bedroht habe, in Oesterreich über ihn herzufallen; nun wolle er lieber ihn in Nassau aufsuchen, als ihn in Oesterreich erwarten. Offen kündigte man sich jetzt eine Fehde auf Leben und Tod an, und die blutigen Würfel mußten früher oder später fallen.

Der König Adolf führte mittlerweile sein Heer in das Kenzingthal, und stand hier am 24. April dem Herzoge gegenüber; der Fluß Elz trennte die beiden feindlichen Lager. Hier suchten sie, ohne jedoch handgemein zu werden, durch allerhand Scheinbewegungen einander zu täuschen und Vortheile abzuringen; abwechselnd boten und verweigerten sie die Schlacht. So standen sie durch vierzehn Tage einander im Angesichte, immer die Hand am Schwerte, doch ohne loszuschlagen. Nur kleine Gefechte vereinzelter Haufen unterbrachen die tödtliche Spannung, obwohl Nichts damit entschieden wurde. Dem Herzoge Otto von Baiern, der mit einem bewaffneten Haufen dem Könige Adolf zum Beistande zuzog, strebte der Graf Albrecht von Hohenberg und Haigerloch die Straße zu verlegen. Die Baiern waren jedoch durch Kundschafter darauf vorbereitet worden. Es entbrannte ein hitziges Gefecht, und der Graf Albrecht wurde im Kampfe erschlagen. Alle betrauerten den Verlust des wackeren Mannes, am meisten der Herzog. Einige Ritter suchten sich auch Mann gegen Mann auf, und bei solcher Gelegenheit erlegte Heinrich von Hakenberg seinen Feind, den Marschall Hildebrand von Pappenheim.

Des nutzlosen Harrens müde, besonders nachdem das Städtchen Kenzingen von den Königlichen besetzt, und dadurch die Stellung des Herzogs erschwert worden war, schloß dieser mit dem Könige einen vier und zwanzigstündigen Waffenstillstand, zog in der Nacht vorher auf das Gebiet es ihm befreundeten Straßburg's, und ließ das Lager hinter sich abbrennen. Weiter rückend, bezog er endlich ein Lager vor Mainz.

Dem Könige, der mit ritterlicher Treue den Waffenstillstand beobachtet und seinen Gegner nicht verfolgt hatte, waren falsche Nachrichten von der Richtung zugekommen, in welche der Letztere zog. Darum zögerte er zu lange, dem Herzoge die Straße nach Mainz zu verlegen, und verlor vor den Straßburgischen Plätzen, Rufach und Egisheim, in welchem ersteren [illegible] von Lichtenberg befehligte, Zeit und Mannschaft. Noch immer war

nicht der Ausgang eines Kampfes abzusehen, in welchem beide Theile nutzlos das kostbarste der Güter, die Zeit, vergeudeten.

Während nun beide Gegner sich in blinden Märschen erschöpften, thaten die Verschworenen die nöthigen Schritte, um ihren Maßregeln den Schein Rechtens zu verleihen. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, und die Gesandten von Böhmen und Köln, versammelten sich in Mainz bei dem Erzbischofe Gerhard, und forderten, obschon die Stimmen von Trier und Pfalz ihnen abgingen, den König Adolf dreimal vor, sich zu rechtfertigen. Als er nicht erschien, bildeten sie, mit Umgehung des römischen Stuhles, sich zu einem Gerichte. Der Erzbischof von Mainz hatte den Vorsitz, der Herzog von Sachsen erschien als Ankläger, und war sonach Kläger und Richter in einer Person. Sieben Punkte waren da, die man dem Könige zur Last legte; sie sind schon weiter oben gemeldet worden. Nachdem man sie näher erörtert und nach Möglichkeit erwiesen hatte, verlas der Erzbischof von Mainz ein Entsetzungsurtheil, und untersagte dem solchergestalt entsetzten Könige Adolf, bei Strafe kirchlichen Bannes, sich hinfort der königlichen Gewalt zu bedienen; den Fürsten und Ministerialen des Reiches wurde auf gleiche Weise verboten, ihm künftig noch Gehorsam zu leisten. Am folgenden Tage, den 23. Juni 1298, traten die genannten Wahlfürsten und Abgeordneten abermals zusammen, und gaben die einstimmige Erklärung: Niemand im deutschen Reiche verdiene mehr, die erledigte römische Krone zu tragen, als der Herzog Albrecht von Oesterreich; er sey vor Allen zum obersten Schutzherrn berufen durch Ehre, Kraft, Herzhaftigkeit, Tugend, Einsicht und Reichthum. Dann zogen, unter Glockengeläute und großem Menschenzulaufe, die Kurfürsten in den St. Martinsdom, und erklärten unter feierlichen Eiden: sie und die anderen Wahlfürsten hätten vor sechs Jahren den Grafen Adolf von Nassau auf den deutschen Thron gesetzt, weil er ihnen der Würdigste geschienen; nach der Zeit aber habe derselbe angefangen, weisen Rath zu verachten und die Regierung zu vernachlässigen, darum hätten sie beschlossen, ihn zu entsetzen, und den heiligen Vater von diesem Schritte benachrichtigt. Solches thäten sie [illegible] mehr, und erwählten den Herzog Albrecht zum Könige [illegible]. Nach dieser feierlichen Erklärung gingen sie heraus vor das [illegible] der Mainzer Erzbischof meldete mit lauter Stimme dem [illegible] Albrecht sey zu einem Könige des römischen Reiches zu

dieſer Ausruf geſchehen war, jubelte das anweſende Volk, und das „Herr Gott, dich loben wir!“ wurde angeſtimmt.

Die Form- und Rechtswidrigkeit jener Abſetzung, wie der neuen Erwählung, leuchtet hinlänglich ein; auch nahm Adolf die Nachricht davon, welche ein Bote des Herzogs von Sachſen, als Erzmarſchalls, ihm überbrachte, in dieſem Sinne auf. An Albrecht aber, den neuen König, ging der Erbmarſchall von Pappenheim ab, mit der Reichsfahne und der Botſchaft ſeiner Erwählung. Albrecht, nur des glänzenden Zieles eingedenk, nicht der ungeſetzlichen Art, wie er es errungen, nahm die Wahl und die Reichsfahne freudig an. Im Lager erſcholl großer Jubel; die Städte Mainz und Straßburg ſicherten ihm thätigſte Unterſtützung zu. Aber im übrigen Deutſchland ſah man die Sache mit anderen Augen an, und verhehlte ſich nicht das Ungehörige des Verfahrens. Keine andere Stadt, kein Reichsſtand ſendete Bevollmächtigte oder Beiſtand; ſelbſt die Zufuhr von Lebensmitteln verweigerten ſie. Zwar erlag die pfälziſche Stadt Alzey Albrecht's Belagerungsheere und dem Stoße ſeiner Kriegsmaſchinen, welche die Mainzer ihm zugeführt hatten; aber kaum war die Stadt übergegangen und ihre Mauern geſchleift, ſo zogen die Mainzer ab. Auch ſeinen übrigen Bundesgenoſſen ward die Zeit zu lang; ſie verließen das Lager, und nur der Erzbiſchof Gerhard blieb mit ſeinen Schaaren bei ihm.

Die Entſcheidung war nun nicht länger aufzuhalten, und näherte ſich mit ſtarken Schritten. Adolf hatte ſeine Zeit und ſeine beſten Kräfte bei der Belagerung von Rufach und Egisheim verloren, und an dieſem Fehler ſcheiterte ſein ganzes Schickſal. Er hatte ſeinen Gegner noch immer in Straßburg geglaubt. Als er nun vernahm, derſelbe habe ſeine dortige Stellung aufgegeben, und ſey auf dem Marſche den Rhein herab, verließ er ſein feſtes Lager, zog bei Breiſach über die Rheinbrücke nach Offenburg, und eilte, da er Albrecht's Noth um Lebensmittel kannte und ihn außer Verfaſſung zum Schlagen wähnte, über Speier heran, ihn zum Kampfe zu drängen. So groß war ſeine Ungeduld zur Schlacht und ſeine Zuverſicht, daß er den wohlmeinenden Rath ſeiner Anhänger zurückwies, den Kampf noch ſo lange zu verſchieben, bis er die bedeutenden Mannſchaften aus den Städten an ſich gezogen haben werde. Ungeſtüm in ſeinem kriegeriſchen Drange, rückte er vor bis zum Berg Dreiſe zwiſchen Gelheim und Roſenthal. Hier wartete ſeiner

[illegible] tig und von Mangel beſchwert, traf

nicht der Ausgang eines Kampfes abzusehen, in welchem beide Theile nutzlos das kostbarste der Güter, die Zeit, vergeudeten.

Während nun beide Gegner sich in blinden Märschen erschöpften, thaten die Verschworenen die nöthigen Schritte, um ihren Maßregeln den Schein Rechtens zu verleihen. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, und die Gesandten von Böhmen und Köln, versammelten sich in Mainz bei dem Erzbischofe Gerhard, und forderten, obschon die Stimmen von Trier und Pfalz ihnen abgingen, den König Adolf dreimal vor, sich zu rechtfertigen. Als er nicht erschien, bildeten sie, mit Umgehung des römischen Stuhles, sich zu einem Gerichte. Der Erzbischof von Mainz hatte den Vorsitz, der Herzog von Sachsen erschien als Ankläger, und war sonach Kläger und Richter in einer Person. Sieben Punkte waren da, die man dem Könige zur Last legte; sie sind schon weiter oben gemeldet worden. Nachdem man sie näher erörtert und nach Möglichkeit erwiesen hatte, verlas der Erzbischof von Mainz ein Entsetzungsurtheil, und untersagte dem solchergestalt entsetzten Könige Adolf, bei Strafe kirchlichen Bannes, sich hinfort der königlichen Gewalt zu bedienen; den Fürsten und Ministerialen des Reiches wurde auf gleiche Weise verboten, ihm künftig noch Gehorsam zu leisten. Am folgenden Tage, den 23. Juni 1298, traten die genannten Wahlfürsten und Abgeordneten abermals zusammen, und gaben die einstimmige Erklärung: Niemand im deutschen Reiche verdiene mehr, die erledigte römische Krone zu tragen, als der Herzog Albrecht von Oesterreich; er sey vor Allen zum obersten Schutzherrn berufen durch Ehre, Kraft, Herzhaftigkeit, Tugend, Einsicht und Reichthum. Dann zogen, unter Glockengeläute und großem Menschenzulaufe, die Kurfürsten in den St. Martinsdom, und erklärten unter feierlichen Eiden: sie und die anderen Wahlfürsten hätten vor sechs Jahren den Grafen Adolf von Nassau auf den deutschen Thron gesetzt, weil er ihnen der Würdigste geschienen; nach der Zeit aber habe derselbe angefangen, weisen Rath zu verachten und die Regierung zu vernachlässigen, darum hätten sie beschlossen, ihn zu entsetzen, und den heiligen Vater von diesem Schritte benachrichtigt. Solches thäten sie nunmehr, und erwählten den Herzog Albrecht zum Könige Deutschland's. Nach dieser feierlichen Erklärung gingen sie heraus vor das Kirchenthor, und der Mainzer Erzbischof meldete mit lauter Stimme dem Volke: der Herzog Albrecht sey zu einem Könige des römischen Reiches ernannt worden. Als

dieſer Ausruf geſchehen war, jubelte das anweſende Volk, und das „Herr Gott, dich loben wir!“ wurde angeſtimmt.

Die Form- und Rechtswidrigkeit jener Abſetzung, wie der neuen Erwählung, leuchtet hinlänglich ein; auch nahm Adolf die Nachricht davon, welche ein Bote des Herzogs von Sachſen, als Erzmarſchalls, ihm überbrachte, in dieſem Sinne auf. An Albrecht aber, den neuen König, ging der Erbmarſchall von Pappenheim ab, mit der Reichsfahne und der Botſchaft ſeiner Erwählung. Albrecht, nur des glänzenden Zieles eingedenk, nicht der ungeſetzlichen Art, wie er es errungen, nahm die Wahl und die Reichsfahne freudig an. Im Lager erſcholl großer Jubel; die Städte Mainz und Straßburg ſicherten ihm thätigſte Unterſtützung zu. Aber im übrigen Deutſchland ſah man die Sache mit anderen Augen an, und verhehlte ſich nicht das Ungehörige des Verfahrens. Keine andere Stadt, kein Reichsſtand ſendete Bevollmächtigte oder Beiſtand; ſelbſt die Zufuhr von Lebensmitteln verweigerten ſie. Zwar erlag die pfälziſche Stadt Alzey Albrecht's Belagerungsheere und dem Stoße ſeiner Kriegsmaſchinen, welche die Mainzer ihm zugeführt hatten; aber kaum war die Stadt übergegangen und ihre Mauern geſchleift, ſo zogen die Mainzer ab. Auch ſeinen übrigen Bundesgenoſſen ward die Zeit zu lang; ſie verließen das Lager, und nur der Erzbiſchof Gerhard blieb mit ſeinen Schaaren bei ihm.

Die Entſcheidung war nun nicht länger aufzuhalten, und näherte ſich mit ſtarken Schritten. Adolf hatte ſeine Zeit und ſeine beſten Kräfte bei der Belagerung von Rufach und Egisheim verloren, und an dieſem Fehler ſcheiterte ſein ganzes Schickſal. Er hatte ſeinen Gegner noch immer in Straßburg geglaubt. Als er nun vernahm, derſelbe habe ſeine dortige Stellung aufgegeben, und ſey auf dem Marſche den Rhein herab, verließ er ſein feſtes Lager, zog bei Breiſach über die Rheinbrücke nach Offenburg, und eilte, da er Albrecht's Noth um Lebensmittel kannte und ihn außer Verfaſſung zum Schlagen wähnte, über Speier heran, ihn zum Kampfe zu drängen. So groß war ſeine Ungeduld zur Schlacht und ſeine Zuverſicht, daß er den wohlmeinenden Rath ſeiner Anhänger zurückwies, den Kampf noch ſo lange zu verſchieben, bis er die bedeutenden Mannſchaften aus den Städten an ſich gezogen haben werde. Ungeſtüm in ſeinem kriegeriſchen Drange, rückte er vor bis zum Berg Dreiſe zwiſchen Gelheim und Roſenthal. Hier wartete ſeiner bittere Enttäuſchung, denn, anſtatt flüchtig und von Mangel beſchwert, traf

er seinen Gegner, in der Entfernung einer Meile, auf dem Hasenbühel in vollkommenster Schlachtordnung, an der Spitze von mehr als 24,000 Mann, und des Kampfes gewärtig.

Von dem gedemüthigten Alzey hinweg, war Albrecht, wohl unterrichtet von des Feindes Bewegungen, über Flörsdorf und Pfaddersheim an den Fuß des Donnerberges gezogen, und hatte sich hinter der Primm gelagert. Des Erzbischofs Gerhard Reiterei war bei ihm.

In dem langen, von Bergen und Hügeln eingereihten Thale, das am südöstlichen Abhange des Donnerberges mit dem Zellerthale zusammenmündet, sich in der Ebene bis zum Rhein hin erweitert, und von der reißenden Primm durchströmt wird, stießen am 1. Juli die beiden feindlichen Heere, Deutsche gegen Deutsche, auf einander. Das linke Ufer der Primm, um der Verbindung mit den Reichsstädten sich zu sichern, behauptete Adolf; das rechte Albrecht, der zu Rosenthal lagerte, während sein Verbündeter, Gerhard, zu Dreisen stand. Adolf theilte sein Heer in drei Haufen, es betrug in Allem nicht über 14,000 Mann. Dieselbe Eintheilung in drei Sturmhaufen traf Albrecht. Dem Herzoge Heinrich von Kärnten gab er den Befehl über die Kärntner, Steyerer und die Mannen Ulrich's von Walsee. Das Mitteltreffen bildeten die ungarischen Schützen, die böhmischen Speerreiter und die Oesterreicher, den dritten Haufen die Truppen aus Franken und Schwaben, vom Elsaß und vom Rhein. Die rothe Sturmfahne mit weißem Kreuze schwang Albrecht's Vetter, Herr Otto von Ochsenstein; Oesterreich's Banner flatterte in der Hand Ulrich's des Prueschenken, Burgvoigts von Hainburg. Auf beiden Seiten rief man die Gottheit an gegen den Meineid des Anderen, und schauerlich ertönte das geistliche Noth- und Schlachtlied: „Sanct Marey, Mutter und Maid, all' unsre Noth sey dir geklagt!" aus dem Munde der Priester und der eisernen Männer. Und als nun am 2. Juli 1298 die ersten Strahlen der Morgensonne die beiden Lager rötheten, da schmetterten die Trompeten, und die verhängnißvolle Losung ward gegeben. Albrecht, in kluger Kriegslist erfahren, ließ ausstreuen, er habe sich mit seinem Mainzer Bundesgenossen veruneinigt, und dieser habe — was, um die Täuschung zu vollenden, auch wirklich geschah — sein Lager anzünden lassen und ziehe sich gegen Kaiserslautern zurück. Voreilig traute Adolf dem Gerüchte; er führte sein erstes Treffen aus seiner vortheilhaften Stellung, und hieß es den Feind auf dessen vermeintlichem Rückzuge verfolgen. Bald [illegible]

ſie ihre Täuſchung inne; denn als ſie zum Fuße des Haſenbühels vordrangen, ließ Albrecht ſein Heer Halt machen und dem Feinde wieder die Stirne zeigen. Er hatte mit ſeiner Liſt eine neue, vortreffliche Stellung gewonnen, auf der Höhe, wohin der Feind ihm ſchwer folgen, er ſich leicht auf denſelben ſtürzen konnte; auch ſtach den Gegnern die volle Sonne in's Geſicht. Da ſank Adolf's Hoffnung; er ahnete ſeinen Tod und wollte ſeinen Sohn bereden, der Schlacht und der Gefahr zu entfliehen; er ſelbſt aber wollte als ein König und Ritter ſeinem Schickſale begegnen. Doch der Sohn mochte den Vater nicht in ſo heißer Stunde verlaſſen, ſondern ihm folgen im Leben wie im Tode. „Wohl denn," ſagte der König Adolf: „beſſer iſt es zu ſterben, als mit Schmach zu leben!"

Wiederum ſchmetterten die Trompeten, und die Schlacht war ſchnell entfeſſelt. Der Pfalzgraf Rudolf, der mit dem Herzoge Otto von Baiern Adolf's erſten Schlachthaufen führte, ſtürmte mit ſeinen Leuten die Höhe hinan. Von oben herab warfen die Kärntner und Steyerer ſich ihm entgegen, und riſſen die Andrängenden den Abhang wieder hinab. Der Herzog Heinrich drängte ſich haſtig nach, und die Pfälzer wurden mit Gewalt aus einander geſprengt. Als aber der Herzog Heinrich ſich zu weit vorwärts wagte, nahmen ihn die Baiern unter dem Herzoge Otto in Empfang, warfen ihn zurück und verfolgten ihn, bis die Oeſterreicher, herbeieilend, den Strom der bedrohlichen Flucht dämmten. Den Augenblick erſah auch Albrecht, um mit ſeiner Schaar hervorzubrechen, trotz des Abmahnens Einiger. Wie einſt Karl von Anjou in der Entſcheidungsſchlacht von Benevent gethan, ſo gebot auch Albrecht den Seinen, mit den Speeren und Schwertern nach den feindlichen Roſſen zu ſtoßen, wohl wiſſend, daß der ſchwer gerüſtete Reiter, nach Verluſt ſeines Roſſes, in dem dichten Handgemenge ein halb verlorener Mann ſey. Als nun die Schlacht in vollen Flammen ſtand, ſprengte Adolf, unbändig in ſeinem Muthe, mitten in das Getümmel, gierig, ſeinen Feind Mann gegen Mann zu treffen und um die Krone zu kämpfen. Sein Roß ſtrauchelte oder ſtürzte; der harte Fall raubte ihm die Beſinnung, doch ſein glühender Kampfeseifer gab ſie ihm zurück. Gequetſcht und verletzt, unfähig, das wunde Haupt mit dem ſchützenden Helme zu beſchweren, warf er ſich auf ein anderes Roß, und ſuchte auf's Neue ſeinen Feind im wildeſten Gedränge, in der angſtvollen Hitze des Gefechts, über welches die Juliſonne ihre ſengenden Pfeile ausſchüttete. Wie König Rudolf in der Marchfeldſchlacht, ſo hatte auch Albrecht,

jede königliche Auszeichnung abgelegt, die seine Person in doppelte Gefahr gebracht haben würde, und durchritt in schlichter, gewöhnlicher Rüstung, vom Feinde unerkannt, die Reihen. Einige seiner Ritter hatten, um die Aufmerksamkeit noch mehr von ihrem Gebieter abzulenken, sich in den gelben königlichen Wappenrock mit Adlern gekleidet. Adolf, immer nur den Einen suchend, rannte mehre solcher vermeintlichen Gegenkönige an, und erschlug sie mit seiner gewaltigen Hand. Halb betäubt von dem schweren Falle, und blind in seiner kriegerischen Wuth, gerieth er in einen Hinterhalt. Als er jetzt, zu spät, den Gegenstand seines tödtlichen Hasses, den Herzog Albrecht, im Gewühle ansichtig ward, schrie er ihm zu: „Jetzt sollst du mir wohl die Krone lassen!" Im Begriffe gegen ihn vorzudringen, erhielt er — ob von Albrecht's, ob von des Raugrafen oder anderer Hand, einen Hieb in's Haupt. Zugleich wurde ihm sein Pferd getödtet. Er stürzte, und die Schwertstreiche der Umstehenden machten seinem kühnen Leben ein Ende. Niemand weiß, von wessen Hand der ritterliche Adolf eigentlich gefallen.

Nachdem Albrecht seinen Feind getödtet wußte, befahl er, des Blutes zu schonen und nur Gefangene zu machen. Das geschah reichlich, weil man nach wie vor die Streitrosse niederstach. Unter den Gefangenen, im Ganzen siebenhundert Edle und sechzig Grafen und Freie, befanden sich Rupprecht, des erschlagenen Königs Sohn, dann der Abt Wilhelm von St. Gallen, der Graf von Katzenellenbogen und sein Sohn, Eberhard von Weinsberg, Graf Rudolf von Habsburg und Andere. Der Todten waren verhältnißmäßig wenige, aber gegen dreitausend Rosse waren, in Folge der von Albrecht anbefohlenen Maßregel, niedergestochen worden. Als, nach dem Falle des Königs Adolf, dessen Mannen die Zwecklosigkeit weiteren Kampfes einsahen, räumten sie allmälig das Schlachtfeld und gönnten dem Gegenkönige den Sieg. Auf Albrecht's Seite war der Verlust von Leuten gering, am meisten betrübte ihn der Tod seines treuen Anhängers und Vetters, des Ochsensteiners, der vor Hitze in der schweren Rüstung verschmachtet war. Albrecht verbrachte, als damals üblicher Beweis des Sieges, die Nacht auf dem Schlachtfelde; die Seinigen trugen unterdessen die Beute zusammen.

Adolf's Tod entmuthigte und zersprengte seine Partei. Seine Freunde beklagten ihn bitter. Seine Fehler als König, seine Unzulänglichkeit als Reichsoberhaupt konnte Niemand läugnen; die Schuld entsprang aus seinen dürftigen Mitteln und seiner stäten Geldbedrängniß; aber seine Tugenden

als Ritter laſſen ſich nicht beſtreiten. Sein Todfeind, der ſein Verderben heraufbeſchworen, der Erzbiſchof Gerhard, rief erſchüttert bei dem Anblicke von Adolf's Leiche: „Heute iſt der tapferſte deutſche Mann gefallen!“ Seiner Beiſetzung in der Kaiſergruft zu Speier widerſetzte ſich Albrecht, weil er ihn als abgeſetzt betrachtete. Als aber der Streit der Parteien ſpäter ausgetobt hatte, als auch Albrecht blutig dahingeſunken war, fand Adolf (durch Hinrich VII.) ſeine beſtrittene Ruheſtätte zu Speier dennoch, an der Seite ſeines Gegners und Tödters. Auch ſein Grabmal entging nicht der Zerſtörung durch die Franzoſen, und erſt als 1823 der verheerte und wüſt gelegte Dom wieder hergeſtellt und geweiht wurde, wurde die Grabesſtelle des unglücklichen Königs Adolf, auf Veranlaſſung des Herzogs von Naſſau, mit einem neuen Denkmale verſehen, und ſo die alte geſchichtliche Schuld würdig getilgt.

Kein anderes Ereigniß hätte Albrecht ſeines Sieges und ſeiner Vortheile ſo dauernd verſichern können, als der Tod Adolf's. Die Anhänger des Erſchlagenen achteten nunmehr ſich ihres Lehenseides entbunden, und fanden es unnütz, der Erhebung Albrecht's länger zu widerſtreben, ſeit Demjenigen, für welchen ſie gekämpft, der unbeſiegbare Tod die Krone entriſſen hatte. Die Städte am Rhein unterwarfen ſich jetzt freiwillig; durch Zuſprache und Gold gelang es Albrecht ſogar, ſich mit Adolf's Eidam, dem Pfalzgrafen Rudolf am Rhein, zu verſöhnen. Dennoch mußte er, ſchon um böſen Leumund zu vermeiden, anſtehen, eine Krone, an welcher das Blut eines Königs klebte, unmittelbar aus der Hand des Sieges zu empfangen, der dem Kampfe gegen das geſetzliche Reichsoberhaupt entſproſſen war; er mußte ſie für den Augenblick niederlegen, um ſie, gereinigt vom Blute des Vorgängers, auch mit reinerer Hand wieder empfangen zu können. Auf einer Verſammlung zu Frankfurt, welche auch die dem Könige Adolf anhänglich geweſenen und daher früher ausgebliebenen Kurfürſten und Stände beſuchten, erklärte er, daß er ſeine damalige Erwählung als ungeſchehen betrachte, und ſtellte den Kurfürſten die Krone zurück, aller königlichen Handlungen ſich enthaltend. Am dritten Tage, den 27. Juli, wurde er einſtimmig auf's Neue erwählt, und nun, da er keinem rechtlich erwählten Könige mehr als Nebenbuhler gegenüber ſtand, durfte er mit beſſerem Muthe die Krone annehmen; er hatte ſie jetzt nicht mehr erobert, ſie ward ihm freiwillig, durch einhelligen Spruch der Wahlberechtigten, angetragen. Den

übrigen Ständen, Fürsten und Freien des Reichs ward durch die Kurfürsten diese Wahl feierlich bekannt gegeben, mit der Aufforderung, dem neuen Reichsoberhaupte, zum Nutzen und Frommen des Allgemeinen, Gehorsam zu leisten. Auch an den Papst wurde ein Benachrichtigungsschreiben erlassen, und um seine Bestätigung gebeten.

Aber Bonifaz VIII., der dazumal auf dem päpstlichen Stuhle saß, war heftig eingenommen gegen Albrecht, dem er wahrscheinlich nicht die einstigen Fehden gegen das Stift Salzburg, noch weniger aber die Erhebung gegen den erwählten und päpstlich anerkannten König Adolf verzeihen konnte. Er soll geschworen haben, den Tod Adolf's zu rächen. Und als nun Albrecht's Gesandtschaft, obwohl mit reichen Geschenken, ankam, da wies sie der Papst heftig zurück, und schmähte auf Albrecht, der des Reiches nicht würdig und dessen Gattin eine Jesabel sey aus dem Schlangengezüchte des Hohenstaufen Friedrich; er selbst, der Papst, sey Kaiser. — Die unglimpfliche Rede weckte den Zorn des auffahrenden Albrecht; er that Nichts, um den Papst zu besänftigen, sondern griff nach Krone und Schwert und meinte: ob auch der Papst ihn nicht anerkennen wolle, so sey er doch König und Kaiser durch die Wahl der Reichsfürsten, und werde sich auch als einen solchen betrachten. Am 24. August 1298 fand zu Aachen die feierliche Krönung Statt, unter ungeheurem Zudrange und mit großem Pompe. Der Kurfürst Wichbold von Köln setzte dem Könige die Krone auf das Haupt. Die Kurfürsten verband sich Albrecht durch reichliche Erfüllung aller Zugeständnisse, die Adolf, zu seinem Verderben, nicht gehalten hatte, und mehrte sie durch neue.

Von der Krönungsstadt zog der König über Köln und Mainz nach Schwaben, wo er, wie in Franken, die vom Könige Adolf ernannten Landvoigte entfernte, weil ihre Treue ihm unsicher schien, und neue einsetzte. Ueberall wirkte und kämpfte er für den Landfrieden, und wehrte den Plackereien und dem Unwesen des Faustrechts. Auch in den Städten hielt er auf Zucht und Ordnung, und schützte die Juden, als kaiserliche Kammerknechte, gegen Grausamkeiten und Verfolgungen, zu welchen es dem Pöbel nie an Vorwand fehlte. Denn in der Gegend von Würzburg und Nürnberg wüthete damals ein toller Eiferer, Rindfleisch genannt, schrecklich gegen die Juden. Er gab sich für einen Gesandten Gottes aus, berufen zur Kreuzigung und Vertilgung aller Juden, bethörte damit die Leichtgläubigen und

die Raubgierigen, und zog mit einem mächtigen Pöbelhaufen von Ort zu Ort, mordete die Juden ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, plünderte oder verbrannte ihr Eigenthum und ihre Häuſer. Mehr als hunderttauſend dieſes Volkes ſollen durch ſeine Rotte gemartert und umgebracht worden ſeyn. Der König that dieſem mörderiſchen Unfuge ſtrengen und ſchnellen Einhalt; er ſtrafte die Städte Würzburg und Nürnberg, weil ſie den Frevel unterſtützt oder doch geduldet, mit ſchwerer Geldbuße, und bereicherte für die ſeinen Kammerknechten widerfahrene Qual und Schädigung mindeſt ſeinen königlichen Schatz.

Seinen erſten Reichstag ſchrieb er nach Nürnberg aus, wohin er mit großem und glänzendem Gefolge ſich verfügte, und wohin, nebſt 52 Fürſten, an 5500 Grafen, Freie und Edle gekommen ſeyn ſollen. Die ſieben Wahlfürſten trafen in Perſon ein. Hier war es, wo der König am 11. November ſeiner Gemalin Eliſabeth durch den Erzbiſchof von Mainz die Krone aufſetzen ließ; hier ertheilte er auch, mit Zuſtimmung der Kurfürſten, ſeinen Söhnen, Rudolf, Friedrich und Leopold, die Belehnung mit den Herzogthümern Oeſterreich und Steyermark, mit Krain, der windiſchen Mark und Portenau; doch mag er wohl die Oberaufſicht über die Regierung jener Lande ſich vorbehalten und fortgeführt haben. Als regierenden Herrn beſtimmte er ſeinen Erſtgeborenen, den Herzog Rudolf. Bei der Tafel verrichtete, nachdem er vorher ſich dieſem Amte hatte entziehen und es durch ſeinen Sohn verrichten laſſen wollen, der König Wenzel von Böhmen das Reichserzſchenkenamt mit der Krone auf dem Haupte, erhielt jedoch eine Urkunde ausgeſtellt, daß die Könige Böhmens zwar befugt ſeyen, auch vor dem Kaiſer die Krone zu tragen, aber nicht verpflichtet, jenes Amt gekrönt zu verrichten. In der Mitte dieſer Herrlichkeiten gewahrte man ein Bild der Trauer und der Unbeſtändigkeit des Glückes. Die Witwe des erſchlagenen Königs Adolf erſchien, bleich und in ſchwarzer Tracht, im Saale, beugte ihr Knie vor Eliſabeth, der neuen Königin, und bat mit Thränen um die Freigebung ihres Sohnes Rupprecht, der in der Schlacht der Könige zum Gefangenen gemacht worden war. Der König Albrecht konnte dies für ſich nicht gewähren, denn der Gefangene war in den Händen des Erzbiſchofes von Mainz; doch verſprach er ſeine Verwendung, und weinend ſchritt die königliche Frau zu dem Saale hinaus.

Der König Wenzel von Böhmen hatte sich der Sache seines Schwagers thätig angenommen, auch von Nürnberg aus sich bei dem heiligen Vater schriftlich verwendet, daß er dem neuen römischen Könige, als einem Freunde der Kirche und kräftigen Schützer des Rechts, seine Bestätigung nicht versagen möge. Dessen ungeachtet konnte er vom Könige noch nicht die zugesagte Belehnung mit Meissen erhalten; derselbe verwies ihn auf einen später abzuhaltenden Fürstenrath. Wenzel, obgleich bereits als Reichsverweser für Meissen, die Lausitz und das Pleißnerland eingesetzt, war mit dieser Verzögerung so wenig zufrieden, daß er schleunig aufbrach und mit seinem Sohne in die Heimat zurückkehrte. Der Herzog Otto von Baiern, durch seine Anhänglichkeit an Adolf mit dem Könige entzweit, sprach die Vermittlung seines Vetters, des Pfalzgrafen, und anderer Fürsten an, und ward von Albrecht in Gnaden wieder aufgenommen.

Während der König zu Lichtmesse 1299 von Nürnberg weg zu einem Fürstentage nach Frankfurt ging, zog der junge Herzog Rudolf, den sein Vater den in Nürnberg versammelten österreichischen und steyerischen Ministerialen als neuen Regenten vorgestellt, und ihnen Anhänglichkeit und Treue für ihn anempfohlen hatte, nach Oesterreich und verbrachte die Fastnacht in Wien. Auch empfing er am zehnten Tage der Fastenzeit in Neustadt die Huldigung der steyerischen Edeln, und erwarb durch seine Leutseligkeit und seine Geistesfähigkeiten schnell ihre Achtung und ihr Zutrauen. Sie nahmen, auf Empfehlung des Marschalls Hermann von Landenberg, den Ulrich von Walsee als ihren Landeshauptmann an, und dieser entsprach getreulich den Erwartungen des Fürsten und des Volkes.

Da die offen erklärte Abneigung des Papstes und dessen unbeugsamer Sinn, früher oder später, Albrecht's Stellung gefährden konnte, so war es für Letzteren gerathen, sich nach einem macht- und einflußvollen Bundesgenossen umzusehen. Schon früher hatte er, um Adolf's Verbindung mit England ein Gegengewicht hinzustellen, sich Frankreich genähert; jetzt sollte dieses Verhältniß sich noch weit enger und inniger gestalten. Der Papst, mit dem Könige von Frankreich in ernsthaftem Zerwürfnisse, that alles Mögliche, eine Verbindung zwischen zweien seiner Gegner zu hintertreiben, und zeigte sogar gegen Albrecht eine friedlichere Miene. Als er aber gleichwohl die Bestätigung Albrecht's noch immer aussetzte, achtete sich dieser an keine weiteren Rücksichten gebunden. Es ward ein Ehevertrag zwischen Albrecht's Erstgeborenem,

Rudolf, und Blanca von Valois, der Schweſter des Königs Philipp IV. von Frankreich, abgeſchloſſen, und der Blutsverbindung folgte nach wenigen Tagen, am 5. September, eine politiſche durch einen Friedens- und Vereinigungsvertrag „gegen Jedermann.“ Im Widerſpruche mit der zu Nürnberg geſchehenen Belehnung, welche ſich auch auf Friedrich und Leopold erſtreckte, wurden mit Zuſtimmung der jüngeren und der minderjährigen Söhne Albrecht's, und mit Bewilligung der Kurfürſten von Sachſen, Brandenburg und von der Pfalz, alle Rechte dieſer Minderjährigen dem Erſtgeborenen, Rudolf, förmlich abgetreten; eine Maßregel, die durchaus der Zuſtimmung der geſammten Reichsvertreter bedurft hätte, und nur in Albrecht's eigenmächtigem Sinne ihre Erklärung fand. Die Widerlage des Heiratsgutes ſollte in der Grafſchaft Elſaß und dem Lande Freiburg, dann in den Einkünften der Grafſchaften Habsburg und Kyburg beſtehen. Zu nöthiger Rückſprache und noch größerer Befeſtigung der freundſchaftlichen Verhältniſſe, wurde für den Winter eine perſönliche Zuſammenkunft Albrecht's und Philipp's IV. an der franzöſiſchen Gränze verabredet.

Herzog Rudolf hatte noch nicht lange die Regierung in Oeſterreich und Steyermark angetreten, als er durch den wilden Geiſt der Zeit zu einer Fehde in ſeinen eigenen Landen gezwungen wurde. Hadmar von Falkenberg, aus altedlem Geſchlechte entſproſſen, den einflußreichen Kuenringern und Kappellern verwandt, trieb es, von ſeiner ſtarken Feſte Falkenberg an Mährens Gränze herab, arg mit Stegreif und Plackerei, ungeſtraft, weil auf ſeinem Raubneſt ihm nicht beizukommen war. Der König Albrecht hatte ihm Züchtigung geſchworen, denn er hegte noch beſonderen Groll gegen den Falkenberger, weil er der Meinung war, derſelbe habe, während des Kampfes mit dem Könige Adolf, ihm nach dem Leben getrachtet. Solchen doppelten Grund zu Haß und Strafe konnte König Albrecht's harter Sinn nicht verwinden. Seinem Sohne Rudolf, als nunmehrigen Landesherrn in Oeſterreich, gab er den Auftrag, dem Räuber das Handwerk zu legen. Gehorſam dem väterlichen und königlichen Willen, zog der junge Herzog zu Ende Septembers 1299 mit zahlreichen Kriegern vor Falkenberg, umzingelte die Burg, und ſetzte durch ſeine Kriegsmaſchinen, welche Steine von ungeheuerer Größe ſchleuderten, ihren Thürmen und Mauern heftig zu. Bei Tag und Nacht wurden auf zwei und ſiebzig Wagen von Eggenburg die Wurfſteine zugeführt. Hadmar war noch vor Einſchließung ſeiner Burg nach Böhmen entflohen. Statt ſeiner, vertheidigte

sein Bruder Rapret den Platz, und leistete mit der Besatzung den ganzen Herbst und Winter hindurch den hartnäckigsten Widerstand. Erst als Rapret mit beinahe all' den Seinigen verwundet und kampfunfähig, Thürme und Ringmauern durch den unablässigen Hagel gewaltiger Steinblöcke halb zerschmettert waren, unterhandelte er für sich und seine Leute um freien Abzug mit ihrer Habe, und erhielt ihn im März 1300, da der Hauptfrevler ja doch nicht mehr zu fangen war. Das nun geräumte Raubnest durften die Bewohner der Umgegend frei betreten, um nachzusehen, ob unter dem dort noch angehäuften Raube sich nicht Etwas von ihrem Eigenthume befände. Wer solches entdeckte und sich auszuweisen vermochte, erhielt es zurück. Dann wurde, zur Freude aller Umwohnenden, die Feste gebrochen und der Erde gleich gemacht. Gegen achttausend große Steine waren hinein geschleudert worden, und doch hatte die Burg durch fünf Monate dem Heere und dem Geschütze trotzen können. Beweis genug für die Mangelhaftigkeit der damaligen Belagerungskunst.

Ungeachtet Albrecht's strenger Sorge für den Landfrieden, hatte er, bei seinen häufigen Kriegszügen und Entfernungen, doch für die öffentliche Sicherheit verhältnißmäßig nur wenig thun können. Kaum lag Falkenberg in Trümmern, so baten die Wiener den Herzog dringend um die Bewilligung, die Feste Rauheneck zerstören zu dürfen. Sie gehörte einem jungen Edeln von Pilichdorf; doch war nicht er es, der die Umgegend plünderte und brandschatzte, sondern sein Burgvoigt, ohne Wissen und Einwilligung des Besitzers. Der Herzog gab die Erlaubniß, und die Wiener zerstörten das Nest, und kühlten ihre Wuth. Dem Pilichdorfer ward, weil er an den Räubereien schuldlos, die Erlaubniß ertheilt, sein zertrümmertes Eigenthum wieder aufzubauen; ein klägliches Beispiel damaliger Gerechtigkeitspflege, die erst strafte und dann freisprach, ohne Ersatz zu leisten.

Die verabredete Zeit der Zusammenkunft König Albrecht's und König Philipp's IV. war herangerückt, und am 29. November 1299 trafen sich die beiden Herrscher vor der Stadt Toul, Beide mit stattlichem Gefolge und großem Gepränge. Dem Könige Albrecht waren, nebst anderen Fürsten und Herren, die drei geistlichen Kurfürsten und der Pfalzgraf Rudolf bei Rhein gefolgt. Wie schon früher, so drangen sie auch jetzt in Albrecht, von dem Könige von Frankreich die dem Reiche entzogenen Ortschaften und Parcellen zurückzufordern, wodurch, wenn es geschehen wäre, das gute Einvernehmen

der beiden Könige gleich im Beginne gescheitert seyn würde. Weil dies nun unterblieb, so hatten die, über manche unerfüllt gebliebene Zusage des Königs schon früher mißvergnügten Kurfürsten den besten Grund, ihren persönlichen Groll mit Rücksichten auf Deutschland's Wohl und des Reiches Gerechtsame zu beschönigen. Ohne sich von dem Könige zu beurlauben, verließen sie das Hoflager, und kehrten murrend in ihre deutsche Heimat zurück.

Solche bedrohliche Zeichen in Deutschland selbst machten dem Könige Albrecht ein festes Bündniß mit Frankreich zur doppelten Nothwendigkeit. Besonders aber mochte er hoffen, auf diesem Wege am sichersten den Papst zu endlichem Nachgeben zu bringen. Große Festlichkeiten, Turniere und Buhurde feierten die Zusammenkunft der beiden mächtigen Könige. Beide verabredeten noch das Nöthige wegen der sofort zu vollziehenden Verheiratung, dann trennten sie sich, und Albrecht zog wieder heim nach Deutschland.

Bald darauf führte der jugendliche und edle Herzog Rudolf, in Paris vom Könige mit höchster Auszeichnung aufgenommen, seine dort ihm vermälte Braut, die anmuthige Blanca von Valois, in Begleitung seiner Mutter, der Königin Elisabeth, nach Wien, wo sie feierlich empfangen und durch reiche Geschenke geehrt wurde. Dann verweilte sie bis zum Eintritt des Winters in Graz.

Gern hätte der Herzog im traulichen Familienkreise und in der Mitte eines Volkes, das ihn liebte, die Segnungen des Friedens gepflegt und genossen; doch die unruhvolle Zeit drängte ihm wider seinen Willen das Schwert in die Hand; auch verwickelten ihn die Angelegenheiten seines immer streitfertigen Vaters in mancherlei Fehden, bei denen für ihn Nichts zu gewinnen war, und die ihm anvertrauten Lande Unruhe und Verlust erfuhren. Mancherlei gab es zu schlichten, und, trotz des Friedens, nicht immer im friedlichen Wege. Von der Burg Mötnitz in Kärnten aus geschahen arge Räubereien; sogar ein Kaufmann der Königin Elisabeth wurde niedergeworfen und ausgeraubt. Laute Klagen ergingen dieserhalb an die Herzoge von Kärnten, aber diese konnten oder wollten nicht Einhalt thun. Da beschloß der Herzog Rudolf, sich selbst zu helfen. Durch den Bischof Heinrich von Gurk, Otto den Jüngeren von Liechtenstein und Albrecht, den Landschreiber von Steyermark, ließ er das Raubnest durch zwei Wochen mit Belagerungsmaschinen bearbeiten. Als es dann zum Sturme kommen sollte, ergab sich die Besatzung auf Gnade und Ungnade. Man setzte den Räubern einen Termin, bis zu welchem sie

den Geschädigten Ersatz leisten sollten. Da sie die Frist verstreichen ließen, so wurde die Feste geschleift, und vom Bischofe von Gurk eine andere daselbst errichtet, um die Umgegend zu sichern.

In Stevermark gerieth der Herzog Rudolf in Streitigkeiten mit Heinrich von Wildhaus wegen Mautenberg's, das Letzterer inne hatte, während der Herzog es, als zum stever'schen Principat gehörig, in Anspruch nahm. Von dem zu Entscheidung der Sache angesetzten Tage blieb Heinrich aus und befestigte Mautenberg. Mehre Dienstmannen des Herzogs zogen vor das Schloß; doch sahen sie ein, daß dasselbe bei seiner steilen Lage sich ein Jahr lang halten könne. Da ließ der Marschall Hermann von Landenberg, der den Zug später führte, zwei hölzerne Gegenburgen hinbauen, und lud den Herzog zur persönlichen Mitwirkung ein. Kaum erschien der Herzog im Lager, als der größere Theil des Adels ihm zuzog. Die Belagerung wurde nun mit solcher Ausdauer betrieben, daß der Herzog ein großes Haus einrichten ließ, um auch den Winter hindurch dem Platze zuzusetzen. Das brach dem Wildhauser den Muth. Als dieser nun auch seine und seiner Mutter Güter, eines nach dem anderen, sich entrissen sah, machte er durch den Grafen von Heunburg gütliche Vorschläge, übergab Mautenberg, und nahm dafür zweihundert Mark Silbers. Der Herzog aber nahm ihn wieder in Gnaden auf.

Während so für Oesterreich die Zeit, zwischen Frieden und Unruhen getheilt, verstrich, zogen sich an König Albrecht's schwülem Horizonte neue Ungewitter zusammen. Die vier Kurfürsten, welche dem Könige auf seiner Reise zum Könige von Frankreich gefolgt waren, hatten, wie wir gesehen, Toul im Zorne verlassen. Er hatte, bevor er den Thron bestiegen, ihrer Habgier durch Versprechungen und Zugeständnisse geschmeichelt. Nun er sein Ziel erreicht, mochte und konnte er auch Manches nicht halten, ohne an seiner Macht und seinen Mitteln sich auf das Empfindlichste zu schwächen. Da meinten sie denn, sie könnten mit ihm eben so verfahren, wie mit seinem Vorgänger, wozu Albrecht ihnen damals selbst die Hand geliehen und die Wege angegeben hatte. Der Erzbischof Gerhard soll, in dieser Zuversicht, sogar sein Jagdhorn vorgezeigt und geprahlt haben: aus diesem Horne getraue er sich noch manchen König herauszublasen. So war ihnen mindest ihre Untreue an König Adolf kärglich genug vergolten worden, und da der Lohn [illegible] am schwersten aufgegeben wird, so warfen sie jetzt doppelten

Haß auf König Albrecht, der ihnen solchen gekürzt hatte. Sie sannen nichts Geringeres, als seine Absetzung. Am allererſten suchten sie sich des Beitritts und der Stimme des Böhmenkönigs zu versichern, weil dann für Albrecht nur noch die Kurstimmen von Sachsen und Brandenburg übrig blieben. So willkürlich schaltete man mit der Majestät des deutschen Thrones, daß er nur noch dem Meistbietenden zugedacht wurde, und die Wahlfürsten, ihre Stimme feilbietend, bei streitig gewordenem Kaufpreise sich nicht scheuten, Könige leichtsinnig zu schaffen und zu entsetzen. In welches Verhältniß der Böhmenkönig Wenzel sich zu den Verschworenen gestellt, ob er ihr Ansinnen genehmigt oder zurückgewiesen, ist nicht zu bestimmen; jedenfalls ließ er sie ohne thätliche Unterstützung. Auf Sachsen und Brandenburg durften sie nicht rechnen, da die dortigen Landesherren unverbrüchlich zu dem Könige hielten. Mit größerer Zuversicht konnten sie auf die Stimme des Papstes zählen, der Adolf's Absetzung stets für ungesetzlich erklärt hatte, und dessen Tod dem Könige Albrecht nicht verzeihen konnte. Unter solchen Umständen setzten die drei geistlichen Kurfürsten ihren Mitverschworenen, den Pfalzgrafen Rudolf, als Richter über Albrecht, als ob es seines Amtes ausdrücklich sey, des Königs Schritte zu beaufsichtigen und zu untersuchen. Der Pfalzgraf that den Ausspruch, Albrecht sey unfähig, den Thron einzunehmen, weil er an seinem rechtmäßigen Herrn, dem Könige Adolf, zum Mörder geworden; man solle trachten, ihn zu entsetzen. Die Anderen, obgleich sie selbst ihre Hände in König Adolf's Blut getaucht, entblödeten sich nicht, diesen Grund anzunehmen und ihn zu ihrer eigenen Meinung zu stämpeln.

Hätte Albrecht diesen Umtrieben lange zugesehen, so wäre die Verschwörung ihm vielleicht über das Haupt hinausgewachsen; denn die Anstifter waren im Besitze ansehnlicher Mittel, und warben rastlos um Beistand. Doch König Albrecht war selbst der Mann der That, und sein concentrisches Zusammenfassen der augenblicklichen Gelegenheit machte ihn gewöhnlich selbst dort zum Sieger, wo er im Wesentlichen der Schwächere und Bedrohte war. Auf die Kunde der Gefahr ging er schleunig an den Rhein, berief sofort zu sich die Abgeordneten aller Städte des Reiches, in Schwaben, am Rhein, in Franken und im Elsaß, und ließ durch seine Räthe den Rittern und den Städten kundthun: er sey entschlossen, ihren gerechten Beschwerden abzuhelfen und sie von den übermäßigen Zöllen zu befreien, welche die hab-

gierigen Kurfürsten, nachdem sie diese Concessionen den Königen abgedrungen, zum allgemeinen Nachtheile seit vielen Jahren nicht nur ungebührlich erhöht, sondern auch widerrechtlich vermehrt und vervielfältigt hätten. Der König hege nun bei dem bevorstehenden Kriege die Erwartung, daß Ritter und Städte unter seiner Anführung ihre eigene Sache kräftigst vertheidigen, und die Ungerechtigkeit der Kurfürsten in die nöthigen Schranken zurückweisen würden. Wer bisher durch solche Unbilligkeit Schaden erlitten, der müsse und werde dann den vollständigsten Ersatz erhalten.

Der Augenblick war, bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit den wirklich unerschwinglichen Zöllen, deren sich die Kurfürsten angemaßt, trefflich gewählt, und man traute dem Könige um so mehr zu, daß es ihm mit seinen Eröffnungen Ernst sey, da derselbe schon mancherlei, wiewohl vergebliche Versuche gemacht, die Kurfürsten zur Herausgabe der alten Rheinzölle und zur Abschaffung der vielen neu errichteten zu bewegen, aber damit nur ihren Unwillen erregt und sie feindlich sich gegenüber gestellt hatte. Die Ritter und Bürger waren hoch erfreut über diese Eröffnungen, und klagten bitter gegen die rheinischen Kurfürsten. Man forderte sie auf zu schriftlicher Abfassung ihrer Beschwerden; sie veranstalteten dies auf der Stelle, und der König ließ Abschriften dieser Beschwerden an die vier Kurfürsten ergehen, indem er sie zugleich vor seinen königlichen Hof beschied, um Recht zu sprechen, und sie verwarnte, daß im Falle des Nichterscheinens sie als überführt und der Anklage geständig betrachtet werden würden. — So gab des Königs Klugheit der ganzen Streitigkeit ein ihm günstiges und ehrenvolles Ansehen, indem er sie zu einer Sache der Städte und des Volkes, zu einer Frage des Gemeinwohls machte, und dadurch seine königliche Gerechtigkeit, seine Volksthümlichkeit in ein vortheilhaftes Licht stellte, während auf seine Gegner der Schatten schnöder Willkür, Habsucht und böslicher Bedrückungen fiel. — Auf dem angesetzten Gerichtstage erschienen die Abgeordneten der Städte und wiederholten verabredeter Maßen ihre Beschwerden. Die vorgeladenen Kurfürsten aber blieben aus, trotz jener Verwarnung, die der König nunmehr wahr machte, indem er den Rechtsspruch ertheilte: daß alle Zölle und Mauthen, welche seit Kaiser Friedrich's II. Tode von den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier und von dem Pfalzgrafen bei Rhein errichtet worden, dem Reiche verfallen und jetzt durch ihn förmlich aufgehoben wären. Den Grafen Eberhard von Mark gewann er dadurch kräftigst

für seine Partei, daß er 1301 zu Wetzlar ihm Dortmund und die dem Erzbischofe von Köln verschriebenen Reichshöfe Westphalens als Pfandrecht zusprach. Dadurch war den verschworenen Kurfürsten ein neuer Gegner und Nebenbuhler, ihm selbst, dem Könige, ein neuer und tüchtiger Anhänger und Verbündeter erweckt.

Wie leidenschaftlich auch Albrecht im ersten Augenblicke die unfreundlichen Worte und Handlungen des Papstes aufgenommen hatte, so konnte ihm dennoch in so kritischer Lage die günstige oder feindselige Stimmung des römischen Stuhles nicht gleichgiltig seyn, zumal da denselben damals in Bonifaz VIII. ein Mann einnahm, dessen kraftvoller Sinn seinen Gesinnungen thätigen Nachdruck zu geben verstand. Darum wagte er nicht, bei den bevorstehenden entscheidenden Maßregeln den Papst zu umgehen, sondern sendete zu demselben den Bischof Peter von Basel, und ließ ihm vorstellen, wie er sich genöthigt gesehen habe, die geistlichen Kurfürsten wegen ihrer angemaßten widerrechtlichen Zölle am Rheine vorzuladen und sie andurch bei ihrem kirchlichen Oberhaupte zu verklagen. Auch die Städte sendeten in gleichem Sinne Bitten und Vorstellungen an den Papst und das Collegium der Cardinäle, und unterstützten des Königs Schritte.

Doch des Papstes Abneigung war dadurch nicht gehoben. Er hielt die Gesandten lange in Rom auf, ohne auf die Anklage gegen die geistlichen Kurfürsten eine Erklärung zu geben. Wohl aber erließ er an Letztere ein Schreiben, das durchaus gegen Albrecht gerichtet war. Vergossenes Blut — sagte er darin — fordere Rache. König Adolf sey gehörig erwählt und gekrönt worden, und Albrecht von Oesterreich habe ihm den Lehenseid geschworen, wie alle übrigen Fürsten. Gleichwohl habe Albrecht später sich unterwunden, gegen seinen Oberherrn aufzustehen, sich noch bei dessen Lebzeiten erwählen zu lassen, ihn mit Krieg zu überziehen und zu erschlagen, dann auch sich zum zweiten Male wählen zu lassen, ohne daß der heilige Stuhl die Wahl genehmigt, oder ihm den Königstitel verliehen habe. Die Kurfürsten sollten also männiglich, und auch dem edlen Manne Albrecht, der sich einen römischen König nenne, bekannt machen: er habe binnen sechs Monaten wegen der ihm vorgeworfenen Majestätsverbrechen, ingleichen wegen des öffentlichen Bannes, durch Abgesandte sich in Rom gehörig zu verantworten. Unterlasse er solches, so werde der römische Stuhl alle Fürsten und Unterthanen des, Albrecht geleisteten Eides der

Treue entbinden, und gegen ihn und ſeine Anhänger mit geiſtlichen und weltlichen Waffen verfahren; denn dem Papſte komme das Recht zu, einen neu erwählten römiſchen König zu prüfen, zu ſalben, zu krönen, für tauglich oder untauglich zu erklären, und wenn der Papſt bisher zu dem vorgefallenen Unweſen aus Rückſichten geſchwiegen, ſo dürfe dies nicht länger geſchehen, damit das Uebel nicht tiefer einwurzle.

Der ſonſt ſo erregbare Albrecht bewährte diesmal eine lobenswerthe Mäßigung. Er ſuchte durch eine nochmalige Botſchaft ſich bei dem Papſte wegen jener Beſchuldigungen zu rechtfertigen, indem er anführte, daß der König Adolf ihn in ſeinen eigenen Landen anzufallen gedroht und beabſichtigt, und daß er, Albrecht, vergeblich denſelben durch Abgeordnete fünfmal um Gerechtigkeit gebeten habe. Den königlichen Titel habe er, bei Adolf's Lebzeiten, ſich nicht angemaßt; man habe ihm denſelben beigelegt, und er dies hingehen laſſen, um das Heer zu ermuthigen. Der Entſcheidungsſchlacht ſey er ausgewichen, doch Adolf habe ihn mit ſeinem Heere überfallen und ihn ſo zu dem Kampfe gedrängt, welcher Adolf den Tod, und ihm den Sieg gebracht. Mit Recht und Billigkeit habe kein Bann gegen ihn verhängt werden können; höchſtens dürften vielleicht durch Maßregeln, die ihm ſeine Regentenpflicht auferlegt, einzelne Geiſtliche ſich beſchwert gefunden haben, obſchon ohne Grund. Schließlich bat er um herkömmliche Beſtätigung ſeiner Wahl.

Wie klug auch alle tadelnswerthen und gewaltſamen Schritte, die König Albrecht ſich gegen ſeinen Vorgänger geſtattet, in dieſem Schreiben beſchönigt oder umgangen waren, ſo that es doch zur Zeit die gewünſchte Wirkung nicht, und der Papſt änderte ſeine Meinung in keiner Weiſe. Nachdem die Verſchworenen ſomit über die Geſinnungen des Kirchenoberhauptes beruhigt waren, glaubten ſie, nicht länger an Rückſichten gebunden zu ſeyn, ſondern eine offene kriegeriſche Stellung dem Könige gegenüber annehmen zu dürfen.

Doch Albrecht übertraf ſeine Feinde weit an Thätigkeit und ſchneller Umſicht. Viele ſtreitbare Männer entzog er ihnen durch eine ebenfalls klug und zeitgemäß ergriffene Maßregel. Er berief nämlich alle Freien unter das Reich, die, in den Landen der ihm verfeindeten Kurfürſten wohnhaft, von dieſen mit Gewalt oder Liſt zu Dienſtmannen und Hinterſaſſen gemacht worden waren; ſie ſollten hinfort Keinem dienſtbar ſeyn, als dem Könige und dem Reiche, und er werde ſie gegen jede aufgedrungene Herrlichkeit ſchützen.

Alle Ministerialen des Reiches rief der König auf, sich zu rüsten gegen die Feinde der Ordnung. Dem Herzoge Rudolf trug er auf, ihm unter Anführung des tapferen Ulrich von Walsee Mannschaft aus Oesterreich eiligst zu senden. Auch den längst versöhnten und anhänglichen Erzbischof von Salzburg ging er um Hilfstruppen an. Nirgend blieb das Wort des Königs ungehört. Der Walseer zog herbei mit mehr als hundert Helmen aus Steyermark und zweihundert Schützen aus Oesterreich. Hundert tüchtige Reisige sendete der Salzburger Erzbischof durch den Bischof von Seckau. Auch der Herzog Otto von Baiern stellte sich ein; denn der Pfalzgraf hatte in Erbstreitigkeiten ihn aus dem Lande verjagt, und so trieben Noth und Rachsucht ihn unter die Fahnen des Königs. Selbst aus Frankreich erschien eine Hilfsschaar.

Mit solchen Hilfsmitteln durfte Albrecht dem Ausgange des Kampfes mit ziemlicher Ruhe entgegensehen. Auch entwickelten seine Gegner keine große Thätigkeit; sie hatten sich mehr angelegen seyn lassen, Plätze zu befestigen und zu besetzen, als für ein schlagfertiges Heer im freien Felde zu sorgen. Wer eigentlich den Kampf zuerst begonnen, ist zweifelhaft; doch den entscheidenderen Schlag führte zuerst Albrecht's Hand. Mit Eroberung der festen Plätze wurde der Anfang gemacht. Schnell nach einander waren Weissenloch, Alzey, Weinheim, Hopfenheim, Adolfsheim und das mainzische Bensheim in den Händen des Königs. Der ebenfalls dem Erzstifte Mainz zugehörige Frauenstein wurde überfallen und geschleift. Der Erzbischof Gerhard von Mainz, der mit dem herbsten Unmuth die Verheerung seines Landes sah, drang in seine Bundesgenossen, mit ihm über den Rhein und geradewegs auf den König loszugehen. Der König erfuhr davon und eilte, den Anschlag zu vereiteln. Zu diesem Ende mußte Ulrich von Walsee mit fünfzig der zuverlässigsten Männer einen Streifzug unternehmen. Mit ihnen überfiel derselbe fünfhundert Feinde, die auf Fourage ausgezogen waren, tödtete ihnen hundert Mann und nahm eine gleiche Anzahl gefangen. Aber auf der Heimkehr wurden die Sieger selbst von einem feindlichen Haufen überrascht, und mußten eilen, sich mit vierzig Gefangenen, die ihnen noch geblieben waren, in die dem Grafen von Katzenellenbogen zuständige, hölzerne, doch sichere Burg Stadeck zu werfen. Die Rettung gelang nicht ohne Verlust. Doch hatte das kühne Unternehmen den Feinden einen solchen Schrecken eingejagt, daß sie nicht mehr daran dachten, den Rhein zu überschreiten. Zu

unentschlossen, um ihre gesammte Macht zu vereinigen und die blutige Entscheidung auf eine Feldschlacht ankommen zu lassen, hielten sie sich von einander gesondert, und trachteten, ein Jeder, ängstlich, die befestigten Stammsitze und die nächste Umgegend zu sichern, wodurch sie dem kampfgeübten Könige Gelegenheit gaben, sich auf Jeden von ihnen einzeln zu stürzen, sie nach der Reihe zu besiegen und mehr oder minder unschädlich zu machen.

Der König brannte vor Begierde, den Erzbischof von Mainz ob seiner Untreue zu bestrafen. Kaum hatte er Schloß Ulm mit bewaffneter Hand genommen, so legte er sich vor des Erzbischofs Stadt und Schloß Bingen, berühmt wegen der Festigkeit und geschickten Anlage der Vertheidigungswerke, und durch fünf Grafen mit einer starken und tapferen Besatzung geschützt. Aber Albrecht umlagerte den Platz mit einem zahlreichen und auserlesenen Heere, und ließ alle Kriegsmaschinen gegen die Mauern und Thürme spielen. Auch den unterirdischen Krieg führte er mit großer Beharrlichkeit; er ließ tiefe Minen graben und Feuer hineinlegen. Die Belagerten trieben Gegenminen und suchten durch Glut und Dampf die Feinde herauf zu treiben; da fing die Burg selbst Feuer und verbrannte, bis auf einen Thurm. Endlich mußte, nach vierwöchentlichem Widerstande, die Besatzung sich ergeben, und erhielt, nach einigem Besinnen, freien Abzug mit ihrer Habe. Der Kampf hatte, da sich des Königs persönlicher Zorn in denselben mischte, nach damals üblicher Weise ganz den Charakter eines Verheerungs- und Vertilgungskampfes angenommen; in der Pfalz und den Erzstiften wurde das Land weit und breit verwüstet und abgesengt. Am wildesten verfuhren die französischen Hilfsvölker und die Elsasser, und der blühende Rheingau begann einer Einöde gleichzusehen. Ueberall, wo es hintraf, war das Schwert des Königs siegreich, und nirgend hielten die Gegner ihm Stand. Nicht besser, als im Pfälzischen und Mainzischen, erging es in den Gebieten der Erzbischöfe von Trier und Köln. Da die Städte allenthalben auf die Seite des Königs traten, so fehlte es ihm nirgend an Mannschaft und Zufuhr. Thätige Hilfe leisteten ihm auch die Grafen von Mark, von Jülich und Geldern. Der Letztere war von so bedeutender Macht, daß der König eine Familienverbindung mit ihm wünschte, und seinen zweiten Sohn Friedrich mit dessen Tochter zu verheiraten verabredete. Vermuthlich hing damit sein Plan zusammen, diesem seinen Sohne die benachbarten Grafschaften Holland und

Seeland, nebst der Herrschaft über Friesland zuzuwenden, wozu der Graf von Geldern behilflich seyn sollte.

In Köln wurde der König mit großen Ehren aufgenommen, und überall erwiesen ihm die Bürger Liebe und hohe Ehre. Der Erzbischof verlangte Beistand von seinen Mitverschworenen, dem Pfalzgrafen und dem Erzbischofe von Mainz. Aber Beide schützten vor, sie seyen selbst auf das Härteste mitgenommen, und wolle er sich dem Könige unterwerfen, so wären sie zu Gleichem bereit. So ließen die Verbündeten, nachdem sie unverhofft auch Unglücksgenossen geworden waren, einander gegenseitig im Stich, und wälzten die Schuld des Anschlages, wie des erwachsenen Nachtheils, Einer auf den Andern. — Der Erzbischof von Trier stand noch am festesten da. Um seinen Trotz zu brechen, zog der König vor Trier, und setzte dem Orte und dem Lande so heftig zu, daß man sich zur Unterwerfung bequemen mußte, indem von keiner Seite Hilfe zu erwarten war.

Der Verwüstungskampf hatte bis in den Spätherbst 1302 gewährt, und den vier Kurfürsten sank aller Muth. Sie kamen endlich unter einander überein, den König zu versöhnen, und baten ihn, sie wieder zu Gnaden aufzunehmen. Nur auf die Verwendung seiner Anhänger erfüllte der König ihr Flehen. Er gewährte ihnen Frieden, doch unter strengen Bedingungen. Aller Reichszölle am Rhein, deren sie sich widerrechtlich angemaßt, mußten sie sich begeben; ihre fernere Treue durch Eide und durch Uebergabe vieler Burgen versichern, mehre Städte abtreten, mancherlei wichtige Verschreibungen und Reichslehen für immer zurückstellen.

Mit so bewältigender Kraft hatte der König Albrecht dem Aufstande die Hände gebunden, daß mit einem Male Furcht und Achtung vor dem königlichen Ansehen zurückkehrten, und die Widersetzlichkeit sich scheu verkroch. Kaum vor den Hohenstaufen hatten die Ungehorsamen auf gleiche Weise gezittert. Freilich war diese Macht erkauft um den Preis schrecklich verheerter Provinzen, elend gemachter, wehrloser und schuldloser Unterthanen, die doch vielmehr auf den Schutz des Königs, des gemeinsamen Schirmherrn, Anspruch gehabt hätten, und am Reiche selbst der Schaden ausgegangen, der des Reiches verletzte Majestät strafen sollte. Doch ähnliche Fragen der Billigkeit und Menschlichkeit stellte jene rauhe Zeit nicht; sie strebte nur dem äußeren Siege nach, auf wessen Kosten es immer geschehen

mochte, und das Gewimmer der zertretenen Unſchuldigen erſtarb in dem Triumphgeſchrei der obſiegenden Partei.

Während des Königs ſtrafendes Schwert am Rheine gegen unruhige Stände ſtritt und ſie blutig zur Ordnung verwies, erfreute ſich Oeſterreich unter dem milden Regimente Herzog Rudolf's der Ruhe und Sicherheit. Aber bald thürmten neue Wetter ſich auf, diesmal von dem benachbarten Ungarn aus. Dort erloſch am 14. Juni 1301 in Andreas III. der Mannsſtamm der Arpaden. Da Andreas einer Seitenlinie dieſes Stammes angehört hatte, ſo hatten ſchon ſeit dem Tode König Ladislaw's des Kumanen (1290) mehre auswärtige Fürſten Anſprüche auf ſein Erbe erhoben. Selbſt König Rudolf hatte verſucht, das ungariſche Reich als dem römiſchen Reiche anheimgefallen zu erklären, und ſeinen Sohn Albrecht damit belehnt, doch erfolglos, da Andreas damals ſeine Anſprüche mit gewaffneter Hand durchſetzte. Beharrlicher noch, als König Rudolf, verfolgten, unter dem Beiſtande des römiſchen Stuhles, Ladislaw's Schweſter Maria und deren Erben ihre vermeintlichen Rechte auf den Thron von Ungarn. Zwar ſtarb Mariens und König Karl's II. älteſter Sohn, Karl Martell, ſchon im Jahre 1295, aber ihn überlebte ſein mit Clementia von Habsburg erzeugter Sohn Karl Robert, und dieſem trat jetzt ſeine Großmutter Maria ihre Anſprüche auf Ungarn ab. Doch vermochte derſelbe ſich nicht gegen Andreas zu behaupten, und ſein Anhang blieb auf eine Partei in Kroatien und Dalmatien beſchränkt. Als nun aber König Andreas, mitten unter Zurüſtungen wider ſeinen jugendlichen Nebenbuhler, plötzlich verblich, da wurden ſeine Witwe, die Königin Agnes, und ſeine Tochter erſter Ehe, Eliſabeth, von einem Theile des Adels auf der Burg zu Ofen in einer Art von Gefangenſchaft gehalten, und ſogar unwürdigem Mangel preisgegeben. Sobald der König Albrecht davon hörte, ſendete er eilends den Marſchall Hermann von Landenberg mit einer kriegeriſchen Schaar nach Ungarn. Der Königin Agnes, Albrecht's Tochter, war die Grafſchaft Preßburg als Witthum verſchrieben; dieſes wurde geſichert durch Zuthun des Grafen Ivan von Güns; dann wurde die Abtei St. Martinsberg erobert und vor Ofen gezogen. Durch Vermittelung des Grafen von Stuhlweißenburg wurden die Königin und die Prinzeſſin dem Marſchall übergeben, und von dieſem nach Wien geführt, wo der Herzog Rudolf die geretteten Verwandten mit großer Freude empfing. Doch

war damit die Gefahr von Ungarn aus nicht beseitigt, wo der Parteienkampf noch immer nach allen Seiten hin fortwüthete.

Um diese Zeit entging der König Albrecht einer großen Gefahr, die leicht die ganze Lage der Dinge hätte ändern können. Gestützt auf sein Freundschaftsbündniß mit Frankreich, und doppelt ermuthigt durch den Ausgang der dazumal wahrscheinlich schon beendigten Fehde gegen die verschworenen Kurfürsten, wollte er eilen, die Provinzen Holland, Seeland und Friesland in Besitz zu nehmen, die er nach dem Tode des Grafen Johann als eröffnete Reichslehen erklärte, und wobei er auf den Beistand des Grafen von Geldern zählte, mit welchem er durch Vermälung der Kinder in Verwandtschaft zu treten, im Begriffe stand. Aber der Graf Johann von Hennegau, ein Verwandter des Verstorbenen, erhob Ansprüche auf dessen Ländererbe, ging den König um die Belehung damit an, und widersetzte sich, von den Landständen der drei Provinzen unterstützt, dem Könige zuletzt mit Waffengewalt, indem er dessen Truppen, die von einigen Orten schon Besitz genommen hatten, angriff und verjagte. Da kündigte Albrecht dem Grafen den Krieg an, im Namen des Reiches. Eingeschüchtert durch diese Drohung, heuchelte der Graf von Hennegau friedfertige Gesinnungen, und lud den König ein, die Fahrt den Rhein hinab ohne Heer zu unternehmen, damit man sich gütlich vergleichen könne. Aehnliche freundliche Ladung erging auch von dem Grafen von Geldern an den König, der von demselben gebeten wurde, mit seinem Sohne Friedrich bei ihm einzusprechen, damit die verabredete Vermälung ihrer Kinder in Vollzug gesetzt werden könne. Arglos folgte der König diesen Einladungen. In Nimwegen wollte man zusammenkommen. Unweit davon befand sich eine Burg des Grafen von Geldern; dort sprach, auf des Besitzers Bitte, der König mit geringem Gefolge ein. Schon war die Tafel gedeckt, als des Grafen eigene Tochter dem Könige zuraunte, daß im Schlosse über hundert bewaffnete Männer verborgen wären, und daß man nur der Ankunft des Grafen von Hennegau warte, um über Albrecht und dessen Begleiter herzufallen. Diese Warnung und des Königs Geistesgegenwart rettete ihn. Er fand Gelegenheit, durch eine Pforte des Schlosses hinaus in's Freie zu schlüpfen, warf sich auf ein bereit stehendes Roß, und entfloh der blutigen Gefahr noch im letzten Augenblicke. Gern hätte er den Verrath an Treue und Gastfreundschaft bitter gerächt; aber einem, wie Holland, durch Gewässer, Kanäle und Waldungen

geschützten Lande war nicht beizukommen; auch blieb ihm der zugesagte Beistand des Seeländer Adels aus; darum verschmerzte er die Beleidigung und ließ seine Entwürfe auf Hollands Besitz fallen. Er sah sich um so mehr dazu genöthigt, da wahrscheinlich selbst Frankreich insgeheim seine Absichten auf jene Provinzen hintertrieb.

Ersatz ward dem Könige auf einer anderen Seite zu Theile. Er hatte kein Mittel unversucht gelassen, den Groll des Papstes Bonifaz VIII. zu beschwichtigen, und es an Zeichen demüthiger Verehrung nicht fehlen lassen. Anfangs starr und widerstrebend, später mehr nur ausweichend, hatte der Papst sich doch allmälig ihm genähert. Manches wirkte zu dieser Sinnesänderung des heiligen Vaters bei. Theils hatten die verschworenen Kurfürsten dadurch, daß sie, ohne Befragung des römischen Stuhles, den Pfalzgrafen zum Richter über den König stellten, die Unzufriedenheit des stolzen Bonifaz erregt, theils machte Letzterem seine steigende Feindschaft mit dem Könige Philipp IV. von Frankreich die Nothwendigkeit einleuchtend, sich durch eine Vereinigung mit dem mächtigen Albrecht auf der anderen Seite zu kräftigen, und dessen drohendes Bündniß mit dem, der Curie so feindlich gesinnten Frankreich zu lockern. Im Jahre 1303 erließ, auf Albrecht's fortwährendes Ansuchen, Bonifaz VIII. endlich die übliche Anerkennungsbulle, und ermahnte alle Angehörigen des Reiches, Albrecht als ihrem rechtmäßigen Könige zu gehorchen. Dagegen unterwarf sich Albrecht in einem förmlichen Gehorsambriefe feierlich der Kirche und allen vom Papste ihm auferlegten Bedingungen, und machte dem römischen Stuhle größere Zugeständnisse, als irgend ein König von Deutschland, vor oder nach ihm, gethan hat. Doch waren sie mehr bloße Phrasen, als thatsächliche Leistungen, und der Tadel, den der König bei Manchen dafür erntete, konnte eigentlich nur gegen den demüthigenden Wortlaut gerichtet seyn.

Der Papst hatte durch seine Einigung mit Albrecht wieder freiere Hand zu nachdrücklicherer Einmischung in die ungarischen Successionshändel gewonnen, und machte diesen Einfluß sofort geltend. Unter seiner Mitwirkung war der dreizehnjährige Karl Robert nach Dalmatien, und von da nach Ungarn geführt worden, um den erledigten Thron der Arpaden einzunehmen. Doch die Ungarn waren nicht gewillt, sich von Rom aus einen König aufdringen zu lassen. Sie wollten vielmehr unter den Abkömmlingen der Töchter der Arpaden sich einen König wählen, der bereits Macht und Einfluß genug besitze, fremde

Eingriffe kraftvoll zurückzuweisen. In Anbetracht der nahen Verwandtschaft, welche die Arpaden und die Premysliden seit lange schon vielfach umschlang, wendeten sich die ungarischen Stände an den Böhmenkönig Wenzel II. Dieser, zufrieden mit der Krone, die er bereits besaß, und nicht geneigt, noch neue Regierungssorgen auf sich zu laden, verwies sie an seinen, erst zwölfjährigen Sohn, Wenzel, der ohnehin mit der wahren Erbin des ungarischen Reiches, der Prinzessin Elisabeth, schon verlobt sey. Der Vorschlag ward angenommen. Der junge Wenzel wurde an der Spitze eines Heeres, das die Anhänger Karl Robert's in die Flucht jagte, nach Ungarn gesendet und zu Stuhlweißenburg (26. August 1301) gekrönt.

So in seinen Planen völlig durchkreuzt, nahm der Papst ohne Weiteres die zugesagte Treue König Albrecht's in Anspruch, den er ermahnte, dem Sohne des Böhmenkönigs Wenzel, der sich die Krone Ungarn's anmaße, keinerlei Vorschub zu leisten. Der König Albrecht konnte in diesem Falle um so leichter dem Papste seine Ergebenheit bezeigen, da Karl Robert, zu dessen Gunsten der römische Stuhl gegen Wenzel auftrat, sein leiblicher Neffe, und er mit dem Könige Wenzel seit länger wieder auf gespanntem Fuße war. An Letzteren sendete er, den von Papste verlangten Punkten noch eigene, fast unannehmbare zufügend, zugleich mit der päpstlichen Bulle, auch die Forderungen: daß Wenzel die Königreiche Ungarn und Polen, die Gebiete von Krakau, Meissen und Eger herausgebe, und die Silberbergwerke von Kuttenberg ihm entweder auf sechs Jahre überlasse, oder 80,000 Mark Silbers für den bisher an das Reich nicht entrichteten Metallzehent erlege. Wie vorauszusehen, antwortete der sonst friedfertige Wenzel auf so ungemessene Zumuthungen ablehnend, und der König Albrecht, gegen alle Vorstellungen taub und wieder einmal ganz seinem leidenschaftlichen Sinne folgend, erklärte unumwunden den Krieg an Böhmen, nachdem Wenzel noch einige fruchtlose Versuche gemacht hatte, den Frieden zu erhalten. Unwillig und betrübt über König Albrecht's starren Sinn, trennte sich selbst sein Schwiegersohn und bisheriger Anhänger, der Markgraf Hermann von Brandenburg, von ihm.

Der König säumte nicht, sich zu dem bevorstehenden ernsthaften Kampfe kräftig zu rüsten, und so viele Helfer aufzusuchen, als er nur vermochte. In Ungarn selbst gewann er durch den Ruf seiner Macht, durch die Verweisung auf den Willen des heiligen Vaters, eine starke Partei für

Karl Robert, oder machte doch dem jungen König Wenzel Viele abwendig. Der Erzbiſchof Konrad von Salzburg, beharrlich in der Freundſchaft, wie früher im Haſſe, die Biſchöfe von Freiſingen, Bamberg, Paſſau und Seckau, und die Ritterſchaft von Schwaben, Franken und Elſaß nebſt vielen Reichsſtädten, ſicherten ihm Beiſtand zu. Die Herzoge von Kärnten verweigerten ſolchen. Dagegen betrieb in den öſterreichiſchen Landen der Herzog Rudolf, auf Befehl ſeines Vaters, die Zurüſtungen mit größtem Eifer; auch ſchloß er, nebſt ſeinem Bruder Friedrich, zu Paſſau ein Bündniß mit den Pfalzgrafen, Otto und Stephan, wider Jedermann, hauptſächlich aber wider den König von Böhmen. So wurde denn nach Kräften auf den blutigen Ernſt hingearbeitet.

Ungern bereitete ſich auch der König Wenzel zum Kriege. Mehre Fürſten ſtanden ihm bei, und auch durch ſeinen Sohn, den jungen König von Ungarn, hoffte er auf Verſtärkung. Aber dort hatten ſich die Umſtände dergeſtalt für Karl Robert entſchieden, daß der junge Wenzel, oder Ladislaw, wie er ſich jetzt nannte, in äußerſter Bedrängniß, ja kaum ſeines Lebens ſicher war. Die Gefahr des Sohnes ſtimmte den Böhmenkönig zum ſchnellen Entſchluſſe der Entſagung; er entſchlug ſich für den Augenblick eines Thrones, der auf ſo wankenden Pfeilern ſtand, und erſt mit Zwietracht und Haß, ja vielleicht mit dem Blute ſeines Sohnes erkämpft werden ſollte, zog mit einem Heere vor Ofen, und führte ſeinen Sohn ſammt den ungariſchen Kroninſignien, die er nicht dem Feinde laſſen wollte, nach Böhmen zurück.

Die Anſprüche auf den ungariſchen Thron waren hiermit keinesweges aufgegeben, und ſomit auch der Grund des Krieges nicht beſeitigt. Der König Albrecht, nachdem er ſich ſeiner Bundesgenoſſen verſichert hatte, begab ſich nach Oeſterreich, wo indeſſen Herzog Rudolf, der ſich zu Preßburg mit dem neuen nngariſchen Könige Karl Robert eng' verbunden, nicht müßig geweſen war, ſondern ein ſtattliches Heer geſammelt hatte. Es ſoll ſich auf fünfzigtauſend Mann belaufen haben, darunter über ein Drittheil Ungarn und Kumanen, deren unbändige Raubſucht und Grauſamkeit aber in Oeſterreich ſelbſt ſich ſo arg austobte, als ſtünden ſie im feindlichen Lande. Man mußte eilen, ſie aus Oeſterreich herauszuführen. Am 8. September befand ſich der König Albrecht in Linz, rückte von dort über Freiſtadt in Böhmen ein, und ſchlug zuerſt bei Budweis Lager. Rudolf und Karl

Robert sollten über Gmunden und Weitra kommen, um sich mit ihm zu vereinigen. Nikolsburg wurde zuerst genommen, von da plündernd bis Brünn gestreift, Joslowitz und Eibenschütz verbrannt, der Krieg wiederum mit Verheerungen üblich eröffnet.

In Ungarn erließ Karl Robert ein Aufgebot an seine Anhänger, die Entführung der ungarischen Reichskleinodien zu rächen, durch welche allerdings dort Alles gegen Wenzel aufgelärmt war. Herzog Rudolf suchte den neuen Ungarnkönig in Preßburg auf, um wegen der Fortsetzung des Krieges Berathung zu halten. Mehre Artikel mußten den Ungarn zugestanden werden, bevor sie die Gränze überschritten: die ungarischen Reichskleinodien, wenn sie in Güte oder Gewalt vom Könige Wenzel herausgebracht würden, sollten sofort dem Könige Karl Robert übergeben werden; länger, als bis zum St. Michaelstage, brauchten sie nicht im Feld zu dienen, weil es dann im Freien an Futter für die Pferde mangle; die ungarischen Truppen sollten nicht von einander getrennt, und nicht unter die Deutschen eingereiht werden; die Beute, sie bestehe aus Sachen oder Menschen, sollten sie ungehindert heimbringen, auch unterweges davon verkaufen dürfen; Beute, in Gemeinschaft mit den Deutschen genommen, müsse gehörig vertheilt werden; was die Ungarn in Städten kaufen würden, sollte ihnen billig überlassen, den Heiden gestattet werden, ungestört ihre Gebräuche zu beobachten. —

Der Herzog sagte ihnen die Punkte zu unter der Gegenbedingung, auf österreichischem Boden nicht zu rauben, sondern nur im Feindeslande. Sie wurden nach Laa gewiesen, hatten aber kaum den Gränzfluß überschritten, als sie sofort nach alter Gewohnheit sengten, plünderten und todtschlugen. Die Ungarn entschuldigten dies mit der Sitte der Kumanen und mit ihrer Unkenntniß der Gränzen. Sie hatten sich so lange verweilt, daß sie erst am St. Michaelstage, der Endfrist ihrer Dienstleistung, in Gmunden eintrafen, wo der König Albrecht sich mit ihnen zusammenfand. Die Ungarn blieben auch über die bedungene Frist hinaus bei dem Heere; aber der Woiwode von Siebenbürgen zog, ohne sich halten zu lassen, mit den Kumanen ab, die bisher nichts gethan, als im Freundeslande geraubt und gebrannt hatten. Nicht einmal die in Oesterreich zusammengefangenen Menschen wollten sie vor ihrem Abzuge herausgeben. Da entflammte der Zorn des Königs; er schickte viertausend seiner leichten Truppen den Ausreißern nach. Bei Horn wurden diese eingeholt. Als sie den verfolgenden Haufen

sahen, vermeinten sie, das ganze Heer sey gegen sie im Anzuge, und jagten davon, ihre Wagen mit den daran gebundenen Gefangenen zurücklassend. Man eilte ihnen nach und erschlug ihrer Viele auf der Flucht; auch der Woiwode von Siebenbürgen war unter den Getödteten. Die ihnen abgenommenen Gefangenen erhielten sofort ihre Freiheit; die abgejagten zusammengeraubten Schätze theilten die Sieger zu Kloster-Altenburg.

Das königliche Heer war bis jetzt noch auf keinen ernsthaften Widerstand gestoßen. Da die Jahreszeit immer tiefer vorschritt, so mochte Albrecht mit Belagerung der festen Plätze keine Zeit verlieren, sondern rückte, voll Unmuth darüber, daß die Böhmen ihm keine offene Schlacht bieten wollten, unter stäten Verwüstungen geradewegs auf Kuttenberg los, jene durch den Reichthum ihrer Bergwerke berühmte Schatzgrube und das heißersehnte Ziel des beuteluſtigen Heeres. Am 18. October erreichte er den Platz, und schloß ihn von allen Seiten ein. Aber die Besatzung der Stadt, von den Bürgern und den zahlreichen Bergleuten auf das Kräftigste unterstützt und von zwei tapferen Edlen, Heinrich von Lipa und Johann von Straz, befehligt, leistete den heldenmüthigsten Widerstand, und schlug alle Angriffe ab. Die Kälte, der einreißende Mangel, und die drohende Stellung der böhmischen Hauptmacht, welche dem königlichen Heere den Rückzug abzuschneiden drohte, machten die Lage des Letzteren immer schwieriger; auch brachen im Lager gefährliche Krankheiten aus, angeblich durch die, von den Bergleuten angestellte Vergiftung oder mindest Verunreinigung der Wässer des Kuttenberger Baches. Einmal war der König entschlossen, die Entscheidung durch einen Hauptsturm herbeizuführen; aber man rieth ihm allgemein von dem gewagten und blutigen Unternehmen ab. Im Heere murrte man allmälig. Als nun die ganze böhmische Armee sich gegen den König in Bewegung setzte, hob derselbe die Belagerung auf und zog ab, den ersten Tag nur zwei Meilen weit, damit sein Rückzug nicht einer Flucht ähnelte. Dann trennten sich die Ungarn von ihm, und zogen heim in die Winterquartiere. Albrecht traf am 1. November 1304 wieder in Oesterreich ein, wo er sein Heer entließ, das durch die frühzeitig eintretende Kälte bereits viel auszustehen gehabt hatte. Der für beide Theile zwecklose und Nichts entscheidende Feldzug hatte dreißigtausend Menschen das Leben, Hunderttausenden Eigenthum, Obdach und Glück gekostet. —

Der König konnte ſich nicht verhehlen, wie viele Nachtheile und Koſten ihm der bisherige Krieg gegen Böhmen verurſacht hatte, und wie wenig mit demſelben ausgerichtet worden war. Zudem wurde die Treue der vornehmſten Anhänger und Bundesgenoſſen immer lockerer oder verdächtiger. Der Herzog Otto von Baiern ſchlug ihm den ferneren Durchzug durch ſeine Lande rund und faſt drohend ab, und wendete ſich, von Wenzel beredet und beſtochen, endlich auch von eigenen Planen auf Ungarn's Krone erfüllt, immer mehr von dem Könige ab und zu Böhmen hin. Selbſt der Erzbiſchof von Salzburg lehnte den freien Durchzug ab, und der Herzog Heinrich von Kärnten ſchloß ſich bald offen an Böhmen an. In Ungarn ſelbſt hatte der Eifer für Karl Robert nachgelaſſen, nachdem man von dem erſten Zorne über die Entführung der Reichskleinodien zurückgekommen war, und ſo war auch hier keine allgemeine Schilderhebung in Albrecht's Sinne zu hoffen.

Da erkrankte, mitten unter Zurüſtungen zur Fortſetzung des Krieges, der König Wenzel II. von Böhmen lebensgefährlich, nachdem er, an Mitteln zum Kampfe jetzt reicher, als ſein Gegner, der verſuchten Annäherung des Königs ausgewichen war, und verblich am 21. Juni 1305. Dieſer Todesfall veränderte die ganze Lage der Dinge, und war, wie beklagenswerth auch im Uebrigen, doch der Anlaß des Friedens, der — indem man über das, an den gemeinſchaftlichen Vetter, den jungen Herzog Johann (Parricida) abzutretende Meiſſen ſich auf Koſten der polniſchen Krone einigte, und Albrecht von allen, vor zwei Jahren geſtellten Forderungen abſtand — ſchon am 5. Auguſt zu Prag abgeſchloſſen, und zwei Wochen darauf vom Könige Albrecht zu Nürnberg beſtätigt wurde. Es verpflichtete ſich nämlich der junge König Wenzel III. von Böhmen, den Markgrafen von Brandenburg, ſtatt der ihnen von ſeinem Vater verpfändeten meißniſchen Städte, das Land Pomerellen zu Pfand abzutreten, damit ſein Vetter, der junge Herzog Johann, in den Beſitz von Meiſſen gelangen könne. Die übrigen Artikel jenes Friedens waren: die Aufhebung der über den König Wenzel II. und deſſen Nachfolger verhängten Reichsacht; König Albrecht's unbedingte Verzichtleiſtung, in ſeinem und des römiſchen Reiches Namen, auf alle Reiche, Länder und Beſitzungen in Böhmen, Polen und ſonſt anderswo, welche König Wenzel III. durch Erbrecht oder wie immer erlangte (womit auch auf Ungarn hingedeutet wurde, deſſen Krone König Albrecht weder ſeinem Verbündeten Karl Robert beſtreiten, noch auch Wenzel's Anſprüche darauf abſprechen wollte); daher

Anerkennung ſeiner vollen oberherrlichen Gewalt und ſeines ausſchließenden Rechtes auf alle Titel, Ehren und Würden in denſelben, ſo wie auf Nutzung deſſen, was ſich daſelbſt auf oder unter der Erde befinde (ein Punkt, der alſo auch die Streitigkeiten um den Kuttenberger Bergwerkszehnten zu Böhmens Gunſten ſchlichtete); ferner wurden die Herzoge Otto und Stephan von Baiern, die Markgrafen Otto, Hermann, Johann und Waldemar von Brandenburg, und alle Anderen, die während des letzten Krieges auf der Seite des böhmiſchen Königs geſtanden, in dieſen Vertrag eingeſchloſſen, und alle gegen ſie erlaſſenen Sprüche aufgehoben; den ſchwebenden Streit über das Land Breslau ſollten Berthold Graf von Henneberg und Burkhard Burggraf von Magdeburg, als beiderſeits erwählte Obmänner, ſchlichten; endlich ſollte über diejenigen Schlöſſer im Egerlande, welche die Könige von Böhmen mit baarem Gelde erkauft hatten, beiden Parteien der Rechtsweg offen ſtehen, König Wenzel III. aber alles Dasjenige an König Albrecht zurückgeben, was ſein Vater früher vom König Adolf darin erhalten hatte.

Drei Tage früher war die Einigung zwiſchen dem Könige Albrecht und den, von ihm abgefallenen Herzogen von Baiern, durch deren Land ſich der König den verweigerten Durchmarſch damals mit Waffengewalt erzwungen hatte, zu Stande gekommen. Der König bekannte in der hierüber ausgeſtellten Urkunde: er habe ſich mit den Herzogen Otto und Stephan vollkommen ausgeſöhnt und ihnen Alles vergeben, deſſen ſie ſich gegen ihn oder das römiſche Reich, für ſich oder für den König von Böhmen, ſchuldig gemacht; alle ihre Anhänger und Diener wären in dieſe Verzeihung eingeſchloſſen. Was den Herzogen und deren Anhängern, während des Krieges, an Feſtungen, Gütern oder Lehen genommen worden, ſollten ſie zurück erhalten, und weder die Herzoge, noch deren Helfer, darüber von dem römiſchen Könige oder dem Reiche künftig angeſprochen werden. Der von den königlichen Truppen bei ihrem Durchzuge den Herzogen verurſachte Schaden ſollte ihnen erſetzt werden. Hinſichtlich der Summe des Schadenerſatzes und der Güter des Grafen von Hirſchberg, auf welche die Herzoge Anſprüche machen, ſollten der Herzog Heinrich von Kärnten und der Graf Berthold von Henneberg ſchiedsrichterlichen Ausſpruch thun, und der König ſolchem getreulich nachkommen. Hätte der König Albrecht an die Herzoge Anſprüche über eine Sache, ſo verſpreche er ihnen, ſie damit bis zum künftigen Michaelistage und dann noch volle fünf Jahre zu verſchonen. Sollte ſpäterhin Etwas vorfallen, was durch

Vergleich oder Rechtsſpruch abgethan werden müßte, ſo mache der König Albrecht ſich anheiſchig, ſein Recht vor den Fürſten und Städten zu ſuchen, wie es im Herzogthume Baiern alte Sitte vorſchreibe.

Faſt noch nie war der beharrliche König von ſo vielen Anſprüchen auf einmal abgeſtanden, nicht nur Beweis, um wie viel er urſprünglich ſeine Forderungen zu hoch geſtellt, ſondern auch, daß er in die Zulänglichkeit ſeiner Mittel einiges Mißtrauen ſetzte, und die ſeiner Gegner nicht gering anſchlagen konnte. Hinſichtlich Ungarn's waren die Beſtimmungen ſehr ſchwankend, und hier war alſo der Ausgang der Dinge noch nicht abzuſehen. Sie geriethen in eine neue Verwirrung, als der junge König Wenzel, der endloſen Fehden um jene Krone müde, und ganz beherrſcht von dem Einfluſſe des Herzogs Otto von Baiern, Letzterem in Brünn die ungariſche Krone und die Reichsinſignien in einer freiwilligen Schenkung übergab, auch, um ſeine völlige Verzichtleiſtung auf den Thron von Ungarn zu zeigen, ſein mit der ungariſchen Prinzeſſin Eliſabeth beſtehendes Eheverlöbniß löſete. So war Böhmen nunmehr des gefährlichen Kleinodes ledig, während Herzog Otto's Ehrgeiz dasſelbe gierig erfaßte.

Da der König Albrecht, nach Wenzel's Entſetzung, wieder freier zu Gunſten des Königs Karl Robert in Ungarn auftreten konnte, ſo that er alles Mögliche, um den Herzog Otto von der Beſitznahme des ungariſchen Thrones abzuhalten. Zu dieſem Ende verlegte der Herzog Rudolf alle wegſamen Strecken zwiſchen Oeſterreich und Mähren, damit dem Herzoge Otto entweder die Fahrt nach Ungarn verſperrt werde, oder derſelbe in Gefangenſchaft gerathen müßte. Aber Perchtold, der Richter in Wien, ſeines Herkommens ein Schneider, war mit dem Herzoge Otto im Einverſtändniß, und gab ihm Nachricht von allen, gegen ihn getroffenen Anſtalten. Verkleidet ſtahl ſich der Herzog mit der ungariſchen Krone durch alle öſterreichiſchen Poſten, gelangte unentdeckt über die Donau, und ließ ſich am 6. December 1305 zu Stuhlweißenburg krönen. Doch nur kurze Zeit freute er ſich des königlichen Glanzes; da warf der Verrath ihn in Feſſeln, und Karl Robert vereinigte die Herrſchaft über Ungarn wieder in ſeiner Hand.

Dieſe dem Könige erwünſchte und ganz in ſeinem Sinne geſchehene Wendung der ungariſchen Angelegenheiten, die Ruhe von Böhmen aus, ſchien für Oeſterreich einen längeren Frieden zu verbürgen. Doch König Albrecht war erfinderiſch darin, ſich Sorgen und Unruhen aufzuſuchen. Die

dauernde Erwerbung Thüringens und Meiſſens war es, woran er zunächſt arbeitete. Da öffnete eine finſtere That, ohne ſein Zuthun, ihm plötzlich eine noch ſtolzere Ausſicht. Der junge kinderloſe Böhmenkönig Wenzel III. fiel am 4. Auguſt 1306 durch den Dolch eines Meuchelmörders, und mit ihm erloſch das altehrwürdige, einheimiſche Königsgeſchlecht der Premysliden auf immer. Um fremder Einmiſchung zuvorzukommen, ſchrieben die böhmiſchen Stände — auf deren Beſchlüſſe der von dem ermordeten Könige vor ſeinem letzten Zuge zum Statthalter Böhmens eingeſetzte Herzog Heinrich von Kärnten zunächſt einwirkte — ſchon auf den 22. Auguſt einen Landtag nach Prag aus, um zur Wahl eines neuen Königs zu ſchreiten. Es ließ ſich voraus ſehen, daß der Kärntner-Herzog Alles aufbieten werde, dieſe Wahl auf ſich zu lenken, da durch ihn, als Gemal Anna's, der älteſten Schweſter des Königs Wenzel III., der weiblichen Linie der Premysliden der böhmiſche Thron geſichert blieb. Den König Albrecht aber, der eben am Rheine gegen die meißniſchen Markgrafen rüſtete, als ihm die Botſchaft von Wenzel's blutigem Ausgange zukam, durchblitzte augenblicklich der Gedanke, dieſes herrliche Erbe für ſein Haus zu gewinnen. Er erklärte ſofort Böhmen für ein dem römiſchen Reiche anheimgefallenes Lehen, und ſprach ſich das Recht zu, dort einen König einzuſetzen, als den er bereits ſeinen älteſten Sohn Rudolf bezeichnete. Umſonſt verſchwendete der Herzog Heinrich von Kärnten allerlei Mittel, die Wahl nach ſeinem Wunſche zu lenken; umſonſt flehten ſeine beiden Schwägerinnen knieend und unter Thränen die böhmiſchen Stände an, die Krone nicht von dem weiblichen Stamme Premysl's zu reißen; die Furcht vor einem verheerenden Kriege, das Mißtrauen zu Heinrich's beſchränkten Mitteln, und die große Macht und Kraft Habsburg's gab den Ausſchlag, obſchon König Albrecht, in Anerkennung der Grundgeſetze Böhmen's, bald darauf ſelbſt den Königstitel ſeines Sohnes in dieſem Reiche nicht von ſeiner eigenen Ernennung, ſondern von der Wahl der Stände abhängig machte. Auf jenem Landtage vermochte weder der eine, noch der andere Theil entſchieden durchzudringen; ein neuer Landtag, zu Beendigung des Wahlgeſchäftes, ward auf den September angeſetzt, und ſo dem Könige Zeit zu weiteren Schritten in dieſer Angelegenheit gegeben. Albrecht eilte, auf die böhmiſchen Stände durch Verſprechungen und Drohungen, vornehmlich aber durch Geſchenke, einzuwirken, und nahm zugleich Maßregeln, um den friedlichen Verhandlungen erforderlichen Falls auch den

Nachdruck der Waffen nachfolgen zu lassen. Herzog Rudolf drang, an der Spitze eines Heeres, über Iglau in Böhmen ein, ohne auf Widerstand zu stoßen und ohne Feindseligkeiten zu begehen. Als man in Böhmen sich über die Größe seines Heeres beunruhigte, löste er dasselbe zum größten Theile auf, um nicht gleich einem Feinde in dem Lande zu erscheinen, dem er sich zum Herrn antrug. Mit mäßigem Gefolge langte er gegen Ende Septembers vor Prag an, und lagerte außerhalb der Stadt. Auf eben so friedliche Weise rückte von der anderen Seite der König Albrecht über Eger bis vor Laun. Die Unterhandlungen gediehen bald zu ihrem Ziele. Der Herzog Rudolf, dem ein oder zwei Jahre früher der Tod seine Gemalin, Blanca von Valois, entrissen hatte, willigte in das Begehren der böhmischen Stände, sich mit einer der Prinzessinnen ihres Hofes, deren Wahl man ihm frei ließ, zu vermälen, und wurde um die Mitte Octobers feierlich zum Könige von Böhmen gewählt. Herzog Heinrich, beinahe von seinem ganzen Anhange verlassen, gab seine Sache auf und flüchtete aus Böhmen hinweg.

König Rudolf und sein Vater, der römische König, hielten jetzt ihren Einzug in Prag. Feste auf Feste verherrlichten die Anwesenheit der Könige. Seinem Versprechen gemäß, reichte Rudolf der jugendlichen und schönen Witwe des Königs Wenzel II., Elisabeth von Polen, seine Hand. Ihre Trauung vollzog am 16. October 1306 der Erzbischof Konrad von Salzburg in der Prager Domkirche, und Beide blieben einander zugethan mit inniger ehelicher Zärtlichkeit.

So war das herrliche Böhmen ohne Blutvergießen und Zwietracht für einen Sprößling des schnell und wunderbar gedeihenden Stammes Habsburg gewonnen. Doch dem Könige Albrecht war nicht an vorübergehendem Glanze, sondern an dauernder Macht seines Hauses gelegen; diesem in seiner Gesammtheit, und nicht nur einem einzelnen Gliede desselben, sollte Böhmen gesichert seyn. Daher veranlaßte er, noch während seines Prager Aufenthaltes, die böhmischen Stände, daß sie, für den Fall kinderlosen Hintritts des Königs Rudolf, dessen Bruder und deren Nachkommen die Erbfolge in ihrem Reiche zusicherten, und dieses Zugeständniß feierlich verbrieften und besiegelten. Sie thaten es willig; denn immer war die Vereinigung der österreichischen mit den böhmischen Landen, wie einst unter dem starken Ottokar geschehen, ihr Wunsch gewesen, der sie auch bei der Wahl Rudolf's vornehmlich geleitet hatte. Auch Letzterem war diese Aussicht am lockendsten, und er wußte, wie

sehr man in Böhmen daran hing; darum zögerte er auch längere Zeit, auf die österreichischen Provinzen zu Gunsten seiner Brüder Verzicht zu leisten. Doch dem Dringen seines Vaters und seines Bruders Friedrich, dem die Vorzüge seiner Gestalt den Beinamen des Schönen erworben, mußte er endlich nachgeben. Als dies geschehen, schloß der König ihn mit in das Schutz- und Trutzbündniß ein, welches er, in Rudolf's Abwesenheit, am 23. December in Wien zwischen seinen Söhnen, dann dem alten getreuen Erzbischofe Konrad von Salzburg und den Herzogen Rudolf und Ludwig von Baiern errichtete, und am 18. Januar 1307 belehnte er, als römischer König, seinen Sohn Rudolf und dessen Brüder in Znaim mit dem Königreiche Böhmen, dergestalt, daß, nach Rudolf's Hintritt ohne männliche Erben, der älteste seiner Brüder und dessen Mannserben ihm im Lehen folgen sollten.

So waren die Angelegenheiten in Böhmen geordnet. König Rudolf regierte dort mit Umsicht und Milde, wie sein verständiger und sanfter Sinn es ihm eingab. Er hätte die Liebe seiner Unterthanen verdient und würde sie auch erworben haben, hätte er nicht durch Abstammung, Sprache und Sitten ihnen einiger Maßen fern gestanden. Er sprach und verstand nicht böhmisch, führte an seinem Hofe eine Einfachheit und Sparsamkeit ein, welche die, durch den Glanz der Premysliden verwöhnten Böhmen unangenehm berührte, und wie er mit schwerem Herzen aus Oesterreich gegangen war und wohl immer sich dahin zurücksehnen mochte, so umgab er sich auch vorzugsweise mit Oesterreichern, und bezog seine ohnehin geringen Bedürfnisse zumeist aus Oesterreich. Das verletzte die Einheimischen; die Partei des Kärntnerherzogs aber und die Habgierigen, die bei Rudolf's Sparsamkeit nicht ihre Rechnung fanden, hetzten die Anderen gegen ihn an, und brachten ihm die Spottnamen eines „Breikönigs" und eines „Waarenrevisors" auf. Ungehorsam und Widersetzlichkeit wurden von mehren Seiten verspürt. Der König Rudolf sah sich genöthigt, wider einige solche Widersacher im Sommer 1307 zu Felde zu ziehen. Als er die, dem Bawor von Strakoniz zugehörige Stadt Horazdiowiz belagerte, wurde er in seinem Zelte von der Ruhr befallen. Sanft, wie im Leben, so auch im Sterben, ließ er durch Dietrich von Pilichdorf seinem Vater sagen, etwaigen Gerüchten von seiner Vergiftung keinen Glauben beizumessen, da er eines natürlichen Todes sterbe, und Niemand dieserhalb zu verfolgen. Auch sendete er demselben ein Verzeichniß derjenigen Handlungen, durch welche er sein Gewissen beschwert

glaubte, und bat um Schadloshaltung aller Personen, die darunter etwa gelitten. So noch in seinen letzten Augenblicken bemüht, Nachtheil und Verfolgung zu verhüten, zu versöhnen und zu vergüten, starb er, wenig über sechs und zwanzig Jahre alt, am 4. Juli 1307, und wurde im Prager Dome zu St. Veit feierlich bestattet.

Den König Albrecht traf diese Trauerpost zu einer Zeit, wo noch andere Unfälle ihn gebeugt oder erzürnt hatten. In Thüringen und Meissen hatten die Wettin'schen Brüder, Friedrich der Gebissene und Diezmann, sich mit Macht erhoben, ihr väterliches Erbe zurück zu erobern. Viele Plätze hatten sie wieder in ihre Gewalt gebracht, und dem Könige blieb endlich nur Eisenach übrig. Die königlichen Truppen aus den umliegenden Städten, meist aus Schwaben bestehend, hatten sich unter dem Grafen Philipp von Nassau vereinigt, und trafen am 31. Mai bei dem Städtchen Lucka an der Schnauder, zwischen Leipzig und Altenburg, auf die Feinde. Die Brüder Friedrich und Diezmann führten in Person die Meißner, und rannten mit eingelegten Lanzen so ungestüm gegen die Schwaben an, daß, nach fünfstündigem heißen Gefechte, die Letzteren völlig aus einander gesprengt wurden. Ihrer viertausend blieben auf dem Platze, und noch lange erklang in dortiger Gegend das Sprichwort: „Es wird dir glucke wie den Schwaben bei Lucke."

Im Begriffe, diese Scharte auszuwetzen, stand der König Albrecht bereits mit einem starken Heere bei Salzach, als die Unglücksnachricht von König Rudolf's unerwartetem Tode ihn antraf. Durch diesen harten Schlag und die daraus unmittelbar hervorgehenden Folgen, wurden alle Plane verrückt und umgestaltet. Der böhmische Thron war nun binnen Jahresfrist zum zweiten Male erledigt, ohne unmittelbare Erben. Zwar konnte diesmal, wenn es nach Recht und Vertrag ging, kein Zweifel über die Nachfolge walten, und die von den böhmischen Ständen verbriefte und beschworene Uebereinkunft mußte die Krone unbestritten in die Hände Herzog Friedrich's von Oesterreich geben. Auch säumten die Stände Mährens nicht, Letzteren in solcher Eigenschaft anzuerkennen. Aber in Böhmen, wo die Gegensätze des deutschen und des slavischen Elements während Rudolf's kurzer Regierung nur Anlaß gehabt hatten, sich schroff einander gegenüber zu stellen, nicht aber Zeit genug, um sich allmälig zu vermitteln und auszugleichen, war die Stimmung der Mehrzahl der Stände gegen das Haus Oesterreich, und man wollte die Gelegenheit wahrnehmen, sich dessen Herrschaft wieder zu

entziehen. Die unvollzogen gebliebene Vereinigung der österreichischen und böhmischen Lande, auf welche man hier mit Zuversicht gerechnet hatte, diente wahrscheinlich als Vorwand dieser Wortbrüchigkeit. Der Herzog Heinrich von Kärnten, dessen Anhang jetzt der überwiegende war, wurde wieder nach Böhmen eingeladen, und an seiner Erwählung eifrig gearbeitet. Wilhelm Zagje von Waldeck bemächtigte sich des festen königlichen Schlosses Bürglitz und vertrieb die Besatzung, die meist aus Schwaben bestand. Die Oesterreicher, welche dem Könige Rudolf nach Böhmen gefolgt waren, entflohen, ihres Lebens und Eigenthums fürder nicht sicher, aus dem Lande, und selbst Elisabeth, zum zweiten Male Königswitwe von Böhmen, verbarg sich.

Ueberaus stürmisch, wie vorauszusehen, gestaltete sich die Wahlversammlung. Sie ward im Hause des, dem Könige Rudolf abgeneigten Prager Bischofs abgehalten, und der kärntnerische Einfluß war daher vorherrschend. Aber ungeschreckt von der Mehrzahl der Gegner, erhob der Oberlandmarschall Tobias von Bechin muthig seine Stimme für Oesterreich. Von der Gicht gepeinigt, ließ er sich in die Versammlung tragen, warnte vor der Wahl eines schwachen Fürsten, der Böhmen nicht gegen das gesammte römische Reich zu vertheidigen die Kraft haben werde, vor der Gefahr eines blutigen Krieges, wenn man dem mächtigen Hause Oesterreich Wort und Vertrag breche. Dem Herzoge Friedrich könne man ja, um die weiblichen Sprößlinge von Premysl's Stamme zu ehren, die Prinzessin Elisabeth zur Gemalin antragen; der heilige Vater werde in so dringendem Falle die nöthige Dispensation nicht versagen. — Die Gegner fielen ihm drohend in's Wort. Tobias entgegnete mit unzeitigem Spotte. Darüber gerieth der kärntnerisch gesinnte Ulrich von Lichtenburg in so unbändige Wuth, daß er, an der Seite des Bischofs, dem Redner das Schwert durch den Leib rannte. Angesteckt vom Morde war die Versammlung. Ein Neffe des Mörders, Hyneck Krusina von Lichtenburg, erschlug gleichzeitig einen Neffen des Bechiners. Die Losung zu Gewaltthat und Blutvergießen war gegeben. Wolfram, ein reicher Prager Bürger und dem Herzoge Friedrich anhänglich, flüchtete noch zu rechter Zeit vor den Dolchen der Gegenpartei in sicheren Versteck; ein anderer angesehener Bürger, Hiltmar, wurde von Niklas Tausendmark und dessen Gesellen in der Nähe der Jakobskirche auf der Altstadt umgebracht. Kein Richter und Rächer stand auf gegen solchen Frevel. Am 15. August 1307 wurde die blutige Krone dem Herzoge Heinrich von Kärnten zugesprochen.

Als der König Albrecht vernahm, daß der Kärnterherzog die Wahl angenommen, und durch Baiern bereits in Böhmen eingetroffen sey, beschloß er, schwere Vergeltung an ihm zu üben. Auf seinen Befehl mußte der Herzog Friedrich in Oesterreich und Steyermark schleunig ein Heer sammeln, und in Kärnten einfallen, um die Hausmacht des Herzogs zu ersticken, die südliche Gränze aber gegen feindliche Einfälle während des Krieges mit Böhmen zu beschützen. Gleicher Auftrag ward dem Erzbischofe Konrad von Salzburg, und er that es getreulich. Graf Friedrich von Heunburg und die steyerischen Edlen stießen mit ihren Mannen zu Ulrich von Walsee, der des Herzogs Friedrich Schaaren führte; sie rückten, mit dem Erzbischofe vereinigt, vor St. Veit und eroberten die Stadt. Die Feste Rabenstein ergab sich durch Bestechung, und wurde geschleift; auch Volkenmarkt und Klagenfurt wurden überwältigt. In Krain, das den kärntnerischen Herzogen von den österreichischen verpfändet war, fielen, auf des Königs Anstiften, die Grafen Heinrich von Görz und Mainhart von Ortenburg ein, nahmen Weichselberg, Volkenstein und Krainburg, und durften die eroberten Burgen als Pfand behalten. So verlor der Herzog Heinrich nach einander alle Lande und Besitzungen diesseits Tirols.

Den Hauptschlag aber dachte König Albrecht gegen Böhmen selbst zu führen. Mit gewaltiger Macht, über zehntausend schwere Rosse zählend, brach er über Eger in Böhmen ein, während er dem Herzoge Friedrich auftrug, von der Donau her eben dorthin vorzudringen. Der nunmehrige Böhmenkönig Heinrich, obgleich mit dem waffenkundigen Markgrafen Friedrich von Meissen, dem Sieger von Lucka, verbündet, und denselben an seiner Seite, machte sich durch keine namhafte Kriegsthat bemerkbar, und überließ die Vertheidigung des Landes bei weitem mehr dem Volke. Mit erheblichem Verluste bahnte sich das deutsche Heer den Weg durch den Saazer und Rakonitzer Kreis, wo der daselbst begüterte, heldenmüthige Plichta von Zirotin sich muthig vertheidigte; aber die Vereinigung des königlichen Heeres mit jenem des Herzogs Friedrich im Herzen des Landes wurde dennoch bewerkstelligt. Ueberall, wo die Heere erschienen, kündigten sie nach damaliger Kriegssitte, sich durch grausame Verheerungen, durch Plündern und Gewaltthaten an. Kolin setzten sie heftig zu, brachten es aber, trotz aller Anstrengung, nicht in ihre Gewalt. Von da zog der König vor das reiche und wohlbefestigte Kuttenberg, das vor drei Jahren ihm so unerschütterlich widerstanden hatte. Er hoffte diesmal

auf beſſeren Erfolg, weil er in der Stadt ſeitdem Anhang gewonnen hatte, ſo den reichen Berthold Pirkner und Andere. Auch war er im Beſitze ſtarker Angriffsmittel, und eine ſeiner Kriegsmaſchinen überſchüttete die Stadt mit einem Regen großer Kugeln, die, mit brennbarem Stoffe gefüllt, überall, wo ſie hinſchlugen, Brand und Flammen ausſtrömten. Aber wieder vertheidigte, wie damals, der kühne Heinrich von Lipa, und neben ihm der junge Johann von Wartenberg, den Platz mit unbezwingbarem Muthe, und der König ward auch diesmal des Ortes nicht Meiſter. Er hob die Belagerung auf, und einſehend, daß ſelbſt ſeine bedeutenden Streitkräfte zur Bezwingung Böhmens nicht ausreichten, dachte er nur daran, den künftigen Feldzug noch gewaltiger auszurüſten. Zu ihm floh die königliche Witwe Eliſabeth mit ihrer dreijährigen Tochter, und gelangte aus Prag, wo ſie mancherlei Unbill erfahren, ſicher nach Oeſterreich. Auch andere ſeiner dortigen Anhänger, wie die Bürger Wolfram und Peregrin Puſch, begaben ſich in ſeinen Schutz. Die Städte Königgrätz, Jaromirz, Chrudim und Politſchka, die der Königin-Witwe als Leibgedinge verpfändet waren, nahmen auf ihren Befehl ſchwäbiſche Beſatzungen für den nächſten Winter auf, und wurden dafür vom Könige Albrecht und vom Herzoge Friedrich, der ſich bereits königlicher Rechte, obſchon zur Zeit noch nicht des königlichen Titels in Böhmen bediente, mit wichtigen Privilegien begnadigt.

In Mähren bewahrte man zur Zeit noch dem Hauſe Oeſterreich die erprobte Treue, und die dortigen Stände erklärten ihre Bereitwilligkeit, dem Herzoge Friedrich die Huldigung zu leiſten, wann immer er ſie fordern möchte. Auch weigerten ſie ſich nicht, das deutſche Heer aufzunehmen, welches der König Albrecht bei ihnen zurückließ. Als ſein Statthalter blieb der vorherige ſteyeriſche Statthalter, Ulrich von Walſee, in Brünn.

Zornig, nicht mit einem Male zum Ziele gekommen zu ſeyn, führte der König Albrecht ſeine Schaaren aus Böhmen zurück. Nur die Vorſtellung, im nächſten Jahre den Feldzug mit verdoppelter Macht zu wiederholen, und dann einzubringen, was diesmal nicht zu erreichen geweſen, konnte ſeinen tiefen Unmuth beſchwichtigen. Aber anders ſollte Alles kommen. Der Zenith ſeiner Siege lag hinter ihm; ſeiner überwältigenden Kraft war in den letzten Zeiten nicht mehr Alles ſo gelungen, wie ehedem, und ſeine Sonne ſtand im Niedergange. Schon vor einigen Jahren hatte er, vom Drange der Umſtände überwunden, unfreiwillige Nachgiebigkeit gegen Böhmen und Baiern üben

müſſen; in Meiſſen und Thüringen wichen ſeine Waffen der Beharrlichkeit des ſiegesfreudigen Friedrich, des Wettiners; der blühende Jüngling Rudolf, geſchmückt mit der Krone der Premysliden, war unerwartet in die Arme des bleichen Todes geſunken, und all' den kurzen Glanz ſchien ſeine Gruft mitzuverſchlingen. Das Alles ſchien darauf hin zu deuten, daß König Albrecht's Abend nahe ſey, und er war es, obſchon in unverhoffter Weiſe.

Unter Zurüſtungen, Vorbereitungen und Entwürfen für den beabſichtigten neuen Feldzug gegen Böhmen, verbrachte der König den Winter von 1307 auf 1308 theils auf ſeinen Habsburg'ſchen Stammgütern, theils im Reiche, nicht ahnend, wie er, den Sieg in der Ferne ſuchend, das Verderben unmittelbar in ſeiner Nähe berge und pflege. Als vor 4 bis 5 Jahren der Krieg gegen Böhmen wegen der Krone Ungarns in naher Ausſicht ſtand, hatte König Albrecht den jungen Herzog Johann, Sohn ſeines im Jahre 1290 verſtorbenen jüngeren Bruders Rudolf und der Agnes von Böhmen, der ſeit dem Nürnberger Reichstage ſich bei ſeinem mütterlichen Oheim, dem Könige Wenzel II. in Prag aufhielt, von Letzterem zurückverlangt. Der Biſchof Peter von Baſel, nachmals Erzbiſchof von Mainz, führte den jungen Prinzen ſeinem väterlichen Oheim, dem Könige Albrecht, wieder zu, und Johann wuchs in der Nähe ſeines königlichen Verwandten zum Jünglinge heran, heißes Blut, unüberlegten Sinn und unwiderſtehliche Sucht, ſchleunigſt über Land und Leute zu herrſchen, frühzeitig offenbarend. Darum lag er dem Könige fortwährend an, ihn als Herrn in die Lande einzuſetzen, die ihm als Erbtheil von ſeinen Eltern zukamen. Der König verſprach ſie ihm oft, zog aber die Verwirklichung immer hinaus; aus welchen Gründen, läßt ſich nicht beſtimmen. Vielleicht mißtraute er des Jünglings heftigem Sinne, und gedachte ihn erſt noch mehr zum Manne reifen zu laſſen, ehe er das Regiment über Land und Leute in ſeine Hand legte. Vielleicht auch konnte des Königs ländergierige Neigung es nicht über ſich gewinnen, das ſchöne, wohlgerundete Habsburger Erbe in Oberſchwaben, Elſaß und Burgund zu zerſtückeln, und er hielt daher ſeines Neffen Antheil abſichtlich zurück, hoffend, ihn früher oder ſpäter durch ein noch zu eroberndes oder ſonſt zu erwerbendes Fürſtenthum für ſein Erbe zu entſchädigen. Dieſes ungerechte Vorenthalten angeerbten Beſitzes weckte des Prinzen Unzufriedenheit mit Recht. Doch würde ſein Unmuth friedlicher ausgegangen ſeyn, hätte ſeine Umgebung, zum großen Theile dem Könige feindlich geſtimmt, nicht fortwährend ihn ange-

ſtachelt und gehetzt. Schon am Prager Hofe mochte man, bei der eintretenden Spannung mit Oeſterreich, ihm oft von des Königs willkürlichem und ländergeizigem Weſen vorgeſprochen, und ihm für ſein Eigenthum, über welchem der König unmittelbar die Hand hielt, bange gemacht haben. Jetzt traten ihn noch andere Rathgeber und Ohrenbläſer an, meiſt wüſte junge Ritter und tollkühne Geſellen, denen es nur um ein Aeußerſtes und um höchſte Verwirrung zu thun war; ſelbſt der nunmehrige Erzbiſchof Peter, aus früherer Zeit her dem Prinzen befreundet, ſoll ihn gegen ſeinen Oheim angeeifert haben. Vor Allen aber zogen mehre junge reichsfreie Edelleute, wie Rudolf von der Wart, Rudolf von Palm, Walther von Eſchenbach, ihn in ihren böſen Rath. Der achtzehnjährige Herzog war leicht überredet, da der Zorn ihn ſeit lange drückte. Sie faßten den verworfenen Entſchluß, den König aus der Welt zu ſchaffen; an einem Freitage ſollte die Unthat geſchehen. Einer der Mitwiſſer verzagte an dem ſchrecklichen Wagniſſe; er offenbarte den Anſchlag ſeinem Beichtiger, und dieſer legte ihm auf, dem Könige Alles zu entdecken. Er that es am Oſtertage, den 14. April 1308. König Albrecht war nicht der Mann der Furcht; er nahm die Sache leicht, als eine bloße Jünglingsprahlerei und als leeren Schreckſchuß, um ihn zu zwingen, des Neffen Willen zu thun.

Als nun, vom Könige eingeladen, die drei geiſtlichen Kurfürſten nebſt dem Herzoge Ludwig von Baiern und den Biſchöfen von Straßburg, Speier und Konſtanz nach Schloß Habsburg kamen, bat der Herzog Johann den Erzbiſchof von Mainz und den Biſchof von Konſtanz, mit dem Könige in ſeiner Sache zu reden. Sie erfüllten ſeinen Wunſch, als der König aus der Kirche kam. Es war am 1. Mai. Der König hörte ſie huldreich an, und rief dann ſeinen Neffen, ihm mit freundlichem Tone verheißend, daß er in kurzer Zeit ihm geben werde, was ihm von ſeinem Vater rechtlich zukomme. Das war freilich dem Prinzen ſchon oft verſprochen worden, aber nie geſchehen; daher konnte es ihn wenig beruhigen, daß der König auch noch die Zuſage beifügte: er wolle, ſobald er von dem böhmiſchen Feldzuge zurückkomme, die Sache nach dem Rathe der Fürſten zu Ende bringen; wolle des Herzogs Erbtheile auch noch ſeinen Antheil an all' dem zulegen, was er, der König, gekauft, und einen Mann aus ihm machen, allen großen Fürſten gleich. Der König rief die von Mainz und Konſtanz zu Wortzeugen auf. Doch das Mißtrauen wurzelte nun einmal in der Bruſt des verblendeten

fürſtlichen Jünglings; er entfernte ſich murrend, eine blutige Drohung auf der Lippe erſtickend.

Bei'm Mittagsmahle traf man wieder zuſammen. Der König, vielleicht ſeines Unrechts bewußt, war doppelt gütig gegen den finſteren Neffen; er ſetzte ihm an der Tafel einen ſchönen grünen Kranz auf das Haupt, die Falten von ſeiner Stirn zu tilgen. Bei Tiſche war der König heiter und geſprächig, und ließ dem Neffen die beſten Biſſen zukommen; doch der mochte nichts von den Speiſen genießen. Während ſie tafelten, traf die Botſchaft ein, die Königin werde ankommen und ſey nur noch eine kurze Strecke entfernt. Auch ſie ſoll Kunde von dem Anſchlage gehabt haben und herbeigeeilt ſeyn, um ihren Herrn zu warnen.

Als die Tafel beendigt war, hielt der Herzog Johann Rath mit ſeinen Verſchworenen. Sie hatten vernommen, der König werde mit geringem Gefolge gegen Rheinfelden hin der Königin entgegenreiten. Günſtiger konnte ſich die Gelegenheit nicht finden, um das Bubenſtück auszuführen, und ſchnell war ihr Plan gefaßt. Sie eilten voraus an die Fähre der Reuß, aus welcher der Herzog Johann Alle entfernte, die dem Könige hätten beiſtehen können. Einer der Diener, dem Könige vorzüglich ergeben und deſſen Befehl vorſchützend, wollte durchaus nicht von der Fähre weichen. Da fuhr der jähzornige Johann wüthend auf ihn los, ſchlug ihn blutig, und jagte ihn hinweg. Der wundgeſchlagene Mann begegnete dann dem Könige, und erzählte ihm, was geſchehen. Der König aber beruhigte ihn, meinend, den Neffen habe der Verdruß zu ſolcher Härte getrieben. Vorſchützend, man dürfe die Fähre nicht zu ſehr überladen, drängten die Verſchworenen des Königs Diener von der Fähre weg, und ſetzten mit dem Könige, der, von ſeinen Getreuen völlig abgeſchnitten, nichts Arges ahnete, ganz allein über den Fluß. Am anderen Ufer angekommen und wieder zu Pferde geſtiegen, hielten ſie den König ſcharf in ihrer Mitte, doch ohne daß er eine Abſicht verſpürte. Eſchenbach blieb ihm zur rechten Seite, links ritt von der Wart, hinter dieſem der von Palm. Der Herzog Johann folgte ihnen. Als ſie, gemeſſenen Trabes weiter reitend, auf dem Wege nach Windiſch ein Gebüſch erreichten, wurde die Loſung gegeben. Eſchenbach fiel dem Pferde des Königs in die Zügel. Dieſer, Anfangs einen Scherz vermeinend, doch dann den Ernſt erkennend, wollte ſich zur Wehre ſetzen. Da hieb ihm Palm mit dem Schwerte in die Stirn, von der Wart quer über Geſicht und Wange. Der ſchwer

verwundete König ſchrie ſeinen Neffen an, ihm zu helfen. Der antwortete ihm durch einen Stoß mit dem Schwerte, das er ihm durch den Rücken bis zur Bruſt heraus bohrte. Dann durchſchnitt ihm Wart's verruchtes Eiſen noch den Hals zur Hälfte, und jetzt erſt ſank der ſtarke König vom Pferde. Die Mörder ließen ihn in ſeinem Blute liegen. Herzog Johann ſchwang ſich auf des Königs Roß, und Alle jagten mit ihren Knechten in wilder Haſt davon.

Des Königs gewaltige Lebenskraft rang heftig gegen den Tod, wie tief und ſchrecklich auch die Wunden waren, welche die Mörder ihm geſchlagen. Er lebte noch, als die Seinigen, nachdem auch ſie endlich über den Fluß gekommen, ihn auffanden. Doch vermochte er nur noch die Hände zum Himmel zu erheben, dann verſchied er. Alle waren durchdonnert von dem grauenhaften Ereigniſſe, Alle zermalmt ob des jammervollen Anblickes. Der Biſchof von Straßburg warf ſich laut weinend auf den königlichen Leichnam, und küßte ihn. Dietegen von Kaſtell jagte, von Schmerz und Rache entflammt, den Mördern eiligſt nach, und fing drei ihrer Knechte.

Die Leiche wurde nach Bruck gebracht, dann im Kloſter Wettingen beigeſetzt, bis ſpäter Kaiſer Heinrich VII. ihr mit jener Adolf's von Naſſau im Kaiſerdome zu Speier ihre gebührende Ruheſtätte anwies. Dort erbrachen 1689 die Franzoſen, Schätze ſuchend, ſeine Gruft, und zerſtreuten ſeine Gebeine. — Die Bewohner von Bruck und der Umgegend ſtrömten klagend herbei, die ſchauerlich entſtellte Königsleiche zu ſehen. Auch die Königin mochte in ihrem namenloſen Schmerze ſich den Anblick nicht erſparen. Sie brachte ihn nie mehr aus den Gedanken, und die Erinnerung daran entflammte ihr ſonſt ſanftes Herz zum unerſättlichſten Rachedurſte. Furchtbare Vergeltung, ganz im Geiſte der rauhen Zeit, wurde an den Mördern geübt, und auf zahlreiche Schuldloſe ausgedehnt, die den Frevlern zufällig verwandt oder befreundet waren.

So endete, im ſechzigſten Jahre ſeines Alters, ſeit ſechs und zwanzig Jahren Herzog und ſeit zehn zum römiſchen Könige erwählt, Albrecht, der Stammvater des Hauſes Oeſterreich, der Erſtgeborene des erlauchten Rudolf von Habsburg. Große Eigenſchaften gingen mit ihm zu Grabe, obwohl verdunkelt durch manchen Schatten. Zu ſiegen, zu ſchrecken, zu unterjochen hat er verſtanden, wie Keiner; aber die freie Huldigung der Liebe, den freudigen Gehorſam der Zuneigung zu erwerben, wie ſein Vater gethan, war ihm verſagt. Kalt und düſter, pflanzte er ſeinen Willen als Banner, als

unverrückbare Richtschnur, zwischen die Menschen und die Verhältnisse; selbst das Recht, das gegen diesen Willen sprach, galt ihm als Unrecht; blindes Folgeleisten war in seinen Augen alleinige Tugend. Das Unglück hat ihn nie gebeugt, und das Glück konnte ihn wohl vermögen, sich zu überheben, doch nicht ihn der Vorsicht vergessen machen. Freude empfand er selten, und auch an Anderen begriff er sie nicht, und verstand noch weniger, sie zu erwecken. Seine Moral war kurz und straff; sinnliche Einflüsse konnten sie nicht beirren, denn er war aller Genußliebe fremd, einfach, mäßig, fast ohne Bedürfnisse, weil sein stätes Sinnen und Denken ihn des Körpers beinahe vergessen ließ, und selbst der Glanz und die Pracht, womit er sich umgab, entsprangen nicht seinem Geschmacke und Sinne, sondern galten ihm nur als nöthige Attribute fürstlicher Hoheit, die sein ganzes Ziel und Streben ausmachte. Tapfer sollte der Kriegsmann, der Priester gelehrt, die Weiber züchtig seyn, und nichts Anderes; — dieses sein bekanntes Sprichwort, das er häufig im Munde führte, umschloß seine kurze, trockene Sittenlehre, die, nur dem Staatszwecke zugekehrt, jedem Stande und Geschlechte streng und enge seine Gränzen zog, Alles in eine lenkbare Maschine verwandelte, die nur von seinem Willen, als anregendem Geiste, getrieben und in vorgezeichneten Bewegungen gelenkt werden sollte. Hart war er nur im Kriege, und da war es in jenen Zeiten ein Jeder; im Uebrigen war er versöhnlich, jedem Bereuenden willfährig, großmüthig sogar gegen den Nachgebenden, den er im Trotze auf das Aeußerste verfolgt hatte. Aber er wollte auch nur Gnaden spenden; Ansprüche an ihn haßte und versagte er, selbst wenn sie gerecht und begründet waren. Er war daher unerschütterlich im Verweigern, und bekämpfte eine Forderung so lange, bis dieselbe, vor der Gewalt verstummend, sich in Schweigen oder Bitten verwandelte. Dann gewährte er sie nicht selten freiwillig, unaufgefordert. Sein Benehmen gegen Wien, dem er erhobene Rechte verweigerte, und aufgegebene zugestand, ingleichen gegen den steverischen und österreichischen Adel, beweiset dies hinlänglich. Unbeschränkt sollte sein Wille gelten, unbedingt seyn seine Gnade, unbefragt sein Widerstreben. Als Feldherr und Staatsmann steht er unübertroffen da in seiner Zeit. Kriegskundig, scharfsichtig, unerschrocken, Alles überflügelnd durch die Kühnheit seiner Entschlüsse und die Schnelligkeit seines Handelns, pflegte er allen Entwürfen seiner Gegner zuvorzukommen, ihre Einigung zu verhüten, oder, wenn sie geschehen, wieder zu trennen und die Vereinzelten

nach einander zu beſiegen. Seine Politik war ſtets groß und bewundernswürdig, weil ſein Stolz ihn Liſten gewöhnlicher Art verſchmähen hieß und von kleinlichen Mitteln ihn fern hielt. Klugheit ſchloß er von ſeiner Staatskunſt nicht aus; doch eigentliche Verſtellung hielt er unter ſeiner Würde; ſeine Kraft und Feſtigkeit erſetzte hinlänglich die Wege, die er ſich dadurch etwa abſchnitt. So triumphirte er über alle ſeine zahlreichen Feinde und Neider, machte Oeſterreich ſtark und gefürchtet, und gab dem königlichen Throne Deutſchlands, den unter ſeinem Vater mehr die Liebe und die Ehrfurcht beſchützt hatten, als die wirkliche Macht, durch ſeine Kraft und den Schrecken ſeiner Siege neue, dauernde Unterlagen.

Zweites Buch.

Oeſterreich unter den Söhnen König Albrecht's I. bis zum Tode Friedrich's des Schönen, von 1308 bis 1330.

Ein eiſiger Schrecken durchzuckte das ganze Reich, als die ſchauerliche Kunde ſich verbreitete: König Albrecht habe ſein Leben verhaucht unter der Mörderhand ſeines Verwandten, ſeines leiblichen Neffen, und alles Blut ſchien auf einen Moment ſtill zu ſtehen im Herzen Deutſchlands. Doch war es größtentheils auch nur die That und die Art, welche erſchütterte und entſetzte; den Vorfall ſelbſt ſahen die Meiſten mit Gleichgiltigkeit, Manche ſogar mit ſchlecht verhehlter Freude an. War doch nun mit einem Male der ſtarke und ſtrenge König beſeitigt, der keine Willkür neben ſich geduldet, und mit gewaltigem Arme dem Rechte, oder dem, was er für Recht gehalten, Geltung verſchafft hatte. Den Ständen, Fürſten und Mächtigen im Reiche war mit ſolch' einem Gebieter nimmer gedient geweſen; ſie wollten nur ein ſchwaches Scepter über ſich ſehen, und einen römiſchen Thron blos dem Namen nach, nicht in der Wirklichkeit. Darum war die Kunde von König Albrecht's Tode ihnen erwünſcht; ſie ließen ſein Blut über ſeine Mörder kommen, und brachen mit vermeintlich „reiner Hand" die Frucht fremder Unthat. Andere, die dem Könige perſönlich feind geweſen, — und deren gab es nicht Wenige, denn *ſein* durchgreifender Wille hatte manche Rückſicht verletzt, ja wohl auch

manches Recht gekränkt — betrachteten seinen blutigen Untergang vielleicht sogar als ein Gottesgericht, besonders Jene, die vordem auf der Seite des Nassauers gestanden, und es Albrecht nimmer vergaßen, daß er an Adolf's königlichem Haupte sich vergriffen, den erwählten Herrn des Reiches getödtet habe. Nur die geringeren Edlen, die Bürger und die Städte, denen König Albrecht ein gnädiger Gebieter gewesen, die er so oft in Schutz genommen gegen den Uebermuth der Großen, und die ihm sicheren Verkehr, erleichterte Abgaben verdankten, beklagten ihn aufrichtig, und hielten sein Andenken werth. — Mit wildem Ungestüm aber warf sich der Schmerz auf des Ermordeten zahlreiche Familie. Als Gatte wie als Vater war König Albrecht Allen ein Muster der Tugend und der Liebe gewesen; treu und zärtlich gegen seine Gemalin, sorgsam gegen seine Kinder, rastlos bemüht für den Vortheil der Seinigen und seines Hauses wachsende Größe. Fünf Söhne: Friedrich, Leopold, Albrecht, Heinrich und Otto, und eben so viele Töchter: Anna, Agnes, Elisabeth, Gutha und Katharina, überlebten ihn, und waren, nebst seiner Witwe Elisabeth, bestimmt, Zeugen seines blutigen Endes zu seyn.

Ueber Oesterreich war, seit der frühzeitig heimgegangene Rudolf die Krone von Böhmen gewonnen hatte, als Herzog der älteste von König Albrecht's lebenden Söhnen gesetzt: Friedrich, wegen seiner anmuthigen Gestalt und seiner edlen Züge der Schöne zugenannt, damals ungefähr zwei und zwanzig Jahre alt, ein sanfter, herzgewinnender Jüngling, milden Herzens, unerschrocken und standhaft, doch ohne die Kraft und Kriegskunst seines Vaters. Als ihm, am neunten Tage nach der That, in Wien die Nachricht zukam von dem kläglichen Tode seines Vaters, da ermannte er sich in seinem tiefen Schmerze, und beschloß, des Vaters Schatten dadurch zu sühnen, daß er dessen Plane, die nun der Tod durchkreuzt, kräftig weiterführe. Namentlich in Böhmen sollte keiner der erworbenen und verbrieften Ansprüche aufgegeben werden. Er ließ eiligst die Besatzungen, welche seit dem letzten Feldzuge noch in mehren Orten Böhmens und Mährens zurückgeblieben waren, verstärken und ihnen alles Nöthige zugehen, und schloß, um sich besser gegen die Einfälle der, für die kärntnerische Partei gewonnenen Güssinger Grafen zu schützen, ein Bündniß mit dem mächtigen und streitbaren Grafen Mathias von Trentsin. Er bedurfte fremder Hilfe um so mehr, als er, durch Zusammenhäufung aller Streitkräfte für Böhmen, Steyermark beinahe ganz blos gegeben hatte.

Indeſſen hatte der nunmehrige König Heinrich von Böhmen, durch Schwäche und Unthätigkeit ſich in ſeinem Reiche ſchon dergeſtalt unbeliebt gemacht, daß er gegen äußere Feinde nur ſchwer aufgekommen wäre. Er verabredete daher mit ſeinem Gegner, dem Herzoge Friedrich, dem anderweite Unternehmungen die Ruhe nach dieſer Seite ebenfalls wünſchenswerth machten, und welchen die Unſicherheit eines erzwungenen Thrones abſchreckte, einen vorläufigen Frieden, in deſſen Folge die ſchwäbiſchen Beſatzungen aus Böhmen zurückgezogen wurden. Später kamen die beiden Fürſten in Znaim perſönlich zuſammen, und die Friedensurkunde wurde ſchon am 14. Auguſt 1308 giltig vollzogen. Der Herzog Friedrich leiſtete, gegen eine Entſchädigung von 45,000 Mark Silbers, ewigen Verzicht auf jeden Anſpruch auf Böhmen und Mähren, und machte ſich verbindlich, dem Könige Heinrich alle Städte und Burgen, die er in deſſen Landen an ſich gebracht hatte, zurückzuſtellen. Die genannte Summe ſollte ihm binnen zwei Jahren ausgezahlt, bis dahin aber die Städte und Herrſchaften Znaim, Iglau, Eichhorn, Eibenſchütz, Koſtel und Pohrlitz in Mähren, St. Veit, Volkenmarkt und Klagenfurt in Kärnten, ihm pfandweiſe überlaſſen werden. Die Königin-Witwe Eliſabeth ſollte aber wieder in den vollen Genuß ihres Witthums kommen, allen Anhängern Oeſterreich's in Böhmen und in Mähren vollſtändige Verzeihung für ihr Benehmen zu Theil werden. Indeß bezog ſich dieſer Friede nur auf Böhmen; denn von Kärnten aus währten, vielleicht durch die dortigen jüngeren Herzoge angeſchürt, die Feindſeligkeiten gegen Oeſterreich fort, und ſelbſt bei einer im März 1309 zwiſchen dem Herzoge Friedrich und dem Kärntnerherzoge Otto veranſtalteten Zuſammenkunft zu Villach vermochte man, trotz dreizehntägiger Verhandlungen, ſich nicht zu einigen.

Zwei Sprößlinge Habsburg's hatten nun nach einander die deutſche Krone getragen. Der Herzog Friedrich, an Macht ſeinem Vater gleich, rang demſelben hohen Ziele nach. Ob er ſogleich nach dem Tode ſeines Vaters ſich offen um dieſe Krone beworben, iſt nicht zu erweiſen; wohl aber befand ſich ſein Nahme unter Denjenigen, welche von den brandenburgiſchen Wahlgeſandten, in Uebereinſtimmung mit den Kurfürſten von Sachſen und von der Pfalz, als würdige Kronbewerber empfohlen wurden. Aber bei den Anderen hatte Habsburg's Glück längſt ſchon Neid, ſeine Macht Beſorgniß erregt, und dies entzog dem Herzoge die übrigen Stimmen. Der Kurfürſt Balduin von Trier bot alle Mittel auf, ſeinem Bruder, dem Grafen Heinrich von

Luxemburg, die Krone zu verschaffen. Ihn unterstützte eifrig der Kurfürst Peter von Mainz. Es kostete Schwierigkeiten, den Plan durchzusetzen; aber am 27. November 1308 wurde Graf Heinrich zu Frankfurt einstimmig gewählt, und am 9. Januar 1309 zu Aachen gekrönt. Heinrich's Hausmacht war gering, und die Zugeständnisse, mit denen er die Wahl erkaufen mußte, drohten sonach wieder, auf Deutschland's Rechnung erfüllt zu werden; aber er besaß edle und königliche Eigenschaften, die ihn des Thrones werth machten. Seine Erwählung beschleunigten hauptsächlich die Absichten des Königs Philipp von Frankreich auf den deutschen Thron, die der zu Avignon beinahe in französischer Gewalt gehaltene Papst Clemens V. um jeden Preis zu vereiteln strebte, und daher den Wahlfürsten die schnelle Ernennung des Grafen Heinrich zur dringendsten Pflicht machte.

Als am 25. Oktober 1308 die brandenburgischen Wahlgesandten, wie gemeldet, die würdigsten Bewerber verzeichnet hatten, war es mit dem Beisatze geschehen: daß der künftige römische König verpflichtet seyn solle, die Vorgeschlagenen und nicht Gewählten alsbald in allen ihren früheren Verleihungen zu bestätigen. Namentlich war von ihnen dem Herzoge Friedrich von Oesterreich und dessen Brüdern feierlich verheißen worden, daß der neue König sie mit den Ländern und Gütern, die sie bei Lebzeiten ihres Vaters besessen, belehnen und sie im ruhigen Besitze derselben schützen und vertheidigen werde. Dieser Verpflichtung entsprach König Heinrich VII. schon am dritten Tage nach seiner Erwählung, den 30. November 1308, vorläufig dadurch, daß er dem Herzoge Friedrich und dessen Brüdern urkundlich die Verleihung aller Lehen und Rechte verhieß, die sie und ihre Voreltern zu den Zeiten der Könige Rudolf, Adolf und Albrecht besessen; würde Jemand sie in ihren Gütern und Gerechtsamen zu verletzen wagen, so sollten sie mit Zuversicht auf den königlichen Schutz und Beistand rechnen dürfen. Weil diese Urkunde, in Ermanglung des königlichen, nur das luxemburgische Siegel hatte, so wurde sie am 13. Januar des folgenden Jahres durch eine zweite Urkunde desselben Inhalts abgelöset, welche mit dem neu angefertigten Majestätssiegel des Königs Heinrich vollzogen war. Doch war dies noch immer keine eigentliche Belehnung, welche der Herzog wahrscheinlich sofort eingeholt haben würde, hätten nicht vorher andere Dinge geschlichtet werden müssen.

Der Herzog brach in die Rheingegenden auf, wo seine Gegenwart aus mehrfachen Gründen erforderlich war. Die baierischen Herzoge, mit ihm noch

immer in Feindschaft, weigerten ihm den Durchzug durch ihr Gebiet; doch der Erzbischof von Salzburg beförderte ihn glücklich nach Schwaben. Während seiner Abwesenheit übertrug er die Verwaltung Oesterreich's dem Dietrich von Pilichdorf, jene von Steyermark dem Ulrich von Walsee. Als er in Schwaben eintraf, fand er seine Mutter und seinen Bruder Leopold in dem finsteren Geschäfte der Verfolgung der Mörder König Albrecht's und ihrer Angehörigen. Die Blutrache, ganz im wilden Sinne jener Zeit ausgeübt, zog ihren tödtlichen Kreis auch um Diejenigen, die, schuldlos an der That, zu den Thätern in Verwandtschaft, Freundschaft oder Dienstbeziehung standen. Albrecht's Witwe, die sonst sanfte und versöhnliche Elisabeth, verläugnete dabei völlig ihre Natur; unersättlich im Blute, hetzte sie ihre Söhne von Mord zu Mord, von Grausamkeit zu Grausamkeit; ihr däuchte kein Sühnopfer hinreichend genug, den Schatten des ermordeten Gemals zu befriedigen, seine Todesqual aufzuwiegen. Die Schlösser Palm, Eschenbach und Wart wurden von dem kriegerischen Herzoge Leopold erobert und geschleift; die Palm'sche Burg Farwangen zur Uebergabe gebracht; die Eschenbach'sche Feste, Maschenranden, und die Palm'sche, Altbüren, erstürmt, die Wart'sche, Mültberg, geschleift, und alles Lebende darin erwürgt. Bereichern wollten sich die Rächer dabei nicht; sie behielten von dem Eroberten nichts weiter für sich, als was sie als zuständiges Lehen einziehen, oder als Landgrafen im Aargau mit Fug ansprechen durften. Die Mörder waren zuerst auf Schloß Frohburg geflohen. Als der Besitzer desselben, der Graf von Nidau, sich ihrer bemächtigen wollte, flohen sie weiter, und trennten sich auf der Flucht von einander. Von der Wart verweilte eine Zeitlang im Schlosse Falkenstein; dann trieben ihn Gewissensbisse fort auf den Weg nach Rom, dem heiligen Vater seine Schuld zu beichten. Aber in Ile ward er von einem Spielmanne aus Veringen erkannt; der Herr der Stadt, Theobald von Blamont, ließ ihn festnehmen und an den Herzog Leopold ausliefern. Anfangs läugnete er die That; dann sagte er: er habe keinen König zu tödten vermeint, sondern einen Frevler, der selbst einen König umgebracht. Der Herzog ließ ihn, nebst seinem Diener, bei Ensisheim auf das Rad flechten. In dieser Lage, mit zerquetschten Gliedern, lebte er noch drei volle Tage. Seine Gattin brachte diese ganze Zeit unter seinem Rade zu, für ihn betend und in seiner Qual ihn tröstend. Ueber den Ausgang des Herzogs Johann (früher der Herzog „ohne Land," seit der Blutthat aber insgemein

Parricida, d. i. Vater- oder Verwandtenmörder, genannt) lauten die Nachrichten verworren und widersprechend. Wahrscheinlich starb er um 1313, also in jungen Jahren, in einem Kloster zu Pisa.

Herzog Friedrich mußte, als er in Schwaben bei den Seinigen eintraf, Theil an der schrecklichen Jagd nehmen. Gemeinschaftlich mit Leopold bemächtigte er sich des Eschenbach'schen Schlosses Schnabelburg bei Zürich. Achtzehn Männer fielen dort in die Hände der Sieger. Einige Edle, die mit den Herzogen gekommen waren, baten, der unschuldigen Opfer zu schonen. Der menschlich gesinnte Friedrich war dazu geneigt. Da trat ihm seine Mutter mit zornigem Vorwurfe entgegen. „Hättest du," sprach sie mit eiserner Unversöhnlichkeit, „die Leiche deines Vaters gesehen, wie sie so schauerlich entstellt war, du würdest nicht so gelinde zu Werke gehen." Sie ruhte nicht, bis das Blut der achtzehn Männer floß; denn die Blutrache wurde in unchristlicher Glaubensverwirrrng einer religiösen Pflicht gleichgeachtet, und Etwas davon nachzulassen, galt für frevelnde Sünde. Noch viele andere Burgen und Orte wurden genommen.

Ein Punkt politischer Art durfte bei dem blinden Rachewerke doch nicht aus den Augen gelassen werden: man mußte dahin streben, daß das vertriebenen und verfehmten Parricida Erbschaft nicht vom Reiche eingezogen werde, sondern an seine Vettern komme. Denn im ersteren Falle würden nicht allein die Schiedsrichter einen beträchtlichen Theil der schwäbischen Erbgüter als zu dem Antheile Johann's gehörig erklärt haben, sondern sie hätten auch eine neue Schätzung oder Bestimmung der vom Könige Rudolf festgesetzten Entschädigungssumme, so wie der bisherigen Zinsen, beantragen können.

Ungeachtet der Rauhheit der Sitten wurde die blutdürstige Art, mit welcher man Albrecht's Tod rächte, doch wohl nicht von Allen gutgeheißen; auch machten die schnellen Siege, die von den Habsburgern bei Verfolgung ihres Rachewerkes erkämpft wurden, neue Besorgnisse vor Oesterreich's Macht und überwältigender Kraft rege, und diese erschwerten Friedrich's Stellung. Einer der achtzehn Gefangenen von Schnabelburg hatte vor seiner Hinrichtung auf den Erzbischof Peter von Mainz ausgesagt, als habe hauptsächlich dieser den Herzog Johann zu dem Morde angestachelt. Der Erzbischof erfuhr davon, und Habsburg's Rache fürchtend, suchte er nicht nur um so dringender den Schutz des Königs, sondern brachte Letzteren auch dahin,

daß derselbe die den Herzogen Oesterreich's zugesagte Belehnung nicht in Schwaben, weil selbige daselbst zu mächtig waren, vornahm, sondern auf den September nach Speier vertagte. Außerhalb Schwabens hielt er sich für unabhängiger, daher auch für besser geeignet, Bedingungen an die Belehnung zu knüpfen. Auch zögerte der König noch immer, als oberster Richter selbst das Urtheil gegen König Albrecht's Mörder zu sprechen, obschon er den Rachezug der Söhne nicht hinderte; ein trauriges Beispiel von der mangelhaften Beobachtung des Landfriedens und der im Reiche noch immer zügellos schaltenden Selbsthilfe. Auf solche Weise suchte der König die mächtigen Habsburger zu Anerkennung seiner Oberhoheit zu bringen, ihre kühne Ungeduld hinzuhalten, und sie auf Einschränkungen gefaßt zu machen, die sie im September erfahren sollten. Aber schon früher noch that er einen Schritt, der dem Hause Habsburg in seinen Stammgütern eine Wunde versetzen sollte. Er bestätigte nämlich durch drei, am 3. Juni 1309 zu Konstanz ausgestellte Urkunden die von seinen, gegen Oesterreich ungünstig gesinnten, königlichen Vorfahren der Gesammtheit der Leute in Unterwalden verliehenen Freiheiten auf so lange, als sie in seinen und des Reiches Diensten treu verharren würden, und stellte sie und die des Thales von Uri bis auf Widerruf unmittelbar unter des Königs Gericht. Durch solchen Machtspruch löste er ohne den Rath der Fürsten die landgräfliche Gewalt in jenen Gegenden auf, setzte einen eigenen Landvoigt ein, entzog dem österreichisch-habsburgischen Hause ein angestammtes Recht, und weckte demselben mitten in seinem Allode einen Widerstand, der zwar damals, wegen der bald darauf erfolgten Versöhnung des Königs mit den Herzogen von Oesterreich, noch zu keinem Ausbruche gedieh, aber später, da dies dennoch geschah, sich auf jene königlichen Urkunden ausdrücklich stützte. Besorgnisse und Zuflüsterungen hatten den sonst gerechten König gegen Oesterreich eingenommen, und ihn zu feindseligen Schritten gegen dieses Haus verleitet.

Die Herzoge mußten für den Augenblick durch Verträge und Bewilligungen den üblen Folgen vorbeugen, welche aus jenem königlichen Verfahren in Schwaben für sie hätten hervorgehen können. Dann zogen sie wegen der verhofften Belehnung mit großem Glanze und zahlreichem, prachtvoll gekleidetem Gefolge nach Speier, wo sie Aller Blicke auf sich lenkten. Der König, gegen dessen einfachen und beschränkten Hofhalt solche Pracht gewaltig abstach, fand wenig Gefallen daran; auch stößte ihm die zahlreiche

Begleitung, mit welcher sie auftraten, neues Mißtrauen ein. Er ließ ihnen eine Erklärung darüber abfordern. Sie entschuldigten sich mit der Anwesenheit mancher Mächtigen, die Schuld an ihres Vaters Tode gehabt; auch gedächten sie, die Leiche ihres Vaters mit gebührender Feierlichkeit zur Kaisergruft zu geleiten.

Gegen solche Gründe vermochte der König nichts vorzubringen. Er gestattete die geziemende Beisetzung der Leiche König Albrecht's im Dome zu Speier. Doch gleichzeitig gestattete er, auf Fürbitten der Nassauer Grafen, auch die Beisetzung des Königs Adolf daselbst, und strafte dadurch König Albrecht's Ausspruch Lügen, welcher der Leiche Adolf's das Begräbniß unter den Kaisern so hartnäckig verweigert hatte. Die beiden erschlagenen Könige, im Leben blutige Feinde, wurden gemeinsam und neben einander bestattet. König Heinrich selbst geleitete sie zur Gruft; auch die beiden Königswittwen gingen mit, wehklagend und weinend, und König Heinrich's Gattin folgte dem Zuge, zu Gott betend, daß er sie vor ähnlichem Jammer bewahren wolle.

Den Herzogen Friedrich und Leopold riethen einige Wohlmeinende, den größeren Theil ihres Gefolges zu entlassen, weil der König solches mit ungnädigem Auge angesehen. Sie thaten es, und wiederholten dann ihre Bitte um die Belehnung und um angemessenen Urtheilsspruch hinsichtlich der Erbschaft der Mörder ihres Vaters. Aber noch immer erhob der König Schwierigkeiten, wahrscheinlich um dadurch den Werth seiner Gunst zu erhöhen, und die Herzoge zu Gegenbewilligungen zu drängen. Jene Erbschaft, entgegnete er, sey dem Reiche anheimgefallen; über Dasjenige aber, so König Albrecht durch Kauf, häufig auch durch Gewalt an sein Haus gebracht, sey noch Manches zu überlegen und zu schlichten. Da brach der Herzog Friedrich die Unterhandlungen ab, zum Aeußersten entschlossen und daher auch seine schleunige Abreise vorbereitend. Einige Räthe des Königs Heinrich hatten die Aeußerung fallen lassen: Oesterreich sey ein den deutschen Königen gefährliches Land, um dessentwillen schon fünf Könige um ihr Leben gekommen. „Nun denn, so könnte Heinrich leicht der sechste werden," antwortete Friedrich gereizt, warf sich auf sein Roß, und sprengte dem Thore zu, um Speier zu verlassen. Aber ehe er noch aus der Stadt heraus war, begegneten ihm der Bischof von Straßburg und der Pfalzgraf Rudolf mit mehren anderen Herren. Sie redeten voll edler Mäßigung dem Herzoge so lange zu, bis

derselbe mit ihnen umkehrte. Dann sprachen sie mit gleicher Beredsamkeit auch bei dem Könige zum Frieden. Durch ihre Vermittelung kam am 17. September 1309 eine vollkommene Einigung zu Stande.

Dem zufolge belehnte der König Heinrich die hinterlassenen Söhne König Albrecht's mit Oesterreich, Steyer, Krain, der Mark und Portenau, wie auch mit den Besitzungen in Schwaben und Elsaß, und stellte ihnen hierüber eine förmliche Belehnungsurkunde aus. Die Uebereinkunft zwischen dem Könige und den Herzogen von Oesterreich lautete dahin: Ersterer versprach den Letztgenannten dreißigtausend Mark Silber, sechs und fünfzig Prager Groschen auf die Mark gerechnet; dagegen verpflichteten sie sich, auf eigene Kosten ihm behiflich zu seyn, das Königreich Böhmen für seinen Sohn Johann zu erwerben, falls sie drei Monate früher zu dem Zuge dahin aufgefordert würden und kein unübersteigliches Hinderniß in den Weg trete. Dann verbanden sich die Herzoge, dem Könige zwanzigtausend Mark Silber von erwähntem Gehalte baar in bestimmten Terminen zu leihen. Der König Heinrich versetzte ihnen dafür die Markgrafschaft Mähren mit allen ihren Einkünften und Gerechtsamen auf so lange, bis entweder er selbst, oder seine königlichen Nachfolger sie für die gesammten fünfzigtausend Mark bezahlt haben würden, und zwar, ohne die aus der Markgrafschaft Mähren bezogenen Vortheile davon in Abzug zu bringen. Noch machten sich die Herzoge anheischig, dem Könige nach vorausgegangener dreimonatlicher Ansage zweihundert schwer bewaffnete Reiter wider Thüringen zu schicken, und einen ganzen Sommer aus eigenen Mitteln zu erhalten. Zöge der König in Person gegen Thüringen, so sey auch der Herzog Friedrich verbunden, dem Feldzuge beizuwohnen. Endlich gelobten die Herzoge, dem Könige zum Zuge nach Italien hundert schwer bewaffnete Reiter und hundert berittene Armbrustschützen zu senden, unter Anführung eines der herzoglichen Brüder.

Man ersah daraus, daß der König die Belehnung der Herzoge nur darum hinausgeschoben und Schwierigkeiten gemacht hatte, um sich ihrer Hilfe gegen Böhmen zu versichern, wo die Unzufriedenheit mit dem neuen Könige, Heinrich von Kärnten, mit jedem Tage zunahm. Er wollte dadurch die Herzoge von Oesterreich dahin bringen, sich aller eigenen Entwürfe auf Böhmen, in welchem Lande sie noch immer großen Anhang hatten, zu entschlagen, und, indem er dieses Reich seinem Sohne Johann zuwendete, die bis dahin geringe Macht des Hauses Luxemburg erhöhen. Der römische König

war nicht wenig erfreut, daß die Herzoge Oesterreich's seinen Wünschen bereitwillig entgegen kamen, und kaum war daher jene Einigung geschlossen, so ließ er, im schnellen Gegensatze zu seiner vorherigen Ungunst, sofort Gnadenbezeigungen auf Gnadenbezeigungen folgen. Mehre ganz gleichzeitig ausgestellte Urkunden bezeugten diese seine vollkommene Sinnesänderung. Er erklärte, daß er die Herzoge von Oesterreich wegen ihrer ungetrübten Treue, ihrer dem Reichsoberhaupte von jeher erwiesenen und künftig noch zu erweisenden Dienste, sammt ihren Unterthanen in seinen besonderen Schutz genommen habe, und sie gegen Jedweden schützen und vertheidigen werde, der ihre Gerechtsamen anzutasten wage. Und obschon auf Majestätsverbrechen die Einziehung aller Güter gesetzt war, und der König also das Recht gehabt hätte, auch das Erbtheil des Herzogs Johann an das Reich zurück zu bringen, so that er doch, in Folge eines besonderen Vertrags, darauf Verzicht, und verlieh diese Güter den Herzogen von Oesterreich, stellte auch hierüber eine förmliche Urkunde aus. Zugleich sprach der König am 18. September sein Strafurtheil gegen die Mörder König Albrecht's und deren Theilhaber. Es wurden ihnen Ehre und Recht genommen, ihre Lehen sollten dem Lehenherrn verfallen, ihre Weiber als Witwen, ihre Kinder als Waisen gelten. Sie wurden ihren Freunden entnommen, und ihren Feinden übergeben. Ihre Güter, als dem Reiche oder dem Lehenherrn verfallen, sollten nicht verkauft, nicht versetzt, noch als Lehen ertheilt werden dürfen, Niemand die Frevler beherbergen, bei Androhung gleicher Strafe. Auch diesen Urtheilspruch des Königs bekräftigte eine besondere Urkunde.

Wohl hatte der Herzog Friedrich bei dieser Einigung sich seiner Ansprüche auf das herrliche Böhmen begeben. Aber wie viel Blut und Gold, Streit und Sorge würde es ihm gekostet haben, in diesem, dazumal von Parteien zerrissenen Lande sich zum Thron hinauf zu kämpfen, und wäre wirklich derselbe errungen worden, so blieb er noch immer gefährdet durch die Factionen von innen, durch Eifersucht und Nebenbuhlerschaft von außen. Jetzt war der Herzog dieser Sorgen und bedenklichen Ansprüche ledig, und hatte, nebst der Freundschaft eines vorher grollenden Reichsoberhauptes, mancherlei Vortheile dafür eingetauscht. Die Habsburg'schen Stammgüter, denen Zerstückelung gedroht hatte, waren wieder unzertheilt und unverkürzt für sein Haus gewonnen, eine große Summe ihm in Aussicht gestellt und durch Verpfändung Mähren's gesichert. Er hatte eine glänzende, aber

gefahrvolle und zweifelhafte Aussicht hingegeben für sichere und unbestrittene, ruhige Vortheile.

Die der Einigung vorangegangene ernste und bedrohliche Spannung zwischen dem Reichsoberhaupte und den Herzogen von Oesterreich war zu offenkundig gewesen, als daß sie hätte verborgen bleiben können. Ueber ganz Deutschland verbreitete sich die Kunde davon, und überall vergrößerte, wie üblich, das Gerücht daran. Selbst in Wien raunte man sich zu, daß Oesterreich und Steyermark vielleicht bald einen neuen Landesherrn zu sehen bekommen würden, weil der König eifrig damit umgehe, die ihm gefährlich däuchende Macht der Habsburger zu brechen, und sie aus den österreichischen Landen zu verdrängen. Mehren unruhigen und mißvergnügten Ministerialen, die noch von Albrecht her ihren Unmuth nicht bemeistern konnten, und deren Unzufriedenheit von Baiern eifrig genährt wurde, war solche Aussicht willkommen. Um zu erforschen, wie viel an dem Gerüchte wahr sey, schickten sie einen Späher nach Speier. Der war Zeuge der höchsten Spannung: er sah den Herzog Friedrich zornglühend zu Pferde steigen, um nach Oesterreich zurückzukehren, und mit den Waffen in der Hand die vorenthaltenen Lehen zu erzwingen. Da wartete der Späher in unzeitiger Freude den weiteren friedlichen Verlauf der Dinge nicht ab, sondern ritt schleunigst nach Oesterreich zurück, um die Nachricht dahin zu bringen: der König und der Herzog hätten unabänderlich mit einander gebrochen.

Den Herzog sohin ohne alle Hilfe des Reiches, ja mit demselben im Streite wähnend, erhob der österreichische Adel das Banner des Aufruhres. Wenige der Edlen blieben dem Herzoge getreu; nur Heinrich von Stubenberg und der Burggraf von Görs werden als solche genannt, die in ihrer Pflicht beharrten. Mit Brand und Plünderung wurde der Aufstand begonnen; die von Pottendorf und Zelking standen an der Spitze. Hadmar von Falkenberg und Ortlieb von Kranichberg überfielen die Mönche von Gloggnitz, und verjagten sie. Anfangs verbreitete der rebellische Kampf, der unter baierischem Banner eröffnet wurde, sich nur über das platte Land, und blieb gegen landesfürstliche Schlösser und Anhänger des Herzogs gerichtet. Bald suchte man aber auch die Hauptstadt für den Aufstand zu gewinnen. Einen namhaften Anhang hatten die Aufrührer sich in Wien verschafft; die Einverstandenen erhielten gleichfalls baierische Kriegsfahnen, um ihre Genossen an diesen Feldzeichen zu erkennen, und sich mit ihnen zu vereinigen. Die Seele

dieſer Umtriebe in der Stadt war Meiſter Perchtold; mit ihm war verabredet, er ſolle am frühen Morgen die Stadtthore öffnen, und fünfhundert Reiter der Verſchworenen in möglichſter Stille einlaſſen, um ſich der Burg und der darin wohnenden zwei jungen Herzoge zu bemächtigen. Zum Glück erfuhr der herzogliche Huebmeiſter, Graf Zelm, noch zu rechter Zeit von dem Anſchlage. Sofort berief er zu ſich ſeine Freunde und alle verläßlichen Anhänger des Herzogs, ſie mit einem Eide verbindend, für den Landesherrn und die gute Sache Gut und Leben zu wagen. Schnell beſetzten dieſelben die Wachtthürme und die Stadtmauern ſammt den Thoren; auch die Kirchthürme wurden beſetzt, um den Aufrührern das Sturmläuten zu verbieten. Die beiden herzoglichen Kinder nahm der Huebmeiſter in ſein eigenes Haus, um perſönlich über ihre Sicherheit zu wachen. Als Perchtold den Anſchlag verrathen ſah, heuchelte er Anfangs gute Geſinnung, und da man ihm nicht glaubte, ergriff er die Flucht; ſeine Verwandten und Freunde wurden von dem Volke verjagt, das in ſeinem Eifer ſchrecklich tobte, gegen Schuldige und Unſchuldige wüthete, und mit Mühe beſänftigt wurde. Als nun die Verſchworenen ſich von außen dem Thore näherten, um die Stadt zu überrumpeln, fanden ſie dieſelbe wohl verwahrt und auf allen Poſten vertheidigt. Da zogen ſie ſich zurück, und verheerten in ihrem Grimme das Gebiet der Stadt und das Eigenthum der Bürger.

Als der Landeshauptmann von Steyermark, der muthige und getreue Ulrich von Walſee, von dieſen Vorgängen in Oeſterreich Kunde erhielt, ſetzte er ſich mit dem Erzbiſchofe Konrad von Salzburg in's Einvernehmen, und bot die ſteyeriſchen Landesedlen auf, die Sache der Herzoge zu verfechten und die Aufrührer zur Ruhe zu zwingen. Alle folgten ſeinem Aufrufe; ſie beſchloſſen, bis zur Ankunft der Landesherren dem Erzbiſchofe von Salzburg zu gehorchen; Ulrich von Walſee ſollte mit aller Macht auf Oeſterreich rücken, um den Aufruhr zu erſticken. Der Erzbiſchof erhielt mittlerweile beruhigende Briefe, welche ihm meldeten, wie der römiſche König und der Herzog Friedrich ſich geeinigt hätten, und ganz Eines Sinnes wären. Dieſe Nachricht ließ er ſchleunigſt im ganzen Lande verbreiten; ſie hob den Muth der Pflichtgetreuen, und ſchlug den der Verſchworenen danieder. Ulrich von Walſee mit ſeinen Steyerern zog, überall ſiegreich, über den Hartberg nach Neuſtadt, verheerte die Güter des abtrünnigen Pottendorfers zu Kirchſchlag und Ebenfurt, und verkündigte durch den aufſteigenden Rauch der von ihm

niedergebrannten Schlösser und Höfe den ängstlich harrenden Wienern ihre nahe Befreiung. Auch des Zelkingers Schlösser wurden mit stürmender Hand genommen, die übrigen Aufrührer schnell nach einander unterworfen, und binnen kurzer Zeit das ganze Land wieder beruhigt.

Als der Herzog von Speier zurück kam, fand er die Ordnung in Oesterreich durchaus wieder hergestellt. Doch war der sonst so sanfte Fürst ob der erfahrenen Untreue so heftig erzürnt, daß er furchtbares Gericht über die Schuldigen verhing. Strafen unmenschlicher Art klagten die gräuliche Gerechtigkeitspflege ihres Zeitalters an. Am schrecklichsten empfanden solches diejenigen Bürger Wien's, die bei dem Aufstande thätig gewesen waren. Der Johann Stadlauer, ein reicher und angesehener Bürger, wurde an den Schweif eines Pferdes gebunden, durch die Stadt geschleift, und zuletzt seine Glieder durch das Rad zermalmt. Zwei Anderen wurden die Augen ausgestochen und die Zungen ausgeschnitten! Der damaligen Sitte gemäß, wurden nur die Geringen und Unadeligen so barbarisch gezüchtigt; mit den adeligen Landherren, von denen doch der ganze Aufstand ausgegangen, verfuhr der Herzog ungleich glimpflicher, schon darum, weil zu große Härte sie zu neuem Aufruhre hätte anreizen können. Einige wanderten in die Verbannung; die Meisten brauchten blos einen Theil ihrer Burgen zu übergeben, einen neuen Eid der Treue zu schwören, und gingen straflos aus. Die Treugebliebenen wurden vom Herzoge reichlich belohnt und geehrt; vor Allen Ulrich von Walsee und der eben so anhängliche als thatkräftige Abt Ulrich von Melk, der während des inneren Krieges seinen Klosterberg mit Bewaffneten besetzt und tapfer gegen die Aufrührer geschützt hatte.

Von Niemand war der Aufstand in Oesterreich geflissentlicher unterstützt worden, als von dem Herzoge Otto von Baiern, der, eingedenk der Verfolgungen, die er durch den König Albrecht um der ungarischen Krone willen hatte erfahren müssen, seitdem derselben verlustig, aber durch König Heinrich's anfängliches ungnädiges Benehmen gegen die Habsburger vielleicht zu der Hoffnung verführt, für den verlorenen Thron Ungarn's durch die Erwerbung Oesterreich's entschädigt zu werden, jede Gelegenheit wider die Herzoge mit feindseliger Begierde aufgriff. Er ließ im September 1309 das feste Schloß Neuburg am Inn, dessen österreichische Besatzung während der Gefangenschaft und Abwesenheit des Herzogs Otto die ganze Umgegend in Furcht erhalten hatte, durch die Grafen von Hals einschließen und belagern.

Die Beſatzung widerſtand muthvoll; der Winter unterbrach die Belagerung; Friedensvermittler traten auf; aber die Herzoge Baiern's hatten den Fall der Feſte unwiderruflich beſchloſſen, und Nichts vermochte ſie davon abzubringen. Der hartnäckigen Vertheidigung gleiche Hartnäckigkeit im Angriffe entgegenſetzend, untergruben die Baiern den Berg, und am 6. Januar 1310 brachen krachend Thürme und Mauern zuſammen. Jetzt ward Feuer in die Trümmer geſchleudert, um Alles zu vertilgen. Die tapfere Beſatzung, dem Flammentode nahe, trachtete, einige und ſechzig Köpfe ſtark, zu Schiffe zu entkommen. Aber die Baiern überſchütteten ſie vom Geſtade aus mit einem wüthenden Pfeilregen, und die Tapferen ſchienen nur die Wahl zu haben zwiſchen Tod und Gefangenſchaft. Da erſahen ſie unter den Feinden den Herzog Otto ſelbſt, und riefen ihm bittend zu, ihrer zu ſchonen. Voll fürſtlichen und ritterlichen Hochſinnes, ließ der Herzog ſogleich die Feindſeligkeiten einſtellen, belobte die Oeſterreicher ob ihrer muthigen Treue für ihren Fürſten, und ließ ſie ungekränkt nach Wernſtein abziehen. Auch dieſes Schloß berannte er dann, aber vergebens. Den Fall von Neuburg zu rächen, ſammelte der Herzog Friedrich von Oeſterreich ein zahlreiches Heer, verſtärkt durch Kriegsvolk vom Rheine, aus Schwaben, Steyermark, Kärnten und Ungarn. Damit zog er über die Gränze, legte ſich durch vierzehn Tage vor die Stadt Ried, welche die Einwohner alsbald verließen und abbrannten, und verwüſtete die Umgegend. In der Mitte Auguſts rückte er, durch 15,000 Männer aus Salzburg unter der perſönlichen Anführung des Biſchofs unterſtützt, vor Schärding. Hier ſcheiterte ſein Glück. Die öſterreichiſchen Miniſterialen, zum großen Theile nur gezwungen an dem Feldzuge theilnehmend, bezeigten ſich läſſig und unluſtig; der Herzog Friedrich ſelbſt erkrankte ſo heftig, daß das Gerücht ihn todt meldete; auch gingen die Lebensmittel aus, und die Gewäſſer ſtiegen über ihre Ufer. Als nun der Herzog von Baiern, mit 1500 Reitern nahend und 60,000 bewaffnete Bauern nach ſich führend, auf einer eigens geſchlagenen Brücke den Inn überſchritt, da mußte der Herzog Friedrich am 3. November die lange und mühſame Belagerung aufheben. Seine koſtſpieligen Kriegsmaſchinen ließ er verbrennen, damit der Feind ſie nicht bekäme. Das Lager fiel mit reicher Beute in die Hände der Baiern. Der erlittene Nachtheil ſchmerzte den Herzog bitter. Ihn zu entgelten, ſendete er den Ulrich von Walſee mit dreihundert Helmen nach Titmaning im Salzburgiſchen, von wo aus planloſe Verwüſtungen, unter

denen das Gebiet des Bundesgenossen nicht viel weniger litt, als das des Feindes, das untreue Kriegsglück rächen mußten. Wilde Hungersnoth folgte der Verheerung; dazu gesellte sich furchtbare Kälte. Haufenweise starben auf beiden Seiten die unglücklichen Einwohner dahin, und eine Seuche in Baiern vollendete das Vertilgungswerk.

Das allgemeine Elend rührte die Besseren. Die Königin-Witwe, Elisabeth, Hochherzig gegen die Mörder ihres Gemals, verläugnete gleichwohl ihren milden Sinn nicht, wo es schuldlose Menschen betraf. Der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau, Brixen und Gurk unterstützten ihre friedliebenden Bemühungen. In Passau begannen am 25. März 1311 die Unterhandlungen, und am 7. April vereinigte man sich dahin, daß der Herzog Ludwig von Baiern Schiedsrichter seyn solle zwischen den Herzogen Friedrich von Oesterreich und Otto von Baiern und den Kindern des unlängst verstorbenen Herzogs Stephan. Was jener Schiedsrichter aussprechen würde, sollte für beide Theile bindend seyn und von ihnen treulich erfüllt werden. Sein Spruch lautete: zwischen den Herzogen von Oesterreich und Baiern sey hinfort Friede und Freundschaft; der beiderseits einander zugefügte Schaden bleibt ungeahndet und gegenseitig unerstattet; alle Gefangenen werden von beiden Theilen ohne Lösegeld freigegeben; jeder Diener ziehe zu seinem Herrn. Die Herzoge von Oesterreich dürfen das Schloß Neuburg wieder aufbauen und nach wie vor besitzen; doch muß dessen Besitzstand wieder auf den Fuß gebracht werden, wie er vor dreizehen Jahren gewesen. Viele Bürger mußten auf beiden Seiten den Vertrag mit beschwören; denn der Fürsten Wort allein wollte in solcher Zeit des Meineides und der Willkür nicht genügen. In einem besonderen Vertrage, dem ebenfalls der schiedsrichterliche Spruch des Herzogs Ludwig zu Grunde lag, wurde den Herzogen von Oesterreich das Schloß Wernstein, dem Herzoge Otto die Stadt Schärding mit ihrem ganzen Gebiete eigenthümlich zugewiesen. So geringen Vortheil brachte Beiden das Ende des Krieges, der Beide in so großen Nothstand versetzt hatte.

In Böhmen war, nach wilden Gährungen, das kärntnerische Regiment dem Stoße der Factionen, den heimlichen und offenen Maßregeln des römischen Königs Heinrich erlegen, dessen Sohn, der jugendliche Johann von Luxemburg, am 7. Februar 1311 in der Prager Domkirche von dem Mainzer Erzbischofe feierlich zum Könige von Böhmen gekrönt wurde. Es war eine der ersten Sorgen des jungen Königs, das an den Herzog Friedrich von Oesterreich seit dem 17. September 1309 um 50,000 Mark Silbers

verpfändete Mähren wieder einzulösen. Man einigte sich hierüber am 23. März 1311 bei einer Zusammenkunft zu Eger, welcher der König Johann mit dem Erzbischofe Peter von Mainz, und die beiden österreichischen Bevollmächtigten, Ulrich von Klingenberg und Dietrich von Pilichdorf, beiwohnten. In Folge dieser Uebereinkunft entsagte der Herzog Friedrich am 30. März, von Passau aus, seinem Pfandrechte auf Mähren, und stellte den Pfandbrief zurück, wogegen der König Johann sich zur Zahlung von 30,000 Mark Silbers verpflichtet zu haben scheint. Der Eger'sche Vertrag wurde einige Zeit darauf von dem römischen Könige im Lager vor Breslau bestätigt, und bei einer Zusammenkunft des Königs Johann mit den Herzogen von Oesterreich 1312 zu Wien, leistete Ersterer Baarzahlung auf jene Schuld, und schloß ein gegenseitiges Bündniß auf vier Jahre, in welchem er sich zugleich verpflichtete, als Vicar des heiligen römischen Reiches den Herzogen gegen Diejenigen beizustehen, welche in Schwaben und im Elsaß sich gegen sie auflehnten; wogegen am 25. Juli die Herzoge wegen ihres Anspruchs von 30,000 Mark auf Mähren sich dem Ausspruche des römischen Königs, und bei dessen etwaigem Abgange dem Urtheile von fünf zu ernennenden Schiedsrichtern unterwarfen. So war Mähren nun wieder ganz bei Böhmen.

Ob der Herzog Friedrich bei diesem Vertrage seinen Vortheil in Allem wahrnahm, wäre schwer zu entscheiden. Jedenfalls aber war damit Friede und Einigung erzielt, ein unschätzbares Gut in so drohender Zeit. Nachdem auf solche Weise die Verhältnisse mit Böhmen geordnet, und die Freundschaft mit Baiern hergestellt war, blieb Oesterreich nur noch mit Kärnten in der Spannung. Der Herzog von Kärnten war, seitdem die Ereignisse ihm die böhmische Krone vom Haupte gerissen und sein ganzes Augenmerk sich nun wieder ungetheilt auf sein Stammland richten konnte, jetzt vielleicht mehr zu fürchten, denn früher. Doch seine Schwester, die königliche Witwe Elisabeth, trachtete eifrigst, den bösen Streit zwischen so nahen Verwandten auszugleichen. Ihren edeln Bemühungen gelang es, nach einigen kurzen Unterhandlungen, die Feindschaft zwischen ihrem Bruder und ihrem Sohne zu beendigen. Zu Feststellung der Friedensartikel bevollmächtigt, that sie am 14. Juli 1311 zu Salzburg den Ausspruch, auf welche Weise die Geldforderungen abgethan, welche Städte zurückgegeben, welche Pfandschaften ihrem Sohne, und welche ihrem Bruder verbleiben sollten. Die 4500 Mark

Silbers, welche anfänglich der Herzog Heinrich — er nannte sich noch immer König — dem Herzoge Friedrich für Abtretung aller Rechte auf Böhmen hatte entrichten sollen, wurden, da dieser Anlaß jetzt nothwendig wegfiel, gestrichen; Feistritz und das Saanthal mit allen Zugehörungen dem Herzoge von Oesterreich zugesprochen; der zu Gunsten der Kärntner Herzoge auf Krain und die windische Mark stehende Satz sey bis auf 6000 Mark Silbers als getilgt anzusehen, für welche Summe Heinrich diese Länder pfandweise behalten solle; endlich habe der Herzog Friedrich alle in Kärnten besetzten Städte und Burgen zurückzustellen. Um ihren Söhnen die Einlösung der verpfändeten Lande zu erleichtern, steuerte Elisabeth aus eigenen Mitteln 2000 Mark Silbers bei, und brachte auf diese Weise dem Frieden, den sie erwirkte, ein edelmüthiges, dankenswerthes Opfer.

Während der kriegslustige Herzog Leopold den König Heinrich VII., treu dem speierischen Vertrage, auf seinem Zuge nach Italien begleitete, ihm in Mailand noch zu rechter Zeit Kunde gab von dem losbrechenden Aufstande der della Torre, bei seinem kühnen Eindringen in die Stadt sein Leben nur der aufopfernden Treue seines, für ihn in den Tod gehenden Hofmeisters verdankte, und sich vom Könige den Ehrenpreis eines mit Goldstücken angefüllten Goldpocals verdiente; pflegte der Herzog Friedrich sorgsam die Früchte des errungenen Friedens für Oesterreich. Von außen sicherte er denselben durch Verträge, sowohl mit den Landesherren, als auch mit manchen ihrer Vasallen, deren Macht und Willkür ihnen Krieg auf eigene Faust zu führen gestattete. Aber um Frieden auch im Innern zu erhalten, mußten noch andere Mittel aufgeboten werden, denn Vieles stellte sich da seinem weisen Willen entgegen. Mißwachs hatte besonders auf dem linken Donauufer eine schreckliche Hungersnoth erzeugt; Regengüsse und Ueberschwemmungen, welche Saaten und Weingärten verheerten, Mühlen und Gehöfte mit sich fortschwemmten, mehrten das Elend. Der Krieg hatte die Gemüther verwildert; darum scheuten die Meisten, da die Noth sie drängte, sich nicht, sofort nach dem Aeußersten zu greifen, Diebe und Weglagerer zu werden. Die Landherren wetteiferten im Stegreife und in argen Plackereien; alle Straßen wurden unsicher. Der Herzog wollte um jeden Preis die Ruhe herstellen, und wählte dazu diejenigen Mittel, welche durch die Zeit und die Gewohnheit geboten wurden. Er schickte seinen Hofmarschall, Dietrich von Pillichsdorf, mit einem bewaffneten Haufen im Lande umher, den Unfug

und Frevel zu bekämpfen, wo er dergleichen finde, und strenges Standrecht zu üben. Dieser lud überall die Landherren, die Bürger und Bauern vor sich, und befragte sie scharf um die Uebelthäter. Ihre Aussagen mußten sie eidlich erhärten. Wer solchergestalt übereinstimmend angeklagt wurde, den köpfte oder hing man auf ohne weitere Förmlichkeit. Die mächtigen Räuber gingen auch hierbei, wenigstens für den Augenblick, meistentheils straflos aus. Da man ihrer nicht habhaft werden konnte, oder mit der Mannschaft, über welche man zu verfügen hatte, sich nicht an sie getraute, so begnügte man sich, sie dem Herzoge namhaft zu machen und sie für spätere Strafe vorzumerken. Solches Verfahren beliebte man dazumal Inquisition zu nennen.

War dadurch das innere Uebel, wenigstens in seiner Erscheinung, wenn auch nicht in seinen Ursachen, gedämpft, so zogen verhängnißvolle Ereignisse in dem Nachbarstaate Baiern, welches auch Oesterreich so oft schon in den Strudel seiner eigenen Schicksale hineingerissen hatte, abermals neue Gewitter zusammen. Das Jahr 1312, welches dem Hause Oesterreich auch den langen und immer treu befundenen Bundesgenossen, Konrad von Salzburg, durch den Tod raubte, legte zugleich den Keim schwerer und folgenreicher Irrungen. Seit dem Tode des Herzogs Stephan im December 1310, hatte der Herzog Otto von Niederbaiern, Exkönig von Ungarn, die Vormundschaft über dessen hinterlassene beiden Söhne, Otto und Heinrich, geführt. Am 9. September 1312 endigte nun auch Otto sein bewegtes Leben, und hinterließ, nebst den genannten beiden Mündeln, noch einen leiblichen Sohn Heinrich, der bei'm Ableben seines Vaters erst dreizehn Tage zählte. Den Gesinnungen der fortwährend uneinigen Ministerialen mit Recht mißtrauend, empfahl Otto auf seinem Sterbebette jene drei Prinzen der erprobten Treue der Städte Straubing und Landshut, und ließ sie eidlich angeloben, den Pfalzgrafen Ludwig in Oberbaiern als Vormund über die drei minderjährigen Prinzen anzuerkennen. Es geschah, und der Pfalzgraf Ludwig übernahm die angetragene Vormundschaft. Dieser schloß, im Namen seiner Pflegebefohlenen, am 13. November 1312 zu Linz mit dem Herzoge Friedrich und dessen Brüdern einen Vertrag zu gegenseitiger Hilfleistung, der für die ganze Dauer der Minderjährigkeit der Prinzen giltig seyn sollte; ein Beweis, daß der Herzog Friedrich dazumal noch keineswegs damit umging, sich in die Angelegenheiten des baierischen Hauses einzumengen, sondern den Pfalzgrafen in seiner Vormundschaft förmlich anerkannte. Doch bald nahmen

die Dinge in Baiern eine stürmische Wendung, und drängten oder verführten den Herzog Friedrich, seine Rolle zu wechseln. Die beiden herzoglichen Witwen von Baiern, Judith und Agnes, Gemalinnen der Herzoge Stephan und Otto, zeigten sich mißvergnügt mit Ludwig's Vormundschaft, und viele Ministerialen in Niederbaiern waren heftig darüber aufgebracht, daß der verstorbene Herzog Otto die Prinzen nicht ihren Müttern, nicht dem Adel, sondern den Bürgern zweier Städte anvertraut hatte. Sie selbst trachteten darnach, gemeinschaftlich mit den herzoglichen Witwen die Vormundschaft über die Prinzen, und das Regiment im Lande an sich zu reißen. Den Herzog Friedrich ersahen sie zur Erfüllung ihres Begehrens. So erhoben denn am 1. September 1313 die drei Prinzen und ihre Mütter bei dem Herzoge Friedrich bittere Klage gegen den Pfalzgrafen Ludwig, ob vermeintlicher Härten und Ungerechtigkeiten, und indem sie des Ersteren Beistand anriefen, erklärten sie ihn unter gewissen Bedingungen zum Vormunde auf sechs Jahre. Friedrich widerstand nicht der Versuchung, diesen wichtigen Einfluß in Baiern's Angelegenheiten zu ergreifen; auch mahnte ihn seine Ritterpflicht, den Klagen von Witwen und Waisen nicht Gehör zu versagen. So war der Apfel der Zwietracht zwischen zwei Verwandte und Jugendfreunde geworfen; denn als Ludwig's Mutter, von ihrem älteren Sohne Rudolf arg gemißhandelt, mit jenem jüngeren zu ihrem Bruder Albrecht nach Wien floh, wurde Ludwig gemeinsam mit Albrecht's Kindern erzogen, und ward damals auch Friedrich's Gespiele. Im Schlosse Landau an der Isar kamen jetzt Friedrich und Ludwig noch einmal zusammen, aber nur um als Feinde wieder aus einander zu gehen.

Der Krieg mußte nun entscheiden zwischen den einstigen Freunden. Oesterreich und Steyermark waren noch erschöpft vom langen Kriege, aber die schwäbischen Stammgüter waren in voller Kraft; sie konnten die Mittel bieten zum neuen Kampfe, welchem der ritterliche Leopold, der dort waltete, nimmer aus dem Wege ging. Friedrich eilte zu ihm, und gewann ihn schnell gegen Ludwig. Auch in Oesterreich ließ er durch Ulrich von Walsee eifrig rüsten. Ungarische und slavische Söldner wurden angeworben, auch baierische Mißvergnügte stießen zu dem Banner Oesterreich's. Drohend war die Gefahr für Ludwig. Von zwei Seiten zugleich bedroht, durfte er nicht einmal mit Sicherheit auf den Beistand seines, dem Herzoge Friedrich wohlgeneigten *Bruders Rudolf zählen*. Die Noth verlieh ihm Muth und Unternehmungs-

geist. Schnell sammelte er um sich die Mannen, welche ihm treu geblieben. Unter ihnen wählte er vierhundert der Kühnsten aus, und eilte an ihrer Spitze dem vorrückenden Walseer entgegen. Ein dichter Nebel, der ihn den Augen der Feinde entzog, begünstigte sein Unternehmen. Unvermerkt kam er ihnen nahe, und wahrscheinlich gedeckt durch ein den Feinden bereits entgegen gestelltes größeres Corps, stürzte er am 9. November 1313 bei Gamelsdorf sich unerwartet auf die von dem Walseer angeführte Schaar, warf sie in Unordnung über die Isarbrücke bei Volkmannsdorf zurück, welche unter dem wilden Gedränge zusammen brach, nahm Viele vom Adel gefangen, zerstäubte das Heer und eroberte das Lager. Ulrich von Walsee räumte mit dem Reste seiner Truppen den baierischen Boden Der Schrecken dieser Niederlage hinderte nun auch das schwäbische Heer am Vordringen; es löste sich auf und kehrte heim. Die Vormundschaft war für Ludwig zurückerobert, und sein Siegesruhm erscholl weit und breit. Die Folgen zeigten sich bald bei der neuen deutschen Königswahl.

Mitten in diese neuen Unruhen fiel der Tod des Reichsoberhauptes. Mit der Beruhigung Italien's beschäftigt, das den deutschen Königen schon so oft verderblich geworden war, starb Kaiser Heinrich VII. auf dem Wege von Pisa nach Siena, im Kloster Buonconvento, am 24. August 1313 eines schnellen Todes, an welchen manches unheimliche und unerwiesene Gerücht sich knüpfte. Mit seinem Hintritte war Deutschland's Einfluß in Italien, den er mit Kraft und Umsicht erneuert hatte, abermals gebrochen, und die welfische Partei erhob dort wieder ihr stolzes, trotziges Haupt. Doch auch in Deutschland gewannen durch den unverhofften Tod des trefflichen Kaisers die Dinge eine veränderte Gestalt. Herzog Friedrich durfte nun den schon einmal gescheiterten Plan, die römische Krone auf sein Haupt zu setzen, wieder mit doppelter Zuversicht aufnehmen, und seine ganze Thätigkeit war fortan diesem Ziele zugewendet. Seine damalige Vermälung mit Isabella oder Elisabeth, der Tochter des Königs Jakob II. von Aragon, hatte den Glanz seines Hauses abermals vergrößert. Der bald darauf am 28. October 1313 erfolgte Tod seiner frommen Mutter, der Königin Elisabeth, der Friedensstifterin, Wohlthäterin, der staatswirthschaftlichen Gründerin des Salzbergs bei Hallstatt und Mitgründerin von Königsfelden, trübte Herzog Friedrich's häusliches Glück, doch ohne ihn seinen Entwürfen untreu zu machen. Unermüdet warb er Freunde und Stimmen, nachdem Kaiser

Heinrich's Tod die Verbindung der Häuser Habsburg und Luxemburg, die des Kaisers beabsichtigte Vermälung mit Katharinen, der Schwester Friedrich's, stiften sollte, vereitelt hatte. Mehre Städte erwählten den Herzog und seinen Bruder Leopold für die Dauer der kaiserlosen Zeit zu Herren und Pflegern. Im folgenden Jahre 1314 schloß der Herzog Friedrich Bündnisse mit dem Herzoge Heinrich von Kärnten, dem Grafen Heinrich von Görz und Tirol, dem Erzbischofe von Salzburg und dem Könige Karl von Ungarn; ingleichen einen Dienstvertrag mit dem Grafen Heinrich von Ortenburg auf die Dauer des Krieges gegen Ludwig von Baiern; auch erhielt er Hilfleistung zugesagt von den drei gräflichen Brüdern von Werdenberg und von der Mannschaft des Bischofs von Augsburg. Ueberdies war Ludwig's eigener Bruder, der Herzog Rudolf, jenem verfeindet, und hatte schon früher dem Herzoge Friedrich für den Fall einer neuen Königswahl seine Stimme zugesagt.

Doch konnte erst völliger Friede den wichtigen Plan am sichersten zur Reife bringen. Darum wurde der Vormundschaftsstreit mit Ludwig am 17. April 1314 durch drei Schiedsrichter, den Erzbischof Weichart zu Salzburg, den Bischof Niklas von Regensburg und den Herzog Heinrich von Kärnten, zu Salzburg völlig ausgeglichen. Dem Herzoge Ludwig blieb die Vormundschaft; die wieder versöhnten Jugendfreunde schliefen in einem Zimmer, wie ehedem, und besprachen sich traulich über Vieles. Der Herzog Ludwig soll damals versichert haben, für sich selbst keine Absichten auf die deutsche Kaiserkrone zu hegen.

Von dieser Seite dem Anscheine nach gesichert, fuhr der Herzog Friedrich thätig fort, seinen Anhang für die bevorstehende Wahl zu vergrößern. Ludwig's Bruder, der Pfalzgraf Rudolf, wiederholte seine frühere Zusage, und verband sich sogar, falls Friedrich noch vor der Wahl verstürbe, seine Stimme auf dessen Bruder, den Herzog Leopold zu übertragen. Gleiche Zusage leisteten der Markgraf Waldemar von Brandenburg und der Erzbischof Heinrich von Köln, nachdem Beide, nach der schmählichen Gewohnheit der Zeit, mit Friedrich über den überaus theuren Kaufpreis ihrer Wahlstimme einig geworden waren. Der Herzog Friedrich hatte schon früher, vermöge eines in Wien gehaltenen Familienrathes, Schritte gethan, um sich der ungeheuren Summen zu versichern, welche diese Stimmenkäufe erforderten; seine Brüder brachten bereitwillig jedes Opfer, um für ihn die Kaiserkrone zu gewinnen. Auch der Herzog Rudolf von

Sachsen gab seine Zusage, ganz in der Art des gleichnamigen Pfalzgrafen von Baiern.

Doch gar bald mußte Friedrich wahrnehmen, daß die Frucht seiner Bemühungen sich nicht so leicht brechen lassen werde. Der König Johann von Böhmen, vielleicht aus Besorgniß, daß Friedrich, wenn diesem das Reich zufalle, auch seine alten Ansprüche auf Böhmen erneuern könne, uneingedenk seines, den Herzogen Oesterreich's zugesagten Beistandes und der großen Summe, die er noch an Oesterreich schuldete, stellte sich selbst unter die Bewerber. Ihn unterstützten die Erzbischöfe von Mainz und Trier; doch sein unreifes Alter entzog ihm die übrigen Stimmen. Im Mai 1314 hielten die Kurfürsten zu Rense eine vorläufige Berathung rücksichtlich der Wahl. Da sie sich nicht vereinigen konnten, veranstalteten sie im Juni eine abermalige Versammlung in Koblenz; doch auch diese blieb fruchtlos, da Mainz und Trier noch immer auf Johann's Wahl bestanden, und wegen seiner Jugend keine Unterstützung gewannen; während Köln standhaft für Friedrich stimmte. Das unentschiedene Schwanken der wichtigen Frage drohte Verwirrung und Aufstand; darum mußte ein Ritter des Mainzer Erzbischofs die Versammlung auf den 19. October desselben Jahres zur Königswahl nach Frankfurt berufen. Nach dem stürmischen Tage von Koblenz soll der Herzog Ludwig von Baiern, dem der Sieg von Gamelsdorf einen schnellen Namen gemacht hatte, zuerst zu dem Entschlusse gekommen seyn, sich unter die Bewerber zu stellen. Damals mag auch der Mainzer Erzbischof und sein Anhang, nachdem die Wahl Johann's nicht zu ermöglichen war, sich für den Pfalzgrafen, in Folge seiner Verheißungen, entschieden haben.

Unter solchen Vorzeichen ließ sich keine einhellige Wahl vermuthen, und dumpfe Spannung lag auf den Gemüthern, als der Wahltag heranbrach. Beide Thronbewerber kamen mit Kriegsschaaren vor die Stadt Frankfurt, deren Thore nach der Reichssitte während der Wahl einem Jeden verschlossen blieben. Ludwig lagerte auf dem rechten, Friedrich auf dem linken Mainufer bei Sachsenhausen. Jede der beiden Parteien wartete vom 18. Oktober bis zum anderen Tage, daß die andere sich mit ihr über die Wahl vereinigen würde. Endlich, als die bei Sachsenhausen bis zum Nachmittage fruchtlos gewartet hatte, erwählte sie den Herzog Friedrich zum römischen Könige. Als die Gegner dies vernahmen, riefen sie am Morgen

[illegible] Stadt [illegible] Ehre [illegible] Verbindung [illegible] Kurfürsten von Mainz und Trier, von König Johann von Böhmen und dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg, von den zwei und dem Herzoge Heinrich eine Stimme [illegible] Heinrich wurde ausgeschlossen durch den Pfalzgrafen Rudolf, der zugleich auch die Stimme für König Ludwig führte; durch den Gesandten des Herzogs Rudolf von Sachsen und den Herzog Heinrich von Kärnten, der, noch immer als minderjähriger König von Böhmen für abwesend, auch die ihm gebührende Stimme zu Anfang nicht. Sämtliche erklärten sich für Ludwig, mit Ausnahme von zweien, die für König. Die Einen: ihn mit ihrer Gemahlin Beatrix hatte [illegible] zu Aachen der Erzbischof Peter von Mainz, Friedrich aber, in Frankfurt nicht angelangt. Diese sind [illegible] sagt, man wolle mit jenigem Gepränge nach Bonn, wo der Erzbischof von Köln, dem die Krönung nach altem Rechte gehörte, in der Kirche des heil. Cassius ihm die Krone aufsetzte. Beide Krönungen waren gegen das Herkommen; denn Friedrich wurde nicht an dem vorgeschriebenen Orte, Ludwig nicht von dem hierzu befugten Kirchenfürsten gekrönt: Beider Wahl war mangelhaft und ohne hinreichende Stimmen. Das königliche Recht mußte also, wie schon so manchmal, wiederum durch das Schwert verliehen werden, und das zwischen zwei Fürsten, zwei Jugendgespielen, die Beide Onkel des erlauchten Königs Rudolf waren. —

Beide Könige waren eines Thrones würdig durch edle Eigenschaften und Gaben, Beide muthig genug, ihn zu erkämpfen, Keiner so groß, um ihm zu entsagen. Kaum war die unselige Doppelwahl beendigt, so eilten beide Parteien, ihre Wahl der Versammlung der Cardinäle und dem künftigen Papste (denn der päpstliche Stuhl stand durch den, am 20. April 1314 erfolgten Tod des Papstes Clemens V. damals eben leer) anzuzeigen, und ihren Erwählten der Curie zu empfehlen. Auch an die Fürsten, Freien, Ministerialen, Bürger und Getreuen, ingleichen an die wichtigsten Städte des Reiches ergingen Rundschreiben in gleichem Sinne. Jeder der beiden Könige betrachtete sich als den rechtmäßigen, und eilte, sich durch Bündnisse zu stärken für den Kampf, der nicht mehr ausbleiben konnte. Für Einen oder den Andern mußte ein Jeder endlich sich erklären, und so theilte Deutschland, das so oft schon zu seinem Verderben der alten Einheit vergessen hatte, zumal das südliche, sich wiederum in zwei große feindliche Lager.

Auf Friedrich's Seite ſtanden der König Karl von Ungarn, der Erzbiſchof Heinrich von Köln, der Pfalzgraf Rudolf, der Herzog Heinrich von Kärnten, der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Augsburg und Straßburg, der Landgraf von Heſſen, die Markgrafen Friedrich und Rudolf von Baden, der Graf von Görz, und noch manche andere Grafen und Freie des Reiches. Auch war ſeine Hausmacht die bei weitem überwiegende. Aber von den Städten erklärten ſich nur wenige für ihn, und die es thaten, waren nicht die mächtigſten. Die meiſten und anſehnlichſten Städte nahmen Partei für Ludwig, wie großen Dank ſie auch, von den Königen Rudolf und Albrecht her, dem Hauſe Habsburg ſchuldeten. Außer den Reichsſtädten hielten zu Ludwig hauptſächlich der König Johann von Böhmen, und die Erzbiſchöfe von Mainz und Trier. Das nördliche Deutſchland, ſo die Herzoge von Sachſen und die Markgrafen von Brandenburg, ſchien dem Kampfe unthätig zuſehen zu wollen.

Der Bundesgenoſſen Rüſtungen gingen, wie immer, langſam von Statten. Den erſten Streich mußten Beide mit ihrer Hausmacht thun, und hier ſchien Ludwig, als der Schwächere, im offenbaren Nachtheile zu ſeyn. Friedrich's Erwählung zum römiſchen Könige that ſeinem Antheile an der Regierung der öſterreichiſchen Lande keinen Eintrag, und es herrſchte auch in dieſer, wie in jeder Beziehung, zwiſchen ihm und ſeinen Brüdern die muſterhafteſte Einigkeit. Daher durfte er auch durch Ulrich von Walſee die Rüſtungen in Oeſterreich thätigſt betreiben laſſen. Er ſelbſt warb eifrig in den ſchwäbiſch-burgundiſch-elſaſſiſchen, ſogenannten vorderen Landen, wobei ſein Bruder Leopold, der hier ſich der Regierung angenommen hatte, ihn von Selz aus mit feurigem Muthe unterſtützte.

Im März 1315 eröffneten die beiden Brüder die Feindſeligkeiten, indem ſie vor Speier rückten, wo der König Ludwig ſich damals aufhielt, der ſich, bei ihrer Annäherung, aus dem Lager in den wahrſcheinlich befeſtigten Judenkirchhof bei dieſer Stadt warf. Zu einer Belagerung waren Friedrich und Leopold nicht gerüſtet, ſie verheerten die Umgegend, nach damaligem Kriegsbrauch, und zogen ſich dann zurück, ohne weiteren Erfolg. Dann folgte ein kurzer Waffenſtillſtand, benutzt zu Vermälungsfeierlichkeiten des Herzogs Leopold und ſeiner Braut, Katharina, Tochter des Grafen Amadeus V. von Savoyen, in Baſel, und zu gleichzeitiger feierlicher Krönung der Gemalin König Friedrich's in derſelben Stadt. Ritterſpiele fanden

Statt, unter ungeheurem Zudrange, ſo daß ein Gerüſt unter der Menſchenlaſt zuſammenbrach, und Viele erſchlug und erdrückte. In dem abgehaltenen Turniere wurde der Graf von Katzenellenbogen, ein treuer Anhänger König Friedrich's, zu allgemeiner Betrübniß getödtet. Des Volkes Auge weidete ſich an den ausgeſtellten Reichskleinodien und Reliquien.

Von den hochzeitlichen Freuden hinweg trieb den Herzog Leopold ſein ungeduldiger Sinn zu neuen kriegeriſchen Unternehmungen. Von dem Zwiſte der baieriſchen Brüder, Ludwig und Rudolf, und von bedrohlichen Gährungen in ihren Landen unterrichtet, ſtürmte er mit ſchwäbiſchen Truppen plötzlich gegen Baiern vor, und ſtand unerwartet am Lech. König Ludwig, ſolches Beſuches nicht gewärtig, floh eilig aus München nach Friedberg, und ſchloß ſich dann in der ihm anhänglichen Reichsſtadt Augsburg ein. Herzog Leopold, da er ſeinem Feinde perſönlich nicht beikommen konnte, rächte ſich durch Verwüſtung der Umgebungen und des Beſitzthumes von Augsburg, und trieb aus ſeinem, bei Puchlem am Wertach, zwiſchen Hügeln und Gewäſſern aufgeſchlagenen Lager, wohin auch König Friedrich gekommen war, ſchwere Brandſchatzungen ein. Da ſchwellten furchtbare Regengüſſe die Gewäſſer, welche das Lager umgaben, ſo daß die Pferde tief im Waſſer ſtanden. Leicht hätte der König Ludwig ſeine Feinde in ihrer Bedrängniß überfallen und vernichten können, denn die Bürger und das Landvolk, wüthend über die ausgeſtandenen Verwüſtungen, hätten eifrig für ihn gefochten. Aber aus Mangel eines zeitgemäßen Entſchluſſes, oder anderen Urſachen, blieb er unthätig, und gönnte ſeinen Gegnern Zeit, ihre gefährliche Stellung aufzugeben. Der ganze verheerende Feldzug hatte Nichts entſchieden.

Der König Ludwig hatte bis jetzt keinen Vortheil erfochten, und war vielmehr nur mit Mühe, oder durch Zufall, den Gefahren entronnen, mit denen der Muth und die Macht ſeiner Gegner ihn umſtellten; nun aber verbanden ſich die Umſtände plötzlich zu ſeinen Gunſten. Der König Heinrich VII. hatte, wie wir oben geſehen, im Anfange ſeiner Regierung, im damaligen Unmuthe wider Habsburg, die Unterthanen und Gerichtsbefohlenen der öſterreichiſchen Herzoge in Unterwalden und von Uri, bis auf Widerruf, als reichsunmittelbar erklärt. Dazumal hatte, weil des Königs Geſinnungen alsbald ſich änderten, und Oeſterreich wieder ſeine Gnade erfuhr, jener Ausſpruch keine weiteren Folgen gehabt, wenn er auch nicht förmlich zurückgenommen worden ſeyn mag. Nun aber das Reich im

Zwieſpalte, und Oeſterreich mit Feinden zu kämpfen hatte, da ſuchten jene ſchweizeriſchen Thalgemeinden die ſchon vergeſſen geglaubte Handfeſte wieder hervor, und bekundeten immer offener ihr Trachten, ſich der Macht ihrer Erbherren und Erbrichter zu entziehen. Anfänglich handelte es ſich mehr um Streitfragen und Widerſetzlichkeiten in Bezug auf Gemeindeverfaſſung, Gerichtsſtand und Grundrecht. Gerichtliche Klagen erfolgten; das königliche Hofgericht zu Rotweil ſprach zu Gunſten der Habsburg'ſchen Erbvoigtei über Schwyz und Unterwalden. Die Leute von Schwyz, Unterwalden und Uri aber ſahen gar wohl ein, daß der König Ludwig, als Feind Oeſterreich's, ihnen beſſer zu Danke Recht ſprechen werde. An ihn wandten ſie ſich, und er, erfreut, den öſterreichiſchen Herzogen gerade in jenen Landen, aus deren Mannen Letztere ihre Heere zu bilden pflegten, und wo ein Pfeiler ihrer Kriegsmacht ruhte, Feinde zu wecken, lieh den Beſchwerden ein williges Ohr, die Schwyzer auffordernd, ihm treu zu bleiben, wogegen er ſie am 25. Mai 1315 in ſeinen Schutz nahm und ſie von aller Strafe, ſo wie bald darauf auch von der Acht freiſprach. Den, den Habsburgern günſtigen Rechtsſpruch des Biſchofs von Konſtanz, als Dioceſans dieſer Thäler, hob Ludwig's Anhänger, der Erzbiſchof Peter von Mainz, gleichzeitig auf. Noch ſoll der Herzog Leopold Schritte zu friedlichem Ausgleiche mit den Thalbewohnern gemacht, dagegen Anerkennung ſeines Bruders Friedrich als König von ihnen verlangt haben. Aber die drei Gemeinden weigerten ſich deſſen hartnäckig, und verſagten allen weiteren Gehorſam.

Da entbrannte der Zorn des Herzogs Leopold, und er beſchloß, ſich Gehorſam zu erzwingen. Er erließ ein Aufgebot an ſeine Dienſtmannen und Freunde, und hatte im November ſein Heer auf einige tauſend Mann gebracht. Die ſtreitbaren Männer der drei Thäler, durch den Verrath Heinrich's von Heunenberg in genaue Kenntniß geſetzt von dem Zuge des Herzogs, wählten geſchickt ihre Stellung bei Haßlern am Aegeri-See, wo die Straße von Wenigen leicht gegen Viele zu vertheidigen war.

Das Schlachtfeld, welches den Sieg der Schweizer, die Noth der deutſchen Heere zu ſehen beſtimmt war, liegt an dem oberen Theile des Aegeri-Sees, deſſen Gewäſſer weſtlich die ſteilen Abhänge des Kaiſerſtocks und ſeine niedrige Fortſetzung des Branders, öſtlich aber die grasreichen Ufer beſpülen, welche, am Fuße des Grindelekes und der Stockberge, von ihrem moraſtigen Boden den Namen Morgarten erhalten. Da, wo ſich beide

Bergketten zwischen dem Sattel und dem See in das Thal hinabsenken, bilden verschiedene Streifen von Nagelfluh eine dreifache natürliche Mauer, durch welche der Weg von Zug nach Schwyz führt; den untersten Theil dieser Felsen bildet die Figelfluh, in deren Nähe der alte Schornerthurm erbaut ist. Hier stand das Haupttreffen der Aelpler, um den Eingang des Engpasses zu vertheidigen. Fünfzig Männer aus Schwyz, von der Gemeinde verbannt, wegen Frevel oder Meinungsverschiedenheit, hatten ihnen ihre Hilfe angeboten, wurden aber streng ausgeschlossen von der gemeinsamen Sache. Doch beschlossen sie, derselben gleichwohl ihre Arme und ihr Blut zu weihen, und stellten sich eine halbe Stunde von den Anderen, ob der Haselmatt, zwischen dem Stockberge und dem See auf, wo sie den Gipfel eines der steilsten und schroffsten Gesteine — der Mattligütsch genannt, und mit Holzblöcken zum Verkaufe in großer Masse beschichtet — erklommen. Sie standen also dem Heere des Herzogs, bei seinem Marsche nach dem Sattel, in der linken Flanke. Als nun der Herzog Leopold, von Kampfbegierde entbrannt, doch des Bergkrieges und seiner Gefahren unkundig, am 15. November 1315 an der Spitze seines Heeres, umgeben von einer Schaar schwergerüsteter Ritter, längs denn Aegeri-See gegen die Schweizergränze auf dem engen Wege nach Schornen anrückte, und an der Haselmatte vorüber war, wälzten die fünfzig Verbannten auf dem Mattligütsch die zusammengehäuften Holz- und Steinblöcke von der Höhe herab. Die schweren Massen, auf dem gefrorenen Boden mit reißender Gewalt fortrollend und hin und her prallend, zerquetschten und zerschmetterten Alles, was ihnen in den Weg kam. Der Herzog versuchte die Fünfzig zu verjagen, und ließ deshalb seine Reiter die besser zugängliche Haselmattrufe hinaufeilen. Aber die Verbannten schleuderten nur um so mehre der Fels- und Holzblöcke herab, bis die Reiter in Unordnung geriethen. Als solches den Verbündeten bei Haßlern kund wurde, eilte eine Abtheilung derselben, die einreißende Verwirrung der Gegner benutzend, den Verbannten zu Hilfe, und fiel unter lautem Schlachtrufe, von dem Hügel herab, den Herzoglichen in die Seite. Gleichzeitig rückte der Schweizer Haupttreffen aus der Letzemauer in geschlossener Ordnung vor. Unerwartet auf dem Marsche überrascht, ohne Raum zur Entwickelung, und unbehilflich auf dem gefrorenen Boden, mußte die einer solchen Fechtart ungewöhnte Reiterei bald erliegen. Tapferkeit konnte in so gelähmtem Zustande sie nicht mehr retten; die Schweizer, in allen Bewegungen frei, vom Boden begünstigt

und ganz damit vertraut, hätten der Tapferkeit kaum bedurft, um ihre Feinde zu vertilgen. Unter den Streichen ihrer schweren Mordärte, Morgensterne und Hellebarden zerschmetterten und zerschellten die Panzer und Harnische der Ritter. Mit jedem Augenblicke wuchs die Noth unter den herzoglichen Schaaren, und die zurückdrängenden Vorderen vermehrten die Unordnung des eng' zusammengepreßten Haufens. Endlich löste sich Alles in eine wilde, zusammengedrängte Flucht auf. Fünfzehnhundert waren erschlagen, darunter Viele aus der Blüte des schwäbischen Adels. Der Herzog rettete sich auf abgelegenen Pfaden nach Winterthur. Zu gleicher Zeit drang der Graf Otto von Strasberg, der dem Herzoge seine Hilfe zugesagt hatte, unter Raub und Verheerung über den Brünig nach Sarnen und Stang vor. Als aber schleunig das Landvolk sich gegen ihn erhob, und die Banner der Unterwaldner wider ihn zogen, erkannte er, daß das Waffenglück sich gegen den Herzog entschieden haben müsse, und trat unverrichteter Dinge, doch nicht ohne Verlust, wieder den Rückzug an.

Es war keine Schmach bei dieser Niederlage; denn nicht Mangel an Tapferkeit der herzoglichen Schaaren, nicht überwiegender Muth der Thalbewohner, für welche Berge und Boden gestritten und ihnen den Sieg leicht gemacht, hatte sie herbeigeführt. Aber den Feinden des Herzogs wuchs dadurch der Muth, und in jenen Bergen, welche der Schauplatz seines Mißgeschicks gewesen, erhob die Gier nach Unabhängigkeit jetzt freier ihr Haupt, und bildete dort einen Herd des Aufruhrs und neuer thatkräftiger Feindschaft gegen Oesterreich. Der König Ludwig belobte öffentlich die Herzhaftigkeit der Schweizer, forderte sie zu fernerem Widerstande auf, bestätigte ihnen urkundlich ihre alten Freiheiten und Rechte, und erklärte die Habsburg'schen Allodialgüter in den schwäbischen Alpen zu Schwyz, obgleich selbige dem Reiche gar nicht unterstanden, als dem Reiche verfallen, die Herzoge Oesterreich's selbst aber, als angebliche Beleidiger seiner Majestät, in die Acht.

Auch von anderen Seiten lichtete sich die Aussicht für den König Ludwig, wiewohl seine Macht noch immer weit hinter jener der österreichischen Herzoge zurückstand. Mit seinem Bruder Rudolf war er, nach mancher vorübergehenden Versöhnung, wieder in offene Feindschaft gerathen. Im Jahre 1316 brach die offene Fehde los. Sie endigte durchaus zu Ludwig's Gunsten. Kurz nach einander brach derselbe mehre Burgen der Anhänger

seines Bruders, eroberte Vohburg und endlich auch Wolfratshausen, die Residenz Rudolf's, der, um nicht des Bruders Gefangener zu werden, eiligst flüchten mußte. Zum Frieden genöthigt, trat er mit bitterem Unmuthe seine Länderbesitzungen in Baiern und am Rheine an den königlichen Bruder ab. Seitdem ward ihm die alte Heimat unerträglich; er verließ sie, kam nach Oesterreich, und starb nach einigen Jahren auf fremdem Boden.

Während Herzog Leopold's starkes Schwert an den steinernen Wächtern der schwäbischen Alpenthäler sich schartig schlug, rüstete König Friedrich in den Herzogthümern beharrlich gegen den Nebenbuhler in Baiern fort. Seinem Bundesgenossen, dem Könige Karl von Ungarn, half er eine Empörung in dessen eigenem Lande dämpfen, nahm Komorn an der Donau, auf welchen festen Platz der Graf Matthäus von Trentsin, das Haupt des Aufstandes, sich gestützt hatte, und setzte den König Karl, indem er ihn jener gefahrvollen Lage entriß, wieder in den Stand, für ihn gegen den König Ludwig in den Streit zu ziehen.

Es sollten nun zuvörderst einige Reichsstädte gezüchtigt werden, welche Partei für Ludwig genommen. Der König Friedrich hatte, im Beginne des Jahres 1316, ein neues Kriegsheer in Oesterreich und Steyermark zusammengebracht, zu dessen Verpflegung eine drückende Steuer, nämlich der Zehnte des Einkommens der Geistlichkeit und vom Schätzwerthe der Weinberge und Aecker, ausgeschrieben wurde. Im Frühlinge führte Friedrich diese Truppen durch Kärnten und Tirol in seine Vorlande, vereinigte sich dort mit seinem Bruder Leopold, und rückte schnell vor Eßlingen, um die Stadt für ihren Abfall von seiner Sache zu bestrafen. Die Bürger vertheidigten den Platz wirksam mit Wurfmaschinen und grobem Geschosse. Auf ihren Nothruf eilten der König Ludwig, der König Johann von Böhmen und der Erzbischof Balduin von Trier mit zahlreichen Mannen über Nürnberg zu Hilfe. Die Heere standen, durch den Fluß getrennt, einander gegenüber; keines wollte zuerst losschlagen, bis ein seltsamer Anlaß zu einem eben so seltsamen Treffen führte. Einige Knechte von beiden Seiten reizten am 19. November Abends einander durch Schmähworte, bis sie mitten im Flusse einander in die Haare geriethen. Der Streit lärmte beide Lager auf, die Reiter, ernsthafteren Anlaß vermuthend, sprengten auf ihren Pferden in den Fluß hinein, und auf dem feuchten Schlachtfelde entbrannte der Kampf. Viele ertranken, mehr *noch wurden* erschlagen, eine Unzahl von Pferden niedergestochen, daß der

Neckar sich vom Blute röthete. Die einbrechende Dunkelheit setzte dem zwecklosen Gemetzel ein Ziel; Friedrich und Leopold gaben Eßlingen auf, und zogen ab. Ludwig brach nach Heilbronn auf. Durch ähnliche Scharmützel, die auf einer wie auf der anderen Seite den gänzlichen Mangel eines festen strategischen Planes verriethen, wurden die Lasten und Leiden des Krieges unnütz verlängert, und der Entscheidung nicht um Fußbreite näher gerückt. Das Ende des Kampfes war unter solchen Umständen nicht abzusehen. Vergebens mahnte der Papst Johann XXII., ohne sich für einen der beiden Könige zu entscheiden, in rührenden Worten zum Frieden. Der unermüdete Leopold rückte im Jahre 1317 abermals vor Speier, verwüstete und brandschatzte die Gegend, und zog dann, ohne anderen Erfolg, als den der Rache und des Raubes, wiederum ab. Dafür wurde die den Speierern feindselige Stadt Landau von jenen, mit Bewilligung des Königs Ludwig, überfallen, gebrandschatzt und mit Gewalt zu ihrer Partei hinübergebracht.

Dem Könige Ludwig drohte um diese Zeit ein wichtiger Bundesgenosse in dem Böhmenkönige Johann verloren zu gehen, der, nachdem die Empörung schon seit länger in seinem Lande glomm, und von ihm bald vernachlässigt, bald mit unzeitiger Hitze bekämpft wurde, zuletzt in offenen Krieg mit seinen Baronen gerieth. Eine Gesandtschaft der Letzteren, an ihrer Spitze der tapfere und unruhige Heinrich von Lipa, begab sich nach Wien, und schloß dort am 27. December 1317 mit dem Könige Friedrich einen Vertrag ab, nach welchem die böhmischen Barone sich ihm auf unbestimmte Zeit zum Dienste erboten, dagegen von ihm bewaffneten Beistand gegen ihren König zugesagt erhielten. Der König Ludwig kam hierbei in dringende Gefahr; denn sein Bundesgenosse Johann war dadurch auf dem Wege, jeder Macht beraubt zu werden, so wie sein Gegner Friedrich, seine Streitkräfte mit denen des böhmischen Adels zu vermehren. Ludwig bemühte sich daher mit ganzer Kraft, den König Johann mit seinen Baronen wieder zu vereinigen, und, nach eifrigem Bestreben, gelang ihm endlich auf dem Landtage zu Taus, zu Ostern 1318, diese ihm wichtige Aussöhnung vollständig.

Hätte der sonst allzeit streitfertige Herzog Leopold jenen Bürgerkrieg in Böhmen, der des Königs Ludwig Sache von dieser Seite her nicht nur unbeschützt ließ, sondern sogar einem Angriffe blosstellte, zu einem entscheidenden Schlage benutzt, oder benutzen können; leicht möglich, daß dann die Sache seines Bruders mit einem Male einen schnellen und siegreichen

Aufschwung gewonnen hätte. Doch die Gelegenheit ging vorüber, ohne daß ihr Erfolge abgewonnen worden wären. In den Vorlanden verschaffte der Herzog Leopold sich durch Waffenstillstände Ruhe, die er durch seine Landvoigte mit den Schwyzern abschließen ließ, und beschwor auf diese Weise die Gefahren, welche von dorther drohen konnten. Der Krieg ging seinen früheren, schlaffen, Nichts entscheidenden Gang. Des Königs Friedrich bisheriger Bundesgenosse, der Erzbischof von Köln, trat, heftig bedrängt von den niederländischen Fürsten, zur Partei König Ludwig's über, welcher dafür seinen vorherigen Anhänger und vertrauten Rathgeber, den Grafen Ludwig von Oettingen, an den König Friedrich verlor.

Mit dem Erzbischofe Friedrich von Salzburg hatten der König Friedrich und seine Brüder zu Judenburg ein neues, enges Bündniß abgeschlossen. Dafür Rache zu nehmen, zogen im September 1319 der König Ludwig und der Herzog Heinrich von Baiern vor das salzburgische Städtchen Mühldorf. Aber kaum verbreitete sich im Lager die Nachricht, der König Friedrich sey aus Oesterreich bis zum Inn, der Herzog Leopold bis an den Lech vorgerückt, so kamen Bestürzung und Furcht über das baierische Heer. Es zerstreute sich und nöthigte dadurch auch den König Ludwig zur Flucht nach München. Den Oesterreichern hätte jetzt das ganze feindliche Land offen gestanden; doch wurde auch diesmal nur die Gelegenheit zum Verwüsten und Rauben wahrgenommen, und als Regensburg, wohin die österreichischen Brüder sich wendeten, ihnen seine Thore verschloß, gingen sie aus einander, Friedrich nach Oesterreich, Leopold nach Schwaben, das fast gänzlich dem Könige Friedrich unterworfen war. Mitten im Winter rückte Leopold plötzlich gegen Speier vor, welche Stadt durch Trotz und Feindschaft seinen Zorn längst gereizt hatte, und begann am 26. Dezember 1319 die Belagerung. Sie blieb erfolglos, wie die frühere, und endete mit einem Waffenstillstande.

Das jahrelange Hin- und Herschwanken des Kampfes wider Ludwig, und der blutige Tag von Morgarten, sagten dem Herzoge Leopold, daß es mit dem alten reitenden Kriege allein nicht mehr abgethan sey, und daß auf dem Fußvolke die eigentliche Kraft des Krieges beruhe. Als nun der König Ludwig, aus Straßburg vor drohendem Verrathe hinweg fliehend, mit mehren tausend schwergerüsteten Reitern im Elsaß erschien, brach Leopold an der Spitze eines trefflich geordneten Fußvolkes, bei welchem sich eine große Anzahl der nun wieder besänftigten Schweizer befand, gegen ihn auf, und traf

ihn am Flüßchen Bruch. Bei Leopold waren auch die Mannen des Bischofs von Straßburg und des Grafen Ulrich von Pfirt. Als es zum Schlagen kam, sprang der Herzog Leopold vom Pferde, und führte das Fußvolk gegen den Feind, der gar bald von allen Seiten wich. Am anderen Tage erschien auch der König Friedrich im Lager. Wäre er um einen Tag früher eingetroffen, so würde die Schlacht einen noch verderblicheren Ausgang für Ludwig genommen haben; darum sagte auch Leopold, den Bruder begrüßend: „Herr, Du weiltest lange! Die Gefahr war groß, und Du warst nicht bei mir!“ Ludwig ließ, wohl nur zum Scheine, eine Schlacht anbieten. Als aber der König Friedrich sie freudig annahm, weil es Zeit sey, dem Kriege zum Heile der Getreuen des Reichs ein Ende zu machen, da entfloh Ludwig, wahrscheinlich abermals von seiner Armee verlassen, die sich sofort auflöste. Mehre Tage lang verfolgten die Oesterreicher den Feind. Ruhm war dabei gewonnen; doch für die Entscheidung der großen Frage abermals Nichts gethan.

Das Jahr 1321 war ohne bedeutende kriegerische Unternehmungen verflossen, und das folgende begann für Friedrich mit Einmischung in die Angelegenheiten Italiens. Hatte schon einige Jahre früher der König Friedrich der Stadt Padua Hilfstruppen gegen die feindselig gesinnte Stadt Verona zugeführt, so rief ihn jetzt der Papst Johann zum Beistande wider den Herrn von Mailand, den neunzigjährigen Maffeo Visconti, auf, der sich dem römischen Stuhle auf alle Weise widersetzt, und sogar französische Hilfstruppen des Papstes aus Italien verjagt hatte. Dem Könige Friedrich ward bei dieser Aufforderung die Aussicht gezeigt, daß, wenn er diesmal gehorsam, der Papst, welcher bis jetzt noch für keinen der beiden Könige sich erklärt hatte, ihn anerkennen und zum Kaiser krönen werde. Aus solchem Anlasse ging Friedrich gern darauf ein, und sendete seinen Bruder, den Herzog Heinrich, mit tausend Helmen nach Brescia, wo sie sich mit den ungarischen Hilfsvölkern des Papstes und den übrigen, vom Letzteren aufgebotenen Kreuzsoldaten vereinigten. Der greise Visconti, solcher Macht nicht gewachsen, nahm Zuflucht zu Vorstellungen und Gold. Beides wirkte. Friedrich ergriff einen Vorwand, seinen Bruder aus Italien wieder abzurufen. Des Papstes dringende Gegenvorstellung fand den Herzog Heinrich schon nicht mehr in Italien.

Es war auch nöthig, daß König Friedrich seine gesammte Macht in Deutschland vereinigte; denn alle Theile waren gleichsehr des endlosen Krieges müde, der sich nun schon in's achte Jahr zog, und harrten ungeduldig

auf eine Entscheidung im Guten oder im Bösen. Darum mußte jetzt Alles auf einen Wurf gesetzt werden, oder beide Könige liefen Gefahr, zuletzt allen ihren Anhang zu verlieren. Mit dem Könige Karl von Ungarn, dessen Freundschaft für die österreichischen Herzoge, seit seiner Vermälung mit der Schwester des Böhmenkönigs, zu erkalten gedroht hatte, wurden, nachdem seine Gemalin frühzeitig in's Grab sank, die alten Bündnisse erneuert. Auch die anderen Bundesgenossen König Friedrich's, vornehmlich der Erzbischof Friedrich von Salzburg und der Bischof Albrecht von Passau, wurden um schleunige Zusendung von Hilfstruppen gemahnt, und hielten treulich Wort; denn Leopold's Siege am Bruchflusse hatten die Zuversicht zu Oesterreich neu belebt, und Ludwig's Kriegsruhm vom Tage von Gamelsdorf verdunkelt. Leopold sammelte ein Heer im Elsaß und in Schwaben, mit welchem er in Oberbaiern einfallen und später zu Friedrich stoßen sollte, der gleichzeitig mit seinen Truppen aus Oesterreich und Steyermark durch das salzburgische Gebiet nach Niederbaiern vorzudringen beabsichtigte. Im September 1322 trat Friedrich seinen Marsch an. Ein Theil seines Heeres, wahrscheinlich die Steyermärker, zog über Admont in's Salzburgische; die Oesterreicher rückten am rechten, die ungarischen Hilfstruppen am linken Ufer der Donau herauf. Aber gleich im Beginne zeigte sich üble Mannszucht unter ihnen; sie verweilten ungebührlich lange in Oesterreich, und namentlich die Ungarn und Kumanen hausetten daselbst so arg, als stünden sie auf feindlichem Gebiete, sengten und raubten im Lande umher, mißhandelten das Volk, plünderten und entweihten die Kirchen. Viel Zeit ward bei diesem Aufenthalt verloren, und König Ludwig verstärkte unterdessen seine Schaaren. Erst ungefähr am 20. September langte König Friedrich's Heer bei dem Städtchen Mühldorf im Salzburgischen an, wo drei Jahre früher das baierische Heer so wenig Ruhm erworben hatte. Inzwischen war der Herzog Leopold gegen den Lech vorgedrungen, Willens, dem Feinde in den Rücken zu fallen. Er sendete Eilboten an seinen Bruder, und dieser an ihn, um über die beiderseitigen Stellungen und Maßregeln Kunde zu geben. Aber herumstreifende Parteigänger nahmen bei dem Kloster Fürstenfeld den Eilboten ihre Pferde ab, und so konnten diese mit ihren Botschaften nicht zur rechten Zeit eintreffen. Die Brüder harrten einige Tage vergeblich auf gegenseitige Nachrichten; dadurch wurde ihre Vereinigung gehindert, und Ludwig, mittlerweile noch *mehr* verstärkt, bekam Gelegenheit, sie einzeln anzugreifen. Auch verlor

Leopold die koſtbare Zeit mit Verwüſtung der Güter des für Ludwig geſinnten Grafen von Montfort.

Der König Ludwig zog mit den Truppen ſeiner Bundesgenoſſen, des Königs Johann von Böhmen, der Herzoge von Niederbaiern und des Erzbiſchofs Balduin von Trier, ſeinem Feinde entgegen, und nahm ſeine Stellung bei Ampfing. Man rieth ihm, dem Eintreffen Leopold's zuvorzukommen; vornehmlich drängte der Böhmenkönig zur Schlacht. Dagegen warnte der König Friedrich mehre ſeiner Hauptleute, die Vereinigung mit ſeinem Bruder Leopold unter allen Verhältniſſen abzuwarten, und nicht eher eine Schlacht anzunehmen, bevor derſelbe mit ſeinen ſchwäbiſchen Völkern vom Lech eingetroffen ſeyn werde. Friedrich aber, der langen Zögerung ſchon unmuthig, und entſchloſſen, dem Kriegsgräuel um jeden Preis ein Ziel zu ſetzen, beſtand auf ſchleunigem Kampfe; denn „er habe ſchon ſo Viele zu Witwen und Waiſen gemacht, und ſo vielen Jammer an Chriſten verurſacht, daß er die Schlacht nicht länger verſchieben dürfe, es komme wie es wolle.“

So ward nun der 28. September zum Schlachttage beſtimmt. In vier Schlachthaufen brach das öſterreichiſche Heer auf. Den erſten, mit dem Reichsbanner führte König Friedrich, hoch zu Roſſe, durch ſeine königliche Rüſtung allen kenntlich, und entſchloſſen, als ein Ritter um ſeine Krone zu kämpfen gegen Jeden, der an ihn herankäme; den zweiten, mit dem Banner Oeſterreich's, der Herzog Heinrich und der Marſchall Dietrich von Pilichdorf; den dritten die Brüder Ulrich und Heinrich von Walſee mit ihren Söhnen; dem vierten befahl der Erzbiſchof von Salzburg mit ſeinem Banner.

Der König Ludwig, ſchon ſeit länger mit finſteren Träumen von drohendem Meuchelmorde ſich tragend, ſtellte ſich nicht ſo frei und kenntlich an die Spitze ſeines Heeres, wie ſein Gegner that. In unſcheinbarer Rüſtung, in blauem Wapenrocke mit weißen Kreuzen, hielt er, inmitten von eilf Rittern, abſeit vom Kampfplatze. Er fürchtete das Schickſal König Adolf's von Naſſau. Den Oberbefehl in ſeinem Heere führten der Böhmenkönig und ſein Eidam, Herzog Heinrich von Baiern. Auch der Herzog Bernhard in Schleſien und der Burggraf Ludwig von Nürnberg mögen Theil an dem Oberbefehle auf baieriſcher Seite gehabt haben. (Von dem vielbeſprochenen Schweppermann, der die Schlacht gelenkt und entſchieden haben ſoll, ſchweigen alle Zeitgenoſſen, und er dürfte wohl nur der Held einer ſpäteren Sage, oder ein vielleicht gleichzeitiger militäriſcher Spitzname für einen der wirklichen

Anführer ſeyn.) Das Reichsbanner für den König Ludwig führte der Graf von Schlüſſelberg aus Franken.

Das Flüßchen Iſen trennte beide Heere. Vor dem Beginne des eigentlichen Treffens ſchoſſen die öſterreichiſchen Armbruſtträger einen ſolchen Hagel von Pfeilen hinüber, daß der König Ludwig, den an dieſem Tage ganz die alte Entſchloſſenheit verlaſſen hatte, ſich auf ſein Schloß Waſſerburg zurückzog. Auf dieſe Nachricht gab der König Friedrich die Loſung der Schlacht. Fünfhundert Gepanzerte rückten vor, dann achthundert, endlich der König ſelbſt mit wiederum Achthunderten. Der Böhmenkönig Johann warf in ſeiner hitzigen Tapferkeit ſich ihm mit ſeinem Schlachthaufen vor einer Anhöhe entgegen. Wüthend war der erſte Anprall. Von beiden Seiten ſtritt man mit äußerſter Unerſchrockenheit und Erbitterung. König Friedrich vollbrachte Wunder der Tapferkeit, und leuchtete Allen vor durch ſein Beiſpiel. Unter den Böhmen that ſich hervor der berühmte Plichta von Zirotin, ein Kämpfer ſonder Gleichen. Aber im tollkühnen wiederholten Hineinſprengen unter die Feinde ſtürzte er zuletzt mit dem Roſſe, und verhauchte ſein Leben unter zahlloſen Schwertern. Ihm ebenbürtig focht Hermann von Milicin. Der König Johann ſtürzte, im Handgemenge, ebenfalls mit dem Pferde, und gerieth in die äußerſte Gefahr. Ungeachtet ihres heißen Widerſtandes mußten die Böhmen zuletzt weichen. Fünfhundert der Ihrigen waren gefallen, und erſt nach der Hand vermochten ſie, durch friſche Schaaren des Herzogs Heinrich verſtärkt, den Kampf auf einer anderen Seite wieder zu eröffnen. Schon war auch das baieriſche Fußvolk durch die Oeſterreicher zurückgeworfen, und der Sieg ſchien für König Friedrich nicht länger zweifelhaft. Da wirbelte von ferne eine Staubwolke auf, und eine Reiterſchaar ſprengte heran. Die Oeſterreicher meinten nicht anders, als es ſey der Herzog Leopold, der mit ſeinen Rittern käme, um den Sieg zu vervollſtändigen, und jauchzten ihnen freudig zu. Viele der öſterreichiſchen Edlen ritten den Ankommenden entgegen. Doch bald wurden ſie der ſchrecklichen Täuſchung inne. Nicht Leopold war es, den ſie heranziehen ſahen; es war der Burggraf von Nürnberg, der mit einer ſtarken Reiterſchaar im Rücken gegen ſie anſprengte und grimmig in die vom Kampfe bereits erſchöpften Oeſterreicher einhieb. Die ſchon im Fliehen begriffenen Böhmen und Baiern, durch dieſe plötzliche Wendung der Dinge neuermuthigt, hielten Stand, und ſtürmten von Neuem auf ihre Gegner los. Die Vorderſten der Oeſterreicher wurden umzingelt und gefangen;

die Ungarn und Kumanen jagten in wilder Flucht davon und ließen ihre Bundesgenoſſen im Stiche. Auch die von Salzburg und Paſſau räumten fliehend das Feld. Da war das Schickſal des Tages entſchieden, und Oeſterreich's Banner ſank. Der König Friedrich kämpfte fort bis zum letzten Augenblick, bis ſein Roß, von eines Feindes Waffe durchbohrt, mit ihm niederſtürzte und ihn wehrlos machte. Am Boden liegend, fragte er den feindlichen Krieger, weſſen Dienſtmann er ſey? Der nannte den Burggrafen von Nürnberg als ſeinen Herrn und rief denſelben herbei, als Friedrich nach ihm verlangte. Der gefangene König übergab dem Burggrafen ſein blutiges Schwert. Den hohen Gefangenen ſeines Lebens verſichernd, führte der Burggraf ihn vor den König Ludwig, der ihn begrüßte mit den doppelſinnigen Worten: „Oheim, ich ſehe Euch mit Vergnügen.“ Friedrich war trübſinnig und ſchwieg ſtill.

Die ſo lange ſchwankende Wage des Krieges war jetzt durch einen ſchnellen, gewaltſamen Zufall gewendet; denn mehr, als ein Zufall, war der Sieg Ludwig's nicht zu nennen, da Letzterer, in düſterem Mißtrauen an ſeinem Glücke, die Schlacht gemieden hatte, die, für Friedrich ſchon gewonnen, erſt durch des Burggrafen gelungenen Handſtreich den Sieger zum Gefangenen, den ſchon Geſchlagenen zum Sieger machte. Bei dem Dorfe Ampfing, zwiſchen Mühldorf und Dornberg, war die Königsſchlacht geſchlagen worden. Dem Könige Ludwig ſollen 1100 Männer erſchlagen, 3000 Pferde getödtet worden, von Friedrich's Kriegern 1400 in Gefangenſchaft gerathen ſeyn, der Todten nicht zu gedenken, deren Anzahl wahrſcheinlich geringer war, nachdem die Schlacht im Beginne ſich ſo ſehr zu ſeinen Gunſten anließ, und die Niederlage ſich dann ſchnell und, bei der Flucht der Bundesgenoſſen, ohne Möglichkeit langer Gegenwehr entſchied. Die Böhmen ſchrieben den Sieg dem Beiſtande ihres Landespatrons, des heiligen Wenzel, zu, deſſen Feſt auf den Schlachttag fiel. Darum erhob ſich zu ſeinen Ehren ſpäter eine Kapelle auf der Wahlſtatt.

Selbſt durch den Sieg war Ludwig's Beſorgniß nicht zu überwältigen, und immer noch fürchtete er, der gewaltige Herzog Leopold möchte herbeieilen, und ihm den Sieg entreißen. Daher verzichtete er ſogar auf die übliche Sitte der Sieger, durch mehre Tage auf dem Schlachtfelde zu verharren. Noch in derſelben Nacht brach er nach Oettingen auf. Seinen königlichen Gefangenen ließ er zuerſt in das nahe Schloß Dornberg, dann

nach Oettingen und endlich über Regensburg und die Donau auf die Felsenburg Trausnitz in der Oberpfalz unweit Nabburg bringen. Gern hätte er zu doppelter Bürgschaft auch den andern hohen Gefangenen, den Herzog Heinrich, in seiner Gewalt behalten; aber dieser fiel in der Theilung dem Böhmenkönige Johann zu, der ihn auf das Schloß Bürglitz in Böhmen bringen ließ, und acht Wochen lang in harter Haft hielt. Als Heinrich in den Hauptsaal dieser Burg trat, soll unter den, noch von Ottokar her dort aufgestellten Wapen, jenes von Oesterreich herabgefallen und zerbrochen seyn, eine Fabel, die selbst in symbolischer Hinsicht unpassend, da der Tag von Mühldorf auf Oesterreich's Geschick fast gar nicht einwirkte. Friedrich's persönlicher Unfall überwog weit den zufälligen Verlust der Schlacht, den der König Ludwig, bei seinen beschränkten Streitmitteln und der ungeschwächten, ja unversiegbaren Kraft der österreichischen Stammlande, so, wie es erforderlich gewesen wäre, zu benutzen weder sich getraute, noch vermochte. Ein König war gefangen, doch für den anderen die Krone damit noch nicht gewonnen.

Mit dem unbegränztesten Wehgefühle von Zorn, Schmerz und Selbstvorwurf, vernahm Leopold in Albingen die finstere Kunde der Mühldorfer Niederlage und der Gefangenschaft des Bruders, an welchem er mit ganzer Seele hing. Bitter klagte er sich an, über dem nutzlosen Zerstörungswerke an den Gütern seines Feindes Montfort, die verhängnißvolle Stunde versäumt und den Bruder, die Krone dadurch geopfert zu haben. Sein an sich düsteres Wesen verfinsterte sich seit diesem Tage noch mehr; Haupthaar und Bart ließ er wachsen zum Zeichen der Trauer und brennenden Rachedurstes, und Niemand hat seitdem ihn mehr lächeln gesehen. Er schwur sich zu, nicht eher zu ruhen, bis der Bruder befreit und der Tag von Mühldorf wettgemacht worden sey; aber die Umstände stellten sich gebieterisch zwischen seinen Willen und das Vollbringen, und, zu seiner vermehrten Qual, mußte er aufschieben, was sein ungestümer Muth so gern im nächsten Augenblicke vollführt hätte. Jetzt, wo der ganze Schlachtplan verrückt war, wo er kaum wußte, wo er Freund oder Feind zu suchen hatte, und der Abfall vieler Anhänger in Aussicht stand, war nicht der Moment, in des Feindes Land einzudringen. Er zog daher, begleitet von seinem Bruder Albrecht, sofort über den Lech, seinen Zorn in den Rauch und die Flammen zerstörter Dörfer und Gehöfte hüllend, die seine Straße bezeichneten, und blieb schlagfertig in Schwaben stehen.

Während, die Folgen des Mühldorfer Sieges überschätzend, viele Freie und Edle, vorher Anhänger König Friedrich's, mit ihnen auch die meisten Städte, vornehmlich im Elsaß, sofort dem Könige Ludwig sich unterwarfen, erhielt Leopold's Eifer doch die wichtigsten seiner Bundesgenossen auf seiner Seite. Die Markgrafen von Baden blieben ihm ergeben, und setzten die Feindseligkeiten wider seine Gegner fort. Auch der König Karl von Ungarn änderte seine Gesinnungen nicht, und ward der österreichischen Sache jetzt um so wichtiger, da er am 24. August 1323 mit dem bisherigen Gegner, dem Könige Johann von Böhmen, einen Vertrag für die Herzoge von Oesterreich abschloß, wodurch Letztere Stadt und Schloß Znaim an Böhmen zurückstellten und, unter Verpfändung von Laa und Weitra, sich zur Bezahlung von 9000 Mark Silbers anheischig machten, wogegen der König von Böhmen sich mit dem von Ungarn und dem Herzoge von Oesterreich aussöhnte, zugleich sich verpflichtete, dem Könige Ludwig hinfort keine Mannschaft aus Böhmen und Mähren, sondern nur zweihundert Schwerbewaffnete aus seinen anderen Ländern zuzuführen, und seinen Gefangenen, den Herzog Heinrich, in Freiheit setzte. Letzterem war schon früher in Prag die Freiheit angeboten, und ihm erlaubt worden, nach Oesterreich zu gehen und die Sache zu ordnen. Doch die Bedingungen waren damals unannehmbar gewesen, und so hatte Heinrich, treu seinem fürstlichen und ritterlichen Worte, sich selbst wieder als Gefangener in Prag gestellt; ein hohes Beispiel von Worttreue und Manneswerth. Jetzt war er ganz frei, zwar gegen schwere Opfer, doch nicht zu groß für die brüderliche Liebe, und nicht unter entehrenden Bedingungen.

Zwischen Oesterreich und Böhmen würde es nicht so schnell und leicht zum Frieden gekommen seyn, wenn nicht die Freundschaftsbande zwischen den Königen Ludwig und Johann sich gelockert hätten; denn in Böhmen nahm man es dem Könige Ludwig übel, daß er dem vierzehnjährigen Friedrich dem Ernsthaften von Meissen, nachdem dieser sein Verhältniß mit der ihm verlobten böhmischen Prinzessin Jutta aufzuheben sann, sogleich seine eigene Tochter Mechtild verlobte. Noch bitterer aber empfand man dort, daß der König Ludwig auf dem Reichstage zu Nürnberg, im Frühjahre 1323, die schon früher dem Könige von Böhmen zugesagte und nun durch des Kurfürsten Waldemar Tod wirklich erledigte Mark Brandenburg jetzt seinem eigenen Sohne Ludwig verlieh, und der Vergrößerung seines Hauses dadurch das Interesse des Bundesgenossen aufopferte.

Mehre Fürsten machten nun auch Versuche die Befreiung des gefangenen Friedrich von Ludwig zu erwirken. Der Herzog Heinrich von Kärnten und der Bischof Niklas von Regensburg begaben sich in dieser Absicht nach München und legten dem Könige Ludwig einen Entwurf vor, nach welchem die Herzoge Oesterreichs zu bestimmter Frist die Belehnung von ihm suchen und empfangen, ferner die Angelegenheiten wegen der Kriegsschulden und der Gefangenen durch Schiedsrichter geordnet werden sollten, um sodann durch den Herzog Heinrich zum Friedensschlusse schreiten zu können. Aber Ludwig, in seiner Stellung sich noch immer nicht sicher fühlend, hielt den wichtigen Gefangenen, solches Pfand als eine Hauptstütze betrachtend, mit krampfhafter Anstrengung fest, und an seiner Weigerung scheiterten alle Bemühungen der Vermittler.

Wie tiefen Groll auch der Herzog Leopold gegen Ludwig im Busen nährte, und wie schwer ihm auch jeder gütliche Schritt bei dem gehaßten Gegner fiel, so überwand er sich doch, da es die Freiheit seines theuren Friedrich galt; denn die Gewalt der Liebe war in dem fehdelustigen Herzoge noch stärker als jene des Hasses. Er machte dem Könige Ludwig Anerbietungen; dieser verlangte, ehe noch zu irgend einer Unterhandlung geschritten werden könnte, vorerst die Reichsinsignien ausgeliefert. Willig — denn er meinte nicht anders, als daß die Befreiung des Bruders sofort erfolgen werde — stellte Leopold die Insignien nach Nürnberg. Als aber Ludwig das Verlangte hatte, forderte er, Leopold solle alle Städte, die ihm und seinem Bruder Treue geschworen, von ihrem Eide loszählen. Da entbrannte Leopold's Haß in verdoppelter Stärke, und sich selbst zürnend, daß er von dem Feinde sich die Kleinodien des Reiches hatte ablisten lassen, schwur er ihm Tod und Rache für immer; denn ob auch der Bruder unfrei war, sich selbst wußte und nannte er — unbesiegt.

Gegenlist sollte den gespielten Betrug vergelten. Ein unternehmender Jüngling von einer hohen Schule ward gewonnen, das Fenster auf Trausnitz zu erklimmen, wo Friedrich schmachtete. Als der unerwartete Retter in der Finsterniß am Fenster erschien, erschrack der unvorbereitete Friedrich, machte Lärm und nöthigte den Jüngling zu schleuniger Flucht. Später, im freien Zustande, sah er den jungen Mann wieder und rief aus: „Das ist das Gespenst, das mich entführen wollte!“

Da auch die Liſt nicht half, ſo verließ Leopold ſich lediglich wieder auf ſein ſo oft bewährtes, gutes Schwert. Mit Krieg und Zerſtörung wollte er dem Feinde ſo lange zuſetzen, bis dieſer den Bruder freigäbe. Immer drohender geſtaltete von vielen Seiten ſich Ludwig's Lage. Den Papſt Johann XXII. hatte er ſchwer beleidigt durch die Hilfstruppen, die er 1323 den Visconti's wider den vor Mailand liegenden päpſtlichen Legaten geſendet. Der heilige Vater befahl ihm, binnen dreier Monate und bis zu päpſtlicher Entſcheidung und Beſtätigung, ſich aller Handlungen eines Reichsoberhauptes zu begeben, und wies, unter Androhung kirchlicher Strafen, Geiſtliche und Weltliche an, Ludwig allen Gehorſam zu verſagen. Ludwig, durch Minoriten in ſeinem Trotze beſtärkt, die vermöge heftigen Streites mit den Dominikanern zugleich in Zerwürfniſſe mit dem Papſte gerathen waren, ſuchte zwar durch eine Geſandtſchaft an den Papſt ſich von dem Vorwurfe der Ketzerei zu reinigen, enthob auch den Galeazzo Visconti von der Reichsſtatthalterſchaft in Mailand und bat um Verlängerung jenes dreimonatlichen Termins, erließ aber zugleich ein heftiges Manifeſt gegen die päpſtliche Kundmachung und gab dadurch der Abneigung des heiligen Vaters neue Nahrung. Der Papſt Johann gab darauf am 7. Januar 1324 eine Antwort, die ſeinen früheren Ausſpruch gegen Ludwig beſtätigte, und jene Friſt nur um zwei Monate verlängerte.

Dieſe ungünſtigen Geſinnungen des Papſtes gegen Ludwig gaben die Loſung zum Abfalle vieler ſeiner Anhänger. Auch der König Johann von Böhmen, aus ſchon erwähnten Gründen gegen Ludwig erkaltet, nahm jetzt die Gelegenheit wahr, ihn gänzlich aufzugeben und ſich an die Herzoge von Oeſterreich anzuſchließen. Der Papſt Johann, von franzöſiſcher Geburt und nicht von Rom, ſondern von Avignon aus über die Kirche herrſchend, trachtete eifrig, dem Könige Karl IV. von Frankreich die römiſch-deutſche Krone zuzuwenden. Unter keinem anderen Verhältniſſe würde Leopold, deſſen eigener Bruder um dieſer Krone willen Sieg und Freiheit verloren, dieſem Plane ſeine Zuſtimmung gegeben, dieſer fremden und dem deutſchen Reiche nachtheiligen Sache den Arm geliehen haben; aber nichts Anderes vor Augen, als die Befreiung des Bruders und das Verderben des Feindes, galt ihm jedes Mittel gleich, das zu dieſem Ziele führte, und bereitwillig trat er dem Plane bei. Auch der Böhmenkönig, dem einſtigen Freunde nun gänzlich entfremdet, ſchloß ſich dem Bunde an, und begab ſich perſönlich nach Avignon,

wo er mit dem Papſte und dem Könige von Frankreich zuſammentraf, und der Anſchlag gegen Ludwig ſeiner Reiſe noch mehr entgegenging.

Als der König Ludwig die vom Papſte ihm anberaumte Zeit hatte verſtreichen laſſen, ohne die Krone und die Regierungsgewalt von ſich zu legen, ſchleuderte Johann am 23. März 1324 den Bann gegen ihn. Viele ſchreckte die geiſtliche Waffe, und machte ſie dem gebannten Könige abtrünnig. Er ſelbſt bewies in dieſer neuen Bedrängniß Muth und Standhaftigkeit. Der Minoriten ſcharfe Federn bearbeiteten die öffentliche Meinung, ſo viel thunlich, zu ſeinen Gunſten, griffen den Papſt und deſſen Anmaßungen auf das deutſche Reichsregiment, mit Heftigkeit an und prophezeiten die Gefahr, daß der Papſt über kurz oder lang den Kurfürſten das Recht, einen römiſchen König zu wählen, beſtreiten, ihnen nach Willkür einen Kaiſer aufdringen würde; Winke, die von Manchen mit aufmerkſamen Ohren angehört und beherzigt wurden. Ludwig ſelbſt appellirte gegen die Maßregeln des Papſtes und die Ungerechtigkeiten, die er darin erblickte, an eine allgemeine Kirchenverſammlung.

Ludwig's Gegner verfolgten unterdeſſen mit Thätigkeit das begonnene Werk. Am 11. Juli ſprach der Papſt förmlich die Abſetzung Ludwig's aus, und die Verbündeten ſuchten durch Zuſicherung gegenſeitiger Vortheile einander um ſo feſter an das gemeinſame Unternehmen zu binden. Herzog Leopold ſoll verſprochen haben, in Deutſchland ſeinen ganzen Einfluß für Karl's Erwählung aufzubieten, und ſeinen Bruder Friedrich, ſobald derſelbe ſeine Freiheit erlangt haben werde, zu Niederlegung der Krone zu bewegen; wogegen König Karl ihm 30,000 Mark Silbers zugeſichert haben ſoll. Zu näherer Erörterung wurde für den Sommer 1324 eine Zuſammenkunft in der burgundiſchen Stadt Bar an der Aube anberaumt, woſelbſt der König Karl dem Herzoge Leopold, nebſt manchen anderen Vortheilen, auch den Beſitz der Thäler Schwyz und Unterwalden zuſagte, im Falle er zum römiſchen Könige erwählt werden ſollte. Doch alle dieſe Vorbereitungen waren umſonſt; denn außer Leopold erſchien kein deutſcher Fürſt, nicht einmal der König Johann von Böhmen, und ſo wurde Karl's Hoffnung und Abſicht, daß die verſammelten Fürſten ihm in Bar die römiſche Königswürde anbieten ſollten, vollkommen vereitelt. Unmuthig kehrten Karl und Leopold, jeder in ſeine Heimat, zurück.

Waren hiermit für Ludwig auch die Beſorgniſſe verſchwunden, daß der König von Frankreich ſich auf Deutſchland's Thron ſchwingen werde, ſo verfinſterte ſich doch Erſterem die Ausſicht mit jedem Tage, und ſeine Lage nahm einen troſtloſen, ja verzweiflungsvollen Charakter an. Zwar hatte ſein Manifeſt gegen den Papſt und ſeine Appellation an ein allgemeines Concil die Kraft eines Reichsſchluſſes erhalten; aber viele Reichsfreie weigerten ſich, die Lehen von ihm zu empfangen; noch Andere ſtanden ihm gewaffnet gegenüber; Mainz und Köln berathſchlagten über ſeine Abſetzung; mehre, vorher ihm anhängliche Städte im Elſaß verließen ſeine Partei, und reizten dadurch auch die übrigen zur Nachahmung; der lange Kriegszuſtand erweckte überall Murren und Unzufriedenheit. Der kühne und mächtige Leopold aber wüthete gegen ihn mit verdoppelter Kraft und arbeitete raſtlos an ſeinem Untergange. Des Erſteren Schaaren ſtreiften unter ſchrecklichen Verwüſtungen an der Gränze Schwabens und Baierns umher; das feſte Schloß Burgau war ihr Sammelplatz und der Zufluchtsort ihrer zuſammengeraubten Beute. Von den geängſtigten Städten der Umgegend um Hilfe angefleht, brach Ludwig noch im Spätherbſte 1324 gegen Burgau auf, und belagerte den Platz mit zahlreichen Mannen und vielen Kriegsmaſchinen. Aber die Belagerung wurde ſaumſelig und unzweckmäßig betrieben, und das Schloß durch Burchard von Ellerbach und deſſen Sohn mit tapferer Ausdauer vertheidigt; denn Herzog Leopold hatte verſprochen, ſie zu entſetzen. Er hielt Wort. In der Mitte des Januar 1325 kam er aus Schwaben herangerückt, mit vierhundert Reitern dem Hauptheere vorauseilend. Ludwig's Truppen, durch die lange und erfolgloſe Belagerung ermüdet, waren dem doppelten Feinde nicht gewachſen. Daher hob Ludwig eilig die Belagerung auf, gab Geſchütz und Lager dem Feinde preis, und zog ſich faſt fliehend nach Lauingen zurück.

Dieſer neue Schlag war für Ludwig's Sache ſehr nachtheilig. Seine Schwäche, dem muthigen und ſtarken Leopold gegenüber, ward dadurch vor dem ganzen Reiche in ein grelles Licht geſtellt, und indem er bewieſen, daß er nicht Kraft genug beſitze, ſeine Anhänger vor den Verfolgungen des unerbittlichen Gegners zu ſchützen, ſpielte er ihnen ſelbſt den Anlaß und den Vorwand in die Hände, ſich von ſeiner Partei zu trennen. Hatte er bei den häufigen Wechſeln, denen ſeine Sinnesart unterlag, bisher geſchwankt zwiſchen Entſchloſſenheit und Verzagniß, zwiſchen Trotz und Verzweiflung,

ja in wilden Augenblicken zur den Gedanken gebabt, seinen Gefangenen hinrichten zu lassen, und, unentschieden, seinem Bruder Leopold den blutigen Leichnam des Bruders hinzuschleudern, so gab diese letzte Niederlage ihm, mit der vollen Ausübung seiner Gewalt, doch die nöthige Mäßigung zurück.

Schneller, als sonst, war Ludwig's Entschluß gefaßt. Ohne eines Anderen Wissen, ohne alle Begleitung, eilte er nach Trausnitz, in Friedrich's einsamen Kerker, mit dem einstigen Jugendfreunde wieder einmal friedliche Worte zu wechseln, wie in alter, besserer Zeit. Friedrich, gebeugt durch dreijährige Haft, der Freiheit entgegenseufzend, war leicht überredet und gewonnen, selbst für harte Bedingungen. Als sie darüber einig geworden, rief Ludwig für beide Theile Zeugen herbei, und am 13. März 1325 wurde folgender Vertrag zwischen den beiden Fürsten geschlossen: „Der Herzog von Oesterreich verzichtet auf die Königswürde, liefert alle darauf bezüglichen Urkunden aus, und wird sich durch Niemand, auch nicht durch den, der sich Papst nennt, mehr bestimmen lassen, dem Königthume nachzustreben, so lange König Ludwig am Leben ist. Alles, was Friedrich's Brüder vom deutschen Reiche besetzt halten, werden sie dem Könige Ludwig übergeben; die etwa von ihnen verpfändeten Reichsgüter müssen sie einlösen und zurückstellen. Auch verpflichten sich Friedrich's Brüder, die Herzoge von Oesterreich, dem Könige Ludwig und dessen Kindern wider Alle, namentlich wider den, der sich Papst nennt, beizustehen; sie werden Bürgen stellen, welche diesen Artikel beschwören. Die Herzoge Oesterreich's werden vom Könige Ludwig ihre Lehen empfangen und ihn als ihren rechtmäßigen Herrn anerkennen; sie werden den Herzog von Kärnten und alle ihre Anhänger zu Gleichem zu bewegen suchen, und die sich dessen weigern, als Feinde ansehen, so lange, bis dieselben dem Könige Ludwig Gehorsam erweisen. Herzog Friedrich's Tochter, Elisabeth, wird mit des Königs Ludwig Sohne, Stephan, verlobt; das Heiratsgut haben der Graf Berthold von Henneberg und der Burggraf von Nürnberg zu bestimmen, und verpfändet Friedrich dafür Burgau und Riesenburg. Die Dispensation zu dieser Ehe werden der König Ludwig und der Herzog Friedrich ansuchen, sobald der päpstliche Stuhl mit einem Manne besetzt seyn wird, von welchem sie zu erlangen seyn dürfte. Bei des Königs oder des Herzogs Ableben, ist der Vertrag von Beider Kindern und von des Herzogs Brüdern getreulich aufrecht zu erhalten. Sollte Friedrich nach Ludwig's Tode zum Könige gewählt werden, so wird er dessen

Kinder mit Allem belehnen, was ihnen vom Reiche gebührt, namentlich mit der Mark Brandenburg; desgleichen soll das Abkommen mit des verstorbenen Herzogs Rudolf von Baiern Kindern aufrecht erhalten werden. Der König Ludwig wird die Herzoge von Oesterreich bei all Demjenigen schützen, was ihnen der Kaiser Heinrich oder dessen Vorfahren im Reiche verpfändet haben. Der Herzog Friedrich wird schwören, alle diese Punkte getreulich zu erfüllen. Sollte er jedoch in der Erfüllung gehindert seyn, so muß er am kommenden 24. Juni sich in Trausnitz wieder zur Haft stellen. Endlich muß er für seine eigene Person, nach dem Ausspruche des von Henneberg und des von Nürnberg, dem Könige Ludwig sich verpflichten."

Beide Fürsten wohnten mit einander der Messe bei und empfingen gemeinsam das heilige Abendmahl, zur Befestigung des gegebenen Wortes und ewiger Versöhnung. Dann verließ Friedrich im April 1525 Baiern, und kehrte nach Wien zurück.

Kaum erkannte man mehr den schönen, blühenden Friedrich. Die lange, drückende Haft hatte den feurigen Geist gebeugt, mit ihm den edlen Körper. Der Bart, den er, ein Zeichen der Trauer und des Unmuthes, sich während der dreißig Monate seiner Gefangenschaft nicht geschoren hatte, verlieh den anmuthvollen Zügen einen fremden, düsteren Charakter. Seine Gemalin fand er erblindet; lange Thränen, dem Unglücke ihres Gatten geweint, hatten das Licht ihrer Augen ausgelöscht. Ueberall auf seinem Wege begegneten ihm die Liebe und der Jubel seiner Unterthanen, die den Befreiten frohlockend wieder begrüßten. In Wien traf er auch seine Brüder, Albrecht, Heinrich und Otto; der Herzog Leopold war in Schwaben, wo er noch immer für die Sache seines Bruders rüstete.

Hätte Friedrich, als sein Gegner ihm den Vertrag von Trausnitz bot, von Ludwig's bedrängter, ja verzweiflungsvoller Lage gewußt, er würde schwerlich in jene Bedingungen gewilligt haben, die, ganz wie von dem Sieger dem Besiegten dictirt, für ihn fast nur Verpflichtungen ohne Gegenzugeständnisse aussprachen. Aber die Kunde von den Siegen des brüderlichen Helden Leopold, von Ludwig's Niederlage und Hilflosigkeit, hatte dieser nicht in den Kerker seines Gefangenen dringen lassen, und so wich Friedrich der scheinbaren Gewalt der Umstände, die er nicht vollständig kannte.

Fest hatte er beschlossen, entweder die Bedingungen zu erfüllen, die er eingegangen, oder einer Freiheit zu entsagen, die er, wenn er dem Vertrage

nicht zu entsprechen vermochte, nicht mit Ehren genossen haben würde. Als er sah, daß er den Verpflichtungen nicht gerecht werden konnte, die er auf sich genommen, daß der Haß seines Bruders Leopold gegen Ludwig es nimmer zur Verwirklichung des Vertrages kommen lassen werde, als der Papst in einem eigenen Briefe heftig gegen die Trausnitzer Uebereinkunft eiferte, sie ungiltig erklärte, und ihm, bei seinem, der Kirche schuldigen Gehorsam, ja bei Strafe des Bannes verbot, in das Gefängniß Ludwig's zurückzukehren, weil alle mit demselben, als einem Gebannten, eingegangenen Bündnisse und Verträge ohnehin ungiltig; da erkannte Friedrich, daß es für den Mann eine Macht gebe, von welcher selbst die Gewalt des Papstes nicht zu entbinden vermöge: die Macht der Ehre und der Pflicht gegebenen Wortes. Er riß sich los von Gattin und Kindern, von der Heimat, an welcher er so innig hing, und mit der Aussicht, daß sein finsterer Kerker zu Trausnitz ihn wieder aufnehmen werde, stellte er sich in München, hochherzig, wortgetreu, wie sein Bruder Heinrich, der ebenfalls in die böhmische Gefangenschaft zurückgekehrt war, als, die aufgegebenen Bedingungen zu erfüllen, ihm zur Unmöglichkeit geworden.

Solche Männertugend rührte das Herz Ludwig's des Baiern. Als einen Bruder nahm er ihn auf, der, „was er in Banden gelobt, frei nicht erfüllen gekonnt," und darum in die Bande zurückkehrte, weil einzig sie sein Versprechen zu tilgen vermochten. Diese That befestigte die halb vergessene Jugendfreundschaft sicherer, als der Eidschwur auf Trausnitz. Längere Zeit schliefen Friedrich und Ludwig in Einem Zimmer, speiseten an Einem Tische. Ja, als Ludwig im Begriffe stand, gegen die feindlichen Preußen und Lithauer zu ziehen, hatte er ein so unbegränztes Vertrauen, daß er Friedrichen, dessen Brüder noch zum blutigen Kampfe gegen ihn gerüstet standen, seine Hausmacht und seine Lande zur Verwaltung geben wollte. Schöne Lichter der Tugend und Treue in jenen finsteren Tagen des Hasses und der Arglist!

So weit hatte den König Ludwig sein besseres Gefühl und ein edler Wettstreit der Großmuth gebracht. Die Klugheit und die Nothwendigkeit geboten ihm, noch mehr zu thun. Friedrich's Brüder, obenan der gefürchtete Held Leopold, drangen, von dem Papste fortwährend angefeuert, unaufhaltsam zu Ludwig's Verderben heran; selbst Friedrich hätte in seiner aufgegebenen Lage ihnen [illegible]nen Halt gebieten können, und auch gegen seinen Willen würden sie für [illegible] Sache gestritten haben. Ludwig mußte also einen Ausweg suchen, der,

ohne ihn in ſeiner Würde und Macht zu beeinträchtigen, ihn zugleich ſo innig mit Friedrich verband, daß eine fortgeſetzte Feindſeligkeit der Herzoge von Oeſterreich Letzteren mitbetroffen haben würde. So kam es denn am 5. September 1325 in München zwiſchen Ludwig und Friedrich zu einem Vergleiche ganz eigener Art. „Zur Herſtellung des Friedens im deutſchen Reiche" — ſo beſagte die Urkunde — „vereinigten Beide ſich dahin, daß ſie in gleicher Würde und mit ganz gleichen Rechten, gleichſam als Eine Perſon, das römiſche Reich, zu welchem ſie Beide gewählt und geweiht ſeyen, regieren wollten. In allen Dingen werden ſie ſich gegenſeitig beiſtehen, Nutzen und Schaden in gleichem Maße mit einander tragen. Jedem ſollen gleiche Ehren zukommen, ohne Vorzug vor dem Anderen; Beide ſich römiſche Könige und Mehrer des Reichs ſchreiben, ſich Brüder nennen und auch als Brüder behandeln. Auf den neu zu fertigenden Siegeln ſoll der Name Deſſen, der es führt, immer dem des Anderen nachſtehen. Wer dem Anderen zuſchreibt, muß deſſen Namen voranſetzen; in gemeinſchaftlich ausgeſtellten Urkunden wird mit Voranſetzung des Namens täglich gewechſelt. Uebt Einer von ihnen in des Andern Abweſenheit irgend eine Regierungshandlung, ſo muß dies in Beider Namen geſchehen; denn ihre Regierung iſt ungetheilt. Größere Reichslehen müſſen von beiden Königen zugleich vergeben werden; kleinere kann Einer von ihnen vergeben; der Lehenseid aber muß Beiden geſchworen werden. Zieht Einer von ihnen nach Italien, ſo ertheilt ihm der in Deutſchland Zurückbleibende ſeine Vollmacht und erhält eine gleiche Vollmacht von Erſterem. Was ſolchen Falls der Eine beſchließt, ſoll der Andere urkundlich beſtätigen. Was die beiden Könige ſchon früher verfügt, bleibt in Kraft, ſo die Belehnungen, welche König Ludwig mit Brandenburg und Meiſſen ertheilt. Was verliehen, verpfändet oder verkauft worden, bleibt es. Die gegenwärtigen und künftigen Beſitzungen beider Könige ſind Beiden zugleich als Reichslehen unterthänig. Von allen geiſtlichen und weltlichen Fürſten, Reichsdienſtmännern und Städten muß der Eid der Treue beiden Königen geſchworen werden; Anhänger des Einen müſſen auch Anhänger des Anderen ſeyn; wer dem entgegen, ſoll von Beiden gezwungen werden. Zu beſſerer Einheit des königlichen Gerichts bleiben bei demſelben nur Ein Hofrichter und Ein Hofſchreiber, die abwechſelnd bei einem der beiden Könige ſich aufhalten. Was ein König entſcheidet, hat der andere zu beſtätigen; Prozeſſe, vor dem einen begonnen, aber nicht beendigt, werden bei dem anderen fortgeführt und erledigt.

Wer in die Acht des einen verfällt, kann von dem andern nach Recht wieder losgesprochen werden. Urtheile, welche sie in der Zeit der Feindschaft gegen einander gefällt, sind aufgehoben. Keine Bedrängniß soll sie von einander trennen; wider geistliche und weltliche Gegner werden sie mit vereinter Macht einander beistehen. Zu Erfüllung aller Punkte des Vertrages haben Beide sich mit einem Eidschwur verbunden."

Dieses Uebereinkommen, für ihre Personen bindend, konnte nicht so unbedingt in der Ausführung und dem Reiche gegenüber giltig seyn. Die Wahlfürsten hätten gegründete Einwürfe machen können, wegen dieser vertheilten königlichen Gewalt, die nach altem Reichsherkommen nur einem Einzigen anvertraut werden konnte, und die doppelte Macht konnte leicht zu Willkür und Zwiespalt, oder mindest zu zweifelhafter Sachlage führen. Solcher Einwürfe gewärtig, wurde der Vertrag durch längere Zeit geheim gehalten, und nur unter der Hand Unterhandlungen mit den einzelnen deutschen Fürsten angeknüpft, um ihre Zustimmung zu der Münchener Uebereinkunft zu erlangen und dadurch besonders dem unausbleiblichen Widerspruche des Papstes zu begegnen, dem die Vereinigung der beiden Gegner, mit deren Einem er in der äußersten Feindschaft stand, den höchsten Unwillen erregen mußte.

Bei solchen mehrseitigen Verhandlungen, die hin und wider guten Fortgang hatten, konnte der Vertrag dem Papste nicht lange verborgen bleiben. Sofort erließ dieser dringende Ermahnungen an die Kurfürsten, denen er den Münchener Vertrag als unverträglich mit den Reichssatzungen und ihre eigene Wahlfreiheit gefährdend schilderte. Seine Verwarnungen fanden Anklang, weil sie nicht ungegründet zu nennen waren. Die Kurfürsten traten heftig gegen die Münchener Uebereinkunft auf, und ohne Leopold's entschiedene Stellung wäre es vielleicht schleunig zur Absetzung Friedrich's gekommen. Ludwig, der den Zorn Leopold's mehr, als die Einsprüche der Kurfürsten fürchtete, und auch seines königlichen Wortes und Eides eingedenk, zeigte den besten Willen in Aufrechthaltung des Vertrages, und nahm auf den Widerspruch der Kurfürsten keine Rücksicht. In diesem Sinne beurkundete er am 7. Januar 1326 zu Ulm: „er habe, zu Gunsten des allgemeinen Friedens der Christenheit, freiwillig und ungezwungen sich entschlossen, dem römischen Könige Friedrich die Verwaltung des deutschen Reiches zu überlassen und ihn mit allem Nöthigen so zu unterstützen, als hätte derselbe

bereits die päpſtliche Beſtätigung für ſich, und es ſolle ihre Uebereinkunft ſelbſt dann ihre Kraft haben, wenn die Reichsfürſten ihr beizuſtimmen verweigern würden.

Der unerſchrockene Leopold, der keine Einrede und keinen Widerſtand der Kurfürſten ſcheute, mag bei dieſem neuen Vertrage wohl am meiſten ſeine Hand im Spiele gehabt haben; es war beſchloſſen worden, daß er als oberſter Reichsvicar den König Ludwig nach Italien begleiten, Friedrich aber als König in Deutſchland zurückbleiben ſollte. Ludwig gehorchte, bei ſolchen Zugeſtändniſſen, offenbar dem Zwange und der Furcht.

So hatte Leopold ſeinen Bruder kämpfend auf den Thron Deutſchland's zurückgeführt, ſich ſelbſt ein wichtiges Reichsamt verſchafft, und erhielt nicht minder durch ſein allezeit gezücktes Schwert, ſo wie durch ſein Einvernehmen mit dem Papſte, mit Sicilien, Frankreich und Florenz, den König Ludwig ſelbſt als Freund noch in Furcht und Befangenheit, dergeſtalt, daß Letzterer die bei weitem wichtigere Hälfte des königlichen Einfluſſes an Friedrich abzutreten ſich bequemte. Von der wieder erlangten Macht begann Friedrich ſofort zu Gunſten ſeines Hauſes und ſeiner, ihm ſo treu verbündeten Brüder Gebrauch zu machen, indem er ihnen die, dem Reiche anheimgefallenen, burgundiſchen Güter des, von ſeinem eigenen Bruder erzürnten Grafen Hartmann von Kyburg verlieh, und ihnen einen Schadenerſatz von 26,000 Mark reinen Silbers, unter Verpfändung mehrer Städte und Flecken, zuſprach. Da veränderte ein abermaliger Schlag die ganze Geſtalt der Dinge, und gab Habsburg's Sache, die ſchon ſo geſichert erſchien, neuen Stürmen preis.

Die durch den Münchener Vertrag, dann durch den von Ulm, völlig umgekehrten Verhältniſſe hatten neue Spannung erzeugt. Aeltere Parteiungen regten ſich wieder. Leopold wollte ſie im Keime erſticken; er eilte, die dem Landgrafen Ulrich von Nieder-Elſaß zugehörige Stadt St. Hippolyt zu belagern, ſchleifte ihre Mauern, und beſetzte ſie. Zerſtört in ſeiner Geſundheit, denn die unaufhörlichen Kriegsbeſchwerden und der Gram ob der Gefangenſchaft des Bruders hatten ſeine ſtarke Natur untergraben — zog er abermals gegen das verhaßte Speier, und ging dann über Trier nach Straßburg, wo die ſeit länger in ihm ſchlummernde, von ihm unbeachtete Krankheit mit verderblicher Gewalt ausbrach. Am 28. Februar 1326 verhauchte Leopold, kaum 34 Jahre alt, ſeinen muthigen Geiſt.

Unerſchrocken, unermüdet, ſich und Anderen nicht Ruhe gönnend, eifern in der Verfolgung eines geſteckten Zieles, durch Tapferkeit und entſchloſſene Schnelligkeit allen ſeinen Feinden furchtbar, war er ein Ritter im kraftvollſten Sinne ſeiner Zeit, und mit Recht hat man ihn die „Blume der Ritterſchaft“ genannt. An Beharrlichkeit, Thatkraft und verſchloſſenem Ernſte ähnelte er ſeinem Vater Albrecht; aber ein ſchönes, ſanftes Licht mildert das ſtrenge Bild des kriegeriſchen Leopold: das Licht der Liebe, der Brudertreue. Wenig hat er für ſich ſelbſt gewirkt und erſtrebt; ſeine Wagniſſe, ſeine Opfer galten immer nur dem geliebten Friedrich, und dieſer zarte, rührende Zug geſchwiſterlicher Anhänglichkeit und Hingebung iſt unübertroffen, faſt einzig in der Geſchichte.

König Friedrich, als er mit ungemeſſenem Schmerze dieſe Trauerbotſchaft in Judenburg erhielt, ahnete wohl, daß in dem Bruder ſein Glück ſo viel verlor, als ſein Herz. Als ſtreitbarer Wächter hatte Leopold mit dem immer ſchlagfertigen Schwerte neben Friedrich's Krone geſtanden; jetzt war dieſelbe unbeſchützt, denn Friedrich's ritterliche Tapferkeit war nicht mit dem Auge des Feldherrn gepaart, nicht vom Glanze des Sieges umleuchtet. Mit Leopold war der Schrecken der Feinde dahin, ihre Furcht und ihre Rückſichten zu Ende, ihr Trotz wieder freigegeben.

Die Folgen dieſes Unfalles zeigten ſich gar bald. Nur in gegründetem Bangen vor des gefürchteten Leopold's Macht und Kriegsglück, hatte König Ludwig die Gewalt des Reiches mit Friedrich zu theilen ſich herbeigelaſſen, und unter dem Vorwande der Großmuth und Freundſchaft die demüthigenden Verträge von München und Ulm abgeſchloſſen, die ſeine königliche Macht theilten, ja ihm kaum die Hälfte davon übrig ließen. Nun aber der gewaltige Leopold im Grabe ruhte, fiel bei Ludwig die Rückſicht der Furcht hinweg, und ſein Trachten, dem Mitkönige Friedrich nur den Schall des Namens zu laſſen, die wirkliche Herrſchergewalt aber vollſtändig und ungeſchmälert wieder ſelbſt zu übernehmen, trat jetzt ungeſcheut an das Tageslicht. Niemand ſtand auf, ihn daran zu hindern, denn Friedrich's zweiter Bruder, Herzog Albrecht, der nach Leopold's Tode die Verwaltung der Habsburg'ſchen vorderen Lande übernahm, war ein Fürſt von hohen Gaben, ſeltener Weisheit und Umſicht, doch milden Herzens, gemäßigt und dem Kriege abhold. An Friedrich ſelbſt aber nagte der Wurm des Trübſinnes und der Krankheit, die des Kerkers düſtere Einſamkeit, der lange Schmerz um die verlorene Freiheit, der Gram getäuſchter Hoffnungen und geſcheiterter Entwürfe in ihm geweckt. Die

Kraft des stolzen Geistes war gebrochen; in dem Namen eines Königs, der ihm bis zum Tode blieb, mußte er den kärglichen Ersatz finden für die entrungene königliche Gewalt. In Innsbruck traf er im December 1326 noch einmal mit dem Könige Ludwig, dem einst verlorenen, dann wieder gewonnenen und nun wieder erkalteten Jugendfreunde, zusammen. Vielleicht vereinigten sie sich hier über den gegenseitigen Umfang und die Gränzen ihres königlichen Einflusses, vielleicht nahm Ludwig willkürlich zurück, was Friedrich nicht mehr zu behaupten vermochte. Genug, seit dieser Zeit weiß man von keinen Handlungen und Verfügungen mehr, die Friedrich in Reichsangelegenheiten unternommen hätte, und der Titel war Alles, was ihm, nach so blutigen Kämpfen und Leiden, von dem Traume des Königthums übrig blieb.

Noch anderer Kummer stand in Aussicht, und beugte Friedrich's ermattete Seele noch tiefer. Sein Bruder Heinrich, sein Mitkämpfer und Unglücksgenosse in der Mühldorfer Schlacht, wegen seines leutseligen Wesens „der Freundliche" genannt, starb im Februar 1327 zu Bruck an der Mur, in der Blüte der Jahre. Die harte Gefangenschaft auf Bürglitz, der schlimme Kerker und die Wucht unverdienter Ketten hatten die jugendliche Kraft frühzeitig untergraben; daher schied er so unerwartet dahin.

Die Eintracht unter König Albrecht's Söhnen, bei so mannigfachem Anlasse zu Zwiespalt und Eifersucht, war bisher mit Recht von der Welt bewundert und als Muster gepriesen worden. Jetzt wurde auch dieses schöne Verhältniß des Habsburg'schen Hausfriedens getrübt. Nach dem Tode der älteren Brüder, Leopold und Heinrich, trat der jüngste, Otto, vielleicht verleitet von seiner Gemalin, der niederbaierischen Elisabeth, hervor und verlangte von seinen beiden anderen Brüdern, Friedrich und Albrecht, eine Theilung der österreichischen Lande. Er schützte Armuth und Mangel an Einkünften vor, wodurch er verhindert sey, mit seiner Familie standesmäßig zu leben, und bestand daher, wahrscheinlich in Rücksicht, daß damals er allein unter den Brüdern männliche Nachkommen hatte, auf einem abgesonderten und erblichen Länderbesitz für sich. Die durch kaiserliche Handfeste ausgesprochene Untheilbarkeit Oesterreich's vor Augen, und jede Zerstückelung und Schwächung der Habsburg'schen Hausmacht fürchtend, die durchaus allen Brüdern gemeinschaftlich bleiben sollte, verweigerten ihm Friedrich und Albrecht sein Begehr. Entschlossen, seine Forderung mit Gewalt durchzusetzen, warb Otto einen Anhang in Oesterreich und Steyermark, wo viele unruhige Ministerialen freudig

die Gelegenheit ergriffen, unter dem Banner eines Landesfürsten ihren Durst nach Kampf und Beute zu befriedigen, und die Macht der Herzoge, durch Zwist unter einander, getheilt zu wissen. Auch die Könige von Böhmen und Ungarn ging er um Beistand an, und wußte Letzterem sein scheinbares Recht so einleuchtend zu machen, daß derselbe, obgleich König Friedrich's langjähriger Freund und Bundesgenosse, diesen und Albrecht bedeutete, sie sollten ihren Bruder Otto zufrieden stellen, oder sich von Ungarn sofort feindlichen Angriffs versehen. Spannungen, wegen einiger Districte und Schlösser, welche König Karl für Ungarn ansprach, und die Friedrich ihm vorenthielt, hatten diesen Wechsel der Gesinnung erzeugt. Auch der kampfbegierige König Johann von Böhmen war schnell für Otto gewonnen, nachdem im Sommer 1328 zwischen einigen Gränzbewohnern in Oesterreich und Mähren aus unbedeutenden Ursachen eine blutige Fehde ausgebrochen war, die bald darauf durch Einmischung des Königs Friedrich von österreichischer, des mährischen Landeshauptmanns, Heinrich von Lipa, von böhmischer Seite, in einen förmlichen Krieg ausartete.

Kaum sah der Herzog Otto seinen Bruder an den nördlichen Gränzen beschäftigt, so schlug er mit seinem Anhange los, vereinigte sich mit den ungarischen Hilfstruppen, und verheerte grausam das Land seiner Brüder. Bei solchen Fortschritten wollte der König Johann nicht müßig bleiben; er eilte im Juni 1328 aus Luxemburg nach Prag, brach durch Mähren mit 2300 schwer geharnischten Reitern und einigen tausend Mann Fußvolk in Oesterreich ein, verwüstete das nördliche Donauufer, und nahm gegen vierzig kleinere befestigte Plätze, die, nachdem der Herzog Otto selbst sie bedrängte, völlig schutzlos waren.

Schmerzlich empfand es das Land, daß Leopold's schützendes Schwert fehlte. Friedrich, durch Krankheit und Trübsinn der alten Thatkraft verlustig, suchte in Friedensschlüssen Zuflucht wider so zahlreiche Gegner. Zu Bruck an der Leitha traf er am 21. September ein Abkommen mit dem Könige Karl von Ungarn, entsagte allen Ansprüchen auf Gebiete in diesem Lande, namentlich auf Stadt, Schloß und Grafschaft Preßburg, und erhielt von dieser Seite Frieden. Die Ungarn verließen Oesterreich.

Mit Böhmen zogen sich die Verhandlungen mehr in die Länge, wegen beiderseitiger Empfindlichkeit und aus altem Grolle. Als der König Friedrich und der König Johann sich trafen, grüßte dieser ehrerbietig, jener rückte nur den Hut. Da sagte Johann gereizt: „Ich bin wirklicher König und eines

Kaisers Sohn; es fragt sich, welchem von uns Beiden der Vorrang gebühret," und eilte hinweg. Er ließ ein neues Aufgebot in Böhmen ergehen, Willens, den Krieg mit Macht fortzusetzen. Doch wurde eine nochmalige Zusammenkunft verabredet. Johann benahm sich spröd' und machte große Ansprüche. Da erinnerte der, jetzt wieder mit seinem Bruder versöhnte Herzog Otto mit hitzigen Worten an die Art ihres Vertrages. Der Friede wurde geschlossen; Johann räumte Oesterreich und gab alle dort besetzten Plätze heraus, die herzoglichen Brüder zahlten ihm dagegen ansehnliche Summen.

Immer mehr schwand Friedrich's Kraft. Im Reiche war sein Einfluß dahin bis auf den letzten Schatten, und sogar in seinen eigenen Landen, die er, um einen leeren Titel zu erringen, in unsägliche Drangsale gestürzt hatte, und auch jetzt nicht zu schützen vermochte, blickte man theilnahmlos, gleichgiltig auf ihn hin; man begann ihn schon bei Lebzeiten zu vergessen. Seine Schwermuth und Rathlosigkeit gewahrend, nahm sein Bruder Albrecht ihm einen großen Theil der Regierungslast in den österreichischen Landen ab. Dadurch ward dem Herzoge Otto endlich die ausschließende Verwaltung der vorderen Lande zu Theil, und zufrieden damit, sich dort als Gebieter und Landesfürst walten zu sehen, hielt und wahrte er nun den Frieden.

In der stärkenden Gebirgsluft von Gutenstein suchte der kranke König Friedrich Kräftigung, doch vergebens. Er starb am 13. Januar 1330 und wurde in dem Karthäuserkloster Mauerbach begraben, das er selbst gestiftet. Sein Leben hatte er nicht höher, als auf etwa ein und vierzig Jahre gebracht. Sechs Monate später, am 12. Juli, folgte ihm auch seine Gemalin, Elisabeth, die mit ihren Thränen das Unglück des Gatten aufgewogen, im Tode nach. Männliche Erben hinterließ er keine, nachdem sein einziger Sohn, Friedrich, schon in zarter Kindheit verstorben, wohl aber zwei Töchter: Elisabeth und Anna. Jene, zu dreien Malen verlobt, doch nie vermält, verblich sechs Jahre nach den Eltern. Die jüngere vermälte sich 1335 mit dem Grafen Johann Heinrich von Görz, ward schon nach drei Jahren Witwe, und endigte 1343 ihr Leben als Klarisserin zu Wien.

Edel war Friedrich und tapfer bis zur Verwegenheit, feurig und sanft aller ritterlichen Tugenden voll, doch kein Mann der That, und weder scharfblickend, noch glücklich im Auswählen der Gelegenheit. Ihm entging die Ruhe, die Umsicht des Anführers, die Beharrlichkeit des Staatsmannes; das Schwert wußte er trefflich zu schwingen, aber Scepter wie Feldherrn-

ſtab ruhte unſicher in ſeiner Hand. Das lockende Ziel der deutſchen Krone verſtrickte ihn in Kämpfe und Sorgen, denen ſeine Kraft nicht gewachſen war, brachte über ſeine Lande Verwüſtung und Jammer, wovor ſein gütiges Herz ſich entſetzte. So verwelkte und verblich Friedrich's ſchönes Bild frühzeitig durch Gram, Reue und Mißgeſchick, und der Sturm der Höhe, die er unbedacht erklommen, entblätterte ſein Glück, ſein Leben. —

Drittes Buch.

Die Regierungszeit Herzog Albrecht's II. des Weiſen, von 1330 bis 1358.

Als, ſchnell nach dem Hintritte des im Zürnen, wie im Lieben, gewaltigen Leopold, der Blume der Ritterſchaft, Oeſterreich's Feinde und Nebenbuhler mit ihren zuvor furchtſam verhehlten und beſchönigten Anſchlägen ſofort frei hervortraten, als Ludwig, der Baier, den Verträgen von München und Ulm Hohn ſprechend, ſeinen Mitkönig Friedrich aller Herrſchergewalt im Reiche entkleidete, und, von dem übel berathenen Otto wider ſeine leiblichen Brüder in den Kampf gerufen, die Kriegsſchaaren Ungarns und Böhmens, ohne Scheu und ungeſtraft ſich auf Oeſterreich ſtürzten, und nur Frieden zugeſtanden unter Bedingungen, die ſie ſtellten, ſtatt empfingen; da konnte man wohl einſehen, daß der rächende und ſchützende Arm erſtarrt war, der noch kurz vorher ſich für Oeſterreich's und Habsburg's Recht ſo oft erhoben hatte. Eine andere Zeit war eingetreten. Die öſterreichiſchen Lande waren erſchöpft von dem verderblichen Kampfe, der ſich um den Beſitz der deutſchen Krone entzündet hatte; der Schrecken des Sieges mußte ſo lange von ſeinen Bannern weichen, bis Ruhe und Erholung die alte Kraft zurückgebracht hatten. Nicht eines kriegeriſchen Fürſten bedurften ſie in ſolchem Uebergange, nicht eines kampfbegierigen Gebieters, der die ermattete Feder unnatürlich fortgeſpannt hätte, ſondern eines Mannes des Friedens und der weiſen Umſicht, der dieſe Kriſis beſonnen überwachte, und den Moment der wiederkehrenden Kraft zu erharren, zu fördern verſtand. Und einen ſolchen führte die Vorſehung den Landen zu in Albrecht dem Weiſen.

Vermält 1324 mit Johanna, der Erbtochter des letzten Grafen von Pfirt, hatte Albrecht durch diese Verbindung die Besitzungen der Herzoge wiederum ansehnlich vermehrt. Nach dem Tode des Bruders Leopold, 1326, unterzog er sich der Verwaltung der Vorlande, und befestigte sich in dieser schwierigen Stellung durch Bündnisse und zweckmäßige Rüstungen. Später, bei Friedrich's abnehmender Kraft, nahm er ersprießlichen Antheil an der Regierung über Oesterreich und Steyermark, den feindlich erregten Bruder Otto durch Ueberlassung der Vorderlande beschwichtigend. Geboren im December 1298, zählte er bei dem Ableben Friedrich's des Schönen zwei und dreißig Jahre, das Alter der frischesten Reife und Kraft. An Adel der Gestalt ähnelte er seinen Brüdern, doch an Scharfblick und Mäßigung war er ihnen weit überlegen.

Kaiser Ludwig's Gesinnungen waren zweifelhaft. Immer hatte derselbe sich als Neider, als bald heimlicher, bald offener Gegner der Macht Oesterreich's gezeigt. Nicht zufrieden mit dem Einflusse, den die kaiserliche Würde ihm in Deutschland verlieh, trachtete er mit heißer Anstrengung, auch in Italien seine Stellung zu begründen. So von doppelter Seite von den weitaus greifenden Planen des Kaisers umsponnen, sicherte Albrecht, jeder unfriedlichen Erwerbung Feind, doch auch fest entschlossen, das Erworbene zu behaupten, sich durch vielfache Bündnisse und Schutzverträge mit befreundeten Fürsten und Freien. Der Papst Johann, der bald in äußerster Bedrängniß, bald vom Glücke begünstigt, den Entwürfen des Kaisers Ludwig in Italien mit unbeugsamer Standhaftigkeit entgegenarbeitete, war, auf mehr oder minder mittelbare Weise, diesen Bestrebungen Albrecht's von großem Nutzen.

Ein finsteres Ereigniß hätte den edlen Fürsten beinahe in demselben Augenblicke dahingerafft, als sein Wirken sich am segensreichsten zu entfalten begann. Am 25. März 1330 tafelte er zu Wien in Gesellschaft der Herzogin Elisabeth, Gemalin seines Bruders Otto, und kurze Zeit nach dem Genusse der Speisen äußerten sich an Beiden die Spuren einer Vergiftung im stärksten Grade. Elisabeth starb noch am nämlichen Tage. Albrecht's starke Natur rang die tödtliche Kraft des Giftes nieder; aber er blieb seitdem durch sein ganzes Leben gelähmt an Händen und Füßen, und der freien Bewegung dieser Glieder beraubt. Darum wird er häufig „der Lahme" genannt; doch würdiger und bezeichnender blieb ihm der Beiname „des Weisen."

Unbekannt iſt es geblieben, wer die Schandthat angeſtiftet und verübt. Zum Danke für die Rettung ſeines Lebens, gründete er zu Gemnik oder Gaming in Oeſterreich, nahe an der ſteyeriſchen Gränze, ein Karthäuſerkloſter, und nannte es „zu Maria Thron.“ Die Widerwärtigkeit und die Körperleiden der Lähmung, die er in ſo blühendem Alter ſchon erfuhr, ertrug er durch acht und zwanzig Jahre mit muſterhafter Geduld und Ergebung.

Der Herzog Otto, welchem dieſer Meuchelmord ſeine Gemalin entriß, und der, auf die Kunde davon, aus Schwaben nach Wien eilte, hatte die Stellung gegen den Kaiſer Ludwig kühner und kriegeriſcher aufgefaßt, als der beſonnene Albrecht. Denn Ludwig hatte, ſeiner alten Eiferſucht gegen Oeſterreich folgend, neuerdings eine Gehäſſigkeit gegen dieſes Land und deſſen Fürſten begangen, indem er dem bejahrten Herzog Heinrich von Kärnten, der keine männlichen Erben beſaß, am 6. Februar 1330 zu Meran die Befugniß ertheilte, ſeine Lande auf ſeine oder ſeines Bruders Töchter, oder deren Gatten zu vererben. Dadurch verloren die öſterreichiſchen Herzoge für den Augenblick die Ausſicht, das Land Kärnten, welches Rudolf von Habsburg einſt, mit großmüthiger Umgehung ſeiner eigenen Söhne und unter deren eben ſo großmüthiger Entſagung, doch wahrſcheinlich nicht ohne urkundlichen Vorbehalt dereinſtigen Rückfalles an Oeſterreich, dem Grafen Mainhart von Görz und Tirol verliehen hatte, wieder mit ihrer Geſammtmacht zu vereinigen. Bei ſolchen augenſcheinlich ungünſtigen und bedrohlichen Geſinnungen des Kaiſers Ludwig, mußte eine entſchiedene Stellung gegen denſelben angenommen werden, und der Herzog Otto ergriff eine ſolche, nach dem Vorausgange mehrfacher anderer Verträge, durch ein am 9. Mai 1330 zu Landau mit dem früheren Gegner, dem Könige Johann von Böhmen, abgeſchloſſenes Bündniß, durch welches Oeſterreich, wenigſtens für den erſten Drang, von Böhmen Nichts zu beſorgen hatte.

Zugleich ſetzte der Herzog Otto ſeine Rüſtungen eifrig fort. In Kolmar, wie überhaupt im ganzen Elſaß, war die Stimmung der Einwohner getheilt für den Kaiſer Ludwig und die Herzoge von Oeſterreich. Als nun die eine Partei dem eben in Hagenau anweſenden Kaiſer Einladung ſandte, nach Kolmar zu kommen, erhob ſich die Gegenpartei und machte Anſtalt, ihm den Eintritt zu verwehren. Ludwig bezeigte Luſt, ſich den Zugang zu erzwingen, um in Kolmar die Angriffe auf die Stammländer ſeiner Feinde zu berathen. Da riefen Herzog Otto's Anhänger in der Stadt deſſen ſchleu-

nige Hilfe an, und ehe man es ſich verſah, ſtand dieſer mit vierzehnhundert Helmen und dreißigtauſend Mann Fußvolk vor Kolmar, dem Kaiſer den Weg dahin verſperrend, und belagerte die Stadt durch ſechs Wochen. Der Kaiſer, an Reitern ſeinem Gegner weit überlegen, doch an Fußvolk ihm nachſtehend, ſchien entſchloſſen, es auf eine blutige Entſcheidung ankommen zu laſſen. Doch der König Johann von Böhmen trat plötzlich als Vermittler auf, und wie ſchwer auch der Herzog Otto, von ſeinen Rathgebern zum Trotze geſtimmt, den Anträgen Gehör gab, ſo willigte er doch endlich darein, die Belagerung von Kolmar aufzuheben und ſich nach Hagenau zu verfügen, wo am 6. Auguſt 1330 der Friede abgeſchloſſen wurde. Völlige Verſöhnung ſollte herrſchen zwiſchen dem Kaiſer und den Herzogen Albrecht und Otto, alle Gefangenen freigegeben werden. Die Herzoge ſollten diejenigen Reichsgüter und Unterthanen, welche ſie entweder von ihrem Bruder Friedrich, oder auch von anderen römiſchen Königen und Kaiſern erhalten hätten, und die nicht als Lehen oder Pfandſchaften anzuſehen, dem Kaiſer zurückſtellen, vorzüglich Gundelfingen, als zu des Letzteren Erbtheil gehörig. Beide Theile leiſten ſich gegenſeitigen Beiſtand wider ihre Feinde, einer wird dem andern ohne Verzug Recht verſchaffen. Wäre zwiſchen dem Kaiſer und dem verſtorbenen Herrn Friedrich irgend Etwas zum Nachtheile der Herzoge abgemacht worden, oder zwiſchen Letzteren und ihrem ſeligen Bruder zum Nachtheile des Kaiſers, ſo ſey es hiemit außer Kraft geſetzt.

Am nämlichen Tage beſtätigte der Kaiſer durch eigene Urkunde den Herzogen von Oeſterreich alle, ihnen und ihren Landen von früheren Königen und Kaiſern verliehenen Rechte und Freiheiten, und ſprach ihnen, als Erſatz der Kriegskoſten, 20,000 Mark Silbers zu, für welche Summe er ihnen Neuburg am Rhein, Rheinfelden, Schaffhauſen und Zürich verpfändete. Als Zürich ſich nicht verpfänden laſſen wollte, ward dafür das weit geringere Breiſach gewählt, wozu Otto ſich erſt verſtand, nachdem er in der erſten Hitze den Zürichern ſchwere Rache zugeſchworen hatte, wovon er ſpäter abließ.

Durch dieſen für die Herzoge durchaus vortheilhaften und ehrenvollen Frieden, der ihr Uebergewicht und die Bedrängniß des Kaiſers deutlich genug verrieth, war der Eindruck der Nachtheile, die Oeſterreich in den letzten Jahren der Regierung König Friedrich's erlitten, wieder verwiſcht und ſein Anſehen glänzend hergeſtellt. Die Gegenbewilligungen der Herzoge waren leicht und unbedeutend. Zweihundert Helme ſollten ſie dem Kaiſer

stellen, wenn derselbe nach Italien zöge; für den Sold mußte er selbst sorgen. Endlich versprachen sie, ihm und dem Reiche gegen alle Feinde beizustehen. Die Landvoigtei im Elsaß und von Oberschwaben sollte der Kaiser, im Einverständnisse mit den Herzogen, mit friedlichen Leuten besetzen; Gleiches gelobten die Herzoge hinsichtlich ihrer Amtsleute. Die Irrungen zwischen dem Papste und dem Kaiser beizulegen, wurde der Rath und die Vermittelung der Herzoge in Anspruch genommen, desgleichen für etwaige Irrungen zwischen dem Kaiser und Böhmen oder den Herzogen von Baiern. Bei künftig erledigten Reichslehen, wird der Kaiser sie den Herzogen von Oesterreich vor allen anderen Fürsten verleihen, mit alleiniger Ausnahme von Brandenburg, Meissen und Thüringen.

Während der Böhmenkönig Johann in dieser Angelegenheit den Vermittler spielte, betrieb er klug und eifrig seine eigenen Plane auf das kärntnerische Erbe, wobei der Kaiser, wie derselbe zu spät einsah, durch die erwähnte Verwilligung, Kärnten auch auf die weibliche Linie zu vererben, ihn am meisten unterstützt hatte. Als nun kund wurde, daß der König Johann den alten Herzog Heinrich von Kärnten durch eine Schuldverschreibung auf 40,000 Mark Silbers bewogen, seine ganze Erbschaft seiner ältesten Tochter Margaretha zuzuwenden, und diese mit Johann's zweitem Sohne zu vermälen, auch für das junge Paar von den Kärtnern und Tirolern sofort den Eid der Treue gefordert hatte, da ward der Kaiser die Gefahr inne, die seinem Stammlande Baiern an der Südgränze durch diese gewaltige Vergrößerung des Hauses Luxemburg drohte, und schleunig dachte er auf einen Ausweg. Geradezu konnte er seine einmal gegebene Verwilligung zur Vererbung Kärntens auf weibliche Sprößlinge nicht zurücknehmen; aber er durfte sich die Miene geben, zu erwägen, ob Oesterreich's Rechte durch jenes Erbverhältniß gekränkt würden, und dann, gleichsam gezwungen, zu einer Aenderung schreiten. Sieben Schiedsmänner sollten darüber entscheiden, und thaten, nachdem der Kaiser und der Herzog Otto ihrem Urtheile genau nachzukommen versprochen, am 26. November 1330 den Ausspruch: „der Kaiser habe den Herzogen von Oesterreich sofort urkundlich zu versprechen, daß er nach dem Tode des Herzogs Heinrich sie mit dem Herzogthume Kärnten belehnen werde, wogegen die Herzoge dem Kaiser behilflich seyn sollen, das Oberland an der Etsch und im Innthale, und überhaupt alles Dasjenige zu erlangen, was der Herzog Heinrich in den oberen Landen hinterlassen wird.

Wollte der König Johann oder irgend wer diese Uebereinkunft zu hindern versuchen, so hätten der Kaiser und die Herzoge von Oesterreich sich gegenseitig wider ihn beizustehen."

Die Hoffnung, Kärnten zu erwerben, war für die herzoglichen Brüder die wichtige Folge des mit dem Kaiser geschlossenen Friedens. Strebte doch dieses Land, nach seiner ganzen Lage und seinen sonstigen Verhältnissen, recht eigentlich einer Vereinigung mit der österreichischen Gesammtmacht zu; denn die Bewohner waren mit denen Oesterreich's gleicher Abstammung, der Adel größtentheils zugleich auch in den österreichischen Landen begütert, die Geistlichkeit durch großmüthige Verleihung österreichischer Fürsten bereichert; kurz Alles sprach Verwandtschaft und Zusammenstreben aus, als hätte die Einheit in sich schon lange bestanden, und warte nur noch der unausbleiblichen äußeren Verbindung.

Den Frieden mit dem Kaiser besiegelte nun auch die feierliche Belehnung, welche derselbe zu Augsburg dem Herzoge Otto, zugleich auch für dessen durch Lähmung in Wien zurückgehaltenen Bruder, über alle Fürstenthümer, Grafschaften, Herrlichkeiten und Reichsgüter, es heißt mit achtzig Fähnlein, ertheilte. Noch mehr wurde jenes einträchtige Verhältniß befestigt, als am 3. Mai 1331 zu München eine abermalige Uebereinkunft zu Stande kam, nach welcher der Kaiser, der Herzog Otto in seinem und Albrecht's Namen, die Pfalzgrafen Rudolf und Ruprecht, ferner des Kaisers Sohn, Ludwig, nunmehriger Markgraf von Brandenburg, Markgraf Friedrich von Meissen und Herzog Stephan von Baiern sich wider Jedermann, geistlich oder weltlich, zu Schutz und Trutz verbanden. Ueberdies ernannte der Kaiser den Herzog Otto auch noch zu einem Reichsvicar, ein unmittelbarer Schritt gegen den König Johann von Böhmen, der bisher jene Würde besessen hatte.

Auf solche Bündnisse gestützt, konnten die herzoglichen Brüder etwaigen Feindschaften und Nebenbuhlereien unbesorgt entgegenblicken. Von dem Könige von Böhmen mußten sie sich dessen am ersten versehen, obschon derselbe zur Zeit noch keine unfriedsame Miene annahm, vielleicht um sie sicherer zu machen. Aber den Papst Johann XXII. hatten sie, durch ihr Bündniß mit dem, noch immer von ihm heftig bekämpften Kaiser, zum offenbaren Gegner bekommen. Vergebens verwendeten sich in Avignon der Böhmenkönig, die Herzoge von Oesterreich und der Bischof Balduin von Trier, vergebens bot der Kaiser selbst Unterwerfung und Demuth an, um den Zorn des heiligen

Vaters zu versöhnen. Nimmer konnte dieser es dem Kaiser verzeihen, daß derselbe seinen Befehlen widerstrebt, seinem Banne Hohn gesprochen, durch die Streitschriften der Minoriten das päpstliche Ansehen herabgewürdigt, ja endlich seine Absetzung öffentlich erklärt, und den Peter von Corvara unter dem Namen Nicolaus V. als Gegenpapst eingesetzt hatte. Die Rückkehr dieses Peter von Corvara zu dem Gehorsam gegen das wahre und erwählte Oberhaupt hatte Johann's XXII. Triumph spät, aber vollständig bewirkt, und mit um so größerer Gewalt trat er jetzt dem deutschen Kaiser und dessen Anhängern gegenüber. An den König von Böhmen und an den Herzog Otto erließ der Papst Briefe voll Verweisen und Ermahnungen, die jedoch vor der Hand nichts ändern konnten.

Neue Stärke gewann das Münchener Bündniß durch den Beitritt des Königs Karl von Ungarn, der, nachdem er in seinem letzten Friedensschlusse mit dem Könige Friedrich den König Johann von Böhmen ausgenommen, nun, am 2. September 1331, den Herzogen von Oesterreich auch gegen diesen beizustehen sich verpflichtete. Aber Ludwig's des Baiern Wankelmuth veränderte unerwartet die Lage der Dinge. Von seinem überaus glücklichen und erfolgreichen Zuge nach Italien, der dem Hause Luxemburg dort ein gewaltiges Uebergewicht verlieh, zurückkehrend, traf der Böhmenkönig im Juli 1331 in Regensburg mit dem Kaiser zusammen, und stimmte ihn völlig zu seinen Gunsten um. Mit dem Kaiser traten nunmehr auch dessen Anhänger und Verwandte von dem Bunde gegen Böhmen zurück, und den Herzogen von Oesterreich blieb als einziger Verbündeter nur der König von Ungarn, den der Böhmenkönig von ihnen abzuziehen fruchtlos versuchte.

Doppelte Anstrengung war unter solchen Umständen nöthig, um den Kampf mit Ehre auszufechten. Durch große Verpfändungen, die allerdings lange Nachtheile nach sich ziehen mußten, halfen die herzoglichen Brüder dem augenblicklichen Geldbedürfnisse ab, und zu Ende Octobers 1331 hatten sich unter Herzog Otto's Anführung 1800 Helme und 20,000 Mann Fußvolk am linken Donauufer gesammelt; Ungarn verstärkte seine Streitkräfte durch 2500 Helme und 50,000 Mann Fußvolk. Die Uebermacht war auf österreichischer Seite; doch durch den Zufluß der fremden Truppen war die Einigkeit im Heere verloren, und nur unter Schwierigkeiten und Besorgnissen vermochte der Herzog Otto vorzurücken.

Der Böhmenkönig gebot über nicht mehr als 1500 schwere Helme und 20,000 leicht gerüstete Truppen; doch der einhällige Wille in seinem Heere glich den Abstand der Zahlen aus; auch gingen ihm aus dem herzoglichen Heere manche Ueberläufer zu. Bei Laa erwartete er die Ankunft der Gegner, überließ aber, als sie endlich anrückten, die weitere Führung des Feldzuges seinen Baronen, und ging nach Prag zurück. Die eintretende heftige Kälte hinderte beide Theile an weiteren Unternehmungen; sie nöthigte auch den Herzog Otto, die Belagerung von Laa aufzuheben, und endlich räumten beide Heere das Feld, und Ungarn wie Oesterreicher kehrten ohne Erfolg in ihre Heimat zurück. An der mährischen Gränze wurde sodann der Krieg mit abwechselndem Glücke fortgeführet; er verflüchtigte sich, da keine größeren Massen auf einander stoßen konnten, in Streif- und Raubzüge, bei denen das Land mehr litt, als die Truppen, bis bei Mailberg die Oesterreicher, unter Anführung des Grafen von Ortenburg und des Herrn von Hals, am 11. März 1332 die Böhmen auf das Haupt schlugen. Den Letzteren wurde, nebst mehren Rittern, Herr Benesch von Wartenberg getödtet, ihr Hauptanführer, Heinrich der Eiserne, und dessen Bruder, Johann von Lipa, mit vielen anderen Baronen gefangen genommen. Der König Johann anderer Angelegenheiten und Sorgen voll, hatte schon früher Einleitungen getroffen, um den Frieden zu erhalten; die Gefangenschaft seines tapferen Heinrich von Lipa stimmte ihn noch nachgiebiger. Auf den Grund seiner neuen Vollmachten, kam am 13. Juli 1332 zu Wien der Friede zu Stande, wornach Johann die seit neun Jahren an Böhmen verpfändeten österreichischen Burgen und Städte Weitra, Eggenberg und Laa, sammt allen dahin gehörigen Urkunden, ingleichen Rabensburg und alles innerhalb der alten österreichischen Gränzen Liegende, an Oesterreich; Weißkirchen und Berench aber an Ungarn zurückzustellen hatte; er selbst sollte, nach eingeholter päpstlicher Dispens, sich mit Elisabeth, der hinterlassenen Tochter König Friedrich's, vermälen, derselben alle Rechte einer Königin von Böhmen sichern, und mit dieser seiner Braut, noch vor dem Beilager, für sich und ihre Erben auf alles Erbtheil der österreichischen Länder und Herrschaften Verzicht leisten. Des Königs von Ungarn Beitritt zu diesem Frieden, wodurch derselbe erst seine Giltigkeit erhielt, erfolgte am 23. November 1332. Der ursprüngliche Zweck dieses Krieges, der in Deutschland wie in Italien immer mehr um sich greifenden Macht des Hauses Luxemburg einen Damm zu setzen,

war durch des Kaiſers Rücktritt von dem Bunde gegen Böhmen vereitelt. Oeſterreich und Ungarn aber gewannen bei jenem Friedensſchluſſe wenigſtens die Wiederherſtellung der alten Gränzen gegen Böhmen.

Durch zwei Jahre genoſſen nun die öſterreichiſchen Lande eines ungewöhnten, aber allgemein erſehnten und ſegensreichen Friedens, der von den Herzogen zu Befeſtigung der inneren Ruhe und mancher gemeinnützigen Verfügung benutzt wurde. Mit den Schwyzer Landleuten wurde, da dieſelben zu keinem feſten Frieden zu vermögen waren, der Waffenſtillſtand von Jahr zu Jahr verlängert, mit den übrigen verbündeten Orten, mit Baſel, Zürich, Konſtanz, St. Gallen, Bern, Solothurn, die durch ihr Einvernehmen mit den Grafen von Nidau, Fürſtenberg und Kyburg hätten gefährlich werden können, am 20. Juli 1333 zu Baden ein fünfjähriger Vertrag zu gegenſeitiger Hilfleiſtung und Aufrechthaltung des Landfriedens geſchloſſen.

Die Wortbrüchigkeit König Johann's, der die vertragsweiſe ihm verlobte Eliſabeth, Friedrich's von Oeſterreich Tochter, nicht zur Gemalin nahm, beſchämte der Herzog Otto durch gewiſſenhafte Erfüllung des von ihm ſelbſt eingegangenen Verlöbniſſes. Am 16. Februar 1335 feierte er zu Znaim mit großer Pracht ſeine Vermälung mit des Böhmenkönigs Johann jüngſter Tochter Anna. Als Pfand des Brautſchatzes für 10,000 Mark Silbers, wurde ihm die Stadt Znaim übergeben, und die Freundſchaft zwiſchen den Häuſern Habsburg und Luxemburg ſchien hiermit auf lange Zeit hergeſtellt.

Ein ſeit länger vorausgeſehener, und doch noch immer unerwarteter Fall zerſtörte dieſe Friedenshoffnungen; ſchon nach einigen Monaten, am 4. April, ſtarb der greiſe Herzog Heinrich von Kärnten, und auf ſeinem Erbe trafen Aller Anſprüche und Wünſche feindſelig zuſammen. Für die Herzoge von Oeſterreich ſprach der Spruch der Schiedsrichter und der auf ſolchem Grunde mit dem Kaiſer abgeſchloſſene Vertrag von 1330. Aber auch das Haus Luxemburg hatte wenigſtens den Vorwand zu Anſprüchen, da, was freilich durch jene ſchiedsrichterliche Uebereinkunft widerrufen war, der Kaiſer früher in Kärntens Vererbung auf die weibliche Linie des mit Heinrich jetzt im Mannsſtamme erloſchenen Hauſes Görz gewilligt, und der mit Herzog Heinrich's älteſter Tochter Margaretha (Maultaſch) vermälte Prinz Johann Heinrich von Böhmen, König Johann's zweiter Sohn, von einer namhaften Partei in Kärnten und Tirol bereits den Eid der Treue erlangt hatte. Beide Theile pochten nun auf ihre kaiſerlichen Privilegien, deren eines das

andere Lügen ſtrafte; Keiner wollte zurückſtehen, und wiederum war die Entſcheidung durch das Schwert unvermeidlich, verſchuldet durch Kaiſer Ludwig's Wankelmuth und doppelſeitige Zuſage.

Die Herzoge von Oeſterreich, auf das Ereigniß vorbereitet, hatten ſchon im September 1334 ein Bündniß mit dem Biſchof von Bamberg geſchloſſen; ein ähnliches erfolgte am 29. März 1335 mit dem Erzbiſchof Friedrich von Salzburg, der ihnen zum Beſitze Kärntens zu helfen, und ihnen hundert Helme auf ſeine Koſten zu ſtellen verſprach. Der mächtigſte Landherr in Kärnten, der Marſchall Konrad von Auffenſtein, wurde durch ſeinen Schwager, Otto von Liechtenſtein, für die öſterreichiſche Partei gewonnen, und erkannte die Herzoge Albrecht und Otto als rechtmäßige Herren von Kärnten an.

Der Kaiſer Ludwig, jetzt wieder gegen den König Johann eingenommen, welcher Letztere an im Turnier empfangenen Wunden krank in Paris lag, traf in Linz mit dem Herzoge Otto zuſammen. Dieſer verſprach ihm Beiſtand gegen Jedermann, vornehmlich gegen den König Johann und deſſen Eidam, den Herzog Heinrich von Baiern. Dafür erklärte am 2. Mai der Kaiſer, die große Streitfrage entſcheidend, Kärnten als ein erledigtes Reichslehen, und verlieh es den Herzogen von Oeſterreich für ſie, wie für ihre Erben und Nachkommen. Ueber die anderen Theile der Erbſchaft: Tirol, das Innthal und das Etſchland, hätte, da ſie nicht Reichslehen, ſondern Allode waren, der Kaiſer nach dem Rechte eigentlich nicht verfügen können. Aber die Abſichten zu Gunſten ſeines eigenen Hauſes ließen ihn über dieſes Hinderniß hinweggehen, und ſo kam es, daß er am nämlichen Tage in einer anderen Urkunde die Herzoge von Oeſterreich auch mit der Grafſchaft Tirol belehnte, jedoch mit Ausnahme des nördlichen Theiles, den er ſeinen eigenen Kindern verlieh. Der letztere Punkt war wahrſcheinlich der eigentliche Grund, daß der Kaiſer ſich für die Herzoge von Oeſterreich entſchied; denn von dem Böhmenkönige verſah er ſich nicht gleicher Bereitwilligkeit in Abſicht der Abtretung des nördlichen Theiles von Tirol, wie von jenen. Zugleich verband ſich der Kaiſer, den Herzogen gegen Böhmen und Niederbaiern beizuſtehen und ſie in ihren neuen Erwerbungen wider Jedermann zu ſchützen. Kein Theil ſoll Frieden ſchließen ohne Beiſtimmung des anderen. Alle gegen jene Verleihung vorzubringenden Urkunden wurden außer Kraft erklärt. Dem Bunde wider Böhmen und Niederbaiern trat auch der Herzog Stephan von Oberbaiern bei.

Der Kaiser ermahnte durch offene Befehle die Kärntner zum Gehorsam und zur Treue gegen die Herzoge von Oesterreich. Die Kärntner baten um Gewährung einer Frist; sey diese verstrichen, ohne daß Beistand käme, so wollten sie sich unterwerfen. Krain, ohnehin von jeher zu Oesterreich gehörig und an Kärnten nur verpfändet, huldigte den Herzogen ohne Einrede.

Nicht so leicht fügte sich Tirol. In angestammter Treue gegen ihr altes Fürstenhaus, sendeten die Tiroler den Abt von Viktring nach Wien an die Herzoge von Oesterreich, bittend, sich der minderjährigen Waisen des verstorbenen Herzogs Heinrich annehmen zu wollen. Der Herzog Albrecht empfing den Abgeordneten gnädig, und versprach, den Töchtern seines Oheims, dessen Tod ihm leid, sorgsam und treulich beizustehen, wenn sie sich seines Rathes bedienen wollten. Doch könne und dürfe er die Lande, mit denen der Kaiser ihn belehnt, nicht mehr herausgeben, und Krain sey ohnedies durch Ablauf der Pfandzeit längst wieder sein Eigenthum. — Niedergeschlagen durch solchen Bescheid, versuchte der Abgeordnete seine Beredsamkeit bei dem Kaiser, doch auch hier ohne Erfolg. Auch König Johann's ältester Sohn, der Markgraf Karl von Mähren, und der Herzog Heinrich von Baiern, eilten zum Kaiser, mit bitteren Klagen und Vorwürfen ob des ungerechten Verfahrens wider Margarethen und ihren Gemal. Der Kaiser bestand auf dem, was er verfügt hatte. Endlich trafen auch noch der neue Bischof von Olmütz, Johann Woleck, nebst einem Herzoge von Sachsen und einigen böhmischen Edlen, als Gesandte des Königs Johann von Böhmen, in Wien bei den herzoglichen Brüdern ein, um Kärntens Zurückgabe zu verlangen und eine desfallsige Weigerung als Kriegserklärung anzusehen. Die Herzoge erwiederten, sie würden eher das Aeußerste wagen, als Kärnten herausgeben.

Unter solchen Verhandlungen verstrich der den Kärntnern gesetzte Termin, ohne daß Hilfe erschienen war. So unterwarfen sich denn, dem kaiserlichen Befehle gehorsam, Adel, Stände und Volk den Herzogen von Oesterreich. Am 2. Juni 1335 empfing der Herzog Otto auf dem Zollfelde die Huldigung nach altkärntnischer Sitte. In Bauernkleidung wurde er durch zwei Landesedle vor einen, auf einer runden Marmorplatte sitzenden Bauer aus dem Geschlechte der Edlinger, welchen dieses Vorrecht seit undenklicher Zeit zukam, geführt. Die Umstehenden sagten für ihn gut. Der Edlinger erhielt sechzig Denar, ein gesleckes Rind und eine gesleckte Stute, die der Herzog selbst ihm überbrachte, dann die herzoglichen Kleider und die Zusage der Steuerfreiheit seines

Gutes. Darauf gab er dem Herzoge einen leichten Schlag, und räumte ihm den Sitz auf dem Marmor ein. Der Herzog schwang sein Schwert, trank Wasser aus einem Bauernhute, zum Zeichen stäter Nüchternheit, und versprach, gerecht zu regieren und vor dem römischen Könige bei Klagen nur slavisch sich zu verantworten. Endlich wurde er, im Beiseyn des Bischofs Heinrich von Lavant und der gesammten Geistlichkeit, vom Bischof Lorenz von Gurk in der nahen Kirche zu St. Peter eingesegnet, vertauschte die Bauernkleider mit dem herzoglichen Schmucke, ertheilte die Belehnungen und sprach öffentlich Recht. Alle Freiheiten wurden bestätigt. Das Volk jubelte ob so treuer Beobachtung der Landessitte.

Für den nahen Krieg mit Böhmen, der um das kärntnische Erbe nothwendig sich entzünden mußte, rüsteten die Herzoge kräftig und schlossen Bündnisse, wo sie konnten, so dem mit Grafen Albrecht von Görz und Anderen. Zur Bestreitung der Kriegskosten wurde ein Groschen als Steuer für jeden Kopf erhoben, anscheinend gering, doch den vielen Armen hoch genug; die Weinberge der Geistlichkeit und der Städte zahlten ein Zehntel ihres Werthes.

Doch auch König Johann war nicht müßig. Zu Ende Juli wieder in Prag eintreffend, ließ er sogleich in Böhmen, Mähren und Schlesien ein allgemeines Aufgebot ergehen, in Meissen und den Nachbarländern eifrig werben. Mit Polen verschaffte er sich Ruhe, indem er allen Ansprüchen auf dieses Königreich entsagte, und mit dem Könige von Ungarn, den er dem Kaiser und den Herzogen von Oesterreich abwendig machte, schloß er ein Schutz- und Trutzbündniß wider Jedermann, mit Ausnahme von Polen und Neapel. Um Zeit zu gewinnen, suchte und erhielt er zu Regensburg am 16. September von dem Kaiser einen Waffenstillstand, der die Verbündeten beider Theile mit einschloß und bis zum 24. Juni 1336 währen sollte. Während dieser Zeit sollte zu Regensburg der Friede verhandelt werden. Aber Niemand beschickte diesen Friedenscongreß, und, nachdem es zwischen dem Kaiser und dem Böhmenkönige zu harten Reibungen gekommen war, eröffnete der Letztere die Feindseligkeiten, indem er im Februar 1336 mit seinem Heere, das an 2300 Helme und 15,000 Mann Fußvolk zählte, in Oesterreich noch vor Ablaufe des Waffenstillstandes einfiel, gegen zwanzig feste Plätze im Norden der Donau überrumpelte und wegnahm, andere brandschatzte und das umliegende Land mit Feuer und Schwert verwüstete.

Ihn zu vertreiben, ſandte der Herzog Otto ſchleunigſt ein Heer aus Oeſterreichern, Steyerern, Kärntnern und Krainern, und rückte gegen das von den Böhmen belagerte Znaim. Er wartete auf Hilfstruppen vom Kaiſer; Johann auf Hilfstruppen aus Ungarn. Dieſe trafen ein, jene nicht. Als Otto ſeinen Feind auf ſolche Weiſe anſehnlich verſtärkt ſah, überwältigte ihn unzeitige Beſorgniß; auch war er vor Verrath gewarnt worden. Am 24. April in der Nacht entfernte er ſich plötzlich aus dem Lager und entrann nach Wien. Das Heer, ſeines Führers beraubt und durch deſſen Flucht entmuthigt, zerſtreute ſich und erreichte vereinzelt die Hauptſtadt. Der Herzog Albrecht, über einen ſolchen Ausgang des Feldzugs betrübt und erbittert, rief vorwurfsvoll ſeinem Bruder zu: „Solches ſei ſeinem Stamme noch niemals widerfahren?“

Als am folgenden Morgen die Böhmen das völlig verlaſſene feindliche Lager erſahen, ergoſſen ſie ſich verheerend über das ganze Land am linken Donauufer. Der König Johann, kein feindliches Heer mehr vor ſich, eroberte ohne große Mühe Gunthersdorf, wo Eberhard von Walſee und zehn Edle in ſeine Gefangenſchaft fielen, dann Mauerberg und Weichersberg, und verſah dieſe Plätze mit mähriſchen Beſatzungen, welche durch den ganzen Sommer dem umliegenden Lande grauſam zuſetzten; Seefeld übergab ihm, nach vierwöchentlicher Belagerung, Albert von Kuenring auf Bedingungen.

Ungeduld und Geldnoth trieben, dem ſchwerbedrängten Oeſterreich zum Glücke, den König Johann im Mai nach Prag zurück, während ſein älteſter Sohn, der Markgraf Karl von Mähren, die Grafen von Görz, für ihre Bundesgenoſſenſchaft mit Oeſterreich, durch grauſame Verwüſtung ihrer Beſitzungen beſtrafte. Durch ſchwere Beſteuerung der Juden und Veräußerung von Kirchenſchätzen brachte König Johann 20,000 Mark zu Beſtreitung früherer und künftiger Kriegskoſten zuſammen. Dann beſprach er ſich in Marcheck mit den Königen Karl von Ungarn und Kaſimir von Polen. Erſterer führte ihm 600 Helme und mehre tauſend Schützen, dieſer 200 Helme und 300 leichte Reiter zu. Da traf die Nachricht ein, der Kaiſer ſey mit einem ſtarken Heere, begleitet von den Grafen Ulrich von Würtemberg und Wilhelm von Jülich, bei Landau angekommen, um über Regensburg in Böhmen einzufallen; auch wären, Nordöſterreich preisgebend, über Paſſau die Herzoge von Oeſterreich — Albrecht, wegen ſeiner Lahmheit, zu Wagen — im Anzuge, um ihre Schaaren mit jenen des Kaiſers zu vereinigen, und dieſer laſſe aus Rachſucht das Gebiet des Herzogs Heinrich von Baiern grauſam verheeren.

Auf dieſe Kunde eilte der König Johann über Budweis und Kamb gegen Straubingen, ſeinem Schwiegerſohne zu Hilfe, und bezog dann, mit Herzog Heinrich's Streitkräften vereinigt, eine feſte Stellung am linken Ufer der Iſar bei Landau, während die vereinten Heere des Kaiſers und der Herzoge ſich auf dem entgegengeſetzten Ufer ausbreiteten. Der Kaiſer ſoll, nebſt einer großen Anzahl Bewaffneter, 5500 Helme, König Johann deren 4400 bei ſich gehabt haben. Scharmützel fielen faſt täglich vor, und gern hätte der Herzog Otto die Scharte von Znaim durch eine Hauptſchlacht ausgewetzt; aber zu einer ſolchen kam es nicht, ſo wenig als in Tirol, wo gleichzeitig des Kaiſers Sohn, der Markgraf Ludwig von Brandenburg, den Markgrafen Karl von Mähren bedrängte, den die Baiern und Schwaben nicht durch die Päſſe im Norden ließen, während die Lombarden ihm und dem Lande von der Etſch her zuſetzten. Durch zwölf Tage ſtanden die Heere einander gegenüber, ohne daß man eine Entſcheidung veranlaßt hätte; König Johann wollte ſeine feſte Stellung nicht aufgeben, und der Kaiſer ſtand an, ihn darin anzugreifen. Da ward dem Kaiſer die Zeit zu lang; am 18. Auguſt gab er plötzlich ſeine Stellung auf, und zog über Paſſau gegen Linz. Vielleicht herrſchte ſchon damals Spannung zwiſchen ihm und ſeinen Verbündeten, und veranlaßte ihn zu ſo unerwartetem Aufbruche; denn in Linz angelangt, forderte er, wie wenig auch bisher geſchehen, von den Herzogen großen Erſatz für die Kriegskoſten, und als Pfand dafür vier feſte Plätze im Ennsthal und an der Donau. Als ſie ſich deſſen weigerten, zog er mit ſeinem ganzen Heere nach Baiern ab.

Als der König Johann den Abzug ſeiner Gegner ſah, kehrte er, nur einen kleinen Theil ſeines Heeres bei dem Herzoge Heinrich laſſend, nach Böhmen zurück, und drang dann über Kamb und Budweis bis Linz vor, um den Feinden den Uebergang über die Donau zu verbieten. Aber das durch des Kaiſers Rückzug völlig gelockerte Bündniß der Gegner ließ eine friedliche Einigung hoffen, und Johann, jetzt nur Rache gegen den Kaiſer im Auge, trachtete ſich mit den Herzogen zu verſöhnen, zumal ſeine Geldmittel wiederum erſchöpft und ſeine Streitkräfte durch die Heimkehr der Ungarn vermindert waren. Er ging ſelbſt nach Linz, um die Friedensverhandlungen zu leiten; aber weder hier, noch in Freiſtadt, gelangte man zu einer Einigung. Zu Enns kam endlich, vorzüglich durch die Vermittelung der Herzogin Johanna, der Gemalin Albrecht's, am 9. October der Friedensſchluß zu Stande. Darin

entſagte der König Johann für ſich und ſeine Nachkommen allen Anſprüchen auf Kärnten, Krain und die Mark; dagegen erhielten ſein Sohn und deſſen Gemalin Tirol, mit einer von Kärnten dazugeſchlagenen kleinen Vergrößerung, auf welche Lande und Gebiete die Herzoge von Oeſterreich Verzicht leiſteten. Alle widerſprechenden Urkunden wurden außer Kraft geſetzt. Dem Könige Johann wurde das als Mahlſchatz der Gemalin Otto's verpfändete Znaim herausgegeben, und ihm eine Summe von zehntauſend Mark Silbers zugeſtanden, für welche ihm die Herzoge Laa und Stadt und Schloß Waidhofen einſetzten. Da von Ungarn kein Abgeſandter den Verhandlungen beiwohnte, ſo ſetzte der König Johann die Einwilligung ſeines Verbündeten, des Königs von Ungarn, voraus, und es wurde ſonach zwiſchen den Königen von Ungarn und Böhmen, den Herzogen Albrecht und Otto, dem Markgrafen Karl von Mähren und dem Grafen Johann von Tirol, Frieden, Freundſchaft und ein Schutz- und Trutzbündniß wider Alle, die ſie angreifen würden, beſchloſſen. Der Kaiſer hatte durch ſeine Unentſchiedenheit, den Feinden, und durch ſeine Unzuverläſſigkeit, den Freunden gegenüber, es ſelbſt verſchuldet, daß er ohne allen Vortheil aus dem Kampfe trat, daß jetzt beide Theile ſich gegen ihn kehrten, ſeine eigenen Anſprüche auf einen Theil Tirols vereitelten und ſich wider ihn, „der ſich einen römiſchen Kaiſer nennet," offen verbanden.

Aber obſchon König Karl's von Ungarn Name auf der Friedensurkunde ſtand, ſo ließ er doch, aus Groll gegen den Herzog von Oeſterreich, eilf Monate verſtreichen, ehe er dem Vertrage ſeine Beſtätigung ertheilte. Völlig uneinverſtanden mit der Uebereinkunft war man in Tirol, wo die Landesedlen durchaus nicht in eine Abtretung Kärntens willigen wollten, und endlich ſogar den Markgrafen Karl und den jungen Grafen Johann zu dem Gelübde drängten, nicht eher ruhen zu wollen, bis Kärnten zurückgewonnen ſey, indem ihr Vater nicht das Recht gehabt habe, dieſem Lande für ſie zu entſagen. Wirklich unternahmen ſie Verſuche, Kärnten wieder zu erobern; doch zu der Einſicht gelangt, daß ihre Kräfte dazu nicht ausreichten, fügte der Markgraf Karl ſich der Nothwendigkeit, und hing ſein Siegel an die früheren Verträge; der Graf Johann trat demſelben, wenigſtens in der Form, niemals bei, ſo lange er im Beſitze Tirols blieb.

Die durch dieſen Vertrag geſicherte Erwerbung Kärntens, ein koſtbarer Zuwachs der öſterreichiſchen Geſammtmacht, war ein Triumph der Staatskunſt und Klugheit des Herzogs Albrecht; denn jener Gewinn wurde erlangt

in einer Zeit, wo Oesterreich durch einen verheerenden Krieg erschöpft und entmuthigt, durch den Rücktritt seines Bundesgenossen in eine schwierige und gefahrvolle Lage versetzt war. Der Krieg hatte für Oesterreich sich wenig günstig angelassen, und dennoch zog es den größten und dauerndsten Gewinn aus den Ereignissen; während der König Johann, im Felde Stand haltend und seine Lager behauptend, für sein Haus weniger und obendrein nichts Bleibendes erwarb. So hat schon damals die Staatsklugheit über ritterliche Verwegenheit den Sieg davon getragen.

Beschäftigt, die zugewachsenen Lande immer mehr mit sich zu verschmelzen, und hierzu des Friedens bedürftig, nahm Oesterreich an dem Sturme der Begebenheiten, der bald näher, bald entfernter brauste, nur mittelbaren Antheil. Am 4. December 1334 war der neunzigjährige Papst Johann XXII. zu Avignon gestorben. Sein Nachfolger, Benedict XII., von einem ungleich milderen Geiste beseelt, hegte keinen sehnlicheren Wunsch, als den langen, unseligen Streit zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt zu beendigen. An den Herzog Albrecht wendete er sich, den Kaiser Ludwig zur Unterwerfung und Demuth gegen die Kirche zu vermögen, die ihm verzeihend ihre Arme öffnen werde. Ludwig that sofort versöhnliche Schritte; aber nicht nur in Deutschland setzte man einer Aussöhnung des Papstes und des Kaisers, wodurch die Macht des Letzteren nothwendig sich sehr vermehrt haben würde, heimliche Hindernisse entgegen, sondern des Kaisers Gegner, die Könige von Frankreich, Neapel und Böhmen, unternahmen auch vielfache Umtriebe, um solches zu verhindern. Ludwig, bald übereilend, bald verzögernd, Beides immer am unrechten Orte, brach plötzlich die Unterhandlungen ab, und schloß, gegen eine bedeutende Summe, ein Bündniß mit dem Könige Eduard von England wider den König Philipp von Frankreich ab.

Diese entschieden feindselige Stellung der großen Mächte gegen einander nöthigte auch die übrigen, eine Stellung zu ergreifen. Frankreich's Bundesgenosse ward der, für jenes Band so innig eingenommene König Johann von Böhmen. Doch dieser mußte, um wirksam helfen zu können, seine eigenen Gränzen möglichst sichern. Aus diesem Grunde ward der Beitritt der Herzoge von Oesterreich zu dem Bunde nöthig. Er kam, nachdem schon früher Oesterreich und Frankreich in gutem Einvernehmen gewesen, am 12. Januar 1337 zu Paris zu Stande, giltig gegen Jedermann, mit Ausnahme des Papstes, des Königs von Böhmen und des Herzogs von Lothringen. Der

Vertrag hatte wohl keinen anderen Grund, als den Böhmenkönig von Oesterreich aus zu beruhigen und sicher zu stellen.

Da der Krieg den Marken Oesterreich's sich schwerer, wenigstens nicht so schnell zu nähern vermochte, die vorderen Lande dagegen dem Kampfe nahe lagen und leicht von ihm ergriffen werden konnten, so unternahm Albrecht dorthin eine Reise, überall schlichtend und ordnend mit gewohnter Weisheit und Mäßigung. In Augsburg traf und sprach er auch den Kaiser, mit welchem die Verhältnisse sich wieder freundlicher gestalteten; denn derselbe belehnte die Herzoge, in der Person Albrecht's, mit dem Reichsvicariat von Padua und Treviso, gegen die Versicherung, ihm und dem Reiche zu Diensten bereit zu seyn, und versprach ihnen zugleich angemessene Entschädigung für den Fall, daß die Umstände es unmöglich machen sollten, die genannten beiden Städte ihnen, als seinen Reichsvicarien, wirklich zu übergeben. Ueberall, wo der Herzog Albrecht eintraf, sowohl in seinen eigenen Landen, als auch außerhalb derselben, wurde er mit höchster Ehrerbietung und Liebe aufgenommen, denn der Ruhm seiner Weisheit, Gerechtigkeit und Friedensliebe war allenthalben hingedrungen, und Oesterreich, durch ihn vergrößert und verherrlicht, gedieh und erstarkte wunderbar unter seiner milden und glücklichen Hand.

In der Gesetzgebung eilte der Herzog Albrecht in vielfacher Beziehung seinem Jahrhunderte voraus. Mitten in einer Zeit des Selbstrechtes und der Gewalt der Faust, erließ er zu St. Veit in Kärnten, im August 1338, ein Verbot der Zweikämpfe in Ehrensachen; wer einer schändlichen That geziehen würde, sollte sich durch Eid und Zeugniß reinigen, wo sodann der Verleumder vor Gericht seine Strafe zu empfangen hätte. Er hielt treu an altem Rechte und alter Gewohnheit, wo selbige mit Vernunft und Billigkeit verträglich, und mischte dem mangelhaften Vorhandenen vorsichtig das bessere Neue ein.

Wilden Vorurtheilen trat er entschieden entgegen, und seine Besonnenheit erhielt sich frei von dem Taumel der Menge. Die wüthende Judenverfolgung, durch den berüchtigten Bauernwirth, König Armleder genannt, in Franken und im Elsaß begonnen, verbreitete 1338 sich auch nach Oesterreich. Im Lande unter der Enns, in Pulkau, brach sie zuerst aus. Wiederum waren es hier angeblich von Juden entweihte und verletzte blutende Hostien, die man zum Vorwande nahm. Der raubluftige Pöbel warf sich über die Juden her, würgte und wüthete unter ihnen und plünderte ihre Habe. Am ärgsten

ging es auf dem Lande zu. In den Städten, z. B. in Wien und Neuſtadt, ſchützte der Herzog durch die Landesedlen Leben und Eigenthum der Juden, und empfahl die Unterſuchung der Urſachen, da dieſe kirchlicher Natur waren, dem Papſte Benedict, der den Biſchof von Paſſau hierzu beauftragte und ihm zur Richtſchnur gab, die Juden ſtreng zu ſtrafen, wenn ſie der angeſonnenen Frevel wirklich ſchuldig befunden würden. Würde ſich aber dabei ein Betrug der Chriſten zeigen, ſo ſollte die blutige Hoſtie hinweggenommen und der Betrüger hart gezüchtigt werden, um das durch ihn verſchuldete Unheil zu büßen. Bald darauf ordnete der Herzog auch den Gerichtsſtand der Juden in Judenburg.

Im nämlichen Jahre theilte Oeſterreich mit einem großen Theile des übrigen Europa die Landplage der Heuſchrecken. In ungeheueren Schwärmen von meilenweiter Ausdehnung, zogen dieſe gräulichen Gäſte heran, Wieſen und Gärten kahl freſſend, und nur die Weinberge verſchonend. Das Getreide war glücklicher Weiſe ſchon in Sicherheit. In ihren dichten Zügen verfinſterten ſie, wo ſie eben flogen, die Sonne, und vermehrten ſich ſelbſt im Fluge, ſo daß ihre Zahl mit ſchreckender Schnelligkeit ſich vervielfachte. Sie hatten vier Flügel und am Kopfe einen Kamm; ihre Nähe verbreitete einen unerträglichen Geſtank. Erſt nach drei Jahren rieben Menſchenhände, Vögel und Witterung dieſe Unholde allmälig auf; gegen Weſten verloren ſie ſich.

Der Stamm Habsburg wurde um jene Zeit ſo heftig erſchüttert, daß er beinahe zum Erlöſchen gekommen wäre. Herzog Otto's Gemalin, die ſechzehnjährige Anna, ſchon in ihrem zwölften Jahre ihm angetraut, ſtarb am 3. September 1338; er ſelbſt, im ſchönſten Mannesalter ſtehend, folgte ihr ſchon am 17. Februar des folgenden Jahres im Tode nach. Zwei Söhne überlebten ihn; auf ihnen beruhte die ganze Hoffnung des Stammes, denn der Herzog Albrecht war kinderlos, und ſein ſiecher Zuſtand gewährte keine Ausſicht auf Nachkommenſchaft. Aber unerwartet wurden ihm Vaterfreuden zu Theil. Am 1. November 1339 gebar ſeine Gemalin einen geſunden Sohn. Er nannte ihn Rudolf. Zehn Geſchwiſter folgten dem erſten Sprößlinge nach, und reicher Kinderſegen belebte Albrecht's erſt ödes und ſtilles Haus. Sechs Kinder überlebten ihn. Ohne ſolchen erfreulichen Zuwachs würde das Geſchlecht zu Ende gegangen ſeyn, denn Herzog Otto's Söhne ſtarben Beide ſchon im Jahre 1344.

Im Reiche herrſchte noch immer Zwietracht und Kampf. Tödtlichen Haß hatte der Kaiſer Ludwig auf ſeinen hartnäckigen Gegner, den Herzog

Heinrich von Niederbaiern, König Johann's Schwiegersohn, geworfen. Ihn trachtete er sein ganzes Herzogthum zu entreißen, und schloß daher am 10 Januar 1339 ein Bündniß gegen denselben mit Albrecht und dem damal noch lebenden Otto von Oesterreich, denen er sogar für den Fall der gänzli chen Besiegung und Vernichtung seines Feindes, einen ansehnlichen Thei Oberbaierns zu opfern sich bereit erklärte. Bei einer späteren Zusammenkunf Ludwig's und Albrecht's, zu Reichenhall, söhnte der Herzog den Kaiser aud mit dem Erzbischofe Heinrich von Prag aus, der sich zur päpstlichen Parte wider den Kaiser geschlagen hatte. Das ganze Bündniß blieb jedoch erfolg los. Der König Johann, der den Kaiser so oft schon in seinen Entschlüsse wanken gemacht hatte, stimmte ihn zu Gunsten seines Schwiegersohnes um Bald fiel aller Anlaß zu weiteren Streitigkeiten auf dieser Seite weg; dem am 1. December 1339 verblich der Herzog Heinrich; sein einziger Sohn Johann, starb ihm binnen dreizehn Monaten nach, und Niederbaiern fiel hierum nach Recht und Ordnung an Ludwig. Auch ein in demselben Jahre zwische den Herzogen von Oesterreich und dem Könige Eduard III. von Englan abgeschlossenes Bündniß äußerte keine Folgen, da bald darauf der König vo Frankreich sich dem Kaiser Ludwig näherte. Oesterreich nahm daher keine Theil an dem langen und erbitterten Kampfe zwischen Frankreich und Eng land, und erhielt sich durch Albrecht in glücklicher Ruhe.

Diese zu erhalten, scheuete der weise Fürst keine Mühe, kein Opfer. Di seit so lange schwankenden und streitigen Gränzen gegen Böhmen, die ma in dem Bezirke, wo die Herrschaften Weitra, Gratzen und Wittingau sic berühren, gar nicht zu bestimmen wußte, ließ Albrecht untersuchen und regeln und beugte dadurch späteren Zweifeln und Streitigkeiten glücklich vor.

Die Ruhe nach außen wurde durch eine zweckmäßige Gesetzgebun auch nach innen unterstützt. Am 23. Juli 1340 verlieh der Herzog der Stad Wien eine große Handfeste, nahm jedoch das herzogliche Hofgesinde und di Dienstherren von den darin getroffenen Verfügungen aus, und verwies sie au das alte Recht. Das aus älteren Babenberg'schen und Habsburg'schen Hand festen und überlieferten Gewohnheiten oder autonomischen Fällen zusammen gestellte Stadtrecht handelte von Verbrechen und Frevel, vom Tragen de Waffen, vermehrte den äußeren Rath auf zweihundert Personen, und ver ordnete, was Rechtens, in Betreff der Witwen und Waisen, der Fremden Kaufleute, Gastwirthe, Fleischer, Fischer und aller anderen damalige

Gewerbe. Einen Monat ſpäter (23. Auguſt) folgte auch eine ausführliche Ordnung für die Schneiderzunft zu Wien, deren Zeche und Innung.

Wider die Plackereien der reichsfreien und mächtigen, aber auch unruhigen Grafen von Schönberg im ſogenannten Schaumberger Ländchen, das ſich zwiſchen Oeſterreich's und Baierns Gränze ausbreitete, ſchloß der Herzog ein Bündniß auf gegenſeitigen Schutz mit dem Kaiſer Ludwig. Den Dienſtherren und Landleuten im Herzogthume Steyer beſtätigte er am 6. December 1339 den ihnen 1277 vom Könige Rudolf ertheilten, berühmten Freiheitsbrief.

Im benachbarten Tirol fielen durch Margaretha Maultaſch Aergerniſſe und Zwiſtigkeiten vor. Die leidenſchaftliche und flatterhafte Frau war ihres jugendlichen Gemals, Johann's von Böhmen, überdrüßig. Sie verklagte ihn bei dem Kaiſer und begehrte des Letzteren, ſeit Kurzem zum Witwer gewordenen Sohn, den Markgrafen Ludwig von Brandenburg, zum zweiten Gatten. Auf die Nachricht dieſer Umtriebe eilte ihr Gemal aus Ungarn mit einigen Truppen nach Tirol zurück, legte Beſatzung in das feſte Schloß Tirol, und ließ Margaretha ſtreng bewachen. Aber durch ihren Anhang aus dem Kerker befreit, warf ſie ihren eigenen Gemal in's Gefängniß; mit Mühe entging derſelbe weiterem Schimpfe durch die Flucht. Dem Kaiſer gaben dieſe Vorfälle erwünſchten Anlaß, Tirol an das Haus Baiern zu bringen. Ohne die päpſtliche Dispenſation abzuwarten, ſprach er die Trennung der Ehe Margarethens aus, vermälte dieſe, ihrem Begehren gemäß, mit ſeinem Sohne Ludwig, und belehnte dieſen nicht nur mit Tirol, ſondern auch — im Widerſpruche mit ſeinen eigenen, früheren, kaiſerlichen Verfügungen — mit Kärnten, weil Margaretha auf dieſes Land niemals Verzicht geleiſtet habe.

Ungeachtet der Beleidigung und Ungerechtigkeit, die der Kaiſer dadurch gegen den Herzog Albrecht beging, ward dieſer auch jetzt ſeiner Mäßigung nicht untreu. Der König Johann von Böhmen aber verſchmerzte nicht ſo leicht die dem Sohne widerfahrene Unbill; er ſuchte den durch des Kaiſers Verfahren ſo unmittelbar verletzten Herzog Albrecht für ſich zu gewinnen, und dieſer zog daraus den Vortheil, daß Johann ſeine (Albrecht's) Mißverhältniſſe mit Ungarn ſchlichtete. Bisher hatte nämlich der Herzog Albrecht noch immer Anſpruch auf Entſchädigung erhoben, für die 1336 durch die ungariſchen Hilfsvölker in Oeſterreich angeſtifteten Verheerungen und Räubereien.

Hartnäckig hatte der König Karl von Ungarn bis jetzt die Entschädigung verweigert. Nun aber wurden, durch die Dazwischenkunft des Königs von Böhmen, von beiden Seiten Schiedsrichter zu Ermittelung des Schadens angestellt, und der Gegenstand dadurch in friedlichem Wege erledigt.

Um das Einvernehmen zwischen Oesterreich und Böhmen noch weiter zu fördern, kam der Markgraf Karl von Mähren persönlich nach Wien, und sowohl er, als sein Vater Johann, bestätigten den früher geschlossenen Vertrag von 1336, in welchem sie, zu Gunsten der Herzoge von Oesterreich, auf Kärnten Verzicht geleistet hatten. Auch wollten sie nicht eher die von dem Herzoge dafür bewilligten 10,000 Mark Silbers und die dafür verpfändeten Städte Laa und Waidhofen ansprechen, bis die dermaligen Prätendenten von Kärnten sich aller ihrer Ansprüche begeben haben würden. Da Margaretha eine solche Verzichtleistung niemals aussprach, so blieb der Herzog Albrecht von Zahlung jener Summe und von der Uebergabe der genannten Städte gänzlich befreit.

Der König von Böhmen und dessen Sohn hatten nur deshalb dem Herzoge so leichte Bedingungen gestellt, um ihn desto sicherer zu einem unbedingten Bündniß wider den Kaiser zu gewinnen. Aber der Herzog Albrecht ließ sich dadurch gleichwohl nicht zu einem unnöthigen Kriege verpflichten, sondern beschränkte sich auf ein, am 15. December 1341 zu Wien abgeschlossenes Bündniß, das sein und seiner Verbündeten Eigenthum gegen ungerechte Angriffe des Kaisers schützen mußte, von welchem, nach dessen letzten eigenmächtigen Handlungen, Alles zu befürchten war.

Dem hitzigen Könige Johann war dieses Bündniß nicht genug, persönlich hoffte er noch mehr von dem Herzoge zu erlangen, ihn noch unbedingter wider den Kaiser zu stimmen. Obgleich seit zwei Jahren erblindet, machte er zu Anfange des Jahres 1342 sich dennoch auf den Weg nach Wien, und besprach sich in einem Zimmer der Burg, ohne alle Wortzeugen, mit Albrecht, der auf seinem Ruhebette die Unterhandlung anhörte und entgegnete. Als sie schieden, konnte der blinde König die Thüre nicht finden, der lahme Herzog ihn nicht zurechtweisen. Da mußten beide Fürsten wider Willen über ihre Körpergebrechen laut auflachen, und erst die herbeieilenden Diener machten dem traurigen Scherze ein Ende. Johann's Zweck war auch diesmal nicht erreicht worden. Albrecht beharrte bei seinem Entschlusse, nur nothgedrungen und vertheidigungsweise zu einem Kriege zu schreiten. Der Frieden seiner

Lande und Unterthanen ſtand ihm über dem Ruhme der Waffen, über der Befriedigung perſönlicher Empfindlichkeit. Mißvergnügt verließ der ſtreitbare blinde König den ſtandhaften Friedensfürſten.

Bald darauf verfiel der Herzog Albrecht in eine tödtliche Krankheit. Man verzweifelte ſchon an ſeinem Aufkommen, und allgemein war der Schmerz des Volkes, das in ihm ſeinen Vater ehrte und liebte. In allen Kirchen lag man auf den Knieen, um das Leben des trefflichen Fürſten flehend, da die Kunſt der Aerzte — damals freilich immer noch übel berathen — nicht anſchlagen wollte. Endlich genas der allgeliebte Fürſt zur unbeſchreiblichen Freude ſeiner Unterthanen. Während ſeiner Krankheit hatte ein unwürdiger Prieſter aus Schwaben, von Rache oder Gewinnſucht verführt, gegen den herzoglichen Küchenmeiſter Stibor die boshafte Anklage erhoben, als hätte dieſer dem Herzoge Gift gereicht, und ihn dadurch ſo ſiech und elend gemacht. Verfälſchte Schreiben unterſtützten den argen Ankläger. Der Küchenmeiſter ward in Ketten und Banden geworfen, und erwartete, bei erbärmlicher Koſt, durch ſechs Monate täglich mit Furcht und Zittern ſein Todesurtheil. Da brachte der Zufall ſeine Unſchuld an den Tag. Furchtbar mußte der Angeber ſeinen Betrug entgelten. Vierzehn Tage hinter einander wurde er, in einen eiſernen Käfig eingeſchloſſen, auf einer hohen Säule am hohen Markte zu Wien den Blicken des Volkes ausgeſtellt, dann auf St. Stephan's Freithofe lebendig eingemauert. Ein grelles Bild der barbariſchen Strafen jener Zeit, ſelbſt durch die Weisheit eines Albrecht nicht gemildert!

In dem durch Albrecht's Fürſorge geſchützten Oeſterreich, für welches mächtige Bundesgenoſſen die Ruhe wahren halfen, ahnte und bemerkte man kaum die Gewitter, die über das deutſche Reich dahintobten und ihre Donner nach allen Seiten entſendeten. Alle Verſuche, den König Ludwig mit dem heiligen Vater auszuſöhnen, waren, wie nahe man auch oftmals dieſem Ziele geweſen, an der Ungunſt der Verhältniſſe, den Mißgriffen der zunächſt Betheiligten, dem bald offenen, bald heimlichen Entgegenwirken einflußreicher Parteien geſcheitert, welche zum Theil die Miene thätigſter Theilnahme und Förderung annahmen. Dem friedensgeneigten Papſte Benedict XII. war Clemens VI. nachgefolgt, ein Mann von ſtarrem und ſtolzem Willen, unbeugſam wie Johann XXII., und als geborener Franzoſe der Politik und dem Hofe ſeines Vaterlandes eifrig zugethan. Er hatte den Haß jenes ſeines Vorgängers wider Ludwig den Baiern geerbt, mahnte daher ſofort durch den von

ihm neu eingesetzten Erzbischof von Mainz die deutschen Fürsten von allem Gehorsam gegen Ludwig ab, und eiferte die Kurfürsten an, zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten. Unzufriedenheit mit Ludwig, hauptsächlich aber das freigebig verstreute Gold Johann's von Böhmen, der nach allen Kräften seinem ältesten Sohne Karl die deutsche Krone zuzuwenden trachtete, verschaffte dieser Mahnung Gehorsam. Die drei geistlichen Kurfürsten, dann die weltlichen von Böhmen und Sachsen hielten — da die Reichsstädte Frankfurt und Aachen auf Ludwig's Seite standen — am 11. Juli 1346 zu Rense eine Versammlung. Brandenburg und Pfalz, deren Fürsten durch Blutsverwandtschaft zu Ludwig hingezogen wurden, erschienen nicht. Die Fünf aber erklärten das deutsche Reich als seit lange hauptlos, und erwählten den Markgrafen von Mähren und Kronprinzen von Böhmen, Karl, zu einem römischen Könige. Ludwig, auf einem Zuge nach Italien begriffen, kehrte, zufolge dieses Ereignisses, eiligst nach Deutschland um, suchte seine Anhänger in ihrer Treue zu bestärken und ließ auf einem Reichstage zu Speier die Wahl von Rense ungiltig erklären. Karl aber, durch den Heldentod seines Vaters Johann in der Schlacht von Cressy (am 26. August 1346) auch König von Böhmen geworden, ließ am 26. November sich zu Bonn als römischer König, unter dem Namen Karl IV., krönen.

Albrecht's weise Politik erhielt ihn in glücklicher Unabhängigkeit von den kämpfenden Parteien, welche insgesammt um seinen Beitritt sich bewarben, und ließ ihn dem älteren Reichsoberhaupte, dem er einmal Treue zugeschworen, dieselbe bewahren, ohne deshalb mit dem anderen Theile zu brechen. Noch freier und unbefangener ward seine Stellung durch Kaiser Ludwig's plötzlichen Tod, am 11. October 1347; denn nunmehr fiel alle Parteiung von selbst hinweg, und der drohende Anlaß zu einem abermaligen inneren Kriege Deutschland's hob sich auf. Karl IV., einer der ruhmreichsten Fürsten aller Zeiten, wurde nun durch das ganze Reich als römischer König anerkannt.

Eine vorübergehende Spannung zwischen Karl und Albrecht, deshalb entstanden, weil Ersterer dem Wunsche des Herzogs: den Grafen Konrad von Hardeck, der ohne des Herzogs Erlaubniß sich mit Katharina, der Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold, vermält hatte, aus seinem Lande zu verbannen, nicht willfahren wollte, — wurde glücklich beseitigt. In Brünn kamen im Mai 1348 der junge König und der Herzog Albrecht zusammen, und es wurde bei dieser Gelegenheit Alles geordnet und ausgeglichen. Der

König bestätigte dem Herzoge und dessen Söhnen, Rudolf und Friedrich, alle, ihren Städten, Gerichten und Unterthanen zustehenden Rechte und Freiheiten auch in Betreff der Juden, und sicherte zugleich dem Herzoge Albrecht für dessen Dienste eine Summe von 20,000 Mark Silbers zu, wofür Letzterem und dessen Erben die Städte und Festungen Breisach, Neuburg, Schafthausen und Rheinfelden pfandweise eingesetzt wurden. Die Belehnung sollte, kraft des in dem Fridericianischen Freiheitsbriefe den Herzogen von Oesterreich verliehenen Rechtes, auf österreichischem Grund und Boden vor sich gehen. Zu diesem Ende begaben sich die Fürsten nach Seefeld in Oesterreich, und hier ertheilte der König dem Herzoge und dessen Söhnen die förmliche Belehnung mit allen ihren Reichslehen. Inbegriffen waren auch diejenigen Lehen, welche die Herzoge von Oesterreich von Ludwig dem Baiern, den Karl nicht als rechtsgiltigen Vorfahren anerkannte, empfangen hatten. Die Verlobung zwischen den Kindern beider Fürsten sollte das Freundschaftsbündniß noch befestigen. Unter großen Feierlichkeiten und glänzenden Festen übergab der König seine Tochter Katharina, die Braut des Herzogs Rudolf, in die Obhut ihrer künftigen Schwiegereltern.

Aber auch jetzt noch wußte der Herzog sich in würdiger Unabhängigkeit zu erhalten, und behielt sich ausdrücklich vor, dem Könige niemals Beistand gegen die Kinder Ludwig's zu leisten. Desto freudiger übernahm er das Geschäft eines Vermittlers zwischen dem Könige Karl und den Söhnen Ludwig's, um den baierischen Landen, und damit dem Reiche selbst, den längst ersehnten Frieden zurückzugeben. Wirklich ward ihm das ehrenvolle Amt eines Vermittlers zuerkannt. Als solcher lud er die streitigen Parteien zu einer freundschaftlichen Unterredung nach Passau. Hier erschienen dem zufolge der König Karl, der Markgraf Ludwig von Brandenburg, als Kaiser Ludwig's Sohn, und viele vornehme Herren.

Aber ein falsches Gerücht, der König wolle, um England zu schmeicheln, die dem Herzoge Wilhelm von Baiern gehörigen Grafschaften Holland und Seeland den Söhnen König Eduard's III. und dem Markgrafen von Jülich verleihen, lärmte die baierische und brandenburgische Partei auf; es entstand Tumult und Unordnung. Der Herzog Ludwig eilte zornig aus Passau hinweg, schwörend, Karl'n niemals als römischen König anzuerkennen. Der Friedenscongreß war vereitelt. Der König und der Herzog Albrecht fuhren zu Schiffe nach Linz, wo Ersterer durch eine Urkunde vom

31. Juli alle Gnadenbezeigungen und Freiheitsbriefe seines Vorgängers Ludwig, so weit sie den Gerechtsamen Oesterreich's und der damit verbundenen Länder zum Nachtheile gereichen würden, für ungiltig erklärte. Durch diesen königlichen Bescheid wurde den Waldstätten jeder Vorwand zu fernerer Widersetzlichkeit benommen, ohne daß jedoch diese Maßregel dort ihre Wirkung that.

Das Jahr 1349 war für Oesterreich von Uebeln begleitet, welche Albrecht's Weisheit nicht verhindern konnte. Ein schreckliches Erdbeben tobte als unterirdischer Feind durch Oesterreich hin. Am verderblichsten rüttelte es am kärntnischen Boden, wo die Stadt Villach und viele Ortschaften im dortigen Thale theilweise in Schutt sanken. Die Pest war ein Verbündeter jener Landplage. Aus ihrem alten Sitze, dem Morgenlande, brach sie über Italien nach Kärnten, Steyermark und Oesterreich herein. Bald waren ganze Dörfer entvölkert, und die Städte arg gelichtet. In Wien starben täglich zwischen fünf- und siebenhundert, ja in der schlimmsten Zeit wohl an tausend Menschen und darüber. Ein allgemeiner Schrecken überkam die stündlich vom Tode bedrohten Menschen. Die Kunst der Aerzte erlahmte; die getroffenen Maßregeln reichten nicht aus; nur Gebet und Flehen blieb übrig. Da brütete die Todesangst wieder jene finstere Brut von Schwärmern aus, die schon früher in Italien und Deutschland ihr Wesen getrieben. Nackte Geißler, auf angebliche Zeichen des Himmels sich berufend, durchzogen die Städte mit ihrem schaurigen Geheul, mit ihren blutigen Mißhandlungen des eigenen Körpers. Von der Schwärmerei angesteckt und dem frommen Müßiggange fröhnend, lief den Geißlern alles herrenlose und arbeitscheue Gesindel zu, schwarze Kreuze sich auf Brust, Rücken und Hut heftend. Allerhand Unordnungen wurden begangen, Teufel ausgetrieben, nächtliche Zusammenkünfte veranstaltet, Zucht und Sitte verletzt, endlich sogar Raub, Mord und Plünderung an den Wohlhabenden vollführt. Die Pest wollte dabei nicht weichen. Darum suchte und erfand man andere Ursachen, als den Zorn des Himmels, dem man bisher das Uebel beigemessen. Man fabelte, die Juden hätten, aus leidigem Christenhaß, theils durch bösen Zauber, theils durch Vergiftung der Brunnen, die Seuche verursacht und unterhalten. Alsbald begann eine wüthende Judenverfolgung in vielen Gegenden Deutschland's und Oesterreich's, hier am ärgsten in und um Krems, Stein und Mautern. Am 28. September rottete sich der Pöbel aus diesen Städten und der Umge-

gend zusammen, schlug den Weg nach Krems ein, und mordete dort alle Juden, deren man habhaft wurde, erbrach und plünderte ihre Häuser. Von den unglücklichen Opfern des Fanatismus und der Raubgier entkamen nur diejenigen, denen es gelang, sich in die Burg zu flüchten, wo der Edle von Meißau sie herbergte und schützte. Viele der Juden, keinen Rettungsweg vor sich, zündeten in der Verzweiflung ihre eigenen Häuser an und verbrannten sich mit ihrer Habe, den Flammentod dem Wüthen ihrer Peiniger vorziehend. Vergebens waren die Ermahnungen, die Verwendungen des heiligen Vaters, der nach allen Kräften dem Frevel Einhalt zu thun strebte. Wirksamer zeigten sich die weltlichen Maßregeln des Herzogs Albrecht. Auf seinen Befehl versammelten einige seiner Ministerialen, in Verbindung mit dem von Meißau, eine kriegerische Schaar, durch welche die Frevler zusammengefangen und in Rechberg und Stein in Kerker geworfen wurden. Das Kriegsvolk vergalt die begangenen Unthaten durch Plünderung vieler Dörfer. Leubs rettete sich durch Capitulation; Mautern löste sich durch die Fürbitte des Bischofs Gottfried von Passau und durch eine Geldbuße von sechshundert Pfund; vierhundert Pfund mußten die Gemeinden von Krems und Stein erlegen. Drei der Rädelsführer wurden aufgeknüpft; von den eingezogenen Bürgern kauften sich manche, nach Maßgabe ihres Vermögens, von weiterer Strafe los; einzelne starben in ihrer Haft. Wie gering auch die Strafe im Verhältnisse zu den begangenen Freveln war, so wurde es doch — so verwahrloset waren die Zeitbegriffe — dem Herzoge zum bitteren Vorwurfe gemacht, daß er die Juden vertrete und um ihretwillen christliche Unterthanen büße. Als die heiße Jahreszeit verging, ließ auch die Seuche nach, und man gewann Zeit, den ungeheuren Menschenverlust zu überzählen. Von der ärmeren Klasse, die sich am wenigsten pflegen konnte, waren die meisten hingerafft worden. Es fehlte daher an Dienstleuten und Handlangern. Die Arbeitslöhne wurden dadurch außerordentlich vertheuert; mit ihnen stiegen die Preise der Lebensmittel, trotz der gesegneten Ernte, und harte Theurung riß ein.

Als die Prüfung vorüber gegangen war, vermochte Albrecht's segensreiche Thätigkeit sich wieder freier zu entfalten. Zwischen Oesterreich und dem Patriarchenstuhle von Aquileja hatten schon seit längerer Zeit Reibungen bestanden, vornehmlich um die Mauth zu Venzone, die von beiden Theilen zugleich angesprochen wurde. Des früheren Patriarchen Bertrand unnach-

giebiger Sinn hatte bisher jede Annäherung erschwert und vereitelt. Aber sein Nachfolger Nikolaus, ein natürlicher Sohn des verstorbenen Königs Johann von Böhmen, zeigte sich friedfertig und billig. Zu Budweis vermittelte am 1. Mai 1351 der König Karl den Frieden zwischen dem Herzoge und dem Patriarchen. Der Herzog sollte die Feste zu Klausen mit der Mauth, die er nach Bertrand's Tode an sich genommen, auf zwölf Jahre besitzen, hiermit aber auch für jede Forderung an die Patriarchen abgefunden seyn. Nach solchem Vertrage erneuerte der Patriarch dem Herzoge und dessen Söhnen die alte Belehnung mit der Stadt und dem Gebiete von Venzone, den Festungen Ober-Wippach und St. Michaelsberg, sammt den früher schon innegehabten übrigen Aquilejischen Lehen und Gerechtsamen.

Wichtige Ursachen hielten den Herzog Albrecht vom Sommer 1351 bis gegen den Winter des folgenden Jahres auf seinen Stammgütern in Oberschwaben zurück, wo der König Karl sein Einschreiten durch entsprechende Befehle an die schwäbischen Reichsvoigte kräftig unterstützte. Während, treu den geschlossenen Verträgen und Waffenstillständen, die dortigen Orte Frieden hielten, ging es in Zürich unruhig und bedrohlich zu. Hier hatte der Bürgermeister Rudolf Brun, ein Freund der Handwerker und von ihnen auf alle Weise unterstützt, der Volkspartei ein entschiedenes Uebergewicht verschafft. Viele Edle und Freie hatte er verbannt. Sie sammelten Anhänger und schlossen unter sich einen Bund wider Zürich, welchem auch der Graf Johann von Habsburg zu Rapperschwyl, ein Vetter und Lehensmann Herzog Albrecht's, beitrat. Aber die versuchte Ueberrumpelung Zürich's mißglückte ihnen; der Graf Johann wurde von den Bürgern von Zürich gefangen genommen und in enge Haft gebracht. Rapperschwyl wurde sodann von den Zürichern überfallen und erobert. Gleichwohl erneuerten im nämlichen Jahre 1350 die Herzoge den sechsjährigen Bund mit Zürich, ohne dabei Schritte zur Befreiung des gefangenen Grafen zu thun. Von den Dienstmannen desselben in Handel und Wandel beunruhigt, suchten die Züricher sich endlich mit seinen Brüdern zu einigen, wurden aber von diesen zuerst an den Herzog Albrecht, als des Habsburg'schen Hauses Lehensherrn, gewiesen. Den kürzeren Weg der Gewalt jenem des Verhandelns vorziehend, ließ Rudolf Brun durch seine Züricher die alte Burg Rapperschwyl sammt den Stadtmauern dem Erdboden gleich machen, und trieb die unglücklichen Einwohner in's Elend. Dann trat er 1351 dem Bunde der Waldstätte bei. Als in diesem

Jahre der Herzog Albrecht nach Bruck im Aargau kam, schickten die Züricher ihm zwar eine Gesandtschaft zu, verweigerten aber seine Forderung: Rapperschwyl, das freilich zuerst die Feindseligkeiten gegen Zürich begonnen, wieder aufzubauen und den Einwohnern den zugefügten Schaden zu ersetzen. Da erließ der Herzog durch seinen Landvoigt im Aargau und Turgau einen öffentlichen Beschwerdebrief und ein Aufgebot wider Zürich, und der Krieg brach los. Vermittler traten auf, und am 14. September wurde die Sache Schiedsrichtern unterstellt, nach deren Ausspruche der Herzog seine Streitkräfte zurückzog. Aber die Züricher unterwarfen sich dem Ausspruche nicht, weil er ihnen schwierig bedünkte, und ließen sogar ihre Geiseln im Stiche. Die Feindseligkeiten mußten also ihren Fortgang nehmen. Der Winter unterbrach sie zum Theil; aber schon im August 1352 war der Herzog Albrecht wieder in den vorderen Landen.

Den Schwyzern hatten Lucern, Glarus und Zug sich angeschlossen; gegen die von Glarus, welche sich auf das Schloß des Hermann von Landenberg geworfen und es zerstört hatten, war der herzogliche Landvoigt, Walther von Stadion, im Kampfe gefallen. Auch Zürich erhob sich mit Macht; die Bürger dieser Stadt überfielen mit Erfolg die Truppen des Herzogs bei Baden, ehe diese sich noch hatten verstärken können, und siegten am 26. December 1351 bei Tätwyl über den herzoglichen Führer, Burchard von Ellerbach. Nach solchen Fortschritten der Aelpler, mußte ihnen stärkere Macht entgegengesetzt werden. Der Herzog Albrecht hatte Bündnisse mit Savoyen, Brandenburg und anderen Fürsten geschlossen, und ein mächtiges Heer rückte vor Zürich. Der Markgraf Ludwig von Brandenburg, Besorgnisse für seine, und Mitleid für die feindliche Partei empfindend, suchte Frieden herzustellen, und durch seine Vermittelung kam am 1. September 1352 ein Vertrag zu Stande, worin unter Anderem bestimmt wurde, daß Zürich die herzoglichen Leute und Hintersassen, die es zu Bürgern aufgenommen, entlassen und künftig nur nach eigenen Gerechtsamen Bürgerrechte austheilen, ferner die herzoglichen Lehen, welche es innehabe, abgeben, oder das Lehenrecht darum ansuchen, das Eigenthum der herzoglichen Unterthanen zurückstellen, den Schaden ersetzen, auch sich nie mehr gegen den Herzog und die Seinigen verbünden solle. Das während des Krieges gegenseitig besetzte Eigenthum sollten beide Theile herausgeben. Lucern, Uri, Schwyz und Unterwalden, Zug und Glarus

machten sich zu Gleichem verbindlich; Schwyz gelobte noch besonders Erfüllung des dem Herzoge schuldigen Gehorsams.

Nicht lange hielten die Waldstädte Frieden, und zu Weitra, wo nach Pfingsten 1353 der Herzog mit dem Könige Karl V. zusammentraf, beriethen sich die beiden Fürsten ernstlich über die Züricher und Schwyzer Dinge. Zürich hatte, dem Vertrag entgegen, noch fortwährend herzogliche Beamte und Unterthanen zu Bürgern aufgenommen, und den früheren Bund mit den Leuten derselben in Lucern, Zug und Glarus nicht aufgehoben, dadurch aber unmittelbar die landes- und lehensherrlichen Rechte des Herzogs gefährdet und verletzt, und Unterthanen, Vasallen und Gerichtsbefohlene desselben in ihrer Widersetzlichkeit unterstützt. Dergleichen konnte und durfte der Herzog nicht zugeben; denn die Gefahr ward immer größer, der Ungehorsam immer weiter greifend. Schwierig und lang konnte der Krieg gegen diese Landleute werden, nicht wegen ihrer Zahl, doch wegen der Lage ihres Landes; große Rüstungen wurden nöthig, wenn nicht mangelhafte Erfolge den Trotz der Schwyzer mehren sollten. Das erforderte wiederum große Auslagen; sie zu bestreiten, erhob der Herzog in Oesterreich den zehnten Theil vom Werthe der Weinberge, drückend für die Besitzer, denn ein ganzer Jahresertrag ging ihnen dadurch verloren.

Der römische König, uneingeschüchtert durch früher gescheiterte Unterhandlungen und gebrochene Verträge, hoffte noch immer, die Schwyzer in Güte zu ihrer Pflicht zu führen. Aber auch seine Bemühungen zerstießen sich an der Halsstarrigkeit dieser Leute, die rundhin verweigerten oder bestritten oder, wenn man sie mit Gründen des Rechtes widerlegen wollte, sich schlau auf ihre Einfältigkeit und Unkenntniß rechtsgelehrter Phrasen ausredeten. Alles, was der König, selbst bei persönlicher Anwesenheit, von ihnen erlangte, waren Waffenstillstände auf kürzere Zeit. Zuletzt hoffte er, dem Streite dadurch ein Ende zu machen, daß er Lucern und Zug, weil sie durchaus dem Reiche unterstehen wollten, an sich zu kaufen, und den Herzog durch größere, einträglichere und näher gelegene Lande zu entschädigen sich erbot. Der Vorschlag, oder mehr wohl die vielleicht übel gewählte Form desselben, weckte des Herzogs Empfindlichkeit und Stolz. Er sey reich genug, soll er geantwortet haben, um die Güter des Königs selbst kaufen zu können. Da somit Güte nicht fruchten wollte, entschloß der König sich ebenfalls, zur Gewalt zu schreiten, kündigte

am 20. Juni 1354 der Stadt Zürich und ihren Eidgenossen den Waffenstillstand auf und erklärte ihnen den Reichskrieg.

Ein allgemeines Aufgebot wurde erlassen. Der Herzog sammelte seine und seiner Bundesgenossen Streitkräfte, und ließ, zu großem Nachtheile und Schrecken der Züricher, die Mauern und Festungswerke der, vom Grafen Johann ihm abgetretenen Stadt und Burg Rapprechtswyl wieder herstellen. Der König erschien in Person auf dem Kampfplatze, und nahm seinen Sitz in Regensperg, eine Meile oberhalb Zürich. Es sollen in Allem viertausend Helme — davon tausend aus Oesterreich allein — und vierzigtausend Mann bewaffnetes Fußvolk vor Zürich gestanden haben.

Mit Verheerungen der Güter und Weinberge um Zürich wurden die Feindseligkeiten eröffnet. Dazwischen wurden auf Veranlassung der Reichsstädte, die ungern zur Belagerung Zürich's, als einer ihresgleichen schritten, Unterhandlungen angeknüpft und wieder abgebrochen. Bei Ober-Meilau wurden einige hundert Züricher von einer Ueberzahl herzoglicher Truppen überfallen und aufgerieben, und das Lager dann an dem, erst kürzlich durch die Züricher und Schwyzer errichteten Wallgraben aufgeschlagen. Man wollte nun zum Sturme schreiten; aber hier zeigte sich wieder jener verderbliche Hang zur Uneinigkeit, der bei einem, aus so vielfachen Bestandtheilen zusammengesetzten Heere schwer ausbleiben konnte, wahrscheinlich auch von Manchen, die insgeheim den Zürichern wohlwollten und die kühne, ihre Freiheit so muthig verfechtende Stadt ungern bezwungen sehen mochten, absichtlich angestiftet und begünstigt wurde. Die Frage, wer den ersten Sturm unternehmen sollte, diente als Anlaß oder Vorwand. Jeder machte auf diese blutige Ehre Anspruch; die Schwaben zumal nach altem Brauche. Der Herzog wollte sein Banner nicht nachstehen lassen, eben so wenig wollten es die kriegerischen Böhmen. Während man so um die Ehre des ersten Angriffs stritt, unterblieb derselbe gänzlich. Der Bischof von Konstanz zog gereizt mit seinen schwäbischen Truppen ab. Als die Züricher die Zwietracht im feindlichen Lager und den Abzug des Bischofs gewahrten, ließen sie, um den römischen König für sich zu gewinnen und auch ihn dem Bündnisse zu entziehen, die Reichsfahne auf einem ihrer Thürme flattern, als Zeichen ihrer Ergebenheit für das Reich. Das schmeichelte, wie vorauszusehen, dem Könige, und um so williger Gehör fanden bei ihm die Gesandten, welche, um Frieden bittend, die Züricher gleichzeitig an ihn schickten. Er gab vor, wider den Willen der

meisten Kurfürsten dürfe und möge er die Schweizer nicht befehden; doch werde er, als Reichsoberhaupt, diese Angelegenheit im kommenden Jahre auf einem Reichstage neuerdings vornehmen und darüber entscheiden.

Die Losung zum allgemeinen Aufbruch war gegeben; die Reichsarmee zerstreute sich und kehrte heim, und am 14. September sah sich das hart bedrohte Zürich schon wieder von seinen Drängern befreit. So unerbaulich endigte ein Feldzug, zu welchem das ganze Reich aufgeboten worden, der, unter gewaltigen Zurüstungen, mit ungeheuerem Kostenaufwande begonnen, Aller Erwartungen auf sich gelenkt hatte.

Bitter getäuscht, blieb der Herzog noch einige Zeit auf dem Kampfplatze zurück. Allein konnte er die Belagerung Zürich's nicht unternehmen; er machte seinem Zorne Luft durch schreckliche Verwüstung der Umgegend, legte Besatzungen in die benachbarten Burgen und festen Plätze, begleitete dann den Markgrafen Ludwig von Brandenburg, mit welchem er am 17. October zu Bruck einen Bund gegen alle Feinde, mit wenigen Ausnahmen, zu gegenseitigem Beistande geschlossen hatte, nach Innsbruck, und traf von dort mit seinem Sohne Rudolf gegen Ende des Jahres wieder in Wien ein, fest entschlossen, dem Feinde bald wieder die Stirne zu zeigen. Unterdessen wurde von dem österreichischen Landvoigte, Albrecht von Buchheim, der kleine Krieg gegen Zürich, unter furchtbaren Verheerungen, auch noch im Jahre 1355 fortgeführt.

Karl IV., mittlerweile zum römischen Kaiser gekrönt, gedachte nunmehr sein Wort zu erfüllen, und die Streitigkeiten des Herzogs von Oesterreich mit den Eidgenossen zu beendigen. Beide Parteien beschied er vor sich nach Regensburg, und that am 23. Juli 1355 folgenden Ausspruch: „Die Züricher müssen dem Herzoge von Oesterreich alle Abgaben entrichten, die sie ihm von jeher nach alten Rechten zu entrichten schuldig waren, auch dürfen sie künftig keinen österreichischen Unterthan mehr in ihre Bürgergemeinde oder in ihren Bund aufnehmen. Zug und Glarus gehorchen wieder dem Herzoge.“ Der übrige Theil des kaiserlichen Urtheilsspruches betraf die Gerichtsordnung, die gegenseitigen Schulden und die Zurückgabe des während des Krieges von beiden Theilen besetzten Eigenthums. Rudolf Brun, der Bürgermeister von Zürich, stellte eine Urkunde im Sinne jenes Friedensausspruches aus. Die Wirkung desselben erwies sich freilich unvollständig; namentlich blieb die Streitfrage der Schwyzer Bündnisse schwankend. Da in

der Urkunde der Ausdruck: „des Herzogs Waldstädte," vorkam, und Zug und Glarus unerwähnt blieben, so wurde dies von den Verbündeten auf Uri, Schwyz und Unterwalden bezogen. Deshalb weigerten sich Letztere, dem Abschlusse Zürich's beizutreten, und so blieb der Vertrag ohne Einfluß auf das übrige Land, der frühere Zustand so ziemlich derselbe. Die außerordentlichen Anstrengungen Oesterreich's und des übrigen Reiches hatten also in dieser Angelegenheit wenig entschieden, und der Bogen blieb für spätere Kämpfe gespannt, die auch bald — und verderblicher, als früher — sich erneuern sollten.

Während dieser, hier im Zusammenhange erzählten Vorfälle in Oberschwaben, hatte auch in den österreichischen Erblanden sich Mancherlei zugetragen. Am 13. November 1351 war dem Herzoge Albrecht, zu seinem größten Leide, seine treue und tugendhafte Lebensgefährtin, im hitzigen Fieber, die Folge einer frühzeitigen Niederkunft, gestorben. Ihr zugebrachtes Erbe, die Grafschaft Pfirt, verblieb dem Hause Oesterreich.

An den Gränzen Oesterreich's und Böhmens hatten, während der Abwesenheit beider Landesfürsten, unruhige Bewegungen Statt gefunden und den Landfrieden gestört. Aus unbekanntem Anlasse war der kriegerische Heinrich von Neuhaus,. aus dem mächtigen Geschlechte der böhmischen Rosenberge, in Fehde mit den österreichischen Edlen, Eberhard und Heinrich von Walsee und Albrecht von Buchheim, gerathen. Mit seinen siebzig Helmen vereinigten sich Mannen des Peter von Sternberg und des Ulrich von Landstein. So gerüstet, brach er in Oesterreich ein, drang über Freistadt bis in die Gegend von Linz vor, und plünderte und verbrannte auf seinem Zuge alle nahen Orte und Dörfer. Endlich stellte der Landeshauptmann von Linz, Eberhard von Walsee, mit einem kriegerischen Haufen, aus dem Landesadel und Landleuten zusammengesetzt, sich den Böhmen entgegen, lieferte ihnen bei Hellmonds ein Treffen, und zwang sie zum Rückzuge, doch ohne daß sie ihre große Beute im Stiche ließen. Die Oesterreicher folgten ihnen auf dem Fuße nach, bis in die Gegend von Frauenberg, und am 16. November 1351 entbrannte bei Zamostie ein abermaliger hitziger Kampf, der durch einen von dem Prager Oberstburggrafen, Wilhelm von Landstein, einem Verbündeten des Walseers, gelegten Hinterhalt sich völlig zum Nachtheile der böhmischen Edlen entschied. Von den Feinden eingeschlossen, mußten sie sammt ihrem

Kriegsvolke sich als Gefangene ergeben,. Ueber die gemeinen Soldaten erging ein schweres Strafgericht; Heinrich von Neuhaus löſete sich mit Geld aus der Haft. Auf österreichischer Seite war hiermit die Ruhe hergestellt. Aber im Süden Böhmens gerieth, weil die Freunde und Verwandten der Gefangenen, insbesondere die Herren von Rosenberg und Herr Jeſſek von Michalowitsch, sich zur Rache gegen die von Landstein erhoben, Alles in solchen kriegerischen Aufruhr, daß Karl der IV. im Februar 1352 persönlich gegen die Unruhestifter in's Feld ziehen, und mit bewaffneter Hand sie zwingen mußte, ihn als obersten Schiedsrichter ihres Streites anzuerkennen.

Mit bewundernswürdiger Ausdauer hatte Albrecht's kräftiger Geist durch fünf und zwanzig Jahre den siechen, gelähmten Körper aufrecht gehalten. Nun aber meldete sich das Alter an, er fühlte, daß seine Stunde vielleicht bald schlagen könne. Um die Früchte seines weisen Wirkens auch für die Zukunft zu versichern, nach seinem Tode Ruhe und Eintracht unter den Seinigen, und den Landen das Glück der Ordnung zu erhalten, beschied er auf den 25. November 1355 die Landherren von Oesterreich, Steyermark und Kärnten zu sich nach Wien, that ihnen seinen Willen kund, wie nach seinem Tode seine vier Söhne, Rudolf, Friedrich, Albrecht und Leopold, sich unter einander und gegen die Unterthanen zu verhalten hätten, und nahm den versammelten Edlen einen Eid ab, nach Kräften darüber zu wachen, daß dieser sein Wille getreulich befolgt werde. Die Urkunde des Herzogs Albrecht ging dahin: „Auf daß der Friede und die Gnade, so Wir während Unseres ganzen Lebens in Unseren Landen gefördert und ausgeübt, auch nach Unserem Hintritte fortbestehen, und Unsere lieben Söhne, die hochgeborenen Fürsten Rudolf, Friedrich, Albrecht und Leopold, durch ein gleiches Streben nach Tugend und durch herzliche Bruderliebe vereinigt bleiben, wollen Wir, daß der älteste unter ihnen den jüngeren Brüdern dieselbe Liebe und Achtung erweise, welche der jüngste dem älteren zu erweisen schuldig ist; daß alle Widersetzlichkeit, Liebloſigkeit, Entzweiung, Zank und Zwietracht von ihnen entfernt bleibe, und ohne Unterschied ein jeder dem andern mit Würde und Anstand begegne. Im Falle aber einer Unserer Söhne dieses Gebot überträte, Heiratshalber in's Ausland zöge, oder wie immer die Eintracht und den Frieden störte, so haben wir Unsere und Unserer Söhne Landherren gebeten, zu Herstellung der Eintracht ihr Möglichstes beizutragen, dem Abfälligen

ſein Unrecht vorzuhalten und ihn mit ſeinen Brüdern auszuſöhnen. Solches haben die Landherren auch gelobt und feierlich beſchworen. Die Pflicht des ſo ermahnten Herzogs wird dann ſeyn: dem Rathe der Landherren Gehör zu geben und ihn zu befolgen. Würde er ſich trotzig deſſen weigern, dann haben die Landherren ſammt den Städten, kraft ihres Eides, die geſtörte Einigkeit unter den herzoglichen Brüdern herzuſtellen und den einträchtigen Brüdern wider den zänkiſchen beizuſtehen, dieſen aber, falls freundliches Ermahnen nicht fruchtet, alles Ernſtes und mit vereinigter Anſtrengung dahin zu bringen, daß er Frieden halte und mit ſeinen Brüdern in Freundſchaft lebe, auf daß Land und Leute vor Schaden und Nachtheil bewahret bleiben." Es war ein rührender Beweis väterlicher und landesväterlicher Liebe, ein ſchönes Zeichen des Vertrauens in den redlichen Willen ſeiner Landherren, das der Herzog hiemit gab. Söhne und Unterthanen wollte er vor den verderblichen Folgen der Zwietracht hüten, und willig opferte er ſogar einen Theil der fürſtlichen Unumſchränktheit, indem er die Landherren in den Familienrath ſeines Hauſes zog, nur um das köſtliche Kleinod des Friedens zu ſchützen.

In dem ſchönen Berufe eines Friedensſtifters und Mittlers, den Herzog Albrecht nicht nur in ſeinen eigenen Landen, ſondern auch auswärts — denn auch ſeine Nachbarn riefen bei Streitfragen vor Allem ſeinen weiſen Rath und Ausſpruch an — übte, überraſchten Störungen, wie ſie in damaliger rauher Zeit nicht ausbleiben konnten, ihn deſto unfreundlicher. Von einem Schwarme öſterreichiſcher Freibeuter wurden im September 1356 räuberiſche Einfälle in Mähren gewagt. Darüber ergrimmt, brach der Markgraf Johann von Mähren, des Kaiſers Bruder, gegen Oeſterreich vor, und gab Raub und Verwüſtung reichlich zurück. Wäre der Herzog in Oeſterreich zugegen geweſen, ſo würde wohl weder das Eine, noch das Andere geſchehen ſeyn. Eilends kehrte er auf die betrübliche Kunde jener Vorfälle nach Oeſterreich zurück, erließ ein Aufgebot und deckte ſeine Gränzen gegen Mähren, um eine Wiederholung feindlicher Einfälle zu verhüten. Der Winter warf ſeinen ſchützenden Damm zwiſchen die Kampfluſt beider Theile, und ehe neue Ausbrüche erfolgten, wurde durch Dazwiſchenkunft der Königin von Ungarn und des Erzbiſchofs von Olmütz ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, dem bald eine völlige Ausſöhnung zwiſchen dem Herzoge und dem Markgrafen folgte.

Als Pfandinhaber von Klein-Basel, hatte der Herzog Ursache zu mancher Beschwerde gegen Basel, ohne daß er bisher Genugthuung zu erlangen vermochte. Plötzlich erbebte am 18. October 1356 ein Erdbeben die feste Stadt, knickte ihre hohen Thürme zusammen, zerbrach ihre Mauern, stürzte ihre Häuser in wirre Trümmerhaufen über einander. Was von Holz war, fraß die gierige Flamme. Da eilten unberufene Rathgeber zum Herzoge, ihm das traurige Schicksal Basel's zu erzählen, und munterten ihn auf, jetzt werde es ein Leichtes sein, die trotzige Stadt zu Allem zu zwingen. Doch der Herzog verwarf mit edlem Unwillen so unbarmherzigen Einschlag. „Das sei fern von mir," sagte er, „die noch mehr züchtigen zu wollen, welche Gott schon so schwer gezüchtigt; nicht doppelte Noth darf über sie gebracht werden!" Er leitete der Stadt aus seinen Mitteln vierhundert Arbeiter, um die Straßen vom Schutte zu befreien. „Ist Basel wieder aufgebaut und in festem Zustande," erklärte er, „dann soll man mich nicht vergebens in den Streit gegen die Stadt fordern."

Der Herzog Albrecht erlebte noch die Freude, daß sein ältester Sohn Rudolf, Schwiegersohn des Kaisers, von diesem zum Reichslandvoigt im Elsaß ernannt wurde. Auch genoß er noch zweimal der Auszeichnung, in Streitigkeiten benachbarter Fürsten als Vermittler aufgerufen zu werden.

Als nämlich der Herzog Ludwig der Aeltere sich heftig gegen Karl's IV. goldene Bulle, durch welche er sich der Kurstimme beraubt sah, auflehnte, und der Kaiser gegen ihn zu Felde zog, trat der Herzog Albrecht mit gewohntem Eifer als Vermittler auf. Die Gegner kamen überein, ihre Streitsache durch einen Schiedsspruch des Herzogs von Oesterreich entscheiden zu lassen. Beide Theile versprachen, sich demselben zu unterwerfen, und zu Ende Juli 1357 kamen der Kaiser und die Herzoge von Baiern nach Wien. Doch erfolgte die gänzliche Ausgleichung des Streites erst später.

Noch eine andere Streitigkeit, zwischen dem Herzoge Stephan von Baiern und dem Erzbischof von Salzburg, hatte Albrecht die Genugthuung, zu schlichten. Vorläufig durch einen, von ihm vermittelten Waffenstillstand weiteren Nachtheilen vorbeugend, erhielt er durch die im Juni 1358 in Passau gefeierte Vermälung seiner Tochter Margaretha mit dem Grafen Mainhart von Tirol, Sohne des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, Gelegenheit, die beiden Gegner vollkommen zu einigen, und das freudige Familienfest zu einer Feier der Versöhnung zu erheben.

Beruhigt durfte der edle Fürſt auf ſein Tagewerk zurückblicken. Es war nicht eine bloße Rolle geweſen, wie jene Octavian's, bei deren Ende die Ueberlebenden in die Hände klatſchen durften, weil ſie gut geſpielt worden; Albrecht's Wirken war der unmittelbare Ausfluß eines klaren Verſtandes und zugleich eines reichen Herzens und richtigen Gefühls.

Von Paſſau zurückgekehrt, verſchied der Herzog Albrecht zu Wien am 20. Juli 1358, im ſechzigſten Jahre ſeines Alters. Die letzte Ruheſtätte hatte er ſich bereitet in ſeiner eigenen Stiftung, dem ihm vorzugsweiſe theuern und von ihm reichlich begünſtigten Gaming.

Ein Gerechter, ein Weiſer war in Albrecht heimgegangen. Nicht der ſtechende Glanz ſolcher Thaten, die mehr blenden, als erfreuen und wohlthun; nicht das Getöſe von Waffen, das ſo oft die tiefe Oede eines Lebens durchlärmen, oder die anklagende Stimme der Geſchichte übertäuben muß, wurde herbeibeſchworen, um ſein Bild anders darzuſtellen, als es war. In geräuſchloſer Tugend, in ſtiller Würde, aber nachhaltendem Segen, ging dieſes ſchöne Daſeyn über Oeſterreich dahin, treu die Sendung erfüllend, welche die Vorſehung dem weiſen Albrecht zugetheilt: die eines Pflegers des Friedens, der Wohlfahrt, der Ordnung, und einer Kraft, die nach überſtandenen Kämpfen durch ihn für ſeine Lande wieder gewonnen werden mußte, um in ſpäteren Kämpfen nicht unterliegen zu dürfen. Wohl erkannte Albrecht's Zeit ſeinen hohen Werth; in Deutſchland wie in den Nachbarländern genoß er einer Achtung, wie die Macht allein ſie nicht erringen kann; ſein Herzogsſitz ward ein Richterſtuhl über Kaiſer und Fürſten, denn das Vertrauen Aller übergab ihm freiwillig das Richteramt in ſchwierigen und bedrohlichen Fragen und erhitzte Gegner legten das Schwert aus der Hand, um von ſeiner Weisheit und Gerechtigkeitsliebe ihr Urtheil hinzunehmen. Mehr, als durch Befehle und Strafgeſetze, trug er durch ſein Beiſpiel zur Sänftigung der rauhen Sitten bei, und ein milderer Geiſt verbreitete von ſeinem Throne aus ſich über ſeine Zeit. Der Uebermuth und die Plackereien der Edlen wurden durch ihn danieder gehalten; denn um ſo mehr ſchreckte ſein Richterſchwert, da es niemals ohne Recht und Anlaß ſich erhob. Sicherheit auf den Straßen und in den Städten, befeſtigter Wohlſtand, zuverſichtlicherer Unternehmungsgeiſt, waren die Früchte ſolchen Wirkens. Darum beteten ſeine Unterthanen ihn an; aus weiter Ferne kamen ſelbſt die Aermeren hergezogen, nicht die Mühen und Entbehrungen der Reiſe ſcheuend, nur um den trefflichen Landesvater

einmal von Angesicht zu sehen, und als schon ein Jahrhundert über seiner Gruft verrauscht war, erzählte man sich noch von dem guten Herzoge und von der glücklichen Zeit seines Waltens.

Viertes Buch.

Die Regierungszeit Herzogs Rudolf IV., von 1358 bis 1365.

Rudolf stand im neunzehnten Lebensjahre, als der Tod seines Vaters ihn zur Regierung rief. Seine Brüder — der älteste derselben, Friedrich, war erst eilfjährig — befanden sich im Alter noch weit hinter ihm, und die Verwaltung der herrlichen Lande fiel daher, wenigstens vorläufig, ihm allein zu. Welch' eine neue Welt mußte sich dem fürstlichen Jünglinge eröffnen, als eine so große Bestimmung, ein so glänzendes Loos plötzlich ihm anheim fiel! Sein Vater hatte ihn ritterlich erziehen lassen, durch die Schaumberge und Pfannenberge; aber ihre Erziehung beschränkte sich blos auf die kriegerische Ausbildung des hohen Zöglings; das Uebrige gab Albrecht's Weisheit hinzu. Rudolf's feuriger Sinn faßte alle Eindrücke schnell, wenn auch nicht immer tief, auf, und seine großen Fähigkeiten konnten, nachdem ihnen die erste Richtung gegeben worden, bald der weiteren Stütze entbehren. Das reiche Erbe sammt der damit gebotenen Wirksamkeit gab seinem muthigen und unternehmenden Sinne Stoff und Gelegenheit in Fülle zum Weiterbilden und eigenen Schaffen. Eifrig und mit jugendlicher Ungeduld ging er an das Werk. Manches Alte gefiel ihm nicht, weil es sich blos in dem engeren Kreise bewährt hatte, auf welchen Albrecht's weise Mäßigung besonders in den letzteren Jahren seiner Regierung sich zu beschränken für gut befunden. Größeres, Kühneres sollte — so war es Rudolf's Meinung — nunmehr zu Stande kommen, und dazu bedurfte es neuer, vermeintlich entschiedenerer Mittel. Sofort wurden die alten Diener seines Vaters entfernt, weil er dieselben zu sehr mit dem alten Systeme verwachsen glaubte, das er umgestalten, mindest erweitern wollte, und die Stellen neu besetzt. Auch die Einkünfte mußten vermehrt werden, um freie Hand zum Schaffen und Unternehmen zu

gewinnen. Die zur Gewohnheit gestämpelte üble Sitte des Einwechſelns, Verrufens und Umprägens der Münze (ſ. Band I. Seite 273), die, wie aller Orten, auch in Oeſterreich bisher den herzoglichen Schatz hatte füllen müſſen, erſchien ihm — nach den Zeitbegriffen zwar nicht unredlich — aber ungenügend. Weil es jedoch ſeither an Erſatzmitteln fehlte, ſo mußte man mit Verſuchen beginnen, mit denen die Jugend ſo gern bei der Hand iſt. Mit Rath der Landherren wurde, durch Verfügung vom 21. März 1359, ein Ungeld (Abgabe) oder Trankſteuer auf die Gaſthäuſer, Trinkſtuben und Getränkverkäufe in den Städten, Märkten und Dörfern eingeführt, beſtehend in dem zehnten Pfennige vom Erlös alles Getränkes. Nur der herzogliche Hof wurde davon ausgenommen, den Landherren aber die Wahl zwiſchen Entrichtung des Ungeldes, oder der früheren Verpflichtung zu zeitweiliger Ablieferung der Münze zu niederem Preiſe und Wiederannahme zu höherem, freigeſtellt. Als bloßer Verſuch ſollte dieſe Ungeldordnung nur giltig ſeyn bis zum St. Georgstage 1360, bis zu welcher Zeit der Herzog mittlerweile beurtheilen konnte, welche der beiden Belaſtungsarten — ob jene der alten Ein- und Auswechſelung der Münze, oder die des Ungeldes — ihm einträglicher ſey, und dann für Beibehaltung der einen oder der anderen ſich beſtimmen wollte. Daß für jenen größeren Theil der Unterthanen, welche, nicht zum Landherrenſtande gehörig, auch keine Wahl zugeſtanden erhalten hatten, ſodann beide Beſteuerungen zugleich fortbehalten werden würden, ſtand, bei dem damaligen Syſteme, alte Laſten nur dem einen Theile zuzuwälzen, um den anderen, verſchont bleibenden, dadurch zu übertragen, ſehr in Ausſicht.

Die Einfachheit in der Hofhaltung ſeines ſparſamen Vaters ſprach den jungen Herzog ebenfalls wenig an. Er liebte den Glanz und die Pracht, und ſchnell eilte er, ſich mit einem glänzenden Hofſtaate zu umgeben, unbeſetzt gebliebene Hofſtellen, ſo die eines Oberſtjägermeiſters, gebührend zu beſetzen, und der Welt von der Herrlichkeit ſeines Hofes zu erzählen zu geben.

Aber nicht nur die Gegenwart ſollte des Herzogs Reichthum und Pracht beſtaunen, ſondern auch die Nachwelt ſeinen hohen Sinn ehren. Dauernde Denkmale wollte er den kommenden Jahrhunderten hinterlaſſen, und mit ſteinernen Buchſtaben ſeinen Namen in das Buch der Zeit ſchreiben. Schon früher hatte er das, in der Wiener Burg, in dem neuen Thurme bei dem Widmer-Thore (jetzt Burgthor) gelegene Zimmer, in welchem er zuerſt das

Licht der Welt erblickte, zu einer Kapelle einweihen lassen, und die dazu gegründete Stiftung dann zu einer Propstei erweitert; aber der Raum reichte nicht aus für die Menge der sich herbeidrängenden Andächtigen. Daher fasste er nun den großartigen Plan, diese seine neue Anstalt in die alte Pfarrkirche zu St. Stephan zu versetzen, das Gebäude der Letzteren aber, an welchem in vielfachen Unterbrechungen mehre Zeitalter gebaut hatten, und das dadurch in seinen Formen aller Uebereinstimmung entbehrte, zu erweitern, es in herrlicher Einheit zu einem großen, staunenswerthen, feierlichen Tempel der Gläubigen auszuführen. Am 11. März 1359 that der Herzog mit eigener Hand den „ersten Schlag" zur Grabung der Grundfeste, und am 7. April darauf legte er „mit ganzer Begierde" den Grundstein, worüber er eine Urkunde ausstellte. Er wollte, zum Gedächtnisse an seinen Geburtstag und an seine neue Burgkapelle, die zu errichtende Kathedrale „zu allen Heiligen" genannt wissen; aber die Gewohnheit ließ ihr im Munde des Volkes den alten Namen „zu St. Stephan," und nach des Herzogs Tode erhielt sie die letztere Benennung auch urkundlich zurück. Georg Hauser, Bürger zu Klosterneuburg, soll einen Aufriß dazu geliefert haben; nicht so kann er, wie wir später bei dem Jahre 1368 sehen werden, den Bau der beiden großen Thürme bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts geführt haben, wie insgemein angenommen worden ist. Die Bildsäulen, welche den inneren und äußeren Bau verzieren sollten, ließ der Herzog durch zwei, nach Wien berufene, berühmte Meister, Heinrich Kumpf aus Hessen, und Christoph Horn aus Dünkelspül, verfertigen. Der Bau selbst wurde auf die von Herzog Rudolf's Vater bis 1340 aufgeführten Seitenwände errichtet, wozu dieser einen Theil des ganz alten Baues benutzt hatte; auch ein Chor hatte derselbe erbaut, welches 1340 vom Bischofe von Passau geweiht worden war. Dem Herzoge Rudolf gebührt an dem hohen Bauwerke: die Schließung der Gewölbe des unteren Kirchentheils, die Aufsetzung des hohen Daches, und der Anfang des Baues des Thekla- und des Frauenchores, damals „Zwölfboten-Abseit und U. L. F. Abseit" (Abside) genannt. Hinsichtlich des Baues der hohen Thürme, deren Gründung ihm ebenfalls zukommt, reichen aus seiner Zeit keine näheren, sicheren Nachrichten zu uns herüber.— Hatte Rudolf auch, wie wir gesehen, Manches von dem vorgefundenen Baue benutzt, so ist doch das Werk in seiner gegenwärtigen Erhabenheit und Größe, wie in dem durchgeführten Plane, der nun schon beinahe fünf

Jahrhunderten Stoff zur Bewunderung und Andacht gibt, ſeine unvergängliche Schöpfung.

Stellte der Herzog durch dieſes himmelanſtrebende Werk ſeinen Ruhm feſt, ſo galt es nun auch, ſein Anſehen, ſeinen Einfluß zu erweitern; denn mit bloßer Aufrechthaltung desſelben war ſeinen feurigen Sinne nicht gedient. Um die ererbte Grafſchaft Pfirt und die Suntgauer Herrſchaften zu ſichern und abzurunden, kaufte er im Juli 1359 einen Theil der Herrſchaft Befort an ſich; ſpäter, im Jahre 1363, erwarb er, durch Kauf von den Grafen von Kyburg, ſeinem Hauſe die Lehensherrſchaft ob Burgdorf, Altingen und allen Rechten zu Thun; dann auch die Feſte Neuenburg im Rheinthal.

Mit dem Kaiſer, ſeinem Schwiegervater, befand er ſich in zweifelhaftem Verhältniſſe, und wahre Anhänglichkeit war zwiſchen Beiden unmöglich; denn der Kaiſer war, bei vielen großen Eigenſchaften, mißtrauiſch und ſcheelſüchtig, der jugendliche Herzog aber anmaßend und erwerbgierig. Rudolf mußte ſich nach anderen Freunden umſehen, um ſich in eine entſchiedene Stellung zu verſetzen. Darum war er eifrig bedacht, ſich an den mächtigen Nachbar, den König Ludwig von Ungarn, anzuſchließen. Er beſuchte ihn in Preßburg, wo am 2. Auguſt 1359 die alten Bündniſſe und Verträge zwiſchen Oeſterreich und Ungarn erneuert wurden. Dann eilte er, raſch in allen Entſchlüſſen und Handlungen, nach Salzburg, und ſchloß hier am 17. Auguſt mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg und deſſen Sohne Mainhart ein Bündniß wider Jedermann, mit Ausnahme des Reichs und des Königs von Ungarn, alſo den Kaiſer nicht ausgenommen. Zu Befeſtigung der Freundſchaft wurde eine Vermälung zwiſchen dem Herzoge Mainhart und Rudolf's Schweſter Margaretha verabredet, Heiratgut und Widerlage ſogleich feſtgeſetzt. Hierauf verfügten ſich die Fürſten nach München, um die Vermälung zu feiern. Die Freude des Feſtes wurde dadurch erhöht, daß, auf vielfache Vorſtellungen und Bitten, namentlich auch von Seite des Herzogs Albrecht und ſeines Nachfolgers Rudolf, der Papſt den gegen den Markgrafen Ludwig ausgeſprochenen Bann aufhob, und die Vollziehung ſeiner, zwar längſt beſtandenen, aber vom heiligen Vater nie anerkannten Ehe mit Margaretha Maultaſch bewilligte.

Hieraus entſprangen, wie die Folgezeit lehrte, für Oeſterreich die wichtigſten Folgen. An Margaretha Maultaſch, die Erbtochter des verſtorbenen Heinrich's von Kärnten, waren Tirol und die Herrſchaften im Gebirg und

an der Etſch als Alloden, ja ſogar auch die dortigen Reichslehen, namentlich die Voigteien der Hochſtifte Aquileja, Briren und Trient, gefallen. Ihr Erbe war der Herzog Mainhart, nunmehriger Gemal Margarethens von Oeſterreich, bei deſſen kinderloſem Ableben die Erbſchaft an ſeine Vettern von den baieriſchen Nebenlinien gefallen ſeyn würde. Aber unter den baieriſchen Herzogen der verſchiedenen Linien beſtand ſchon ſeit lange ein bitterer Haß, der ſie auch — wie wir bei den früheren Ereigniſſen häufig geſehen haben, — gewöhnlich in ihrer Politik von einander trennte. Auch Margaretha Maultaſch war ſo ſehr von dieſem Grolle gegen ihre Verwandten eingenommen, daß ſie ſchon jetzt darauf ſann, für den Fall ihres kinderloſen Hintrittes, ihr Erbe lieber Fremden, als den Vettern ihres Gemals zuzuwenden. Beſorgniſſe, daß der Kaiſer, ungeachtet der eingegangenen Verträge, Tirol doch noch immer für ſich oder für ſeinen Bruder Johann, Margarethens verſtoßenen Gemal, im Auge behalten möchte, kamen wohl ebenfalls bei Margarethen hinzu. Klug benutzte Rudolf dieſe Stimmung, und das neue Familienband war ſeinen Bemühungen günſtig. Durch alle jene Anläſſe bewogen, ſtellte Margaretha Maultaſch am 2. September 1359 in München dem Herzoge Rudolf und deſſen Brüdern, als ihren Blutsverwandten, eine Urkunde aus, in welcher ſie dieſelben zu Erben ihrer Länder erklärte, im Falle, daß ihr Gemahl, Ludwig, und ihr Sohn, Mainhart, ohne Nachkommen ſterben ſollten. Sie überwies auch für ſolchen Fall ihre Unterthanen und Lehensleute an die Herzoge von Oeſterreich, als deren rechtmäßige Landesfürſten und Lehensherren. Drei Tage ſpäter machte ſie dieſe Erbſchaftsordnung, dieſelbe neuerdings beſtätigend, auch dem Papſte und dem Kaiſer bekannt mit dem Erſuchen, die Herzoge von Oeſterreich bei dieſem Erbrechte zu ſchützen, und ſtellte an Jene, von welchen ſie ſelbſt Lehen beſaß, die Bitte: auch die Herzoge von Oeſterreich, als ihre Erben und Nachfolger in Tirol, mit dieſen Lehen zu begaben. — Wer hätte damals ahnen können, daß dieſe Anwartſchaft ſchon nach wenigen Jahren ſich in wirklichen Beſitz verwandeln ſollte!

Froh der gewonnenen Ausſicht auf Vergrößerung, welche er ſeiner Klugheit und Beredſamkeit verdankte, zog der Herzog nach Schwaben. Hier ſchloß er, größerer Entwürfe voll, ein Schutz- und Trutzbündniß mit den mächtigen, durch ihre Verwegenheit eben ſo gefährlichen als brauchbaren Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg, worin zugleich beſtimmt wurde,

was beide Theile zu beobachten hätten, wenn einer zum römischen Könige erwählt werden sollte. Die Frucht dieses Abkommens würde, wenn es so weit gekommen wäre, sicher nur Rudolf gepflückt haben, da wohl für ihn, aber schwerlich für die Grafen, die Hoffnung einer solchen Erhöhung vorhanden war. So bahnte und ebnete der jugendliche Fürst sich schon jetzt den stolzen Pfad zur Höhe, den er zu wandeln gedachte, und auf welchem der Tod ihn zu frühzeitig überraschte. Wahrscheinlich wurden auch andere Fürsten von ihm für seine hochfliegenden Entwürfe bearbeitet, die keinem geringeren Ziele, als einem Kaiserthrone, zustrebten. Namentlich vergrößerte er rastlos sein offenes und geheimes Bündniß gegen den Kaiser Karl IV. Auch der Erzbischof von Köln mag eine Zeitlang gegen den Kaiser gewonnen worden seyn, obschon er später diesen Verdacht von sich abzuwenden suchte.

Im Januar 1360 ließ sich der Herzog Rudolf in Steyermark und Kärnten huldigen. Dann eilte er mit gewaffneter Hand gegen den neuen Patriarchen, Ludwig von Aquileja, der, minder nachgiebig, als sein Vorgänger Nikolaus, die angeblichen Beeinträchtigungen von Seite Oesterreich's mit dem Schwerte strafen wollte, nachdem selbst die Verwarnungen des Papstes Innocenz den Herzog Rudolf nicht zum Nachgeben bewogen hatten. Bei Portenau und Grado kam es zu kleinen Gefechten. Dann wurde am 15. März 1360 zu St. Veit in Kärnten ein Waffenstillstand abgeschlossen, giltig bis zu Weihnachten. Die Fehde wurde dadurch nur vertagt, nicht beendigt. Den Papst, der in dieser Angelegenheit gegen ihn war, begütigte Rudolf durch Hilfstruppen gegen Bernardo Visconti, und gewann dadurch völlig freie Hand wider den Patriarchen.

Rudolf's rastlose Umgriffe, sein unabläßiges Anwerben von Bundesgenossen, die dem Kaiser abhold waren, mußten des Letzteren Besorgnisse fortwährend steigern. Selbst in Titeln maßte sich Rudolf Mancherlei an, was nach Recht nicht zu erweisen war und fürchten ließ, er wolle durch den leeren Namen einem künftigen wirklichen Besitze vorarbeiten, und gleichsam das Ohr bei Zeiten an kommende thätliche Ansprüche gewöhnen. Der Wortlaut des Fridericianischen Freiheitsbriefes: daß der Herzog von Oesterreich auf Reichstagen gleich einem Pfalz-Erzherzoge gehalten werden solle (Bd. I., Seite 50), womit nur der Rang, nicht der Zuwachs neuer Titel ausgesprochen war, gab ihm Anlaß, sich selbst in Urkunden den Titel eines Pfalz-Erzherzogs des Reiches, eines Erzherzogs beizulegen; auch nannte er, nach theilweisen

Besitzungen in diesen Ländern, sich einen Fürsten im Elsaß und in Schwaben, einen Reichsoberjägermeister (weil angeblich dieses Amt mit der herzoglichen Würde von Kärnten verbunden gewesen sey); einer großen Anzahl anderer Titel, selbst nach kleineren Orten in seinen Herzogthümern, wie z. B. der eines Markgrafen von Drosendorf, nicht zu erwähnen. Solche Anmaßungen, im Gefolge drohender thätlicher Unternehmungen, konnten dem Kaiser nicht gleichgiltig seyn. Doch wünschte er mit dem mächtigen Herzoge sich in Güte zu verständigen. Vorerst versöhnte er sich mit dem Könige Ludwig von Ungarn, Rudolf's einflußreichstem Bundesgenossen. Bei ihm in Tyrnau trafen sich Kaiser Karl IV. und Herzog Rudolf, und erwählten ihn zum Vermittler ihrer gegenseitigen Beschwerden. Auf Rudolf's Seite waren sie vornehmlich gegen die Absichten gerichtet, welche Karl IV., wenn auch auf entferntem Wege, auf Oesterreich zu hegen schien. Der Letztere hatte nämlich schon im Jahre 1348 die längst außer Kraft gesetzte Lehensertheilung des römischen Schattenkönigs Richard mit Oesterreich und den südlichen Ländern, zu Gunsten des Königs Premysl Ottokar II. von Böhmen, plötzlich bestätigt. Herzog Albrecht hatte dies als eine todte Formel betrachtet und daher nicht nöthig befunden, sich ihr zu widersetzen. Der Herzog Rudolf aber, welcher Ansprüche an sein Erbe selbst als bloße Phrase nicht dulden wollte, nahm Anstoß daran, und seine Empfindlichkeit gegen den Schwiegervater wurde dadurch gesteigert. Um diesen Grund des Aergernisses zu beseitigen, lieferten der Kaiser und sein Bruder, der Markgraf Johann von Mähren, in König Ludwig's Hände jene Urkunden aus, welche ihre Vorfahren oder sie selbst in Lehen- oder Pfandsachen hinsichtlich der österreichischen Lande bisher besessen hatten, und erklärten die etwa außerdem noch vorhandenen ungiltig. Ebenso übergab der Herzog Rudolf alle Urkunden, aus denen für ihn oder seine Nachfolger ein Recht auf Böhmen oder Mähren hätte abgeleitet werden können. Nach dieser Verständigung begab sich der Kaiser nach Seefeld, und ertheilte hier, auf österreichischem Boden, dem Herzoge Rudolf und dessen Brüdern die Belehnung mit Oesterreich, Steyer, Kärnten, Mark, Portenau, ingleichen auch mit den in Schwaben, im Elsaß oder wo immer im Reiche ihnen zuständigen Herrschaften. Die Urkunde hierüber wurde am 21. Mai 1360 ausgestellt. Gleichzeitig aber mußte der Herzog dem Kaiser urkundlich bescheinigen, daß dieser ihm keineswegs auch die Belehnung mit Tirol und Burgund ertheilt habe, eine Klausel, die sowohl für die Absichten des Herzogs, wie für die

Vorbehalte und eigenen Entwürfe des Kaiſers bezeichnend iſt. Auf dem dieſer Urkunde angehängten Siegel wird Rudolf „Erzherzog" genannt.

Doch noch immer konnte der Kaiſer ſich nicht ganz beruhigt fühlen, und namentlich war es Herzog Rudolf's zweideutiges Bündniß mit den Grafen von Würtemberg, was ihn in Beſorgniß ließ. Ein Vorwand zu entſchiedenem Einſchreiten fand ſich bald. Aus Schwaben liefen dringende Klagen über die Räubereien der würtembergiſchen Grafen ein. Da ſie die verlangte Genugthuung weigerten, ſprach der Kaiſer die Reichsacht über ſie aus, und ſandte ſeinen oberſten Kammermeiſter, Zbynek Zagic von Haſenburg, mit einem Heere gegen ſie. Bei Schorndorf gänzlich geſchlagen, mußten ſich die Grafen unterwerfen, und dem Bunde mit Oeſterreich entſagen. Rudolf, nunmehr vereinzelt, hatte keine andere Wahl vor ſich, als nach Eßlingen zu dem Kaiſer zu eilen und ſich mit demſelben zu verſöhnen, der bei allen dieſen Vorfällen eine edle Mäßigung bewährte. Mehre neue Urkunden wurden am 5. September 1360 ausgeſtellt, um dieſe Ausſöhnung zu beſiegeln. Der Herzog verzichtete wiederholt auf alle Anſprüche ſeines Hauſes an Böhmen, Mähren und die Gebiete in Polen, auf Sulzach und alle anderen Beſitzungen in Deutſchland, die zu Böhmen gehörten, ferner auf alle Rechte, die ihm durch ſeine Vermälung mit Katharinen, der Tochter des Kaiſers, etwa zukommen könnten, außer im Falle des erblichen Ausganges des kaiſerlichen Hauſes. Der Kaiſer dagegen erklärte alle bisherigen Streitigkeiten als ausgeglichen, und ſchloß als König von Böhmen, nebſt ſeinem Bruder, mit den Herzogen von Oeſterreich ein Bündniß zur gegenſeitigen Beſchützung ihrer Länder gegen Jedermann. Rudolf erklärte noch außerdem, kein Recht auf die Pfalz zu haben, und ſich künftig der Titel von Elſaß und von Schwaben enthalten zu wollen. Die dahin bezüglichen Siegel verſprach er vernichten zu laſſen.

Seltſam genug wurde der Herzog, von Eitelkeit verblendet, jenen letzten, unweſentlichſten Punkten des Vertrages am ſchnellſten ungetreu. Er legte alsbald die aufgegebenen Titel eines Pfalz-Erzherzogs, Fürſten von Schwaben und im Elſaß ſich wieder bei, und unternahm es in Zofingen ſogar, als Herzog oder Fürſt in Schwaben Lehen zu vergeben und öffentlich zu thronen, worüber der Kaiſer ihn abermals zu ſich nach Nürnberg beſchied und ihm die nöthigen Vorſtellungen machte.

Der lebenserfahrene und menſchenkundige Kaiſer nahm dergleichen Ausbrüche der jugendlichen Eitelkeit ſeines Schwiegerſohnes nicht ernſter, als ſie

zu nehmen waren, und lächelte wohl insgeheim darüber. Der Freundschaft Beider that dies vor der Hand keinen Eintrag; vielmehr wurde in Budweis, woselbst der Herzog wiederum dem Kaiser einen Besuch abstattete, am 14. Juni 1361 ein noch engeres Bündniß zwischen Beiden abgeschlossen, und am 1. August darauf bestätiget, erweitert, und Oesterreich's Privilegien in ihrem ganzen Umfange erneuert.

Die kaiserliche Gunst, die Rudolf freilich mehr durch Urkunden, als durch eigenes Handeln, zu fesseln suchte, sollte ihm jetzt wider den Patriarchen von Aquileja Dienste leisten; er erwirkte unter mancherlei Gründen einen kaiserlichen Absagebrief gegen denselben, und kam durch wiederholte Gefälligkeiten gegen den römischen Stuhl, auch einem Einschreiten von päpstlicher Seite in dieser Angelegenheit zuvor. Durch Friedrich von Auffenstein, Hauptmann in Kärnten, ließ der Herzog nach Kräften Truppen und Kriegsbedürfnisse sammeln. Schon im August 1361 rückten achthundert Mann in das Gebiet von Friaul unter schweren Verwüstungen ein. Ihnen folgte dann der Herzog Rudolf, in Begleitung seines BrudersFriedrich, mit viertausend Reitern nach, zog in Görz ein, eroberte einige Ortschaften, und legte sich vor Udine. Durch diese schnellen Erfolge des Gegners geschreckt, bot der Patriarch die Hand zum Frieden. Am 12. September wurde ein Waffenstillstand geschlossen, und die Bedingung beigefügt, daß der Patriarch selbst mit zwölf adeligen Friaulern sich nach Wien verfügen, und alle von dem Kaiser und dem Herzoge Rudolf ihm zu stellenden Friedensbedingungen im voraus zugestehen sollte. Die Noth drängte; der Patriarch fügte sich den harten Zumuthungen, auch das Domkapitel von Aquileja willigte genöthiget ein, und der Patriarch ging nach Wien, um dort in einer Art von Kriegsgefangenschaft den Beschluß der Sieger und sein weiteres Schicksal zu erwarten. Seine Haft verschlimmerte sich, als einige der zwölf Friauler Edlen, die ihm nach Wien als Geiseln für den bisherigen Vertrag gefolgt waren, wider Vertrag und Eid entflohen, und als des Herzogs mittlerweile eingetretene Spannung mit dem Kaiser, Ersteren bewog, das Friedensgeschäft allein und ohne Zuziehung des Letzteren zu Stande zu bringen. Um diesen Abschluß zu beschleunigen, wurde dem Patriarchen noch heftiger zugesetzt, bis dieser, hilflos und in der Gewalt des Feindes, auf den Ausspruch des Kaisers verzichtete, und sich zu Allem verstand, was dem Herzoge und dessen Bundesgenossen, dem Könige von Ungarn, belieben würde. Der ihm abge-

zwungene Friedensschluß hatte am 21. April 1362 Statt. In Folge desselben konnte der Herzog einen Landeshauptmann in Friaul einsetzen, mit der nöthigen Streitmacht, die der Patriarch auf seine Kosten zu unterhalten hatte. Sie hatten sich gegenseitig wider ihre Feinde Beistand zu leisten. Windischgraz und Los mußten vom Patriarchen dem Herzoge zu Lehen gegeben werden, ingleichen alle Lehen seiner Kirche in den Herzogthümern, in Krain, in der windischen Mark und in dem Karster Bezirke. Für Chiusa, Manso und Haunberg, die dem Herzoge binnen Jahresfrist eingeräumt werden sollten, erhält dieser tausend Mark Silbers Entschädigung. Der König von Ungarn und der Herzog sollten nach Willkür diese Vertragspunkte aufheben, ändern und neue hinzufügen dürfen, und der Patriarch dann zur Folgeleistung verbunden seyn. Man sieht, daß dem Patriarchen dabei gar kein Recht verblieb, und nur der bittere Zwang diesen Frieden dictirt hatte. Dauer war daher demselben nicht zu versprechen. Der Patriarch, der durch diese unbegränzten Zugeständnisse sich mindest seine persönliche Freiheit erkauft hatte, bestätigte zwar von seinem Lande aus den Vertrag, ließ aber in dieser Bestätigung bereits zwei Artikel, hinsichtlich des Landeshauptmanns in Friaul und der Entschädigungssumme von tausend Mark, unerwähnt. Der Herzog beschloß daher eine Erneuerung der Feindseligkeiten, die jedoch für den Augenblick unterbleiben und für gelegenere Zeit aufgehoben werden mußte.

Während dieser aquilejischen Händel hatte sich manches Wichtige ereignet. Schon nach seinem Kriegszuge gegen den Patriarchen 1361, benutzte der Herzog seine Anwesenheit in Görz zu einer vortheilhaften Familien-Verbindung. Der Graf Mainhart von Görz hatte eine einzige Tochter, Katharina, die muthmaßliche Erbin aller seiner Herrschaften. Es wurde nun eine Vermälung derselben mit Rudolf's Bruder, dem Herzoge Leopold, verabredet, und in dem am 22. September hierüber zu Görz abgeschlossenen Vertrage wurde bestimmt: daß bei unbeerbtem Ableben des Grafen Mainhart dessen gesammte Herrschaften und Lande an die Herzoge von Oesterreich fallen sollten. Die, wegen vorhandener Blutsverwandtschaft zu dieser Ehe erforderliche, päpstliche Dispensation, verpflichtete sich Rudolf auf eigene Kosten zu erwirken. — Auch diese Anwartschaft sollte sich, wenn auch erst weit später, erfüllen.

Das zur Zeit noch bestehende gute Einvernehmen mit dem Kaiser gestattete dem Herzoge, sowohl gegen fremde Mächte, wie auch in seinen

eigenen Landen eine kräftige Stellung anzunehmen. Jedes Hinderniß hinwegzuräumen, das ſeiner landesfürſtlichen Machtvollkommenheit in den Weg treten könnte, und beſonders die den Herzogen Oeſterreich's durch kaiſerliche Handfeſten zugeſicherte Oberhoheit in ihren Landen zur vollſten Anwendung zu bringen, war ſein eifrigſtes Beſtreben. Namentlich ſollten alle Güterbeſitzer in Oeſterreich ſich als ſeine Vaſallen bekennen. Ungeachtet jener Handfeſten hatten die mächtigen Grafen von Schaumberg ihre Reichsfreiheit bisher zu behaupten gewußt. Aber unfähig, dem mächtigen Willen des Herzogs länger zu widerſtehen, unterwarfen ſich ihm zuletzt die Grafen Bernhard, Ulrich und Heinrich von Schaumberg, und bekannten zu Weitra am 16. Juni 1361 in einer eigenen Urkunde: daß ſie und ihre Lehenträger den hohen Blutbann, oder das Recht, ein Todesurtheil zu fällen, als ein Lehen von dem Herzoge beſäßen. In allen Landgerichten der Grafen, in allen Orten innerhalb ihrer Landesgränzen, ſollte das Ungeld bezahlt, ſollten die Verfügungen der Herzoge befolgt werden. Alle ihre Beſitzungen und eigenen Lehen in Oeſterreich, Steyermark, Kärnten und Baiern bekannten ſie von den Herzogen von Oeſterreich zu Lehen zu haben. Die Herrſchaft Ort an der Donau, die ſie als Lehen von dem Biſchofe von Regensburg beſaßen, verſprachen ſie, dem Biſchofe wieder zurückzuſtellen, damit derſelbe die Herzoge, dieſe wieder die Grafen damit belehnen könnten. Die Herzoge dagegen verſprachen, ſowohl die Grafen, als auch deren männliche und weibliche Erben mit allen ihren Beſitzungen unweigerlich zu belehnen, ſie bei ihren alten Vorrechten und Freiheiten zu belaſſen, für Kriegsdienſte außerhalb Oeſterreich's zu entſchädigen und dieſe Entſchädigung durch beiderſeitige Schiedsrichter beſtimmen zu laſſen. Die Grafen bekannten, für dieſen Lehensvertrag von dem Herzoge eine ſehr bedeutende Summe empfangen zu haben.

Eine unfriedliche Veränderung in den Verhältniſſen zog der am 18. September 1361 erfolgte Tod des Markgrafen von Brandenburg und Herzogs in Baiern, Ludwig's, nach ſich, welchem in ſeinem Antheile von Baiern und in der Grafſchaft Tirol ſein einziger, mit Margaretha Maultaſch erzeugter Sohn, Herzog Rudolf's Schwager, nachfolgte. Daß der Kaiſer ſeine Abſichten auf Tirol noch immer nicht aufgegeben hatte, war aus Manchem zu erſehen geweſen, und die fortwährende Uneinigkeit unter den verſchiedenen Linien von Baiern ſchien ihm um ſo größere Zuverſicht zu geben. Der Herzog Rudolf aber, auf ſeinen Erbvertrag mit Margaretha von Tirol

sich stützend, war entschlossen, sich von diesen seinen Rechten nicht das Geringste entreißen zu lassen, und dieser Vorsatz mußte früher oder später zu einem Bruche mit dem Kaiser führen. Als nun bald darauf zwischen den Höfen von Böhmen und Ungarn heftige Spannung ausbrach, eilte der Herzog Rudolf nach Preßburg, und schloß daselbst am 31. December 1361 für sich und seine Brüder, ingleichen für den jungen Herzog Mainhart von Baiern, einen Vertrag mit den Königen Ludwig von Ungarn und Kasimir von Polen zu gegenseitigem Beistande. Er bekräftigte diese Uebereinkunft am 7. Januar 1362 durch eine zu Wien ausgestellte Urkunde, worin er sich verpflichtete, dem Könige von Ungarn auf Verlangen wider den Kaiser und dessen Bruder, den Markgrafen Johann von Mähren, mit der ganzen österreichischen Macht beizustehen. Nur behielt er sich seine Pflicht als Reichsvasall vor, die ihm gebot, dem römischen Reiche bei einem Kriege gegen Ungarn zwölf Mann auf einen Monat zu stellen. Der Krieg wurde von der einen Seite als unausbleiblich angenommen; als daher der König von Ungarn und der Herzog Rudolf am 10. März 1362 in Ofen zusammenkamen, wurden die künftigen Eroberungen im voraus getheilt. Bei dieser Gelegenheit verzichtete auch der König Ludwig, zu Gunsten des Herzogs, auf das durch längere Zeit von ihm innegehabte Schloß Schwarzenbach, und zugleich wurden die wegen Steuern und Zehnten an den Gränzen Oesterreich's und Ungarns entstandenen Zwistigkeiten geschlichtet.

Dem Kaiser konnten diese Bündnisse und feindseligen Anschläge seines Schwiegersohnes gegen ihn nicht verborgen bleiben, und er griff nothgedrungen zu Gegenmaßregeln. Er berief die Kurfürsten nach Nürnberg an sein Hoflager, schilderte ihnen Rudolf's undankbares Benehmen mit grellen Farben, und dessen Härte und Willkür gegen den Patriarchen von Aquileja, zeigte ihnen die früher abgeschlossenen, nun durch Rudolf verletzten Verträge, und setzte endlich als Kurfürst und König von Böhmen, in Uebereinstimmung mit den drei geistlichen Kurfürsten und den weltlichen von der Pfalz und von Sachsen, urkundlich fest: daß nach seinem Hintritte kein Herzog von Oesterreich zum römischen König gewählt werden solle. Nur Brandenburg trat, aus Freundschaft für Oesterreich, diesem Beschlusse nicht bei.

Der Herzog Rudolf kam weder der Ladung des kurfürstlichen Collegiums nach, noch setzte er, wie ihm ebenfalls geboten worden, den dazumal noch von ihm gefangen gehaltenen Patriarchen in Freiheit. Vielmehr fuhr

er fort, Bündnisse zu schließen, namentlich mit den Bischöfen von Passau und Bamberg, um seine Macht zu verstärken. Selbst die Pfalzgrafen und Herzoge von Baiern, Stephan der ältere und der jüngere und Johann, zog er in seinen Bund und vereinigte auf diese Art durch seine Beredsamkeit die entgegengesetztesten Interessen zu seinen Gunsten.

Böhmen und Mähren, nebst den angränzenden Besitzungen Karl's IV., waren auf solche Weise von drei Seiten gefährlich bedroht, und schon im Mai 1362 fielen die ungarischen Vortruppen verwüstend in Mähren ein. Der bedrängte Kaiser sendete seinen Schwiegervater, den Herzog Bolek von Schweidnitz, nach Trentschin in das Lager des Königs Ludwig von Ungarn, um über einen Frieden zu unterhandeln, und rückte gleichzeitig mit einem bei Köln gesammelten Heere nach Mähren vor, um dieses Land zu schützen. Ein Waffenstillstand setzte den Feindseligkeiten vorläufig ein Ziel.

Um diese Zeit, am 10. December 1362, starb zu Wien Rudolf's Bruder, der Herzog Friedrich, im sechzehnten Jahre seines Alters, und sicherte, da er der älteste unter den übrigen Brüdern gewesen, durch seinen frühen Tod dem Herzoge Rudolf noch auf längere Zeit die Alleinregierung, deren dieser feurige, oft rücksichtslose Fürst so sehr bedürftig war. Folgenreicher war der bald darauf, am 13. Januar 1363, erfolgte kinderlose Hintritt des erst zwanzigjährigen Herzogs Mainhart von Baiern. Zwar hatte, wie wir wissen, seine Mutter, Margaretha Maultasch, für solchen Fall die tirolische Erbschaft schon im Jahr 1359 den Herzogen von Oesterreich zugesprochen. Nun aber der Augenblick da war, jenen Vertrag wahr zu machen, schien sie, ohnehin zum Wankelmuthe mehr als zu sehr geneigt, die Sache zu reuen. Vielmehr that sie sofort Schritte, die Regierung wieder selbst zu übernehmen, und um hierbei in ihrem Lande auf um so sicherern Beistand rechnen zu können, stellte sie sich freiwillig unter die Vormundschaft einer Anzahl der vornehmsten Landherren, ohne deren Gutheißung sie keine wichtigen Verwaltungsmaßregeln treffen durfte, und die somit zu eigentlichen Mitregenten des Landes erhoben wurden. Aber bevor noch dieser Schritt dauernde Folgen nach sich ziehen konnte, war der Herzog Rudolf, mit gewohnter Raschheit, nach Tirol gekommen, um das durch dieselben Hände bedrohte Erbe zu sichern, die es verliehen hatten. Seine Anmuth und Gewandtheit, seine immer siegreiche Beredsamkeit übte nicht nur auf die alte Herzogswitwe Maultasch, sondern auch auf deren Umgebung einen solchen glücklichen Einfluß aus,

daß sowohl die Herzogin, als auch ihre Räthe, Landherren, Ritter und Dienstleute schon am 26. Januar in einer ausgestellten Urkunde die Herzoge von Oesterreich als ihre künftigen Landesherren anerkannten. Margaretha behielt sich nur die lebenslängliche Verwaltung und Nutzung aller Lande vor, und die Herzoge versprachen ihr Schutz gegen jeden Angriff. Der von dem verstorbenen Herzoge Mainhart im verflossenen Jahre mit dem Könige von Ungarn und den Herzogen von Oesterreich abgeschlossene Bund wider den Kaiser sollte für Tirol auch ferner bindend seyn, ein Punkt, der den Herzog Rudolf gegen etwaige eigene Ansprüche des Kaisers auf Tirol im voraus sicher stellte. Auf den Befehl der Herzogin huldigten dem Herzoge sofort die vorzüglichsten Städte Tirols, und wurden von ihm mit Gnadenbezeigungen und mit Bestätigung ihrer alten Freiheiten belohnt. Das Bisthum Briren belehnte ihn und seine Brüder, als Erbvögte, mit allen Lehen des Hochstiftes. — So war das Land Tirol nunmehr für Oesterreich dauernd gewonnen, mit ihm die fast unmittelbare Verbindung mit den schwäbischen Herrschaften. Ein hocherfreulicher, herrlicher Erwerb; denn ein biederes, den anderen Bewohnern Oesterreich's stammverwandtes Volk, von Alters her bewährt durch seine Treue gegen die rechtmäßigen Gebieter, ein schönes, gesegnetes Land, durch die Natur befestigt und durch tapfere Hände vertheidigt, schlossen sich dadurch dem österreichischen Völker- und Länder-Verbande für immer an. In dieses gewaltige Bollwerk von Bergen konnte in Stunden der Gefahr, und wenn die Niederungen schutzlos standen, Oesterreich's Banner sich retten, um dann mit erneuerter siegender Kraft von dort wieder hervorzubrechen.

Die väterlichen Verwandten des verstorbenen Herzogs Mainhart sahen diesen Vorgängen nicht so ruhig zu. Sie meinten, nicht nur der baierische Antheil, sondern auch das Erbe von Tirol, obschon von mütterlicher Seite an Mainhart gekommen und im voraus den Herzogen von Oesterreich verbrieft, gehöre ihnen. Herzog Stephan der Aeltere nahm sogleich Besitz von Oberbaiern, und Stephan der Jüngere eilte nach Tirol und sprach auch dieses Land für die Herzoge von Baiern an. Rudolf beschloß, sein Erbrecht auf das Aeußerste zu vertheidigen, und ging sofort nach Salzburg, wo er den ihm ergebenen Erzbischof Ortolf schnell zum Bundesgenossen wider Baiern gewann. Letzterer, unterstützt von Ulrich von Schaumberg und Eberhard von Walsee, ließ von seinen festen Schlössern aus das angränzende baierische Gebiet verwüsten. Baierische Truppen eilten zur Abwehr herbei, und erfoch-

ten bei Oettingen einen glänzenden, doch nichts entscheidenden Vortheil über ihre Gegner, wobei über siebzig österreichische und salzburgische Dienstmannen in baierische Gefangenschaft fielen. Der Gränzkrieg hatte seitdem seinen Fortgang, doch nur im Kleinen, und ohne daß damit Etwas von irgend einer Seite ausgerichtet wurde. Der Herzog Rudolf nahm inzwischen auf seinem Gebiete alle Weinfuhren, welche baierischen Klöstern und Bürgern gehörten, als gute Beute hinweg, freilich zum großen Nachtheile auch des inneren Verkehres. Die ihm den Beistand weigerten, wurden von ihm heftig bedrängt. Weil der Bischof Paulus von Freisingen, dessen Besitzungen sowohl in Oesterreich, als in Baiern zerstreut lagen, sich weder für den einen, noch den andern Theil entscheiden wollte, fiel der Herzog über die Güter und Schlösser des Hochstiftes her, nahm ihre Kostbarkeiten, ihre Einkünfte an sich, und vertheilte mehre dazu gehörige Herrschaften unter seine Vasallen. Der Bischof mußte noch urkundlich Alles gutheißen, was der Herzog über ihn beschlossen, und sich als seinen Bundesgenossen wider alle seine Feinde bekennen.

Mehr, als äußere Feinde, beunruhigte den Herzog die Vorstellung von dem bekannten Wankelmuthe der Margaretha Maultasch, die noch immer die Verwaltung Tirol's führte, und bei dem alten Anhange, den sie und ihr Haus dort genoß, leicht einmal in ungünstiger Laune alle früheren Verträge über den Haufen werfen konnte. Je mehr die Gefahr von außen drängte, desto weniger wollte er von dem veränderlichen Willen dieser Frau abhängig seyn, und sein eifrigstes Trachten war daher, noch bei Lebzeiten derselben die Regierung Tirols in seine eigenen Hände zu bringen. Der Vorwand, daß es in so bedenklicher Zeit der unmittelbaren Leitung eines jungen, thatkräftigen Fürsten bedürfe, war einleuchtend genug. Aber am schnellsten entschied hier wiederum Rudolf's gewinnende Persönlichkeit. Er ging nach Tirol, und bewog Margarethen, die Entscheidung dieser wichtigen Angelegenheit den tirolischen Landständen zu überlassen, deren Stimmung er bereits hinlänglich zu seinen Gunsten vorbereitet hatte. So kam es, daß am 11. September 1363 zu Botzen dreißig der angesehensten Landherren für sich und für die Landschaft von Tirol folgenden Ausspruch thaten: die Herzogin Margaretha tritt dem Herzoge Rudolf die Regierung von Tirol ab, genießt aber lebenslänglich die Einkünfte der Festung Strazberg, der Stadt Sterzing und des Thales Passeyr, erhält überdies 6000 Mark Meraner Münze und die Schlösser Gries, Ambras, St. Martinsberg und Stein. Gegen

Bezahlung der Schulden Margarethens kann der Herzog auch sogleich ihre Städte und Schlösser in Baiern: Klingen, Wasserburg, Kuefstein, Kitzbühel und Ratenberg in Besitz nehmen. Hierauf stellte am 29. September Margaretha die förmliche, unwiderrufliche Uebergabsurkunde ihrer gesammten Lande an die Herzoge von Oesterreich aus, wodurch sie eigentlich die Regierung niederlegte, und verpflichtete sich am 1. October ebenfalls urkundlich, ihre Städte und Festungen in Baiern den Herzogen von Oesterreich offen zu halten, und ihre dortigen Dienst- und Amtleute mit ihrem Gehorsam an dieselben zu überweisen. Jetzt war endlich diese wichtige Angelegenheit ganz in Rudolf's Sinne geordnet; Tirol huldigte, und so schnell war des Herzogs Macht daselbst befestigt, daß er sogleich nach dem Antritte seiner Regierung eine scharfe Untersuchung gegen dortige angesehene Landherren wegen mancherlei von ihnen begangener Mißgriffe anordnen und strenges Recht sprechen konnte. Um aber besser gegen jeden Wechselfall geschützt zu seyn, beredete er die alte Margaretha, ihm, nebst ihrer gleichnamigen, verwitweten Schwiegertochter, der Schwester des Herzogs, nach Wien zu folgen. Es geschah. Margaretha wurde bis an ihr Ende mit gebührenden Ehren in Wien gehalten, und Rudolf's Einfluß in Tirol war fortan ein ungetheilter.

Die Spannung mit dem Kaiser währte inzwischen fort, und Letzterer nahm, wo er konnte, die Gelegenheit wahr, den Herzog seinen Unwillen fühlen zu lassen. Aus diesem Grunde unterstützte er den Burggrafen von Nürnberg, der, nach Herzog Rudolf's Ansinnen, seine in Oesterreich gelegenen Güter von diesem zu Lehen nehmen sollte, in seiner Weigerung, und erklärte, im Widerspruche mit dem Fridericianischen Freiheitsbriefe von 1156, diese Güter als Reichslehen. Eifrig arbeitete unterdessen der Papst Urban V. daran, die streitenden Parteien mit einander auszusöhnen, und die Umstände förderten sein frommes Streben. Dem Kaiser machten seine Angelegenheiten in Brandenburg, auf dessen Besitz er, durch Uebereinkunft mit den baierischen Herzogen, seinem Hause die Anwartschaft zuwege gebracht — dem Herzog Rudolf machten die Tiroler Angelegenheiten den Frieden wünschenswerth. Ein Schiedsgericht des Königs Kasimir von Polen und des Herzogs Bolek von Schweidnitz, am 12. December 1363 zu Krakau niedergesetzt, schlichtete die Zwistigkeiten vorläufig dahin, daß beiden Theilen die Wahrung des Friedens und die Herstellung der früheren freundschaftlichen Verhältnisse

anbefohlen wurde. Rudolf's Gemalin, die Herzogin Katharina, des Kaisers Tochter, wendete Alles an, ihren Vater und ihren Gemal miteinander zu versöhnen. Es wurde eine Zusammenkunft beider Fürsten nach Brünn verabredet, und hier — unter urkundlicher Vermittelung der Herzogin Katharina — eine vollkommene und vielseitige Einigung zu Stande gebracht. Zuvörderst bestätigte am 8. Februar 1364 der Kaiser den Herzogen von Oesterreich die Vermächtniß- und Uebergabs-Urkunde Margarethens von Tirol, und belehnte sie mit dieser Grafschaft. Dann wurde, zwei Tage später, der schiedsrichterlich anbefohlene Friedensvertrag bestätigt, und gegenseitig Versöhnung, Eintracht und Treue versprochen; gleichzeitig aber wurde — im Sinne eines in beiden Ländern längst empfundenen und häufig in Anregung gebrachten Wunsches, welcher also der Natur der Verhältnisse von jeher entsprechend gewesen ist — zwischen den beiden Häusern Oesterreich und Böhmen (Habsburg und Luxemburg) ein unbedingter Erbfolgevertrag abgeschlossen, in dessen Folge nach dem Erlöschen aller männlichen oder weiblichen Nachkommen des einen Hauses, sämmtliche Länder und Besitzungen desselben dem andern zufallen sollten. Glieder des Hauses Oesterreich-Habsburg, um deren Nachkommen es sich im Vertrage handelte, waren die Herzoge Rudolf, Albrecht und Leopold, nebst ihrer Schwester Margaretha; eingeschlossen wurden auch, kraft einer früher schon zwischen Oesterreich und Ungarn errichteten Erbeinigung, der König Ludwig von Ungarn, dessen Mutter, Königin Elisabeth, und Nichte Elisabeth, des verstorbenen Herzogs Stephan von Ungarn Tochter. Das böhmisch-luxemburgische Haus umfaßte den Kaiser Karl IV. mit seinen Nachkommen beiderlei Geschlechtes, und seinen Bruder, den Markgrafen Johann von Mähren. In Befestigung der so eifrig erneuerten Freundschaft beider hohen Häuser wurde Margaretha von Oesterreich, des Herzogs Mainhart von Baiern Witwe, mit dem Markgrafen Johann von Mähren vermält.

Herzog Rudolf's Feuergeist hatte, der Friedenspolitik des Kaisers gegenüber, sich wesentliche Vortheile erkämpft, und der Besitz Tirol's blieb, nachdem jetzt auch die Reichsbelehnung erfolgt war, gesichert. Karl IV., von Natur versöhnlich und, so weit nicht die Politik bisweilen ihre unabweisbaren Einflüsse übte, aufrichtig in seiner Freundschaft, verwendete mit allem Eifer sein kaiserliches Ansehen zu Gunsten seines Schwiegersohnes Rudolf. Bei einer Zusammenkunft mit den Markgrafen Ludwig und Otto von Bran-

denburg, geborenen baierischen Herzogen, in der Lausitz, wurden diese Fürsten, die anfänglich in Beziehung auf Tirol ebenfalls gegen Oesterreich aufzutreten gedroht hatten, vom Kaiser dergestalt umgestimmt, daß sie nicht nur auf Tirol vollständig Verzicht leisteten, sondern sogar mit den Herzogen von Oesterreich ein Bündniß wider ihren Bruder, den Herzog Stephan von Baiern, und dessen Söhne eingingen. Durch den österreichisch-böhmischen Erbfolgevertrag war eine Gebietserweiterung Oesterreich's, die dereinst dem Hause Luxemburg zu Gute kommen konnte, unmittelbar ein Theil der Politik des Kaisers Karl geworden, und er ließ zu diesem Ende keine Gelegenheit unbenutzt. Aus gleichem Anlasse übergab er auch dem Herzoge Rudolf und dessen Gemalin urkundlich die Friauler Reichslehen, die Festen und Städte Feltre und Belluno, die Grafschaft Schimell, die Festen Casamat und Rocche von Peteris mit allem Zubehör — Plätze, mit welchen Margaretha's Gemal, der verstorbene Markgraf Ludwig, in früherer Zeit belehnt worden, sie aber vergeblich von dem Herzoge Albrecht, als Erben von Kärnten, angesprochen hatte.

Um die Tiroler Angelegenheiten vollkommen zu ordnen, kam im Juni 1364 auch der Graf Albrecht von Görz nach Wien, und leistete, obschon seine Linie überhaupt kein wirkliches Recht auf Tirol besaß, ausdrücklich Verzicht auf dieses Land; ja, er sicherte sogar im Falle seines unbeerbten Todes die Grafschaft Görz, die Markgrafschaft Histerreich, die Herrschaften in der Metlik, Lunz und im Pusterthale, so wie die Pfalzgrafschaft in Kärnten, nebst seinem ganzen übrigen, väterlichen und mütterlichen Erbe, dem Hause Oesterreich zu.

Nach allen Seiten waren Verträge und Freundschaftsbündnisse geschlossen, nur gegen Baiern währte die Feindschaft fort. Des Herzogs Rudolf Bundesgenosse, der Erzbischof Ortolf von Salzburg, wurde von den Baiern hart gedrängt; beide Theile verwüsteten einander das Land, und selbst die Bauern standen auf, theils um sich ihres Eigenthums zu wehren, theils um den erlittenen Schaden zu rächen. Rudolf unterstützte seinen Verbündeten mit geringem Eifer, und verläugnete, selbst als er endlich im Felde erschien, seine alte Entschlossenheit. Grause Verheerungen auf beiden Seiten beschlossen den Feldzug. Ehe noch die Feindseligkeiten sich erneuern und abermaliges Elend über die Länder bringen konnten, gelang es den Bemühungen des heiligen Vaters und des Königs von Ungarn, zu Passau am 12. Sept. 1364 einen Waffenstillstand zu vermitteln, der, ursprünglich bis zum 24. April des

folgenden Jahres festgesetzt, nach der Zeit verlängert wurde, so daß, ohne eigentlichen Friedensschluß, der That nach doch Frieden eintrat, und der gestörte Verkehr zu allgemeinem Nutzen vollkommen wieder hergestellt wurde.

Jetzt endlich war die Ruhe nach außen bis auf Weiteres in jeder Beziehung gesichert, und der Herzog durfte wiederum den Blick auf den inneren Zustand seiner Lande richten, wo Mancherlei seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Sein eigenes Haus zog zunächst seine Aufmerksamkeit auf sich. Die Brüder wuchsen mehr und mehr heran; bald mußten sie persönlichen Einfluß auf die Verwaltung der habsburgischen Lande gewinnen, und ihre nahe Selbstständigkeit machte eine Erneuerung der früheren, nutzreichen Familiensatzungen höchst nöthig. Am 18. November 1364 beurkundeten und beschworen die drei herzoglichen Brüder, ganz im Sinne des von ihrem Vater am 25. November 1355 gegebenen Hausgesetzes: „unverbrüchlich einig unter einander zu seyn, ohne daß der Eine sich eines Vorzuges vor den Anderen anmaße; doch solle der Aelteste die Lehen für die Uebrigen mitempfangen und einen größeren Hofstaat halten; auch des Hauses Urkunden und Kleinodien aufbewahren. Ohne der Anderen Beistimmung dürfe Keiner Etwas veräußern oder verpfänden, Frieden schließen, Krieg erklären, oder eine Heirat eingehen" u. s. w.

Mitten im Gedränge von Entwürfen und Unternehmungen nach außen, hatte Rudolf von jeher doch noch Zeit und Aufmerksamkeit für die Lenkung der inneren Verhältnisse seiner Länder erübrigt. Die Städte, deren Wohlstand und natürliche Anhänglichkeit an das Bestehende den Landesherren so reiche als zuverlässige Mittel zu Kräftigung ihrer Macht darboten, wurden auch für ihn ein Gegenstand besonderer Fürsorge. Um sie noch enger mit seinem eigenen Vortheile zu verknüpfen, ordnete er, ohne Rücksicht auf hergebrachte Rechte Anderer, schon im Jahre 1360 die Aufhebung aller fremden Grundherrlichkeit innerhalb der Städte an, und fand die dadurch Geschädigten mit einer bloßen achtfachen Auszahlung der jährlichen Nutznießung ab. Jede Besiegelung einer Besitzveränderung in einer Stadt, die bisher der Grundbesitzer ausgeübt, sollte fernerhin dem Bürgermeister und dem Rathe zufallen. Auch jedes Burgrecht, jeder Dienst oder Ueberzins innerhalb des Weichbildes einer Stadt, im Besitze eines Anderen, als der Gemeinde und des Rathes, wurde um den achtfachen Betrag einer Jahresnutzung abgelöset, und diese Neuerung unnachsichtlich durchgeführt.

Wien hatte durch viele zusammentreffende ungünstige Umstände sehr gelitten. Durch die Pest war nicht nur die Bevölkerung zusammengeschmolzen, sondern es waren dabei auch durch Erbschaften und Vermächtnisse große Summen aus der Stadt in die Provinzen und in's Ausland gewandert. Hierzu kamen große Feuersbrünste, allgemeiner Mißwachs der Feldfrüchte in Oesterreich wie in den Nebenländern, und die trübe Aussicht auf eine äußerst spärliche Weinlese. Das Alles hatte in Wien Geldmangel, Verarmung und Nahrungslosigkeit erzeugt. Um diesen traurigen Erscheinungen zu begegnen und ähnlichen Uebeln für die Zukunft vorzubeugen, erließ der Herzog am 20. Juli 1361 eine umfassende Verordnung. „Vermächtnisse an Klöster, Kirchen, Ordens- und Weltgeistliche sollten nur dann giltig seyn, wenn durch unbescholtene Zeugen die Richtigkeit des Geschäftes bestätiget würde. Erbgüter, an geistliche Anstalten oder Personen vermacht, müssen binnen Jahresfrist an Leute verkauft werden, welche den allgemeinen Bürgerlasten in Wien unterworfen sind. Wird dies versäumt, so verfällt das Erbgut dem Landesherrn und der Stadt. Alle, vordem verschiedenen Personen bewilligten Befreiungen von der bürgerlichen Schatzsteuer werden aufgehoben. Ausgenommen sind nur diejenigen Klöster und Kirchen, welche von ihren Gebäuden innerhalb der Ringmauer zu keiner Steuer verpflichtet sind; besitzen sie jedoch außerhalb der Ringmauern noch Höfe und Häuser in der Stadt oder in den Vorstädten, so unterliegen sie der allgemeinen Steuerpflichtigkeit. — Alle, bisher bewilligten oder angemaßten, besonderen Vorrechte, Zechen und Innungen in der Stadt und in den Vorstädten zu Wien unter Bürgern, Kaufleuten, Arbeitern und Handwerkern, sollen gänzlich aufhören und abgethan bleiben. Alle jene gewerbtreibenden Personen, welchen Namen sie immer haben und woher sie kommen mögen, sollen sich in Wien oder den Vorstädten niederlassen, ihr Gewerbe treiben dürfen, und jeder neue Ankömmling während der ersten drei Jahre von der Schatzsteuer befreit seyn. — Mit Ausnahme des Hof-, Stadt-, Münz- und Judengerichtes, hören inskünftig alle übrigen Gerichte über Menschen und Güter in der Stadt und in den Vorstädten auf, sie mögen bisher von Geistlichen oder Weltlichen ausgeübt worden seyn. Dem Hofgerichte sind die Landherren, die Hofräthe, die Richter und Knechte, welche auf dem Lande leben, und sonst Niemand unterworfen. Der Stadtrichter hat volle Gewalt, über Zucht und Ordnung in der Stadt und den Vorstädten zu wachen. — Zufluchtsorte für Verbrecher, wo dieselben nicht

aufgegriffen werden dürfen, werden im ganzen Stadtbezirke abgeschafft. Künftighin dürfen nur drei Asyle bestehen: die herzogliche Burg, das Schottenkloster innerhalb seines Umfanges, und die Kirche zu St. Stephan. — Sämmtliche Amtleute, mit Einschluß des Bürgermeisters, Münzmeisters und Stadtrichters, sollen die Schatzsteuer eben so gut entrichten, wie die übrigen Einwohner. — Niemand soll sich ein Voigteirecht über Klöster, Kirchen, oder geistliche Höfe in der Stadt und den Vorstädten anmaßen, indem der Stadtmagistrat ohnehin die Obliegenheit hat, Jedermann, Geistliche wie Weltliche, gegen Unrecht zu schützen. Nur über St. Stephan und St. Klara — Letzteres ein von Rudolf gestiftetes, bei der ersten Belagerung Wien's später abgetragenes Nonnenkloster auf der Laimgrube — behält der Herzog sich selbst die Voigteigerechtigkeit vor."

Man erkennt, wie in dieser Stadtordnung des Herzogs Absicht besonders dahin ging: den Anfall städtischen Grundbesitzes an die todte Hand zu verhindern, dem Monopolsysteme und Privilegienwesen sowohl im Verkehr und Handel, wie im Steuerfache vorzubeugen, Begünstigungen Einzelner aufzuheben, um mit gleicher Freiheit zum Erwerbe auch gleiche Vertheilung der Lasten herzustellen. Jedenfalls ging aus dieser Verordnung eine tiefe staatswirthschaftliche Einsicht hervor, und von den Gegnern des Innungswesens namentlich ist die Verfügung Rudolf's noch in neuerer Zeit beinahe zum Ideale erhoben worden. In einer zweiten Verordnung vom Jahre 1364 erneuerte, ungeachtet des Widerstandes von manchen Seiten, Rudolf den Befehl der Auflösung der Zünfte, und untersagte den Handwerkern in Wien, sich künftig neue Innungsregeln oder Satzungen zu entwerfen und die Zunftgenossen zu Beobachtung derselben zu verpflichten, da dieses Vorrecht nur dem Bürgermeister und Stadtrathe zukomme.

Andere Punkte jener Verfügungen athmen mehr oder minder den Geist der Zeit, der im Gesetzfache Vortheil und Nachtheil selten gehörig gegen einander abzuwägen wußte. Zu Gunsten Wien's, doch zum Schaden anderer Orte, schränkte der Herzog den Waarenzug auf gewisse Straßen ein, und untersagte den Bewohnern in der Nähe der Hauptstadt, ihre Weinberge zu verpachten, damit dieselben nicht zu hoch im Preise steigen möchten. Den häufigen Eingriffen der landesfürstlichen Gewalt in Testamente und Verlassenschaften setzte er edelmüthig ein Ziel, indem er den Wienern die Freiheit ertheilte, vor dem Magistrate oder anderen verläßlichen Zeugen giltig

testiren zu können. Auch den Heiratszwang — nach welchem die oberste Gewalt nicht selten eigenmächtig über die Hand reicher Bräute verfügte, um unbemittelten Günstlingen aufzuhelfen — hob er für Wien auf, oder versprach wenigstens, ihn fortan nicht mehr in Anwendung zu bringen, wenn er auch, um jenes Vorrecht nicht mit einem Male fallen zu lassen, den Beisatz anhing, daß er in Heiratsangelegenheiten künftig statt eines Befehls vielleicht bisweilen eine Bitte an die Betreffenden richten werde.

Margaretha Maultasch lebte, nach ihrer Entsagung, mit standesmäßigem Glanze in Wien. Doch mochte der kluge Rudolf nebenbei sie wohl beobachten, denn der Wankelmuth der alten Dame ließ noch immer leicht eine Sinnesänderung befürchten. Wirklich wurde sie bisweilen wieder von der Lust des Selbstregierens angewandelt; der Verwirklichung standen aber jetzt um so unübersteiglichere Hinderniſſe entgegen, da die Herzoge alle ihre übernommenen Verpflichtungen auf das Genaueste erfüllt hatten, und somit jeder Vorwand wegfiel, den Vertrag umzustoßen. Dieser wurde daher 1364 von Margarethen nochmals bestätigt, wobei sie jedoch, im Falle sie das ganze herzogliche Haus überleben sollte, sich die Erbfolge in Kärnten und Tirol, ja sogar in Krain vorbehielt. Gern gestanden ihr die Herzoge eine Anwartschaft zu, die unmöglich in Erfüllung gehen konnte. Margaretha starb im Spätjahre 1369.

Jedes Beispiel von Ruhm und Größe wirkte aneifernd auf Rudolf's empfänglichen und ehrgeizigen Sinn. Das Lob, welches Kaiser Karl für seine Gründung der Prager Hochschule erntete, der Glanz und die Aufnahme, so dadurch die Hauptstadt Böhmens genoß, regte den jungen Herzog mächtig an. Auf der anderen Seite galt es auch, dem Auswandern reicher und talentvoller Jünglinge vorzubeugen, welche der in der Heimat nicht befriedigte Wissensdrang aus Oesterreich heraus in fremde Länder trieb, und so das innere Leben des Staates benachtheiligte. Jenes Vorbild und diese Wahrnehmung reifte Rudolf's Entschluß, seine eigene Hauptstadt durch eine Hochschule zu verherrlichen. Alle nöthigen Vorkehrungen dazu wurden getroffen. Der mit dem Herzoge ohnehin befreundete und verbündete Bischof Albrecht von Passau gab, als Diöcesan, bereitwillig seine Genehmigung, und eine gleiche erfolgte bald darauf vom Papste Urban V., obgleich derselbe, vielleicht durch Karl IV. bewogen, der seiner Prager Hochschule den Vorzug der Vollständigkeit sichern wollte, die theologischen Studien ausdrücklich aus-

nahm. Nach diesen Einleitungen stellten am 12. März 1365 die drei herzoglichen Brüder, Rudolf, Albert und Leopold, die Stiftungsurkunde aus. Diese besagte: „daß die neue Hochschule zu Wien nach den Mustern jener zu Athen, Rom und Paris eingerichtet worden. Ihre Gegenstände sollten Theologie, Sittenlehre, bürgerliches und Kirchenrecht, Naturkunde, Arzneiwissenschaft, freie Kunst und jedes andere Wissen seyn, dessen Vortrag erlaubt. Zu Förderung der den Studien nöthigen Ruhe, sollte ein eigener Bezirk in der Stadt für die Hörsäle und Wohnungen der Lehrer angewiesen und mit einer eigenen Mauer umgeben werden; Lehrer und Schüler sollten auf ihrer Hin- und Rückreise volle Sicherheit der Personen und des Eigenthums genießen; — alle ihnen zuzuführenden Bücher, Habseligkeiten und Lebensmittel waren mauthfrei; nur durfte nicht Handel noch Tausch damit getrieben werden. Sie unterstanden nebst ihrem Hausgesinde keinem anderen Richter, als dem Rector. Nur bei todeswürdigen Vergehen durften sie allenthalben ergriffen und durch den Rector dem Gerichtshofe des Probstes bei St. Stephan, zu Urtheil und Strafe nach dem Kirchenrechte, übergeben werden. Schwere Strafen wurden Denen angedroht, die ein Mitglied der Hochschule zu verletzen oder zu tödten wagten, ein Jeder bei Geldbuße aufgefordert, in solchem Falle schleunigst Beistand zu leisten. Für Uebelthäter dieser Art bestand kein Asyl. Niemand darf, ohne Bewilligung des Rectors, von Mitgliedern der Hochschule Bücher kaufen oder in Pfand nehmen. Gestohlene Bücher müssen von dem Käufer, ohne Anspruch auf Entschädigung, zurückgegeben werden. Die Unverletzbarkeit der Universitätsmitglieder wird nur im Falle auf der That betretenen Ehebruchs aufgehoben. Die Mitglieder der hohen Schule werden in vier Nationen eingetheilt, jede mit einem Procurator, der ein Magister der freien Künste seyn muß. Diese Procuratoren haben auch den Rector zu wählen, der ebenfalls Magister der freien Künste seyn muß. Der Rector und die Procuratoren bilden den Magistrat der Hochschule.“ Wegen der Siegel und Urkunden der Universität wurde ebenfalls das Nöthige verfügt.

Die schon unter den babenbergischen Herzogen wiederholt aufgelebte, doch durch allerlei Umstände immer wieder vertagte und vereitelte Idee, in Wien ein Bisthum zu gründen, nahm Rudolf, dessen großartigem Sinne ein solches Vorhaben genau entsprach, mit allem Eifer wieder auf. Aber auch stellten sich hierbei Schwierigkeiten entgegen, die für den Augenblick

nicht zu überwinden waren. Der päpstliche Stuhl fürchtete vielleicht, daß Rudolf's Streben nach Unabhängigkeit in jeder Art, durch einen eigenen Bischofssitz auch in kirchlicher Hinsicht gefördert werden könnte. Alles, was der Herzog erwirkte, war die Erlaubniß des Papstes Urban V., die Pfarrkirche zu Allerheiligen (St. Stephan) zu einer Collegiatkirche zu erheben. Diese sammt ihrem Kapitel befreiete der Papst von der Abhängigkeit von dem Erzbisthum Salzburg und dem Bisthum Passau, und unterwarf sie unmittelbar der Gerichtsbarkeit des heiligen Stuhles; nur die Seelsorge blieb noch ferner der Aufsicht des Ordinariates unterworfen. Die dahin gehende päpstliche Bulle vom 5. August 1364 wurde durch die Bischöfe Johann von Gurk und Heinrich von Lavant, und den Abt Klemens von den Schotten in Wien, als päpstliche Executoren, am 16. März 1365 in Wien feierlich vollzogen, und die genannte Pfarrkirche zu einer Collegiatkirche mit einem Kapitel von vier und zwanzig Kanonikern erhoben. Den Propst und die Domherren hatte der Herzog Rudolf, und nach ihm seine Nachfolger in der Regierung zu ernennen; der Papst bestätigte sie, und setzte Ersteren in seine Würde ein, wobei er demselben zugleich das Vorrecht verlieh, sich der Inful und des bischöflichen Stabes bei dem Gottesdienste zu bedienen. An demselben Tage, wo die Vollziehung jener päpstlichen Bulle Statt fand, wies der Herzog urkundlich dem Probste und dessen Kanonikern beträchtliche Herrschaften und Einkünfte zu ihrem Unterhalte an, und schrieb der neuen landesfürstlichen Probstei ihre Ordnung vor. Seine Liebe zu Glanz und Pracht auch in Aeußerlichkeiten sprach sich deutlich in der von ihm angeordneten Tracht für den Probst und die Domherren aus. Sie mußten einen rothen, weiten und langen Rock tragen, und als äußere Bedeckung einen rothen Mantel mit einer Kappe, ganz nach Art der Cardinäle. Waffen und Wehr zu führen, war ihnen verboten, mit Ausnahme eines kurzen Messers zum Zerlegen der Speisen bei Tische. Dem Probste allein war in Kriegszeiten das Tragen aller ritterlichen Wehren und des Harnisches erlaubt. — Diese Kleiderordnung fand nie das Wohlgefallen des Papstes, und nach Rudolf's Tode wurde, auf des Ersteren Befehl, eine einfachere und sparsamere eingeführt.

Wien war nun durch Rudolf in doppelter Weise verherrlicht, und in Kirche und Schule standen jetzt Denkmäler seines Wirkens da, die keine Zeit mehr stürzen konnte. Aber während er hier seinen edlen Stolz befriedigte und

ſeinen Namen verewigte, rächten ſich an ihm Handlungen anderer Art, die weniger des Lobes würdig geweſen waren. Seine damalige Härte gegen den Patriarchen hatte von den meiſten Seiten Mißbilligung erfahren, am meiſten in den Landen des Kirchenfürſten. Zwei der, noch vor dem erzwungenen Friedensabſchluſſe von Wien entflohenen, aquilejiſchen Geiſeln, Franz von Savorgnano und Simon von Valvaſone, hatten ſchon früher die Gemeinden von Udine, Cividale und Glemona, vermuthlich auch einen Theil des Adels in Friaul, gegen den Herzog aufgelärmt. Sie hatten Manzano, Budrio und Cormons niedergebrannt, Cortina, Quadrivi und Rivolti in ihre Gewalt gebracht, und die Einwohner gezwungen, ſich dem Patriarchen zu unterwerfen. Dieſer, durch den ſchmählichen Friedensvertrag auf das Aeußerſte getrieben, hieß jene Feindſeligkeiten gut. Mit ihm verband ſich alsbald der mächtige Gebieter der Stadt und des Gebietes Padua, Francesco von Carrara, ſchon darum, weil ſeine Gegner, die Visconti und der Herr von Verona, zu dem Herzoge Rudolf hielten. So geſtalteten ſich die Verhältniſſe immer ernſthafter und drohender. Der König Ludwig von Ungarn, ein Gönner Francesco's und von dieſem wahrſcheinlich aufgefordert, vermittelte am 15. Auguſt einen Waffenſtillſtand, dem jedoch die Gemalin des in der Mitte der Kriegenden gelegenen Grafen von Görz, in Abweſenheit ihres Gemals, nicht beitrat, und der auch darum zu keinem Frieden führte, weil Francesco in Erfahrung brachte, daß der Herzog Rudolf von dem Kaiſer mit Feltre, Belluno und den anderen, in ſeinem Beſitze befindlichen Plätzen Friauls belehnt worden ſey, auch Francesco's Geſandten abgewieſen und die Bewohner des Thales Sugana genöthigt hatte, ihm zu huldigen. Der Herzog ſchickte Truppen nach Friaul, um die Beſitzungen des Patriarchen zu verwüſten, der angeblich ſeine Verſprechungen nicht erfüllt hätte. Mehre Landherren traten zur herzoglichen Partei, ſo Tolberto da Prata und die von Spilimbergo. Als Francesco erfuhr, daß durch dieſe Letztgenannten auch Venedig in den Streit gezogen werden ſollte, glaubte er ſich an keine Rückſicht mehr gebunden und ſchloß mit dem Patriarchen ein dreijähriges Bündniß wider den Herzog Rudolf. Berchtold von Spilimbergo, im Lande allgemein gehaßt und hart bedrängt, floh zu dem Herzoge, und kehrte, von dieſem mit achthundert Reitern verſehen, über Görz zurück. Aber nahe bei der Burg Spilimbergo, wohin er ſeine Mannſchaft führen wollte, wurde er von den Truppen Francesco's angegriffen und nach verzweifeltem Widerſtande geſchlagen. Hundert Mann

wurden ihm getödtet, eben ſo viele gefangen, zweihundert Pferde abgenommen. Durch dieſen und andere Erfolge ermuthigt, wies Francesco die angetragene Vermittelung Venedigs ab, und wollte eine ſolche nur von dem Könige von Ungarn annehmen; der Patriarch gab dieſelbe Erklärung. Der Kampf währte fort. Berchtold von Spilimbergo, begierig, die erlittene Scharte auszuwetzen, erhielt vom Herzoge Rudolf wieder neue Truppen aus Laibach zugeſendet, die aber zu St. Pellegrin unweit St. Daniele eine zweite Niederlage erfuhren. Neue Vortheile für die Verbündeten folgten dieſem abermaligen Siege; Spilimbergo verlor eine Burg nach der anderen, und Francesco's Feldhauptmann, Gerardo da Rubiera, drang unter ſchrecklichen Verwüſtungen bis zu den Thoren des öſterreichiſchen Schloſſes Pordenone vor. Jetzt erſt zeigte ſich dem Herzoge die Größe der Gefahr, welche ihm von einem Feinde drohte, den er bisher zu niedrig angeſchlagen hatte. Dringend ſprach er den König von Ungarn um Vermittelung an. Doch dieſer war mit dem Herzoge in den Friauler Angelegenheiten nicht Eines Sinnes, und da auch die Friauler an der aufrichtigen Friedensgeneigtheit des Herzogs zweifelten, ſo ſetzten ſie die Feindſeligkeiten fort. Die Plätze des Herzogs wurden immer mehr und mehr bedroht, und zwei derſelben, Cuſano und Zoppola, fielen in die Hände der Truppen des Patriarchen und des Carrara. Durch den Beitritt des Grafen Mainhart von Görz zu dem Bunde, wurde der Herzog von ſeinen friauliſchen Beſitzungen völlig abgeſchnitten. Aber die wachſende Gefahr gab ihm auch ſeine ganze Stärke wieder und befeuerte ihn zum mannhafteſten Entſchluſſe. Mit nur fünf Begleitern eilte er nach Tirol, von da nach Trient, rief ſchnell ſeine Getreuen unter die Waffen, kam am 14. Juni mit dreihundert Reitern nach Verona, deſſen Gebieter, Cane della Scala, ihm Beiſtand zuſagte, und dann nach Mailand, wo der Herr der Stadt und des Gebietes derſelben, Barnabo da Visconti — deſſen Tochter, Viridis, kurz zuvor ihre Verlobung mit Rudolf's Bruder, dem jungen Herzoge Leopold, gefeiert hatte — ihn mit offenen Armen aufnahm. Schnell gewannen die Angelegenheiten des Herzogs die vortheilhafteſte Wendung. Barnabo, ein eifriger Gegner und Nebenbuhler der Carrara, ſendete dem Herzoge ſchleunigſt fünfhundert Mann zur Unterſtützung nach Trient; Cane geſtattete ihm den Durchzug durch ſein Gebiet.

Neue große Erfolge ſtanden in Ausſicht; da rauſchte der ſchwarze Fittig des Todes heran und hüllte Alles in Nacht. Ein hitziges Fieber ergriff

in Mailand den Herzog Rudolf, und nach kurzem Krankenlager verblich er dort am 27. Juli 1365 im sechs und zwanzigsten Jahre seines Alters. Auf dem Sterbebette wollte er, wie mit Gott, so auch mit den Menschen sich versöhnen; alle Ungerechtigkeiten, die er im Leben sich vorzuwerfen hatte, bereute er schmerzlich und hinterließ seinem Bruder, dem milden Albrecht, den Auftrag, sie zu vergüten. Sein Leichnam wurde vorläufig in der Johanniskirche zu Mailand unter den gebührenden Ehrenbezeigungen beigesetzt, dann unter gleichen Feierlichkeiten über Verona nach Oesterreich abgeführt. Im Dome zu St. Stephan, den er gegründet und zu hohen kirchlichen Ehren erhoben, fand er die Ruhestätte, die er sich selbst ausersehen hatte.

Kühne Entwürfe standen mit dem Herzen still, das im Leben so unruhig und ungeduldig geschlagen hatte. Beklagen muß man, daß dieser heiße, strebende Geist des fürstlichen Jünglings der Welt schon entfliehen mußte, ehe er noch zu männlicher Reife und Ruhe sich entwickeln konnte. Wie schön, wie umfassend würde diese gewaltige Thatkraft, die schon in jungen Jahren und in karg zugemessener Zeit so Mannigfaltiges vollbracht hatte, dann erst gewaltet haben! Feurig, unternehmend, Alles überflügelnd und darum auch Manches überstürzend, war Rudolf doch auch einer bewundernswürdigen Umsicht und Besonnenheit mächtig, und in seiner jugendlichen Raschheit verkündigte sich auf einer Seite wiederum eine tiefe, weitaus greifende Planmäßigkeit und Ueberlegung. Wie er, bald durch Trotz, bald durch Zuvorkommenheit, den Kaiser dahingebracht, ihm in allen Hauptdingen willfährig zu seyn; wie er, die Uneinigkeit der baierischen Linien klug benützend, die Erben von Tirol, die seinem Hause ob der Erwerbung Kärntens so abgeneigt gewesen, ganz in seinem Sinne gelenkt, ihre Ungunst in Freundschaft und Hingebung verwandelt, und zu den früheren unfreiwilligen Abtretungen neue, freiwillige, von ihnen erlangt; wie er selbst seine persönliche Anmuth und Beredsamkeit in's Spiel gezogen, um seine Absichten durchzusetzen, gibt er ein Beispiel hoher Staatsklugheit, einzig in so jungen Jahren; wie er dann auch im Innern seiner Lande mild und verständig gewaltet, Schranken und Ungleichheiten hinweggeräumt, Städte und Bürgerthum gehoben, den Erwerbsgeist ermuthigt und beschirmt, und die landesfürstliche Macht ordnend und schützend über alle Verhältnisse des Staatslebens hingewölbt hat, gewährt er ein Bild großer Regentenfähigkeit, ja theilweis das Muster zeit- und zweckgemäßer Gesetzgebung. Als Gründer der Wiener Hochschule, als

Bauherr des herrlichen Doms zu St. Stephan und Urheber seiner kirchlichen Hoheit, hat er sich in Oesterreich einen unvergänglichen Ruhm und den verdienten Beinamen des „Stifters“ erworben.

Fünftes Buch.

Oesterreich unter Rudolf's Brüdern, den Herzogen Albrecht III. und Leopold III. bis zu Albrecht's Tode; von 1365 bis 1395.

Als Rudolf in der Blüte seiner Jahre in die Arme des Todes sank, stand Friaul im offenen Kampfe wider Oesterreich, Baiern noch immer mit gezücktem Schwerte, nur durch kurze Waffenstillstände noch gebunden, nicht durch sicheren Frieden. Manche der alten Bundesgenossen hatte Rudolf's Anmaßung oder Eigenmächtigkeit abgestoßen, so daß sie erkaltet waren. Als daher, wegen der großen Jugend seines Bruders Leopold, der Herzog Albrecht III., selbst erst wenig über siebzehn Jahre alt, sich vorläufig allein der Verwaltung der Lande annehmen mußte, war seine Lage bedenklich und schwierig. Aber die Redlichkeit, die aufrichtige Friedensliebe des jungen Fürsten wurde gar bald von Freunden und Gegnern anerkannt und geachtet, besänftigte diese und führte auch die entfremdeten Bundesgenossen zu dem alten innigen Verhältnisse zurück. Mit Baiern wurde der bestehende Waffenstillstand bis zum 24. April 1366, dann wieder bis Weihnachten verlängert. Dem ausdrücklichen Wunsche seines sterbenden Bruders Rudolf gemäß, eilte der Herzog auch, den von Rudolf hart und ungerecht geschädigten Bischof Paulus von Freisingen in seine Rechte wieder einzusetzen. So viel Vertrauen hatte der Bischof zu Albrecht's Redlichkeit, daß er die sechs Schiedsrichter, welche seine Angelegenheit entscheiden sollten, unter des Herzogs eigenen Dienern wählte. Zufolge ihres Ausspruchs hatte der Herzog dem Bischofe die entrissenen Plätze, ingleichen alles Silber, Hausgeräthe, Urkunden, Bücher ꝛc. zurückstellen zu lassen; dagegen verzichtete der Bischof auf allen weiteren Schadenersatz, und löste die von Rudolf um 6000 Gulden verpfändete Stadt und Feste Lock auf eigene Kosten wieder ein. Die Billigkeit hatte auf beiden Seiten dieses Werk der Versöhnung befördert.

Drei Tage nach dem Tode seines Feindes Rudolf war auch der Patriarch Ludwig von Aquileja gestorben; in seine Stelle wurde vom Papste

Urban V. der bisherige Bischof von Augsburg, Marquard von Randeck, eingesetzt, ein dem Kaiser, welchem er zehn Jahre früher, bei einem Volksaufstande in Pisa, das Leben gerettet, treu ergebener, friedensgeneigter Mann. Albrecht bot sofort die Hand zur Aussöhnung, und der Patriarch nahm sie nach einigem Bedenken an. Der Kaiser selbst trat durch Abgeordnete als Vermittler auf und bewog den Kirchenfürsten, den die bisherigen vortheilhaften Erfolge des Krieges und Oesterreich's mißliche Lage strenger stimmten, zur Nachgiebigkeit. Ein Waffenstillstand bis zum 11. November 1367 wurde festgesetzt, der Handelsverkehr frei gegeben, das Eroberte jedem Theile belassen. Ein dauerhafter Friedensschluß stand dadurch in Aussicht. Auch mit Görz wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, Bündnisse mit anderen Mächten erneuert.

Ungünstiger hätten sich beinahe die Verhältnisse mit dem Kaiser und mit Ungarn gestaltet, da die dem Herzoge Albrecht verlobte Elisabeth, Bruderstochter König Ludwig's von Ungarn, plötzlich an den fünfjährigen König Wenzel von Böhmen, Kaiser Karl's IV. Sohn, weiterverlobt, und die zwischen Oesterreich und Ungarn früher geschlossene Erbverbrüderung ihres Anhaltes beraubt wurde. Albrecht, unfähig, diese Zurücksetzung schweigend hinzunehmen, aber auch nicht stark genug, gleichzeitig gegen Böhmen und Ungarn aufzutreten, schloß sich an den Kaiser an, um dessen Vermittelung der König von Ungarn in dieser Angelegenheit bat, und begehrte des Kaisers Tochter Elisabeth zur Ehe. Zwar war dieselbe schon dem Markgrafen Otto von Brandenburg zugesagt, aber Letzterer nahm statt ihrer des Kaisers andere Tochter, Katharina, Witwe Herzog Rudolf's von Oesterreich, und Albrecht feierte, nachdem die päpstliche Dispensation eingetroffen war, am 19. März 1366 in Prag seine Vermälung mit der Kaisertochter Elisabeth. — Karl's IV. Politik strebte nunmehr dahin, Oesterreich und Ungarn, deren Verhältnisse zu einander durch die neuesten Ereignisse ohnehin erkaltet waren, zu trennen, Beide aber dadurch auf einer Seite um so enger mit Böhmen und dem Hause Luxemburg zu verknüpfen. Auf seine Veranlassung wurde der Erbvertrag zwischen Oesterreich und Ungarn, der so wenig nach seinem Sinne gewesen, von beiden Theilen aufgehoben; derselbe würde jetzt für die Herzoge auch keinen Vortheil mehr gehabt haben. Eine neue Erbverbrüderung zwischen Oesterreich und Böhmen trat am 26. März an seine Stelle; der König von Ungarn und die Herzogin Margaretha wurden davon ausgeschlossen; Ungarn

ſollte Demjenigen zufallen, den König Ludwig zum Erben beſtimmen würde. Das gegenſeitige Schutzbündniß wurde dabei erneuert. Kaiſer Karl begleitete die Herzoge nach Wien, wo er am 9. Mai ihnen alle landesherrlichen und ſonſtigen Rechte und Freiheiten beſtätigte, und ſie Tages darauf mit den Herzogthümern und allen ihren übrigen Beſitzungen belehnte. Auch die Unterthanen Oeſterreich's erfuhren vom Kaiſer mancherlei Gnadenbezeigungen. Albrecht vergalt ſie dadurch, daß er den Bürgern von Prag das Recht ertheilte, innerhalb der nächſten vier Jahre ihre Waaren durch Wien nach Venedig und zurück nach Prag, ohne die Verpflichtung der Niederlage und blos gegen den üblichen Zoll, führen zu dürfen. Zwiſchen Oeſterreich und Böhmen war ein enges Band geſchlungen, jenes mit Ungarn zwar gelockert, doch anſcheinend ohne feindſeligen Bruch. Hinſichtlich der Feindſchaft des Kaiſers mit Barnabo von Visconti, wie überhaupt von den Angelegenheiten in Italien, ſagten ſich die Herzoge ausdrücklich los.

Klüglich enthielten ſich die jungen Herzoge der Einmiſchung in fremde Händel, die ihren Kreis nicht unmittelbar berührten. Doch auch in der Nähe brach manche Unruhe los, die ihnen kein unthätiges Zuſchauen erlaubte. Paſſau, nach der Würde und dem Einfluſſe einer Reichsſtadt ſtrebend, lag in offener Fehde mit ſeinem neuen Gebieter, dem Biſchofe Albrecht. Der Aufſtand nöthigte den Biſchof und die Domherren, die Stadt zu räumen. Die feſte Burg auf dem St. Georgsberge aber vertheidigte für den Kirchenfürſten der tapfere Johann von Traun, der durch beherzte und glückliche Ausfälle den Aufrührern bittere Verluſte beibrachte. Zugleich ſprach über die empörten Bürger der Biſchof den Kirchenbann, der Kaiſer die Reichsacht aus; die Ausführung derſelben wurde dem kriegeriſchen Herzog Leopold von Oeſterreich übertragen. Die Paſſauer, weder hierdurch, noch durch die Fortſchritte des Trauners entmuthigt, ſtreiften verheerend in das Innere des biſchöflichen Gebietes, und endlich auch über die Gränze Oeſterreich's. Der gemeinſame Nachtheil brachte den Biſchof und die Herzoge einander noch näher. Sie ſchloſſen am 16. October 1367 einen neuen Vertrag gegen die Stadt. Als nun die Paſſauer von den biſchöflichen und herzoglichen Kriegern bei Hafnerzell abermals ſchwer geſchlagen wurden, ſank ihnen der Muth, und ſie ſendeten Abgeordnete nach Wien, durch welche ſie ſich dem Schiedsſpruche der Herzoge unterwarfen. Der Biſchof war damit einverſtanden. Das Endurtheil der Herzoge erfolgte, nach einem vorgängigen Spruche, am

21. April 1368 und bestimmte: daß die Gefangenen frei gegeben, den Domherren ihre Häuser und Gerechtsame zurückgestellt, keinem Theile Ersatz für den erlittenen Schaden geleistet, dem Bischofe aber von den Bürgern Beiträge zu Einlösung der verpfändeten Güter gesteuert werden sollten. Oberherr der Stadt blieb der Bischof, welcher dagegen den Bürgern ihre hergebrachten Rechte und Freiheiten bestätigte.

Bei der Begabung der neuen Collegiatkirche zu St. Stephan war der verstorbene Herzog Rudolf, aus Vorliebe für seine Schöpfung, zu voreilig zu Werke gegangen, indem er den Domherren als Eigenthum Güter angewiesen hatte, ohne die Einwilligung der Lehensherren zu erhalten. Um Jedem sein Recht zu geben, wurden der Probst und das Kapitel zur Verzichtleistung auf jene Güter bewogen, und von den Herzogen am 29. April 1368 mit der Mauth zu Mauthhausen entschädigt, die jedoch, wie sich alsbald zeigte, noch von Albrecht dem Weisen bereits den Karthäusern in Gaming verpfändet worden war. Letztere wurden zufriedengestellt, und die Einkünfte von St. Stephan waren nun geordnet.

An dem Thurmbau von St. Stephan wurde rüstig fortgearbeitet; es leitete ihn, wie die älteste vorhandene Wiener Stadtrechnung bezeugt, damals Meister Hobusch, welchem im Jahre 1368 zu dem Thurme fünfzehn Pfund, so wie dem Meister Ulrich, als Zimmermeister am Thurme, zehn Pfund (nach dem damaligen Geldwerthe sehr namhafte Beträge) gezahlt wurden. Hobusch erscheint sonach als der erste bisher bekannte, bei dem Thurmbau beschäftigt gewesene Werkmeister.

Den friedlichen Bestrebungen folgte das Glück auf dem Fuße, und im Breisgau wurden Erwerbungen gemacht, ohne Krieg und Hader. Der Graf Egon von Freiburg, durch den Kaiser Karl IV. zum Landgrafen im Breisgau erhoben, war mit der Stadt Freiburg wegen der Pfahlbürger in Zerwürfniß gerathen. Offene Fehde brach aus. Ein Versuch des Grafen, die Stadt zu überrumpeln, mißglückte; bald darauf aber schlug er bei Breisach die Bürger mit großem Verluste. Nach solchen Vorgängen war an Aussöhnung von keiner Seite mehr zu denken. Die Herzoge, Albrecht und Leopold, schritten nun vermittelnd ein, und ließen mit dem Grafen und der Stadt unterhandeln, um Letztere unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Gern boten die Bürger dazu die Hand, und auch der Graf ließ sich bereitwillig finden. Am 30. März 1368 wurde ausgemacht, daß die Bürger um eine bestimmte

Summe von dem Grafen Egon ihre völlige Unabhängigkeit erkauften und hinfort ſich den Herzogen, als ihren Schirmherren, unterwarfen, auf Bedingungen, welche den Bürgern bedeutende Freiheiten zuſicherten und zugleich das neue Stadtrecht vorſchrieben.

Die Bahn des Friedens wurde mit ſtandhaftem Eifer verfolgt. Mit Görz wurde der Waffenſtillſtand abermals verlängert und dadurch einem ſpäteren völligen Friedensſchluſſe vorgearbeitet, und auch mit den Schwyzern die Waffenruhe erneuert; denn ein feſter Frieden war mit Letzteren nicht zu ſchließen, da ein ſolcher Bewilligung des Abfalls habsburgiſcher Unterthanen und Dienſtmannen vorausgeſetzt haben würde, wozu die Herzoge, ohne äußerſte Gefährdung ihres Anſehens und ihres Rechtes, ſich nimmer verſtehen konnten. Baiern, mit welchem noch vor Kurzem der über die Auflöſung der Erbverbrüderung erbitterte König Ludwig von Ungarn einen Bund geſchloſſen hatte, der auf völlige Vernichtung Oeſterreichs hinzuarbeiten ſchien, aber ohne alle thatſächliche Ausführung verblieb, kam den verſöhnlichen Schritten der Herzoge jetzt ebenfalls entgegen. Schiedsrichter wurden wegen der gegenſeitigen Streitigkeiten beſtellt, und am 29. September 1399 zu Schärding endlich feſter Frieden geſchloſſen. Die baieriſchen Herzoge entſagten allen dermaligen und künftigen Anſprüchen auf Tirol, und übergaben Schloßberg, Landeck und Matray, als zu Tirol gehörig. Dagegen ſprachen ihnen die Herzoge von Oeſterreich 116,000 Gulden zu, unter Verpfändung von Weißenhorn und Buch, gaben ihnen Kuffenſtein und Kitzbühel ledig, und ſtellten das verpfändete Schärding zurück. Die Gefangenen wurden beiderſeitig freigegeben. — Erſt jetzt, nachdem Baiern ſeine hartnäckige Einſprache zurücknahm, konnte der Beſitz Tirols für Oeſterreich als geſichert gelten.

Mit Unmuth ertrug Trieſt die Oberherrſchaft der ſtolzen Republik Venedig; bei jedem Anlaſſe gab ſich Handelseiferſucht nnd Erbitterung zu erkennen. Endlich wurde 1368 der venetianiſchen bewaffneten Zollgaleere, welche im Hafen von Trieſt lag, von einem dortigen Schiffe die verlangte Durchſuchung verweigert; es entſpann ſich ein Handgemenge, und der Befehlshaber der Zollgaleere wurde erſchlagen. Die im Hafen vorhandenen Schiffe Venedig's wurden von den Trieſtinern überfallen und ausgeplündert, die auf dem Stadtplatze wehende Marcusfahne, das verhaßte Zeichen der fremden Obergewalt, herabgeriſſen und durch den Staub geſchleift, gegen die Zolleinnehmer und Küſtenbewahrer furchtbar gewüthet, und die Thore

allen Venetianern geſchloſſen. Die Republik, um den Schimpf zu rächen und Trieſt zum Gehorſam zu zwingen, ſendete eine Flotte gegen die Stadt; Letztere wurde zu Waſſer und zu Lande eingeſchloſſen, belagert und berannt, und als dieſe Angriffe an dem Muthe der Belagerten ſcheiterten, wurde die Stadt von einer Seite zur anderen bis zum Meere mit einem tiefen Graben, mit Pfahlwerk und Schanzen umgeben. Mangel und Noth riß in dem belagerten Platze ein, und der Muth ſank vor dem Anblicke der feindlichen Uebermacht. Die geängſtigte Stadt erbot ſich dem Patriarchen von Aquileja zur Unterwerfung, wenn er ſie gegen Venedig ſchützen wollte; doch dieſer fürchtete die Rache der mächtigen Republik und wies den Antrag zurück. Da wendete ſie im Auguſt 1369 ſich mit demſelben Vorſchlage an die Herzoge von Oeſterreich, erbötig, dieſelben als ihre erblichen Gebieter anzuerkennen. Dieſe gingen darauf ein, verſprechend, Trieſt nie an Venedig, noch an Andere zu verkaufen oder zu verpfänden. Um die Stadt zu entſetzen, erſchien am 5. November 1369 der Herzog Leopold mit zahlreichen Rittern und 10,000 Bewaffneten, und rückte, fünf Tage ſpäter, mit Kriegsmaſchinen und Schleudern gegen das befeſtigte Lager der Venetianer. Der erſte Angriff war glücklich; die Linien wurden geſtürmt und gewonnen, und als gleichzeitig auch die Belagerten einen Ausfall machten, ſchien es faſt, als würden die Venetianer das Lager räumen müſſen. Aber noch zu rechter Zeit eilte Giuſtiniani, der Befehlshaber der Venetianer, von der Seeſeite herbei, fiel den Oeſterreichern in den Rücken, und entriß ihnen den ſchon gewonnenen Sieg. Dieſe mußten ſich zurückziehen und die Stadt ihrem Schickſale überlaſſen. Trieſt unterwarf ſich der Republik wieder auf ſchonende Bedingungen. Auch mit Oeſterreich bemühte ſich Venedig, aus Handelsrückſichten, die guten Verhältniſſe wieder anzuknüpfen. Am 30. October 1370 wurde zu Laibach Frieden geſchloſſen; die Herzoge entſagten, gegen 75,000 Goldgulden, allen Anſprüchen auf die Stadt Trieſt und deren Gebiet, und erhielten das dem Hugo von Duino verpfändete Schloß Vragna zurückgeſtellt.

Häufige Kriege und Aufwand neuer Stiftungen oder Erwerbungen hatten den herzoglichen Schatz geleert, das mangelhafte Finanzſyſtem jener Zeit aber, das in momentaner Bedrängniß ſich durch Verpfändungen und Zollausnahmen half, und ſo über dem geretteten Augenblicke ſeine Zukunft verlor, die Quellen der Hilfe abgeſchnitten. Die Redlichkeit der Herzoge wollte Rath ſchaffen, ohne Unrecht zu begehen. Sie übergaben am 9. Juni

1370 dem Hans von Liechtenstein von Nikolsburg und mehren reichen Wiener Bürgern die Einnahme aller Renten bis Ende des Jahrs 1374, und wiesen, mit Ausnahme von 17,000 Pfund Wiener Pfennigen, womit sie den herzoglichen Haushalt bestreiten mußten, alles Uebrige zur Schuldentilgung an. Die genannten Verweser mögen, theils aus Verlegenheit, und um zu ihrem eingelegten Capitale zu kommen, theils aus Gewinnsucht, zu mancherlei harten Mitteln ihre Zuflucht genommen haben. Vielleicht hing hiermit die im Jahre 1370 losbrechende allgemeine Verfolgung der Juden zusammen, welche, diesmal auf landesherrlichen Befehl, in den gesammten Fürstenthümern und Herrschaften an Einem Tage überfallen und ihrer Habe beraubt wurden. Man soll sie sogar, zu kürzerem Verfahren, für den Scheiterhaufen bestimmt, die Gottesgelehrten aber den Ausspruch gethan haben: tödten dürfe man die Juden nicht, wohl aber sie als Sklaven behandeln. Um den Geldraub, auf welchen es abgesehen war, zu einer Glaubenssache zu stämpeln, bot man einen Monat lang alle Mittel, selbst Androhung der Todesstrafe, auf, um die Juden zur Taufe zu bringen. Standhaft weigerten die Verfolgten den Abfall vom Glauben ihrer Väter. Nur ein Mann und eine schöne Jungfrau ließen sich taufen; jener trat bald darauf zum Judenthume zurück, und wurde als ein Rückfälliger verbrannt. Er starb, voll Reue, den mosaischen Gesetzen auf kurze Zeit untreu geworden zu seyn.

Die kriegerischen Glaubenszüge nach dem Morgenlande hatten aufgehört, denn es gab in der Nähe zu viel zu schaffen und zu schlichten; doch der Glaubenseifer und die Kriegslust hatten darum nicht nachgelassen, wenn sie auch ihre Befriedigung nicht mehr in so weiter Ferne suchten. Das Preußenland, eine heidnische Oase mitten im Herzen des christlichen Europa, war ein ungleich näheres Palästina, schnell erreicht und leicht verlassen. Es gab hier keine Meere zu durchschiffen, keine Wüsten zu durchziehen, keinen ganzen heidnischen Welttheil zu bekämpfen. Stämme, gering an Zahl und schlecht bewaffnet, nur durch Moräste verbollwerkt und mehr zum Aufreiben, als zum Besiegen ausersehen, standen in Preußen und Lithauen dem christlichen Schwerte entgegen; eine wilde, unwirthliche Natur schützte sie besser, als ihr eigener, obschon fanatischer Widerstand. König Ottokar's glänzendes Beispiel (Band I., Seite 136) reizte zur Nachahmung, und spornte des neunzehnjährigen Herzogs Leopold thatendurstige Seele an, gleichen Ruhm zu suchen. Im November 1370 betrat er mit fünfzehnhundert Helmen die Gränze der

Lande des deutſchen Ordens, von deſſen Mitgliedern er mit hohen Ehren empfangen und nach Königsberg geführt wurde. Dann zogen ſie gegen Ragnit. Hier theilte ſich das Heer in zwei Haufen, und drang von zwei verſchiedenen Seiten unter unbarmherzigen Verwüſtungen im Gebiete der Heiden vor. Erſchreckt flohen dieſe in ihre Wälder und hinter ihre ſchützenden Sümpfe, am gelegenen Orte bisweilen gegen einzelne Schaaren ihrer Feinde hervorbrechend. Zu ihrem Glücke verhinderte der ſchlaffe Winter das Gefrieren der Moräſte, und wehrte auf dieſe Weiſe den Kreuzrittern das Eindringen in das tiefere Land. Die Fürſten führten das Heer nach Königsberg, auf Kälte wartend, die nicht eintreten wollte. Als ſie daher den Krieg nicht erneuern konnten, gaben ſie den nutzloſen Feldzug auf, und eilten fort aus dem unwirthlichen Lande, um nicht ſelbſt darin unterzugehen.

Während Leopold's ungeduldiger und ruheloſer Geiſt in ſchwankenden Beſtrebungen und Hoffnungen die Nähe und Ferne durchflog und umſchweifte, beherrſchte Albrecht mit Weisheit und Einſicht den ihm zugewieſenen Kreis des Wirkens. Mit Görz, mit Ungarn und Baiern ſchloß er Freundſchaftsverträge und ſicherte ſein Land vor den feindſeligen Berührungen, welchen es durch ſeine Verbindung mit dem Kaiſer, den jene Mächte zum Theil bedrohten, ausgeſetzt war. Im Inneren hielt er auf Zucht und Ordnung, brach viele Raubneſter, verhing ein ſtrenges Strafgericht über die Frevler und Friedensſtörer, und erwarb ſich dadurch den Dank ſeiner Unterthanen. Leopold, deſſen Sinnesart dieſem geordneten und bedachten Streben Albrecht's ſtörend zu werden drohte, erkannte eine Zeitlang die Vormundſchaft des älteren Bruders an und fügte ſich ſeiner Leitung. Aber bald ſträubte ſich ſeine Herrſchſucht gegen dieſe untergeordnete Stellung, mochte ſie durch Albrecht's Sanftmuth auch noch ſo ſehr gemildert werden, und die, wahrſcheinlich ſchon 1366 zwiſchen beiden Brüdern ſtattgefundene Ländertheilung, nach welcher Albrecht Oeſterreich, Steyermark, Kärnten und Krain, Leopold dagegen die Vorlande behielt, Tirol aber Beiden gemeinſchaftlich verblieb, ſchien Leopold's Anſprüchen nicht zu genügen. Albrecht verſtand ſich zu neuen Verwilligungen, und trat dem Bruder noch Steyermark, Neuſtadt und die Grafſchaft Büten ab; aber mit dem Beſitzthume vermehrten ſich auch Leopold's Forderungen. Immer ſchärfer ſonderten ſich nun die Parteien für Albrecht und Leopold, und gefährlicher Zwieſpalt drohte dem Hauſe Habsburg und deſſen Ländern. Schon ſtand die Ausſicht eines Bruderkrieges nicht mehr fern, und

beide Herzoge warben Anhänger und Verbündete unter den Landherren gegen einander. Albrecht's Mäßigung und Friedensliebe kam durch abermaliges Nachgeben dem Ausbruche zuvor. Am 25. Juli 1373 vertrugen ſich die herzoglichen Brüder dahin: In Oeſterreich und Steyermark hat Albrecht, in den übrigen Landen Leopold die oberſten Stellen zu beſetzen; alle Hausleute, Pfleger und Burggrafen müſſen beiden Brüdern ſchwören; die Einkünfte Kärntens, wo Graf Mainhart von Görz Landeshauptmann iſt, wie auch jene der übrigen Lande, werden getheilt; jeder Herzog kann ſich aufhalten, wo ihm beliebt, nur nicht da, wo ein Landeshauptmann oder Landvoigt des anderen eingeſetzt iſt; binnen zwei Jahren, als ſo lange der Vertrag giltig iſt, darf keiner der Herzoge ohne des anderen Zuſtimmung Etwas verkaufen oder verpfänden; einlöſen kann jeder zur Hälfte; die alten Schulden übernehmen Beide zu gleichen Theilen, neue der, welcher ſie macht; große Lehen vergeben Beide gemeinſchaftlich, kleinere ein jeder in ſeinem Landesantheile, doch in Gegenwart des anderen. Was jeder binnen der zwei Jahre des Vertrages erſpart, behält er für ſich. — Dem Bruderkriege war durch dieſe Uebereinkunft einſtweilen vorgebeugt; aber das Vorrecht des älteren Bruders, bisher eine heilig gehaltene Hausſatzung der Habsburger, war damit zum Nachtheile ihrer Politik aufgehoben, und die alte Einheit zerſtört.

Die Eintracht der Brüder war um ſo mehr an der Zeit, da nach außen ein neuer Krieg ſich entſpann, diesmal keineswegs nothgedrungen, ſondern, wenn nicht geſucht, doch auch nicht vermieden. Der Anlaß kam von Italien. Der unruhige und eroberungsſüchtige Francesco von Carrara, Herr von Padua, reizte Venedig durch fortgeſetzte Gränzſtreitigkeiten, welche im October 1372 in einen erbitterten Krieg ausbrachen. Alle Mittel zu gegenſeitiger Vernichtung wurden aufgeboten, ſelbſt der Meuchelmord nicht verſchmäht. Für Francesco entſchied ſich der König Ludwig von Ungarn und ſendete ihm Hilfstruppen, Venedig bewarb ſich um das Bündniß der Herzoge von Oeſterreich; dem geldbedürftigen Leopold bot es nicht nur eine anſehnliche Summe, ſondern auch die Städte Feltre und Cividale, die er ſich jedoch erſt erobern ſollte. Dieſer Antrag lockte; die Brüder ſchloſſen den Krieg für Venedig wider Padua, und ſchon im Januar 1373 langten öſterreichiſche Hilfsvölker auf Trevisaner Gebiete an. Da beſchloß der liſtige Francesco, die Republik zu überbieten und durch noch größere Bewilligungen die Herzoge auf ſeine Seite zu ziehen. Er trug ihnen Feltre, Belluno und das Thal Sugana mit

allen dortigen Burgen an, wofür sie ihm, für die Dauer des Krieges mit Venedig, tausend Berittene auf ihre Kosten stellen, dieser Republik den Krieg erklären und deren Handel in ihren Landen hindern sollten. Sobald Belagerungsschaaren der Herzoge, über jene tausend Mann, vor Treviso anlangen würden, verpflichtete sich Francesco, ihnen noch 100,000 Florentiner Goldgulden zu zahlen. — Leopold, nach dem größeren Vortheile geizend, brach mit der Republik, der er kurz vorher seine Hilfe zugesagt hatte, und nahm zum Vorwande seines Abfalles seine Verbindung mit dem Könige von Ungarn.

Der Krieg, der auf eine gänzliche Vernichtung Venedig's abgesehen zu seyn schien, brach nun los; schon am 11. Februar 1373 wurden die von Francesco abgetretenen Orte von österreichischen Truppen besetzt, und am 21. April rückte das starke österreichische Hilfscorps über Quero im Trevisanischen vor, und lagerte bei Montello. Von beiden Seiten wurde der Krieg mit äußerster Grausamkeit und Vertilgungswuth geführt. Nach mehren kleineren Gefechten und Belagerungen erfocht Francesco am 14. Mai, besonders mit Hilfe der Reiterei, einen glänzenden Sieg über die Venetianer. Doch nicht lange währte die Freude darüber; denn schon am 1. Juli erlitt Francesco durch die Venetianer und deren türkische Hilfstruppen eine völlige Niederlage; der Anführer der Ungarn, der Woiwod Stephan von Siebenbürgen, fiel dabei in Gefangenschaft. Francesco, nach diesem Schlage, von allen seinen Bundesgenossen verlassen, mußte sich zu einem schmählichen Frieden verstehen, worin in Bezug auf die Herzoge von Oesterreich ausgemacht wurde, daß, wenn er Feltre und Belluno mit deren Gebiet von ihnen zurückerhalte, er diese Orte sammt der Klause von Quero und dem Passe della Camata an Venedig übergeben müsse. König Ludwig ertheilte diesem Vertrage seine Zustimmung, ohne weiter Etwas zu Gunsten seines Bundesgenossen zu unternehmen. Francesco hatte die benannten Orte den Herzogen mit der Bedingung übergeben, sie um 60,000 Goldgulden wieder einlösen zu können. Um sie an Venedig zurückstellen zu können, hätte er also jene Summe opfern müssen. Die Herzoge behielten, da das Lösegeld nicht erfolgte, jene Plätze in ihrem Besitze, und gaben sie, trotz Venedig's Forderung, nicht heraus. Um sich der Republik gegenüber behaupten zu können, wurden Bündnisse mit Aquileja und Baiern, von Albrecht auch ein neues Schutzbündniß mit dem Kaiser geschlossen, das jedoch minder gegen Venedig, als gegen

etwaige Angriffe Leopold's, den Albrecht noch immer zu fürchten hatte, gerichtet zu seyn schien.

Kurz zuvor, am 19. September 1373, hatte der Herzog Albrecht seine Gemalin, Elisabeth von Böhmen, mit welcher er in glücklicher, aber kinderloser Ehe gelebt, durch den Tod verloren, und jenes Bündniß mit dem Kaiser sollte die alte Freundschaft bestätigen, nachdem der gemeldete Todesfall ihre Familienbande gelockert hatte. Der Herzog Albrecht beschloß eine zweite Heirat mit Violanta, der Tochter des Herrn von Mailand, Galeazzo Visconti, von dessen Bruder, Barnabo, bereits der Herzog Leopold eine Tochter als Gemalin heimgeführt hatte, und alle Einleitungen dazu waren getroffen, als der Papst Gregor XI., der heftige Gegner der, dem heiligen Stuhle so feindlich gesinnten, mit dem Kirchenbanne belegten Visconti, sich auf das Entschiedenste gegen diese Ehe auflehnte. Geschreckt von dem päpstlichen Zorne, brach Albrecht die schon weit vorgeschrittenen Verhandlungen mit dem Hause Visconti ab, und warb sofort um Beatrix von Hohenzollern, Tochter des Burggrafen Friedrich von Nürnberg. Die Angelegenheit wurde schnell geordnet, und die Vermälung am 4. September 1375 zu Wien vollzogen.

Große Hoffnungen knüpften sich für Oesterreich um diese Zeit an ein anderes Familienband. Als nach dem Tode des Königs Kasimir von Polen, im Jahre 1370, dem Könige Ludwig von Ungarn, laut früherer Verträge, auch die Krone von Polen zugefallen war, sicherte er, da er männlicher Leibeserben entbehrte, jeder seiner Töchter die Nachfolge in einem seiner Königreiche. Maria sollte Ungarn, Hedwig Polen bekommen. Der Letzteren bestimmte er Herzog Leopold's Erstgeborenen, den damals fünfjährigen Wilhelm, zum künftigen Gemale, und Leopold durfte, nachdem im März 1375 diese Verhandlungen zum festen Abschlusse gediehen, und die fürstlichen Kinder in Haimburg einander feierlich verlobt worden waren, die stolze Hoffnung nähren, die Krone Polens auf seinen Stamm zu pflanzen. Dies Alles gestaltete sich anders.

Vorübergehender Art und ohne Folgen für Oesterreich, doch furchtbar verheerend für die Lande, die der Kampf berührte, war die Fehde, welche der Herzog Leopold im Spätjahre 1375 mit Enguerrand VII., Herrn von Coucy und Grafen von Soissons, bestand. Letzterer, ein Sohn Katharinens, der Tochter Herzog Leopold's I. von Oesterreich, erhob Ansprüche auf das Erbtheil seiner Mutter, und als sie unbeachtet blieben, zog er am 26. November mit einem starken Heere über die Vogesen, und verwüstete die Vorlande, bis

mannen über Laa nach Breslau, wo er große Festlichkeiten veranstaltete zu Ehren der Frauen. Von da ging der Zug über Thorn, wo wiederum festliche Gelage abgehalten wurden, nach Marienburg. Hier empfing ihn mit großen Ehren der Meister des deutschen Ordens, Herr Winrich von Knipprode. In Königsberg wurde abermals „viel gehost und wohl gelebt." Der Marschall Gottfried von Linden ordnete Alles an zur Heidenfahrt, und das Kreuzheer zog hierauf durch Samland nach Insterburg, auf vier Brücken über die Suppen, dann weiter an die Memel, wo über sechshundert Schiffe das auf 30,000 Mann angewachsene Heer übersetzten. Große Mühe kostete es, den Weg zu bahnen durch das grausige Dickicht und über die Sümpfe und Unebenen. In Samaiten, wo die ersten Wohnungen der Heiden standen, überfiel man ein Hochzeitfest; sechzig der Gäste wurden erschlagen, die Häuser als schreckliche Hochzeitfackel angezündet. Die christlichen Krieger jubelten ob des Blutbades, das sie mit leichter Mühe unter den Heiden anrichteten, und der Graf Cilli ertheilte nach diesem Erstlingswerke des Vertilgungskrieges dem Herzoge Albrecht den Ritterschlag. Unter Mord und Brand breitete sich das Christenheer im Lande aus; auf die Heiden wurde Jagd gemacht, wie auf reißende Thiere, der Krieg in einen allgemeinen Todtschlag verwandelt, Weiber und Kinder zusammengefangen, alle Habe ausgeraubt. Tafelfeste und Ritterweihen feierten die Siege der frommen Wuth. Der Himmel that derselben endlich durch ungeheure Regengüsse Einhalt. Die Sümpfe traten aus, und machten ein weiteres Vordringen unmöglich, den Rückzug selbst gefahrvoll. Nach solchen Triumphen über einen Feind, der kein Heer entgegenzustellen hatte — traten die Kreuzfahrer den Rückweg an, unter beschwerlicher Ueberfahrt über die Memel gen Königsberg, und unter Noth und Mühe auf dem kurischen Haff. In Königsberg ertheilte der Herzog reiche Ehrengeschenke unter die besten seiner Ritter; der Orden bedankte sich feierlich für den geleisteten Beistand. Auf der weiteren Heimkehr kam dem Herzoge Albrecht die frohe Kunde entgegen, daß seine Gemalin glücklich eines Sohnes genesen. In Schweidnitz bewirthete ihn seine Base, die Herzogin Agnes, und durch Polen und Mähren gelangte er endlich wieder heim nach Oesterreich. Leerer Glanz, hohler Ruhm, schwerer Aufwand, wilde Grausamkeit, und bei all' dem kein wesentlicher Erfolg — waren Saat und Früchte dieser, wie so vieler anderen Heidenfahrten.

Das Jahr 1378 brachte in weltlichen wie in kirchlichen Dingen bedeutende, doch wenig erfreuliche Veränderungen. Am 28. März verschied Papst Gregor XI., ein Mann von großer Kraft und Einsicht, merkwürdig auch darum, weil er den Sitz des heiligen Stuhles von Avignon wieder in die ewige Stadt, nach Rom, verlegt hatte, und am 27. November ereilte der Tod den Kaiser Karl IV., dessen Freundschaft für Oesterreich sich durch eine lange Reihe von Jahren standhaft und ersprießlich bewährt hatte. Sechzehn Cardinäle wählten in Rom den Bartholomäus von Prignano, Erzbischof von Bari, unter dem Namen Urban VI. zum Papste, und machten diese Wahl gesetzmäßig bekannt. Aber plötzlich schieden dreizehn Cardinäle unter nichtigem Vorwande aus, und erwählten den Grafen Robert von Genf zum Gegenpapste als Clemens VII. Für beide Kirchenhäupter erstanden Parteien. Urban wurde anerkannt von dem größten Theile Deutschlands, von Böhmen, Ungarn, Polen, England und Portugal; für den Gegenpapst erklärten sich Frankreich, Spanien und Neapel. Auch in das Haus Habsburg brachte diese Doppelwahl eine neue Spaltung. Albrecht hielt, mit dem übrigen Deutschland, zu Urban; Leopold, abermals gegen den Bruder gesinnt, und darum eine diesem entgegengesetzte Partei ergreifend, deren er im Nothfalle sich wider denselben zu bedienen hoffte, stand für Clemens auf. Mit Frankreich trat Leopold in ein Bündniß, das, die kirchliche Angelegenheit zum Vorwande nehmend, offenbar gegen den Bruder gerichtet war. Ludwig von Anjou, Bruder des Königs Karl V. von Frankreich, sagte ihm, falls seine Lande angegriffen würden, mehre tausend Lanzen zu; der Gegenpapst versicherte ihm eine Summe von 120,000 Goldgulden, und für etwaigen Krieg auch Hilfstruppen. Umsonst versuchte Leopold den römischen König Wenzel, Sohn des verstorbenen Kaisers Karl IV., für den Gegenpapst zu stimmen. Wenzel hatte sich einmal für Urban erklärt, und hielt auch fest an demselben, als dem rechtmäßigen Papste.

Aber in anderer Hinsicht wurde Leopold, selbst bis zum Nachtheile seines Bruders Albrecht, auffallend von dem römischen Könige begünstigt. Dieser verpfändete ihm am 25. Februar 1379 die beiden großen Landvoigteien in Ober- und Niederschwaben, nebst jener der Städte Augsburg und Giengen, angeblich um die Summe von 40,000 Goldgulden. Dadurch gewann Oesterreich's Einfluß in Schwaben eine festere und gesetzliche Stütze. So zu neuer Macht gediehen, mächtige Verbündete auf seiner Seite und im Besitze

der beſonderen Gunſt des römiſchen Königs, trat der nie zu befriedigende Leopold ſeinem Bruder mit neuen Anſprüchen entgegen. Abermals brachte Albrecht dem häuslichen Frieden und jenem der Lande bereitwillige Opfer, und am 7. Juli 1379 wurde ein neuer Vergleich zwiſchen den herzoglichen Brüdern geſchloſſen, giltig bis 10. Februar 1385. „Oeſterreich und das Land ob der Enns ſollten einen, alle übrigen Lande den anderen Theil bilden, und das Loos dann beſtimmen, welchem Bruder der eine oder andere Theil zuerſt zufalle. Dieſer habe dann ſeinen Antheil bis 24. April 1382 zu regieren; dann trete er die Regierung ſeines Antheils dem Bruder ab, und wechſle mit ihm die Provinzen, denen er bis zum Ablaufe des Termins ebenfalls mit vollkommener Gewalt vorſteht. Wie aber auch das Loos entſcheiden möge, ſo müſſe Leopold die Beſitzungen in Schwaben, im Elſaß und in den oberen Landen für die erſte Hälfte des Termins erhalten.“ Die übrigen Punkte ähnelten im Weſentlichen den früheren. Man erkennt daraus, wie bei aller Anmaßung Leopold's, und bei aller Nachgiebigkeit Albrecht's, beide Brüder doch noch immer die Form einer wirklichen Landestheilung, welcher Leopold eigentlich zuſtrebte, umgingen und umſchrieben. Aber endlich trat ſie auch der Sache nach ein; denn ſchon am 28. September 1379 wurde der kaum abgeſchloſſene Vertrag durch einen, zu Kloſter Neuberg in Steyermark errichteten, neuen, dahin abgeändert: „Albrecht habe Oeſterreich mit dem Lande ob der Enns zu regieren, wozu die Herrſchaft Steyer, Hallſtadt und das Iſchelland gehörte, mit Ausnahme von Wieneriſch-Neuſtadt, Neunkirchen, Klamm, Schottwien, Burg und Markt Aſpang. Pütten, Thernberg und Schwarzenbach kommen an Albrecht. Alle übrigen Herzogthümer und Herrſchaften fallen an Leopold; die Nachfolge der einen Linie werde der anderen zugeſichert; Titel und Wapen führen beide Herzoge von allen Landen.“ Am folgenden Tage wurde noch ausgemacht: daß, nach Theilung ihrer Lande, der Ueberlebende die Kinder des Verſtorbenen zu erziehen und ihre Beſitzungen zu verwalten habe, bis ein Sohn das vierzehnte Jahr erreicht. — Das unglückliche Theilungsgeſchäft, von Leopold ſo lange betrieben, von Albrecht ſo lange abgewehrt, war hiermit geſchehen, ein Vorſpiel böſer Irrungen und ſchlimmer Nachtheile! Der römiſche König, der, ſeiner Stellung zufolge, jede Theilung der Macht ſeiner Reichsglieder mit günſtigem Blicke anſehen mußte, ertheilte auch dieſem Vertrage, auf Anſuchen der Brüder, ſeine Beſtätigung, doch mit dem Beiſatze, daß damit dem noch von ſeinem

Vater her zwischen Böhmen und Oesterreich bestehenden Bündnisse kein Eintrag geschehen dürfe.

Während der Herzog Leopold in den, nunmehr ihm völlig zugefallenen Landen nach Gutdünken waltete, und seine schwäbischen Besitzungen durch den Ankauf von Hohenberg, Feldkirch, Klein-Basel und Laufenburg abrundete und erweiterte, regierte Albrecht friedlich und umsichtig in Oesterreich und den anderen, bei ihm gebliebenen Landen. Seine weise Sparsamkeit ließ ihn, trotz seiner Geldbedrängniß, noch Einkäufe und Erwerbungen machen. So brachte er Lachsendorf, unweit Wien, an sich, vergrößerte es durch den Ankauf benachbarter Felder und Wiesen, und schuf es zu einem Lustschlosse mit Gärten um, welches er anständig im Geschmacke seiner Zeit einrichtete.

Doch auch Albrecht's friedliches Wirken wurde durch äußere Stürme aufgestört. Die mächtigen Grafen Ulrich und Heinrich von Schaumberg hatten, wie wir weiter oben gesehen, noch bei Lebzeiten Rudolf's IV., im Jahre 1361 ihrer bisherigen Reichsfreiheit entsagt und sich unter die Landeshoheit der Herzoge von Oesterreich begeben, ihre Besitzungen sammt dem Blutbanne von denselben zu Lehen genommen. Möglich, daß Ulrich darin eigenmächtig gehandelt, oder daß Heinrich's Stolz später diesen Schritt bereute und die verlorne Freiheit um jeden Preis zurückzugewinnen sann; genug, Letzterer trat nach dem Tode seines Bruders Ulrich 1373, offen auf die Seite der Gegner seines Lehensherrn, des Herzogs Albrecht. Dieser sah sich genöthigt, am 27. Aug ust 1376 zu Passau mit den Herzogen Stephan, Friedrich und Otto von Baiern ein Bündniß gegen Heinrich zu schließen, der durch Raubzüge und Plackereien die Gebiete dieser Fürsten häufig beunruhigte. Nach mancherlei Reibungen ward der Krieg unausbleiblich, und beide Theile rüsteten. Ueber die herzoglichen Truppen wurde Reinprecht von Walsee, Hauptmann im Lande ob der Enns, gesetzt. Graf Heinrich trachtete, die benachbarten mächtigen böhmischen Rosenberge und deren Seitenlinie Neuhaus in seinen Bund zu ziehen, und räumte ihnen, um sie in der Nähe von Schaumberg festzuhalten und der Vertheidigung ein gemeinsames Ziel zu geben, Stadt und Schloß Efferding ein. Im Monat Mai 1380 wurde die Kriegserklärung erlassen und auf dem Wiener Rathhause männiglich bekannt gemacht. Als aber die herzoglichen Truppen Efferding eroberten und zur Belagerung von Schaumberg schritten, zogen sich die Rosenberge von dem Kampfe zurück, und schlossen am 25. October mit dem Herzoge einen Waffenstillstand, der,

da man sich durch geraume Zeit nicht völlig einigen konnte, verschiedene Male verlängert wurde, bis zuletzt am 24. Januar 1382 der König Wenzel durch schiedsrichterlichen Spruch den vollständigen Frieden zwischen dem Herzoge und den Rosenbergen vermittelte, wodurch Efferding an Letztere zurückkam. In Schaumberg wehrte sich inzwischen der Graf Heinrich mit Erbitterung gegen die Belagerer, die, von dem Herzoge selbst und von Hans von Traun befehligt, nicht minder glimpflich dem Platze zusetzten. Mittelst Wurfmaschinen wurden, um sich gegenseitig zu beschimpfen, Fässer mit Menschenkoth, in die Festung hinein und aus derselben heraus in das Lager geschleudert, ein damals üblicher Kriegsgebrauch. (S. Band I. Seite 286.) Als jedoch dem Grafen kein Ersatz, wohl aber die Kunde von dem Abfalle der Rosenberge kam, brach sein Trotz. Am 12. Januar 1381 ging er einen Waffenstillstand mit dem Herzoge ein, giltig bis zum nächsten Pfingstfeste. Ein Friedenscongreß sollte den Streit schlichten, unter Obmannschaft des Herzogs Leopold; der Graf Heinrich gab als Pfand der treulichen Beobachtung der Waffenruhe die Festen Fiechtenstein, Haichenbach, Ober- und Niederwesen, die ihm das Hochstift Passau versetzt hatte. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, und der Waffenstillstand mußte, um nicht die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen, erneuert werden. Endlich wurde am 23. März 1382 zu Linz ein Schiedsspruch gefällt. Der Herzog Albrecht klagte auf dieser Tagsatzung den Grafen, der absichtlich ausgeblieben war, schwerer Verletzungen des Waffenstillstandes an; daher erklärten denselben die Schiedsrichter der eingesetzten vier passauischen Festen verlustig. Herzog Leopold, als Obmann, bestätigte dieses Erkenntniß. Eine solche Veränderung in den Friedenspunkten hatte neue Weitläufigkeiten, neue Zögerungen zur Folge, unterbrochen von einer Fehde zwischen dem Herzoge Friedrich von Baiern und dem Erzbischofe Pilgrim von Salzburg, welcher die Herzoge von Oesterreich ebenfalls nicht fremd bleiben, und deren völlige Beilegung sich bis zum Jahre 1384 verzog. Die Schaumberger Angelegenheit wurde dadurch noch mehr verwirrt, manche Tagsatzung vergeblich erstreckt, und manche Art der Ausgleichung widerrufen. Endlich thaten am 28. Februar 1383 in Nürnberg die erwählten drei Schiedsrichter, der Herzog Leopold, der Herzog Stephan von Baiern und der Burggraf von Nürnberg, den Ausspruch: „der Herzog Albrecht habe dem Grafen Heinrich von Schaumberg die Herrschaften Peuerbach, Aschach und Kammer zurückzugeben, Frankenburg und Atterſee aber zu behalten.

Den Verträgen, die der Graf und seine Vorfahren mit den Herzogen geschlossen, müssen er und seine Erben nachkommen. Für Starhemberg und Weidenholz erhält der Graf Ersatz, wenn er seine Lehenherrlichkeit darüber ausweisen kann. Er hat sein gesammtes freies Besitzthum von dem Herzoge und von Oesterreich zu Lehen zu nehmen, desgleichen alle seine Lehen, wenn die bisherigen Lehenherren ihre Einwilligung dazu geben. Er behielt seine Gerichtsbarkeit, wie seine Vorfahren sie besessen, und die Mauthen. Er ist dem Herzoge mit 12,000 Pfund Wiener Pfennigen straffällig geworden; zahlt er sie nicht baar, so muß er die vier verpfändeten passauischen Schlösser ausliefern, sammt den Schuldbriefen." Die Vollziehung dieses Spruches verzögerte sich wiederum sieben Monate, bis endlich im October 1383 ein neuer Congreß zu Linz gehalten wurde, woselbst der Graf Heinrich beurkundete, daß er alle seine Güter in Oesterreich vom Herzoge Albrecht zu Lehen genommen habe, und zu dessen Gunsten auf alle Passauer Lehen verzichtete, auch den früheren Vasallenvertrag von 1361 erneuerte. Er entsagte seinen Ansprüchen auf Starhemberg und Weidenholz, und überließ Kammer dem Herzoge käuflich. Das Bisthum Passau ertheilte dieser Einigung, so weit es dabei betheiligt war, seine Einwilligung, und übertrug die passauischen Lehen: Schaumberg, Staufen, Neustadt und Efferding auf Albrecht, der damit wiederum den Grafen belehnte. Der Bischof und das Domkapitel versicherten dann dem Herzoge, die mit seiner Hilfe wieder eingelöseten Festen an der Donau: Fiechtenstein, Ober- und Nieder-Wesen, Rannariedl, Haichenbach, Velden und Riedek nie mehr anders, als ihm oder mit seinem Willen, verpfänden zu wollen.

Nachdem der aufgedrungene Kampf von dem Herzoge glücklich bestanden worden, durfte er sich den Beschäftigungen des friedlichen Regiments wieder mit ganzer Seele hingeben. Die Wirksamkeit der Wiener Hochschule erweiterte er dadurch, daß er am 20. Februar 1384 vom Papste Urban VI., als dessen treuer Anhänger er sich bewährt hatte, die Erlaubniß auswirkte, daß künftig dort auch die bisher dieser Universität untersagten theologischen Wissenschaften gelehrt, und die akademischen Würden dieser Facultät ertheilt werden dürften.

Der Kampf zwischen Venedig und Genua hatte sich zum völligen Nachtheile der erstgenannten Republik entschieden. Der Verlust der Seeschlacht bei Pola am 7. Mai 1379, die darauf am 16. August erfolgte Erstürmung der Insel Chiozza durch die Genueser und die Truppen ihrer Verbündeten,

des Königs von Ungarn, des Francesco von Carrara und des Patriarchen von Aquileja, brachte die Republik an den Rand des Verderbens. Schon war, nach dem Verluſte der umliegenden Caſtelle, die Hauptſtadt ſelbſt durch die ſiegreich heranziehenden Feinde ſchrecklich bedroht; da wurde der heldenmüthige Piſani, der den Tag von Pola mit Ketten hatte büßen müſſen, von dem Volke aus ſeinem Kerker hervorgezogen, und ſchnell drängte dieſer mit den wieder entfeſſelten tapferen Armen die Hände von der Hauptſtadt zurück und entriß ihnen wieder Chiozza. Aber auf dem feſten Lande wurde Venedig noch immer von der Uebermacht beinahe erdrückt; Meutereien und Ueberläufe lichteten ſein Heer, und Francesco, der Republik unverſöhnlicher Feind, ſchloß das ihr ergebene Treviſo immer enger ein. Für Venedig war dieſe Stadt nicht mehr zu retten; aber auch den Feinden ſollte ſie nicht zu Gute kommen. Darum eilte am 17. Februar 1381 Pantaleone Berbo aus Venedig zum Herzoge Leopold, und bot ihm, im Namen der Republik, die Stadt Treviſo ſammt ihrem Gebiete und der Grafſchaft Ceneda als Eigenthum an, wenn er dafür Bundesgenoſſe Venedig's werden und gegen Francesco von Carrara, Herrn von Padua, kriegen wollte. Der Herzog, erwerbgierig und kampfluſtig, nahm das Anerbieten an, obſchon er kaum wußte, ob ſeine verfügbaren Streitmittel ausreichen würden, um die Bedingung zu erfüllen. Seine Abgeordneten ſtahlen ſich in das belagerte Treviſo, und nahmen in ſeinem Auftrage Beſitz von der Stadt, auf deren Thürmen ſofort Oeſterreich's Fahnen wehten. Wie die Stadt, ſo erklärten ſich auch die benachbarten Burgherren ſchnell für Leopold, und pflanzten die öſterreichiſchen Farben auf ihre Zinnen. Allen Anhängern Venedig's wuchs wieder der Muth.

Obgleich die Paduaner Alles aufboten, Treviſo noch vor dem Eintreffen des öſterreichiſchen Entſatzes zur Uebergabe zu bringen, ſo kam doch Leopold's feurige Eile ihren Bemühungen zuvor. Sein Heer, beſtehend aus zehntauſend Reitern, darunter ſechshundert aus Böhmen, die der König Wenzel geſendet, und viertauſend Mann Fußvolk, ſammelte ſich in Conegliano, wo er ſchon am 5. Mai in Perſon eintraf. Zwei Tage ſpäter brach das Heer gegen Treviſo auf; bei ſeiner Annäherung hoben die Paduaner, nachdem er die Unterhandlungen ihres Anführers, Arcoano de Buzocarino, abgewieſen hatte, die Belagerung auf, und zogen ſich gegen Caſtelfranco zurück, zum Verdruſſe der vielen Edelknechte des Herzogs, die ſich vor Treviſo den Ritterſchlag hatten verdienen wollen. Am 8. Mai hielt der Herzog, unter dem Jubel der

Einwohner, seinen glänzenden Einzug in Treviso, wo er, neben der österreichischen, auch die ungarische Fahne aufpflanzen ließ, um in kein Zerwürfniß mit dem Ungarnkönige zu gerathen, gegen welchen er mittelbar gleichwohl Partei ergriffen hatte. Er bestätigte der Stadt ihre alten Freiheiten, welche Venedig ihr geschmälert, und führte den ausgehungerten Einwohnern reichliche Vorräthe von Lebensmitteln zu, verschonte sie mit der Last der Einquartierung, und gewann durch seine Leutseligkeit alle Gemüther. Daß Leopold im geheimen Einverständnisse mit dem Könige Ludwig von Ungarn handelte, obgleich Letzterer vor der Welt der Bundesgenosse desselben Carrara hieß, gegen welchen Leopold Krieg führte, lag am Tage; wahrscheinlich geschah es in Folge der stattgefundenen Verlobung Wilhelm's, des Sohnes Leopold's, mit Hedwig von Ungarn. Auf dieses Einvernehmen gestützt, sendete er an Francesco die Aufforderung: die besetzten Schlösser zu übergeben und das trevisanische Gebiet zu räumen, wenn er nicht ein österreichisches Heer vor den Mauern Padua's sehen wolle. Francesco, sich noch immer stark wissend, gab trotzige Antwort, fiel neuerdings in's Trevisanische ein, befestigte die eroberten Schlösser noch mehr und warb neue Truppen.

Der Herzog hatte, um Treviso nicht durch Einquartierung zu drücken, einen großen Theil seines Heeres entlassen, viele seiner Mannen waren auch wohl abgezogen, ohne ihn erst zu fragen. Er war daher dem Francesco nicht gewachsen, und gab vor, daß er gegen Francesco keine weiteren Feindseligkeiten vornehmen könne ohne König Ludwig's Zustimmung, der Alles zu schlichten übernommen. Die Trevisaner murrten, daß der Herzog sie schutzlos lasse und Francesco's Feindseligkeiten nicht wehre. Diese üble Stimmung des Volkes verbitterte dem Herzoge den dortigen Aufenthalt. Am 12. Juni zog er mit dem Reste seines Heeres aus Treviso ab, die aufgegebene Stadt mit dem Versprechen tröstend, er werde bald mit stärkerer Macht zurückkommen. Nur sechshundert böhmische Reiter ließ er in der Stadt zurück, wohl mehr zur Zügelung der Einwohner, als der Feinde; das ganze umliegende Gebiet von Treviso blieb den Verheerungen der Paduaner offen. Das Schloß St. Martin de Ceneda war schon früher von den Oesterreichern besetzt worden, da die Ungarn, welche es belagerten, freiwillig abzogen, und die Besatzung sich, gegen Zahlung des ausständigen Soldes, dem Herzoge ergab.

Am 8. August wurde zu Turin der Friede zwischen der Republik und den gegen sie verbündeten Mächten abgeschlossen. Wegen Treviso wurde

darin Nichts beſtimmt, und dem Herzoge blieb es überlaſſen, wie er dieſe Erwerbung zu behaupten wiſſen werde. Francesco erhielt durch den Frieden mit Venedig, der ihn zugleich ſeiner bisherigen Rückſichten für den König von Ungarn entband, wieder ganz freie Hand gegen Leopold. Er ſetzte den kleinen Krieg bis in das Spätjahr fort, und ließ auch während des Winters ſeine Truppen auf trevisaniſchem Boden ſtehen. Dann ruhten, wahrſcheinlich wegen angeſponnener Unterhandlungen, die Waffen bis zum Sommer 1382; aber am 8. Auguſt brach das paduaniſche Heer auf und fiel in's Trevisaniſche ein. Alle Bewohner der Gegend mußten eilends ihren Aufenthalt räumen.

Dringende Bitten um Beiſtand erließen die Trevisaner an Leopold; er vertröſtete ſie auf ſeine baldige Ankunft. Endlich kam ein öſterreichiſches Heer der geängſtigten Stadt zu Hilfe, und am 8. October hoben Francesco's Truppen die Belagerung von Treviſo auf. Aber kaum war die äußerſte Gefahr beſeitigt, ſo zogen Leopold's Völker wiederum fort und überließen die Trevisaner abermals ihrem Schickſale. Im April 1383 traf eine Verſtärkung in Treviſo ein; aber der Feind wurde dadurch wenig behindert; er fuhr fort, ſich allenthalben zu verſchanzen und die Zufuhr der Lebensmittel zu erſchweren. Später erſchien Leopold ſelbſt mit bedeutender Kriegsmacht in Volgiano, und ſendete Lebensmittel nach Treviſo, von welcher Stadt die Paduaner bei der Annäherung der Oeſterreicher ſich, wie ſchon öfter, zurückzogen.

Der Herzog war dieſes Krieges müde, der zu keiner Entſcheidung führen wollte, weil er ſelbſt, wahrſcheinlich durch Geldmangel gebunden, nichts Entſcheidendes unternahm; er ließ dem Carrara Vorſchläge machen, welche dieſer, durch die Unentſchloſſenheit des Gegners ermuthigt, nicht annahm. Es verblieb bei einen bloßen Waffenſtillſtande für die zweite Hälfte des Juli. Kaum war derſelbe abgeſchloſſen, ſo kehrte der Herzog nach Hauſe zurück, eine nothdürftige Beſatzung in Treviſo laſſend und abermals auf künftige Thaten vertröſtend. Kühner und wilder, als vorher, ſtürzten jetzt die Paduaner ſich auf die unglückliche Stadt. Oft getäuſcht, doch immer von Neuem auf Leopold's Beiſtand bauend, bereiteten ſich die Trevisaner zum entſchloſſenſten Widerſtande, als ſie am 28. Januar 1384 durch die betrübte Kunde überraſcht wurden: Leopold habe mit Francesco Frieden geſchloſſen, trete demſelben die Stadt und das Gebiet von Treviſo, das Bisthum Ceneda, Feltre und Cividale ab, und begnüge ſich mit einem baaren Erſatze der Kriegskoſten. Solche unbedeutende Früchte entſproſſen den ungeheuren Anſtrengungen, dem

vergossenen Blute, der aufopfernden Treue der Trevisaner für Leopold, und ihren namenlosen Leiden und Verlusten.

Ein Gewinn, auf anderer Seite dem Herzoge Leopold mittlerweile zugefallen, mochte ihn für jenen Verlust an Land und Ruhme trösten. Rastlos bemüht, das venetianische Joch abzuschütteln, hatte Triest die Bedrängniß der Republik im Kriege mit Genua und ihren anderen Feinden, 1380 zu einem neuen Versuche der Befreiung benutzt. Die Triestiner ließen insgeheim Truppen von Aquileja in ihre Stadt, nahmen dann plötzlich den venetianischen Podesta und den Platzhauptmann gefangen, plünderten die Häuser der Venetianer, und erklärten den Patriarchen Marquart von Aquileja zu ihrem Schutzherrn. Genuesische Galeeren verboten dem muthigen Victor Pisani, die Stadt für ihre Empörung zu züchtigen; er gab sie auf, um mit der feindlichen Flotte sich zu messen. Doch auch der neue Schutzherr hatte nicht den Beifall der Stadt, die ihre Freiheiten durch ihn verkürzt meinte; sie wünschte sich einen mächtigen Gebieter, der sie gegen Venedig's Ansprüche völlig sicher stellen könnte. Als nun im Jahre 1381 der Patriarch verstarb, bot Triest seine Unterwerfung dem Herzoge Leopold an, dessen leutseliges Benehmen gegen Treviso allgemein gerühmt wurde. Der Herzog nahm am 30. September 1382 Triest's Unterwerfung an, und bestätigte die Freiheiten der Stadt.

In den Vorlanden währten die alten Verhältnisse fort. Mit den Aelplern und Thalbewohnern war es bisher nicht einmal dem Namen nach zum Frieden gekommen, und die gegenseitige Stellung schwankte von Waffenstillständen zu Waffenstillständen fort. Die Verpfändung der Landvoigtei durch den König Wenzel an den Herzog Leopold hatte, da sie im Widerspruche mit früheren Versprechungen stand, unter den schwäbischen Städten große Gährung hervorgebracht. Parteiungen und Bündnisse bildeten sich auf allen Seiten; Zürich, Bern, Solothurn, Lucern und Zug schlossen sich dem Bunde der Städte an, und bethätigten dabei zum Theil ihre alte Feindschaft gegen Oesterreich. Schwyz hielt sich zwar jenem Bunde fern, fuhr aber dafür fort, österreichische Unterthanen und Gerichtsbefohlene in ihrer Widersetzlichkeit zu bestärken, und in seinen Schutzverband aufzunehmen. Am feindseligsten erwies sich Lucern; — es behauptete, bei dem Rotenburger Zoll benachtheiligt zu seyn, und so geschah es, daß am 23. December 1385 die Lucerner und Zuger ohne vorherige Absage Rotenburg überfielen und die

Festungswerke zerstörten. Ein ähnlicher Anschlag auf Rapprechtswyl schlug ihnen fehl; aber Marienberg und die Feste St. Andreas fielen in ihre Hände. Dann erfolgte ein Waffenstillstand bis zum 17. Juni 1386.

Herzog Leopold zürnte heftig auf Lucern, das neuerdings auch noch das herzogliche Städtchen Sempach in sein Bürgerrecht aufgenommen hatte. Er erließ ein allgemeines Aufgebot an seine Freunde und Dienstmänner; der Adel, über die Anmaßungen der Städte und der Landleute tief empört, strömte ihm aus Schwaben, Tirol und von allen österreichischen Lehen zahlreich zu. Gegen sechzig Fehdebriefe von Fürsten, Grafen, Herren und Reichsstädten, ergingen an die Eidgenossen, deren Vernichtung bei so großer Uebermacht der Gegner entschieden zu seyn schien. Die Eidgenossen, fest wie ihre Berge, erschraken nicht. Auf den Empfang der Fehdebriefe vereinigten sich die von Lucern, Uri, Schwyz und Unterwalden mit jenen von Zürich, zogen verwüstend in den Thurgau, und erstiegen und brachen manche Burg. Als sie vernahmen, der Herzog versammle seine Schaaren zu Baden auf dem Stein, eilten sie, dreizehnhundert Mann stark, gegen Lucern. Am 8. Juli zog der Herzog gegen den Sempacher See nach Rotenburg. Den Johann von Bonstetten entsendete er mit einem Kriegshaufen gegen Zürich, um dessen Mannschaft vom Kampfplatze abzusperren. Er selbst zog mit den schwergeharnischten Rittern gegen Sursee, gelangte am 9. Morgens in die Ebene, oberhalb des Städtchens Sempach, und befand sich, zu beiderseitiger Ueberraschung, plötzlich im Angesicht der Eidgenossen, welche die Anhöhen von Adeltoil besetzt hatten. Das Fußvolk, welches den Rittern nicht so schnell folgen konnte, war weit zurück geblieben, und Leopold's Schaar daher für den Augenblick der Zahl nach die geringere. Auch waren die Eidgenossen, vermög' ihrer leichteren Bewaffnung, weit besser geeignet, sich auf dem durchbrochenen Boden zu bewegen, als die schwergepanzerten Ritter auf ihren Streitrossen. Daher saßen die Letzteren ab, und ließen durch ihre Knappen die Pferde hinter das Treffen führen. Doch auch das ungewohnte Gehen ward ihnen in den steifen Rüstungen schwer, und sie mußten die langen Schnäbel ihrer Reiterstiefeln abhauen, um auf dem steinigen und ungleichen Boden nicht zu straucheln. Die brennende Mittagshitze verschlimmerte ihre Lage; beinahe verschmachteten sie unter der glühenden Eisenhülle. Die Eidgenossen waren ungleich und mangelhaft, doch dem Boden gemäß, leicht und bequem bewaffnet. Sie führten zweihändige Schwerter, Spieße, Morgensterne und Streit-

ärte; Manche hatten ſtatt des Schildes nur ein kleines Bret um den Arm gebunden. Als Oberbefehlshaber über Leopold's Schaar wird Johann von Ochſenſtein, Domprobſt zu Straßburg, herzoglicher Landvoigt im Elſaß und Suntgau; als jener über die Eidgenoſſen Peter von Gundolfingen, einſtiger Schultheiß von Lucern, genannt.

Als die Ritter abgeſeſſen waren, glaubten die Eidgenoſſen die günſtige Gelegenheit zur Schlacht nicht vorübergehen laſſen zu dürfen; denn wenn ſie länger zögerten, ſo mußte Leopold's Fußvolk eintreffen und deſſen Heere das Uebergewicht geben. Sie verließen die Anhöhen, wo das Maggerholz ihren Rücken gedeckt hatte, und rückten in die Ebene. Ihre Schaar ordneten ſie keilförmig, dergeſtalt, daß jedes Glied das vordere rechts und links nur mit gutbewaffneten Männern überragte. Die Ritter ſchaarten ſich in ein längliches, volles Viereck, deſſen Lanzen bis vom vierten Gliede hervorragten, und das ſomit eine anſcheinend undurchdringliche Mauer bildete. In dieſe eiſerne und geſtachelte Mauer ſuchte der Keil der Eidgenoſſen ſich hineinzubohren; doch der Kopf ihrer Phalanx ſpießte ſich an dem Lanzenwalde der Ritter, und prallte allenthalben verwundet ab, ohne eindringen zu können. Mehr denn ſechzig der Eidgenoſſen ſanken in ihr Blut, und die eiſerne Männerburg ſtand unerſchüttert, ihre beiden Flügel zu einem Halbmonde vorbeugend, um beide Seiten des Keils einzuklammern. Da ſoll Arnold Struthahn aus Winkelried ſich den Seinigen zum Opfer gebracht haben. Mit beiden Armen umfaßte er — ſo wird erzählt — ſo viele Lanzen, als er nur erreichen mochte, und begrub ihre Spitzen in ſeiner Bruſt, den Seinigen dadurch eine Gaſſe zu bilden. In dieſe Lücke, welche Arnold's Heldentod, oder die Hellebarden der Schwyzer überhaupt in die eherne Mauer geſchnitten hatten, drangen die Eidgenoſſen mit wüthendem Ungeſtüme ein; ihre kurzen Waffen leiſteten jetzt mörderiſche Dienſte, und den Rittern wurden ihre langen Lanzen unnütz. Die Schlachtordnung der Ritter, gebrochen und von innen aus durchwühlt, wurde gräßlich eingekeilt und gedrängt; Viele erſtickten in ihren Harniſchen. Sie wollten zurück nach ihren Pferden, um dem Würgen zu entfliehen. Aber die Knappen waren, als ſie die bange Wendung der Schlacht gewahrten, in blinder Angſt mit den Roſſen davon geſprengt. An ein Entkommen war nicht mehr zu denken; gliederweiſe wurden die ſtarken Eiſenritter von den Morgenſternen und Aexten der Schweizer daniedergemäht.

Im furchtbarſten Drange der Schlacht behielt der ritterlich kämpfende Herzog das Banner Oeſterreich's im Auge. Er ſah es wanken in der Hand Peters des Aarbergers, hörte deſſen Nothſchrei: „Rette, Oeſterreich, rette!“ Da eilte er hinzu, das theure Banner zu wahren, ſtürzte ſich mit demſelben in die Feinde, und verhauchte ſeinen kühnen Geiſt unter den Morgenſternen der Schwyzer. Umſonſt warf ſich Martin Malterer, geweſener Landvoigt im Elſaß, Breisgau und Suntgau, mit dem Banner von Freiburg über den fallenden Herzog hin, den Fürſten mit ſeinem eigenen Körper zu decken. Er rettete ihn nicht mehr; doch der Tod vereinigte ihn mit dem Gebieter. Viele Ritter und Edle waren ihnen vorangegangen, viele noch folgten ihnen im Tode nach. Was dem Morden entrann, flüchtete ſich zu der Nachhut, mit welcher Friedrich von Zollern den Rückzug deckte. Die ſiegenden Eidgenoſſen wagten ſich klüglich nicht in die freie Ebene heraus; darum verfolgten ſie die Fliehenden nicht weiter. Sie erbeuteten das Lager, plünderten die Erſchlagenen und begruben ſie am dritten Tage. Des Herzogs Leiche wurde einſtweilen in einer kleinen Kapelle auf der Höhe zwiſchen Sempach und Münſter beigeſetzt, dann aber zu Königsfelden in der Gruft der Habsburger begraben.

Dies war der Ausgang des Herzogs Leopold, „der Biederbe“ genannt von ſeinem leutſeligen und einnehmenden Weſen, auch „der Fromme,“ vielleicht von der Partei des Gegenpapſtes. Wie aber auch ſeine perſönlichen Tugenden jene Ehrennamen verdient haben mögen, gegen den eigenen Bruder hatte er ſich anmaßend und ſelbſtſüchtig erwieſen, und ſeine verderbliche Politik der Theilung lähmte Habsburg's Macht, verringerte Oeſterreich's Kraft auf lange, und ward Anlaß beklagenswerther Zerwürfniſſe. Er zählte wenig über fünf und dreißig Jahre, als ihm bei Sempach ſein blutiges Loos fiel. Aus ſeiner Ehe mit Viridis von Mailand überlebten ihn vier Söhne: Wilhelm, Leopold (IV.), Ernſt und Friedrich (IV.), und eine Tochter, Eliſabeth, welche unvermält ſechs Jahre nach ihrem Vater verblich.

Leopold's Erſtgeborener, der Herzog Wilhelm, ſtand, bei dem Tode ſeines Vaters, im ſiebzehnten Lebensjahre, war alſo volljährig, und hätte, nach der Theilungsurkunde von 1397, in Gemeinſchaft mit ſeinem, um ein Jahr jüngeren Bruder Leopold die Regierung der geſonderten väterlichen Lande ſofort übernehmen können. Aber des Vaters Beiſpiel ſagte dem verſtändigen Jünglinge am deutlichſten, wie üble Folgen jener Theilung ent-

ſproſſen, und wie üblere noch daraus hervorzugehen drohten. Er wünſchte ſie aufgehoben, und ſprach den Herzog Albrecht ſelbſt darum an, ſchloß auch für ſich und ſeine Brüder mit Letzterem am 10. October 1386 einen Vertrag. In deſſen Gemäßheit ſollte Albrecht bis zu ſeinem Tode die alleinige Regierung ſämmtlicher Lande, auch alle Schulden und den Krieg wider die Eidgenoſſen übernehmen. Auch nach ſeinem Tode ſollte, wo möglich, jeder Theilung vorgebeugt werden.

Die Schlacht von Sempach hatte an ſich Nichts entſchieden, und die Streitkräfte des Herzogs nur um Weniges verringert; aber die Schwierigkeit der Fortſetzung des Krieges in jenen Gegenden wurde durch Mangel an Geldmitteln vermehrt, und ſo half man ſich durch neue Waffenſtillſtände, bei welchen die Herzoge ſich wenigſtens ihres Rechtes nicht begaben, wenn ſie es auch für den Augenblick nicht durchzuführen vermochten.

Der Herzog Albrecht, der jetzt wieder, wie ſeine Vorfahren in beſſerer Zeit, alle Regierungsgewalt in ſeinen Händen vereinigte, übergab ſeinem Neffen Wilhelm, deſſen Anſprüche auf die Hand der geliebten Braut Hedwig von Ungarn, und dadurch auch die Hoffnungen auf Polen, durch die Umſtände grauſam vernichtet wurden, die untergeordnete Verwaltung der Vorderlande, und ſchritt auf der Bahn des Friedens, die er einmal ſich auserkoren, ſtandhaft weiter. Die Ordnung im Innern ward kräftig aufrecht erhalten, und die Feinde des Landfriedens und der Sicherheit ereilte unausbleiblich der Zorn des ſonſt ſanftmüthigen Herzogs. Die drei älteren Brüder von Rohr zu Leonſtein, trotzend auf ihre unerſteigliche Feſte, trieben arge Plackerei. Da zog im Jahre 1390 der Herzog Albrecht von der Stadt Steyer mit vielen Mannen und Knechten, ſogar mit Kanonen, deren Donner damals wahrſcheinlich den erſtaunten Bergbewohnern in Oeſterreich zum erſten Male erſcholl, zur Belagerung der Burg aus. Die Rohrer widerſtanden heftig. Endlich wurde durch Obmänner ein Vergleich geſchloſſen; Leonſtein wurde dem Herzoge gegen eine Ablöſungsſumme von 2000 Pfund Wiener Pfennige übergeben, und die Rohrer wieder zu Gnaden aufgenommen. So mächtig alſo waren manche kühne Räuber, daß der Landesherr mit ihnen Bedingungen eingehen mußte!

Im Frieden mit allen ſeinen Nachbarn, deren Treue und Freundſchaft er durch zahlreiche Verträge geſichert, höchſtens nur von den Unruhen in Böhmen berührt, da er der Partei gegen den König Wenzel beigetreten war,

verlebte Albrecht seine letzten Jahre mit wenigen Ausnahmen in Ruhe. Doch gedachte er den Krieg gegen Böhmen mit Entschiedenheit zu führen, und vielleicht war er sogar von Hoffnungen auf den Erwerb dieser Krone nicht fern. Schon waren seine Hilfstruppen nach Baden aufgebrochen, als er in dem von ihm gegründeten und mit Vorliebe gepflegten Larenburg erkrankte, und daselbst, etwa sechs und vierzig Jahre alt, am 29. August 1395 starb. Das Volk begleitete unter Thränen seine Leiche nach Wien, wo sie zu St. Stephan neben seinem ältesten Bruder, dem Herzoge Rudolf, beigesetzt wurde.

Auf Albrecht ruhte die Friedensliebe und Gerechtigkeit seines Vaters, obschon er an Charakterstärke und Umsicht ihm nicht gleichkam. Im Gewähren ließ er sich nie lässig finden, aber am rechten Orte zu verweigern verstand er selten; sein Verhältniß zu seinem Bruder Leopold gibt dafür den sprechendsten Beleg. Er war fromm und in die Gottesgelehrtheit tief eingeweiht. Naturkunde und Gärtnerei zogen ihn an; doch auch die Astrologie fand an ihm einen eifrigen Jünger. Wenn er die Juden verfolgte, und, in Uebereinstimmung mit kirchlichen und kaiserlichen Gesetzen, in Steyer an hundert Waldenser verbrennen ließ, so sind das Züge seiner Zeit, nicht seines an sich milden Herzens. Häufig heißt er auch Albrecht „mit dem Zopfe," nicht von den blonden Haaren seiner geliebten Beatrix, wovon er einen Zopf um den Nacken getragen haben soll, sondern weil er seine eigenen Haare, nach ursprünglich alemannischer Weise, in zwei langen Zöpfen geflochten trug, die ihm über die Achseln bis zur Brust herab hingen. Von seiner zweiten Gemalin, Beatrix v. Hohenzollern, die ihn um neunzehn Jahre überlebte, hinterließ er einen einzigen Sohn, Albrecht (IV.), der ihm während seiner Heimkehr von der Preußenfahrt, am 20. Sept. 1377, geboren worden war, bei des Vaters Hintritte also nahe an achtzehn Jahre zählte.

Albrecht's Regierung war geräuschlos gewesen, aber segensreich und ersprießlich für seine Lande, in deren Wohlstande er einen edleren Ruhm fand, als in dem Geklirre der Waffen. Beklagenswerth, daß das Beispiel der Friedensliebe und Versöhnung, das er hinterlassen, so schnell vergessen werden mußte.

Sechstes Buch.

Oesterreich unter den Söhnen Albrecht's III. und Leopold's III. bis zu Herzog Wilhelm's Tode; von 1395 bis 1406.

Leopold's des Biederben ungestümes Streben nach Theilung der habsburgischen Lande hatte das alte System der Einheit verdrängt, und [illegible]

nun, obſchon häufig angefochten, ſich bei jedem Anlaſſe wieder geltend. Albrecht III., dieſer verderblichen Neuerung eingedenk, die ſeine Nachgiebigkeit mitverſchuldet hatte, legte es in ſeinem letzten Willen ſeinem Sohne und ſeinen Neffen flehentlich an das Herz, ihre Lande hinfort ungetheilt zu laſſen und unter einander in Eintracht zu bleiben; ſollte dies aber dennoch nicht geſchehen, ſo möchten ſie, um willkürlichere Spaltungen zu vermeiden, den Theilbriefen gemäß verfahren, die er und ſein Bruder ſich gegeben. —

Die mahnende Stimme des edlen Fürſten verhallte, als er nicht mehr unter den Lebenden weilte. Nach ſeinem Wunſche hätten die fünf jungen Herzoge eine Geſammtregierung unter der Oberaufſicht des Aelteſten zu führen gehabt; aber ob unter dieſem Aelteſten überhaupt der Aelteſte an Jahren, oder der Sprößling der älteren Linie zu verſtehen ſey, darüber entſtand ſogleich Meinungsverſchiedenheit und Streit. Wilhelm wollte es in jenem, Albrecht IV. in letzterem Sinne verſtanden wiſſen, weil einem Jeden ſeine Auslegung die vortheilhafteſte geweſen wäre. Nähere Beſtimmungen über dieſen, doch ſo nahe liegenden Fall fehlten in den vorhandenen Hausgeſetzen gänzlich; vielleicht hatten die Vorfahren dieſen empfindlichen Punkt feſtzuſtellen ſich nicht getraut, um nicht bei Lebzeiten ſchon entſchieden zum Nachtheile einer Linie zu ſprechen.

In einer Zeit, wo jeder Zwieſpalt der Fürſten ſo vielen unruhigen Landherren willkommen war, bildeten ſich augenblicklich Parteien; für Albrecht wie für Wilhelm traten Edle und Städte auf, und bald theilten ſich die Lande in zwei feindliche Lager. Endlich ſchien, wiewohl in weit beſchränkterem Sinne, der Grundſatz der Einheit den Sieg behaupten zu wollen; denn in einem, am 22. November zu Hollenburg zwiſchen Albrecht und Wilhelm (für ſich und ſeine Brüder) geſchloſſenen Vertrage wurde beſtimmt: „daß ſie für ihre Lebenszeit die ſämmtlichen Lande ungetrennt und gemeinſchaftlich regieren wollten. Die Hauptleute, Burggrafen, Pfleger und Amtleute, ingleichen die Städte ob und unter der Enns, ſchwören beiden Herzogen. Stirbt Wilhelm vor Albrecht, ſo gehorchen des Erſteren Städte dem Letzteren und deſſen Erben. Stirbt Albrecht früher, ſo bleibt Wilhelm bis an ſein Lebensende im Beſitze der genannten Städte. Männliche Erben Albrecht's treten nach erreichter Volljährigkeit in die Rechte und das Beſitzthum ihres Vaters. Die Lehen in Oeſterreich werden jetzt zum erſten Male im Namen beider Herzoge, dann aber von Albrecht allein vergeben; jene in Steyermark, Kärn-

ten, Krain und den anderen Landen vergibt Wilhelm allein; dennoch müſſen alle Lehenleute ohne Unterſchied beiden Herzogen zugleich ſchwören. Die Einkünfte der Länder und Herrſchaften genießen beide Herzoge zu gleichen Theilen. Beide empfangen den Gerichtsbann von dem Reiche. Wenn ſie ſich Beide zugleich in einem Lande befinden, ſo verleiht Wilhelm allein dieſen Bann den Richtern; in ſeiner Abweſenheit übt Albrecht allein dieſes Vorrecht aus. Die bisherigen Schulden übernehmen Beide gemeinſchaftlich. Neue Schulden darf Keiner ohne des Anderen Bewilligung machen, oder er hat auch allein dafür einzuſtehen. Vom Kriege und von anderen wichtigen Unterſuchungen gilt dasſelbe." —

Dieſer Vertrag war ein Mittelding von Einheit und Theilung; Erſtere bei Lebzeiten Beider verſprechend, Letztere für den Todesfall der Herzoge drohend. Auch beſtimmte er nur über die künftigen gegenſeitigen Verhältniſſe Albrecht's und Wilhelm's, und Letzterem erwuchs hieraus noch die beſondere Aufgabe, ſich auch mit ſeinen drei Brüdern zu verſtändigen. Ein Schritt hierzu wurde gemacht durch einen anderen Vertrag, den Wilhelm am 30. März 1396 zu Wien mit ſeinem Bruder Leopold ſchloß. „Die Fürſtenthümer und Herrſchaften, welche ihr Vater, Leopold III., beſeſſen hatte, ſollten ungetheilt bleiben, aber geſondert verwaltet werden, Wilhelm in Oeſterreich, Steyermark, Kärnten, Krain, der windiſchen Mark, Trieſt, Portenau, Iſtrien, der Medlik (dem an Croatien gränzenden Theile des Neuſtädter Kreiſes in Krain) und dem zu dieſen Landen Gehörigen, Leopold aber in Tirol, dem Lande an der Etſch, dem Innthal und in den Herrſchaften jenſeits des Arlberges (unter den Letzteren wurden die Beſitzungen in Schwaben, Elſaß und Burgund begriffen) regieren, Leopold überdies ſechstauſend Goldgulden jährlich erhalten, alle Einkünfte der Lande diesſeit des Arlberges aber getheilt werden. Für die Dauer des Vertrags, nämlich bis 24. April 1398, ſollte Wilhelm für den Unterhalt des Herzogs Ernſt und ſeiner Gemalin, für jenen des Herzogs Friedrich aber Leopold im erſten, und Wilhelm im zweiten Jahre ſorgen." Den Brüdern Ernſt und Friedrich wurde alſo, obſchon Erſterer damals neunzehn Jahre zählte und bereits mit Margaretha von Pommern vermält war, kein Antheil an der Regierung zugeſtanden, durch die Theilung der Einkünfte aber eine Theilung der Lande verhütet.

Mit der Einigung der Herzoge Albrecht und Wilhelm wurden auch die für Einen oder den Anderen aufgeſtandenen Parteien zur Ruhe verwieſen;

desgleichen einige in Kärnten erregte Unordnungen schnell und glücklich unterdrückt. Im Inneren war sonach eine sichere Stellung genommen, und dieselbe auch durch mancherlei Bündnisse nach außen befestigt. Aber die heranbrängende Türkengefahr in der Steyermark, der Aufruhr in Ungarn, Wenzel's stürmische, bedrohte und bedrohende Regierung in Böhmen, der Streit der Markgrafen Jodocus und Procop um die Herrschaft in Mähren, und endlich die noch immer fortwährende Zwiespältigkeit des päpstlichen Regiments, umgaben Oesterreich mit Gefahren. Auch das Sectirerwesen griff, trotz aller angewendeten grausamen Gegenmittel, fortwährend um sich. All' diese Wirren der Zeit zogen Albrecht's zur frommen Beschaulichkeit geneigten Geist noch mehr von der Außenwelt ab. Das heilige Grab zu sehen, war sein Lieblingswunsch. Er konnte ihn erfüllen, nachdem eine Verlängerung seines Abkommens mit dem Herzoge Wilhelm die Verhältnisse noch besser befestigt hatte, und zog im Jahre 1398 über Venedig, wo er mit großer Ehre aufgenommen wurde, nach Jerusalem. Diese Pilgerfahrt, von welcher später Außerordentliches erzählt wurde, obwohl er sie ohne besondere Abenteuer vollbrachte, erwarb ihm den Beinamen: „Wunder der Welt."

Vergebens hatte der König Wenzel getrachtet, in der Kirche und im Reiche Frieden herzustellen; der Widerstand, den er dabei vorfand, war so gewaltig, daß er ihn selbst zum Sturze brachte. Die drei geistlichen Kurfürsten und der Pfalzgraf Rupprecht, sprachen, auf Betrieb des Erzbischofs Johann von Mainz, aus dem Hause Nassau, im August 1400 Wenzel's Entsetzung aus, und der Pfalzgraf Rupprecht wurde zum römischen Könige gewählt. Dieser gewaltsame und willkürliche Schritt fand, wie vorauszusehen, keinesweges allgemeine Anerkennung; viele Fürsten und beinahe alle Städte am Rheine, ingleichen die Krönungsstadt Aachen, bewahrten dem Könige Wenzel ihre Treue.

Da man Letzterem zu einem Hauptvorwurfe gemacht, daß er den Feind der Kirche, Johann Galeazzo Visconti, Herrn von Mailand, zu einem Fürsten des Reichs erhoben und ihm den Titel eines Herzogs verliehen hatte, so mußte auch der neue König zuvörderst bedacht seyn, diesen mit Krieg zu überziehen. Der Beistand oder mindest die Freundschaft der süddeutschen Fürsten war ihm bei einem solchen Unternehmen von größter Wichtigkeit, und er versuchte daher sofort, sich in Einvernehmen mit dem jungen Herzoge Leopold zu setzen, der, wegen des Besitzes von Tirol, bei einem Feldzuge

gegen Mailand Viel nützen und Viel ſchaden konnte. Nach vorangegangenen früheren Verhandlungen wurde am 2. Juli 1401 ein Vertrag geſchloſſen. „Leopold erkannte Rupprecht als römiſchen König an, der ihm, ohne Benachtheiligung ſeiner Brüder, alle Lehen zu ertheilen hatte, ihn in ſeinen Anſprüchen auf das Erbe ſeiner Mutter, ingleichen gegen die Schwyzer zu unterſtützen, und ihm, außer anderen Vortheilen, für die Oeffnung der Straße nach Italien 100,000 Florentiner Ducaten zu bezahlen verſprach. Dagegen ſollte der Herzog Leopold für den König, gegen Vorauserlegung von 25,000 Florentiner Ducaten monatlich, tauſend Gleven auf drei Monate in die Lombardei ſtellen. Eliſabeth, die Tochter des Königs, ſollte binnen einem Jahre mit dem Herzoge Friedrich vermält werden.“

Der Krieg gegen Mailand wurde nun begonnen, mit ſtarker Uebermacht, doch mit wenig Umſicht, zumal die Kriegskunſt der Italiener damals jener der Deutſchen weit vorausgeeilt war. Das königliche Heer, von Francesco von Carrara befehligt, und durch Leopold's Mannen verſtärkt, ſtand zu Ende Septembers bei Trient. Statt mit ganzer Stärke, griffen die Deutſchen am 21. October in einzelnen Haufen an, und unterlagen der kriegeriſchen Ordnung ihrer Gegner. Der Burggraf von Nürnberg, der mit einem ſtarken Reiterhaufen den Angriff unterſtützte, erlitt eine gänzliche Niederlage. Leopold mußte, auf Befehl des Oberanführers Francesco, zu Hilfe eilen, ſtürzte ſich mit großer Unerſchrockenheit auf die Feinde, und erlegte ihrer Viele mit eigener Hand. Plötzlich aber warf ihn ein Lanzenſtoß des Carlo Malateſta aus dem Sattel, und ehe noch die Seinigen ihm helfen konnten, wurde er von den Feinden übermannt und gefangen genommen, aber ſchon nach drei Tagen ſammt allen Mitgefangenen wieder in Freiheit geſetzt. Man behauptete, der Herzog verdanke ſeine ſchnelle Befreiung einem heimlichen Einverſtändniſſe mit dem Herzoge von Mailand, mit welchem er ohnedies ein Jahr früher ein Bündniß eingegangen war, und der König ſelbſt verlangte von Leopold, daß dieſer ſich hierüber rechtfertigen ſollte, dadurch, daß er mit dem Erzbiſchofe von Mainz nach Verona zöge. Als er ſich deſſen weigerte, wollte der König ihn und die Seinigen entwaffnen. Ehe aber noch Eines oder das Andere geſchehen konnte, brach der Herzog auf, und zog über die Alpen in die Heimat.

In Ungarn und Böhmen währten die Zerwürfniſſe fort. Der König Wenzel hatte den Markgrafen Procop von Mähren hinterliſtig gefangen genommen. Dafür widerfuhr ihm gleiches Schickſal von ſeinem eigenen

Bruder, dem Könige Sigmund von Ungarn, der im Juli 1402 beide gefangene Fürsten auf dem Schlosse Schaumberg bei Efferding in Oesterreich, dann in Wien festsetzen ließ, wo, nachdem Procop nach Presburg abgeführt worden, der König Wenzel der Obhut der Herzoge Albrecht und Wilhelm anvertraut blieb. Mit Letzteren stand der König Sigmund damals in so gutem Vernehmen, daß er ihnen verhieß, einen Herzog von Oesterreich zu seinem Nachfolger in Ungarn zu ernennen, falls er ohne männliche Erben versterben sollte. Auch wurden alle früheren Erbverträge mit Ungarn erneuert, desgleichen mit Böhmen, dessen Erbe der König war; überdies versprach der Letztere eifrige Bemühung, die Mark Brandenburg wieder an sich zu bringen, um sie einem der Herzoge verleihen zu können. Zu Presburg erklärte er dann am 14. September, daß er mit Beistimmung der Reichsstände den Herzog Albrecht zu seinem Nachfolger erwählt habe, falls ihm keine männlichen Erben geboren würden, und ernannte ihn zu seinem Stellvertreter in Ungarn, so oft er abwesend sey, wies ihm auch eine Residenz in Ungarn mit bedeutenden Einkünften an.

Nach außen waren somit neue große Anwartschaften zuwege gebracht; aber im Inneren führte das unglückliche Doppelregiment fortwährend zu neuen Widersprüchen. Kurze Verträge zwischen den Herzogen, ohne dauerndes Abkommen, fristeten die Verhältnisse hin. Weil der frühere Vertrag zwischen den Herzogen Wilhelm und Leopold mit dem 24. April zu Ende lief, so wurde ein neuer, wiederum nur auf ein Jahr, errichtet. „Die beiden Brüder sollten gemeinschaftlich einen Landeshauptmann in Steyermark, einen anderen im Lande an der Etsch, einen dritten in Tirol einsetzen; Steyermark, Kärnten und Krain sollten, wie seither durch Wilhelm allein, hinfort durch Wilhelm und Ernst verwaltet werden; Leopold und Friedrich sollten das Etschland, das Innthal und die Lande jenseits des Arls regieren. Albrecht wurde hierbei nicht als Mitregent des Ganzen, sondern nur als Anwärter erwähnt.

Der verworrene Zustand Mährens, wo bald mehre Herrscher geboten, bald keiner, gab dem unruhigen und raubluſtigen Theile der Edlen völlig freie Hand. Einige derselben, zumal Heinrich von Kunstatt auf Jeuspitz, genannt „Dürrerteufel," und Albrecht von Vöttau, machten an der Spitze zahlreicher Freibeuterhaufen sich nicht nur im Lande selbst, sondern auch darüber hinaus, gefürchtet und berüchtigt. Ersterer hatte während der Fehde zwischen den Markgrafen Procop und Jodocus, Burg und Stadt Znaim in

ſeine Gewalt gebracht. Von hier aus vollführte er verwegene Raubzüge nach Oeſterreich, plünderte und verwüſtete das flache Land und die kleineren Städte, und ſetzte ſich in Ziſtersdorf und Aſpern feſt, Anfangs als Anhänger Procop's, und, nach deſſen Gefangennehmung, auf eigene Fauſt. Gleiche Raubſucht führte ihm ſogar öſterreichiſche Edle als Bundesgenoſſen gegen ihre eigenen Landsleute zu. Gegen Letztere wurde, auf den allgemeinen Rothſchrei der Geſchädigten, zuerſt eingeſchritten. Scharfes Standrecht wurde gehalten unter dem Namen „Gerawn" (Klage); die zur Ausführung entſendete Mannſchaft ſtand unter „Gerawnmeiſtern." Abwechſelnd vom Adel, von der Geiſtlichkeit, den Städten und den Juden beſoldet, zogen ſie im Lande umher, brachen manche Raubneſter, richteten die Rädelsführer hin, und entließen die minder Schuldigen gegen Urfehden. Den mähriſchen Freibeutern vermochte man jedoch nicht beizukommen.

Die enge Freundſchaft zwiſchen Ungarn und Oeſterreich war nahe daran, einen ſchweren Stoß zu erleiden; dadurch, daß der König Wenzel am 15. November 1403 aus ſeiner Haft zu Wien entfloh. Der König Sigmund hegte namentlich gegen den Herzog Wilhelm dringenden Verdacht, daß Derſelbe die Flucht des brüderlichen Feindes begünſtigt habe. Den Grund dieſes Verdachts ſuchte er in Wilhelm's Verwandtſchaft mit dem Hauſe Neapel, das noch immer Anſprüche auf die ungariſche Krone erhob; denn der Herzog hatte erſt vor drei Jahren ſich mit der Prinzeſſin Johanna von Neapel vermält. Schon wurde Oeſterreich von Sigmund mit einem Heere bedroht, da eilten die Herzoge Albrecht und Ernſt, dem zürnenden Könige ihre Schuldloſigkeit zu beweiſen und den drohenden Sturm zu beſchwören.

Der fortwährend ſich durchkreuzende gemeinſame Verwaltungseinfluß der Herzoge, durch ſtäte Geldverlegenheiten noch mehr beirrt, führte zu häufigen Uneinigkeiten. Sie nahmen zuletzt einen ſo ernſthaften Charakter an, daß man zu ſchiedsrichterlichem Spruche ſchreiten mußte. Um Aergerniß zu vermeiden, wurde derſelbe in der Familie erholt. Die Mißhälligkeiten zwiſchen Albrecht und Wilhelm ſollten durch Leopold und Ernſt, die zwiſchen den Letzteren und ihren beiden Brüdern durch Albrecht geſchlichtet werden. Die Erſteren hatten, da im Uebrigen ihr Verhältniß fortbeſtehen ſollte, ſich nur über Geldſchulden und mindere Gegenſtände zu einigen, was durch den Spruch der Obmänner leicht erzielt wurde; die Streitſache der vier Söhne Leopold's betraf Oeſterreich's Nebenländer, und wurde durch Albrecht aus-

geglichen. Letzterer hatte vielleicht gehofft, daß, da er der anderen Linie die Regierung ihrer Länder völlig überließ, man ihm nun dafür auch die der seinigen ungetheilt gönnen würde; auch verzichteten Wilhelm's Brüder am 21. März 1404 wirklich zu Albrecht's Gunsten auf ihre Rechte an Oesterreich ob und unter der Enns und alle dazu gehörigen Güter; aber Wilhelm trat dieser Verzichtleistung nicht bei, und nahm also, wie bisher, Antheil an der Regierung der österreichischen Lande. — Dergleichen Verträge beschwichtigten die Forderungen des einen und des anderen Theils immer nur auf kurze Zeit; bald fand sich neuer Stoff zur Unzufriedenheit, oder es zeigte sich, daß der frühere noch nicht beseitigt sey, und so währten die Spannungen Eines gegen den Anderen fort, dergestalt, daß Albrecht und Leopold sich sogar bewogen fühlten, ein Bündniß mit einander wider etwaigen Angriff Wilhelm's oder Ernst's abzuschließen. Außerdem theilte sich noch die Politik der beiden Habsburgischen Linien in ihrer Stellung zu dem Reiche; denn während Wilhelm und seine Brüder, zumal nach Friedrich's Vermälung mit König Rupprecht's Tochter, entschieden auf des Letzteren Seite traten, hielt Albrecht, seine Aussichten auf Ungarn berücksichtigend, unverrückbar auf König Sigmund's Seite, dessen stolzestes und ersehntestes Ziel ebenfalls die deutsche Krone war.

In Sigmund's Entwürfe hineingezogen, mußte Albrecht auch dessen Feindschaft gegen den König Wenzel mit übernehmen, und ein Krieg mit Böhmen stand dadurch in Aussicht. Vor allen Dingen aber mußten die mährischen Freibeuter, die noch immer ungestraft ihr Wesen trieben, gezüchtigt und zur Ordnung gewiesen werden. Im Juli 1404 führte Albrecht ein zahlreiches und wohlbewaffnetes Heer von Oesterreichern und Ungarn gegen Znaim, wo der Dürrnteufel sich festgesetzt hatte. Die Belagerung wurde unzweckmäßig betrieben; der Widerstand von innen war kraftvoll. Als der Ungarnkönig abzog, blieb Albrecht zurück, entschlossen, nicht eher zu weichen, bis der Platz bezwungen sey. Zwar kehrte Sigmund später in das Lager zurück; aber gleichzeitig brach die Ruhr im Heere aus und raffte Viele dahin. Auch der König und der Herzog erkrankten, nach Einigen, an beigebrachtem Gift, und die Belagerung mußte am 27. August aufgehoben werden. Sigmund genas nach einer harten Cur, derselben Art, wie Albrecht I. nach der Vergiftung sie ausgestanden (S. 29). Albrecht aber wurde in unheilbarem Zustande auf einem Tragbette nach Haselbach gebracht. Tiefe

Schwermuth war über ihn gekommen; er betrachtete das Volk, das sich weinend an sein Lager drängte, und in trüber Ahnung künftiger Verwüstungen durch die unbezwungenen Räuber, rief er schmerzlich: „Ach! in welches Elend werden Diese gerathen!“ Er hatte geschworen, lebendig nicht eher nach Wien zurückzukehren, bis er die Verwüster des Landes gezüchtigt haben werde; darum ließ er sich nicht nach seiner Residenz, sondern nach Klosterneuburg bringen. Dort verschied er den 14. September 1404, noch nicht sieben und zwanzig Jahre alt.

Albrecht war schwach und lenksam, aber edel und bieder. Der Ruhe und dem Frieden brachte er, in seiner schwierigen Stellung zu seinen Vettern, manches Opfer, fast zu groß für seine Würde, zu nachtheilig seinem Hause. Aber er verhütete auf diesem Wege böse Zwietracht, und ersparte dem Lande Krieg und Drangsale; darum liebte ihn das Volk und wehklagte ob seines frühzeitigen Sterbens. Fromm, in Andacht versunken und in träumerischer Gläubigkeit, dabei gerecht und mild, würde er im gewöhnlichen Leben musterhafte Eigenschaften entwickelt haben; aber als Herrscher, einem stürmischen Zeitalter zum Kampfe hingestellt, wurden seine Tugenden nicht selten zu Fehlern. Von Gestalt und Wesen war er schön und herzgewinnend. Sein Wuchs war schlank, seine Züge anmuthvoll, seine Farbe blühend. Sein schwarzes Haar, sein dunkler, voller Bart, den er nie zu kräuseln brauchte, verliehen ihm ein männliches, kraftvolles Ansehen. Von seiner, wenig über zwei Jahre ihn überlebenden Gemahlin, Johanna von Ungarn, hinterließ er einen siebenjährigen Sohn, Herzog Albrecht V., den er dem Könige Sigmund dringend empfohlen hatte, und eine Tochter, Margaretha, die sich 1410 mit dem Herzoge Heinrich dem Reichen von Baiern vermälte.

Die blutigen Tage von Morgarten und Sempach hatten noch immer keine Beherzigung gefunden, denn auch bei späteren Fehden gegen die Schwyzer verfiel man in die alten Fehler der Kriegführung, die schon wiederholtes Verderben gebracht hatten. Die Landleute zu Appenzell hatten sich gegen das Stift St. Gallen aufgelehnt, dem sie unterthänig waren. Die Stadt St. Gallen selbst trat mit ihnen in ein Bündniß wider den Abt. Dieser, von den schwäbischen Reichsstädten verlassen, bei denen er Hilfe zu [illegible] gehofft hatte, wendete sich an den Herzog Friedrich, mit dem Verspre[illegible] ihm seine Hauptburg Iberg zu öffnen. Der Herzog ging darauf ein, [illegible] über [illegible]. Er theilte sein Heer in zwei Haufen; den einen

führte er vor St. Gallen, den anderen ließ er durch das Rheinthal vor das, von den Landleuten belagerte Altstätten und gegen Appenzell rücken. Als aber dieser zweite herzogliche Heereshaufen auf den Stoßberg vordrang, wurde er von den Landleuten mit großen, aus der Höhe herabgeschleuderten Holzblöcken und Felsstücken empfangen. Von den Massen zusammengeschmettert, und beinahe unfähig, auf dem schlüpfrigen Boden Fuß zu fassen, vermochten die Herzoglichen nicht zu widerstehen, als die Appenzeller, durch Männer aus Schwyz und Glaris verstärkt, auf sie einstürmten. Vierhundert wurden ihnen erschlagen, die Uebrigen entflohen. Als der Herzog die Kunde der Niederlage von Altstätten vernahm, brach er von St. Gallen auf, und zog, nicht ohne neue Verluste, nach Tirol zurück. Der Sieg vergrößerte den Muth wie den Anhang der Eidgenossen; sie setzten den Angriffskrieg mit Erfolg fort, gingen 1406 über den Rhein und zweimal über den Bregenzer Wald, streiften nach manchen Eroberungen über die Gränzen Tirol's und nahmen Landeck. Die Herzoge Leopold und Friedrich schritten zum Widerstande. Aber die fortwährenden Spannungen unter den Brüdern waren auch hier von üblen Folgen. Friedrich, der die Rüstungen leitete und die Vollmachten seines Bruders besaß, schloß, statt die erlittene Unbill zu rächen, mit der Stadt St. Gallen und den Appenzellern einen Waffenstillstand, der Alles im Alten ließ.

Besorgt, daß die Unruhen der Appenzeller, deren Absichten auf Lösung aller Lehensverpflichtungen und Dienstbarkeiten hinzielten, ähnliche Grundsätze auch in Tirol erzeugen und die bestehenden Verhältnisse umstürzen könnten, erließ der Herzog Leopold schon am 23. October 1404 eine Ordnung, welche die Verbindlichkeiten sowohl, als die Rechte der Bauern, gegenüber ihren Erbzins- und Erbgerichtsherren, bestimmte und feststellte, und am 24. Februar 1406 bestätigten, zu gleichem Zwecke, die Herzoge Leopold und Friedrich den Landleuten, Rittern, Knechten und Unterthanen aller drei Länder ihre alten Freiheiten. Durch diese Maßregeln wurden die Leute in Tirol, im Innthal und an der Etsch in ihrer Treue und Ruhe erhalten, und der auf Umwälzung hinarbeitende Einfluß der Empörer jenseit des Arl glücklich zurückgedrängt.

Kaum hatte der Herzog Albrecht IV. die Augen geschlossen, so veränderte sich Oesterreich's politische Stellung gänzlich. Der Herzog Wilhelm, welcher sogleich als Alleinregent, als Landesfürst und Vormund des minder-

jährigen Albrecht V. auftrat, hatte sich nie dem innigen Verhältnisse zu Ungarn angeschlossen, wohl aber an den König Rupprecht, und, da dieser mit Böhmen in Ruhe zu bleiben wünschte und Sigmund's Anmaßungen mehr fürchtete, als die des entsetzten römischen Königs Wenzel, später auch an Letzteren. Jetzt, wo Albrecht's IV. Tod ihm völlig freie Hand gelassen hatte, gab er seine Gesinnungen noch offener zu erkennen. Zu Budweis schloß er mit dem Könige Wenzel im November 1404 Frieden, und erneuerte mit Diesem und den beiden Markgrafen von Mähren die alte Erb-Einigung. Gegen die mährischen Freibeuter wurden gemeinsame Maßregeln verabredet. Znaim war wieder in markgräfliche Hände gekommen, doch der Dürrnteufel entronnen. Seine Helfershelfer trieben ungescheut ihr Unwesen fort. Albrecht und Johann von Böttau überfielen 1405 die Stadt Drosendorf, brachten sie in ihre Hände und belagerten auch das Schloß. Dieses aber wurde muthig vertheidigt, bis der Herzog Wilhelm zu Hilfe eilen konnte. Die Räuber wurden mit blutigen Köpfen aus der Stadt gejagt, Albrecht von Böttau erschlagen, sein Vetter, Johann, gefangen. Einigen österreichischen Edlen, die mit den böhmischen und mährischen Freibeutern gemeinschaftliche Sache gemacht, gelang es zu entkommen.

Nicht nur von dieser Seite, auch von Ungarn aus hatte Oesterreich Räubereien auszustehen. Der Herzog Wilhelm zog im Winter 1405 auf 1406 gegen diese ungarischen Freibeuter aus, stieß auf sie bei Neusiedl am See in Ungarn, und nahm ihnen Viele gefangen. Der König Sigmund, längst gegen Wilhelm erbittert, erhob seine Stimme wegen solcher Ueberschreitung der ungarischen Gränze. Zwar ward er diesmal beschwichtigt; doch bald suchte er neuen Anlaß zum Kriege, vorschützend, er müsse die Rechte der Völker und des Sohnes seines Freundes Albrecht IV. vertheidigen, die wohl schwerlich so ernsthaft gekränkt worden waren. Mit einem mächtigen Heere näherte er sich den Gränzen Oesterreich's. Wilhelm sendete Bevollmächtigte nach Preßburg, die Streitigkeiten auszugleichen. Sigmund zeigte sich starrsinnig, und drohte: er werde Oesterreich mit Waffengewalt zum Nachgeben bringen. Da entgegnete ihm der eine der österreichischen Abgeordneten, Herr Reinbrecht von Walsee, ernsthaft: „der Herzog Wilhelm wünsche den Frieden nicht aus Furcht, sondern um das Elend Schuldloser zu verhüten; denn, wenn der Krieg losbreche, so werde ganz Oesterreich sich erheben." Die muthvolle Rede that ihre Wirkung. Schon schienen die

Verhandlungen abgebrochen und mehre der herzoglichen Gesandten hatten Presburg verlassen; da wurden die Zurückgebliebenen noch einmal zu weiterer Besprechung geladen, und der Friede abgeschlossen.

Bei Wilhelm's Stellung und Verbindungen würde dieser Friede schwerlich von langer Dauer gewesen seyn; doch der Tod dieses Fürsten gab den Angelegenheiten eine andere Wendung. Der erst sechs und dreißig Jahre alte Herzog Wilhelm starb am 15. Juli 1406. Er war ein Mann von großer Klugheit und von seltener Kraft. Das Bewußtseyn so wichtiger Eigenschaften dürfte ihn um so mehr bewogen haben, seinen Vetter, den schwachen und zum Regieren minder befähigten Albrecht, in einer Art von Abhängigkeit von sich zu erhalten und die reichliche Hälfte der Gewalt an sich zu ziehen. Dem strengen Rechte mag dabei nicht immer genügt worden seyn; aber den Ländern war die Einmischung eines solchen kraftvolleren Einflusses nöthig. Im Uebrigen war Wilhelm gerecht und bieder, und an seinem Walten haftet keine Spur von Härte und Willkür. Die ritterliche Treue, womit er seiner ersten Verlobten anhing, welche die Politik ihm grausam entrissen und in die Arme eines Anderen geführt, ist ein schöner Zug seines Lebens. Immer achtete er von seinem Eheverlöbniß sich gebunden, obschon es auf der anderen Seite die Willkür zerrissen hatte, und erst nachdem Hedwig die Braut des Todes geworden, achtete er sich frei, und reichte seine Hand einer Anderen. Seine Ehe war kinderlos geblieben.

Innere Verhältnisse und Culturzustände Oesterreich's im vierzehnten Jahrhunderte.

Gering, fast unmerklich sind die Fortschritte, deren sich das vierzehnte Jahrhundert vor dem dreizehnten zu rühmen hat; sie sehen beinahe einem Stillstande ähnlicher. Hin und wieder nur gewahrt man ein Rütteln an den alten Formen; aber abgestreift sind ihrer nur wenige, von wirklichen Erfolgen fast keine Spur. Die Sitten noch so rauh, die Leidenschaften noch so unbändig, als ein Jahrhundert früher; höchstens eine seichte Glätte darüber gebreitet, und in mancher Beziehung sogar, schon ein beginnender Verfall der Kraft, eine innere Verweichlichung bei aller äußeren Härte, eine raffinirte Genuß-

ſucht an der Stelle der früheren rohen, aber einfacheren Begierde; — kein erfreulicheres Bild erwarte man von dem vierzehnten Jahrhunderte.

Die Bildung, in ihrer Art meiſt oberflächlich, beſchränkte ſich auf eine ſehr geringe Anzahl von Menſchen, die ſich dann am liebſten in Kaſten abſperrten, um ihren Einfluß ungetheilt zu erhalten. Darum blieben im Allgemeinen die Sitten wüſt, die Begriffe verworren. Menſchenrechte wurden nicht geachtet, und obſchon die Kreuzzüge, wie wir geſehen, die Leibeigenſchaft oder Hörigkeit auf einen kleineren Kreis beſchränkten, und die Kaiſer, um tapfere Männer für ſich zu gewinnen, manche Hinterſaſſen und Afterlehensmänner zu unmittelbaren Dienſtmannen des Reiches erhöhten, ſo blieb doch das Schickſal des gemeinen Volkes ſo beklagenswerth, wie ehedem, ja es verſchlimmerte ſich vielleicht eben dadurch, daß der Abhängigen nicht mehr ſo Viele waren, und die unerleichterte Laſt nunmehr von noch Wenigeren getragen werden mußte. Der Adel wußte ſich fort und fort ſteuerfrei zu behaupten; der Hauptausſchlag, den er in den häufigen Kriegen gab, machte ihn unentbehrlich und gebot den Landesherren, ihn zum Nachtheile aller übrigen Stände zu ſchonen, die bald von ſeiner Willkür, bald von ſeiner Räuberei zu leiden hatten. Die Geſetze gaben keine Abhilfe; denn theils waren die Landgerichte in den Händen der Landherren ſelbſt, theils wurde überhaupt die Rechtspflege nur als Mittel der Bereicherung angeſehen. Der Blutbann wurde von den goldbedürftigen Fürſten häufig an die Begüterten verpfändet und verkauft, und dadurch für die Unterthanen jede Berufung an ein höheres Recht abgeſchnitten. So kam es, daß ſelbſt die Gerechtigkeit nicht die ungeheure Kluft der Stände zu überſpringen vermochte. Die Selbſthilfe nahm dabei ſchrecklich überhand, beſonders unter dem bewaffneten Theile des Volkes. Burgenüberfälle, innerer Krieg im Kleinen, Zweikämpfe ſuchten die ſchleichende Themis zu überflügeln. Ja, ſo weit kam es, daß man die Blutrache — in ihrer Natur doch durchaus heidniſch — zu einem Werke der Religion ſtämpelte, es mit frommen chriſtlichen Gelübden in Eine Klaſſe ſtellte und es für einen Frevel an ſeinem Gewiſſen gehalten haben würde, hätte man den Rachemord nicht auf alle Familienglieder des Verbrechers ausgedehnt. Der furchtbare Vertilgungszug gegen alle Angehörige der Mörder König Albrecht's liefert hiervon ein grelles Beiſpiel. —

Man ſpricht vorzugsweiſe von der Biederkeit und Worttreue des Mittelalters; ſie kann aber nur in einem beſchränkten und einſeitigen Sinne

zugegeben werden. Verſprechen, aus einem und demſelben Munde gegeben, wurden in einer Weiſe mit Aufopferung erfüllt, in anderer mit frechem Uebermuthe verletzt. Derſelbe Fürſt, welcher ein Wort, das er als Ritter verpfändet, mit hochherziger Treue einlöſete, brach ungeſcheut jenes, das er als Staatsmann gegeben. Daher wurden die heiligſten Völkerbündniſſe, die ernſthafteſten Verträge kaltblütig verletzt und gebrochen; darum war bei allen Uebereinkünften politiſcher Art das gegenſeitige Mißtrauen ſo groß, daß man die Gottheit ſelbſt zum Zeugen nahm, und Königen von Königen nicht anders Glauben beigemeſſen wurde, als wenn kirchliche Eide auf furchtbar feierliche Art damit verbunden wurden; während in einer ritterlichen Angelegenheit, auch wenn ſie die wichtigſten Vortheile betraf, Wort oder Handſchlag genügte. Nach der Schlacht bei Mühldorf ſtanden die Sieger nicht an, ihre hohen Gefangenen, den Herzog Heinrich, und ſpäter den König Friedrich, auf ihr Wort hin zu entlaſſen; es war das Wort gefangener Ritter, und wurde herrlich gehalten, ſelbſt als die Kirche davon entbinden wollte. Aber andere Fürſten, die in ähnlicher Sache vielleicht gleiche Worttreue bethätigt hätten, würden wahrſcheinlich ſich wenig beſonnen haben, Verträgen und Friedensurkunden Hohn zu ſprechen, wie es ſo oft geſchehen. So war ſelbſt die Tugend häufig nur ein Kind des Vorurtheils, nicht der Ueberzeugung.

Die Einfachheit der Sitten hatte gänzlich abgenommen; in der Kleidung fiel aller nationale deutſche Zuſchnitt allmälig weg, und ſchon in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts war die Kleidertracht zu einem ſeltenen Gemenge italieniſcher und franzöſiſcher Moden, ja ſelbſt morgenländiſcher Muſter ausgeartet. Die Beſonnenen eiferten dagegen; doch vergebens. „Einzelne jener Neuerer" — ſo klagte ein Zeitgenoſſe — „laſſen ſich, nach barbariſcher Sitte, den Bart lang wachſen, ohne ihn zu ſtutzen; Andere verachten den Männergebrauch, und befolgen hinſichtlich der Haare ganz jenen der Frauen. Manche ſchneiden dieſelben kurz und rund ab, Andere dagegen kräuſeln ſie mit dem Brenneiſen, ſo daß die Ringel und Locken bis auf die Schultern herabhängen. Der alte Gebrauch der Hauben iſt faſt ganz abgekommen. Gezierte und gekünſtelte Geſänge hört man jetzt überall bei den Kreistänzen und auf den Straßen; während der ernſtere und zarte Geſang außer Acht gelaſſen und von ſchnellen ſpringenden Weiſen verdrängt wird. Bei den Zuſammenkünften unterhält man ſich in verſchiedenen Sprachen.

Und hinsichtlich der Kleider herrscht eben so große Verschiedenheit und Verunstaltung, wie sie in den Gemüthern sich eingeschlichen hat. Jeder hält sich für den Glücklichsten, wenn er eine neue Sitte erklügelte. Das Kleid ist kurz und ganz eng um die Ellbogen, von welchen ein Fetzen wie ein Eselsohr bis zur Erde herabhängt. Wegen der Enge des Gewandes sind zwei Diener kaum vermögend, ihren Herrn anzuziehen. Von der Kopfbedeckung reichen lange, spitze Kapuzen, in welche ganz auf Narrenweise kleine Knoten eingeflochten sind, bis zum Boden. Die Beinkleider und Stiefeln liegen fest am Körper an, was den Aelteren und Vernünftigeren viel zu lachen gibt. Man bedient sich breiter Gürtel, mit Schafwolle und an einander gereihten Metallstückchen geziert; andere dagegen tragen nur Stricke, wie die Bettelmönche, und schmücken sich mit einem Gehänge, das ihnen über die Brust bis zu den Hüften reicht. — Auch die Frauen, und insbesondere die Mädchen, tragen ihre Hoffart zur Schau, indem sie mit kostbaren Seidenschleiern prangen, die an den Enden mit vielen Häkchen und ausgezackten Schnörkeln versehen sind. Nicht minder haben ihre Mäntel und Oberkleider zahlreiche Franzen, und während sie oben eng' anliegen, sind sie tiefer unten wie gezottelt, und fallen bis auf die sehr engen Schuhe herab." Noch Andere lassen sich tadelnd über die kurzen und engen, ja schändlichen Kleidungen aus, als welche unsittlich erschienen und in denen man kaum zu athmen vermochte. Um die Brust trugen die Männer große seidene Wülste, die das Ansehen eines weiblichen Busens hatten; ihr Leib dagegen war dergestalt zusammengeschnürt, daß Eiferer sie mit Windhunden verglichen. Die hinteren Theile der Beinkleider preßte man so fest mit Bändern ein, daß man sich kaum langsam bewegen konnte. Auch wurden so kleine Mützen getragen, daß man vier aus einer Elle schnitt, doch hatten sie eine Art von Verbrämung, die um den Hals geschlungen wurde und in welcher die Tadler eine Aehnlichkeit mit den Halsbändern fanden, die man Bauernhunden zum Schutze gegen Wolfsbisse anlegte. Die Schuhe hatten ungeheuer lange metallene Schnäbel oder Nasen (letztere mit allerhand Schnörkeln, sogar mit menschlichen Gesichtern verziert), so daß man nur unsicher auftreten konnte, wie denn z. B. Leopold's des Biederben Ritter in der Schlacht bei Sempach sich diese Schnäbel ihrer Stiefeln abhauen mußten, um nur fest auftreten zu können. Auch Peter Suchenwirt, der Sänger seiner Zeit, klagt, wie wir weiterhin sehen werden, über die einreißende unmännliche und zweckwidrige

Tracht der Ritter und der Junker. Die Hemden bestanden meist aus einem rauhen wollenen Zeuche, Sarsche genannt. Leinwandhemden waren im vierzehnten Jahrhunderte sehr selten, und sie gehörten zum Luxus.

Dem Würfelspiele waren die Deutschen damals vor Allem ergeben, und der böhmische Chronist Hagek beschwert sich, „daß im Jahre 1309 das leichtfertige kärntnische und tirolische deutsche Volk ein ungewöhnliches und zuvor unerhörtes neues Ding nach Böhmen gebracht, nämlich sechseckige weiße Beinstücke, in welchen schwarze Punkte, den Augen gleich, eingegraben, mit welchen sie auf die Tische geworfen, um's Geld gewettet, wer von ihnen mehr Augen werfen würde, und einander das Geld abgewonnen hätten."

Uebrigens waren den Böhmen damals die Würfel so wenig unbekannt, als die nicht erst unter Karl VI., sondern schon unter Karl III. in Frankreich aufgekommenen Spielkarten, die jedoch noch nicht so allgemein werden konnten, weil man Nichts von der Gravierkunst wußte, und das Malen der Karten mit bedeutenden Unkosten verbunden war. Beide Spiele dienten vielmehr schon unter dem Könige Wenzel I. als Ordal oder Gottesgericht. Die streitenden Parteien wählten jede einen Gaukler, welcher die Würfel warf (Trucellarius), und die Mehrzahl der geworfenen Augen galt als Entscheidung einer höheren Macht. Auf ähnliche Weise ließ man auch sein Recht durch Kartenspieler (Triumphatores) erweisen. Der Gewinnende feierte zugleich über alle rechtlichen Ansprüche seiner Gegner den Triumph, daher noch heutzutage der Ausdruck Trumpf im Kartenspiele.

Die Bildung war, wie schon bemerkt, über einen sehr kleinen Kreis verbreitet, und auch da nur in sehr bedingter Weise. Daher darf man sich nicht wundern, daß selbst ein ritterlicher Fürst, wie Friedrich der Schöne, vor seinem Retter, der ihn aus seinem Kerker zu führen kam, als vor einem Gespenste zurückschreckte, und daß nicht nur in Klöstern und den Gelehrtenstuben, sondern auch an den Höfen, schwarze Kunst, Sterndeuterei und Goldmacherei ernsthaft und gläubig betrieben, oder von den Eiferern als Höllenwerk verdammt wurden.

Einen wichtigen und zum Theil ersprießlichen Einfluß auf das erwachende Wissen in Deutschland übte die Universität zu Bologna. Nach dem Muster derselben wurde die zu Wien gestiftet, während Kaiser Karl IV. bei seiner Einrichtung der Prager Hochschule mehr die Pariser zum Vorbilde genommen hatte. Wie dürr, steif und unerquicklich dazumal die Gelehrsam-

keit war, wie sie meist nur auf eine Verwirrung altclassischen Wissens hinauslief, ist hier nicht der Ort zu schildern.

Die Arzneilehre befand sich noch immer in einem beklagenswerthen Zustande. Zwar wirkte hin und wider die Errichtung der Hochschulen von Prag und Wien günstig auf diese Wissenschaft ein; dennoch artete dieselbe noch immer in unfruchtbare gelehrte Declamationen, theoretische Spitzfindigkeiten, blindes Nachäffen der Alten, in den rohesten Empirismus und in abergläubische Lächerlichkeiten aus, gegen welche der auf den Universitäten aufstrebende, bessere Geist nur wenig vermochte. Die Aerzte verordneten größten Theils sehr complicirte, ausländische, theure Arzneigemische, waren aber selbst außer Stand, sich einen so großen Vorrath von vielen theuren Arzneigemischen und einfachen Substanzen anzuschaffen. Dadurch häufte sich die Zahl der Arzneihändler und unbefugten Praktikanten ungeheuer, und die Nothwendigkeit ordentlicher Apotheken wurde auch in Deutschland fühlbar. Die barbarische Handhabung der ärztlichen Kunst haben wir (Seite 29) an Albrecht's I. Beispiel gesehen, den die Aerzte an den Füßen aufhingen, um ihn des vermeintlichen Giftes zu entledigen. Eine gleiche Cur hatte noch zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts König Sigmund von Ungarn auszustehen. Der König Johann von Böhmen trauete den einheimischen Aerzten so wenig, daß er sich bei seinem zunehmenden Augenübel zuerst einen französischen, dann gar einen heidnischen Arzt aus Arabien verschrieb. Der gelehrte Heide marterte den König so lange, bis er ihm das rechte Auge blind curirt hatte; das linke erlosch später ebenfalls durch die übelberathene Kunst anderer Aerzte. Die Medicin irrte in Hypotheſen und Traditionen umher, weil ihr die Kenntniß des menschlichen Körpers gebrach. Galen's Schriften galten als Canon; die eigene Erfahrung fehlte. Durch Mundinus in Bologna wurde im vierzehnten Jahrhunderte die Leichenzergliederung wieder vorgenommen und dadurch die Anatomie befördert. Doch hatte sie lange mit großen Vorurtheilen zu kämpfen; selbst die Kirche sträubte sich gegen das wissenschaftliche Zerlegen menschlicher Leichen, und der Papst Bonifaz VIII. verbot ausdrücklich das Auskochen der Knochen, welche daher auch Mundinus nur mangelhaft beschreiben konnte.

Die Dichtkunst blieb so ziemlich bei ihren alten Gegenständen und Formen stehen; sie war nur dem Ritterthume zugewendet, und dem, was damit zusammenhing; Abenteuer, Schlachten und Minne machten ihr Arsenal

aus. Hin und wieder verschwand jedoch die bisherige trockene Art der Reimchroniken und machte einem höheren pragmatischen Geiste Platz, den man z. B. in den historischen Gedichten des um 1386 verstorbenen Wiener Dichters Peter Suchenwirt und der Wiener Dichter Seyfried Helbling, Heinrich Teychner u. A. wieder findet. Die vorzügliche Vorliebe, womit Suchenwirt auch die zwecklosen Grausamkeiten der deutschen Ritter gegen die unglücklichen preußischen Heiden als Heldenthaten besingt, gibt ein trübes Bild des damaligen rohen, fühllosen Sinnes.

Die Baukunst allein mit dem, was dazu gehört, stand riesengroß und leuchtend neben ihren verkümmerten Schwestern, den übrigen Künsten. Von welchem hohen Standpunkte sie auch in Oesterreich betrachtet und geübt wurde, davon erzählen die Pfeiler und Wölbungen, der Thurm und die Zierrathen des herrlichen Stephansdomes zu Wien. Als erster Werkmeister am Thurmbau muß (vergl. Seite 206) Hobusch gelten; als sein Nachfolger erscheint in dem Stadtrathsprotokolle von 1399, 1406, 1409 und 1411 Meister Ulrich der Helbling. Als Polier an St. Stephan, wie auch 1404 als Rathsbaumeister des neuen Baues der Frauencapelle auf der Stätten zu Wien (Mariastiegen), wird in alten Acten der Stadt Konrad der Rampersdorfer genannt. An die Baukunst lehnten sich gleichzeitig noch andere Künste an. Bildhauer und Steinmetzen, damals eine Zunft, lichteten durch schöne Verzierungen innen und außen die aufgeführte Masse; Maler sorgten für bildlichen Schmuck der Altäre; Glasmaler hielten den in den Tempel eindringenden Sonnenstrahlen ihre kunstreich gefärbten, durchsichtigen Schilder entgegen und milderten die ernste Dämmerung des Ortes durch schöne Farbenspiele; Holzschnitzer durchbrachen die schwerfälligen Thore und Chorstühle mit zierlich fantastischer Arbeit; Metallarbeiter vervielfältigten in Eisen und Kupfer die dort ausströmende reiche Fülle der Formen und Gestalten; Vergolder bekleideten die Einfärbigkeit des Holzes und Metalles mit einem schimmernden und blendenden Ueberzuge, und zogen auch die hohlen kahlen Wände in den erhabenen Glanz hinein, die den Tempel der Gottheit verherrlichte.

Mit dem Aufhören der Kreuzzüge nach dem Oriente hatte das Ritterthum seine höchste Blüte eingebüßt. Die religiöse Idee, welche ihnen zu Grunde lag, die Gefahren und Abenteuer des weiten Zuges, der Aufenthalt in einem fremden Welttheile, den sie kämpfend betraten, und wo, von fanatischen Mohammedanern umlagert, die christlichen Krieger im Glauben wie im

Streite ſich enger zuſammenſchaarten; dies Alles hatte der Genoſſenſchaft der Ritter einen eigenthümlichen Geiſt verliehen, der allmälig wieder verſchwand, als jener Anlaß aufhörte. Kreuzfahrten gegen die heidniſchen Preußen ſollten Erſatz bieten, aber das ungleich nähere Ziel, die geringere Gefahr und der leichtere Sieg, machten nicht jenen Aufwand von Muth und Entſchloſſenheit, jenes nahe Zuſammenſchließen der Kampfgenoſſen nöthig, wie das heilige Land. Die Preußenfahrten wurden vielmehr als Ritterſpiele und Waffenproben zur Ausfüllung läſſiger Friedensepochen angeſehen, denn als eigentliche Kämpfe; der Feind war ſchnell erreicht, und eben ſo ſchnell der ſchützende heimatliche Boden wieder gewonnen; darum war auch wenig Ruhm dabei zu erringen. Es waren die nächſten Gelegenheiten, ſich auf leichte Weiſe, ohne große Anſtrengung den Ritterſchlag zu verdienen. Im Oriente hatte der Kampf mit einem Feinde, deſſen Tapferkeit dem Abendländer Achtung einflößte, der in Waffenkunſt und Kriegserfahrung ihm gleich ſtand, ja oft ihn noch übertraf, und deſſen Wachſamkeit und Liſt ihn in ſtäter Spannung erhielt, den Charakter des abendländiſchen Ritterthumes gekräftigt und veredelt. Chriſten und Mohammedaner, im Uebrigen Feinde, achteten einander als Ritter, und dieſes Verhältniß entflammte zu höheren Begriffen der Ehre, hielt von unnützen Grauſamkeiten ab. Aber im preußiſchen Heidenlande galt der Kampf einem ſchlechtbewaffneten, kriegsunkundigen Feinde, der ſich heulend hinter Seen und Dickicht flüchtete, keinen Widerſtand im Ganzen leiſtete und daher auch keine Gelegenheit zu ritterlichen Thaten gab. Todtſchlag und Vertilgung traten hier an die Stelle des Glaubens- und Unterjochungskrieges; mit Grauſamkeiten und Verwüſtung wurde der blinde Kampf beſchönigt. So verſumpfte das Ritterthum, das die Kreuzzüge geſchaffen, in den Moräſten des Preußenlandes. Umſonſt mühte ſich Suchenwirt, eine Bedeutung in dieſe Züge zu legen; ſeine Anſtrengungen zeigen nur die Sache in ihrem wahren Lichte. Vorurtheilsfreie ſahen dies auch ſchon damals ein, und der Wiener Spruchdichter, Heinrich Teychner, mahnte ehrlich von dieſen Kreuzzügen nach Preußen ab, deren Anlaß und Art er einer ſcharfen Kritik unterwarf. „Eine Reiſe nach Preußen“ — ſagte er — „wird, dem gemeinen Vorgeben nach, zur Ehre der heiligen Jungfrau unternommen. Solchem Wahne ſtimmt ein Weiſer nicht bei. Wie könnte Gott der Kreuzzug eines Mannes wohlgefällig ſeyn, der, um gegen Ungläubige zu fechten, in ferne Länder fortzieht, und Frau und Kinder daheim der Sorge, dem Kummer und

Elende preisgibt? Derjenige Ritter, welcher als Vater und Hausherr pflichtgemäß die Seinigen besorgt, sammelt sich gewiß vor Gott so viele Verdienste, als der andere, welcher gegen die ungläubigen Preußen zu Felde zieht. Ist irgend Einem nur um Befriedigung seiner Kampflust zu thun, der kann sie auch in seiner Heimat rühmlich befriedigen: er streite wider alles Unrecht zum Schutze der Unschuld, wider Raubschlösser und andere Beeinträchtigungen der Armen, und vertheidige vor dem Schrankengerichte als unerschrockener Zeuge gegen Jedermann die Wahrheit. Sollte ihm ein solcher Kampf auch das Leben kosten, so stirbt er doch wahrlich heiliger, denn auf einer Preußenfahrt. Brächten die Ritter von einem solchen Kreuzzuge etwas Nützliches in's Vaterland zurück, so könnte man ihnen denselben nicht so sehr verargen; aber leider verhält sich die Sache ganz anders. Die Kosten zur Reise werden Dienern und Bauern, welche die Preußenfahrt verwünschen, abgepreßt, und große Summen Geldes aus Oesterreich in fremde Länder verschleppt. Zu Hause drückt Ritter und Knechte eine unziemliche Armuth. Wollte man auch dieses gar nicht in Anschlag bringen, so ist doch allbekannt, daß die Ritter von solchen Kreuzzügen nicht frömmer, nicht gebildeter, sondern mit mancher neuen Untugend behaftet zurückkommen. Auf einer Preußenfahrt hat schon mancher Ritter gegen seine Gemalin pflichtwidrig und ehrvergessen gehandelt, und zugleich durch seine Abwesenheit dieselbe zu ähnlichen Fehltritten verleitet. Besser wär's, die Ritter blieben zu Hause."

Auch andere Stimmen jener Zeit klagen über den Verfall des Ritterthums, und Suchenwirt stellt, in scharfem Vergleiche, die Begriffe des ächten und des falschen Ritters neben einander. „Der wahre Ritter" — so beschreibt ihn der genannte Dichter — „beschirmt auf Kriegszügen Witwen und Waisen, und ist ihnen Friedensheld und Leitestab; er steht seiner rechten Herrschaft bei in der Noth, er dient Gott in Liebe, und spricht wohl von allen reinen Frauen. Dafür blüht ihm aber auch der Ehrenkranz, er ist der Frauen Ehre, lieber Freund und Gast, und der Preis aller rothen Munde. Darum beschenken ihn auch edle Fürsten mit Gold, Silber, Rossen und reichen Gewanden, und mit Recht heißt es also: „Ein Fürst mit Gab', ein' Frau mit Gunst, die zwei die schmücken die Ritterskunst." — Der falsche Ritter ist ausgelassen an der Tafel, ehrenrührig gegen Frauen, prahlerisch gegen Jedermann. Die Nacht ist für ihn die rechte Zeit. Bei'm unmäßigen Trunke verspricht er mehr, als drei seines Gleichen jemals zu halten im Stande sind.

Vor Tages kommt er nie zu Bett; er ſchläft tief in den Tag hinein, bis alle Meſſen zu Ende ſind. — Der wahre Ritter ehret Einer Frau zu Liebe alle Frauen auf Erden; ſein züchtiger Scherz würzt die Tafel; kein Wort geht aus ſeinem Munde, das die Ehrbarkeit beleidigte. Soll man des Nachts um der Ehre willen wachen, ſo iſt ihm Nacht wie Tag; er bleibt voll Luſt und Freude, daß Niemand bei ihm verdroſſen wird. Was ſein Mund verſprochen, das hält er ohne Falſch und Trug. Am frühen Morgen dienet er Gott, dem Höchſten und Beſten, dann der Welt zu Lob und Preis. — Der falſche Ritter hat ſich wohl hundert Liebchen erwählt, denen er mit gutem Muthe dienet (ſo nämlich, wie der Wolf den Schafen dienet!). Eine jede verſichert er auf Ehre, ſie ſey ſeine einzige Buhle; dabei iſt ihm keine zu gut, daß er ſie nicht, ſtände es in ſeiner Macht, um ihre Ehre brächte. — Der wahre Ritter dagegen würde um aller Fürſten Gold von den Frauen Nichts verlangen, was nicht ihr Lob und ihre Ehre mehrt. Er hält nur an treuer Liebe feſt; falſche Minne und ſchlechter Umgang kommt ihm nie in den Sinn. — Wie geberdet ſich der falſche, böſe Ritter im Schimpf- (Scherz-) Kampfe und ritterlichen Waffenſpiele? Weichlich ſchmückt er ſich, und kommt wie eine ſchwache Frau auf die Bahn; vom Speerzertrümmern iſt wenig zu ſchauen. Rennt ihn Einer friſch an, ſo wirft er bald den Speer aus der Hand; denn er fürchtet, er falle auf der Stelle nieder. Unter ſeinen Stößen beugt ſich kein Roß, denn der Muth ſitzt ihm winkelſchief im Herzen. Wozu ſollte er nach Ehre und Ritterdanke trachten? Darum müßte er ja Kampfesnoth und Weh leiden. Er kommt vielmehr ſtets unverwundet heim. — Ganz anders der wahre, edle Ritter. Er kommt geziert auf die Bahn, ſo daß die Engel ſich an Roß und Harniſch, Zeug und Wappenkleid freuen möchten; das Roß beſitzt er gewaltig; er iſt zu ſchauen wie ein ſchönes Bild, ſo zierlich ſetzt er die Füße; der Minne Zeichen führt er auf Helm und Schild. Er fürchtet Keinen; unerſchrocken und ritterlich führt er ſeinen Speer, mißt die Stöße, braucht die Sporen, und Mann und Roß zeigen ſich wacker. Der Roſſe drückt er viele nieder; Manchen fällt er, der ſich ſicher vor ihm gewähnt. Rothe Munde geben ihm das Zeugniß: „der thut wahrlich das Beſte," und erkennen ihm die Ehre (den Turnierdank) zu. So im Schimpfkampfe. Doch wie zeigt er ſich im Ernſt? Wenn er die Feinde erblickt, und wenn die Heerhaufen geordnet werden, das erfriſcht ihn an Leib und Seele; ſeinen Muth theilt er Tauſenden mit. „Biederbe Helden!" ſpricht er, „wohlan, ſeyd unverzagt und

muthvoll; gedenket, daß, was ein Biedermann in Einem Tage mit den Waffen vollbringt, ihm und seinem Geschlechte für immer Ehre verschafft! Als solche lasset uns heute erzeigen! Die zagenden Feinde sind unser; wir besiegen sie mit Herrengewalt!" Sofort versorgt er männlich und vorsichtig das Banner und die vorderste Reihe mit bewährten Biedermännern; er zeigt, wie man die feindliche Vorderschaar beobachte (die Spitz abreite), auf welcher Seite man den Feind überflügle (das Nachreiten gewinne); er ordnet die Seinen, und geht in St. Georg's Namen rasch auf den Feind los. Da richtet er große Verwüstung an, und schlägt viele tiefe Todeswunden; den Freunden aber steht er hilfreich bei. Ist er durch die Haufen den Feinden auf den Nacken gedrungen, so erhebt sich ein Gekeile und Gehacke, daß Leute und Rosse laut aufschreien. So verwirrt er die Rotten, bis der Feind besiegt ist, besiegt durch ihn. Freund und Feind gestehen: er ist der tapferste Held, der auf beiden Theilen diesen Tag gesehen worden. Ohne Wunde kommt er selten heim, er sey nun gefangen oder Sieger. Gerade entgegengesetzt handelt der falsche Ritter."

Noch schildert Suchenwirt die schlechte Erziehung der Junker daheim, anstatt sie in strengerer Zucht bei fremden Rittern aufwachsen zu lassen, weshalb man sie „heimgezogene Kinder" nenne, die weichliche Lebensart und das träge Daheimsitzen, ferner die unbequemste und tollste Kleidertracht, als Haupturſachen der beginnenden Entkräftung und des sittlichen Verderbens, welches noch dadurch befördert werde, daß solche Scheinritter, Lispler und Schmeichler, Federleser und Streichmacher überall Zutritt, Ehre und Beifall erschleichen, während alte, schlichte Biedermänner, die Leib und Gut an allen Orten um Frauen und Ehre gewagt, vor den Pforten der Mächtigen stehen müssen. „Warum" — fragt der alte Dichter — „verzagen die Junker an Beweglichkeit und Regsamkeit, an Springen, Schirmen, Schießen, Ringen, Laufen, Steinstoßen, und andern ritterlichen Uebungen zu Fuß und zu Roß? Die schändlichen Kleider sind es, deren sich jetzt die Welt bedienet, darein man sich mit Riemen vorne und hinten schnürt, daß die Junker, wie die Holztheile, steif und fest darin stecken. Scherzt einer mit dem anderen, wie es zu gehen pflegt, gleich schreit er: „hör' auf, mir ist ein Nestel (Schnürriemchen) hinten zerbrochen." Die Junker schnüren sich und legen sich Baumwolle in die Seiten; sie schminken das Antlitz an Stirn und Wange mit falscher Farbe, und binden falsches Haar an. Die Zehen wollen sie anders machen, als Gott

ſie erſchaffen; ſie ſollen lang, ſpitz und krumm ſeyn; recht wie des Teufels Naſe ſind ihre (Schnabel-) Schuhe. Wer endlich leckere Speiſen an den Tafeln der Hohen zu ſchmauſen ſich gewöhnt, der kommt nimmer dahin, wohin ſeine Altvorderen, die im Kriege ihr Gut und Blut um Frauen und Ehre männlich auf die Wage gelegt haben. Der heutige Ritter liebt das Genäſche mehr, als die Ritterſchaft, der Pfeffer (gewürzreiche Speiſen) und ein Trunk darauf machen ihn ſo muthig, daß er, wenn er zu den Frauen zum Tanze geht, glaubt, er habe, wie Parcival, den heiligen Gral erfochten. Liegt ihm nun der Wein in den Haaren, ſo läßt er ein Stechen (Lanzenſpiel) auf den anderen Tag ausrufen, zu dem er ohne Mühe der Glieder mit guter Zehrung zu reiſen vermag. Zu dieſem Schimpfkampfe (denn der Ernſtkampf iſt vor ihm ſicher) kommt er nach Gebühr hübſch und niedlich geziert." — Dieſe und ähnliche Spottreden richtet Suchenwirt an die Weichlinge jener Zeit. Ihnen gegenüber erglänzt die Ritterehre um ſo herrlicher in den ſchönen Beiſpielen des König's Ludwig I. von Ungarn, der Fürſten von Oeſterreich, namentlich Herzog Albrecht's des Zweiten und des Dritten, des Herzogs Leopold des Biderben, und anderer tapferen und ächten Ritter und Heeresfürſten.

Unter den ritterlichen Uebungen und Gebräuchen, welche damals bereits im Abnehmen begriffen waren — gleichſam als ahne das Ritterthum ſein nahes Ende, und löſe freiwillig ein Stück nach dem anderen ab — befanden ſich auch die Turniere. Viele beklagten dies, ſo auch Suchenwirt, der einen tiefen Einfluß auf Krieg, Tapferkeit und Sitte in dieſen Ritterſpielen erblickt. „Der Turnay" — belehrt er als Zeitgenoſſe — „iſt erfunden zu Spiel und nöthiger Uebung der Ritterſchaft; denn er lehrt im Streite geordnet reiten, Rotten bilden, vordringen, zu Roſſe ringen, über den Sattel ſich biegen; durchbrechen, zänken (reißen), mit dem Zaume Manchem nahe kommen, der feſt zu ſitzen glaubt. Er lehret, wie man (achtbare) Gäſte mit Schonung, die böſen Zagen (Memmen, ſchlechte Menſchen) aber mit aller Strenge behandeln ſoll. Bei'm Turnay werden Memmen zu Schanden, wie die Schminke vor der reinen Haut. Der Turnay hindert das Zungenklatſchen und ſtraft Lügner, die wider Biedermänner und werthe Frauen Verläumdungen ausſtreuen; dieſe ſoll man ſo ſchlagen, daß ſie ihrer Lügen eingedenk ſind. Der Turnay lenkt ſtolze übermüthige Hälſe, die ſich zu vornehm dünken, zum Gruße; er macht Waffengeſellen, und lehrt die Leute kennen nach Thaten und Verdienſt." — Er mißt dem Verfalle des Turniers zum Theil jene Laſter bei,

denen sich die Ritterschaft zu seiner Zeit ergab: Feigheit und Weichlichkeit, Eigennutz, Neid, Lüge, Familienunfrieden, wodurch aller Sinn für Großes und Tüchtiges untergehe; Wucher, Verkauf und schnöde Habsucht. Auch eifert er gegen die zu große Vorliebe für das Stechen, das man begünstige, weil es die bequemere und weniger gefährliche Art des Kampfes sey, die man ohne sonderliche Mühe der Glieder zu vollbringen hoffe, und fügt bei: daß nach ritterlichem Recht das Stechen allzuschlecht (gemein) sey; denn das Gestech geschah mit der stumpfen, dreispitzigen Lanze und mit ganz geschlossenen Helmen, während bei'm Rennen (Scharfrennen) die spitze Lanze und eine den Körper weniger deckende Rüstung angewendet wurde.

Im Mai, bei dem Erwachen der Natur, wurden die Turniere ausgerufen. Knappen, welche in den Unterschieden der Waffen bewandert waren, nahmen in Gemeinschaft mit den Herolden, Persevanten und Wappenfolgern, die Untersuchung der Wappen vor; denn nur, wer sich als ritterbürtig auswies, wurde zum Turniere gelassen. In Oesterreich wurden in gewissen Städten und Märkten jährlich festgesetzte Turniere abgehalten; so zu Wien, Neustadt, Egenburg und Steyer. Bezeichnend ist ein Turnier, welches Suchenwirt auf Befehl der Frau Minne ausrufen soll. Hundert Ritter und hundert Knechte (Edelknechte) sollten auf der Bahn halten nach ritterlichem Rechte. Sie gewähren Jedem den Kampf mit Schwert oder Bengel (Keule, eine Art im Turniere gebräuchlicher Waffe), je nachdem er es verlangt. Dabei erschienen zweihundert Frauen in grünem Sammet, mit Gold und Hermelin ausgeschlagen. Diese vertheilen den freudereichen Lohn, unter Vorsitz der Frauen Venus und Cupido; denn auch Cupido wird dabei als Frau aufgeführt. (Aehnliche mythologische Masken waren bei Turnieren häufig, wie denn auch Ulrich von Liechtenstein, als Venus verkleidet, auf Ritterfahrten und Kampfspiele ausging (Band I., Seite 264.) Der tapferste Ritter bekommt von der schönsten Frau einen blühenden Kranz von Rosen, der beste Knecht ein grünes Schapel (Barret, Hut). —

Dem Turniere verwandt, demselben vorhergehend und nachfolgend, waren verschiedene ritterliche Uebungen, als: das schnelle Springen, Schirmen, Schießen, Ringen, Laufen, Steinstoßen, über Höhen laufen, zu Roß buhurden (Gefecht Mehrer gegen einander), zu Fuß und zu Roß den Feind betrüben (bedrängen, weh' thun) lernen. Alles dies begriff Suchenwirt unter dem Namen „Geradigkeit" (Tüchtigkeit, Gelenkigkeit, Behendigkeit).

Auch das Tanzen und Rayen (Reigen) gehört hieher. All' dieses Ritterwerk trieb man am Hofe des Herzogs Heinrich von Kärnten. Weichlinge entzogen sich aber, wie Suchenwirt klagt, wegen der schändlichen knappen Kleider, auch diesen leichteren Uebungen.

In der Bewaffnung und Kriegführung war, bis zum Aufkommen der Pulveranwendung im Kriege, durchaus keine wesentliche Veränderung eingetreten. Nur verschwand der frühere Ring- oder Kettenharnisch immer mehr, und machte dem völlig geschlossenen Schienenharnische Platz. Der den Schoos bedeckende Theil der Rüstung hieß „die Schoos;" die Brust- oder Armbedeckung: „Platen." Kräftige Stöße und Würfe durchlöcherten bisweilen beide. Das Gollier oder Koller (Collier) war die Hals- und Brustbedeckung. Die Helme waren „verkrönt," d. i. mit Kronen und anderem Schmucke geziert, und man sah sie mitten durch den Staub der Schlacht „erglitzen" (glitzern, blitzen). Die Kopfbedeckung der Knechte waren Hauben (nach ihrer runden Form zuweilen auch Gugelhauben genannt), d. i. Helme ohne Visier; daher auch ein Haufen Knechte nach der Anzahl der Hauben benannt wurde. Nebst den Speeren und Schwertern wurden auch Wurfspieße geführt, bei Suchenwirt unter dem Namen der Lanzen mitbegriffen. Die kriegerische Kunstsprache, von welcher Suchenwirt ebenfalls Proben liefert, war ganz dem derben Charakter jener Zeit angemessen; so z. B. die Redensarten: „mit Schwert und Gleven (Spießen, Lanzen) ward geschoben;" — „man sah unter Gollier und Schoos mit scharfen Schwertesspitzen feindlich tasten;" — „mit Messern um den Nacken kitzeln und mit Schwertes-Klözen (Keulen, Schlägen) unter den Augen bläuen" ꝛc.

Bei jedem Zuge, den ein Fürst mit seinen Vasallen und mit freiwilliger Ritterschaft unternahm, wurde dem Heere ein bestimmter Platz zur „Sammung" (Versammlung) angewiesen, wo der Zug sich ordnete. Die Banner mit ihren Wappen und Sprüchen wurden vorangetragen, so daß man sie hoch in die Luft flattern sah. Zum Tragen des Banners, das als hohe Auszeichnung galt, mußte immer einer der anerkannt tapfersten Männer ausersehen werden; denn es war zugleich die größte Gefahr damit verbunden, indem der größte Haufe und die kühnsten und verwegensten Ritter des Feindes immer gegen das Banner drängten und dasselbe zum Sinken zu bringen trachteten. So lange noch das Banner flatterte, sah kein Theil sich als besiegt an; war es

aber einmal geſunken, ſo ließ es der Gegner nicht mehr in die Höhe kommen; er trat mit den Füßen darauf.

Der Zug des Heeres, wie Suchenwirt ihn beſchreibt, geſchah in wohlgeſchaarten Rotten. Bei'm Uebergange über Flüſſe traten oft Unordnungen ein, auf den Brücken war großes Getrab und Gedränge. Von Schiffbrücken iſt bei Suchenwirt keine Rede; überhaupt erwähnt er von dem Zuſtande des Kriegs zur See beinahe Nichts; er nennt die Kriegsſchiffe „Kokon," Kähne; die Schiffsherren ſind ihm „Patron" und „Nauclier." Man ſetzte in Schifflein, ſo viel man deren fand, mit Mann und Roß über, oder ſchwemmte durch's Waſſer. Man ſchlug ein Lager, und verſah es mit Zaum und Schildwachen. In der Schlachtordnung waren die Schützen, wahrſcheinlich die Armbruſtſchützen, die vorderſten. Um das Vorfechten, welches vorzugsweiſe die Schwaben in Anſpruch nahmen, wurde mancher heftige Zwiſt zwiſchen befreundeten Völkern geführt, der zuweilen ſogar die Auflöſung des Heeres veranlaßte, wie wir dies in dem Feldzuge gegen Zürich geſehen haben. Auch für die Nachhut wurde geſorgt, ſie mußte in auserleſenen wehrhaften Leuten beſtehen. Vor dem Beginne der Schlacht trachtete man, den Feind auf allen Seiten auszuſpähen (recognosciren). Man nannte dieſes „das Heer, das Volk und ſeine Wehr beſehen, beſchauen," wobei ſich manchem Waghalſe eine erwünſchte Gelegenheit zu beſonderen Kämpfen darbot. Die Schlacht oder das Treffen ſelbſt geſtaltete ſich nach Umſtänden auf die verſchiedenartigſte Weiſe. Suchenwirt nennt den Kampf zwiſchen Mehren gewöhnlich mit einem wälſchen Worte „Schumpfentewer," welches aber ſonſt von einer Niederlage (sconfitura) gebraucht wird; auch das „Scharmützel" (Scharrenmützel, kleines Treffen, Mittellatein: Scaramutia; italieniſch: Scaramuccia; franzöſiſch: Escarmouche, zuſammengeſetzt aus scara, Schaar, und muccia, Verſteck; daher ein aus dem Hinterhalte begonnenes Gefecht). Unter den höchſt zahlreichen Kunſtausdrücken, die für die Geſchichte des Kriegsweſens gewiß merkwürdig ſind, begegnen uns nur wenige, mit welchen wir einen ganz deutlichen Begriff verbinden. So ſagte man: „die Feinde umſchlagen (zurückſchlagen) und ihnen obliegen (die Oberhand gewinnen), ſie entrotten (aus einander ſprengen), verwerren (verwirren, zertrennen); die Rotten durchreiten und durchbrechen; durch die Rotten ſtreichen her und dar; in der Feinde Schaar rittern (Ritterwerk üben, einhauen); durch den Streit drucken, in die Haufen drucken

(andrängen); eines guten Fechten (Gefechts) obliegen, das Fechten genießen" (im Gefechte Sieger seyn) ꝛc. Nähere Beziehung auf die kriegerische Reitkunst haben die Ausdrücke: „sich lenken und brauchen (handhaben); „die Rosse überwerfen und wenden;" „die Rosse gelenklich brauchen;" „einen über Sattels Ort (über den Sattelknopf weg) brauchen und lenken." — Von einem Anmarsche der Reiterei heißt es: „Man führte die Speere auf Tiehen (Schenkeln), die Spitzen vor den Rotten gar ordentlich geschickt" (an einander gereiht). — Ward ein fliehendes Heer von dem Feldherrn zum Stehen und wieder auf's Schlachtfeld gebracht, so hatte er „die Flucht herwieder zu Wahl (Wahlstatt, Kampfplatz) gebracht." — Unter „Chreye" (Cri, Schrei) verstand man nicht nur den Schlachtruf oder das Losungswort, womit ein Heer oder eine Schaar gegen die andere andrang, und woran der Freund den Freund erkannte und ermuthigte, den Feind aber erschreckte, wie z. B. „hie Oesterreich, hie Ungarland!" „Prag!" ꝛc., sondern auch unwillkürliche Ausrufe in der Hitze des Kampfes, als: „Ach und awe!" „vahe, vache" (fange)! „mörda" (tödte)! „schieß, stich und schlag'!" „Retta, Oesterreich, retta!" Von derjenigen Chrey, welche der Sieger gebraucht hatte, hieß es, „diese Chrey lag ob" (behielt die Oberhand). Ferner begriff man unter Chrey den Namen, den Titel oder den Wahlspruch eines Ritters, wie er in der Schlacht sowohl, als im Turniere und bei Festlichkeiten, von Herolden oder Persevanten ausgerufen wurde, die man deshalb „Croyrer" (Crieurs) nannte, und der einen Bestandtheil des Wappens bildete, wie denn auch heute noch dergleichen Wappensprüche (Devisen) häufig sind. Beispiele davon finden sich bei Suchenwirt in Menge, und derselbe beschließt beinahe jede seiner Ehrenreden mit der Erwähnung der Chreye, welche den Ritter im Leben bezeichnet und die ihm nach dem Tode seinen Ruhm und ein geehrtes Andenken bewahren soll.

Wer das Gewicht der Rüstungen, den Druck der rings geschlossenen Helme, die Schwere der Schwerter und Lanzen erwägt, wird sich nicht wundern, wenn eine große Anzahl von Kämpfenden, auch ohne Wunden, oder bei nur leichter Verwundung, ohnmächtig dahinsank, wie denn in jeder dichter gedrängten Schlacht, zumal im heißen Sommer, z. B. bei Gelheim und Sempach, Manche in ihren Harnischen erstickten. „Man sah," sagt Suchenwirt, „manche Wunden und Wegemüden sich bücken und überrücks neigen." Solche ohnmächtige und besinnungslose, vom Blute schweißende Helden labte

man mit kalten Brunnen und gab ihnen edle Würzen zu riechen. Den Verwundeten ſchnitt man die Pfeile durch manchen ſcharfen Schnitt aus dem Leibe, und mit den Pfeilen auch manche Stücke Fleiſch, womit die damalige Wundarzneikunſt nicht ſparſam umgegangen ſeyn mag. — Nach der Schlacht pflegte man auf beiden Theilen zu beſtimmen, welcher der Tapferſte des Tages ſey.

Noch vor der Anwendung des Schießpulvers war man in Oeſterreich, beſonders durch die Schweizerkriege, belehrt worden, daß in den Schlachten nicht blos die bisher faſt ausſchließend gepflegte Reiterei den Ausſchlag geben könne, ſondern daß vielmehr die Hauptſtärke eines Heeres in einem gut geübten und bewaffneten Fußvolke beſtehe, weil dieſes auf jedem Terrain anwendbar blieb, während die berittenen Schaaren durch Hinderniſſe des Bodens gar leicht unbrauchbar wurden. Dieſem Grundſatze verdankte der Herzog Leopold ſeine Vortheile und Siege, die er, namentlich im Elſaß, über König Ludwig den Baiern davon trug. Die Thätigkeit der Ritter in den Schlachten wurde dadurch ſchon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts eingeſchränkt, und dem Fußvolke ein wichtiger Antheil gegönnt. Wurde hierdurch das Ritterthum gewaltig erſchüttert, indem das Umſichgreifen des Fußvolkes mehr und mehr auch das Söldnerweſen in Aufnahme, und ſo den bisherigen Vaſallenkrieg allmälig aus dem Gebrauche brachte, ſo verſetzte die Einführung der Pulvergeſchütze dem Ritterweſen den letzten Stoß.

Wem eigentlich die Menſchheit die mörderiſche Erfindung des Schießpulvers verdanke, darüber läßt ſich bei dem Mangel ausreichender Quellen nichts Genaues beſtimmen. Wahrſcheinlich bildete ſie, durch Verſuche und zufällige Entdeckungen, ſich nach und nach, gleichſam von ſelbſt heraus, ſo daß ſie nicht gerade einem Einzelnen beizumeſſen iſt. In Deutſchland pflegt man, nach einer alten, hergebrachten Sage, einen Franciscanermönch, Berthold Schwarz, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu Freiburg im Breisgau geboren worden ſeyn ſoll, als Erfinder des Schießpulvers anzugeben. Aber man kannte dieſe Miſchung ſchon früher. Der im Jahre 1292 oder 1294 verſtorbene engliſche Franciscanermönch, Roger Bacon, ſpricht in ſeinen Schriften von einem unauslöſchlichen, vermuthlich phosphoriſchen Feuer, ferner von einem künſtlichen Feuer aus Salpeter und anderen Beſtandtheilen, durch welches der Donner und der Blitz in der Luft nachgeahmt, und mit einem zollgroßen Theile eine ganze Stadt unter ſchrecklichem Knall

und Leuchten zertrümmert werden könne. Vielleicht war der Mönch Schwarz, dem etwa die Farbe ſeiner Erfindung den Namen gab, nur eine ſymboliſche Variation des Mönches Bacon; vielleicht auch machte er wirklich jene ſchon vorhandene Erfindung zuerſt in Deutſchland bekannt. Nach neueſten Forſchungen findet ſich in einem Stadtbuche der Stadt Gent vom Jahre 1313 folgende, von dem dortigen Profeſſor Lenz zum erſten Male veröffentlichte Stelle: „Item in dit jar was alderеerſt gbevonden in Duutſchland het gebruuk der Buſſen van eenem muenick", woraus alſo hervorginge, daß zuerſt im Jahr 1313 in Deutſchland der Gebrauch der Büchſen (Kanonen) wirklich von einem Mönche erfunden worden wäre, und die Tradition von dem Mönche Schwarz, oder wie er ſonſt geheißen, ſomit Wahrſcheinlichkeit gewönne. Vermuthlich ſchöpfte dieſer aus den Schriften des Marcus Gräcus; vielleicht erfand er irgend eine Art des Feuergewehres, oder brachte wenigſtens eine Verbeſſerung an dieſen Gewehren an, oder lehrte einen geſchickten Gebrauch des Feuergewehres. Andere Ueberlieferungen wollen den Conſtantin Artlitz in Köln zum Erfinder des Schießpulvers ſtämpeln, wie denn viele Orte diejenigen ihrer Mitbürger, welche eine fremde neue Erfindung zuerſt dort eingeführt, als die urſprünglichen Erfinder auszugeben getrachtet haben. Aus einer kürzlich entdeckten Urkunde der Stadt Doornik (Tournay) vom Jahre 1346 erhellt, daß daſelbſt Peter von Brügge den Auftrag erhielt, eine der neu erfundenen Kriegsmaſchinen, Canoilles genannt, für die Stadt zu verfertigen. Man hat auf einen früheren Gebrauch des groben Geſchützes in den Niederlanden, entſprechend der früheren Ausbildung, welche daſelbſt das Fußvolk (noch früher, als in der Schweiz) erhielt, ſchließen wollen. Städtiſche Corporationen waren die erſten, welche ſich der Landherren und Ritter auf ſolche Weiſe erwehrten; in den Städten war das Bedürfniß des Geſchützes, wie das Geld und die Kunſtfertigkeit dazu, am meiſten zu Hauſe. Leicht möglich aber wäre es, daß die deutſchen Hanſeſtädte hierin den Niederländern vorangingen, da ſchon Kajolovicz in ſeiner Geſchichte Lithauens erwähnt: der lithauiſche Großfürſt Gedemin ſey 1328 vor Friedberg durch eine Kugel aus einer Feuerwaffe getödtet worden. Die an der Oſtſee gegründeten Colonien ſtammten aus den deutſchen Hanſeſtädten, bezogen alſo wahrſcheinlich aus den Letzteren auch ihr Geſchütz. Leider werden dergleichen Ueberlieferungen häufig dadurch zweifelhaft, daß man mehre Benennungen der alten Wurf- und Stoßgeſchütze auf die neueren Feuergewehre übertrug, und man daher Stellen in Chroniken, in

welchen unter ſolchen Namen die alten Geſchütze gemeint waren, auf die Feuergewehre auslegte. So wurden nicht nur eine Gattung der alten hölzernen Wurfwerkzeuge (Band I., Seite 284 u. f.), ſondern auch ſpäter die Kanonen und Mörſer Bombarden genannt. Ausgemacht iſt jedoch, daß die Feuergeſchütze noch in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in immer ausgebreiteteren Gebrauch kamen. Im Jahre 1331 wurde Alicante durch den mauriſchen König von Granada belagert, und die Mauern mit eiſernen Kugeln beſchoſſen, welche durch Feuer fortgetrieben wurden. 1343 wurde Algeſiras von den Spaniern belagert. Die Mauren ſchoſſen mit krachenden Balliſten oder Donnermaſchinen viele eiſerne Kugeln, ſo groß wie Aepfel, heraus, welche mit ſolcher Heftigkeit ſich fortbewegten, daß ſie „die Glieder der Menſchen hinwegriſſen, als wären ſie mit einem Meſſer abgeſchnitten, und durch einen völlig geharniſchten Mann fuhren.“ Im Jahre 1344 entſtand in Spandau eine Pulvermühle. Schon hatten die Engländer damals beſoldete Büchſenmeiſter, und 1345 vor Monſegur eiſernes Geſchütz, ſo wie ſie auch 1346 in der Schlacht bei Crecy aus ihren Bombarden eiſerne Kugeln mit Feuer ſchoſſen, und dadurch beſonders die feindliche Reiterei in Unordnung brachten. Eine der bei Crecy gebrauchten Kanonen ſoll bis in die neueſte Zeit in London aufbewahrt worden, und bei dem großen Towerbrande im October 1841 zu Grunde gegangen ſeyn. — Von jetzt an breitete ſich die Anwendung der Feuerſchlünde in ganz Europa, zuerſt im Feſtungskriege, dann auf den Kriegsſchiffen, endlich in den Landſchlachten aus. Der König von Aragonien, Pedro IV., hatte 1359 auf einem Schiffe ſeiner Flotte zu Barcelona eine Bombarde, die durch Feuer mit künſtlichem Pulver abgeſchoſſen wurde, und mit zwei Schüſſen die beiden Kaſtelle und den Maſtbaum eines caſtiliſchen Schiffes zerſchmetterte. In Augsburg bereitete ſchon im Jahre 1353 der reiche Jude Tibſtiles das erſte Schießpulver. Die erſten Kanonen für Augsburg goß 1378 der Büchſenmeiſter Hanns von Aarau; ſie ſchoſſen Kugeln von 50 bis 127 Pfund. Im Kriege der Fürſten und der Städte 1388 brauchten die Augsburger die erſten Fäuſtlinge. In den Rechnungen der Stadt Nürnberg von 1356 wird des Einkaufes von Pulver und Geſchütz erwähnt. Die Einwohner von Löwen kauften in demſelben Jahre zwölf Bombarden. 1360 brannte das Rathhaus zu Lübeck durch Unachtſamkeit des Pulvermachers ab. Herzog Albrecht von Braunſchweig vertheidigte ſich in dem Schloſſe zu Einbeck 1365 gegen den Markgrafen Friedrich von Meiſſen, und ſchoß ihm mit

einer Büchſe alle ſeine Werkzeuge zuſammen. Seitdem kommen faſt in allen größeren Schlachten Feuerſchlünde vor. Zur Patronin des Geſchützes und der Artilleriſten ward die heilige Barbara erkoren, und ihr Bild in allen Zeughäuſern und Pulvermagazinen angebracht.

Die Archelei (Artillerie) wurde noch ziemlich lange als eine freie Kunſt betrieben; man trat hierbei ordentlich in die Lehre, wurde nach einiger Zeit und nach einigen abgelegten Proben von Geſchicklichkeit freigeſprochen, und ging dann, wie bei jedem anderen Gewerbe, dem Brote nach, an welchem es bei jenen faſt ununterbrochenen Kriegen nicht fehlte. Geſchützkünſtler jener Zeit trieben übrigens neben dieſer Kunſt gewöhnlich noch andere Gewerbe, vorzüglich ſolche, die ſich mit dem Zerſetzen und der Bearbeitung von Metallen abgeben. So konnte man ziemlich gewiß ſeyn, faſt in jedem Gürtler, Geſchmeide-Arbeiter, Glockengießer, Kunſtſchmiede, Schloſſer, Münzſchneider u. dgl. zugleich einen in der Bedienung des Geſchützes geübten Menſchen zu finden.

Was man ehedem durch Maſchinen gegen feindliche Truppen und Feſtungen ſchleuderte, wurde ſeit der Erfindung des Feuergeſchützes aus Kanonen und Mörſern geſchoſſen. Dahin gehörten vorzüglich große und kleinere Steine; Letztere vertraten durch längere Zeit die Stelle der ſpäteren Kartätſchen. Um die Steinwürfe doppelt ſchädlich zu machen, umwickelte man die ſteinernen Kugeln mit mancherlei Brennſtoffen; einige glichen den Kometen und zogen einen langen, in Schwefel und Pech getränkten Schweif nach ſich. Auch glühende Steine ſchoß man gegen eine belagerte Stadt. Zwar werden auch eiſerne und bleierne Kugeln aus jener Zeit erwähnt; doch bediente man ſich derſelben weit ſeltener, als der ſteinernen, ſey es aus Sparſamkeit, oder aus Mangel an Geſchicklichkeit in deren Verfertigung. Auch mit Pulver und anderen Brennſtoffen gefüllte Hohlkugeln warf man ſchon frühzeitig aus Mörſern, das Vorſpiel unſerer Bomben und Haubitzgranaten. Die älteſten Kanonen waren ſehr ſchwer und unbehilflich, wie wir weiter oben bei den für die Stadt Augsburg angefertigten geſehen haben. 1381 kam bei der Belagerung von Oudenarde eine Steinbüchſe zum Vorſchein, die mit ihrer Lavette eine Länge von fünfzig Schuhen hatte, und deren Knall ſo ſtark war, daß man ihn zehn Stunden weit gehört haben ſoll.

Anfangs blieb die Pulveranwendung meiſtentheils auf das grobe Geſchütz beſchränkt, indem die bei weitem größere Anzahl der Truppen zum

Handgebrauche sich nach wie vor der Armbrüste bediente. Doch wurden schon im Jahre 1364 in Perugia fünfhundert Handbüchsen verfertigt, deren Kugeln durch Harnische drangen, und 1378 wird bei Beschreibung des Gefechts von Villetri einer Handfeuerwaffe unter dem Namen Muskete (so hießen früher die durch Wurfmaschinen fortgeschleuderten schwereren Pfeile) gedacht. Es bedarf nicht erst der Erwähnung, wie mangelhaft und schwerfällig die Structur derselben war. Bei manchen derselben war am Ende des Rohres eine Raspel angebracht, die mittels einer Kette über einen darunter liegenden Stein weggezogen werden konnte, um das Pulver im Rohre zu entzünden. Gewöhnlicher aber wurden die ersten tragbaren Feuerröhre und Handbüchsen, welche durchaus kein Schloß, sondern blos an der Seite bei dem Zündloche eine Pfanne oder sogenannte Batterie zu Aufschüttung des Zündkrautes hatten, mit einer Lunte angezündet. Das Abfeuern auf diese Weise war sehr unbequem, und wurde nach einiger Zeit dadurch in etwas erleichtert, daß man einen beweglichen Hahn anbrachte, an dessen oberstem Theile die brennende Lunte eingeschraubt, und, durch eine leichte Bewegung des Fingers, an das Zündkraut gebracht wurde. Die zweckmäßigeren Radschlösser wurden wahrscheinlich erst zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland gebräuchlich.

Die Oesterreicher und die Venetianer sollen zuerst 1376 im gegenseitigen Kriege sich der Kanonen bedient haben; doch auch schon 1372, in dem Kriege der Venetianer wider Francesco von Carrara, dessen Bundesgenossen die Oesterreicher waren, führten beide Theile Kanonen oder Bombarden. Die Venetianer wendeten 1376 dieselben bei der Eroberung von Quero und der dortigen Bergschlösser an; die Oesterreicher aber hatten damals dergleichen neue Geschütze in Feltre und Cividale. Seitdem wurden in Oesterreich, besonders bei Burgenkriegen, die Feuerschlünde häufig gebraucht, so z. B. 1390 gegen die für unüberwindlich gehaltene Feste Leonstein, in welche, um die Besitzer derselben, die Brüder von Rohr, zu demüthigen, der Herzog Albrecht III. ungeheure Steinkugeln hineinschießen ließ.

Unabsehbar waren die Folgen, welche die Anwendung der Feuergeschütze auf den Geist der Krieger, wie auf die gesammte Kriegführung, ja endlich mittelbar auf alle anderen wichtigsten Verhältnisse ausübte. Der Einfluß der bloßen Körperstärke und Tapferkeit, somit des Ritterthums, war dadurch gebrochen; denn gar wohl bemerkte später der alte österreichische

Soldatenvater, Fronsberg: „Für dem Geschütz gilt oder hilfet weder Kühn- noch Mannheit, gilt ein verzagter loser Bub mit einer Büchsen so viel, als ein aufrechter, beherzigter und erfahrener Mann, denn wider oder für hilft keine Kunst, weder Balgen noch Fechten.“ Der rohen Kraft war jetzt ein- für allemal ihr Ziel gesteckt; eine wissenschaftlichere Weise der Kriegsführung allein konnte sich der Oberhand bemeistern, den Wirkungen der Feuerschlünde sich entziehen, und sie mit doppelter Furchtbarkeit gegen den Feind richten; nicht die wilde Entschlossenheit einer Ritterschaar allein, sondern der Geist der Heere im Allgemeinen mußte fortan den Ausschlag geben. Dadurch sank die Bedeutung des Ritterthums mehr und mehr, bis es den kärglichen Rest seines Einflusses zuletzt freiwillig hinwarf. Dagegen hob sich die Wirksamkeit des Fußvolkes, mit ihr die Wichtigkeit der Bürger, aus deren Mitte es großentheils hervorging, und eine große Kluft der Standesverhältnisse glich sich aus. Der Adel, seines kriegerischen Monopols dadurch beraubt, wendete sich Gegenständen zu, die er früher verschmäht und verabsäumt hatte. Die Wissenschaften boten ihm ein bisher ungekanntes und neues Feld der Thätigkeit, und Gelegenheit zu einem friedlicheren, ehrenvolleren, mit einem Worte zu einem geistigen Uebergewichte, wie er vorher nur ein physisches gesucht und erstrebt hatte. Der trotzige Muth, welcher aller Orten Gelegenheit zur Fehde und zur rühmlichen Schaustellung körperlicher Kraft und ritterlicher Gewandtheit aufgesucht hatte, machte, bei dem Anblicke des geöffneten Rachens einer Donnerbüchse, friedlicheren Gedanken Platz; die alte Wildheit, der alte, kampfbegierige Uebermuth verschwanden; sanftere Sitten, ernstere Bestrebungen traten an ihre Stelle. Ja, im Kriege selbst, den jetzt die Erfahrung aus den Händen der bloßen Verwegenheit übernahm, machte sich ein milderer Geist bemerkbar, seitdem der Kampf meist nur auf Schußweite, selten mehr Mann gegen Mann geführt wurde, und also die persönliche Erbitterung ausschloß, die früher jede Schlacht in eine Unzahl von wüthenden Zweikämpfen auf Leben und Tod verwandelt hatte. Die Kriegskunst machte sich nunmehr geltend, und verdankte ihre Siege mehr geschickten Combinationen, als dem endlosen Gewürge der Massen. Das Faustrecht stand an seinem offenen Grabe; Räuberwesen und Plackerei konnten der furchtbaren neuen Erfindung gegenüber sich nicht länger halten; denn der Raubritter, der auf seinem unersteiglichen Felsennester früher der Verfolger gespottet hatte, ward von den Donnern der Kanonen auch auf seiner trotzigen Höhe ereilt,

und die Kugeln trugen ihm Tod und Zerstörung zu, bis hinauf auf die Gipfel seiner Felsen, die ihn so lange unbesiegbar gemacht hatten. Die landesherrliche Gewalt vermochte jetzt überall, und immer mit siegreicher Entscheidung, einzudringen. Der vorher seinem Lehensherrn so gern Trotz bietende, Gehorsam versagende Vasall ward geschmeidiger, der auf seine Volkszahl und seine Reichthümer stolze Städter biegsamer, überhaupt Alles weniger streitlustig, weil man es beinahe für einen Selbstmord hielt, sich ohne überwiegende Gegenwehr, den unter allen Umständen, in der Ferne so gut als in der Nähe, auf den gepanzerten, wie auf den ungepanzerten Körper, immer schnell und schrecklich wüthenden Feuerschlünden entgegenzustellen, die man nicht einmal zu sehen brauchte, um ihre tödtende Wirkung zu empfinden, und weil es eines noch anderen, als des früher erforderlich gewesenen ritterlichen Muthes bedurfte, um, mitten unter vorher noch nicht gesehenen, gräßlich entstellten, ganz oder zum Theile zerrissenen Körpern und Gliedern, ruhigen Schrittes dem unter dem betäubendsten Krachen immer neu hervorströmenden Tode entgegenzugehen. Gern sahen es also die Edlen und die Städte, wenn der Landesherr sie gegen Geldleistungen vom persönlichen Kriegsdienste loszählte und dafür die Kriege des Landes mit gedungenen Streitern führte; nicht ahnend, daß sie selbst dadurch ihren Fürsten die Mittel in die Hand gaben, sie ihrer einst so eifersüchtig gewahrten Unabhängigkeit zu berauben. Die Miethe trat an die Stelle des alten Aufgebotes, an die Stelle des neueren Vasallendienstes, und an jene der kampfbegierigen Ritter und Reisigen ein um schweres Geld zusammengeraffter, durch die Aussicht auf Beute zusammengeworbener Haufe von Leuten aller Art, oft aus der Hefe der Nation, oft auch aus Fremden bestehend. Das Kriegführen wurde dadurch ein vollkommenes Gewerbe. Es gab eigene Leute, meistens versuchte alte Krieger, die „Federhaunsen," welche Jedwedem um Geld Unterricht in dem Gebrauche der Waffen gaben, und dem abgerichteten jungen Städter oder Landmann, der jetzt nicht selten das fröhliche Campagneleben in Hoffnung ansehnlicher Beute dem, durch die häufigen Einquartierungen und Plünderungen doch nicht sehr ruhigen in seines Vaters Wohnung vorzog, darüber auch ein Zeugniß ausstellten, so daß das Kriegshandwerk beinahe vollständig den Charakter einer Zunft annahm.

Das Leben in den höheren Kreisen, zumal an den Höfen, war bei weitem glänzender und geräuschvoller, als jetzt. Der ritterliche Geist war

noch nicht in ſo weit geſchwunden, daß man nicht in Pracht und
ſcher Abenteuerlichkeit noch die Zierden des höheren Umgangs geſuc
Jedwede Feierlichkeit, im Turnier, die Erhebung zur Ritterwürde
wurde durch Gaſtmahle, durch Tänze, Muſik und reiche Geſchenke
licht, wozu es bei dem gaſtfreundlichen Sinne der Fürſten und Edlen
fehlen konnte. Die Zierde und Seele ſolcher Feſte waren immer die
die im mittelalterlichen Ritterthume überhaupt eine eigenthümliche
einnahmen, bald als Sklavinnen, bald als Götzen.

Die Liebe war eine Art religiöſer Cultus geworden und hatte
eine ſo ſeltſame Doppelgeſtalt hineingeworfen, daß man jetzt kaum
ſcheiden kann, ob dieſe ſchwärmeriſche Verehrung mehr ſinnlicher oder
Natur war. Dieſer religiöſe Schwung in der Liebe war mit der r
Richtung jener Zeit überhaupt, die ſich in ihren äußerſten Enden d
in Sinnendienſt verlor, wie mit dem ritterlichen Geiſte, ganz übereinſt
Das Chevalereske war für jene Zeit einmal bezeichnend, in der Rel
gut, als im kriegeriſchen Abenteuer und in der Liebe. Wie man,
Himmel ſeine Ergebenheit zu bezeugen, faſtete und ſich ſelbſt pein
faſtete und peinigte man ſich auch zu Ehren der Frauen. Dieſe r
und religiös ſchwärmeriſche Liebe war eine Art holder Wahnſinn, die
Blüte des Mittelalters, welche mit ihren ſüßen Düften die Sinne b
Frei war das Weib darum noch nicht, ſein Bildungszuſtand ſogar i
Grade untergeordnet, und das Leben der Ehefrauen auf den Bu
Ganzen einförmig, zurückgezogen, müßig und in den Hintergrund
Nur bei großen Feſtlichkeiten, Turnieren u. ſ. w. prangte das Weib
Glorie, und vertheilte als Schiedsrichterin Dank und Preis. Da
war mehr ein romantiſcher Aufputz, eine Decoration der rohen und
Ritterbühne; man heiratete nur den Leib des Weibes, nicht ſeine
wandernde Harems begleiteten viele der Fürſten auf ihren Reiſen und
zügen; eheliche Treue wurde von dem Gatten wenig beobachtet; es
Recht des Stärkeren, mithin auch das Recht des Mannes über da
man opferte in eroberten Städten die Frauen und Jungfrauen grau
Lüſten der Krieger; der Name Baſtard galt für kein Schmähwo
ſondern wurde unehelich Geborenen häufig als Ehrentitel beigel
ehrenfeſteſten Ritter hielten es für ihr gutes Recht, ſich die Töch
Dienſtmannen zuzueignen; die Raubritter ließen die als Beute heimg

ten Weiber, nachdem ſie ihrer überdrüßig geworden, in den Burgverließen umkommen; ſelbſt vornehme Frauen waren gezwungen, bei dem Empfange hoher männlichen Gäſte ihre Ergebenheit durch einen Kniefall ſymboliſch darzuthun. Wenn auch einzelne glänzende Muſter von Liebe, Treue und Hingebung unſer Urtheil zu beſtechen im Stande ſind, ſo muß man doch im Ganzen geſtehen, daß im Mittelalter beide Geſchlechter zu unfrei waren und ſich auf einer zu niedrigen Stufe der Bildung befanden, als daß wir annehmen könnten, das natürliche Recht des Weibes ſey damals geachtet, beſchützt und anerkannt worden.

Aber bei Feſten durften die Frauen nicht fehlen; denn man betrachtete ſie als Blumen, die als höchſte Zier der Schönheit jedem geſelligen Kranze eingeflochten werden mußten. Auch in Suchenwirt's Schilderungen nehmen ſie einen wichtigen Platz ein. Kamen Fürſten mit ihren Rittern an einen Hof, gab man ihnen zu Ehren ein Feſt, man bat vor Allen die Frauen, welche ſich zierten, „wie der kühle Mai Anger und Feld beblumt;" ſie ſchmückten ſich mit Perlen, Borden und Spangen, trugen Kronen, Schapel (Barrete) und Kränze, tanzten viele tüchtige Tänze, ſcherzten, lachten und erwieſen den Gäſten allerlei Ehre. Dies erfuhr Herzog Albrecht von Oeſterreich auf ſeiner Preußenfahrt, zu Breslau, Schweidnitz und Thorn. Auch die Ritter boten ihren höfiſchen Witz und ihre gute Laune auf, um den Frauen ein Lächeln abzugewinnen. Was an Frauen von der Fußſohle bis zum Scheitel als Schönheit galt, weiß Suchenwirt genau zu erzählen. Ein kleiner Fuß mit hochgebogenem Riſt, ſo daß ſich unter ihm ein Zeiſig wohl verbergen möchte; blankweiße Füße; ein feiner Rock von weißer Seide, mit Gold und Edelſteinen geſchmückt. Die Pflege des Fußes wurde durch Schuhe von eigener Form befördert, welche den Fuß zwangen, blos auf Zehen und Ferſe zu ruhen, und ihm jene ſchöne Wölbung verliehen, welche man bei den Frauen ſo ſehr liebte. Mäßige Länge des ſchlanken und zarten Körpers, weiße Hände mit langen Fingern, ein runder, blendender Hals und Nacken, im Kinne ein Grübchen, glühende Lippen, elfenbeinweiße Zähne, in den Wangen ein zarter Kampf von Weiß und Roth, wobei jedoch das Roth vorherrſchte. Die makelloſe Naſe nicht zu hoch und wenig gebogen; braune Falkenaugen, darin das Weiße erglänzt, unter dunklen Brauen, die wie mit einem Pinſel geſtrichen ſind; die Stirne weiß und friſch. Das aus Gold geſponnene Haar lockt ſich wie Träublein und krauſes Laub, darin ein Band

von Gold mit Edelsteinen und Perlen gewachsen ist. Solches waren die Begriffe der Schönheit der damaligen Frauen.

Die Ritter trugen auf ihren Häuptern Schapel (Kopfbedeckungen) mit Straußfedern, mit Gold, Silber, Edelsteinen, großen und kleinen Perlen, Kränzen und Kleinodien so verziert, daß Alles gegen die Sonne widerglänzte. Auch silberne Gürtel, Gewande aus reichen Stoffen, und seidene Bänder, in die Zöpfe geflochten, werden als Ritterschmuck erwähnt. Eben so reich und köstlich beschreibt Suchenwirt die Prunkgezelte, welche, bei vielem Willkürlichen, doch in einigen Hauptzügen nach der Wirklichkeit gezeichnet scheinen: das Tach von saphirblauem Sammet, mit von Gold gestickten Baumästen und Vögeln, mit Smaragden und Amethysten, Perlen und Rubinen besetzt, im Glanze der Sonne leuchtend. Im dem Gezelte war ein Stuhl von Elfenbein, meisterlich geschnitten, und darauf wilde Thiere und goldene Lilien in erhabener Arbeit angebracht. Auf anderen Zelten waren Inschrifttafeln mit Perlen gestickt, worin man deutsche, lateinische und französische Schriften geschrieben fand.

Die festliche Mahlzeit ward entweder im Palaste, oder auf freiem Felde unter reichen Gezelten gegeben; man nannte sie auch Hochmahl. Den Vorsitz bei'm Rittermahle, am Ehrentische, führte der, so nach gemeinem Ausspruche als der Tapfersten einer anerkannt war. Vor dem Mahle wusch man sich die Hände. Auf schön gedeckten Tafeln standen Schüsseln mit Wildpret und Fischen; der Wein wurde in Kühlwannen frisch erhalten. Die süßen Südweine und jene aus Krain fanden den meisten Beifall; der wälsche (südliche) und Osterwein (wohl überhaupt aus östlichen Ländern der Levante, wahrscheinlich griechischer), der Wippacher (ein Krainer Wein) der Roimval (lat. Rifolium, in Istrien auf dem Proseckerberge, an der Quelle des Timao wachsend) und Lutenburger (Lutenberger, ein steyermärkischer Wein, der bei Lutenberg an der Mur und an der ungarischen Gränze gebaut wurde) wurden aus guten Gefäßen von Gold, Silber und edlen Steinen getrunken. Der Ausdruck „Herrenessen" scheint eine Tracht oder Anzahl von Speisen und Getränken bezeichnet zu haben. Dabei kam es auf die Pracht und Menge der Gerichte an. Die Speisen liebte man sehr gewürzreich, vorzüglich gepfeffert, und Schlemmer pflegten gepfefferte Speisen besonders vor dem Trunke zu genießen, um seine aufregende Wirkung zu verstärken und sich [illegible]stiger zu machen. Vor und während der Tafel ertönte der Schall von

Posaunen und Pfeifen. Von anderen Musikinstrumenten kennt Suchenwirt „Portatiffe" (wohl tragbare oder Hand-Orgeln), Trometen und Posaunen, welche er von den Engeln im Himmel spielen läßt. — Unter den Tugenden eines Fürsten und Edlen stand die „Mildigkeit" oder Freigebigkeit obenan. Sie beschränkte sich nicht blos auf fahrende Leute, Sänger, Spielleute und dgl., die es an den ungemessensten Lobsprüchen deshalb nicht fehlen ließen, sondern dehnte sich auch auf Ritter und Edelknechte aus, welche bei Hoffesten, bei Rittererhebungen, Feldzügen, Gesandtschaften, regelmäßig beschenkt wurden. Solche Beweise fürstlicher Milde geschahen um Gottes, der Ehre und reiner Frauen willen.

Die übrigen Stände reichten in ihren Vergnügungen freilich nicht zu jenen stolzen und kostspieligen Festen der Höfe hinan; aber es lebte in dem Volke ein derber, kerniger Humor, der, freilich nicht immer frei vom Unfläthigen, sich doch auch Geltung zu verschaffen wußte. Manche Proben dieses handfesten, gewichtigen Volkswitzes, der gern mit einiger Schelmerei verschwistert auftrat, sind uns auch aus jener Zeit aufbewahrt worden. Für Oesterreich kann, als Repräsentant desselben, Wigand von Theben, der sogenannte „Pfaff vom Kahlenberge," auch „der lustige Bruder" genannt, angeführt werden, ein durch seine Streiche und Schwänke, von denen einige auch auf den ungefähr gleichzeitigen niederdeutschen Eulenspiegel übertragen worden sind, weit und breit bekannter, in alten Volksbüchern häufig erwähnter Mann. Wahrscheinlich war er, unbeschadet seines geistlichen Standes, lustiger Rath des 1339 verstorbenen Herzogs Otto des Fröhlichen von Oesterreich, und genoß, als solcher, dessen besondere Gunst, nachdem er auch früher schon als Student durch seine originellen, lustigen Streiche zu Namen gekommen war. Unvergessen ist der pfiffige Schwank, wodurch er als Pfarrherr von Kahlenberg seinen großen Vorrath verdorbenen Weines an den Mann gebracht haben soll. Er ließ nämlich — so wird erzählt — an einem heißen Sommertage das Gerücht verbreiten, daß er vom Kirchthurme über die Donau fliegen wollte. Sofort lief in Kahlenberg von nah' und fern eine ungeheure Menge von Landleuten zusammen, um das Mirakel mit anzusehen. Er hielt sie eine längere Weile durch scheinbare Vorbereitungen zu seiner Luftreise hin; die Hitze war groß, und der schlechte Wein wurde mit Begierde getrunken und gern gezahlt. Als der Vorrath ausgetrunken war, änderte der Schalk seinen Ton, und fragte die gaffenden Landleute

alles Ernstes: ob sie schon jemals einen Menschen fliegen gesehen? Das mußten sie billig verneinen. „Nun, so werdet ihr auch mich nicht fliegen sehen!“ sagte er gelassen, stieg vom Thurme herab, und ließ das bethörte Landvolk schmälend nach Hause ziehen. — Einmal soll er einen Sack voll Todtenköpfe aus dem Leichenhause ausgeschüttet und den Kahlenberg hinab gekollert haben. Als nun ein jeder Schädel in einer anderen Richtung hinabrollte, sagte Wigand: „Viel' Köpfe, viel' Sinne. Solches thun diese im Tode; was mögen sie erst im Leben gethan haben!“ Dergleichen trockene, griesgrämige oder schelmische, oft auch halbphilosophische Witzart hat das deutsche Volk immer vor anderen Nationen ausgezeichnet. — Auch Otto Neidhard Fuchs, ein edler Franke, dessen Grabstein noch auswendig an der Stephanskirche zu Wien, rechts gegen den Stock im Eisen, neben dem Singerthore, lebensgroß, in erhabener Arbeit zu sehen ist, mischte sich in den launigen Kreis Otto's des Fröhlichen, und trieb mit den Bauern zu Zeiselmauer unfeine Späße, welche dieselben bei Gelegenheit des Veilchenfestes am ersten Mai ihm in unflätiger Weise zurückgaben, worüber der sonst lustige Mann dergestalt ergrimmte, daß er mit dem Hofgesinde über die Bauern herfiel, und sie blutig schlug. Seitdem hieß er der „Bauernfeind.“ Hanns Sachs schrieb später ein Fastnachtsspiel auf diesen übel ausgegangenen Scherz, der in seiner groben, handfesten Art den Zeitgeist scharf, aber nicht erbaulich, zu schildern dient.

Wie in feierlichen, so gefiel sich das Volk auch in profanen und possenhaften öffentlichen Aufzügen und Schauspielen, die, durch Vermittelung der später gedichteten Fastnachtsschwänke, als rohe Uranfänge der deutschen Komödie zu betrachten sind. Der Gegenstand war meist kirchlicher Art, doch im muthwilligsten und willkürlichsten Gewande. Vor allen berühmt oder berüchtigt war in Deutschland das sogenannte „Narrenfest“, das in ihrer Weise schon die Griechen, Perser und Römer begangen hatten. Es wurde am Tage der unschuldigen Kinder, am ersten Januar, am Tage der Erscheinung des Herrn, an einigen Orten auch am Weihnachts- oder St. Stephanstage gefeiert. Die Hauptperson dabei war der Narrenbischof oder Narrenabt, der durch eine freie Wahl des Clerus einer Dom- oder Klosterkirche zu dieser lächerlichen Würde erhoben wurde. Kaum war die Wahl bekannt, so wurde der ambrosianische Lobgesang angestimmt, und der Erwählte auf den Schultern in den Speisesaal getragen, wo man nicht nur zechte und den Choralgesang

der Kirche auf rohe Weise nachäffte, sondern auch den Text dieses Gesangs — Stellen aus den Psalmen und andere Gebete — mit frechem Spotte in's Lächerliche zog. Dann ging der Zug über die Hauptplätze der Stadt, um dem Volke den abenteuerlich aufgeputzten Narrenbischof zu zeigen. Letzterer verfügte, an einem der genannte Festtage, sich in die Domkirche, nahm dort den schön verzierten Bischofssitz ein, wohnte im bischöflichen Ornate nicht nur der Mette, sondern auch dem Hochamte bei, und ertheilte den Segen. Inzwischen erschienen Masken in der Kirche, die in allerhand Thiergestalten sich dort herumtummelten; es wurden Tänze aufgeführt; vom Kirchenchore ertönten unfeine Lieder; auf dem Hochaltare wurde neben dem Messe lesenden Priester Schinken verzehrt, mit Würfeln gespielt, und, anstatt des Weihrauchs mit alten Schuhflecken geräuchert. Diesem verabscheuungswürdigen Unfuge in der Kirche, der allem Heiligen Hohn sprach, stand würdig zur Seite, was außerhalb der Kirche vorging. In dem Rausche der wahnsinnigen Freude wurden, während des Narrenfestes, Thüren erbrochen, Hausgeräthe und Vieh entwendet, Leute gemißhandelt und sogar umgebracht. Vergebens eiferte die Kirche gegen diese rohen Frevel der Volkslaune; vergebens untersagten mehre Concilien, so schon ein im Jahre 1274 in Salzburg — zu dessen erzbischöflichem Sprengel Oesterreich damals gehörte — abgehaltenes, wenigstens älteren Personen die Theilnahme an diesem Narrenfeste, dem das Concilium den Namen des „Knabenbischofs" beilegt; das Volk berief sich auf eine tausendjährige Gewohnheit, und bis in das fünfzehnte Jahrhundert wurde der tolle Gebrauch allenthalben fortgeübt. Zuletzt begnügte man sich nicht mehr mit dem Narrenbischofe, sondern erwählte sogar einen Papst, einen Herzog und König der Narren, und zog jede Achtung gebietende Würde in das Bereich eines verwegenen Unsinns herab.

Auch das „Osterspiel," eine Art kirlich-dramatischer Scene, war in Oesterreich allgemein im Gebrauche, und wurden, nach dem diese theatralischen Vorstellungen in der Kirche schon längst aufgehört hatten, von dem daran gewöhnten Volke in veränderter Weise fortgesetzt. Dergleichen religiöse Schauspiele wurden zu verschiedenen Zeiten des Jahres, an den Festtagen des Herrn, Mariens und der Heiligen, in den Kirchen und auf den Kirchhöfen aufgeführt. In den noch üblichen Krippenspielen hat sich eine Spur derselben bis auf unsere Tage fortgepflanzt.

Volksbelustigungen harmloserer Art waren das Sonnenwendefeuer und

der Maibaum, die sich ebenfalls bis in unsere Zeit erhalten haben. Das Erstere geht in seinem Ursprunge unstreitig auf vorchristlichen Feuerdienst zurück. Am Tage der Sonnenwende zündete man häufige Feuer an, und verband damit ein allgemeines Freudenfest. Da es auf den Tag der Geburt Johannes des Täufers fiel, so gewann es einen religiösen Anhaltspunkt. Auch das Fest des Maibaums, das erst seit etwa vierzig Jahren auf dem Lande sich verloren hat, wo vor Bauernhäusern prangende Maibäume ein Liebesverhältniß zwischen einem Bauernburschen und einer Dirne andeuteten, stammt aus heidnischer Zeit; eben so die Faschingslustbarkeiten, welchen auch jene in der österreichischen Mundart unter den Namen: „der Tendlbos" und „die Rockenrais" oder „Rockenfahrt" noch jetzt bekannten beizuzählen sind. Im Lande ob der Enns muß bei dieser Rockenrais in älterer Zeit viel Unsitte vorgegangen seyn, da Kaiser Rudolf II. diese Belustigung 1581 bei Strafe an Leib und Gut untersagte.

Wie roh, geschmacklos und obscön sich in den meisten dieser Lustbarkeiten der Sinn des Volkes aussprach, liegt am Tage!

Ein so ungebildeter Geist, durch vielfache Bedrückungen verstockt, und in grober Unwissenheit verdumpft, konnte für Irrthümer und Widersinnigkeit leichter gewonnen werden, als für die Wahrheit. Irrlehrer und falsche Propheten fanden daher im Volke leichter Eingang, und auch das vierzehnte Jahrhundert ließ in Oesterreich mancherlei Secten und Ketzerarten auftauchen, die zu grausamen kirchlichen und weltlichen Verfolgungen führten. Berüchtigt hat sich namentlich jene Secte gemacht, welche 1312 in der Stadt Krems entdeckt wurde, nachdem sie schon durch eine Reihe von Jahren im Verborgenen fortgewuchert, und, wiewohl nur unter den niedrigen Volksklassen, sich allmälig in ganz Oesterreich ausgebreitet hatte. Sie ist bisweilen mit den Adamiten verwechselt worden; sowohl alte als neue Schriftsteller haben sie Lollarden uud Begharden genannt. Ihre Lehren waren zum Theil ein Gemengsel vielfacher anderer Ketzereien. In mancher Beziehung ähnelten die Bekenner derselben den Albigensern und Waldensern, dem Apostelorden des Gerard Segcelli und seines Nachfolgers Dolarino, auch den Manichäern, in ihrer schamlosen Ausgelassenheit aber vorzüglich den Brüdern und Schwestern des freien Geistes. Dagegen wichen sie in mehrfacher [illegible]sicht von diesen ihren Vorgängern ab, und erfanden sich eigene Dogmen. [illegible]ptpunkte ihrer Lehren waren folgende: Lucifer's Streit mit dem Erzengel

Michael währt noch fort, und wird mit des Letzteren völliger Besiegung schließen, worauf Ersterer mit seinen Engeln in Gesellschaft der Gläubigen — nämlich der Anhänger jener Secte — zur ewigen Seligkeit eingehen, Michael aber mit den Seinigen in das ewige Feuer verstoßen werden wird. (Wahrscheinlich lag unter dieser Vorstellung die symbolische Andeutung eines Kampfes gegen die Kirchenherrschaft verborgen.) Es befanden sich in ihrer Gemeinde sechzehn sogenannte Apostel, denen Elias und Enoch die Gewalt verliehen, zu lösen und zu binden, eine Gewalt, welche diese Apostel auch anderen vermeintlichen Rechtgläubigen mittheilen zu können behaupteten; daher ein jedes Mitglied sich die Macht anmaßte, ein anderes, wo immer, von der Schuld und Strafe loszusprechen. Die Sakramente der Taufe, des Abendmahles, der letzten Oelung und der Ehe waren ihnen ungiltig, eben so die Kirchweihen, die Segnungen der Psalmen, des Wassers und anderer Dinge. Geistliche und Klöster waren ihnen Gegenstände des Hasses und der Verspottung. Meineid war bei ihnen kein Verbrechen; alle nicht auf der Oberfläche der Erde, sondern unterhalb derselben, in Kellern oder Höhlen begangenen Handlungen erschienen ihnen gleichgiltig und vor Gott keineswegs strafbar. — Seltsam, daß sie bei solchen aberwitzigen Begriffen die Bibel fleißig in ihrer Muttersprache lasen, und sie fast auswendig wußten. Obwohl den römischen Gottesdienst, die Messe, die Verehrung Mariens und der Heiligen verwerfend, wußten sie ihre wahren Gesinnungen doch schlau zu verhehlen, und trieben daher durch viele Jahre unentdeckt ihr Wesen, indem sie sich demüthig und zuvorkommend gegen katholische Priester betrugen, auch zum Scheine die Kirchen fleißig besuchten und an den heiligen Handlungen Theil nahmen, deren sie dann in ihren geheimen Versammlungen spotteten. Erst nach langer Zeit kam man ihnen auf die Spur; der Bischof von Passau übertrug dem Dechant von Krems und einem Prior die Untersuchung, welche ergab, daß diese Ketzer sich schon über ganz Oesterreich verbreitet hatten. Kaiserliche Gesetze verdammten die Schuldigsten zum Scheiterhaufen. Viele retteten sich durch die Flucht; aber in Krems, St. Pölten, Wien und an anderen Orten endeten Mehre in den Flammen, und starben mit einer Standhaftigkeit, einer Ueberzeugung, die einer besseren Sache werth gewesen wäre.

Auch in anderen Gegenden Oesterreich's und der angränzenden Länder wurden ähnliche Sectirer betroffen. In der Stadt Steyer traten, auf

Anordnung des Erzbiſchofs von Salzburg und des Biſchofs von Paſſau, ſchon im Jahre 1311 zwei Inquiſitoren auf, um die Ketzer zu verfolgen und ſtreng' zu richten. Zweige der Lollarden — die aus unterirdiſch begangenen Verbrechen keine Sünde machten, weil Chriſtus zu Petrus geſagt habe: „Was du auf Erden binden wirſt ꝛc." — wurden 1327 in Leoben entdeckt, und ihrer viele ohne Unterſchied des Geſchlechtes verbrannt; gleiches Loos erfuhren ſie 1336 in Kloſterneuburg. Auch in Böhmen, Schleſien, Polen nnd Meiſſen hatten ſie ſich eingedrängt. In Oeſterreich hatten ſie förmlich eine Art von Biſthümern und Schulen errichtet, und ihre Gemeinde ſoll dort, wie eines ihrer Oberhäupter, Neumeiſter, auf dem Scheiterhaufen noch ſich rühmte, an achttauſend Mitglieder gezählt haben. Ehe ſie den Namen Begharden und Lollarden annahmen, wurden ſie, je nach ihren verſchiedenen Zweigen Patharіner, Katharen, Albigenſer genannt. Theilweiſe vermengten ſich ihre Grundſätze mit denen anderer gleichzeitigen Secten; wie z. B. die pantheiſtiſchen Begriffe des Franzoſen Almarich auch in Deutſchland nicht ohne gefährlichen Anklang blieben. Aus dem giftigen Hauche der Peſt von 1349 entwickelten ſich, wie wir (Seite 164) geſehen haben, neue Geißlerrotten, die in wüthiger Selbſtzerfleiſchung auch Anſtand und Sitte geißelten, gräuliche und ärgerliche Scenen bewirkten, die öffentliche Sicherheit bedrohten, und endlich von den Blitzen der Kirche zerſchmettert wurden, oder erſchreckt in deren Schooß zurück flüchteten.

Dieſe fratzigen Ausgeburten des Irrglaubens und Wahnes waren nur vorübergehender Natur; wenn auch kirchliche und weltliche Maßregeln nicht hinreichten, ſie auszurotten, ſo zertrat endlich die Zeit ſie ſammt ihren Keimen. Aber ihr Kommen und Verſchwinden war doch von banger, ahnungsvoller Art; es waren die erſten Sturmzeichen der herannahenden Kirchenumwälzungen, in deren brauſenden Gewittern die Welt eine andere Geſtalt erhalten ſollte. —

Siebentes Buch.

Oesterreich nach Herzog Wilhelm's Tode, unter dem Herzoge (Könige) Albrecht V. (II.) und unter den Söhnen Herzog Leopold's, bis zu König Albrecht's Tode; von 1406 bis 1439.

Mit Herzog Wilhelm's frühzeitigem Tode war die Kraft erloschen, welche das Landesregiment, das sich unter mehre Herren zu vertheilen drohte, im Wesentlichen in Einer Hand zu einigen vermocht hatte. Der Herrschbegierde der jüngeren Brüder stand jetzt keine weitere Schranke entgegen, als die sie, durch denselben Anlaß getrieben, sich unter einander entgegensetzten, und die Unmündigkeit des am meisten berechtigten Neffen, Albrecht's V., mehrte die Verwirrung und die Ursachen des Streites. Dies Alles strebte auf üble Folgen hin, und sie blieben leider nicht aus. Zugleich war auch den Großen und Mächtigen im Lande Gelegenheit und Vorwand gegeben, den Herrschern gegenüber eine sich überhebende Stellung anzunehmen, und die leitende Gewalt erfuhr dadurch theils Zuwachs, theils Hemmung.

Wäre es nach dem Brauche gegangen, so hätte Leopold IV., als der älteste der herzoglichen Oheime, die Vormundschaft über den neunjährigen Albrecht erlangen müssen; aber die unerwartete Einmischung der Prälaten, Landherren, Ritter und Knechte, die sich bei diesem Anlasse eines lang' ersehnten Einflusses anmaßten, setzte solches in Zweifel. Am 6. August 1406 hielten die genannten Stände eine Versammlung zu Wien, und beurkundeten: „Nach früheren Familienverträgen gebühre dem jungen Herzoge Albrecht die Erbfolge in Oesterreich. Hinsichtlich der Vormundschaft über denselben, und der Verwaltung der Lande, solle dasjenige gelten, was sie der Mehrzahl nach bestimmen würden, und sollte Einer aus ihrer Mitte dieserhalb angefochten werden, so hätten ihn die Uebrigen zu schützen."

Die Brüder Wilhelm's befanden sich nicht in der Verfassung, den Ausspruch der Stände anzufechten oder zurückzuweisen. Sie gaben für den Augenblick nach, indem ein Jeder hoffte, durch dergleichen Nachgiebigkeit die Vormundswahl auf sich zu lenken. Sowohl Ernst, als Leopold (Letzterer zugleich im Namen des jüngsten Bruders Friedrich) unterwarfen sich am 2. September jenem ständischen Ausspruche. Sie trugen der Versammlung auf, zu bestimmen, wem von ihnen die Vormundschaft zufallen, und wer in Graz residiren solle, auch welche Landestheile Ernst zu erhalten habe, im Falle die

Wahl ihn treffe. Es erkannten hierbei die Herzoge die Stände nur als freiwillig von ihnen gewählte Schiedsrichter an, ohne ihnen ein herkömmliches Recht der Entscheidung zuzugestehen; doch selbst dies bestärkte die Versammelten in ihren Ansprüchen. Zu verwundern war es, daß diese Letzteren in ihrem schiedsrichterlichen Urtheile gerade die wichtigste Frage, die der Vormundschaft, ganz auf sich beruhen ließen, und den Herzogen Leopold und Ernst frei stellten, sich hierüber mit einander zu verständigen. Wahrscheinlich hatten beide Herzoge mittlerweile auf sie eingewirkt und sich Parteien geworben. Es schien den Ständen gleichgiltig zu seyn, welcher der Herzoge Vormund würde; aber auf die Vormundschaft selbst und deren Ausübung suchten sie desto merklicheren Einfluß zu gewinnen, und in diesem Sinne erfolgte auch ihr Ausspruch, nach welchem, neben vielen anderen Bestimmungen, „der Vormund nach ihrem, „der Land und Leute," Rathe Frieden im Inneren und mit dem Auslande schließen, ohne ihren Rath das Land in keinen Krieg verwickeln, und ebenfalls ohne ihre Einwilligung den jungen Herzog nicht verheiraten dürfen sollte. Diese Bestimmungen sollten giltig seyn bis zum 24. April 1411, an welchem Tage die Vormundschaft, wegen dann erreichten vierzehnten Lebensjahres des Herzogs Albrecht, zu erlöschen hatte. Für die drei herzoglichen Brüder wurden drei Residenzen mit ihren Gebietsantheilen bestimmt: Graz mit Steiermark; Laibach mit Kärnten, Krain, Triest, Portenau mit den Districten auf dem Karst und in Istereich; endlich Tirol mit dem Lande an der Etsch und dem Innthal. Alle Erträgnisse gehören den Brüdern zu gleichen Theilen. Der Aelteste unter ihnen hat das Vorrecht, zuerst seine Residenz mit dem dazu gehörigen Lande sich auszuwählen; dann folgen die zwei anderen Brüder nach ihrem Alter. In dem Besitze dieser ihnen zuerkannten Länder verbleiben sie nach dem Ende der Vormundschaft noch zwei Jahre, während welcher sie eine brüderliche gleiche Ländertheilung unter einander festsetzen sollen. Hätte der Herzog Friedrich hinsichtlich seines Antheils oder seiner übrigen Ansprüche eine Forderung an seine Brüder zu machen, so soll sie ihm ungeschmälert vorbehalten bleiben. Die Herrschaften, Städte und Schlösser jenseits des Arls gehören den Brüdern ungetheilt."

Hierauf verzichtete, nach getroffenem Uebereinkommen, der Herzog Ernst auf die Vormundschaft zu Gunsten seines Bruders Leopold, was Letzterer 14. September den Ständen urkundlich und mit dem feierlichen Ver-

ſprechen bekannt machte: „daß er, nach Ablauf der beſtimmten Zeit, den Herzog Albrecht unweigerlich aus der Vormundſchaft entlaſſen, und ihm die Regierung Oeſterreich's übergeben werde. Thäte er es nicht, ſo ſollten Prälaten, Herren, Ritter, Knechte und Städte an ihren Eid, den ſie ihm als Vormund geleiſtet, nicht weiter gebunden ſeyn, und ſich ihm widerſetzen dürfen, ohne deshalb einer Ungnade oder Feindſchaft von ihm gewärtig ſeyn zu müſſen." — Der angemaßte Einfluß der Stände war hiermit alſo für dieſen Fall vom Herzoge Leopold förmlich anerkannt. Dieſer ſtellte in gleichem Sinne auch ſeinem Bruder Ernſt eine Urkunde aus, dem für die Dauer der Vormundſchaft der Sitz zu Graz mit der Steyermark zugefallen war, und verſprach, ihm nach dem Ablaufe dieſes Termins die Wahl zu laſſen zwiſchen Tirol und dem Zubehöre oder dem Sitze zu Laibach ſammt dem dazu geſchlagenen Gebietsantheile. Auch über die Erfüllung dieſer Zuſage ſollten die Stände in gleicher Art zu wachen haben.

Von dem jüngeren Bruder Friedrich war bei dieſem Abkommen gar nicht die Rede. Er wurde von den Brüdern gleich einem Unmündigen betrachtet, obſchon er bereits in männlichen Jahren ſtand, und namentlich hatte Leopold, ſo lange er bei dieſem wohnte, ihn lieblos behandelt. Daher wendete jetzt Friedrich ſich an den andern Bruder, Ernſt, klagte über Leopold, der ihm zwar Tirol übergeben, aber nur als Bevollmächtigtem, und ihm ſonſt noch manches Kränkende angethan habe, und bat um Schutz. Mit dem Herzoge Ernſt war früher nicht glimpflicher verfahren worden; darum weckte Friedrich's Klage ſein Mitgefühl, er nahm ſich ſeiner an, und Friedrich erhielt ſeitdem alleinige und unabhängige Gewalt in Tirol, dem Etſchlande und dem Innthale.

Nachdem im September 1406 die Witwe Herzog Wilhelm's ſich aus Oeſterreich weggewendet, um unter dem Namen Johanna II. den Königsthron von Neapel einzunehmen, beſchloß auch der Herzog Ernſt, den Aufenthalt in Wien aufzugeben, nach Steyermark zu gehen, und Bleiburg zu ſeiner Reſidenz zu wählen. Als er auf ſeinem Wege nach Neuſtadt kam, weigerten ſich die Bürger, ihn in ihre Stadt einzulaſſen; denn ſie hielten zu der Partei Leopold's, und es geht aus dieſem Benehmen der Neuſtädter genügend hervor, wie ſchroff die Brüder ſchon damals einander gegenüber ſtanden. Bitter empfand der Herzog dieſe Kränkung; er konnte ſie nicht auf der Stelle entgelten, aber er beſchloß, ſie ſpäter zu ſtrafen, und nur fremde Ver-

mittelung ersparte der Stadt seine Rache. Dafür wurde sie von raubluſtigen Edlen, die zu Ernſt's Partei gehörten, arg geängſtigt und geſchädigt. Der von Hofkirchen lauerte von ſeinem Raubneſte Kapfenberg den Kaufleuten auf, und warf ſie nieder. Gleiche Wegelagerei trieb der Lichtenecker, doch mit ſchlechtem Erfolge, denn er wurde eingefangen, nach Wien gebracht, und ihm das Leben abgeſprochen. Weil eben kein Scharfrichter zu Handen war, ſo mußte ein, des Mordes überwieſener Fleiſchhauer, gegen zugeſicherte Strafloſigkeit, ihn auf dem hohen Markte köpfen.

Schlimmer noch, als gegen die inneren, war gegen die Räuber von außen beizukommen. Namentlich wurden von Mähren aus verwegene Streifzüge gegen Oeſterreich unternommen, bis am 28. September 1406 ein Vertrag zwiſchen dem Herzoge Leopold und dem Markgrafen Jodocus von Mähren dieſen Unordnungen ein Ziel zu ſetzen ſchien. Eine perſönliche Zuſammenkunft beider Fürſten in Seefeld am 17. December hatte dieſen Vertrag bekräftigt. Aber die Räubereien nahmen gar bald wieder ihren Fortgang, zumal es dem Jodocus mit ſeinen Verſprechungen nicht Ernſt war. Ein mähriſcher Ritter, Johann Sokol von Lamberg, Raubgenoſſe des Dürrenteufels, überrumpelte am 20. Mai 1407 die Stadt Laa, und verwüſtete mit ſeinem Verwandten Sydtlitz, an der Spitze von Böhmen, Mährern, ja ſelbſt Oeſterreichern, die Gegenden bis an die Donau. Endlich ſammelte der Herzog Leopold eine Schaar von Oeſterreichern und Steyerern, übergab aber in Rußbach den Befehl an den Biſchof Berthold von Freiſingen, weil es ſeiner, als eines Herzogs, unwürdig ſei, wider Räuber in's Feld zu ziehen. Dieſer Stolz am unrechten Orte bewirkte das Mißlingen der Unternehmung; denn der kriegsunkundige Biſchof belagerte Laa vergeblich, und zog endlich ab. Es blieben nur einige Oeſterreicher und Steyerer zum Schutze des Landes zurück, und auch dieſe erlitten am 1. September zwei Meilen von Mauerberg durch die Mährer eine harte Niederlage. Durch ſolche Nachtheile wurde der Herzog Leopold bewogen, um jeden Preis Frieden mit den Mährern zu bewerkſtelligen. Er ließ dem Markgrafen Jodocus Friedensvorſchläge machen, und, um ſich nicht die Miene zu geben, als ob er mit Räubern unterhandle, ſtellte er die Bedingung, daß Sokol und deſſen Anhang von den Friedensunterhandlungen ausgeſchloſſen bleiben ſollten. Am 28. September kam der Friede zu Stande, doch unter ziemlich nachtheiligen Bedingungen für Leopold; denn er mußte für die Zurück-

ſtellung von Laa und für die Loslaſſung der Kriegsgefangenen dem Markgrafen 23,000 Ducaten zu zahlen angeloben.

Dieſe Unruhen, Verwüſtungen und Erpreſſungen, durch innere und äußere Feinde veranlaßt, brachten unter dem Volke in Oeſterreich großes Elend hervor. Eine Hungersnoth trieb Alles zur Verzweiflung, und verwilderte zugleich die Sitten, indem die Noth nach Raub und Gewaltthat griff. Dazu kam die bedenkliche Stellung der herzoglichen Brüder unter einander, die ernſthafte Feindſeligkeiten beſorgen ließ. Ein allgemeiner Landfrieden erſchien dem Herzoge das geeignetſte Mittel zur Abwendung der nächſten Gefahr, und er ſchloß einen ſolchen am 2. Januar 1407 mit den verſammelten Ständen zu Wien. Es wurde darin beſtimmt: daß zur Aufrechthaltung der Sicherheit, beſonders der Straßen, ein ſtehender Haufe von dreihundert Gleven und eben ſo vielen Schützen ein Jahr lang von dem Herzoge im Vereine mit den Ständen gehalten und beſoldet werden ſollte. Jede Selbſthilfe ſollte aufhören, jede Streitfrage den Gerichten anheimgegeben werden. Nur wo Letztere ſich ſäumig erwieſen, oder ſonſt die Noth drängte, könnte, nach achttägiger Abſage, gefehdet werden; böswillige Fehde ohne ſolche Ankündigung ſollte Verluſt des Lebens und der Güter zu Gunſten des Herzogs nach ſich ziehen. — Der Selbſthilfe blieb alſo nach wie vor ein weites Feld offen, und an Vorwänden, die in ſolchem Sinne die Fehde rechtfertigten, konnte es nie fehlen. Die Plackereien gingen daher ungeſtört fort, und klagten den Mangel der Rechtspflege, die Schwäche der ausübenden Gewalt, bitter an.

Zwar war durch den ſchiedsrichterlichen Spruch der Landſtände und den brüderlichen Vertrag zwiſchen den Herzogen Leopold und Ernſt, jenem die Vormundſchaft, dieſem die Steyermark anheimgefallen; aber noch waren mancherlei ſtreitige Punkte auszugleichen. Es wurden daher von Beiden Schritte zu dieſem Zwecke gethan, und zuletzt Graf Hermann von Cilly zum Schiedsrichter beſtellt. Sein Ausſpruch erfolgte am 23. Februar 1407; er betraf einige Beſitzungen und Gegenſtände geringerer Art. Beide Brüder zeigten ſich mit dem Spruche einverſtanden; ſie ließen den langen Groll fahren, und verſöhnten ſich brüderlich, indem ſie ihre Eintracht auch verbrieften. Um das gute Vernehmen auch auf ſeinen Bruder Friedrich auszudehnen, verfügte ſich der Herzog Ernſt nach Innsbruck, und ſchloß mit Letzterem eine ähnliche Uebereinkunft, ein Bündniß wider Jedermann, auf-

genommen wider den Herzog Leopold, gegen welchen er ihn jedoch, falls es Noth thäte, mit Rath und Beistand unterstützen wollte.

Nicht lange sollte dieses brüderliche Verhältniß währen. Der wenig ehrenvolle Friede mit Mähren machte Adel und Volk unzufrieden, und vermehrte die allgemeine Erbitterung gegen den Bischof Berthold, Leopold's Kanzler, dem man nicht nur die Schuld an dem nachtheiligen Feldzuge gegen die mährischen Räuber beimaß, sondern ihm auch nachsagte, daß er den Herzog zu Mißgriffen und Härten verleite. Plötzlich wurde ausgesprengt: Leopold stehe im Begriffe, den jungen Albrecht von der Nachfolge in der Regierung zu verdrängen, und sich selbst zum Landesherrn in Oesterreich zu machen. Ob Herzog Ernst selbst dieses Gerücht verbreiten lassen, ist schwer zu bestimmen; genug, er eilte auf dasselbe, angeblich um die Rechte Albrecht's zu schützen, aus Steyermark nach Wien, wo er kaum eingetroffen war, als die vorbereitete Gährung sofort zum vollen Ausbruche kam. Wien fiel von Leopold ab, und dieser zog sich nach Neustadt zurück, seinem Bruder Ernst, nebst dessen Anhängern und der Hauptstadt, den Krieg erklärend. Schnell erstand für Ernst eine mächtige Partei, obenan die Brüder Friedrich und Reinprecht von Walsee und der größere Theil des Adels. Von Enzersdorf aus warb der Bischof Berthold mit Anstrengung Anhänger für seinen Gebieter Leopold, und ließ kein Mittel unversucht, Ernst's Anhang zu schwächen.

Von beiden Seiten wurde zu dem jammervollen Bruderkriege mit Macht gerüstet. Leopold verband sich mit seinem Kanzler, dem Bischofe Berthold, desgleichen mit den Grafen von Hardeck und mehren Freien und Rittern. Selbst seinen verwegenen Feind, den räuberischen Sokol, nahm er in Sold wider den Bruder. Zu Gunsten des Herzogs Ernst aber verbündeten sich die Brüder von Walsee, mehre Edle in Oesterreich ob und unter der Enns, und beinahe alle Städte des Landes, um Leopold's Eingriffe zurückzuweisen, und die vermeintlich bedrohten Rechte des jungen Herzogs Albrecht zu wehren. Auch der Herzog Heinrich von Baiern trat auf Ernst's Seite, und versprach, ihm auf eigene Kosten hundert Spieße und hundert Schützen nach Oesterreich oder Steyermark zu stellen.

Die größere Macht hatte nun offenbar der Herzog Ernst für sich. Um aber auch den Schein des Rechtes zu gewinnen, erklärte er am 8. December: „daß er zwar, nachdem die österreichischen Stände ihn darum angegangen, die vormundschaftliche Sorge über den Herzog Albrecht, dessen Lande

und Unterthanen übernommen, daß jedoch die vier Stände noch von ihm befragt werden sollten, ob Leopold begründete Rechte auf die Vormundschaft habe. Wäre dies der Fall, so würde er ihm die Vormundschaft bereitwillig abtreten, im anderen Falle aber sie während der anberaumten Zeit getreulich verwalten und nach Ablaufe des Termins, wie billig, niederlegen." — Er konnte sich diesem Ausspruche leicht unterwerfen, da Diejenigen, denen die Untersuchung des Gegenstandes anvertraut war, seinen Anhang ausmachten und gegen den Herzog Leopold sich feindlich erhoben hatten. — Jedes schnöde und räuberische Gelüsten durfte unter solchen Umständen frei walten; denn es brauchte sich nur unter das Banner eines der feindlichen Brüder zu flüchten, und fand dort den Vorwand zu allerlei Gewaltthaten. Das ganze Land theilte sich in zwei Schlachthaufen. Ja selbst die Stadt Wien zerfiel in zwei Parteien; denn der Rath, die Vornehmen und die Bürger waren für Ernst; die Handwerker und das geringere Volk aber für den Herzog Leopold.

Im December 1407 brach der Bruder- und Bürgerkrieg in all' seiner Wuth los. Die Städte und Ortschaften wurden fürchterlich mitgenommen, alles Eigenthum geplündert, viele Bürger als Geiseln oder Gefangene fortgeschleppt. Eine Verwirrung, ein Gräuel herrschte in Oesterreich, wie sich Niemand eines ähnlichen entsinnen konnte. Nur der überaus strenge Winter hinderte die schnellere Ausbreitung der Kriegsfurie. In Wien entspann sich, wegen der politischen Meinungsverschiedenheit der Klassen, gefährliche Gährung, bis am 5. Januar 1408 fünf Handwerker, Anhänger Leopold's, als Aufwiegler öffentlich hingerichtet wurden, worauf bessere Ordnung eintrat. — Weil des Bischofs Berthold Krieger so fürchterlich gegen Menschen und Eigenthum wütheten, ohne daß er es ihnen wehrte, nahm der ihm abgeneigte Bischof Georg von Passau Gelegenheit, über dieses Kriegsvolk und die dazu Gehörigen den Bann auszusprechen, der, weit entfernt, die Rotten zu schrecken und zu zügeln, sie vielmehr zu noch ärgeren Grausamkeiten aufstachelte.

Der allgemeine Nothschrei des schrecklich heimgesuchten Volkes drang endlich zu den Herzen der kriegführenden Brüder; die empfindliche Kälte und der tiefe Schnee, der alle kriegerischen Bewegungen hinderte, kühlten ebenfalls ihren Zorn ab. Zugleich sprachen edle und verständige Männer zur Sühne. Ihr Bemühen gelang. Am 13. Januar 1408 trafen sich die Brüder in Korneuburg, und am anderen Tage wurde die geschlossene Versöhnung

durch eine Friedensurkunde besiegelt, die, da sie die Streitfrage der Vormundschaft nicht erledigte, eigentlich nur einem verlängerten Waffenstillstande gleich sah. Herzog Leopold waltete wieder als Vormund, und wurde mit großen Ehren in Wien empfangen. Der verderbliche Bruderkrieg, der so viel Elend gestiftet und aller Welt ein Aergerniß gegeben hatte, war also ohne allen Vortheil gewesen.

Ein Krieg, widerrechtlich begonnen, und einmal begonnen, doch unzeitig beendigt, konnte auch keinen nachhaltigen Frieden erobern. Ein unglücklicher Zufall weckte die alte Spannung wieder auf. Friedrich von Walsee, Herzog Ernst's Hofmeister und treuer Anhänger, flog zu Walsee durch unvorsichtig verwahrtes Schießpulver mitsammt seinem Zimmer in die Luft, und starb nach drei Tagen, gegen Ende Februars 1408. Auf die Nachricht dieses Unglücksfalles eilte der Herzog Ernst aus Graz, wo er sich aufhielt, nach Wien, vielleicht weil er in des Freundes Tode irrig einen höflichen Anlaß vermuthete. Kaum nach seiner Ankunft begannen wieder die früheren Umtriebe. Leopold, um sich gegen den Bruder zu schützen, rüstete, und warb durch Versprechung und Drohungen Anhänger. Nur den Bruder des Verunglückten, den mächtigen Reinprecht von Walsee, vermochte er nicht für sich zu gewinnen; denn dieser stand fest und unerschütterlich für den Landesherrn, den jungen Herzog Albrecht. Um so eifriger betrieb Leopold seine Vertheidigungsmaßregeln, die ihm jedoch neue Widersacher erweckten, da er den Clerus und dessen Unterthanen, sammt der Stadt Wien, mit einer schweren Steuer belegte. Noch immer war er mit der Hauptstadt nicht hinlänglich ausgesöhnt, weil sie damals von ihm abgefallen war, und der dortige Rath einige seiner Anhänger hatte hinrichten lassen. Die Mißhälligkeiten beizulegen, wurden Tagsatzungen zu Neustadt und dann zu St. Pölten anberaumt. Auf beiden wurde Nichts ausgerichtet. Als nun die Wiener von der letzteren Tagsatzung mit des Herzogs sicherem Geleite zurückkehrten, wurden sie bei Burkersdorf von einigen Männern, Druchseß, Jud, Laun und Sebek, überfallen, einer getödtet, mehre verwundet, andere, unter ihnen der Bürgermeister Vorlauff, in sicheren Gewahrsam geschleppt und erst nach zwei Monaten gegen schweres Lösegeld freigegeben. Das Gerücht beschuldigte den Herzog Leopold und dessen Kanzler, den Bischof von Freising, diese Gewaltthat angestiftet zu haben, zumal die Thäter unbestraft blieben. Drohend und zornig kam der Herzog nach Wien zurück; er wollte sogar

einen Theil der Stadtmauern niederreißen und die Sperrketten auf den Straßen wegnehmen lassen, drang aber mit diesem Verlangen nicht durch.

Als es dem Herzoge Leopold mit der versuchten Strenge nicht gelang, ließ er sich abermals nachgiebig finden, doch nicht mit frohem Herzen. Neue Schiedsrichter wurden von den Herzogen ernannt, und diese brachten auch zwischen den Brüdern so weit eine Versöhnung zu Stande, daß Leopold zu Krems, Ernst zu Stein am 2. Juni urkundlich erklärten: „sie wollten brüderlich in Wien beisammen wohnen, die Einkünfte der Vormundschaft, so wie die der gemeinschaftlich zu regierenden Länder, theilen, ebenso das, was ein Jeder seit dem 25. November 1407 eingenommen.“ Die früheren Verträge sollten in Kraft bleiben. Wer von den Brüdern dagegen handeln würde, dem sollten die Unterthanen den Gehorsam versagen dürfen.“ —

Ernst hatte somit im Wesentlichen erreicht, was sein stätes Trachten gewesen; er hatte sich in die Vormundschaft mit eingedrängt, und gleiche Theilung aller Einkünfte bewirkt. Aber schon in den nächsten Gegenständen sprach sich neue Willensverschiedenheit zwischen den Brüdern aus. Die Ritter und Edelknechte verlangten gleiche Theilnahme an der Hofstalding und Hofschranne (Hofgericht), wie die Landherren hatten, die sich gegen diese Forderung sträubten. Die Herzoge Leopold und Ernst sollten über diesen Streit entscheiden; aber jeder entschied anders und im Sinne seiner Partei. Ernst erklärte sich dafür, daß, nachdem er sich mit seinem Bruder Leopold hierüber nicht habe einigen können, für die Dauer der Vormundschaft die Besetzung dieses Hofgerichts gänzlich unterbleiben sollte. Leopold dagegen sprach den Rittern und Knechten den Beisitz zu, weil sie urkundlich das Recht dazu hätten. Die Folge dieser abweichenden Entscheidungen war, daß das Hofgericht nie vollzählig besetzt wurde, daher an Einfluß und Ansehen in vieler Hinsicht verlor.

Wien war durch die immerwährenden Gährungen und den Krieg in große Geldbedrängniß gerathen. Um sich zu helfen, legte der Magistrat eine neue, starke Steuer auf den Wein. Darüber murrte das Volk, und auf die Unterstützung des Herzogs Leopold rechnend, der dem Magistrate schon seit länger grollte, beging es Unordnungen, und verklagte den Magistrat laut bei dem Herzoge. Sofort ließ dieser am 7. Juli 1408 den Bürgermeister Vorlauff und sechs Rathsmänner ergreifen, sie in das Gefängniß für gemeine Verbrecher, die Jupe genannt — ein im Mittelalter häufig

gangbarer Ausdruck für dergleichen Verließe — werfen, und vier Tage später den Bürgermeister nebst den Rathsmännern Ramperstorfer und Rock auf dem Schweinmarkte enthaupten. Der Bürgermeister Vorlauff sollte als der Zweite sein Recht erleiden; aber als Rathgeber und Anführer für die Sache des jungen Herzogs Albrecht, verlangte er, „der Vorlaufer in der That, wie dem Namen nach" zu seyn, und empfing den Todesstreich zuerst von der Hand des weinenden Scharfrichters. Die Güter der Hingerichteten zog Leopold ein, wobei er, wie es heißt, auch fremden Eigenthums nicht schonte. Das Volk aber, froh eines blutigen Triumphes, wählte einen neuen Bürgermeister und neue Rathsmitglieder, die ihm besser zu Sinne standen.

Diese harte Gerechtigkeitspflege, durch keine hinreichende Untersuchung begründet und einem Werke der Rachsucht nur zu ähnlich, lieferte Leopold's zahlreichen Gegnern neuen Vorwand. Mit gesteigerter Erbitterung erhoben sie sich wider ihn, und so schwer verdammte man die That, daß selbst aus Ungarn, Mähren und Böhmen Fehdebriefe an den Herzog ergingen. An der Spitze seiner Feinde standen sein Bruder Ernst und Herr Reinprecht von Walsee, Landeshauptmann ob der Enns, verbündet mit den mächtigen böhmischen Rosenbergen. Die Rechte des jungen Herzogs Albrecht V. mußten als Losung dienen. Das unglückliche Oesterreich wad zum Tummelplatze der ganzen Wuth des Krieges ausersehen. Aus den zahlreichen Burgen des Walseers brachen seine Mauern hervor, und suchten die Besitzungen der Anhänger Leopold's heim mit Feuer und Schwert. Nicht glimpflicher verfuhren diese mit den Gütern der Freunde Ernst's. Im Lande ob der Enns hielt des Walseers Kraft und Ansehen die Verwüstung mehr zurück; aber anderwärts machten Freibeuter, wie immer, sich die allgemeine Verwirrung zu Nutzen. Stuchs von Trautmannsdorf, seit Kurzem erst aus türkischer Gefangenschaft zurückgekehrt, dadurch verarmt und zerrüttet, gedachte sich von seiner Bedrängniß zu erholen, indem er in Ungarn einfiel, den Scharfenecker befehdete, und ihm Reichthümer und Menschen entriß. Dagegen verband sich der von Scharfeneck mit dem in Ungarn reichbegüterten Polen, Stibor von Stiborzicze; Beide brachen in Oesterreich ein, streiften von Marcheck bis zur Donau bei Wien, mordeten und knechteten die Einwohner und brannten Märkte und Dörfer nieder, daß die Lohe selbst die Hofburg zu Wien röthete. Vergebens rief der Herzog Leopold

Beistande auf; ein Jeder hatte mit der eigenen Noth vollauf zu thun. Nur sein treuer Hardeck und der wilde Freibeuter Sokol folgten seinem Rufe. Söldner aus Mähren, Böhmen und Polen mußten helfen, und vermehrten, durch ihren Haß gegen die Deutschen, die Grausamkeit des Krieges. Sokol schwärmte mit seinen Räuberhaufen auf beiden Ufern der Donau im Lande unter der Enns umher, und brandschatzte vor Allen die wehrlosen Klöster, wo ihm der Sieg am leichtesten ward. Weit und schrecklich griff das Elend um sich, und die Brüder ließen nicht nach, sich in ihren Unterthanen gegenseitig zu verwunden.

Ein Herr von Stubenberg erbarmte sich zuerst des allgemeinen Jammers. Er bewog den verheerenden Stibor zu einem achttägigen Waffenstillstande, während dessen der Bischof von Freisingen und die Wiener Abgesandten Zeit gewannen, mit ihm völligen Frieden zu schließen. Nur behielt sich Stibor vor, die Fehde gegen Stuchs von Trautmannsdorf fortzusetzen, welcher Bruck an der Leitha für sechstausend Gulden vom Herzoge Leopold in Pfand hatte, und von dort aus die Umgegend beunruhigte. Ungarn, Böhmen und Polen, sammt neunhundert Männern aus Wien, schlossen Bruck ein und belagerten es; aber die in der Stadt machten einen scharfen Ausfall, tödteten den Ungarn viele Leute und machten zahlreiche Gefangene. Man mußte sich gütlich mit dem kecken Freibeuter vertragen; auf Bedingungen übergab Stuchs endlich den Platz.

Viele der Landherren waren allmälig des nutzlosen Kampfes müde geworden, und zogen sich zurück. Reinprecht von Walsee stand beinahe vereinzelt gegen Leopold unter den Waffen; aber er kämpfte fort, so tapfer, als unbeugsam. Zwar fielen seine Schlösser Rauheneck bei Baden und Senftenberg bei Krems, durch Verrath in feindliche Hände, Tuln und Herzogenburg mußten schwere Plünderung bestehen; aber St. Pölten hielt sich muthig, und so blieb der Walseer unbesiegt, obschon Leopold ihn von vielen Seiten angreifen ließ, und das Gebiet, mit ihm das Elend des Krieges dadurch erweiterte. Auf dem rechten Donauufer wüthete gegen die wallseeischen Besitzungen der grimme Sokol, welchem der Herzog Leopold Korneuburg zum Hauptquartiere angewiesen hatte. Den Wiener-Wald machte gleichzeitig der Burggraf von Mödling, Stickelberger, unsicher, der, ohne sich an eine Partei zu binden, auf eigene Faust den Krieg führte wider Alle, die Etwas zu verlieren hatten. Noch gräulicher ging es zu auf dem flachen

Lande, wo einheimische Räuber sich mit herbeigeströmten Räubern aus Böhmen, Ungarn und Polen in die schmähliche Arbeit theilten.

Aber eben darum, weil das Uebel auf den höchsten Punkt getrieben wurde, und Alle darunter litten, vereinigten sich endlich Alle, ihm ein Ziel zu setzen. Beide Parteien kamen überein, daß von jedem der vier Landstände vier Schiedsmänner zu Feststellung der Friedensbedingungen erwählt werden sollten. Könnten sich diese nicht vereinigen, so sollte der König Sigmund von Ungarn, und, im Falle dieser sich dessen weigere, der Burggraf Friedrich der Aeltere von Nürnberg, zum Obmann bestellt werden. Auch soll in der Urkunde ausgemacht worden seyn, daß der Bischof Berthold von Freisingen von dem Kanzlerposten und aus Wien, und der Schenk von dem Forstmeisteramte entfernt werden müsse. Hiernächst erfolgte ein Waffenstillstand mit Ungarn bis 24. April 1409, wozu Leopold bereitwillig die Hand bot.

Nicht so friedensgeneigt ließ sich der Herzog Ernst finden, der, unter dem Vorwande, für das Recht des minderjährigen Albrecht zu kämpfen, noch immer den Krieg schürte. Er bewog sogar den Herzog Heinrich von Baiern zu einer Kriegserklärung gegen Leopold. Sie kam jedoch nicht zum Vollzuge, weil alle Uebrigen zum Frieden drängten, und Ernst dem allgemeinen Bestreben endlich nachgeben mußte. Durch eine Urkunde vom 7. October trat er den Friedensverhandlungen ausdrücklich bei, die durch sechzehn Spruchmänner unter Obmannschaft des Königs von Ungarn zum Entscheid gebracht werden sollten. Dieselben sollten auch Recht sprechen in dem Streite über den Beisitz im Hofgerichte. Die Gefangenen sollten von beiden Seiten frei gegeben werden, doch unter der Bedingung, sich am 24. April wieder zu stellen. —

Die Wohlthat des Friedens, die mit diesem Waffenstillstande eintrat, hatte Oesterreich vorzüglich den Bemühungen des Bischofs Georg von Trient zu verdanken, den der Herzog Friedrich wegen eines Streites in Tirol zum Gefangenen gemacht und zu einer freien Haft nach Wien geschickt hatte, ein Verfahren, wodurch über Wien, wie über jede Stadt, in welcher man einen Bischof gefangen hielt, das Interdict verhängt worden war.

Im Januar 1409 versammelten sich die vier Stände; die Schiedsrichter vereinigten sich über manche Punkte, und überließen die anderen dem Könige von Ungarn zur Entscheidung, welch' Letzterer am 13. März zu Ofen den Ausspruch that: „daß die Herzoge Leopold und Ernst, früherem Uebereinkommen gemäß, gemeinsam die Vormundschaft über den minderjäh-

rigen Herzog Albrecht zu führen hätten, jedoch sollten beide Vormünder sich nach dem früheren Ausspruche der Stände richten, und von diesen, Einer wie der Andere, die Huldigung empfangen. Welcher von den beiden Vormündern von jenen Bestimmungen abweicht, dem sind die Stände zu keinem weitern Gehorsam verbunden. Beide haben die Einkünfte des väterlichen Erbes mit einander zu theilen, eben so die fünftausend Pfennige, welche Leopold jährlich für die Vormundschaft empfing. Für den Herzog Albrecht sey mit Zuziehung der Stände sogleich eine Hofhaltung anzuordnen, auch Herzog Ernst's Einkünfte als Vormund zu bestimmen, die er jedoch mit seinem Bruder Leopold zu theilen habe. Ueber Herzog Albrecht's Einkünfte soll Rechnung abgelegt und Untersuchung gepflogen werden. Was beide Theile einander im Kriege abgenommen, haben sie zurückzustellen; alle Gefangene sind gegen Urfehden freizugeben; alle Unbill ist verziehen, kein Ersatz weiter anzusprechen."

Dieser Spruch änderte und besserte wenig mehr, als daß er dem leidigen Kriege ein Ende machte. Der Herzog Ernst blieb im Mitbesitze der Vormundschaft und ihrer Vortheile; von der abgeforderten Rechnungsablegung aber scheint Leopold keine weitere Kenntniß genommen zu haben.

Der Friede kam zur höchsten Zeit, denn nirgend wäre bald mehr Sicherheit zu finden gewesen, und der Trotz wie die Macht der Freibeuter hatte dergestalt zugenommen, daß sie der gesetzlichen Gewalt Hohn sprechen konnten, und man mit ihnen Vergleiche schließen mußte, um nur Ruhe vor ihnen zu haben. So geschah es mit dem Raubgesellen Johann Laun, der, weil man ihn an dem Lösegelde für die bei Burkersdorf von ihm bübisch niedergeworfenen Abgesandten verkürzt hätte, den Wienern förmliche Fehde ansagte; eben so mit dem ungarischen Parteigänger, Kaspar von Schwambsteig, der, wegen aus Ungarn nach Wien geflüchteter Schätze, die der Herzog Leopold sich zugeeignet, dem Lande Oesterreich den Krieg erklärte. Wie schwach und unausreichend waren die gesetzlichen Mittel eines Zeitalters, in welchem Räuber und Verbrecher einem ganzen Lande Bedingungen vorschreiben konnten; wie stark zu schnöder Gewaltthat, und wie kraftlos im guten Rechte! Scharfes Standrecht (Geraun), vom Landmarschall Hartneid von Pottendorf mit unnachsichtlicher Strenge und mit Nachdruck der Waffen vollzogen, brach endlich den Uebermuth der Frevler, und stellte die Sicherheit im Lande wieder her.

War auch der äußere Friede zwischen den Brüdern Leopold und Ernst hergestellt, ihre Herzen waren doch auf immer mit einander gebrochen. Der Vertrag, welchen Ernst mit seinem anderen Bruder Friedrich schloß, und worin er ihn für seinen Todesfall zu seinem Erben an Land und Leuten diesseit und jenseit des Arlbergs, wie auch aller fahrenden Habe einsetzte, ohne Leopold's dabei zu gedenken, verräth seine Gesinnungen hinlänglich. Nur die heitervereinte Geldnoth vermochte die Brüder zu gemeinsamen Maßregeln zu vereinigen. Der herzogliche Hausschatz wurde von ihnen getheilt, und zwar nicht, wie es sich geziemt hätte, in zwei Theile, deren einer dem Herzoge Albrecht, der andere den herzoglichen Oheimen zugefallen wäre, sondern in vier, davon jeder einen für sich nahm.

Der König Sigmund legte, nachdem er Oesterreich den Frieden vermittelt, auch in anderer Weise seine liebevollen Gesinnungen für den, seiner Fürsorge so dringend empfohlenen, jungen Herzog Albrecht an den Tag, indem er am letzten September 1409 zu Ofen die Erbverbrüderung Karl's IV. vom 26. März 1366 für den Fall erneuerte, daß nach dem Ableben seines Bruders, des Königs Wenzel, und seines Vetters, des Markgrafen Jodocus, dessen Länder, Böhmen und Mähren, ihm zufallen sollten. Da Wenzel und Jodocus keine Kinder, Sigmund nur eine Tochter hatte, so waren damit für den Herzog Albrecht herrliche Aussichten eröffnet.

In Tirol hatte der Herzog Friedrich mittlerweile einen schweren Stand gehabt, und seine Geldverlegenheiten verwehrten ihm, sich Luft zu schaffen. Der Antheil, den er von dem Hausschatze entnommen, gab ihm wieder einige Mittel an die Hand, und mit besseren Hoffnungen eilte er nach Tirol zurück, in dessen südlichem Theile er große Gährung vorfand. Den Bischof Georg von Trient hatte er zwar nach Wien in Haft geschickt, aber die Lande dieses Kirchenfürsten waren damit nicht beruhigt, weil die vom Herzoge dort eingesetzten Befehlshaber, Heinrich von Rotenburg und Johann von Annenberg, ihre Gewalt mißbrauchten. Es ward nöthig, die Rückkehr des Bischofs in seinen Sprengel zu veranlassen, schon um das Interdict aufzuheben, welches seine Gefangenschaft über Wien gebracht hatte. In Schwaz trat ein Schiedsgericht zusammen, um die Streitigkeiten zwischen dem Herzoge Friedrich und dem Bischofe Georg auszugleichen, und entschied am 19. October 1409: „der Bischof sey freizulassen, und habe dafür den Kirchenbann aufzuheben. Dem Herzoge sollte das Schloß Persen nebst allem Zugehör und den Pfandbriefen, dagegen

aber das Schloß Buon Consiglio zu Trient dem Bischofe übergeben werden, welcher sowohl für dieses, wie für Riva, Tann und alle anderen Schlösser, den Herzog als Voigt des Hochstifts anzusehen habe. Der Herzog sollte ihm Silva abtreten. Für die Hälfte der vom Herzoge berechneten 30,000 Gulden Kriegskosten sollten die Geräthschaften zu Persen angerechnet, über die andere Hälfte später vom Bischofe entschieden werden. Dreitausend Mark Silbers sollte als Strafe erlegen, wer gegen solchen Schiedsspruch handeln würde."

Darauf kehrte der Bischof nach Trient zurück. Als aber der Spruch zur Vollziehung kommen sollte, wurde ausgesprengt, der Bischof habe dem Herzoge Friedrich nach dem Leben getrachtet, und Letzterer benutzte dies, den ganzen Schiedsspruch, der seinen Beifall nicht hatte, rückgängig zu machen. Zwar kehrte man bei einer Zusammenkunft zu Botzen zu der früheren Einigung zurück; als jedoch die Rede auf das Recht des Erbvoigts kam, und der Herzog das Verlangen stellte: daß demselben, nach Abgang eines Bischofs, alle Beamten des Bisthums gehorsam seyn sollten, brach Heinrich von Rotenburg, der zugleich auch Hauptmann des Bischofs, mithin in dessen Vortheil verflochten, nebstbei auch der mächtigste Landherr in Tirol war, in die Worte aus: „Wenn der Bischof Solches einginge, würde er seine Partei verlassen; denn auf diese Art würden, was eben so ungeziemend, als gegen alles Recht, die Bischöfe nach Willkür der Herzoge und der Lehensleute gewählt werden." —

Die Unterhandlungen wurden hierauf abgebrochen, und der Bischof floh zu seinem Hauptmanne und Anhänger, dem Rotenburger. In Trient entstand heftiger Aufruhr; der von Rotenburg bewältigte ihn, und ließ die Freunde des Herzogs, den er und der Bischof für den Anstifter dieser Unruhen ausgaben, in mehren Plätzen festnehmen, ihres Eigenthums berauben, ja Einige sogar hinrichten. Mehre angesehene Edle, so die von Thun, von Goldeck und von Arz, schlugen sich auf des Rotenburgers Seite, der, als fürstbischöflicher Hauptmann, nunmehr dem Herzoge als offener Feind entgegentrat, und ihm mit den Waffen die Bedingungen des Friedens mit dem Bischofe vorzuschreiben entschlossen schien. — Doch auch der Herzog rüstete kräftigst, und Heinrich von Rotenburg, der sich der Macht des Herzogs nicht gewachsen fühlte, sah sich nach entscheidenderem Beistande um. Nachdem der Graf von Görz ihm die angesprochene Hilfe abgeschlagen, eilte er nach

Baiern, ſtimmte die Herzoge, Stephan zu Ingolſtadt, und Ernſt und Wilhelm zu München, gegen den Herzog Friedrich, und brachte durch Verſprechungen die Herzoge Stephan und Wilhelm endlich dahin, daß ſie den Herzogen Ernſt und Friedrich den Krieg erklärten, und an der Spitze einer Kriegsſchaar gegen Tirol vordrangen. Bei Rattenberg erwartete ſie der Rotenburger. Sie beabſichtigten, die Salzwerke zu Hall zu beſetzen. Weil aber die Brücke bei Volders abgetragen und der Inn angeſchwollen war, legten ſie ſich vor die Burg Matzen. Dieſe wurde jedoch durch Ulrich von Freundsberg ſieben Wochen lang tapfer vertheidigt, bis der Herzog Friedrich, durch ſeinen Bruder Ernſt, noch mehr aber durch die treuen Städte Innsbruck und Hall unterſtützt, ſtark genug war, dem Feinde gegenüber eine Stellung bei Trotzberg einzunehmen. Darauf kam es zu Unterhandlungen, und am 3. September 1410 wurde zu Rattenberg und Hall zwiſchen den baieriſchen Herzogen und den Herzogen Ernſt und Friedrich ein Waffenſtillſtand auf ein Jahr abgeſchloſſen, der nach und nach auf fünf Jahre ausgedehnt wurde. Heinrich von Rotenburg ſtand nun wieder verlaſſen; ſeine und ſeiner Anhänger Güter und Burgen waren von den Treuen des Herzogs überfallen und zum Theil erobert worden, und ihm blieb nur übrig, ſich zu unterwerfen. Aber bevor er noch dazu kam, wurde er, wahrſcheinlich durch Verrath, gefangen, und nur gegen Urfehde ſpäter wieder entlaſſen. Er wurde in Anklageſtand verſetzt, und der Herzog Friedrich entſchied gegen ihn: daß er ohne Verzug Fridberg, Leuchtenburg, Caſtelfund, Canaw und alle Gerichte, die er auf dem Rons beſitze, dann Segonzan und die neu erbaute Baſtei im Sulsthal, nebſt allen Gefangenen zu übergeben habe. Nach einigem Weigern unterwarf ſich der Rotenburger zu Anfang des Jahres 1411 dieſem Spruche, und ward ſeiner Haft ledig, ſtarb aber bald darauf, wie es heißt, an Gift.

Nach der Unterwerfung und Demüthigung des Rotenburgers war der Biſchof Georg von Trient aller Mittel beraubt, dem Herzoge Friedrich, welcher durchaus ſtrebte, ſeine Voigteigewalt in eine wirkliche Herrſchaft zu verwandeln, längeren Widerſtand zu leiſten. Der am 29. Juli 1410 vom Herzoge Ernſt zu Hall gefällte Schiedsſpruch lautete: daß das Hochſtift ſich den drei herzoglichen Brüdern, als ſeinen rechten Voigten, verſchreiben müſſe, und nach langem Beſinnen entſchloß ſich endlich am 9. December der Biſchof, dem Herzoge Friedrich die Beſitzungen des Bisthums zu übergeben, mit Vorbehalt aller geiſtlichen Rechte, die er durch einen Suffragan

verwalten lassen würde, und gegen eine Jahresrente von tausend Ducaten. Versuche, die der Bischof aus der Ferne unternahm, um das Aufgegebene wieder zu gewinnen, schlugen fehl. Tirol war beruhigt, und Herzog Friedrich's Herrschaft in diesem Lande befestigt und in ihrem Umfange erweitert. Zu gleicher Zeit gelang es auch dem Herzoge Friedrich, das Rheinthal wieder zu erobern. Nachdem seine Gemalin Elisabeth, Tochter des Königs Rupprecht, am letzten Tage des Jahres 1408 verstorben war, ohne ihm Leibeserben zu hinterlassen, vermälte er sich zu Pfingsten 1410 mit Anna, der Tochter des Herzogs Friedrich von Braunschweig.

Im deutschen Reiche waren inzwischen mancherlei Veränderungen vorgefallen, von denen jedoch nur einige auch auf Oesterreich Bezug hatten. Der machtlose König Rupprecht starb im Mai 1410, und der zwiespältige Rath der Kurfürsten erwählte im September zwei römische Könige: den König Sigmund von Ungarn und den Markgrafen Jodocus von Mähren. Schon drohte neue Fehde zwischen den blutsverwandten Gegenkönigen; da machte am 8. Januar 1411 des Jodocus Tod dem Zwiste ein Ende. Nach ihm wurde Sigmund einhällig als deutsches Reichsoberhaupt anerkannt, und für Oesterreich entsprang aus beiden Ereignissen der Vortheil, daß es an Jodocus einen unruhigen, gefährlichen Nachbar verlor, in dem neuen Reichsoberhaupte einen schon bewährten Schützer und Gönner gewann. Auch der Tod des vielgehaßten Bischofs Leopold von Freisingen, im August 1410, löste manche Verwirrung und zerstreute manche Faction.

Bei den stäten Kriegen und Zerwürfnissen konnte für das innere Heil der Länder wenig gethan werden. Um dem Umsichgreifen der ausländischen schlechten Münze zu wehren, die, bei dem Mangel an inländischer, in Masse hereinströmte, verbot der Herzog Leopold, als Regent in Oesterreich, fremde Münzen in das Land zu bringen, oder Handel damit zu treiben. Nur den Münzern stand das Geldwechseln und Silbereinkaufen zu; Anderen war es untersagt, sobald die Summe weniger als zehn Gulden betrug. Den Juden wurde aller Unterkauf verboten, außer mit ihren Pfändern.

Im Jahre 1410 kam auch Hieronymus von Prag, der Gefährte und Glaubensgenosse des Johann Huß, nach Wien, und begann sofort wiklefitische Lehren zu verbreiten und Anhänger zu werben. Seine fertige Dialektik, der Reiz der Neuheit und die Versuchung, die Wachsamkeit der geistlichen Oberaufsicht zu täuschen, führte ihm in Wien manche Schüler zu. Als der Passauer

Official in Wien, Andreas von Grillenberg, Kunde davon erhielt, gebahrte er ſich ſogleich als Inquiſitor, verfuhr, der damaligen Sitte gemäß, gegen die erklärten Ketzer nach den beſtehenden ſtrengen Vorſchriften, und ließ mehre derſelben, wie auch des Irrglaubens Verdächtige, einkerkern. Manche entſagten der Ketzerei, und der Magiſtrat wollte ſie, als Gebeſſerte, wieder in Freiheit ſetzen. Der eifernde Official gab dies nicht zu, und als die um ihr Gutachten befragte Univerſität dem Magiſtrate beipflichtete, wurde ſie ſelbſt von dem Official hart verſchrieen, als ob ſie der Ketzerei Vorſchub leiſtete. Auch den Hieronymus von Prag berief Letzterer vor ſein geiſtliches Gericht. Er ſtellte ſich, wurde überwieſen, Irrlehren verbreitet zu haben, und gelobte, auf jeden ferneren Ruf vor dem geiſtlichen Gerichte zu erſcheinen, Wien aber, bei Strafe des Meineides und höheren Kirchenbannes, nicht zu verlaſſen. Aber ehe noch ſein Urtheil geſprochen wurde, entwich er von Wien nach Mähren. Er wurde durch eine am Kirchenthore bei St. Stephan angeheftete Citation abermals aufgefordert, und da er nicht erſchien, des Verbrechens des Meineides, der Strafe des Kirchenbannes und des ſehr wahrſcheinlichen Verdachts wikleſitiſcher Ketzerei ſchuldig erklärt, daher männiglich vor ſeinem Umgange gewarnt, auch, um die weitere Verbreitung ſolcher Irrlehren zu hemmen, die Biſchöfe angewieſen, jenes Erkenntniß in allen Kirchen ihrer Diöceſen öffentlich bekannt zu machen.

Im Auguſt 1410 brach in Wien, wie überhaupt in Oeſterreich, eine mörderiſche Seuche aus, welche bis in den Anfang des folgenden Jahres hinein wüthete und Tauſende in die Gruft hinabſtieß. Auf dem Kirchhofe zu St. Stephan allein wurden täglich an achtzig Leichen beerdigt, und oft noch mehr. Als es an Raum gebrach, erhielten die Klöſter die Befugniß, innerhalb ihrer Ringmauern Alle begraben zu dürfen, deren Hinterlaſſene darauf antragen würden. Mehr als tauſend Studenten erlagen dieſer gräulichen Peſt.

Der junge Herzog Albrecht wurde, um ihn aus dem Bereiche der Gefahr zu bringen, nach dem Schloſſe Starhemberg, nordweſtlich von Neuſtadt, geführt. Wahrſcheinlich knüpften ſeine Anhänger bereits damals beſondere Abſichten an dieſe Veränderung ſeines Aufenthaltes, denn der Tag ſeiner Volljährigkeit war nahe. Endlich erſchien dieſer Tag, der 24. April 1411. Aber gleichwohl trafen die Herzoge Leopold und Ernſt keine Anſtalten, die Vormundſchaft niederzulegen. Da hielten Albrecht's

Treue es an der Zeit, geeignete Schritte zu thun. Reinprecht von Walsee und Leopold von Eckartsau bewerkstelligten, daß Schloß Starhemberg sammt dem Herzoge Albrecht ihnen übergeben wurde, und führten nunmehr ihren jungen Gebieter auf Umwegen über die Donau nach Eggenburg. Hieher beriefen sie die Landstände, um zu berathschlagen, auf welche Weise der, laut früherer Satzung jetzt als volljährig zu betrachtende Albrecht in die Regierung eingesetzt, und die Vormundschaft beendigt werden könnte. Die Versammlung war noch beisammen, als die Nachricht eintraf, Herzog Leopold IV. sey am 3. Juni 1411 in Wien plötzlich vom Tode hingerafft worden. Ob das Aufbrechen einer früheren Wunde, die er sich einst bei'm jähen Spannen einer Armbrust beigebracht und schneller, als räthlich, hatte zuheilen lassen, ob ein Schlagfluß aus natürlichen Ursachen, oder aus Zorn über den Zweck der ständischen Verhandlungen zu Eggenburg, dem Leben des rüstigen, erst vierzigjährigen Mannes so schnell ein Ziel gesetzt, ist unermittelt geblieben.

Leopold, zu Härte und Willkür geneigt, und Urheber verderblicher Kriege, war wenig geliebt. Sein Tod wurde daher auch wenig beklagt, und war unter den waltenden Umständen von doppelter Wichtigkeit, denn nun war nur noch Einer, der Herzog Ernst, übrig, der sich die Vormundschaft anmaßte, und dem sie abgenommen werden mußte. Auch ließ Leopold's kinderloser Hintritt in keiner Beziehung neue Zwistigkeiten um sein Erbe befürchten.

Auf die Kunde von Herzog Leopold's Tode waren die zu Eggenburg versammelten Stände sofort bedacht, den jungen Herzog Albrecht nach Wien zu führen, wohin ihn auch sein Oheim, der Herzog Ernst, in einem freundlichen Briefe einlud. Am 6. Juni hielt Albrecht seinen feierlichen Einzug in Wien, wo er von Alt und Jung mit großem Jubel empfangen wurde; denn Alles war froh, daß die Regierung Vieler jetzt ein Ende nehmen solle, und man nun wieder wisse, wer eigentlich Herr sey in Oesterreich. Nur seine Oheime, Ernst und Friedrich, freuten sich dessen nicht; sie machten vielmehr Versuche, die Vormundschaft noch bis zu Albrecht's erfülltem sechzehnten Jahre zu verlängern. Dem aber widersetzten sich die Stände kräftig, und um auf jeden Fall gefaßt zu seyn, stellten sie dem jungen Herzoge Männer an die Seite, deren Ergebenheit und Treue eben so bewährt war, als ihre Erfahrung und ihr Muth. Namentlich wurde Reinprecht von Walsee zum Oberst-hofmeister, Pilgrim von Puchaim zum Landmarschall bestellt.

Als die Herzoge Ernst und Friedrich ihre Plane auf die Vormundschaft gescheitert sahen, waren sie ihres Unmuthes nicht länger Meister. Von Himberg aus, wo sie sich aufhielten, ließen sie die Straßen nach der Hauptstadt unsicher machen, und bis in die Vorstädte hinein Streifzüge unternehmen. Aber Reinprecht von Walsee zog böhmische und baierische Truppen an sich, und wehrte die Wegelagerei so nachdrücklich ab, daß Ernst und Friedrich sich in Himberg nicht länger halten konnten, sondern, Groll im Herzen, fort nach Neustadt zogen, und ihre Rache an Reinprecht's Gütern in Steyermark kühlten, die sie heftig befehdeten, wogegen Reinprecht die Festungen des Herzogs Ernst anfiel, und ihm schweren Schaden zufügte. Da dies Alles zu keinem Ziele führen konnte, so beurkundete Ernst endlich, sich dem Schiedsspruche des römischen und ungarischen Königs Sigmund unterwerfen zu wollen. Ehe noch dieser Spruch erfolgte, erklärte der König am 7. October 1411, den Herzog Albrecht, als Sohn seines Freundes, der ihm solchen noch auf seinem Sterbelager empfohlen, zum künftigen Gemale seiner damals erst zweijährigen Tochter Elisabeth. Hiermit waren dem jungen Herzoge die glänzendsten Aussichten zur Vergrößerung seines, durch Theilungen und Uneinigkeiten geschwächten Hauses eröffnet; denn Elisabeth war für den Fall, daß Sigmund keine Kinder mehr bekäme, durch die ungarischen Großen zur Erbin des Reiches erklärt, und auch der König Wenzel von Böhmen hatte keinen anderen Erben, als seinen Bruder Sigmund. So strebten also beide herrliche Königreiche, Ungarn wie Böhmen, der Vereinigung mit Oesterreich zu.

Am 30. October fällte der König Sigmund auf der Burg zu Ofen sein schiedsrichterliches Urtheil über die Vormundschaft in Oesterreich. Herzog Albrecht ward derselben enthoben, auf den Grund aller früheren Satzungen, welche die Dauer der Minderjährigkeit bis 24. April 1411 festgestellt hatten, und nach dem gemeinen Landrechte in Oesterreich, das vierzehn Jahre zur Volljährigkeit bedinge. In Gemäßheit der von Herzog Albrecht III. mit dessen Bruder Leopold getroffenen Uebereinkünfte sey Albrecht V. nunmehr Erbe und Regierer Oesterreich's und des Landes ob der Enns, welche Fürstenthümer der Herzog Ernst ihm zu übergeben habe; nur die, Letzterem verpfändete Stadt Steyer habe derselbe bis zu ihrer Auslösung zu behalten. Da der Herzog Ernst mit Reinprecht von Walsee Frieden zu schließen wünscht, und Letzterer gleiches Verlangen hegt, so sollen beide Herzoge ihre

Vasallen von weiterer Feindseligkeit abhalten. Dem Herzoge Ernst sollen die für Vormundschaft und Zehrung noch rückständigen Beträge ausbezahlt werden; dagegen hat er dem Herzoge Albrecht die Schlösser Gutenstein, Potenstein, Larendorf, Hintberg, Kirchlingen und den Hof zu Uteldorf, ingleichen die Häuser in Wien und alle in dessen Kanzlei gehörigen Bücher und Briefe zurückzustellen. Auch hört er, laut früherem Versprechen, auf, den Anhängern Herzog Albrecht's ungnädig zu seyn. Die von Albrecht erhobenen Ansprüche auf 36,500 Pfund Wiener Pfennige, die während der Vormundschaft widerrechtlich verausgabt worden seyn sollen, mögen durch genaue Rechnung untersucht, und das richtig Befundene erstattet werden.

Dieses mit aller Ruhe und Unparteilichkeit geschöpfte Urtheil des Königs hatte gleichwohl Herzog Ernst's Beifall so wenig, daß er nach Steyermark ging, dort den Krieg gegen Reinprecht von Walsee eifrig fortsetzte, und denselben aller Lehen verlustig erklärte, die er, wie auch alle zu machenden Eroberungen, im voraus seinem Bruder Friedrich übertrug, um diesen desto fester an sich zu ziehen. Auch gab er Letzterem Vollmacht, ein Bündniß mit der Republick Venedig einzugehen, die dazumal in offener Feindschaft mit Sigmund sich befand, näherte sich dem Könige Wladislaw von Polen, in welchem er einen Schiedsrichter zwischen sich und dem römisch-ungarischen Könige zu gewinnen hoffte, und schloß am 24. Februar 1412 mit ihm, wie auch mit dem Großfürsten Alexander von Lithauen, ein Schutz- und Trutzbündniß wider Jedermann. Nicht minder suchte er den König Wenzel von Böhmen wider Albrecht und Sigmund aufzureizen. Um diesen Anschlägen zu begegnen, errichteten am 6. Juni der König Sigmund und der Herzog Albrecht ein Bündniß zu gegenseitigem Schutze, wobei der König, in edler Selbstverläugnung, Albrecht's Beistand wider Ernst nur für den Fall in Anspruch nahm, wenn die Feindseligkeit die Vormundschaft zum Gegenstande habe. Ernst ging, nachdem er sich in Ofen mit dem eben dort anwesenden Könige Wladislaw besprochen und von ihm die Zusage erhalten hatte, daß binnen achtzehn Monaten der Zwist mit Sigmund durch einen neuen schiedsrichterlichen Ausspruch beigelegt werden sollte, nach Krakau, um mit eigenen Augen sich zu überzeugen, ob der allgemeine Ruf von der unvergleichlichen Schönheit der Prinzessin Cimburg, Tochter des Herzogs Ziemowit von Masowien, nicht zu viel gesagt habe. Um unerkannt zu bleiben, kam er verkleidet an, wurde jedoch erkannt, mit großen Ehren aufgenommen

und mit Limburg getraut, die, eben so schön als riesenkräftig, mit einer Hand beladene Wagen fortgezogen, mit der anderen Hufeisen zerbrochen haben soll.

Albrecht, von verständigen Rathgebern geleitet und in der Wahl derselben glücklich, bewies, ungeachtet seiner Jugend, viel Umsicht und Scharfsinn. Er ergriff zweckmäßige Mittel, um die Wunden zu heilen, welche Krieg und Zwiespalt dem Lande geschlagen. Die Gemüther waren während der langen Unruhen verwildert; es bedurfte entschiedenen und strengen Eingreifens. Der Herzog schrieb eine Steuer aus, um Söldner in seine Dienste zu nehmen, und das herumziehende Gesindel, wie auch die Raubritter, im Zaume zu halten. Gegen Betrüger und Fälscher erging ein schweres Strafgericht. Der Ritter Truchseß von Grues und der herzogliche Knappe Trachter starben auf dem Scheiterhaufen, weil sie Urkunden zu fälschen gewagt. Dadurch wurde die Sicherheit wieder hergestellt, und ein Rechtszustand gegründet, wie man ihn seit lange nicht gekannt hatte. Alles freute sich dieser lange entbehrten Wohlthat, und pries die Weisheit und Gerechtigkeit des fürstlichen Jünglings. Mit Mähren wurde ein Uebereinkommen getroffen, durch welches alle Gränzfehden bis St. Georgstag 1416 ausgesetzt bleiben sollten. Endlich schien auch die feindselige Stellung der herzoglichen Oheime sich zum Guten wenden zu wollen. Dem Könige Sigmund machte sein Krieg gegen Venedig den Frieden auf anderer Seite doppelt wünschenswerth. Er kam mit dem Herzoge Friedrich an der Etsch zusammen, und ernannte ihn zu einem Schiedsrichter seiner Mißhälligkeiten mit Ernst, womit Letzterer sich einverstanden erklärte. Zudem versprach der König dem Herzoge Ernst, ihn bis 29. September 1413 mit Reinprecht von Walsee zu vergleichen, und machte diesem bis dahin den Frieden zur Pflicht, wogegen die herzoglichen Brüder binnen solcher Zeit ebenfalls nichts Feindliches gegen denselben zu unternehmen gelobten. Der Waffenstillstand wurde bis 24. April 1414 bestimmt, dann aber bis eben dahin 1415 verlängert, und durch den Herzog Albrecht später zu einem vollkommenen Frieden erhoben.

Die Kirche bot damals ein Bild der traurigsten Zerrissenheit, und wer, von den weltlichen Wirren der Zeit hinweg, seinen Blick dorthin zu wenden hoffte, von wo aus Allen die Ruhe und der Frieden verheißen ist, der begegnete nur noch ärgerem Kriege und Zwiespalte, aber keinem Troste. Zwei Päpste, Gregor XII. und Benedict der XIII., waren gleichzeitig gegen einander

aufgestanden. Jeder behauptete, der Rechtmäßige zu seyn, und verfolgte den Anderen mit seinen geistlichen, und, wo es anging, auch mit weltlichen Waffen. Zwar erklärte Gregor, daß er, treu seinem, vor seiner Erwählung geschworenen Eide, seine Würde niederzulegen bereit sey, wenn sein Gegenpapst in Avignon sich zu Gleichem verstehe, und wirklich nahm Benedict den Antrag an. Aber von der dieserhalb zu Savona angesetzten Zusammenkunft der Päpste blieb Gregor aus, und endlich hielt Beide die Furcht vor gegenseitigem Verrathe ab, sich einander persönlich zu nähern. So drohte denn Alles bei'm Alten zu bleiben. Die zwei Päpste hatten durch ihr Benehmen so allgemeine Mißbilligung erregt, daß die meisten Cardinäle von einem wie von dem anderen abfielen, und ein Concilium in Pisa ankündigten, das Gregor vergebens zu hintertreiben suchte, und welches auch von der Universität zu Wien durch zwei Abgeordnete beschickt wurde. Es nahm am 25. März 1409 seinen Anfang, trotz aller Gegenbemühungen der beiden Päpste. Das Concilium sprach die Absetzung Beider aus, und erhob am 26. Juni Alexander V. auf den Stuhl Petri. Die christliche Welt hatte nunmehr, da die beiden früheren sich nach wie vor als Päpste gebahrten, gar drei Oberhäupter, statt eines einzigen, und die Verwirrung nahm nur zu, statt ab. Papst Alexander starb schon am 3. Mai 1410, und seine Stelle wurde sofort durch Johann XXIII. ersetzt. Nun erneuerten sich die vorigen ärgerlichen Auftritte zwischen den drei Päpsten. Der leidenschaftliche Gregor zumal sprach über seine Nebenpäpste und deren Anhänger die Verdammniß aus, verhieß Allen, die wider den Papst Johann die Waffen ergreifen würden, vollkommene Vergebung der Sünden, und zählte alle Völker von dem Gehorsam gegen ihre Landesfürsten los, wenn diese einem anderen Papste, als ihm, anhängen würden; wogegen Johann seine Gegenpäpste, Gregor und Benedict, für Ketzer erklärte. Parteien erstanden für und wider. Der König Ladislaus von Neapel, vorher ein Anhänger Gregor's, verließ diesen, zwang ihn zur Flucht von Gaeta nach Rimini, und trat um eine hohe Summe auf die Seite Johann's. Aber bald darauf auch Letzterem abtrünnig, überfiel er Rom, und nöthigte den Papst Johann, sich durch schnelle Flucht nach Florenz zu retten. Dieser ließ sofort in der ganzen christlichen Welt einen Kreuzzug gegen ihn predigen, als gegen einen Ketzer und Feind der Kirche. Eine solche Kreuzbulle wurde auch der Universität zu Wien übersendet, zur Nachachtung für die Herzoge. Der Herzog Albrecht wich jedoch dieser

War auch der äußere Friede zwiſchen den Brüdern Leopold und Ernſt beſiegelt, ihre Herzen hatten doch auf immer mit einander gebrochen. Der Vertrag, welchen Ernſt mit ſeinem anderen Bruder Friedrich ſchloß, und worin er ihn für ſeinen Todesfall zu ſeinem Erben an Land und Leuten diesſeit und jenſeit des Arls, wie auch aller fahrenden Habe einſetzte, ohne Leopold's dabei zu gedenken, verräth ſeine Geſinnungen hinlänglich. Nur die beiderſeitige Geldnoth vermochte die Brüder zu gemeinſamen Maßregeln zu vereinigen. Der herzogliche Hausſchatz wurde von ihnen getheilt, und zwar nicht, wie ſich geziemt hätte, in zwei Theile, deren einer dem Herzoge Albrecht, der andere den herzoglichen Oheimen zugefallen wäre, ſondern in vier, davon jeder einen für ſich nahm.

Der König Sigmund legte, nachdem er Oeſterreich den Frieden vermittelt, auch in anderer Weiſe ſeine liebevollen Geſinnungen für den, ſeiner Fürſorge ſo dringend empfohlenen, jungen Herzog Albrecht an den Tag, indem er am letzten September 1409 zu Ofen die Erbverbrüderung Karl's IV. vom 26. März 1366 für den Fall erneuerte, daß nach dem Ableben ſeines Bruders, des Königs Wenzel, und ſeines Vetters, des Markgrafen Jodocus, deſſen Länder, Böhmen und Mähren, ihm zufallen ſollten. Da Wenzel und Jodocus keine Kinder, Sigmund nur eine Tochter hatte, ſo waren damit für den Herzog Albrecht herrliche Ausſichten eröffnet.

In Tirol hatte der Herzog Friedrich mittlerweile einen ſchweren Stand gehabt, und ſeine Geldverlegenheiten verwehrten ihm, ſich Luft zu ſchaffen. Der Antheil, den er von dem Hausſchatze entnommen, gab ihm wieder einige Mittel an die Hand, und mit beſſeren Hoffnungen eilte er nach Tirol zurück, in deſſen ſüdlichem Theile er große Gährung vorfand. Den Biſchof Georg von Trient hatte er zwar nach Wien in Haft geſchickt, aber die Lande dieſes Kirchenfürſten waren damit nicht beruhigt, weil die vom Herzoge dort eingeſetzten Befehlshaber, Heinrich von Rotenburg und Johann von Annenberg, ihre Gewalt mißbrauchten. Es ward nöthig, die Rückkehr des Biſchofs in ſeinen Sprengel zu veranlaſſen, ſchon um das Interdict aufzuheben, welches ſeine Gefangenſchaft über Wien gebracht hatte. In Schwaz trat ein Schiedsgericht zuſammen, um die Streitigkeiten zwiſchen dem Herzoge Friedrich und dem Biſchofe Georg auszugleichen, und entſchied am 19. October 1409: „der Biſchof ſey freizulaſſen, und habe dafür den Kirchenbann aufzuheben. Dem Herzoge ſollte das Schloß Perſen nebſt allem Zugehör und den Pfandbriefen, dagegen

aber das Schloß Buon Consiglio zu Trient dem Bischofe übergeben werden, welcher sowohl für dieses, wie für Riva, Tann und alle anderen Schlösser, den Herzog als Voigt des Hochstifts anzusehen habe. Der Herzog sollte ihm Silva abtreten. Für die Hälfte der vom Herzoge berechneten 30,000 Gulden Kriegskosten sollten die Geräthschaften zu Persen angerechnet, über die andere Hälfte später vom Bischofe entschieden werden. Dreitausend Mark Silbers sollte als Strafe erlegen, wer gegen solchen Schiedsspruch handeln würde."

Darauf kehrte der Bischof nach Trient zurück. Als aber der Spruch zur Vollziehung kommen sollte, wurde ausgesprengt, der Bischof habe dem Herzoge Friedrich nach dem Leben getrachtet, und Letzterer benutzte dies, den ganzen Schiedsspruch, der seinen Beifall nicht hatte, rückgängig zu machen. Zwar kehrte man bei einer Zusammenkunft zu Botzen zu der früheren Einigung zurück; als jedoch die Rede auf das Recht des Erbvoigts kam, und der Herzog das Verlangen stellte: daß demselben, nach Abgang eines Bischofs, alle Beamten des Bisthums gehorsam seyn sollten, brach Heinrich von Rotenburg, der zugleich auch Hauptmann des Bischofs, mithin in dessen Vortheil verflochten, nebstbei auch der mächtigste Landherr in Tirol war, in die Worte aus: „Wenn der Bischof Solches einginge, würde er seine Partei verlassen; denn auf diese Art würden, was eben so ungeziemend, als gegen alles Recht, die Bischöfe nach Willkür der Herzoge und der Lehensleute gewählt werden." —

Die Unterhandlungen wurden hierauf abgebrochen, und der Bischof floh zu seinem Hauptmanne und Anhänger, dem Rotenburger. In Trient entstand heftiger Aufruhr; der von Rotenburg bewältigte ihn, und ließ die Freunde des Herzogs, den er und der Bischof für den Anstifter dieser Unruhen ausgaben, in mehren Plätzen festnehmen, ihres Eigenthums berauben, ja Einige sogar hinrichten. Mehre angesehene Edle, so die von Thun, von Goldeck und von Arz, schlugen sich auf des Rotenburgers Seite, der, als fürstbischöflicher Hauptmann, nunmehr dem Herzoge als offener Feind entgegentrat, und ihm mit den Waffen die Bedingungen des Friedens mit dem Bischofe vorzuschreiben entschlossen schien. — Doch auch der Herzog rüstete kräftigst, und Heinrich von Rotenburg, der sich der Macht des Herzogs nicht gewachsen fühlte, sah sich nach entscheidenderem Beistande um. Nachdem der Graf von Görz ihm die angesprochene Hilfe abgeschlagen, eilte er nach

Baiern, stimmte die Herzoge, Stephan zu Ingolstadt, und Ernst und Wilhelm zu München, gegen den Herzog Friedrich, und brachte durch Versprechungen die Herzoge Stephan und Wilhelm endlich dahin, daß sie den Herzogen Ernst und Friedrich den Krieg erklärten, und an der Spitze einer Kriegsschaar gegen Tirol vordrangen. Bei Rattenberg erwartete sie der Rotenburger. Sie beabsichtigten, die Salzwerke zu Hall zu besetzen. Weil aber die Brücke bei Volders abgetragen und der Inn angeschwollen war, legten sie sich vor die Burg Matzen. Diese wurde jedoch durch Ulrich von Freundsberg sieben Wochen lang tapfer vertheidigt, bis der Herzog Friedrich, durch seinen Bruder Ernst, noch mehr aber durch die treuen Städte Innsbruck und Hall unterstützt, stark genug war, dem Feinde gegenüber eine Stellung bei Trotzberg einzunehmen. Darauf kam es zu Unterhandlungen, und am 3. September 1410 wurde zu Rattenberg und Hall zwischen den baierischen Herzogen und den Herzogen Ernst und Friedrich ein Waffenstillstand auf ein Jahr abgeschlossen, der nach und nach auf fünf Jahre ausgedehnt wurde. Heinrich von Rotenburg stand nun wieder verlassen; seine und seiner Anhänger Güter und Burgen waren von den Treuen des Herzogs überfallen und zum Theil erobert worden, und ihm blieb nur übrig, sich zu unterwerfen. Aber bevor er noch dazu kam, wurde er, wahrscheinlich durch Verrath, gefangen, und nur gegen Urfehde später wieder entlassen. Er wurde in Anklagestand versetzt, und der Herzog Friedrich entschied gegen ihn: daß er ohne Verzug Fridberg, Leuchtenburg, Castelfund, Canaw und alle Gerichte, die er auf dem Nons besitze, dann Segonzan und die neu erbaute Bastei im Sulsthal, nebst allen Gefangenen zu übergeben habe. Nach einigem Weigern unterwarf sich der Rotenburger zu Anfang des Jahres 1411 diesem Spruche, und ward seiner Haft ledig, starb aber bald darauf, wie es heißt, an Gift.

Nach der Unterwerfung und Demüthigung des Rotenburgers war der Bischof Georg von Trient aller Mittel beraubt, dem Herzoge Friedrich, welcher durchaus strebte, seine Vogteigewalt in eine wirkliche Herrschaft zu verwandeln, längeren Widerstand zu leisten. Der am 29. Juli 1410 vom Herzoge Ernst zu Hall gefällte Schiedsspruch lautete: daß das Hochstift sich den drei herzoglichen Brüdern, als seinen rechten Vogten, verschreiben müsse, und nach langem Besinnen entschloß sich endlich am 9. December der Bischof, dem Herzoge Friedrich die Besitzungen des Bisthums zu übergeben, mit Vorbehalt aller geistlichen Rechte, die er durch einen Suffragan

verwalten lassen würde, und gegen eine Jahresrente von tausend Ducaten. Versuche, die der Bischof aus der Ferne unternahm, um das Aufgegebene wieder zu gewinnen, schlugen fehl. Tirol war beruhigt, und Herzog Friedrich's Herrschaft in diesem Lande befestigt und in ihrem Umfange erweitert. Zu gleicher Zeit gelang es auch dem Herzoge Friedrich, das Rheinthal wieder zu erobern. Nachdem seine Gemalin Elisabeth, Tochter des Königs Ruprecht, am letzten Tage des Jahres 1408 verstorben war, ohne ihm Leibeserben zu hinterlassen, vermälte er sich zu Pfingsten 1410 mit Anna, der Tochter des Herzogs Friedrich von Braunschweig.

Im deutschen Reiche waren inzwischen mancherlei Veränderungen vorgefallen, von denen jedoch nur einige auch auf Oesterreich Bezug hatten. Der machtlose König Rupprecht starb im Mai 1410, und der zwiespältige Rath der Kurfürsten erwählte im September zwei römische Könige: den König Sigmund von Ungarn und den Markgrafen Jodocus von Mähren. Schon drohte neue Fehde zwischen den blutsverwandten Gegenkönigen; da machte am 8. Januar 1411 des Jodocus Tod dem Zwiste ein Ende. Nach ihm wurde Sigmund einhällig als deutsches Reichsoberhaupt anerkannt, und für Oesterreich entsprang aus beiden Ereignissen der Vortheil, daß es an Jodocus einen unruhigen, gefährlichen Nachbar verlor, in dem neuen Reichsoberhaupte einen schon bewährten Schützer und Gönner gewann. Auch der Tod des vielgehaßten Bischofs Leopold von Freisingen, im August 1410, lösete manche Verwirrung und zerstreute manche Faction.

Bei den stäten Kriegen und Zerwürfnissen konnte für das innere Heil der Länder wenig gethan werden. Um dem Umsichgreifen der ausländischen schlechten Münze zu wehren, die, bei dem Mangel an inländischer, in Masse hereinströmte, verbot der Herzog Leopold, als Regent in Oesterreich, fremde Münzen in das Land zu bringen, oder Handel damit zu treiben. Nur den Münzern stand das Geldwechseln und Silbereinkaufen zu; Anderen war es untersagt, sobald die Summe weniger als zehn Gulden betrug. Den Juden wurde aller Unterkauf verboten, außer mit ihren Pfändern.

Im Jahre 1410 kam auch Hieronymus von Prag, der Gefährte und Glaubensgenosse des Johann Huß, nach Wien, und begann sofort wiklefitische Lehren zu verbreiten und Anhänger zu werben. Seine fertige Dialektik, der Reiz der Neuheit und die Versuchung, die Wachsamkeit der geistlichen Oberaufsicht zu täuschen, führte ihm in Wien manche Schüler zu. Als der Passauer

Während dieſer Prozeß ſeiner tragiſchen Löſung entgegenſchritt, verfolgte das Concilium mit großem Eifer ſeine übrigen wichtigen Zwecke; vor Allem aber ſtrebte es die paſſendſten Mittel aufzufinden, die zur ſchleunigen Beſeitigung der Kirchenſpaltung dienen könnten. Der anweſende Papſt Johann gerieth dabei in die bedenklichſte Lage; denn man ſprach, um jenes Ziel im kürzeſten Wege zu erreichen, unumwunden von einer Abſetzung ſämmtlicher drei Päpſte. Die Stimmen bei dieſen Vorſchlägen ſollten, zur Vereinfachung des Verfahrens, nicht nach den Köpfen, ſondern nach den Nationen gezählt werden. Dieſer Ausweg machte Johann's geſammte Vorkehrungen zu nichte, die er durch Geſchenke und dadurch, daß er zahlreiche Titularbiſchöfe und Aebte aus Italien mit ſich nach Konſtanz führte, getroffen, um ſich der Stimmenmehrheit zu verſichern. Dergleichen Umtriebe, die zur öffentlichen Kenntniß gelangten, beſchleunigten nur ſeinen Sturz. Aufgefordert, ſeiner Würde freiwillig zu entſagen, verſprach er zwar am 16. Februar 1415, ſich dieſem Antrage zu fügen, vorausgeſetzt, daß die zwei anderen Päpſte ein Gleiches thun würden; aber dieſes Verſprechen genügte nicht, und er wurde, beſonders unter Zuthun der Abgeordneten der Pariſer Hochſchule, zuletzt dergeſtalt bedrängt, daß er am 1. März die vom Concilium verfaßte Formel gut hieß, und am folgenden Tage vor dem Altare kniend beſchwor: in jedem Falle die päpſtliche Würde niederzulegen, wenn die Kirchenſpaltung dadurch zu beendigen ſey. Alles freuete ſich dieſer Erklärung, durch welche der lange Zwiſt endlich aufhören ſollte, und die der Papſt am 7. März dem Könige durch eine beſondere Urkunde beſtätigte. Man hoffte, nach ſeinem Beiſpiele, nun auch die Gegenpäpſte Gregor und Benedict zu gleicher Entſagung zu vermögen, um, wenn alle drei Päpſte beſeitigt wären, zur Wahl eines neuen, einzigen Kirchenoberhauptes ſchreiten zu können. Aber der Papſt Johann war, indem er jene Erklärung gegeben, nur dem Drange der Umſtände gewichen, weil er, im Weigerungsfalle, vielleicht Gefahr für ſeine Perſon und Freiheit beſorgen mochte; wahr zu machen, was er verſprochen, gedachte er nicht. Darum weigerte er ſich auch, Bevollmächtigte zu ernennen, die ſeine Abdankung dem Concilium kund thun ſollten, und ſeine Italiener beſtärkten ihn in dieſer Weigerung. Er ſprach vielmehr von einer Verſetzung des Conciliums von Konſtanz nach Nizza, und Alles deutete ſeine Abſicht an, daß er von Konſtanz entfliehen und das Concilium trennen wolle, um ſeiner Abdankung zu entgehen. Um dies zu hindern,

und den Papſt zur Erfüllung ſeiner Zuſage zu nöthigen, ließ der König Sigmund die Stadtthore ſchließen, und ſowohl den Papſt, wie auch den Herzog Friedrich, deſſen enges Einverſtändniß mit demſelben nicht unbekannt war, genau beobachten. Der Papſt mußte dem Könige feierlich geloben, Konſtanz während der Dauer des Conciliums nicht zu verlaſſen; der Herzog Friedrich aber wurde vom Könige ausdrücklich gewarnt, ja Nichts zu unternehmen, was dem Concilium und der Wiederherſtellung der Einigkeit der Kirche zum Nachtheile gereichen könnte, und der Herzog gab hierauf ſein Wort. Aber insgeheim hatte Letzterer mit dem Papſte ſchon Alles zur Flucht verabredet.

Um die Aufmerkſamkeit der Beobachter abzulenken, veranſtaltete der Herzog Friedrich am 20. März 1415 ein großes Turnier vor den Thoren der Stadt. Während Alles zu dieſem Schauſpiele hinausſtrömte, warf der Papſt Johann ſich in die Kleidung eines Knechtes, hüllte ſich in einen grauen Mantel und eine Kappe, die ſeine Geſtalt und ſein Geſicht verbarg, und ritt auf einem kleinen Pferde, nur von einem Knaben begleitet, dem Rheine zu. Dort lag ein Schiff für ihn bereit, auf welchem er glücklich nach Schaffhauſen entwich, welche Stadt dem Herzoge Friedrich zugehörte. Von da ſchrieb er am folgenden Tage dem Könige nach Konſtanz, daß er durch Gottes Gnade ſich nun in Freiheit befinde, und daß er ohne Vorwiſſen Herzog Friedrich's von Konſtanz entflohen ſey; übrigens ſey er bereit, ſein Verſprechen nun mit mehr Freiheit und Sicherheit ſeiner Perſon zu erfüllen.

Der Herzog Friedrich hätte vielleicht den Verdacht von ſich abwehren können, wenn er in Konſtanz geblieben wäre, und ſeine Mitwirkung geläugnet hätte. So aber entfernte er ſich ebenfalls aus der Stadt, um zu ſeinem Schützlinge nach Schaffhauſen zu eilen, und klagte ſich dadurch ſelbſt an. Als in Konſtanz des Papſtes Flucht verlautbarte, entſtand große Bewegung; man glaubte, die Auflöſung des Conciliums ſey unausbleiblich, und träumte von Aufſtand und Plünderung, zumal als der Papſt die ihm nachgeſandte Aufforderung zur Rückkehr nach Konſtanz abſchlug, von Schaffhauſen weiter nach Lauffenburg floh, und ſein früheres Verſprechen für erzwungen und daher ungiltig erklärte. Doch der König beruhigte die Gemüther, und der Fortbeſtand des Conciliums, auch in des Papſtes Abweſenheit, wurde feierlich ausgeſprochen. Der Papſt hielt ſich noch immer nicht ſicher; er enteilte von Lauffenburg nach Freiburg im Breisgau, von da aber nach

Breisach und Neuburg am Rhein, und unterhandelte hier mit dem Herzoge von Burgund, um mit dessen Beistande nach Avignon entfliehen zu können.

Ueber den Herzog Friedrich brach nun zunächst das Ungewitter los. Er wurde von der Versammlung zu Konstanz vorgeladen, um sich vor dem Könige und dem Concilium wegen seines Benehmens zu verantworten. Da er nicht erschien, wurde am 7. April 1415 vom Könige die Reichsacht, vom Concilium der Kirchenbann über ihn ausgesprochen. Die benachbarten Reichsstände und die Schweizer wurden aufgefordert, Friedrich's Länder mit Krieg zu überziehen, und, was sie erobern würden, ihnen als Eigenthum zugesagt; die Unterthanen wurden des Eides der Treue entbunden. Ueber vierhundert Herren und Städte sandten sogleich dem Herzoge Friedrich Fehdebriefe nach Schaffhausen; die Schweizer zögerten Anfangs, weil sie erst vor drei Jahren einen fünfzigjährigen Frieden mit dem Herzoge geschlossen, aber das Concilium sprach sie von ihrem Eide los, und auch der König machte ihnen begreiflich, daß unter solchen Umständen ihnen kein Friedensbruch vorzuwerfen wäre. Auf solche Versicherung zogen die Berner in's Feld, und eroberten ohne Mühe den Aargau sammt der Habsburg. Eben so schnelle Fortschritte machten die Lucerner und Züricher, da Friedrich zu einem Kriege mit den Schweizern durchaus nicht vorbereitet war. Unberechenbar waren die Verluste, die er erlitt, da den Siegern ihre Eroberungen auf immer zugesichert worden. Auch der König, um dabei nicht leer auszugehen, sammelte schleunig ein ansehnliches Heer, schickte Abtheilungen desselben in verschiedene Gebiete des Herzogs, verkaufte und verpfändete beträchtliche Städte, und ließ sich von den Schweizern für ihre Eroberungen bezahlen.

Jetzt erst erkannte Friedrich die Größe seiner Gefahr, die ihm sogar den Untergang drohte. Unvermögend, so vielen Feinden zugleich die Spitze zu bieten, sah er keinen andern Rettungsweg vor sich, als die Gnade des Königs anzuflehen, um doch Einiges von den Stammgütern seines Hauses zu sichern. Auf die Zusagen des Papstes Johann, der ihm Geld und die sichere Auflösung des Conciliums verhieß, und ihn zum Widerstande aufforderte, war weder zu warten, noch zu bauen. Sein Freund, der Herzog Ludwig von Baiern, rieth zur Unterwerfung. So kam denn am 30. April der Herzog Friedrich mit sicherem Geleite des Königs, des Conciliums und der Stadt nach Konstanz, wo schwere Demüthigung seiner harrte. Es wurde sofort unterhandelt, auf welche Bedingungen er wieder in die königliche

Gnade aufgenommen werden sollte, und der 5. Mai wurde zu dem königlichen Spruche anberaumt. Den König quälte ein Gewissenszweifel, ob er überhaupt dem Herzoge verzeihen dürfe; denn im ersten Zorne über die Flucht des Papstes hatte er einen übereilten Eid geschworen, mit Friedrich nie Waffenstillstand noch Frieden einzugehen. Das heilige Concilium sollte ihm nun in diesem Gewissensfalle rathen.

Am 5. Mai, als dem angesetzten Tage, berief der König die Abgeordneten der vier Nationen, und eröffnete ihnen: „wie er nothgedrungen den Herzog Friedrich mit Krieg überzogen, weil derselbe durch Begünstigung der Flucht des Papstes sich schwer gegen die Kirche und das Concilium vergangen. Ueberdies habe Friedrich Bischöfe und Aebte von ihren Sitzen verjagt, und deren Bisthümer und Klöster sich zugeeignet, sogar Witwen und Waisen ihres Eigenthums beraubt und an den Bettelstab gebracht. Friedrich wünsche nun mit ihm ausgesöhnt zu werden und Frieden zu erlangen. Die Abgeordneten möchten daher ihre Meinung aussprechen, auf welche Bedingungen er den Herzog wieder zu Gnaden aufnehmen könne. Doch dürfe dabei die Ehre und das Gewissen des Königs nicht gefährdet werden, da er einen Eid geschworen, mit dem Herzoge nicht Waffenstillstand noch Frieden zu schließen."

Wegen dieser Gewissenssache beruhigten den König die Väter; denn einem Gefangenen und dessen Ländern Barmherzigkeit zu erweisen, dürfe kein Eid hindern. Hierauf wurde der geächtete Herzog vorgeführt. Der König empfing ihn im vollen Glanze seiner Majestät, um ihm sein strafendes Uebergewicht zu zeigen. Des Herzogs Fürsprecher, der Herzog Ludwig von Baiern und der Burggraf von Nürnberg, nahmen für ihn das Wort; knieend baten sie für ihn um Verzeihung. Durch sie und dann auch mündlich übergab er seine Person, seine Länder und all' sein Besitzthum in die Hände des Königs, und versprach, den Papst zurück zu bringen. Der König schien diese Unterwerfung gnädig aufzunehmen, und Friedrich mußte dieselbe durch Urkunden bestätigen, worin er ausdrücklich versprach, den Papst bis zum Donnerstag vor Pfingsten nach Konstanz zu liefern, auch als Geisel in Konstanz zu bleiben, bis der Papst dort eintreffen würde, und dann noch so lange, bis alle Beamten, Bürger und Bewohner seiner Städte, Schlösser, Burgen und Thäler in Schwaben, im Elsaß, am Rhein, im Breisgau, in Tirol, an der Etsch und im Innthal dem Könige die Huldigung geleistet und

geschworen hätten, ihm so lange gehorsam zu sein, bis der Herzog sein Versprechen erfüllt haben würde. Nur sollten der Papst und alle seine Begleiter ihres Lebens sicher sein. — Leider that Friedrich's Unterwerfung dem Länderverluste seines Hauses noch immer keinen Einhalt. Die Schweizer setzten, ungeachtet der Abmahnung des Königs, den Krieg fort, bis Baden in ihre Hände gefallen, und der König selbst machte ungehinderten Gebrauch von den ihm abgetretenen Ländern Friedrich's. Gegen Geldsummen erhob er mehre Städte, so Schaffhausen, Neuburg, Breisach und andere, zu freien Reichsstädten, und verpfändete andere.

Der Papst Johann, durch Friedrich's Unterwerfung seiner letzten Stütze beraubt, mußte, nach längerer Weigerung, sich endlich seinem Schicksale fügen. In Freiburg bequemte er sich, den Abgeordneten des Königs zu folgen. Er wurde nach Radolfszell in der Nähe von Konstanz gebracht: am 29. Mai dann vom Concilium sein Absetzungsurtheil ausgesprochen, und Allen verboten, ihn noch ferner für einen Papst anzusehen. Seine Regierung hatte von da für immer ein Ende. Nach solchem Vergange dankte Gregor freiwillig ab. Nur Benedict's eiserner Sinn beugte sich nicht; fortwährend behauptete er, der rechtmäßige Papst zu sein, und verdammte Alle als Ketzer, die ihn nicht als solchen halten würden. Da schritt das Concilium zu seiner Absetzung, und sprach den Kirchenbann über ihn aus. Am 11. November 1417 wurde der Papst Martin V. unter außerordentlichen Feierlichkeiten, wie sie weder vor, noch nach ihm Statt gefunden, zum Papste erwählt, und da Benedict's Anmaßungen forthin größtentheils unbeachtet blieben, so war die Kircheneinheit nothdürftig hergestellt.

Schwer hatte Friedrich für seine Treue gegen den Papst Johann gebüßt, dem er, als Feldhauptmann der Kirche, zunächst zur Treue verpflichtet gewesen war. Weise war sein Benehmen nicht zu nennen, aber bieder und fromm; denn der Papst war in jener Zeit, als Friedrich sein Alles für ihn einsetzte, noch rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche und Friedrich's Dienstherr. Die edle Mannstreue, welche der Herzog übte, wäre besseren Lohnes werth gewesen, und Niemand hat König Sigmund's eigennützige Härte bei diesem Anlasse rühmen mögen, wenn auch nicht zu verkennen, daß Friedrich, indem er dem Papste zur Flucht verhalf, nicht nur die Plane des Königs, sondern die Wünsche der ganzen christlichen Welt bitter durchkreuzte, die Auflösung des Conciliums zu verschulden auf dem Wege war, und die

einhällig erſehnte, ſchon ſo nahe geglaubte Kircheneinheit wieder in's Ungewiſſe hinausſchob. — Seine Lage war nach ſeiner Unterwerfung peinlich; denn nicht nur war des Königs perſönlicher Vortheil mit ſeiner Demüthigung verknüpft, ſondern die Umtriebe ſeiner Feinde gewannen jetzt völlig freien Spielraum. Seine drohendſten Gegner waren die Biſchöfe von Brixen, Chur und Trient. Mit allen Dreien hatte er im Streite gelebt, und den Letzteren, wie wir wiſſen, in Wien als Gefangenen gehalten, und ihm einen harten Vergleich aufgedrungen. Die Nachrichten, welche ihm aus Tirol zukamen, vermehrten ſeine Beſorgniſſe und ſeine Verlegenheit, und brachten ihn endlich zu dem Entſchluſſe, lieber Alles zu wagen, als ſich der vollen Willkür ſeiner Gegner anzuvertrauen., und ſich all' ſeines Eigenthums berauben zu laſſen.

Von dem Könige und dem Herzoge Friedrich waren Befehle in des Letzteren Länder und Städte ergangen, des Inhaltes: daß die Unterthanen künftig nicht mehr dem Herzoge, ſondern dem römiſchen Könige gehorchen, und ihn als ihren Landesherrn zu erkennen hätten. Die Meiſten gehorchten; Einige ungern, Andere mit unverkennbarer Freude, weil ſie unter der Hoheit des Reiches leichteres Spiel zu haben hofften, als unter der kraftvollen und nach Befinden ſtrengen Regierung Friedrich's. Nur die allzeit treuen Tiroler ſtanden feſt und unerſchütterlich für ihren Herzog, und wieſen jede Aufforderung, einem Anderen zu gehorchen, als ihm, mit Entſchiedenheit zurück. Beſtärkt wurden ſie in dieſen Geſinnungen durch Friedrich's Bruder, den Herzog Ernſt, der auf die Nachricht, daß jener all' ſeine Länder dem Könige übergeben habe, eilends nach Tirol aufbrach, um wenigſtens dieſe Provinz dem Hauſe Oeſterreich unzerſtückt zu erhalten. Gar bald zeigte ſich indeß, daß Ernſt nicht aus brüderlicher Theilnahme allein gekommen ſey, ſondern vielmehr damit umgehe, den Bruder aufgebend, Tirol für ſich ſelbſt in Beſitz zu nehmen. Der Adel, durch Friedrich mehrfach in ſeine Schranken zurückgewieſen, war ſchnell für Ernſt gewonnen; nicht ſo die Bürger und Landleute, denen Friedrich ſich ſo gnädig erwieſen, und die dafür auf keine Weiſe ihm abwendig zu machen waren.

Als Friedrich von dieſen Anſchlägen ſeines Bruders in Tirol Kunde erhielt, erſchrak er heftig. Lieber wollte er ſeine Länder in den Händen des römiſchen Königs wiſſen, als in jenen ſeines Bruders; denn vom Erſteren durfte er ſie leichter wieder zu erlangen hoffen, als von Ernſt. Dieſe Beſorgniß

Von den bedungenen 70,000 Gulden ließ der König 20,000 nach. Noch mußte der Herzog dem Könige versprechen, ihm, besonders gegen Venedig, mit ganzer Macht beizustehen.

Das Schicksal seines Freundes und Vorbildes Huß theilte auch Hieronymus von Prag. Nachdem er sich dem Concil unterworfen, seine Meinungen abgeschworen, wurde er rückfällig und bekannte sich unerschütterlich zu seinen früheren Grundsätzen. Am 30. Mai 1416 verzehrten ihn die Flammen des Scheiterhaufens, deren Widerschein bald so blutig über Deutschland und Böhmen heraufleuchten sollte. Zwei Jahre später wurde das Concilium zu Konstanz geschlossen, dessen Thätigkeit, mit Ausnahme der Beendigung des Kirchenzwiespaltes und der Verdammung ketzerischer Meinungen, weit hinter den davon gehegten Erwartungen zurückgeblieben war.

Während die herzoglichen Brüder, Ernst und Friedrich, bald mit, bald gegen einander rüsteten, und der Vertrag von Konstanz beträchtliche Gebietstheile der Leopoldinischen oder steyermärkischen Linie verschlang, regierte der Herzog Albrecht in Oesterreich friedlich und weise. Seinem Oheim Friedrich hatte er in dem Konstanzer Streite keinen Vorschub leisten können, denn theils verbot ihm sein inniges Verhältniß zu dem Könige Sigmund und sein Dankgefühl für denselben jede entgegenstrebende Stellung, theils wäre es eben so nutzlos, als verderblich gewesen, wider Kirche und Reich in die Schranken treten zu wollen. Aber wo er durfte, beobachtete er gern, was verwandtschaftliche Pflicht ihm eingab. Durch Vorstreckung einer bedeutenden Summe, wofür er jedoch pfandliche Sicherheit annahm, half er seinem Oheime Friedrich, seine Verbindlichkeiten gegen den römischen König erfüllen, und durch seine Vermittelung endete auch die lange Fehde zwischen dem Herzog Ernst und Reinprecht von Walsee. Ueberdies verglich er sich mit Ernst wegen der Herrschaft und Stadt Steyer, die Letzterer seit Jahren in Pfandschaft hatte, und der angebotenen Auslösung immer hartnäckig ausgewichen war. Auf innere Sicherheit und Ruhe richtete Albrecht jederzeit vorzugsweise sein Augenmerk. Sie war um so schwerer zu erhalten, da sie zwar durch keinen äußeren Krieg, wohl aber durch Einfälle von außen, namentlich von Böhmen her, häufig gefährdet wurde, wogegen kein Vertrag so leicht half, da der dortige Landesherr, König Wenzel, nicht die Macht, noch die Umsicht besaß, seine Landherren zu zügeln. Die von Skal brachte er durch Zdenko von Wartenberg dazu, daß sie sich der Gränzfehden auf längere Zeit entschlugen,

und der Feindſchaft zwiſchen Reinprecht von Walſee und Heinrich von Liechtenſtein auf Nikolsburg, die für die allgemeine Ordnung leicht hätte bedrohlich werden können, machte er durch Schiedsſpruch ein Ende.

Das Concilium zu Konſtanz vermochte, durch andere Fragen beſtürmt, dem urſprünglichen Zwecke einer Verbeſſerung der Kirchen- und Klöſterzucht nur wenig zu genügen. Und doch ſprach ſich, namentlich auch in Oeſterreich, dies als allgemeiner Wunſch und dringendes Bedürfniß aus. Das um ſich greifende Weſen der Irrlehrer, die in dem herrſchenden Verfalle der kirchlichen Zucht und Sitte ihren hauptſächlichſten Stützpunkt und Vorwand fanden, legte es ihm um ſo mehr an das Herz, dem Uebel kräftig zu begegnen. Statt neue Klöſter zu ſtiften, was Anfangs des Herzogs Albrecht Wille geweſen, dünkte es ihm zuletzt erſprießlicher, vorerſt die ſchon beſtehenden zu verbeſſern. Er erbat ſich vom Concilium geeignete und mit ausgedehnten Vollmachten ausgeſtattete Männer zur Viſitation der Klöſter in Oeſterreich, zu welchem Behufe der Papſt Martin bereitwillig die nöthigen Befehle erließ. Mit dem Kloſter Melk wurde im Jahre 1418 die Viſitation und Reformation begonnen; der bisherige Abt, zu verzagt, um dem Geiſte einer beſſeren Ordnung kraftvoll die Hand zu bieten, legte ſeine Stelle nieder. Eben ſo wurden die übrigen Klöſter der Benedictiner und Auguſtiner in dieſem und dem folgenden Jahre unterſucht und mit neuen Disciplinarvorſchriften verſehen. Aber meiſt richteten ſich dieſe auf das Unweſentliche; überdies wucherte das Uebel theils zu dicht, theils zu verſteckt, als daß ihm auf ſolche Weiſe gründlich hätte begegnet werden können, und ſo hatte das Unternehmen nur geringen, am wenigſten aber dauernden Erfolg. Auf gleiche Weiſe erging es auch den ähnlichen Bemühungen des Erzbiſchofs Eberhard von Salzburg.

In Böhmen gedieh mittlerweile der verbiſſene Schmerz der Freunde und Schüler Huß'ens über die Hinrichtung ihres Meiſters, trotz königlichen Wortes und Geleites, zum furchtbaren Ausbruche. Den König Wenzel tödtete am 15. Auguſt 1419 der Zorn und der Schrecken vor der grimmen Erhebung des Aufruhrs. Sein Tod vermehrte die Zuverſicht der Empörer und die allgemeine Verwirrung. Die Altgläubigen und die Huſſiten würgten einander mit fanatiſcher Grauſamkeit, und der Bürgerkrieg ſchwoll allmälig weit über die Mauern Prag's hinaus. Der König Sigmund, durch den Tod ſeines Bruders Wenzel nun auch im Beſitze der Krone Böhmens, eilte zu ſpät, die Gefahr zu beſchwören. Vielleicht hätten anfänglich Worte genügt; jetzt konnte

nur das Schwert mehr Frieden erzwingen. Was langsame Güte v
hatte, brachte voreilige Strenge nicht wieder ein. Der Herzog Albre
König Sigmund's zukünftiger Schwiegersohn und muthmaßlicher Erl
Kronen, war bei diesen Ereignissen zunächst mitbetheiligt. Er begle
König zur Krönung nach Prag. Nach seiner Rückkehr nach Oe
erneuerte sich, da in jenem Zeitpunkte jede Glaubensverschieden
feindseligste Höhe zu erreichen bestimmt schien, das klägliche Schausp
Judenverfolgung. Es wurde ausgesprengt, die Frau des Meßners
Laurentiuskirche in Enns habe dem dortigen reichen Juden Israel
entwendete geweihte Hostien verkauft, damit die Juden ihren Spo
treiben könnten. Die Angeklagten wurden nach Wien zur Unte
gestellt. Die Meßnerin, vielleicht aus Furcht vor der Folter, ge
Vergehen ein. Vergebens betheuerten die Juden ihre Unschuld. Am
1420 wurden alle Juden in Oesterreich ergriffen, in Kerker gewo
ihr Besitzthum eingezogen. Die Aermeren begnügte man sich, aus de
zu jagen; ein Beweis, daß man, aus erklärlichen Gründen, es
reiche Verbrecher abgesehen hatte. Manche hofften, ihr Schicksal zu
indem sie zum Christenthume scheinbar übergingen; doch fielen spät
wieder ab. Die Strenggläubigen unter den Juden aber wiesen all
rungsversuche mit Standhaftigkeit von sich; eine Anzahl derselben g
Verzweiflung sich und ihren Angehörigen den Tod. Die Uebrigen
ihr Schicksal ab, das am 12. März 1421 grauenvoll über sie her
Sie wurden, obgleich an dem Verbrechen der Meßnerin unbetheil
einer Wiese bei Erdberg an der Donau verbrannt, alles jüdische Ei
eingezogen, den Israeliten, angeblich für immer, der Aufenthalt in
reich verboten. (Erst 1439 erhielten sie von Albrecht die Erlaubni
in Oesterreich wohnen zu dürfen.) Am 16. April wurde auch die A
von der Glut des Scheiterhaufens verschlungen.

Am 19. April 1422 wurde der Herzog Albrecht mit seiner A
der Prinzessin Elisabeth, deren Vater, König Sigmund, er durch
die Hussiten geleistete Unterstützung sich neuerdings verpflichtet hatte,
zu St. Stephan feierlich getraut, und alle glänzenden Aussichten
sich an diese Vermälung knüpften, dadurch zur möglichsten Sicherheit
Gern hatte er sich dagegen zu großen Geldopfern verstanden, welch
Krieg gegen die empörten Böhmen ihn auf noch beträchtlichere Kost

machen mußte, theils durch eine außerordentliche Steuer auf die Weingärten theils durch zweijährige Einziehung des zehnten Theils aller Einkünfte der geistlichen Güter, die der Papst ihm ausdrücklich verwilligte, gedeckt wurden. Um den Herzog in Ausrottung der Hussiten sowohl mehr zu befeuern, als auch besser zu unterstützen, übertrug der König Sigmund ihm die Statthalterschaft Mährens. Albrecht legte Besatzungen von Söldnern in die vom Könige ihm verpfändeten Städte, und stieß im Spätherbste 1421 mit 12,000 Mann zu dem Heere des Königs, belagerte und eroberte das Raubschloß Jaysptz in Mähren. Noch enger wurde er in die böhmischen Angelegenheiten verflochten, dadurch, daß der König am 4. October 1423 in Ofen ihn und seine Gemalin mit der Markgrafschaft Mähren, als rechtem Fürstenlehen der Krone Böhmen, belehnte, und dies als römischer König bestätigte.

In Tirol bestand der Herzog Friedrich noch immer harte Reibungen mit Einigen vom Adel, denen seine Begünstigung der Städte und der Bauern ein Gräuel war. Besonders machten die Spaur und die Slandersberg ihm durch ihre Widerspänstigkeiten zu schaffen. Schiedssprüche und Uebereinkünfte stellten, da dem erschöpften und geldverlegenen Herzoge die Mittel zu offener Bekämpfung solcher mächtigen Edlen fehlten, zeitweise die Ruhe her, und Paris von Lodron, ein Bundesgenosse der Spaur, büßte seine Auflehnung mit dem Verluste aller seiner Burgen. Aber bald trat das zurückgehaltene Mißvergnügen wieder offener und entschiedener hervor. Ulrich und Wilhelm von Starkenberg stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen, und als der Hauptmann an der Etsch und im Bisthum Trient, Wilhelm von Metsch Graf zu Kirchberg, ihnen, als Feinden des Herzogs, einen Fehdebrief zu schicken sich bewogen fand, stifteten sie einen förmlichen Bund unter sich, und luden die Städte zum Beitritte ein. Der Herzog Friedrich gedachte, auf die Kunde davon, dem Ausbruche durch einen schnellen Streich zuvorzukommen. Ehe man es sich versah, brach er die Slandersberg'sche Burg Hochgalsaun. Nun begannen Unterhandlungen, die aber, weil der Adel durchaus seinen Bund, als zu seinem Schutze erforderlich, nicht trennen, und der Herzog denselben nicht dulden wollte, sich mehrmals zerschlugen. Endlich willigten die Landherren in Auflösung des Bundes; der Herzog verzieh den Theilnehmern, und versprach am 31. December 1423 urkundlich, die Landschaft bei allen früher bestätigten Freiheiten zu lassen. Die beiden Starkenberg, als

Hauptunruhestifter, nahm er jedoch aus. Zwar bewilligte er dem Wilhelm von Starkenberg auf Greifenstein einen Waffenstillstand, und forderte die Tiroler Landschaft auf, den Streit zu schlichten. Aber Wilhelm wies alle Vermittelung ab, und trotzte auf seinem, zwischen Terlan und Botzen gelegenen, steilen Greifenstein den Waffen des Herzogs, bis er endlich im Winter 1426 sich heimlich auf und davon machte, und die Feste dann übergeben wurde.

Herzog Ernst soll, zum Nachtheile seines Bruders, bei diesen Tiroler Wirren seine Hand im Spiele gehabt haben. Auch er befand sich, schon vermöge der von seinem Vater Leopold hinterlassenen beträchtlichen Schulden, in stäter Geldbedrängniß, und sah sich daher zu einer Besteuerung der Geistlichkeit in seinen Landen gezwungen. Der Papst hatte jedoch seine, dazumal unumgängliche Einwilligung hierzu nicht gegeben, sondern drohte mit dem Interdicte, und da der Herzog nicht nachgeben wollte, so verkündete am 29. Januar 1424 der Bischof Johann von Eichstädt die päpstliche Bannbulle. Kurz darauf, am 10. Juni 1424, starb der Herzog Ernst im sieben und vierzigsten Jahre seines Alters. Er hinterließ drei Söhne, Friedrich, Albrecht und Ernst, und drei Töchter; seine Witwe, Cimburg, überlebte ihn um fünf Jahre. Friedrich war am 21. September 1415 geboren; Albrecht 1418; Ernst starb 1432 im Knabenalter. Die älteste Tochter Margaretha, geboren um 1416, vermälte sich 1432 mit dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen von Sachsen, und ward Stammmutter der noch jetzt blühenden beiden sächsischen Linien, der ernestinischen und der albertinischen; Katharina, geboren um 1420, wurde als Kind jenem Kurfürsten Friedrich von Sachsen verlobt, den später ihre ältere Schwester heiratete, und vermälte sich dafür mit dem Markgrafen Karl von Baden; Anna starb 1429 unvermält. In seinen Landen waltete Ernst, der sich, gleich Rudolf IV., bisweilen den Titel eines Erzherzogs anmaßte, gerecht und billig; aber seine Verwandten hatten, wie wir gesehen, von seiner Habgier und Unverträglichkeit zu leiden, die er von seinem Vater ererbt. Er war ein kraftvoller, rüstiger Mann, von dunkler Farbe, durchdringendem, doch unruhigem Auge. In den Waffen und den ritterlichen Uebungen war er wohlerfahren, im Umgange ernst und wortarm, des Schreibens unkundig, wie viele Fürsten seiner Zeit, denn seine Erziehung war vernachlässigt worden; dagegen entschlossen, tapfer und beharrlich in der That, und von seinen Unterthanen geliebt. Er wurde „der Eiserne"

genannt, sey es von der Unbeugsamkeit seines Wollens, oder darum, daß er selten die Rüstung abgelegt hat.

In den Verhältnissen der Lande wurde durch Herzog Ernst's Hintritt Nichts geändert, als daß sein Bruder, der Herzog Friedrich, die Regierung als Aeltester dieser Linie und als Herr dieser Lande übernahm, so lange, bis die Volljährigkeit seiner Neffen eine neue Theilung gestatten würde. Damals wurden auch endlich die Angelegenheiten des Bisthums Trient mit dem Herzoge Friedrich geordnet, und der Letztere, als Voigt, mit jenem Hochstifte ausgesöhnt, nachdem der lange Streit für beide Theile so verderbliche Folgen geäußert hatte. Dagegen war die Empfindlichkeit des Königs Sigmund gegen Friedrich noch immer nicht beschwichtigt, so daß er ihm in mancher Hinsicht offenbar sein Recht versagte. Es kam so weit, daß der König im October 1423 sogar das Reichspanier gegen ihn erheben ließ, aber endlich fand jener sich bewogen, den früheren Verträgen besser nachzukommen und dem Herzoge die übrigen eingezogen gewesenen Herrschaften, um deren rechtmäßige Wiedererlangung Letzterer sich bisher vergebens bemüht hatte, zurückzustellen. Dagegen blieben die ehrwürdigen Familienkleinodien, der Anfang der Ländergröße des Hauses, die Habsburg, Baden und das Eigen, für immer an die Eidgenossen verloren. Durch Verträge und Urfehden wurden nach und nach auch die unseligen Wirren in Tirol beendigt, und Ruhe und Gehorsam in diesem schwer heimgesuchten Lande wieder hergestellt.

Um dieselbe Zeit gerieth der Herzog Albrecht in Spannungen wegen des Bisthums Passau. Gegen seinen Wunsch und Willen hatte der Papst Martin am 10. Januar 1424 den Leonhard Layminger, aus Baiern, als Bischof von Passau bestätigt. Da Letzterer sich bei früheren Gelegenheiten dem Herzoge mißgünstig erwiesen hatte, so verbot dieser, daß des neuen Bischofs Bullen und Briefe in Oesterreich angeschlagen würden, wollte auch nicht dulden, daß die Geistlichkeit seiner Lande sich an denselben nach Passau wende. Der Papst würde mit kirchlichen Waffen eingeschritten seyn, aber es lag ihm daran, mit dem Herzoge in gutem Einvernehmen zu bleiben, da ihm dessen Beistand wider die Ketzer in Böhmen von großer Wichtigkeit war. Er hoffte vielmehr, den Herzog zur Nachgiebigkeit zu bewegen; aber dieser blieb fest bei seinem Willen stehen, und deutete sogar auf eine Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung. Die Angelegenheit verzog sich bis 1428, wo endlich der Herzog sich mit dem Bischofe von Passau aussöhnte,

dieser aber dagegen ihn mit den, früher den Schaumberg zugestandenen Lehen belehnte, so daß diese Sache sich zum Vortheile des Herzogs entschied.

Der Papst war in dem Passauer Zwiste mit dem Herzog Albrecht nur darum so glimpflich umgegangen, um seine Beihilfe gegen die Hussiten nicht zu verlieren. Um Mähren zu beruhigen, rückte Albrecht mit einem beträchtlichen Heere dort ein, und besetzte fast das ganze Land. Kaum hatte er jedoch den Rücken gewendet, so stürzten sich die Hussiten wieder auf Mähren, rückten bis Lundenburg, und ergossen sich dann verheerend über die Gränze Oesterreich's. Ehe der Herzog zu Hilfe eilen konnte, waren sie mit ihrer Beute schon wieder abgezogen, und es blieb ihm Nichts übrig, als durch Verwüstung der Güter der hussitisch Gesinnten in Mähren Rache zu nehmen. Der Papst rief Alles auf zum Kriege wider diese Feinde der Kirche; doch nur Wenige folgten seinem Rufe, und auch der dieserhalb nach Wien ausgeschriebene Reichstag blieb beinahe gänzlich unbeschickt. Nur der erst kürzlich zum Kurfürsten von Sachsen erhobene Friedrich von Meissen, gleich dem letzten Babenberger der Streitbare genannt, der im Norden Böhmens erfolgreich mitwirken konnte, schloß im Sommer 1425 ein Bündniß mit dem Könige Sigmund und dem Herzoge Albrecht, und versprach zugleich dem Letzteren, in vorkommendem Falle, seine Stimme zu einem römischen König. Im Herbste darauf fielen die Hussiten wiederum mit aller Wuth der Vertilgung in Oesterreich ein, überrumpelten Retz und brannten das Kloster Imbach nieder. Vor Zwettl mußten sie zwar weichen; doch selbst im Fliehen furchtbar, fügten sie ihren Verfolgern blutigen Verlust bei.

Wieder drang der heilige Vater in den Herzog, das Schwert gegen die Hussiten nicht in die Scheide zu stecken. Dieser rüstete 1426 mit Anstrengung; der zehnte Mann in Oesterreich und im Lande ob der Enns wurde zur Heerfolge entboten. Aber die zunehmende Furcht vor der Unwiderstehlichkeit der hussitischen Horden löste das Heer auf, nach einer vereitelten Belagerung Lundenburg's. Im Spätherbste rückte der unermüdliche Herzog noch einmal in's Feld, erlitt Verlust in einem Gefechte und siegte dafür bei Miemy. Der reißende Strom der Hussitenhaufen wurde dadurch nicht gedämmt; Kostel fiel in ihre Hand; Nikolsburg und Feldsperg sanken in Asche unter ihren Feuerbränden, und die ganze Umgegend wurde ausgesaugt und verwüstet. Auch der Winter setzte diesen abgehärteten Verderbern kein Ziel. Ueber Altweiten kamen sie im Wintermonat 1426 gegen Zwettl, plünderten und verbrannten

das verlassene Kloster, und liefen Sturm gegen die Stadt, wo sie aber auf herzhaften Widerstand stießen und viele Streiter verloren. Unter ihren Erschlagenen war auch einer ihrer Hauptführer, Heinrich von Platz. Abziehend gaben sie alles Umliegende der Verheerung und Plünderung preis. Auch das Kloster Altenburg erlag ihrer Wuth; die Heiligthümer und Kirchenzierden, Gegenstände ihres fanatischen Hasses, wurden zertrümmert und beschimpft. Im März 1427 zog wieder ein hussitischer Haufe, an sechzehntausend Reiter und Fußgänger stark, gegen Zwettl, und berannte die geängstigte Stadt. Im Augenblicke der höchsten Gefahr erschien unter Leopold von Kreigd ein österreichisches Heer, und wendete sich muthvoll gegen die Deutzer. Ein mörderischer Kampf entbrannte. Nach vierstündigem Kampfe erstürmten die Oesterreicher die Wagenburg der Hussiten, jene furchtbare bewegliche Mauer, deren Gebrauch Zizka seine Banden gelehrt hatte, und diese Waffenthat entschied die Flucht der Böhmen. Aber statt die entmuthigten Feinde zu verfolgen, stürzten sich die Deutschen, Beute suchend, auf die eroberte Wagenburg, und löseten dabei voreilig die geschlossene Ordnung ihrer Glieder. Schnell nahmen die Hussiten, deren Flucht zum Theil vielleicht nur verstellt gewesen, den Augenblick wahr, sammelten sich, und warfen sich von Neuem auf die gelöseten Reihen der Oesterreicher, die, betäubt von dem entsetzlichen Kriegsgeschrei der Feinde und dem unerwarteten Angriffe, aus einander stäubten. Viele retteten sich in die Stadt, aber auch Viele kamen unter den Schwertern der Nachsetzenden um. Der Oesterreicher Lager fiel in Feindeshände.

Die Einfälle der Hussiten in Oesterreich wiederholten sich nun beinahe in jedem Jahre. Um die Pfingstzeit 1428 rückte einer ihrer zahlreichen Haufen über Mähren und Schlesien ein, streifte raubend und verderbend bis an die Donau, Wien gegenüber, und zog dann mit schwerer Beute heim nach Böhmen. Vergebens wurde der Reichsheerbann gegen sie entboten, der auch den Herzog Albrecht verpflichtete, in Gemeinschaft mit seinem Vetter, dem Herzoge Friedrich, und dem Erzbischofe von Salzburg, ein Heer nach Böhmen zu führen.

Während des Jahres 1429 blieben Oesterreich und Mähren von den Hussiten verschont, und es wurden sogar Friedensunterhandlungen zwischen ihnen und dem Könige Sigmund begonnen, die jedoch zu keinem Abschlusse gediehen. Aber immer mußte der Herzog Albrecht neue Einfälle

beſorgen, und um ſo mehr war ihm Frieden im Innern und gegen fremde Mächte vonnöthen. Gleichwohl bezeigte er Luſt, die Anſprüche geltend zu machen, welche er durch ſeine Mutter Johanna, Schweſter des 1426 kinderlos verſtorbenen Johann, des letzten Herzogs von Niederbaiern, auf deſſen Erbe zu haben vermeinte, und brachte ſeinen Schwiegervater, den römiſchen König, der ebenfalls Anſprüche darauf zu haben behauptete, dahin, daß derſelbe ihn damit belehnte, und ihm Niederbaiern als eröffnetes Reichslehen überließ. Aber ſowohl die baieriſchen Hausgeſetze, wie die Umſtände im Allgemeinen, waren gegen ihn; daher ließ er, zufolge einer am 30. November 1429 getroffenen Einigung, ſich von den baieriſchen Herzogen mit einer Geldſumme abfinden, und ſtellte ihnen frei, Niederbaiern unter ſich zu theilen.

Auch die innere Ruhe Oeſterreich's drohte erſchüttert zu werden. Die Beiſteuern an Geld und Mannſchaft zu dem Kriege wider die Huſſiten däuchte manchen Landherren in Oeſterreich zu beſchwerlich. Um ſich davon zu befreien, errichteten ſie einen Bund unter ſich. Der Herzog handelte ſchnell und erfolgreich dagegen; er ließ das Oberhaupt des Bundes, Otto von Meiſſau, oberſten Marſchall und oberſten Schänken von Oeſterreich, ergreifen und als Gefangenen nach Gutenſtein bringen. Dieſer geſtand ſchriftlich ſein Vergehen ein, ſtellte Urfehde aus, und trat als Strafe dem Herzoge mehre Feſten, Schlöſſer und Güter ab. Seine Aemter in Oeſterreich ließ ihm der Herzog lebenslang.

Im Jahre 1430 war Oeſterreich, mehr aber noch Mähren, wiederum von den Huſſiten heimgeſucht worden, und um ſo williger gab der Herzog Albrecht den abermaligen Aufforderungen des Papſtes wider dieſe Feinde Gehör. Er hatte den zwanzigſten, Herzog Friedrich, deſſen Länder dem Feuerheerde der huſſitiſchen Empörung entfernter lagen, den fünf und zwanzigſten Mann zu ſtellen; doch ließ Albrecht aus kriegeriſchem Eifer an einigen Orten gar den zehnten Mann aufbieten, und unterzog ſich willig den ungeheuren Koſten, welche dieſe Rüſtungen verurſachten. Nach Papſt Martin's V. Tode, am 20. Februar 1431, betrieb ſein Nachfolger, Eugen IV., den Vertilgungskrieg gegen die böhmiſchen Ketzer mit nicht geringerem Feuer. Allein die Mängel in der deutſchen Kriegsführung zeigten ſich bei dieſen Kämpfen recht auffallend. Die übertriebene Wichtigkeit, welche man auf die Gewinnung der feſten Plätze legte, zerſtörte die Einheit des ſtrategiſchen Planes,

und gab auch diesmal, wie ſchon ſo oft, einen unglücklichen Ausſchlag. Das gewaltige deutſche Reichsheer, welches — von Einigen auf neunzigtauſend Fußgänger und vierzigtauſend Reiter geſchätzt, und von neuntauſend Wagen nebſt einer ſtarken Artillerie begleitet — am 1. Auguſt 1431 unter dem Oberbefehle des Kurfürſten Friedrich von Brandenburg, und von vielen geiſtlichen und weltlichen Fürſten geführt, in Böhmen einfiel, während auch von Meiſſen aus ein Einfall erfolgte, und der Herzog Albrecht durch Mähren mit ſeinen Schaaren zu den Verbündeten ſtieß, zerſplitterte Zeit und Kräfte wiederum in nutzloſen Belagerungen, legte ſich, die Umgegend ausraubend, und an zweihundert Dorfſchaften niederbrennend, vor Tachau und Tauß, und glaubte damit Alles gethan zu haben; während es den Krieg im offenen Felde gänzlich verabſäumte, und dadurch dem Feinde zu neuer Kraft verhalf. Die leichten Eroberungen, welche die Deutſchen in den Ställen und Scheuern wehrloſer Bauern machten, ſtumpften ſie für jedes höhere Wagniß ab. Kaum rückte daher ein huſſitiſches Heer zur Entſetzung von Tachau heran, ſo kam ein paniſcher Schrecken über die Reichsarmee, und, auf den Ruf keines Führers mehr hörend, zerſtreute ſie ſich in unaufhaltſamer Flucht, Lager, Vorräthe und Kanonen in den Händen des Feindes laſſend. Der Herzog Albrecht, der zum zweiten Male gegen Böhmen vorrückte, weil er das erſte Mal wegen der verſpäteten Ankunft der Reichsarmee ſich wieder hatte zurückziehen müſſen, wurde durch die ſchmähliche Flucht der Reichsarmee, welcher er ſich hätte anſchließen ſollen, zum wiederholten Rückzuge genöthigt.

Der glänzende Sieg ihrer Freunde machte nun zugleich den heimlichen Huſſiten in Mähren Muth, ſo, daß jetzt auch in dieſem Lande die Bauern zu den Waffen griffen, und ungeſtüm den Kelch im Abendmahle verlangten. Aber des Herzogs Zorn brach ſchrecklich über ſie und ihre Helfer herein. Seine Krieger eroberten viele Marktflecken und Dörfer, und trugen weithin den Raub und die Verwüſtung; mehr als fünfhundert huſſitiſche Orte ſanken in Aſche, und eine große Anzahl der Bewohner fraß das Schwert oder Hunger und Elend. Die beiden Prokope, gefürchtete Häupter der Huſſiten, wagten, obſchon von Rachſucht glühend, doch nicht, dem Herzoge nach Oeſterreich zu folgen, wohin ſich dieſer, nach zweckmäßiger Bemannung der mähriſchen Feſten, zurückzog, und die Niederlage Prokop's des Kleinen in der Ebene bei Illava in Ungarn ſtellte Oeſterreich noch mehr gegen einen Hauptangriff ſicher.

Bruder, sprach jenes schiedsrichterliche Erkenntniß keinen Antheil an der Regierung, doch wahrscheinlich an den Einkünften zu.

Die kirchlichen und kriegerischen Wirren in Böhmen setzten noch immer die Kirche, wie das Reich, in heftige Erschütterung. Ein abermaliges Concilium ward zu Basel anberaumt, um eine Einigung zu versuchen, und im December 1431 eröffnet. Die versammelten Väter stimmten gegen die ketzerischen Böhmen, welche bisher jeden Weg der Gewalt mit Schwert und Feuer zurück gewiesen hatten, einen milderen Ton an, wie sehr auch der Papst Eugen dagegen eiferte, und im Mai 1432 kamen sogar Abgeordnete des Conciliums mit Abgesandten der Böhmen in Eger zusammen, worauf im Januar des folgenden Jahres die Böhmen eine Gesandtschaft nach Basel schickten, an deren Spitze der wilde Prokop jetzt in Friedensgeschäften stand. Wenn es auch zu keiner Einigung kam, so wurde durch diese Verhandlungen ein fast eben so wichtiger Vortheil erzielt, jener der Trennung des bisher durch seine Eintracht unwiderstehlichen Feindes in zwei Parteien. Der gemäßigtere und des endlosen Würgens und Verwüstens überdrüssige Theil der Hussiten stellte sich zufrieden, als ihnen von dem Concil der Genuß des Kelches zugestanden wurde, und trat dem am 30. November 1433 zu Prag geschlossenen Vergleiche bei, dessen Artikel den Namen der Compactaten erhielten. Ergrimmt über diese Nachgiebigkeit der Kelchner, griff die althussitische Partei der Taboriten und Waisen gegen ihre einstigen Genossen zu den Waffen. Mit den Kelchnern vereinigten sich die böhmischen Katholiken. Die Althussiten wurden am 30. Mai 1434 bei Böhmisch-Brod von ihren eigenen Landleuten geschlagen; ihre Anführer, die beiden Prokope, waren unter den Todten. — Eine nicht minder blutige Niederlage erlitten sie bei Lomnicze, und hiermit war die fanatische Kraft der Taboriten und Waisen für immer gebrochen. Nur durch Böhmen selbst war Böhmen zu besiegen gewesen.

In den Jahren, welche dieser Spaltung und endlichen Aufreibung der Hussiten unter einander vorangingen, sah Oesterreich wiederholt den Besuch dieser schrecklichen Gäste. Während Prokop der Große im Jahre 1432 in Ungarn einfiel, und Tyrnau der unersättlichen Raubsucht seiner Horden preisgab, streifte Prokop der Kleine durch Mähren nach Oesterreich. Kloster und Kirche zu Waldhausen wurde zum anderen Male verwüstet. Auf der Heimkehr zu Ende Decembers wurden die Verwüster bei Znaim von den Oesterreichern unter Kreigd und Puchaim überfallen; von beiden Seiten

kämpfte man mit der wüthendsten Erbitterung, und erst die einbrechende Nacht setzte dem Würgen ein Ziel. Der Verlust beider Theile wog sich ungefähr auf; doch setzten die Hussiten ihre Rückkehr ungehindert fort. Der Herzog Albrecht ließ, um sich gegen ähnliche Einfälle nach Möglichkeit zu sichern, die wichtigeren Orte, so z. B. Krems, in besten Vertheidigungsstand setzen; auch bewilligten ihm die Landstände im November 1432 eine Hussitensteuer und ein Aufgebot, und verzichteten für dieses Mal auf ihr Vorrecht, die Hauptleute der Landwehr zu ernennen. Des Herzogs Geldnoth war auf den äußersten Punkt gestiegen. Um der, durch die häufigen Aufgebote erschlafften Kriegsluft seiner Landherren eine neue Anregung zu geben, stiftete er einen neuen Ritterorden, den des Adlers, mit der Devise: „Thue Recht," mit strengen religiösen Uebungen, und besonders dem Kampfe wider die Irrläubigen geltend. In Mähren, wo die Religionsspaltung zu heftigen inneren Zerwürfnissen und Fehden führte, gelang es den weisen Bemühungen des Herzogs, am 4. März 1434 einen fünfjährigen Landfrieden zu Stande zu bringen.

Die gemeldete Vertilgung der Althussiten durch die Katholiken und Kelchner bei Böhmisch-Brod und Lomnicze befreite Oesterreich von ferneren Einfällen dieser Furchtbaren. Am 23. August 1436 konnte Böhmens rechtmäßiger König, der Kaiser Sigmund, begleitet von seinem Schwiegersohne Albrecht, seinen Einzug in Prag halten. Nicht lange sollte er sich des schwer errungenen Friedens freuen; denn seine Kraft sank dem Grabe zu. Als seine schöne, junge Gemalin, die Kaiserin Barbara, aus dem Geschlechte der Cillier, ihren Gatten hinwelken sah, leitete sie Umtriebe ein, um nach seinem nahe bevorstehenden Tode die Kronen von Ungarn und Böhmen dem rechtmäßigen Erben, Albrecht von Oesterreich, zu ihren eigenen Gunsten zu entziehen. Aber der kranke Kaiser kam diesen Anschlägen zuvor. Angethan mit dem kaiserlichen Ornate, einen Lorbeerkranz im weißen Haare, ließ er am 11. November 1437 sich in einer offenen Sänfte durch Prag tragen, von da nach Znaim. Hier wurde die Kaiserin Barbara als Gefangene behandelt; ihr Bruder, Ulrich von Cilli, entging ähnlichem Loose durch die Flucht. Albrecht und seine Gemalin Elisabeth eilten nach Znaim, dem sterbenden Kaiser und Vater das ewige Lebewohl zu sagen. Die letzten Momente benutzte der Kaiser, den um ihn versammelten Herren aus Ungarn und Böhmen nochmals seinen Willen kund zu thun: „daß diese Königreiche nach

ſeinem Tode dem Herzoge Albrecht und deſſen Gemalin Eliſabeth, ſeiner Tochter, als ihren rechtmäßigen Herren gehorchen ſollten. Darauf gaben ihm Alle ihr Wort. Beruhigt ſank dann der Kaiſer in ſeinen Seſſel zurück, und ſchloß die Augen für immer. Mit ihm erloſch am 11. December 1437 der Luxemburgiſche Mannsſtamm, der von geringen Anfängen in kurzer Zeit zu den erſten Thronen der Chriſtenheit und des Welttheils empor geſtiegen war.

Ein Bote eilte nach Prag, den böhmiſchen Ständen den Tod ihres Königs, wie auch deſſen letzten Willen rückſichtlich der Erbfolge ſeiner Tochter und ihres Gemals zu vermelden. Vorher wurden, nach üblichem Brauche, die königlichen Siegel zerbrochen, damit Keiner ſich fälſchlich ihrer bedienen könne. Die Königin Barbara wurde in Ungarn gefangen gehalten.

Die in Preßburg verſammelten ungariſchen Stände beſchloſſen zwar, dem Willen des verſtorbenen Königs Sigmund in Bezug auf Herzog Albrecht's Nachfolge nachzukommen; doch ſollte des Letzteren Königswahl auf einem allgemeinen Reichstage beſtätigt werden. Stürbe er vor ſeiner Gemalin, ſo ſollten dieſe und ihre Kinder als Erben des Königreichs anerkannt werden. Albrecht ſollte, damit ſein Augenmerk nicht zu ſehr von den Angelegenheiten Ungarns abgelenkt würde, die etwa ihm anzubietende deutſche Krone nicht ohne Bewilligung des Reichsrathes annehmen. Am 1. Januar 1438 wurden Albrecht und ſeine Gemalin zu Stuhlweißenburg gekrönt, und Erſterer ſchlug bei dieſer Gelegenheit vier und achtzig Edle zu Rittern. Kaum war er nach Ofen zurückgekehrt, ſo wurde er durch einen Auflauf des Pöbels gekränkt, durch die Abneigung der Ungarn wider die Deutſchen veranlaßt. Die Häuſer der Deutſchen, welche dem Könige nach Ungarn gefolgt waren, wurden bei dieſem Anlaſſe geplündert. Der König Albrecht trug die neue Krone erſt zu kurze Zeit, als daß er ſofort mit aller Strenge hätte einſchreiten können. Durch gerechte und weiſe Regierung hoffte er am beſten die Gemüther zu verſöhnen und ähnlichen Unordnungen für die Folgezeit vorzubeugen. Doch ſchöpfte er trübe Ahnung aus ſo unerfreulichem Beginne. Er ſah ein, daß ſeine perſönliche Anweſenheit in Ungarn oft und auf lange erforderlich ſeyn, und daß hinfort Oeſterreich ſeine Gegenwart häufig werde entbehren müſſen. Damit nun auch hier der Gang der Dinge keine Unterbrechung erleide, und die Regierung in Wirkſamkeit und Anſehen erhalten werde, ernannte er am 9. Februar zu Ofen für die Zeit ſeiner

Abwesenheit eine Regentschaft für Oesterreich, bestehend aus mehren Prälaten und weltlichen Männern vom Rang und Einfluß.

Nicht so schnell, wie in Ungarn, gelang es dem Könige, in Böhmen seine rechtmäßigen Erbansprüche durchzusetzen. Zwar wurde er dort von einer ansehnlichen Partei bald nach Sigmund's Tode als König ausgerufen, aber sowohl die nochimmer nicht völlig beruhigten Utraquisten, wie die Anhänger der Königin Barbara, waren entgegen, und forderten, daß man den König nur gegen Eingehung mancher Bedingungen anerkennen solle. Die Gemäßigten jener Partei, besonders jedoch die Katholiken, sahen, trotz solcher ungehörigen Einwürfe, Albrecht als ihren König an, luden ihn zur Krönung nach Prag ein, und erwirkten ein Gesetz, kraft dessen Albrecht als rechtmäßiger König von Böhmen anerkannt, und Jedem, der sich diesem Beschlusse widersetze, mit der Todesstrafe gedroht wurde. Ein widerspänstiger Bürger der Altstadt und ein Schneider mußten es blutig erfahren, daß es mit dieser Drohung ernst gemeint war. Die Utraquisten bestanden gleichwohl auf ihrer Forderung, und ließen durch ihren Abgeordneten, Alessius von Sternberg, die Bedingungen vorlegen, an welche des Königs Anerkennung geknüpft seyn sollte. Mit edlem Stolze wies dieser eine solche Zumuthung von sich, auf sein unbestreitbares Recht an die Krone Böhmens sich berufend. Seine abschlägige Antwort brachte die Utraquistenpartei in offene Gährung; sie hielt eine Versammlung in Melnik, und schritt zu einer neuen Königswahl, die auf den dreizehnjährigen Kasimir, Bruder des Königs Wladislav von Polen, fiel. Ihre Gesandten machten diesem seine Erwählung kund, und sprachen den Polenkönig um Beistand an, um sie durchzusetzen. Albrecht's Partei verlor darüber den Muth nicht; sie verdoppelte vielmehr ihren Eifer für den rechtmäßigen Herrn, und rief ihn am 6. Mai noch einmal feierlich als König aus; zugleich warnte sie den König Wladislav vor unstatthafter Einmischung zu Gunsten seines Bruders Kasimir, wiewohl vergeblich.

Bevor sich dieses ereignete, wurde Albrecht von den zu Frankfurt versammelten Kurfürsten am 18. März 1438 zum römischen Könige erwählt, und ihm das Wahldiplom nach Wien gesendet. Er, seinem den Ständen Ungarns gegebenen Worte getreu, nahm diese neue, höchste Krone nicht früher an, als bis der ungarische Reichsrath ihn seines Versprechens entbunden, und seine Vettern, die österreichischen Herzoge der anderen Linie, ingleichen die Abgeordneten des Baseler Conciliums und die Landstände mit Bitten in ihn

drangen, die deutsche Krone nicht von sich zu weisen. Er schickte den Gesandten des Reichstages reiche Geschenke in ihre Wohnungen. Doch ward es ihm unter den waltenden Umständen zur Unmöglichkeit, zur Krönung hinaus zu reisen, daher wurde, mit Bewilligung der Kurfürsten, diese Feierlichkeit auf zwei Jahre verschoben. Das Glück schien beinahe in Einem Momente dem Hause Oesterreich Krone auf Krone zu bieten, und doch galt es noch manchen harten Kampf, ehe sie dauernd gewonnen, für ewige Zeiten befestigt wurden.

In Böhmen schritt der Aufstand drohend vorwärts. Es ward hohe Zeit, daß der König in Person dahin eilte; denn seine Anwesenheit konnte Vieles bessern, theils im Guten, theils mit Gewalt. Am 25. Mai langte er, begleitet von einer österreichischen Schaar und von dreitausend ungarischen Reitern, in Iglau an, wo viele böhmische Große, Ulrich von Rosenberg, Mainhart und Johann von Neuhaus, Krussina von Schwanberg, Johann von Riesemberg auf Skal, Heinrich von Straze, Burian von Gutenstein, Sbinko von Koczow, Laskowecz, Johann Malowecz auf Paczow, Rabstein, Heinrich von Plauen, und Bürger von Prag, Gitschin, Kuttenberg und anderen Städten ihn feierlich empfingen. In Folge mehrtägiger Berathungen gelobte er am 8. Juni, als „erwählter" König von Böhmen, den dortigen Ständen urkundlich: die Compactaten nebst allen Verwilligungen Kaiser Sigmund's für Böhmen aufrecht zu erhalten, auch für Weihung eines Erzbischofs zu sorgen, der, den Compactaten gemäß, in beider oder in einer Gestalt solche Schüler zu Priestern weihe, die das Sacrament eben so ausspenden; jeden Stand in Böhmen, Mähren und Schlesien bei seinen Freiheiten zu schützen; keinen Ausländer, gemäß der von Kaiser Karl und anderen Königen ertheilten Privilegien, zur Erlangung von Aemtern und Schlössern in Böhmen zu lassen; alle Angelegenheiten Böhmens sollten nur mit Rath eingeborener Böhmen zu beschließen seyn; auch sollten Letztere am königlichen Hofe gehalten werden, und mit ihrem Rathe der König, bei Abwesenheit aus dem Lande, regieren. Diese und noch andere Punkte waren von den Ständen verlangt worden; auch sollte die Kaiserin Witwe Barbara in Freiheit gesetzt, und die schlesischen Herzoge bei ihren Rechten geschützt werden, worüber die Stände ebenfalls vom Könige beruhigende Zusicherung erhielten. Albrecht durfte demgemäß jetzt auf die Ergebenheit der Letzteren zählen, ohne sich durch die Drohungen der Utraquisten, welche keinen Andern, als Kasimir

von Polen, für ihren König zu erkennen aussprachen, beirren zu lassen. Am 18. Juni langte er, unter dem freudigen Zurufe des Volkes, in Prag an, und am 29., dem Festtage Peter und Paul, wurde ihm im dortigen Dome zu St. Veit vom Bischofe Philibert von Coutance, in Erledigung des Prager erzbischöflichen Stuhles, die Krone feierlich auf das Haupt gesetzt.

Der König mußte eilen, das Krönungsscepter mit dem Schwerte zu vertauschen, denn schon standen die Utraquisten, durch 5000 Polen verstärkt, gegen ihn in Waffen, und begannen die Güter der königlich Gesinnten gräulich zu verheeren. Wider sie bot der König Albrecht seine Getreuen in allen seinen Reichen und Landen auf, und warb Bundesgenossen, wo er konnte.

Die Angelegenheiten des deutschen Reiches durfte Albrecht, als römischer König, unter diesen Umständen um so weniger versäumen, wenn er, durch die Ereignisse in Böhmen zurückgehalten, sie auch nicht persönlich betreiben konnte. Er ließ sich durch Kaspar Schlick, der schon seines Schwiegervaters Rathgeber und Kanzler gewesen, auf dem in Nürnberg zusammenberufenen Reichstage vertreten, und zu besserer Handhabung der Gerechtigkeit und Ordnung eine Eintheilung des deutschen Reiches in vier Kreise vorschlagen. Als man sich hierüber so wenig einigen konnte, wie über den neuen Entwurf eines Landfriedens, ließ Albrecht auf eine Erneuerung der Bulle Karl's IV. und eine Eintheilung in sechs Kreise antragen; doch auch dies kam nicht zu Stande. Schlick erreichte auf diesem Reichstage Nichts weiter, als daß einige Fürsten Hilfe wider die Aufrührer in Böhmen und deren Verbündete, die Polen, zu senden sich entschlossen.

Der König Albrecht brach am 3. August von Prag auf, und zog gegen Rziczan, wo der Kurfürst Friedrich von Sachsen mit zweitausend Reitern und dreitausend Mann Fußvolk, und der Herzog Johann von Baiern mit tausend Mann zu ihm stießen. Der Zug ging nach Porziętz, dann nach Konopischt. Hier wurden die Feinde in ihrem festen Lager angegriffen, und dasselbe erstürmt. Sie warfen sich in die Stadt Tabor, die sofort am 6. August belagert wurde, welche Belagerung jedoch, nach Wladislav's Einfall in Schlesien, in eine Blokade verwandelt werden mußte. Als nun Georg von Kunstadt auf Podiebrad, und wahrscheinlich auch Alesius von Sternberg auf Hradeck, sich plötzlich auf die Ungarn warfen, mußte der König von seiner Absicht auf Tabor abstehen, und am 29. September sich nach Prag zurück-

ziehen. Der Kurfürst von Sachsen zog mit seinen Hilfstruppen ab; doch unterwegs schlug er am 24. bei Zelenicze nächst Bilin eine utraquistische Schaar, und nahm ihnen fünfzehnhundert Mann gefangen. Unter den Letzteren befand sich auch der Anführer jener Schaar, Peter von Sternberg. Ihn ließ der Kurfürst durch drei Jahre in Rochlitz in der berüchtigten Jupe (nicht Wien allein hatte ein Gefängniß dieses Namens) schmachten, von deren Festigkeit man spottweise rühmte: wer die Rochlitzer Jupen anhabe, der sey vor Frost und Wölfen sicher. Auch die feindlichen Polen zogen ab. Sie hatten während der Belagerung Tabor's nach und nach ihre mitgebrachten Pferde aufzehren müssen, und kehrten daher als Fußgänger heim, obschon sie als Reiter gekommen.

Sowohl der Papst Eugen IV., als das von diesem nicht anerkannte Baseler Concil mahnten dringend zum Frieden, der aber, ungeachtet der im Januar 1439 zu Breslau angeknüpften Unterhandlungen, nicht zu Stande kommen konnte, weil man von polnischer Seite fortwährend die böhmische Krone für Kasimir ansprach. Nur ein kurzer Waffenstillstand zwischen den Königen Albrecht und Wladislav wurde erreicht, der später bis zum 24. April 1439 verlängert wurde.

Am 18. November 1438 war der König Albrecht mit seiner Gemalin nach Breslau gekommen und mit großen Ehren empfangen worden. Auch wurde ihm acht Tage später vom dortigen Fürstenthume ohne Widerrede gehuldigt. Er setzte den Markgrafen Albert Achilles von Brandenburg als Landeshauptmann ein, um dem Unfuge der Fehder zu steuern. Mit den Einrichtungen der Stadt Breslau selbst zeigte sich der König nicht sehr zufrieden; er soll einen neuen Rath eingesetzt und der Stadt eine Strafe von zwanzigtausend ungarischen Ducaten auferlegt haben, dafür, daß sie seinem Gefolge die Quartiere nicht auf dem Markte, sondern in versteckten Gassen angewiesen habe. Mancherlei Zufälle dienten, seine Stimmung zu trüben. Bei einem Falle auf der Treppe seiner Wohnung, im Hause zum goldenen Becher am Ringe, brach er sich das Bein, und bei seiner Abreise im März 1439 sollen die meisten der ihn begleitenden Ungarn haben zurückbleiben müssen, weil sie sich der Bezahlung ihrer Wirthe geweigert, und die Breslauer, nach der einmal erlegten Strafe, dem Gefolge des Königs keine weitere Nachsicht erweisen wollten.

Ungarn hatte bei den stattfindenden böhmischen Händeln ebenfalls zu leiden; denn polnische Schaaren fielen wiederholt in das Zipserland ein,

wurden aber von dem Preßburger Obergespan Stephan von Rozgon jederzeit zurückgetrieben. Abermalige Unterhandlungen begannen am 24. Mai zu Lublau; doch wurde dort nur ein Waffenstillstand erwirkt, giltig bis 8. September. Zugleich wurde eine baldige Zusammenkunft beider Könige verabredet.

Dringende Türkengefahr nöthigte den König, der schon von so vielen Seiten in Anspruch genommen war, auch in dieser Beziehung zu neuer Thätigkeit. Aus Ungarn erging ein allgemeiner Nothschrei an ihn, zum Theil sogar gebieterischer Art, denn einige Magnaten drohten, sich nach einem anderen Könige umzusehen, wenn er nicht schleunig zur Bekämpfung des Feindes der Christenheit mit ihnen auszöge. Auch der Papst Eugen ließ es nicht an Aufrufen fehlen. Der König eilte nach Ofen zum Landtage, wo am 30. Mai 1439 die Stände ihn und seine Gemalin ihrer unverbrüchlichen Treue versicherten. Inzwischen erscholl die Schreckenskunde, Sultan Murad stehe mit 130,000 Mann schon vor Semendria. Mit um so größerer Anstrengung betrieb der König seine Rüstungen; aber die ungarische Heerverfassung, die nur dann erst ein allgemeines Aufgebot des Adels gestattete, wenn der Feind bereits die Gränzen Ungarns überschritten hatte, band ihm die Hände. Selbst viele von Jenen, welche vorher so eifrig zum Feldzuge gedrängt hatten, zeigten sich jetzt, wo es zu handeln galt, unlustig oder säumig. Mit Mühe vermochte der König zu Ende Juli im Lager bei Szegedin ein Heer von 24,000 Mann um sich zu sammeln.

Um diese Zeit erhielt der König auch die Nachricht von dem am 24. Juni zu Innsbruck erfolgten Ableben seines Oheims, des Herzogs Friedrich IV. oder des Aelteren. Nach den schwülen Tagen von Konstanz hatte dieser größeren Theiles in Ruhe und mit vieler Umsicht regiert, durch weise Sparsamkeit den einstigen Spottnamen von der „leeren Tasche" widerlegt, und Schätze gesammelt, die er, durch früher empfundenen drückenden Mangel eingeschüchtert, jetzt oft mit übertriebener Aengstlichkeit zusammenhielt; daher auch König Albrecht in seiner Geldbedrängniß bei ihm im entscheidendsten Augenblicke keine Hilfe fand. Von Friedrich's fünf Kindern, die ihm in zwei Ehen geboren worden, überlebte ihn nur sein fünfzehnjähriger Sohn, Herzog Sigmund, über welchen sein Neffe, der Herzog Friedrich V., die Vormundschaft antrat, so daß jener Todesfall keine Störung veranlaßte.

Unter seinen, sämmtlich im Tode ihm vorangegangenen Brüdern war Friedrich IV. unstreitig der bedeutendste Charakter gewesen. Schön und ein-

nehmend von Gewalt, beſaß er einen lebhaften, durchdringenden Geiſt, deſſen Schärfe durch einen gewiſſen ritterlichen Leichtſinn gemildert wurde, welcher ihm auch in verzweifelten Lebenslagen Muth und Hoffnung bewahrte, und ihn Gefahren zwar nicht vermeiden, aber in ihnen ausdauern lehrte; einen ſtolzen, im Punkte der Ehre unbeugſamen Sinn, der aber doch nicht ſeiner ſchmiegſamen Seite entbehrte. Wäre ſeine Erziehung ſorgfältiger geweſen, ſo würde jene Rauhigkeit des Weſens, die ihm und allen ſeinen Brüdern anhing, hinweggewiſcht, und er einer der beſten Fürſten geworden ſeyn. Er ſelbſt erkannte gar wohl, was ihm fehlte, und verwünſchte bisweilen den Mißgriff ſeines Erziehers, der ſeinen Leidenſchaften geſchmeichelt, ſtatt ſie zu unterdrücken, und ſeine Bildung dem Zufalle überlaſſen hatte.

Vergebens harrte der König im Lager zu Szegedin auf Verſtärkungen. Als keine eintraf, brach er das Lager ab, bezog ein neues bei Futak, und beobachtete die Bewegungen des Feindes jenſeits der Donau, da es ihm an Mannſchaft gebrach, um Semendria entſetzen zu können. In Titerew erhielt er die gefürchtete Botſchaft, daß Semendria in des Sultans Hände gefallen ſey. Stündlich konnten nun die Osmanen die Donau überſchreiten, ohne daß der König vermögend geweſen wäre, ſie abzuhalten. Um ſein Heer durch Söldner hinlänglich zu verſtärken, gebrach es ihm an Geld, und die von den ungariſchen Ständen bewilligte allgemeine Steuer brachte für den Augenblick keine Früchte, da ſie erſt ſpäter eingehen konnte. Eine im Lager einreißende, anſteckende Ruhr vollendete das Uebel. Viele ſtarben hin, Muthloſigkeit ergriff die Uebrigen, und endlich löſete das ganze Heer ſich auf. Auch der König erkrankte, und als der Feind, gegen welchen nach Auflöſung des Heeres ohnehin Nichts auszurichten geweſen wäre, ſich nach dem ſüdlichen Serbien gegen Novoberdo wendete, wurde das Lager aufgehoben. Krank und trübſinnig trat der König den Rückmarſch an.

In Ofen erwarteten ihn ſchon ſeit geraumer Zeit Abgeſandte Polens, gekommen, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Da ſie aber auf Rückerſtattung jener Güter beſtanden, welche der Kaiſerin Barbara abgenommen und der Königin Eliſabeth verliehen worden waren, ſo zerſchlugen ſich die Unterhandlungen, indem dem Könige Alles daran liegen mußte, der ränkevollen Kaiſerin nicht zu neuer Macht in Ungarn zu verhelfen. Die polniſchen Abgeordneten verließen Ofen und kehrten in ihre Heimat zurück. Der kranke König ſehnte ſich nach ſeinem Oeſterreich, und begab ſich auf die

Heimkehr. „Wenn ich nur Wien wiederſehe," ſagte er, „ſo werde ich alsbald geſund." In Gran grübelte ſeine Schwermuth darüber, ob er die polniſchen Geſandten nicht zu voreilig entlaſſen und dadurch vielleicht Böhmen der Gefahr eines neuen Krieges blosgeſtellt habe, und eilig ſchickte er ihnen von dort aus zwei Bevollmächtigte nach, um, wenn nicht Frieden, doch verlängerten Waffenſtillſtand zu vermitteln. Zu erſchöpft, um die Reiſe zu Wagen fortzuſetzen, ließ er ſich von Gran hinweg in einer Sänfte tragen. Durch den häufigen Genuß von Melonen, womit er ſeine Fieberhitze abzukühlen meinte, vergrößerte er nur ſein Uebel. Man hat behaupten wollen, es ſey ihm, wahrſcheinlich auf Anſtiften der racheſinnenden Kaiſerin Barbara, Gift beigebracht worden. Zu Neſzmil, in der Komorner Geſpanſchaft, angekommen, war er unfähig, weiter zu reiſen, und fühlte ſein nahes Ende. Er ließ ſeinen letzten Willen aufſetzen, und ſtarb am 27. October 1439, wenig über zwei und vierzig Jahre alt. Seine Leiche wurde nach Stuhlweißenburg abgeführt und dort in der Gruft der Könige beigeſetzt. An Kindern hinterließ er nur zwei Töchter: Anna, welche ſchon als Kind dem Herzoge Wilhelm von Sachſen verlobt, 1446 ihm angetraut, nach unglücklicher Ehe aber, um einer Buhlin, Katharinens von Brandenſtein, willen, von ihm verſtoßen und bis an ihr Ende 1461 zu Eckartsberga in Verwahrung gehalten wurde, und Eliſabeth, welche 1459 dem Könige Kaſimir von Polen ihre Hand reichte. König Albrecht's Witwe, Eliſabeth, befand ſich bei dem Eintritte ihres Gemals in geſegnetem Zuſtande, und gebar am 22. Februar 1440 den Ladislav Poſthumus.

Albrecht, als Herzog von Oeſterreich der Fünfte, als römiſcher König der Zweite genannt, nimmt einen Platz unter den vorzüglichſten Fürſten ein. Was Rauhes und Hartes an ſeiner Erſcheinung haften mag, fällt größeren Theils ſeiner Zeit zur Laſt. Sie war es, die ihm das unerbittliche Vertilgungsſchwert, den Feuerbrand gegen Huſſiten und Juden in die Hand gab, und die Beſten ſeines Zeitalters theilen dieſen Flecken mit ihm. Daß er, obgleich ſchwärmeriſch in ſeinem Glauben, doch auch aufgeklärt in vielen Dingen dieſer Art dachte, beweiſet die Kirchenreform, die er in ſeinen Landen veranlaßte, — und daß ſeine Verehrung für die Kirche ihn nicht blinden Gehorſam lehrte, hat er kundgethan in ſeinem Streite mit dem Paſſauer Bisthume. Er war von hohem und kraftvollem Wuchſe, ſeine Augen blau, aber feurig, die Haare blond, die Geſichtsfarbe bräunlich; ein ſtarker Knebelbart

erhöhte sein männliches, doch wohlwollendes Aussehen, welches bei'm ersten Blicke für ihn einnahm. Fest und unerschütterlich in seinen Entschlüssen, erhielten diese durch Hindernisse oder Widerstand nur vermehrten Nachdruck. Darum verglich man ihn im Baseler Concilium einem Viereck, das allwärts gleich unzugänglich. Was er einmal beschlossen, pflegte er mit rascher Entschiedenheit in's Werk zu setzen, und „Geschwind gewinnt" war sein Wahlspruch. Er wußte nicht nur, er begehrte auch geliebt zu werden, und daß „der Unterthanen Liebe die beste Leibwache," sprach er freudig aus gegen seinen Schwiegervater, den König Sigmund, der mit einer Schaar von Trabanten und Höflingen sich zu umgeben pflegte. Tapfer und kriegslustig, hat er doch nie ohne Anlaß den Streit gesucht. Wenn die Waffen ruhten, beschwichtigte er den heißen Männermuth auf der Jagd, seinem Lieblingsvergnügen. Den Tanz überließ er den Weibern, denn der männliche Körper, dachte er, bedürfe stärkerer Uebung. Hochgebildet für seine Zeit, und immer begierig, sein Wissen zu erweitern, verstand und redete er alle Sprachen seiner Unterthanen. Sein gegebenes Wort galt ihm heilig. Den kraftvollen Körper entnervte keine Ausschweifung. Albrecht war Fürst und Ritter im edelsten Sinne.

Achtes Buch.

Oesterreich unter dem Herzoge (Kaiser) Friedrich V. (III.) und dem Könige Ladislav, von 1439 bis 1457.

In einem verhängnißvollen Momente, erdrückt von der Last so vieler Kronen, war der edle König Albrecht heimggegangen. Die Türkengefahr noch nicht beseitigt; in Böhmen noch offene Zwietracht; auch in Ungarn manche gefährliche Gährung, und hier wie dort die Umtriebe der Kaiserin Barbara und ihrer Anhänger geschäftig, die Flamme anzublasen; dazu kein männlicher Erbe vorhanden zur Nachfolge in den Königreichen und im leopoldinischen Theile der österreichischen Lande; die königliche Witwe gesegneten Leibes, ungewiß, ob ein männlicher, ob ein weiblicher Sprößling aus Albrecht's Stamme hervorgehen werde, und in jedem Falle die Aussicht einer langwierigen, immer bedenklichen Vormundschaft: — dies war die Lage der

Dinge, als König Albrecht die Augen für immer schloß. Den nächsten Verwirrungen hatte indeß sein, vier Tage vor seinem Ende aufgesetzter, letzter Wille vorgebeugt, in welchem die möglichen Fälle nach Kräften berücksichtigt waren. Würde seine Gemalin — so hatte er verordnet — eine Tochter gebären, so soll Oesterreich seinem Vetter, dem Herzoge Friedrich V., zufallen; wäre es aber ein Sohn, so sollen demselben neun Vormünder bestellt werden, und zwar drei aus Ungarn, drei aus Böhmen und den dazu gehörigen Fürstenthümern, einer aus der Stadt Prag, und zwei aus Oesterreich; die oberste Aufsicht aber des Prinzen, der zu Preßburg zu erziehen sey, sollte dessen Mutter in Gemeinschaft mit dem Herzoge Friedrich, oder wer sonst der älteste Fürst des Hauses sey, führen.

In einem Punkte wurde sogleich wesentlich von König Albrecht's Testamente abgewichen. Der Herzog Friedrich glaubte sich vielleicht darin beschwert, daß er, im Falle Albrecht's Witwe eines Sohnes genese, die Vormundschaft mit ihr theilen sollte, und als nun die österreichischen Stände sich in Berchtoldsdorf bei Wien versammelten, wurde in ihrem Beschlusse Albrecht's letzter Wille zwar in den Hauptpunkten beobachtet, aber von einer Theilnahme der königlichen Witwe an der Vormundschaft Nichts erwähnt, und dieselbe ausschließend dem Herzoge Friedrich zugesprochen, welchem zwölf Räthe aus Oesterreich dabei an die Seite gestellt werden sollten.

Aber noch weit stürmischeren Anfechtungen unterlag Elisabeth's Recht in Ungarn. Zwar erneuerten derselben nach dem Tode ihres Gemals viele Magnaten die Zusicherung, sie und ihre Kinder als Erben und Nachfolger auf Ungarns Throne zu erkennen; aber viele Andere, welche aus einem Regierungswechsel, oder besser noch aus einem schwankenden oder ordnungslosen Zustande Vortheile zu ziehen hofften, nahmen es mit den gemachten Zusagen wenig genau, und Manche bereu'ten die der Königin gemachten Zugeständnisse. Endlich fürchteten die Meisten wohl nicht ohne Grund, daß in so stürmischer Zeit, wo die Osmanen wieder so ungestüm an die Vormauer der Christenheit pochten, weder der Muth und die Kraft einer Frau, noch weniger die eines Kindes hinreichend sey, die Gefahr zu bekämpfen. Alle Meinungen vereinigten sich zuletzt in dem Wunsche, daß die königliche Witwe sich wieder verheiraten und Ungarn einen männlichen König geben möchte. Der jugendliche König Wladislav von Polen däuchte hierzu Allen am geeignetsten. Elisabeth wurde mit dieser Zumuthung dergestalt bedrängt, daß sie endlich nach-

gab. Mit ihrer Bewilligung gingen Bevollmächtigte nach Polen, dem Könige Wladislav die Hand Elisabeth's, und mit ihr die Krone Ungarns anzubieten. Nur hatte die Königin sich ausdrücklich bedungen, daß die Vollmachten der Gesandtschaft erlöschen sollten, sobald sie einen Sohn gebären würde. Dieser Fall trat ein. Die Gesandten hatten Krakau noch nicht erreicht, als die Königin am 22. Februar 1440 Ladislav gebar. Elisabeth ruhte nicht eher, als bis, durch beredte Fürsprache ihres Oheims, des Grafen Ulrich von Cilli, und im Einverständniß mit vielen Magnaten, den Gesandten der Befehl nachgesendet wurde, Alles abzubrechen und zurückzukehren. Die Gesandten aber ließen diesen Befehl unberücksichtigt; sie vollführten ihren früheren Auftrag, und Wladislav nahm das Anerbieten an, indem er baldthunlichst nach Ofen zur Krönung zu kommen versprach. Die Abgesandten brachten sein Jawort nach Ungarn, und dadurch, daß die Königin sie wegen ihres Ungehorsams in's Gefängniß werfen ließ, wurde an der Sache Nichts geändert. Ungarn zerspaltete sich nun wieder in zwei Parteien; für den rechtmäßigen König Ladislav und seine Mutter, die rechtmäßige Königin, erhob sich die eine, für Wladislav die andere. Der Bürgerkrieg brach los; die Anhänger beider Könige trieben einander durch gegenseitige Verwüstungen auf das Aeußerste. Elisabeth begab sich von Ofen nach Stuhlweißenburg, und ließ am 15. Mai durch den Erzbischof von Gran ihrem Neugeborenen die Krone des heiligen Stephan auf das Haupt setzen. Die Krone selbst behielt sie durch eine List an sich, damit die Gegenpartei nicht den Wladislav damit krönen könne. Gegen das Testament ihres Gemals aber handelte sie selbst dadurch, daß sie, noch vor der Krönung ihres Sohnes, die Vormundschaft über denselben, die doch dem Herzoge Friedrich gebührte, an dessen Bruder, den Herzog Albrecht, übertrug, der mit jenem in fortwährendem Zwiespalte lebte. Dieser Schritt, der im Widerspruche mit dem Brauche und den Hausgesetzen stand, brachte die Königin in ein unfreundliches Verhältniß zu dem Herzoge Friedrich, dessen Ungunst um so bedenklicher erscheinen mußte, da derselbe am 2. Februar 1440 von den zu Frankfurt versammelten Kurfürsten zum römischen Könige gewählt worden war, und am 11. April diese Würde angenommen hatte.

Wie in Ungarn, so stieß die Anerkennung des königlichen Kindes Ladislav auch in Böhmen auf Hindernisse. Zwar hatten die dortigen Stände die Entbindung der Königin abzuwarten beschlossen, aber bald nach Ladis-

lav's Geburt schritten sie zu einer neuen Königswahl. Die Krone wurde zuerst dem Herzoge Albrecht von Baiern angetragen, an dessen Vorsicht und Redlichkeit jedoch die hierüber gepflogenen Verhandlungen scheiterten. Hierauf wurde dem römischen Könige Friedrich ein Antrag gemacht. Doch auch dieser wies die Krone, welche einem rechtmäßigen Erben entrissen werden sollte, von sich. Endlich siegte der Einfluß der Königin, nachdem sie durch Ulrich von Rosenberg und durch Heinrich Ptaczko von Lipa unterstützt worden war. Letzterer, das Haupt der böhmischen Utraquisten, war Anfangs sehr thätig bei den ersten beiden Wahlversuchen gewesen. Als diese aber mißglückten, hoffte er, unter einem minderjährigen Könige um so größeren Einfluß zu gewinnen, und unterstützte daher Ladislav's Wahl. Dagegen ließ er sich und den Meinhard von Neuhaus, eines der Häupter der katholischen Partei, unter dem Namen von Gubernatoren zu Reichsverwesern wählen. So war Böhmen zwar dem Ladislav gesichert, aber seiner Mutter beinahe aller Einfluß auf die Regierung benommen. Ersteren erkannten, nebst Böhmen, auch Schlesien und die Lausitz als ihren rechtmäßigen Oberherrn an. Die Parteien in Böhmen hatten ihren alten Haß noch nicht vergessen, und bekämpften sich nach wie vor bei dem geringsten Anlasse, bis nach Heinrich Ptaczko's Tode Georg von Podiebrad sich zum Reichsverweser mit beinahe unumschränkter Gewalt emporschwang.

Unterdessen war der König Wladislav von Polen mit seinem Bruder Kasimir und großem Gefolge nach Ungarn gekommen. Am 21. Mai wurde ihm von dem Palatin Lorenz Hedervary die Burg zu Ofen übergeben, und hier huldigten ihm viele Magnaten, unter ihnen Johann Hunyady, als ihrem König. Doch war das nördliche Ungarn, wenn auch durch bloße böhmische Soldtruppen, die nur ihren eigenen Vortheil im Auge hatten, großentheils von dem Anhange der Königin besetzt. Als Wladislav die Burg Wissegrad in Besitz nahm, wurde begierig nach der heiligen Krone gesucht. Aber sie fand sich nicht vor, weil der Königin List sie unterschlagen hatte. Es blieb dem Wladislav Nichts übrig, als sich mit jener Todtenkrone krönen zu lassen, welche man den Reliquien des heiligen Stephan entnahm. Dies geschah am 21. Juli zu Stuhlweißenburg, und galt Vielen für eine schlimme Vorbedeutung, welche sich bald erfüllte. Gewaltthätigkeiten, die sich Wladislav gleich nach dem Antritte seiner Herrschaft erlaubt haben soll, lichteten die Reihen seiner Anhänger, und führten deren Viele auf Ladislav's Seite.

Die Königin Elisabeth befand sich inzwischen in drückender Geldnoth, welche mehr noch, als der Widerstand ihrer Feinde, ihre Thatkraft lähmte. Sie mußte sogar die entführte heilige Krone bei dem römischen Könige Friedrich versetzen, und fand sich endlich genöthigt, den Letzteren als Vormund ihres Sohnes anzuerkennen, um von ihm nothdürftige Unterstützung zu erlangen. Der Herzog Albrecht gab hierzu, als bisheriger Vormund, seine Einwilligung, und es erfolgte nun anscheinende Aussöhnung unter den Verwandten. Doch half Friedrich's bedächtiger und mißtrauischer Sinn nur gegen möglichste Sicherstellung mit Geld aus. Die Königin mußte ihm, für das gemachte Darlehen, ihre Witwengüter und noch darüber verpfänden, obschon der geringe Betrag der vorgestreckten Summe in keinem Verhältnisse zu so großen Pfändern stand. Oedenburg, das sie ihm ebenfalls zugesagt, sobald es in ihre Gewalt gekommen, mußte sie versprechen, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes nicht auszulösen. Sie befand sich dadurch völlig in den Händen des römischen Königs. Dieser ließ dem jungen Ladislav eine treffliche und sorgfältige Erziehung geben; aber er wies ihm seinen Aufenthalt außerhalb seiner Erblande, in Steyermark, an, und zog sich dadurch den Verdacht zu, als halte er ihn gefangen. Schwere Sorgen und Kämpfe, fortwährende Ermahnungen, ihn zurückzuführen, und Zwiste aller Art entsprangen aus dieser übel gewählten Vorsicht für den königlichen Vormund.

Des Königs Friedrich Geldliebe machte ihn nicht selten am unrechten Orte karg. Ulrich Eyzinger war arm aus Baiern nach Oesterreich gekommen. Es gelang ihm hier, die Gunst des Königs Albrecht zu gewinnen, der ihn endlich in den Freiherrnstand erhob und ihm das Amt eines Huebmeisters übergab. Als solcher hatte Eyzinger die Einnahmen und Ausgaben der Hofkammer zu besorgen, und häufte durch schlaues, nicht immer redliches Schalten außerordentliche Reichthümer für seine eigene Person. Allen konnte er mit Geld aushelfen; der König Albrecht selbst schuldete ihm eine beträchtliche Summe. Nach des Letzteren Tode machte Eyzinger seine Forderung geltend bei dem Könige Friedrich; aber dieser zog ihn mit der Befriedigung hinaus. Hierüber erbittert, setzte Eyzinger sich in Einverständniß mit den Söldnern, die ebenfalls ihren rückständigen Sold vom Könige nicht in Güte erlangen konnten und sich jetzt auf eigene Faust, durch Raub und Plackerei im Lande, bezahlt zu machen gedachten. Mit ihrem und seiner Freunde Beistande sagte im Mai 1441 Eyzinger dem Könige förmliche Fehde an, so daß die Stände

einschreiten und den König wegen Eyzinger's und der Söldner Bezahlung angehen mußten.

Auch die Angelegenheiten der Königin und ihres Sohnes wurden ein Gegenstand ständischer Berathung. Doch kam man dieserhalb zu keinem Entschlusse. Nur die Stadt Wien erbarmte sich der bedrängten Königin, und sendete ihr tausend Gewaffnete nebst schwerem Geschütze zu Hilfe nach Preßburg. Die Königin, von dem Könige Friedrich nur gegen harte Bedingungen und niemals ausreichend unterstützt, fand in ihrer fortwährenden Bedrängniß endlich Veranlassung, sich dem Könige Wladislav, ihrem und ihres Sohnes Gegner, zu nähern. Er, von den Türken bedroht und des Bürgerkrieges müde, bot bereitwillig die Hand zu einem Vergleiche. Dabei war jedoch nöthig, daß Ladislav in Ungarn erzogen und die ungarische Krone zurückgestellt würde. Ueber Beide hatte der König Friedrich zu verfügen. Die Königin bat ihn dringend um den Sohn und um die verpfändete Krone. Er verweigerte Beides entschieden, und wollte nur „halten, was er schriftlich versprochen."

Die Waffen der Anhänger des Ladislav waren mittlerweile im Westen unglücklich, im Norden Ungarns von Erfolg gewesen, und der sich ungefähr aufwiegende Vortheil und Nachtheil erleichterte beiden Parteien die gegenseitige Annäherung. Der Cardinal Julian, schon vorher eifriger Vermittler, setzte sein löbliches Werk mit erhöhter Zuversicht fort. Zwar erschwerte die kriegerisch gesinnte Partei in Ungarn, an deren Spitze der Türkenbesieger Hunyady stand, den Gang der Friedensunterhandlungen; dennoch geriethen sie nicht in's Stocken. In Raab kamen endlich die Königin Elisabeth und der König Wladislav persönlich zusammen, und der Friede schien hier ausgemacht worden zu seyn, obschon die Bedingungen desselben ein Geheimniß blieben. Bald darauf folgte Elisabeth dem Könige nach Ofen, wo Alles in Richtigkeit gebracht werden sollte. Aber auf ihrer Rückkehr erkrankte sie, und schon am Weihnachtstage 1442 erlag sie dem Tode, wie es heißt, durch Gift, das ein Verruchter ihr beigebracht, um ihre zur Wahrscheinlichkeit gewordene Vermälung mit Wladislav zu hintertreiben.

Ihr Tod steigerte die Verwirrung. Ihre Anhänger, dem Bunde mit Wladislav von jeher abgeneigt, brachen nun alle Verhandlungen ab, und beschlossen, das Recht Ladislav's unbedingt und ohne Abbruch zu erkämpfen. Sie luden den König Friedrich ein, ihrem Bunde beizutreten, und, um die

Begeisterung der Ungarn zu erwecken, den jungen König Ladislav aus Steyermark hinweg näher an die ungarische Gränze zu führen. Aber Friedrich, immer bedächtig und umständlich, vielleicht auch Gefahr von Ungarn aus für seine eigenen Erblande fürchtend, schützte vor, daß ein Krieg wider Wladislav, der sich als Vertheidiger der Christenheit wider die Türken erhoben, ihm nicht gezieme, und begnügte sich, einen zweijährigen Waffenstillstand zwischen diesem und der Partei des Ladislav zu vermitteln.

Eigene und Angelegenheiten des Reiches nahmen unterdessen die Thätigkeit König Friedrich's in Anspruch. Zu Aachen ließ er sich am 17. Juni 1242 durch den Erzbischof Dietrich von Köln krönen als König Friedrich IV. Später zog er nach Zürich, welche Reichsstadt, gedrängt von den Eidgenossen, und darum ihres alten Zwistes mit dem Hause Habsburg vergessend, einen Bund mit ihm beschwor, und, in Folge einer Uebereinkunft, seinem Hause die Grafschaft Kyburg jenseit des Gotthardflusses übergab. Der König hoffte mit dieser Erwerbung einen Grund zu Wiedererlangung dessen zu legen, was der Vertrag von Konstanz 1417 in den vorderen Landen seinem Hause entrissen. Sein Bemühen, das gegen den Willen des rechtmäßigen Papstes versammelte Concil zu Basel zum Auseinandergehen zu bewegen und dadurch den kirchlichen Zwiespalt zu beendigen, mißlang, wie so manches heilsame Unternehmen anderer deutschen Könige.

Aber den meisten Grund zu Sorge und Unruhe fand der König in seinem eigenen Hause, gegenüber seinem Bruder, dem Herzoge Albrecht. Bei der Brüder verschiedenartiger und zuwiderlaufender Sinnesart, durfte stäter Zwist nicht Wunder nehmen. Friedrich war karg, bedachtsam und verweigernd; Albrecht verschwenderisch, unüberlegt und kecklich in's Uebertriebene fordernd; dieser verlangte meist zu viel, jener gewährte meist zu wenig. Auf dem im April 1442 zu Krems, während des Königs Abwesenheit, abgehaltenen Landtage, führte Herzog Albrecht bittere Klage, daß sein Bruder, der König, einer gleichen Theilung der Erblande ausweiche, auch die damals noch übrige Zeit der Vormundschaft ihm nicht hatte abtreten wollen. Da die Landschaft ihm nicht beistand, schloß er ein Bündniß mit den Grafen von Cilli, fiel mit ihrer Hilfe verwüstend in Krain ein, nahm Krainburg, und wollte auch Laibach in seine Gewalt bringen, wo aber die Bürger seinen Angriff abschlugen. Er durchzog sodann verheerend das Land, bis königliche Truppen sich ihm mit Erfolg entgegenstellten. Am 30. März 1443 kam zu

Neustadt ein Abkommen zu Stande, wobei der Herzog Albrecht zu einem Regierer der, eigentlich dem Herzog Sigmund zustehenden Herrschaften jenseit des Arlberges ernannt wurde, wodurch der König den gefährlichen Bruder weiter aus seiner Nähe entfernte, ohne dem Frieden aus eigenen Mitteln ein Opfer zu bringen. Auch die Fehde mit den Grafen von Cilli wurde vorläufig durch Vergleich beigelegt.

Im Innern Oesterreich's herrschte große Unruhe. Theils wurden durch das Gerücht, Friedrich gehe damit um, den jungen Ladislav von der Erbfolge in Oesterreich auszuschließen, und sich selbst als Herr dort einzusetzen, Parteiungen und Feindschaften erzeugt, theils das Land von frechen Räubern geängstigt, zu deren Unterwerfung des Königs von zu vielen Seiten in Anspruch genommene Kräfte nicht ausreichten. Mit dem Herzoge Albrecht war zwar Frieden geschlossen worden; aber dessen unbezahlt gebliebene Söldner suchten im Stegreife Ersatz, und raubten und plünderten im Lande herum, wo sich nur die Gelegenheit dazu bot. Auch die Gränznachbarn setzten dem Lande auf ähnliche Weise zu; aus Böhmen und Mähren, am ärgsten aber aus Ungarn, wo der durch die Türken genugsam beschäftigte König Wladislav geringe Gewalt über den unruhigen Adel besaß, fluteten räuberische Horden in das Land, und was die Fremden verschonten, wurde von einheimischen Schnapphähnen verwüstet und beschädigt. Der König hatte sich in so viele Angelegenheiten zugleich eingelassen, daß er endlich den wenigsten gewachsen war. So gering war seine Macht, daß einer der fremden Unruhstifter, Pankraz de Szt. Miklos, der in das Viertel Unter-Manhartsberg eingefallen war, dort durch volle sieben Jahre sich unter fortwährenden Plackereien erhalten konnte, und sich dabei fast wie ein Regent benahm, indem er Steuern ausschrieb, sich Treue schwören ließ und Lehen ertheilte. Alle Sicherheit des Eigenthums war dahin.

In Ungarn war noch immer kein Ende der Verwirrungen abzusehen; nur zeitweise Ruhe, aber kein geordneter Zustand war zu ermöglichen. Johann Giskra von Brandeis, der Feldhauptmann der Partei des Ladislav, vom Könige Friedrich als solcher anerkannt, ließ sich zwar in verlängerte Waffenstillstände ein, war aber zu keinem festen Abkommen zu bewegen, das die Rechte des jungen Königs hätte gefährden können. So standen also beide Könige Ungarns noch immer die Hand am Schwerte einander gegenüber. Ein furchtbarer Schlag, unter welchem die ganze christliche Welt erdröhnte,

änderte die Lage der Dinge. Am 10. November 1444 ſiegten die Osmanen, den gebrochenen Waffenſtillſtand blutig rächend, bei Varna über das Heer der Ungarn und Polen. König Wladislav, tapfer kämpfend, fiel unter der Hand eines alten Janitſcharen. Längere Zeit wollte man in Ungarn nicht an ſeinen Tod glauben, und ſeine Anhänger rechneten noch immer auf ſeine Wiederkehr, ſo daß auch die Unterhandlungen zu Gunſten des Ladislav ſich in die Länge verzogen. Als aber der erſchlagene König nicht wiederkehrte, einigten ſich beide Parteien zu König Ladislav's Anerkennung, und eine Geſandtſchaft ging nach Wien zum Könige Friedrich, von dieſem die Auslieferung Ladislav's und der ungariſchen Krone zu erlangen. Friedrich gab noch immer ausweichende Antwort. Er verlangte den König Ladislav wie die ihm verpfändete Krone zurück nach geſchehener Krönung, welch' Letztere ihm überhaupt unnöthig erſchien, weil Ladislav ſchon früher gekrönt worden. Auch wollte er Preßburg überliefert haben, und dieſes nebſt der Krone nur zurückſtellen, falls Ladislav minderjährig verſtürbe. Die Verhandlungen zerſchlugen ſich an dieſen Forderungen, und der Landtag zu Peſth, Ladislav nunmehr als rechtmäßigen König vorausſetzend, ernannte am 5. Juni 1446 den heldenmüthigen und redlichen Johann Hunyady zum Gubernator mit den ausgedehnteſten Vollmachten.

Wie Friedrich den Ungarn keine Bereitwilligkeit gezeigt, ſo erwieſen ſie ihm Gleiches. Er hatte um Abſtellung der Raubzüge Einzelner aus Ungarn nach Oeſterreich und Steyermark gebeten, und zur Antwort erhalten: er möge ſich ſelbſt helfen. Wider Erwarten benutzte er dieſes Recht, rückte bis gegen Güns, brach mehre Raubneſter auf ungariſchem Boden, und gab achtzig Frevlern ihren Lohn am Galgen.

Dieſen kleineren Feindſeligkeiten folgten bald größere. Als Friedrich auf keine Weiſe ſich zu Herausgabe des Verlangten verſtehen wollte, wurde in Ungarn der Krieg beſchloſſen. Hunyady ging vorſichtig und unübereilt zu Werke; er machte ſcheinbar ſogar noch friedliche Verſuche; insgeheim aber traf er feindſelige Maßregeln und ſuchte ſelbſt die Stadt Wien dem Könige Friedrich abtrünnig zu machen, wiewohl vergeblich. Dabei erklärte er ausdrücklich, der Krieg gelte nicht dem Lande Oeſterreich, das ja ohnehin ſeinem Könige, dem Ladislav, angehöre, ſondern der Perſon Friedrich's. Einfälle und Verwüſtungen erfolgten hierauf. Dann wurde zu Radkersburg in Steyermark ein Waffenſtillſtand auf zwei Jahre

geschlossen, und ein Tag in Wien zur völligen Ausgleichung der streitigen Punkte angesetzt.

Während Ungarn nach dem Könige Ladislav verlangte, geschah ein Gleiches in Oesterreich, obwohl im friedlichen Wege und vom Könige Friedrich nicht minder beharrlich verweigert. Auch Böhmen stellte, wie wir sehen werden, dieselbe Forderung. In Tirol dagegen begehrte man mit vollem Rechte nach dem Herzoge Sigmund, der schon seit länger volljährig geworden war und von Friedrich doch noch immer ohne thätigen Antheil an der Regierung, und von seinem Erblande fern gehalten wurde. Zwar hatte Sigmund nach erlangter Volljährigkeit sich zu einem Vertrage bewegen lassen, wodurch er noch für sechs Jahre auf die Selbstregierung Verzicht leistete. Aber die Tiroler hielten diesen Vertrag für erzwungen, und gingen den König wiederholt um Uebergabe ihres Erbherrn, wie auch des aus Tirol abgeführten Schatzes an, doch immer fruchtlos. Da erhob sich, um die Auslieferung des Herzogs zu ertrotzen, die gesammte Landschaft an der Etsch und in Tirol, und belagerte Trient. Friedrich ließ sich nicht irr' machen; er hielt den Herzog Sigmund in Gratz zurück, benutzte dessen väterliche Erbschaft und entlockte demselben mancherlei Verträge zu dessen offenbarem Nachtheile. Der Aufstand wuchs; nach einem Landtage in Meran erhob sich die Landschaft in Masse, und erneuerte drohend ihre Forderung. Der König mußte endlich nachgeben; er gestattete die Abreise des jungen Herzogs Sigmund, und am 31. December 1445 wurde zu Konstanz eine Ausgleichung geschlossen, wobei der König jedoch sich wiederum auf das Vortheilhafteste bedachte, und sogar seinem stets geldbedürftigen Bruder Albrecht, um ihn auf fremde Kosten zu beschwichtigen, große Summen ausbedung.

Wie die Ungarn, so hatten auch die Böhmen wiederholt die Person ihres Königs Ladislav angesprochen. Friedrich erklärte, er halte es für das Zweckmäßigste, den jungen König bei sich zu behalten; wenn derselbe großjährig geworden, könne er dann seinen Aufenthalt nehmen, wo er wolle. Die Böhmen beruhigten sich dabei; denn sie hatten ihr Verlangen mehr des Anstandes halber gestellt, und der Gubernator, Georg von Podiebrad, konnte, bei der Abwesenheit eines Königs, um so ungestörter seine große Macht walten lassen. Die Spannungen zwischen den Katholiken und den Kelchnern hatten in Böhmen wieder ihren höchsten Grad erreicht, und da von jeder Partei ein Mann an der Spitze der Verwaltung stand, so griff das

Uebel auch oben hinauf. Plötzlich überfiel der utraquiſtiſche Podiebrad das Prager Schloß, nahm ſeinen katholiſchen Mitgubernator, Meinhard von Neuhaus, gefangen, und hielt ihn bis an deſſen Ende (2. Februar 1449) in Haft. Der Bürgerkrieg brach aus. Podiebrad wurde von ſeinen Anhängern, den Kelchnern, zum alleinigen Gubernator ernannt, und führte ſiegreich Krieg mit den Häuptern der Katholiken.

Auf ähnliche Weiſe erging es in Ungarn; auch hier waltete Feindſchaft und Eiferſucht unter den Häuptern. Der Gubernator Hunyady, ſeine Macht immer mehr ausdehnend, wurde dieſerhalb von dem neuen Palatin, Ladislav Gara, bitter gehaßt. Daraus entſprang mancherlei Verwirrung. Auf der Heimkehr von der unglücklichen Schlacht wider die Türken, die am 18. und 19. October 1448 auf dem Craſſovaer oder Amſelfeld geliefert worden war, wurde Hunyady durch Georg Brankowich in Semendria feſtgehalten, und mußte, als dieſer ihn freigab, ſeinen Sohn Ladislav bei ihm zurücklaſſen. Die Freilaſſung des jungen Königs wurde, da ſeine Abweſenheit auch hier das willkürliche Schalten der Häupter begünſtigte, von Ungarn aus ziemlich lau betrieben, und durch ein am 22. October 1450 zu Preßburg getroffenes Abkommen wurde dem König Friedrich ſogar wider Herkommen und Hausgeſetze eine Verlängerung der Vormundſchaft über Ladislav bis zu deſſen achtzehntem Jahre zugeſtanden; auch die ungariſche Krone durfte bis dahin in ſeinen Händen bleiben.

Gefahrvoller geſtaltete ſich plötzlich König Friedrich's Lage in Oeſterreich. Er hatte verſprochen, den jungen König Ladislav ſeinen Aufenthalt in Wien nehmen zu laſſen, hielt ihn aber ſtatt deſſen noch immer in Steyermark zurück. Dies ſteigerte das vorhandene Mißvergnügen, und ein böſer Zufall that das Uebrige. Des Königs Bruder, der Herzog Albrecht, mußte in ſeiner ſtäten Geldnoth mehre ihm zugehörige Schlöſſer in Ungarn verkaufen. Wegen des Schloſſes Forchtenſtein wurde er mit dem berüchtigten Eyzinger Handels einig. Der König nahm jedoch ſein Vorkaufsrecht in Anſpruch, und Eyzinger behauptete, dieſerhalb zu großem Schaden zu kommen, verlangte daher entweder das Schloß, oder Entſchädigung. Als man ihm weder das Eine, noch das Andere gewährte, verließ er drohend Wien, und fand nur zu ſchnell Gelegenheit, ſeine Rache zu kühlen.

Der König Friedrich ſtand in ſeinem fünf und dreißigſten Jahre; er dachte daher mit Ernſt an ſeine Verheiratung. Seine Wahl fiel auf Eleonoren

von Portugal, Nichte des Königs Alfons V. von Aragonien, Neapel und Sicilien, über deren Schönheit und Edelsinn der Ruf nicht genug berichten konnte, und es ward ihm der Vorzug vor dem Kronprinzen von Frankreich, für welchen ebenfalls um die Prinzessin geworben worden war. Er wollte, um die Handlung zu verherrlichen, die Vermälung mit seiner Kaiserkrönung zu Rom verbinden, und setzte daher in Wien, für die Dauer seiner Abwesenheit, Männer, auf deren Treue er rechnen konnte, zu Regierungsverwesern für Oesterreich ein. Weil er hiebei die Landstände nicht zu Rathe gezogen, so brach, sogleich nach seiner Abreise, heftige Gährung aus ob der vermeintlichen Verletzung der Landesprivilegien. Eyzinger vor Allen erhob laut seine Stimme darüber, und wiegelte Volk und Stände arglistig auf. Der König, in unzeitiger Nachgiebigkeit, hoffte den Schreier zu beruhigen, wenn er ihn und dessen Bruder zu der Statthalterschaft beizöge; aber er vermehrte dadurch nur den Hochmuth des rachsüchtigen Mannes, der jenes Anerbieten mit scheinbarer Uneigennützigkeit ausschlug, und das Volk besonders dadurch aufkärmte, daß der König den Ladislav, statt ihn in Wien zurückzulassen, mit sich nach Rom geführt hatte.

Eyzinger sammelte alle Tage neue Anhänger, und veranstaltete zu Martperg an der mährischen Gränze eine Zusammenkunft vieler gleichgestimmten Edlen, welche sämmtlich beschworen, nicht eher zu ruhen, als bis Friedrich den Ladislav ausgeliefert haben werde, und nöthigen Falls die Waffen wider den König zu ergreifen. Sie schickten dem Könige Abgeordnete nach Neustadt nach, die jene Forderung ihm ausdrücklich hinterbrachten. Als der König sie abschlägig beschied, hielten sie eine zweite Versammlung, und wiederholten ihre Forderung mit noch größerer Entschiedenheit. Die königlichen Räthe schöpften Besorgniß, weil der Anhang der Verschwornen immer weiter griff, und sie baten den König, nach Wien zurück zu kehren, und durch seine Gegenwart die Gefahr niederzuschlagen. Dies hätte jedoch dem Könige unrühmlich bedünkt, und er setzte daher mit Ladislav seine Reise fort. Eyzinger und seine Helfer aber entwickelten eine immer größere Thätigkeit. Der König bekämpfte ihren Aufstand, statt mit Waffen, mit bloßen Erlassen und Ermahnungen, welche den Empörern nur die Ohnmacht ihres Gegners zeigten. Das Volk wurde von ihnen endlich für offene Gewaltstreiche bearbeitet, und der Magistrat von Wien mußte, nach längerem Widerstreben, zuletzt zur Berufung eines Landtages, wider den königlichen Willen, seine Zustim-

mung geben. Wiederum erfolgten Erlaſſe und ſchriftliche Vorſtellungen des Königs, die ſo wenig fruchteten, wie die früheren. Eyzinger und ſeine Anhänger zogen triumphirend in Wien ein, und Jener hielt auf dem Hofe zu Wien, auf derſelben Rednerbühne, von welcher herab vor Kurzem der fromme Capiſtran die Herzen gerührt und erbaut hatte, eine rebelliſche Rede an das Volk, dem er, um deſſen Begeiſterung zu wecken, Ladislav's Schweſter, Eliſabeth, zeigte. Eyzinger wurde zum oberſten Hauptmann ernannt, und eine neue Regierung angeordnet, die man zwölf Männern anvertraute, mit der Vollmacht, über Krieg oder Frieden zu entſcheiden. Die Landſtände ob der Enns traten, auf ergangene Einladung, dem Bunde bei, und es wurde nun dem Könige der Gehorſam förmlich aufgekündigt, Ladislav's Befreiung unumwunden gefordert.

Vergebens wurde der König Friedrich von ſeinen Treuen beſtürmt, den Aufſtand ſchnell und in Perſon zu unterdrücken. Er beſchränkte ſich nach wie vor auf Erlaſſe, ohne ſeine Reiſe zu unterbrechen. Am 9. März 1452 hielt er ſeinen feierlichen Einzug in Rom; am 15. März wurde ihm hier die Krone der Lombardei aufgeſetzt, am anderen Tage ſeine Vermälung mit Eleonoren von Portugal, am 19. ſeine erſehnte Kaiſerkrönung vollzogen. Er war der erſte und zugleich der letzte römiſche König des hohen Hauſes Habsburg-Oeſterreich, der in Rom geſalbt und als Kaiſer gekrönt wurde.

Der Kaiſer hatte ſeine ganze Aufmerkſamkeit dergeſtalt nach Rom hingerichtet, daß er kaum gewahrte oder gewahren wollte, wie hinter ihm der Aufſtand in Oeſterreich rieſengroß das Haupt erhob. Selbſt in ſeiner nächſten Umgebung riß der Abfall ein. Reinprecht von Walſee, der ihm verſprochen hatte, ihn zur Krönung nach Rom zu begleiten, entwich plötzlich aus ſeiner Nähe und ſagte ihm ſeine Dienſte auf; viele Edle folgten dieſem ſchnöden Beiſpiele. Auch der Graf Ulrich von Cilli, insgeheim ſchon ſeit länger mit Eyzinger verbunden, ließ jetzt die Maske fallen und entzog ſich dem Dienſte des Kaiſers. In Rom war der Kaiſer Anfangs mit Mißtrauen aufgenommen worden, weil man in jedem deutſchen Könige dort einen Eroberer argwöhnte. Als jedoch ſein friedlicher Sinn kund wurde, bereitete man ihm große Ehren. Den Papſt bat er, das kaiſerliche Anſehen gegen die Empörer in Oeſterreich zu unterſtützen durch Verhängung kirchlichen Bannes Der Papſt verſprach ihm dies, rieth ihm aber, des ſicheren Erfolgs wegen, zu

den geistlichen Waffen auch das weltliche Schwert zu gesellen, das der Kaiser so widerstrebend zog.

Während Friedrich, alles Uebrige hintansetzend, sich in Rom mit neuen Kronen schmückte, wankte daheim in Oesterreich seine Herrschaft mehr und mehr. Der Graf Ulrich von Cilli stellte sich an die Spitze der Verschworenen, und zog die Ungarn und Mährer mit in das Bündniß, welches auch von Hunyady unterzeichnet wurde. In Böhmen traten nur die von Rosenberg, von dem Kaiser oft ausgezeichnet und mit Wohlthaten überhäuft, dem Bunde bei. Der Herzog Ludwig von Baiern unterstützte die Verschworenen mit Geld, und ließ sich dafür ein Gebiet in Oesterreich verpfänden. Auf dem Stephansthurme zu Wien wurden, zur Erbauung des schaulustigen Pöbels, die Fahnen Oesterreich's, Ungarn's, Böhmen's und Mähren's aufgepflanzt, als Zeichen enger Vereinigung unter der rechtmäßigen Herrschaft des Ladislav. Ständische Abgeordnete suchten den Kaiser in Florenz auf, das frühere Ansinnen zu wiederholen. Zugleich wurde dort ein Versuch gemacht, den Ladislav zu entführen. Auch in Rom suchten die Abgeordneten, dem Kaiser Feindschaft zu erwecken, wurden aber vom Papste würdig bedeutet. Gegen den päpstlichen Bann schützten sich die Verschworenen durch Berufung an ein allgemeines Concilium.

Endlich kehrte der Kaiser in die Heimat zurück, hielt in Villach Rath, faßte zuweilen einen kühneren Entschluß, gerieth aber immer schnell wieder in sein gewöhntes System der Zögerung oder halber Maßregeln. Von Neustadt aus ermahnte er die Empörer abermals zur Unterwerfung, was, wie leicht voraus zu sehen, vergebliche Mühe blieb. In Salzburg verbot der Erzbischof selbst die Bekanntmachung der päpstlichen Bannbulle; in Passau und Olmütz widerfuhr ihr arger Hohn von den Domherren; in Wien warf man den Notar, der sie verkündigen wollte, in den Kerker, und schlug hier, wie in Salzburg, eine Appellation dagegen an die Kirchenthüren. Als Nichts fruchtete, sah Friedrich endlich die Nothwendigkeit ein, zu den Waffen zu greifen, wovon theils seine Unentschlossenheit, theils seine übertriebene Sparsamkeit, welche die Kosten eines Krieges scheute, ihn so lange abgehalten hatte. Er öffnete seinen Schatz, warb Soldaten, und hatte schnell viertausend Reiter und noch mehr Fußgänger unter den Waffen. Auch Podiebrad sagte Beistand zu, und wollte für höhere Löhnung, als die ihm geboten worden, allein den Aufstand bewältigen. Aber der Kaiser schlug seine Kräfte zu hoch, die seiner

Gegner zu niedrig an, und dies verführte ihn zu zweckwidrigen Maßregeln. Er theilte sein Heer in zwei Haufen, entsendete den einen unter Rüdiger von Starhemberg auf das linke Donauufer, und vertheilte den anderen in den Schlössern und Umgebungen von Neustadt. In Neustadt selbst behielt er nur achthundert Reiter und eben so viele Fußgänger zu seinem Schutze zurück.

Die Verschworenen, um keine Zeit zu verlieren, schlugen schnell los. Eyzinger zog vor das Schloß Ort, nahm es, trotz tapferer Vertheidigung, mit Sturm, ließ es plündern und anzünden. Dagegen eilte Starhemberg mit seinen Reitern an die große Donaubrücke bei Wien, zerstörte und verwüstete die umliegenden Orte, und wurde nur mit Mühe abgehalten, sich der Brücke zu bemeistern und auf Wien loszugehen. In der Hauptstadt glaubte man ihn und den Kaiser schon im Anzuge, und allgemeine Furcht ergriff die Gemüther. Wäre der Kaiser damals wirklich erschienen, so würde er mit leichter Mühe Sieger geworden seyn. Aber sein Zögern gab den Gegnern ihren Muth zurück. Der Bürgerkrieg entfaltete alle seine Schrecknisse; beide Parteien wütheten gegen einander mit Raub und Verheerung. Die böhmischen Truppen, welche Heinrich von Rosenberg dem Eyzinger zuführte, brachten allen Grimm und alle Raubsucht der alten Hussiten mit sich. Die Ungarn leisteten dem Aufstande in Oesterreich keinen thätigen Vorschub, aber an Aneiferung ließen sie es nicht fehlen, und der Kaiser versäumte, wie schon so manche günstige Gelegenheit, auch jene, sich mit Hunyady zu verständigen.

Eyzinger, stolz auf seinen bisherigen Erfolg und seine angewachsenen Streitkräfte, beschloß sofort, den Kaiser in Neustadt selbst anzugreifen. Vergebens suchten die Gesandten von Baiern und Brandenburg, den Uebermüthigen zu einem kurzen Waffenstillstande zu bereden. Erst müsse, gab er zur Antwort, Ladislav herausgegeben werden; er gehe, ihn in Neustadt zu holen. Stündlich wuchs die Gefahr des Kaisers; selbst der entschlossene Starhemberg und des Kaisers geheimer Rath, Aeneas Sylvius, riethen zur Herausgabe des Ladislav. Doch dazu mochte der Kaiser sich nicht entschließen.

Am 27. August 1452 erschien Eyzinger mit seinem Heere, das, ursprünglich etwa 12,000 Mann stark, durch stäten Zulauf endlich auf das Doppelte angewachsen seyn soll, vor Neustadt. Am anderen Tage begannen seine Truppen den Sturm, drängten die in der Vorstadt aufgestellten kaiserlichen Vorposten zurück, und wendeten Alles an, mit ihnen zugleich in das

geöffnete Thor einzudringen. Aber der steyerische Ritter, Andreas Paumkircher, ein Riese an Kraft und Muth, stellte sich den Feinden fast allein entgegen, und hielt sie mit Löwenstärke, ein anderer Cocles, so lange von dem Thore zurück, bis dieses geschlossen werden konnte. Das an sich unbedeutende Gefecht, log Eyzinger mit kecker Stirn zu einem glänzenden Siege, den er pamphlet in Wien verkündigen ließ, wobei viel von der Menge der erschlagenen Feinde und eroberten Kanonen gefabelt wurde.

Bei all' dem konnte der Kaiser sich nicht verhehlen, daß er dem Kampfe nicht für lange gewachsen sey. Es war ihm daher erwünscht, daß, nachdem er mit Grund zu den Gesandten von Baiern und Brandenburg sein Zutrauen verloren hatte, der Erzbischof Sigmund von Salzburg und die Bischöfe Johann von Freisingen und Friedrich von Regensburg zu ihm nach Neustadt kamen, und ihm ihre Vermittelung anboten. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen. Auf Ersuchen des Grafen von Cilli begab sich der Kaiser selbst hinaus vor die Stadt. Knieend empfingen die Anführer der Empörer den Gesalbten, der mit ihnen zu unterhandeln kam. Gleichwohl konnte man sich noch nicht einigen, da der Kaiser nicht von der Vormundschaft abstehen wollte. Doch wurde der Waffenstillstand verlängert, um die Unterhandlungen fortsetzen zu können. Am anderen Tage unterhandelten die Bischöfe nebst sechs Räthen auf kaiserlicher Seite; die Gegner schickten sechs ihrer Anführer als Unterhändler. Ueber einige Punkte verständigte man sich. Dann kam auch der Kaiser hinzu, von den feindlichen Häuptern, bei denen diesmal auch Eyzinger war, wiederum knieend begrüßt. Aber zu einer Einigung gelangte man nicht, und der Waffenstillstand drohte abzulaufen. Neue Feindseligkeiten und neues Kriegselend standen in Aussicht. Da ging der Markgraf Karl von Baden, des Kaisers naher Verwandter, hinaus in das feindliche Lager, bewirkte nochmalige Verlängerung des Waffenstillstandes, und brachte, unter Beihilfe der Bischöfe, den Frieden auf folgende Bedingungen zu Stande: „Die Belagerung wird aufgehoben, und das Heer der Verbündeten entlassen. Am dritten Tage wird Ladislav dem Grafen Ulrich von Cilli übergeben, der ihn bis zum 11. November außerhalb Wien's zu verwahren hat. An diesem Tage werden Bevollmächtigte der Stände von Ungarn, Böhmen, Oesterreich und Mähren in Wien erscheinen, um über Ladislav's fernere Erziehung, über den Ort seines Aufenthaltes und über die Art der Regierung Alles zu ordnen. Es werden dabei die drei Bischöfe, die zwei

Herzoge von Baiern, die Markgrafen von Baden und Brandenburg persönlich oder durch Bevollmächtigte erscheinen, um die Forderungen beider Theile zu vernehmen, und durch einen endlichen Ausspruch den Frieden herzustellen. Die Gefangenen, die geraubten Gegenstände, soweit sie zu ermitteln, werden beiderseits zurück gegeben. Käme in jener Versammlung kein Frieden zu Stande, so habe der Graf von Cilli den König Ladislav noch ferner zu hüten, und der Kaiser dürfe sich seine ferneren Ansprüche vorbehalten."

Hätte der Kaiser sich nur noch wenige Tage in Neustadt gehalten, so würde es an ihm gewesen seyn, Bedingungen vorzuschreiben, denn Podiebrad war mit 17,000 Mann zu seinem Beistande im Anzuge, und auch 6000 Steyermärker waren für den Kaiser zum Aufbruche bereit. Was vorher durch Zaudern, wurde jetzt durch Uebereilung verdorben. Als Podiebrad den Abschluß des Neustädter Friedens vernahm, brach er seinen Marsch ab, und beschränkte sich auf Verwüstung der Schlösser seiner Feinde. Der Kaiser, immer die gefürchteten Kosten im Auge, ließ alle weiteren Rüstungen einstellen, und machte sich dadurch noch wehrloser.

Am 4. September wurde der junge König Ladislav bei dem steinernen Kreuze vor dem Wiener Thore von Neustadt dem Grafen von Cilli übergeben, und von dem Volke mit lautem Jubel empfangen. Der Eyzinger, dem sein verwegenes Spiel so vollkommen geglückt war, weinte vor Lust und Rührung. Laut des Friedensvertrages hätte der Graf von Cilli den jungen König nicht vor dem 11. November nach Wien führen dürfen. Aber nachdem man dem Kaiser so Vieles abgetrotzt, meinte man, sich auch an diesen Punkt der Uebereinkunft nicht binden zu müssen. Ladislav verweilte nur einige Tage in Bertholdsdorf, und schon am 13. September wurde sein Einzug in Wien gehalten. Alt und Jung drängte sich jubelnd um den schönen königlichen Knaben, der Allen ein um so kostbareres Kleinod dünchte, weil er mit Gefahr und Mühe einem Kaiser abgekämpft worden war.

Der Friede zwischen dem Kaiser und den Verbündeten war nur mündlich abgeschlossen, doch die schriftliche Ausfertigung der Urkunde binnen acht Tagen ausdrücklich bedungen worden. Als nun der Kaiser sah, wie willkürlich seine Gegner bereits einen der Vertragspunkte übertraten, drang er um so mehr auf geschriebenes Wort. Da läugneten der Cillier und der

Eyzinger keck, mündlich derlei Punkte zugegeben zu haben, und der sonst so mißtrauische und vorsichtige Kaiser ward diesmal bitter getäuscht.

Der Graf von Cilli und Eyzinger hofften nun, im Namen des zwölfjährigen Königs nach Gefallen schalten zu können; immer sprachen sie ihm von seiner glorreichen Befreiung vor, um ihn dadurch zu unbegränzter Dankbarkeit zu verbinden, und so erlangten sie freilich mit Leichtigkeit Alles von dem Knaben, der aus gedrückter, unfreier Stellung sich plötzlich auf die schwindelndste Höhe der Macht und des Glanzes versetzt sah.

Mittlerweile langte eine prunkvolle Gesandtschaft aus Ungarn an, dem Könige zu seiner Befreiung aus der Gefangenschaft — so wurde des Kaisers Vormundschaft von ihnen genannt — Glück zu wünschen. Geblendet von diesem neuen Glanze, und der Heimat gedenkend, welcher er so frühzeitig entrissen worden, rief der König nach einigem Besinnen den Ungarn plötzlich zu: „Ich bin ein Ungar, und will darum auch bei Euch bleiben." Dieses Wort erregte neuen Jubel bei den Ungarn, und sogleich wurden die anwesenden kaiserlichen Gesandten in hohem Tone wegen Auslieferung der Krone und der Schlösser bedeutet, mit Hinweisung auf Anwendung von Waffengewalt, falls das Begehren verweigert würde.

Minder glänzend und für den königlichen Knaben minder anlockend, trat die böhmische Gesandtschaft auf. Die Abgeordneten verlangten in trockenen Worten seine Anwesenheit in Böhmen, wo der lange verwaiste Thron, um die Uebel auszurotten, schleunigst, ja, wenn Ladislav zu kommen zögere, nöthigen Falls mit einem Anderen besetzt werden müsse. Auch wurden dabei Bedingungen gestellt, die besonders auf Glaubenssachen zielten, weil die Utraquisten in Böhmen bereits festen Fuß gewonnen hatten. Der junge König, fromm erzogen, brach in die Worte aus: „Wollen mich die Böhmen zu ihrem Könige, so müssen sie Christen und meines Glaubens seyn." Doch der Graf von Schaumberg wendete frostig ein: Solches sey Sache des römischen Stuhles, und ob die Böhmen Christen, Heiden oder Sectirer, sey gleichgiltig, wenn sie nur dem Könige die schuldigen Steuern entrichteten. Dieser unumwundene Wink hatte das Gute, daß man sich behutsamer gegen die Böhmen benahm. Es wurde ihnen zugesagt, daß Alles, was ihnen durch die Könige Sigmund und Albrecht zugesichert worden, in Kraft bleiben solle, und daß der König am 24. Juni 1453 in Iglau von einer böhmischen Gesandtschaft abzuholen sey, um in Prag gekrönt zu werden.

Ladislav hatte, genau genommen, nur seinen Kerker gewechselt, eine dunkle Haft mit einer glänzenden vertauscht. Aus der Vormundschaft eines Kaisers war er, ohne daß es den Namen hatte, in die des Cilliers und des Eyzinger's gerathen, welche, Einer eifersüchtig auf den Anderen, Beide nach dem höchsten Einflusse strebten, und solchergestalt ein immer verworreneres Netz von Intriguen um den jungen König spannen. Der Graf von Cilli ging insgeheim damit um, sich zum Gubernator in Ungarn zu machen. Zu diesem Behufe begann er, Umtriebe gegen den derzeitigen Gubernator Hunyady einzuleiten. Doch dieser war auf seiner Hut; er verband sich mit seinem bisherigen Gegner Giskra, sammelte Streitkräfte, und nahm eine feste Stellung an, um seinen Posten nicht früher zu verlassen, als bis Ladislav der That nach der Regierung vorstehen würde.

Unter solchen Aussichten kam der im Neustädter Vertrage nach Wien anberaumte Versammlungstag heran. Es erschienen daselbst die Herzoge Ludwig und Otto von Baiern, die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Karl von Baden, die Bischöfe von Freisingen, Regensburg und Eichstädt. Der Herzog Albrecht von Baiern und der Erzbischof von Salzburg wurden durch Bevollmächtigte vertreten, ebenso der Kaiser, welcher drei Räthe, unter ihnen den berühmten Aeneas Sylvius Piccolomini, sendete. Eine in Wien ausbrechende Seuche hätte beinahe die Versammlung aus einander gestäubt; doch die Oesterreicher gaben dies nicht zu. Auch mit Formstreitigkeiten wurde viele Zeit verloren, so daß die böhmischen und schlesischen Abgeordneten darüber die Geduld verloren und nach Hause zogen. Dafür kam Hunyady mit drei Abgesandten des ungarischen Reiches in Wien an. Nach langem Hin- und Herreden, wodurch mehr als einmal die Versammlung sich aufzulösen drohte, wurden endlich dem Kaiser von den ungarischen und österreichischen Ständen folgende Vorschläge gemacht: er möge alle ihm verpfändeten Schlösser behalten, dagegen die auf andere Weise in seinen Besitz gelangten sammt der ungarischen Krone herausgeben; Oesterreich werde, zur Auslösung der von ihm versetzten Güter, 80,000 Gulden ihm zahlen, wodurch er 50,000 Gulden gewinne. — Der Kaiser, dem dieser Antrag nach Neustadt überbracht wurde, sträubte sich lange, darauf einzugehen; endlich kam sein Bruder Albrecht, und stimmte den Kaiser, der ohnehin einen kräftigen Entschluß nie lange festzuhalten verstand, zur Nachgiebigkeit. Wahrscheinlich mit Beibehaltung jenes Abkommens mit Oesterreich,

kam nun auch noch eines mit Ungarn zu Stande, nach welchem der Kaiser von den Ungarn 50,000 Goldgulden bekommen, und bis zur Auszahlung dieser Summe einige Schlösser zum Unterpfande behalten sollte, dagegen die ungarische Krone herauszugeben versprach.

Auf diese Bedingungen hätte also der Frieden abgeschlossen werden sollen; aber auch dazu kam es nicht, indem der Graf von Cilli durch seine Intriguen den jungen König Ladislav zu bewegen wußte, das Friedensinstrument nicht zu unterzeichnen. Es verblieb also, womit Vielen gedient war, Alles im alten Zustande, und die große, vielerwartete Versammlung war durchaus fruchtlos geblieben.

Tief war das Ansehen des Kaisers gesunken, nicht nur in Oesterreich wo siegende Empörer geschlossene Verträge höhnten, und übermüthig ihr Schwert in die Wage warfen, sondern auch im deutschen Reiche, wo die Kurfürsten eigenmächtig Conventе ausschrieben, und das Reichsoberhaupt völlig bei Seite setzten. In seinem eigenen Hause erwuchs dem Kaiser Widerstand und Gefahr; denn sein Vetter, der Herzog Sigmund, schloß 1455 ein Bündniß mit dem Könige Ladislav, um vereint ihre Forderungen an den Kaiser durchzusetzen, und wenig fehlte, so hätte auch des Kaisers Bruder, der Herzog Albrecht, sich diesem Bündnisse angeschlossen. Nachdem Letzterer bis zum Jahre 1450 Regierer der gesammten vorderen Lande gewesen war, schloß er, bei stets unausreichenden Mitteln und ungenügender Macht, zu Innsbruck mit dem Herzoge Sigmund eine Einigung auf acht Jahre, nach welcher, bei Albrecht's früherem unbeerbten Tode, alle bisher von ihm regierten Lande jenseits des Arls, desgleichen Hohenberg und Forchtenstein an Sigmund, dagegen bei inzwischen eintretendem unbeerbten Hintritte des Letzteren, Tirol, Feldkirch und dessen übriges Eigenthum an Albrecht fallen sollte. Auch dieses Abkommen war gegen die Hausgesetze und, da demselben die Einwilligung der anderen Glieder des Hauses fehlte, ohne Giltigkeit; denn die Lande, um welche es sich hier handelte, waren kein freies Eigen, über welches nach Willkür hätte verfügt werden können, sondern gehörten einem größeren Ganzen an, woran jedem Fürsten des Hauses, zumal dem Aeltesten, Ansprüche zustanden.

Der Kaiser sah diese Dinge wohl nicht in dem schlimmen Lichte, in welchem sie ihm eigentlich erscheinen hätten sollen. Die Verherrlichung seines Hauses, das durch dergleichen Theilungsverträge doch am ernstlichsten

gefährdet wurde, beschäftigte seine Gedanken fortwährend. Einen Beweis gab er dadurch, daß er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit, doch mit Bewilligung der Reichsstände, am 6. Januar 1453 den Herzogen Oesterreich's aus seiner Linie, nebst deren Erben und Nachkommen, das Recht verlieh, sich künftig Erzherzoge nennen zu dürfen, ein Titel, der schon vom Herzoge Rudolf IV., dann auch von des Kaisers Vater, Ernst dem Eisernen, bisweilen, doch ohne Berechtigung gebraucht, nunmehr dem erlauchten Hause vom Kaiser und vom Reiche für alle Zeiten feierlich zuerkannt und verbürgt war.

Gleichzeitig errichtete der Kaiser eine Hausordnung auf Lebenszeit mit seinem Bruder Albrecht, nach welcher Ersterer alles bisher Regierte, Albrecht die Lande jenseits des Arls, fortverwalten sollte. Auch sollte der Erzherzog Albrecht wegen der vielen veräußerten und verpfändeten Theile seiner Lande mit dem Herzoge Sigmund verhandeln dürfen, doch unbeschadet jener Hausordnung.

Da der Graf Ulrich von Cilli seine selbstsüchtigen Plane in Ungarn durch den Gubernator Hunyady gehemmt sah, so trachtete er dafür, mit dem Gubernator Böhmens, Podiebrad, dessen gutes Verhältniß zu dem Kaiser ihm gefährlich werden konnte, sich in Einvernehmen zu setzen, und schloß daher mit demselben ein Bündniß, angeblich zum Schutze des Königs Ladislav. Vergebens aber bemühte er sich, Körper und Gemüth des jungen Königs durch Völlerei und Weichlichkeit abzustumpfen und dadurch dessen Selbstständigkeit zu hintertreiben. Ladislav, durch eine fromme und verständige Erziehung — das Einzige, was er dem Kaiser zu verdanken hatte — gegen solche Einwirkungen gestählt, war von dieser Seite nicht anzugreifen. Daß der Graf jedoch, zu Gunsten seiner Alleinherrschaft, den Eyzinger völlig von dem Könige abgeschnitten, ihn alles Einflusses beraubt, und dadurch den rachsüchtigen Mann auf das Aeußerste gebracht hatte, führte unerwartet zu seinem Sturze. Zwar sah der Graf die Gefahr, welche ihm daraus erwuchs, und sparte daher nicht Lüge noch Betrug, um den Eyzinger durch boshafte Anklagen, namentlich auch gegen Hunyady, in's Verderben zu stürzen; aber Eyzinger, nicht minder schlau, als der Graf, wich geschickt den gegen ihn gerichteten Streichen aus, und traf seine Maßregeln, um durch den Sturz des Feindes dem eigenen zuvorzukommen. Viele Mißvergnügte traten ihm bei, und da gegen den Grafen sich allerdings hinreichender Stoff zu begründeten Klagen fand, so kam Alles nur darauf an, eine Gelegenheit zu

erspähen, um diese Klagen offen vor den König zu bringen, den der Graf natürlich auf allen Schritten überwachte. Dies wurde daher fast nur auf einem Landtage möglich, und da es sich eben traf, daß der König zu seiner nothwendigen Reise nach Böhmen die Stände Oesterreich's um eine Geldhilfe angehen mußte, so wurde, angeblich um diese Angelegenheit zu ordnen, auf Betrieb der Eyzinger'schen Partei ein Landtag nach Korneuburg ausgeschrieben. Hier bat Eyzinger in der Versammlung den König, wegen Besprechung dringender Angelegenheiten, auf kurze Zeit alle Nicht-Oesterreicher aus dem Saale gehen zu heißen. Der König konnte dies nicht verweigern, und auch der Graf von Cilli mußte daher den Saal verlassen. Kaum war er draußen, so brachen die Landstände mit ihren Klagen gegen den Grafen los, der den König und das Land in's Verderben stürze, und bestanden auf seiner schleunigen Entfernung. Der König, überrascht und betroffen, sagte sie zu, und erklärte dann dem wieder eintretenden Grafen, ohne jedoch von dem Vorgefallenen Etwas zu verlautbaren, daß er von Korneuburg nicht sogleich nach Prag, sondern erst nach Wien gehen werde. Hier besetzte in der Nacht Eyzinger die Burg, mittels verborgenen Eingangs, mit seinen Anhängern, und als am anderen Tage der Graf zum Könige wollte, fand er das Gemach verschlossen. In seinem Uebermuthe schlug er mit Händen und Füßen an die Thüre; da eröffnete ihm Eyzinger, für den zagenden Ladislav das Wort nehmend: der König bedürfe seiner Dienste nicht mehr und gebiete ihm, sich vom Hoflager zu entfernen. Der Graf mußte, um nur seines Leibes sich zu versichern, eiligst aus Wien fortreiten, von Schimpfworten und Steinwürfen verfolgt, und seine angemaßte Herrlichkeit hatte ihr Ende.

Leider räumte der Cillier seine Stelle einem Manne, der wenig besser war, als er selbst; denn Eyzinger gelangte nun wieder zum vornehmsten Einflusse. Auf einem Landtage zu Krems ließ dann Ladislav erklären, daß er bis zu seinem zwanzigsten Jahre auf die Regierung des Landes Verzicht leiste, und es wurde sofort alle Gewalt den zwölf Anwälden übergeben, zu denen ein jeder der vier Stände drei Mitglieder wählte.

Nachdem dies geordnet war, trat Ladislav, wahrscheinlich durch den reichen Eyzinger mit Geld unterstützt, die so nothwendige Reise nach Böhmen an. In Znaim empfing ihn der Gubernator Podiebrad mit vielen böhmischen Großen; in Iglau beschwor er, die Freiheiten und Gerechtsame Böhmens zu schützen, und Nichts von dem Lande abtrennen zu lassen.

Dann zog er nach Prag, wo am 25. October 1453 der Gran Erzbischof in Assistenz des Bischofs von Olmütz, im Dome zu St. Veit, ihm die Krone Böhmens auf das Haupt setzte; indem dem utraquistischen Erzbischofe Rokyczana die päpstliche Bestätigung fehlte. Der junge König, streng in römischen Grundsätzen erzogen, zeigte sich den Calixtinern auffallend abgeneigt, während er den Katholiken um so größere Gunst erwies. Dadurch sicherte er sich zwar die Liebe der Altgläubigen, erregte aber dafür eine Partei gegen sich, die, nicht minder zahlreich und mächtig, durch Fanatismus und Verwegenheit doppelt zu fürchten war. Von Prag, wo er sich während des Winters von 1453 auf 1454 und auch noch durch einen großen Theil des Sommers aufhielt, ging der König nach Breslau, empfing auch hier die Huldigung, und zog am 6. Februar 1455 mit großem Gepränge wieder in Wien ein.

Hier hatte inzwischen der so schmählich vertriebene Graf Ulrich von Cilli aus seiner Verbannung alle Waffen der Intrigue und Arglist gegen seinen Todfeind, den Eyzinger, spielen lassen, und diesen bei dem Könige, wie bei der Landschaft auf das Aergste angeschwärzt. Vielleicht hatte der König mehr persönliche Zuneigung zu dem Cillier, als zu dessen Gegner; genug, dem Grafen gelang sein Anschlag, er wurde zurückberufen und von dem Könige mit den größten Ehrenbezeigungen wieder aufgenommen. Auch das Volk, welches ihn im verflossenen Jahre mit Schimpf und Steinhagel verjagt hatte, jubelte in seinem Wankelmuthe ihm freudig zu. Eyzinger entfernte sich noch zu rechter Zeit, um nicht von der Rache des siegenden Feindes ereilt zu werden.

Mit neuer furchtbarer Gewalt klopfte der Osmane an die Pforten des christlichen Europa. Stumpfe Gleichgiltigkeit, unentschlossenes Zögern, dann starres Entsetzen räumten ihm überall die Straße, die er mit seinem blutigen Halbmonde zog. So fiel Konstantinopel, wo der erste und älteste Thron der Christenheit gestanden, zerstört und entweiht in die Hände der Moslemin; so wälzte sich ihr Schwall näher und näher dem Herzen des gläubigen und gesitteten Welttheils. Noch einmal erhob der Vorkämpfer des kleinen christlichen Heldenhaufens, der große Hunyady, das unbesiegte Schwert; noch einmal begeisterten Capistrano's Worte zum herrlichsten Siege; da riß der Tod beide Männer in die Gruft, und wehrlos stand die verwaiste Christenheit im Angesichte der schrecklich heranstürmenden Blutfahne des Propheten.

Den Haß, welchen der Cillier, trotz vielfacher Freundschaftsversicherungen, gegen den todten Helden Hunyady gehegt, trug er auch auf dessen Sohn, den Grafen Ladislav Hunyady, über. Daß derselbe die Festungswerke Belgrad's herstellen ließ, stellte er dem Könige als eine gefährliche Eigenmächtigkeit vor, und arbeitete auf vielfache Weise an dem Verderben seines Gegners. Der Graf Ladislav erhielt Kunde von des Cilliers boshaften Anschlägen, und als nun dieser mit dem Könige Belgrad zu besuchen kam, wurde er, auf Hunyady's Veranstaltung, plötzlich von den Seinigen abgeschnitten, und befand sich in des Feindes Gewalt. In einer am 10. November 1456 abgehaltenen ungarischen Versammlung sollte er gegen Hunyady sich wegen eines Schreibens an seinen Schwiegervater, den Despoten von Serbien, Georg Brankovich, rechtfertigen, worin er nicht undeutlich auf die bevorstehende Vertilgung der Hunyady's angespielt hatte. Er läugnete, Schreiben und Inhalt zu kennen. Gleichwohl forderte Hunyady von ihm sofortige Niederlegung aller seiner Würden und Aemter in Ungarn. Da zog der Graf von Cilli seinen Säbel, und führte einen gewaltigen Hieb gegen Hunyady, den dieser durch einen glücklichen Zufall mit dem großen Ringe auffing, welchen er an seiner Hand zu tragen pflegte. Ehe noch der Cillier zu einem zweiten Streiche ausholen konnte, drangen die übrigen Ungarn auf ihn ein, und hieben ihn zusammen, trotz des Panzers, den er unter seinen Kleidern trug. Sein abgeschnittener Kopf wurde in der Gegend umhergesendet, damit Jeder sich von dem Tode des Gehaßten überzeugen könne.

Der König, offenbar in Hunyady's Gewalt, war nicht im Stande, den Tod des Günstlings alsogleich zu rächen. Doch wie der Cillier ihn lebend mit Vielen entzweit, so that er auch todt noch ein Gleiches. Da mit dem Erschlagenen das Geschlecht derer von Souneck, Grafen von Cilli, Ortenburg und im Seger, ausstarb, so fielen seine Besitzungen theils an die ungarische Krone, theils, als Reichslehen, an den Kaiser zurück. Hierüber entstand nun heftiger Streit zwischen dem Kaiser und dem Könige Ladislav, die ein Jeder mehr von den Cilli'schen Gütern sich aneignen wollten, als ihnen zukam. Die Erbitterung, durch alten Groll gefördert, ward so groß, daß der heilige Vater zur Eintracht ermahnen mußte.

In Ungarn hatte die Ermordung des Cilliers alle Parteien wieder in die schroffste Sonderung versetzt, und besonders ward jene, den Hunyady's feindliche, geschäftig zu deren Sturze. Ladislav Hunyady sollte an der Spitze

einer Verschwörung stehen, die den Plan entworfen, den König bei Gelegenheit eines Speerrennens zu Ofen gefangen zu nehmen und den Osmanen auszuliefern. Der Anschlag mißglückte, weil der König, gewarnt, mit sehr großer Begleitung zu dem Rennen kam, und die erwartete Verstärkung der Verschworenen zu spät eintraf. Der König kehrte mit seinem Gefolge und in Begleitung der Brüder Ladislav und Mathias Hunyady in die Burg zurück, und ließ hier die Letzteren unerwartet gefangen nehmen. Der ältere, Ladislav Hunyady, wurde, als Hochverräther, auf der Stelle enthauptet, der jüngere, Mathias, als Gefangener für große Geschicke aufbewahrt. Von den übrigen Verhafteten wurden mehre wieder entlassen; anderen glückte es, sich selbst zu befreien. Sie eilten auf ihre Güter, die Waffen zu ergreifen, und ein wilder Kampf aller Parteien ergoß sich wiederum über Ungarn. Des Königs Stimme wurde in der allgemeinen Verwirrung von Niemand beachtet; seine Herrschaft bestand nur dem Namen nach.

Durch des Cilliers blutigen Ausgang war der junge König einer drückenden Sklaverei enthoben; denn der Cyzinger, obgleich auf Podiebrad's Verwendung wieder zu Gnaden aufgenommen, gelangte doch nicht mehr zu seiner früheren Macht. Auch in Ungarn konnte, nachdem der Andrang der Osmanen sich durch Niederlagen gebrochen, und Giskra kraftvoll gegen die Freunde der Hunyaden kämpfte, für den König sich noch Alles vortheilhaft gestalten. Dieser, nach nun erfülltem achtzehnten Lebensjahre, dachte ernsthaft an seine Vermälung. Seine Wahl traf des Königs Karl VII. von Frankreich Tochter, Magdalena. Nur der Ort seiner Vermälung setzte ihn in Verlegenheit, denn die Ungarn, wie die Böhmen und Oesterreicher, verlangten, daß diese Feierlichkeit in ihrem Lande vor sich gehe. Da nöthigte ihn die Kühnheit des Podiebrad, der mit zahlreicher Reiterei bis an die Donaubrücke bei Wien kam, sich für Prag zu entscheiden. Dorthin verfügte er sich, und entsendete von da eine glänzende Gesandtschaft zur Werbung nach Paris. Wieder konnte der König sich nicht enthalten, den Utraquisten seine offene Abneigung an den Tag zu legen. Dies erweckte ihm großen Haß, der durch allerhand lügenhafte Gerüchte Nahrung erhielt.

Die Zusammenkunft hoher Gäste sollte die Hochzeitsfeier verherrlichen, und der König hoffte, bei dieser Gelegenheit eine allgemeine Rüstung wider den Erbfeind der Christenheit zu Stande zu bringen. Er war gesund und heiter. Aber in der Nacht vom 22. zum 23. November 1457 fühlte

er, nach genommenem Nachtmahle, Schmerzen in den Eingeweiden, welche mit großer Heftigkeit zunahmen. Die am Morgen herbeigerufenen Aerzte erklärten seinen Zustand hoffnungslos. Podiebrad trat voll Rührung an das Lager des sterbenden königlichen Jünglings, der ihm noch an das Herz legte, das Land gerecht zu regieren, und dann unter Gebeten verschied. Er stand in seinem achtzehnten Jahre, als er in die Gruft sank, wahrscheinlich durch Gift, doch ohne daß der Thäter aufgekommen.

Zu kurz war Ladislav's Leben, zu gezählt die Tage seiner Selbstständigkeit, als daß sich ein Bild seines Charakters entwerfen ließe. Von Kronen beschwert, deren er keine wirklich trug, von wilden Parteien eingeschüchtert, von selbstsüchtigen Rathgebern geleitet, konnte er kaum selbst wissen, was an seinem Handeln ihm, was Anderen davon angehörte. Ladislav war von zarter Gestalt, kleiner, als sein hoch aufgesprossener Vater; von jugendlich blühender Gesichtsfarbe; sein ausdrucksvolles dunkles Auge, seine schön gebogene Nase sprachen Adel und Wohlwollen aus. Goldene Locken beschatteten das schöne Antlitz. Weil er so holdselig von Gestalt und Zügen, so anmuthig und herzgewinnend in seinem Wesen war, nannte man ihn: „die Wonne der Welt."

Neuntes Buch.

Oesterreich nach dem Tode des Königs Ladislav bis zu jenem Kaiser Friedrich's III.; von 1457 bis 1493.

Unvermält, kinderlos war König Ladislav der Nachgeborene aus der Welt geschieden, und mit ihm die Albrechtinische oder österreichische Linie des Hauses Habsburg erloschen, während die Leopoldinische oder steyermärkische in dem Kaiser Friedrich III., dem Erzherzoge Albrecht und dem Herzoge Sigmund fortblühte. Die einzelnen Theile der Ladislav'schen Verlassenschaft unterlagen verschiedenartigen Erbbedingungen, und so ließ, zumal in so erregter Zeit, sich schwer voraussetzen, daß sie ungekürzt in die Hände eines Einzigen übergehen werde. Hinsichtlich des Landes Oesterreich konnte kein Zweifel walten; es mußte, schon zufolge unumstößlicher kaiserlicher Handfesten, an die nächsten männlichen Verwandten des Verstorbenen fallen. Desgleichen bestanden noch rechtsgiltige Erbverträge mit Böhmen, nach welchen

die Fürsten von Oesterreich auch in diesem Königreiche die Nachfolge zu fordern hatten. Nur mit Ungarn hatte der frühere Erbvertrag aufgehört, und hier hätte das Erbrecht der ältesten Schwester des Königs Ladislav, der Prinzessin Anna, Gemalin des Herzogs Wilhelm von Sachsen, gebührt. Alle diese traten als Bewerber auf; außerdem noch Ladislav's jüngere Schwester, die mit dem Könige Kasimir von Polen vermälte Prinzessin Elisabeth, und mit besonderem Eifer für Böhmen der König Karl VII. von Frankreich, als Vater der Verlobten Ladislav's.

Alles kam anders. Während Albrecht und Sigmund, ohne den gemeinsamen Vortheil ihres Hauses zu berücksichtigen, ihr Interesse von jenem des Oberhauptes ihres Geschlechts eigennützig schieden, und, getrennt von dem Kaiser, jeder für sich ihre Plane verfolgten, ging das Verlangte Allen zugleich verloren. In Böhmen erklärte Georg von Podiebrad, mit Bezug auf die Worte des sterbenden Königs Ladislav, die Fortdauer seiner Statthalterschaft, und von Rokyczana und der utraquistischen Partei unterstützt, wurde er bei einer am 2. März 1458 angestellten sogenannten Wahl zum Könige ausgerufen. Die Erbvereinigung mit Oesterreich blieb dabei ganz unberücksichtigt, und die Macht des neuen Königs, wie seine Klugheit und Tapferkeit, ließ keinen Einwand zu. Böhmen war wieder auf lange Zeit für Habsburg verloren.

Ungarn war durch den unerwarteten Tod des Königs in noch größere Gährung versetzt. Die Partei der Hunyaden regte sich am gewaltigsten. An ihrer Spitze stand der Schwager des verstorbenen großen Hunyady, Michael Szilagyi de Horoghzeg; ganz Siebenbürgen war in seiner Gewalt, und die Mehrzahl der Großen von dort bis gegen Ofen unter seinen Anhängern. Als nun die von Ladislav bestellten Reichsverweser nebst mehren Ständen in Ofen eine Versammlung hielten, erschien plötzlich Szilagyi mit einem starken Heere, umstellte die Versammlung mit seinen Wachen, und setzte am 24. Januar 1458 mit Gewalt die Wahl seines Neffen, des durch den König Ladislav in die Gefangenschaft fortgeführten Mathias Hunyady, Grafen von Beszterce, zum Könige von Ungarn durch. Der Erwählte befand sich in milder Haft in Prag bei Georg Podiebrad, der, die große Zukunft seines Gefangenen ahnend, demselben seine Tochter, Katharina, verlobt, ihn auch schon vor geschehener Wahl freigegeben hatte. Der neue König von *Ungarn belohnte* seinen Gastfreund Podiebrad durch ein Schutz- und

Freundſchaftsbündniß und durch erneuerte Zuſage, ſich binnen Jahresfriſt mit Katharinen zu vermälen.

So war jener Verein herrlicher Kronen, welche das Glück auf König Albrecht's und ſeines Sohnes Haupt geſammelt, wieder aus einander geſprengt, und dem Hauſe Habsburg blieb von dem großen Erbe nur Oeſterreich, d. i. Nieder-, Inner-, Ober- und Vorder-Oeſterreich, übrig; aber auch deſſen ruhige Beſitznahme wurde verkümmert durch Zwieſpalt und Neid unter den Gliedern des Hauſes. Nach dem Familiengeſetze kam dem Kaiſer, als dem Aelteſten des Hauſes, die ungetheilte Erbfolge in Oeſterreich zu. Aber der Erzherzog Albrecht berief ſich auf manche geſchehene Abweichungen von dieſem Herkommen, und ſtempelte ſie zur Regel, und der Kaiſer hatte, noch von ſeinen Streitigkeiten mit Ladislav her, eine mächtige Partei gegen ſich. Albrecht eilte nach Wien, half durch abermalige Verkäufe und Verpfändungen ſeinem Geldmangel ab, warb Söldner, und nahm gegen ſeinen Bruder eine ſtreitfertige Stellung an. Auch der Anſprüche Herzog Sigmund's wurde von den Parteien nicht vergeſſen.

Die Zwietracht der Fürſten unter einander gab manchem der Landherren gewünſchten Vorwand, bis zur Ausgleichung des Streites keinem von Allen Gehorſam zu leiſten; einſtweilen wurde die Regierung des Landes in die Hände des Burggrafen von Magdeburg-Hardeck, des Grafen von Schaumberg, des Walſeers und des Ulrich Eyzinger gelegt. Die Angelegenheit zu ordnen, wurde ein Landtag in Wien angeſetzt. Ehe jedoch der argwöhniſche Kaiſer nach Wien kam, mußte ſein Bruder Albrecht, deſſen Söldner die Umgegend von Wien beſetzt hielten, ihm ſicheres Geleit verſprechen; ein Beweis, wie übel es um das brüderliche Vertrauen ſtand. Bis der Streit geſchlichtet ſey, blieb den Fürſten, einem wie dem anderen, die Burg verſchloſſen, worüber Albrecht und Sigmund ſich heftig ereiferten. Um ſie zu beſänftigen, wurde ihnen die Burg wieder geöffnet, und jeder der Fürſten quartierte ſich in einer eigenen Abtheilung des Gebäudes ein. Acht Wochen wurden auf dem Landtage mit fruchtloſen Anſprüchen, Berathungen und Vorſchlägen verloren; nur über die Theilung des Familienſchatzes einigten ſich die Fürſten. Albrecht verlor zuletzt die Geduld, und ließ, ſeinem ausdrücklichen Verſprechen zuwider, eine große Anzahl ſeiner Söldner in die Stadt rücken. Der dadurch erſchreckte Kaiſer verrammelte ſich in ſeiner Wohnung, und wollte abreiſen. Nur die Zuſage der Wiener, ihn im Nothfalle kräftig wider ſeine Gegner zu ſchützen, bewog ihn zu bleiben. Endlich vermittelten

am 27. Juni 1458 die Stände einen Vergleich auf drei Jahre. Der Kaiser sollte Niederösterreich, Albrecht das Land ob der Enns besitzen. Wem sein Antheil größeren Gewinn brächte, der sollte Ersatz dafür leisten. Sigmund sollte ein Drittheil der Einkünfte von ganz Oesterreich beziehen. Ueber den Besitz der Stadt Wien, wovon Albrecht die eine Hälfte ansprach, wurde noch nichts entschieden. Am 2. Februar 1459 sollte ein allgemeiner Landtag gehalten, und auch diese Streitfrage geordnet werden. Bis dahin versprachen beide Fürsten, sich aller Einmischung in die Verwaltung der Stadt zu enthalten, und empfingen deren Huldigung.

Am 29. Juni verließ der Kaiser Wien, wo er sich vor Albrecht's Kriegern nicht sicher glaubte, und ging nach Neustadt. Hier hatte er eine nochmalige Unterredung mit seinem Bruder, durch welche jedoch so wenig ausgerichtet wurde, daß es vielmehr beinahe zum offenen Bruche gekommen wäre. Da erwirkte am 21. August die Landschaft einen neuen Vertrag, wodurch der Kaiser Wien ungetheilt, desgleichen Neuburg am Inn, Albrecht aber Schloß Liechtenstein und Bruck an der Leitha erhielt; Letzterem zahlte der Kaiser noch überdies 32,000 Pfund Pfennige.

Diese Abänderungen des Wiener Vertrages waren für Albrecht minder vortheilhaft, und wohl nur seine fortwährende Geldbedrängniß hatte ihn dazu getrieben. Der Kaiser empfing durch seine Bevollmächtigten am 27. August den Eid der Stadt Wien.

Die Ruhe schien somit hergestellt und verbürgt; aber ein übereilter Schritt des Erzherzogs Albrecht hätte sie beinahe völlig gestört. Mißtrauisch gemacht gegen den Ulrich Eyzinger, ließ er diesen plötzlich ergreifen und festsetzen. Eyzinger's Brüder und Verwandte sendeten ihm deshalb Fehdebriefe zu, und baten den König Georg von Böhmen um Beistand. Alsbald ließ dieser böhmische Truppen in Oesterreich einfallen, welche, Gelersdorf besetzend, die Umgegend furchtbar verwüsteten, und dann, nach hussitischer Weise durch eine Wagenburg gedeckt, gegen Korneuburg vorrückten, wo der Erzherzog Truppen gegen sie sammelte. Letzterer wäre, durch eine verstellte Flucht der Feinde irregeführt, beinahe in einen Hinterhalt gefallen, und eilte daher erschreckt über Korneuburg, das er mit einiger Besatzung versah, nach Neustadt, wo er, um den Anlaß des Streites von sich zu wälzen, dem Kaiser anheimstellte, über den Eyzinger zu schalten.

König Georg folgte mit drei Heerhaufen den

Fuße, und brach, von da aus Wien bedrohend, gegen Krems und Stein auf, deren Bürger tapferen Widerstand leisteten. Vor Krems kamen kaiserliche Abgeordnete zu Georg, über seinen feindlichen Einfall ihn zur Rede zu stellen. Georg erklärte, daß seine Fehde nur dem Herzoge Albrecht gelte, und als er vernahm, daß dieser das Land dem Kaiser überlassen, erklärte er sich zu einer Zusammenkunft bereit. Da diese jedoch unterblieb, zog Georg mit seinem Heere an der Donau abwärts, zündete auf seiner Straße alle Ortschaften an, und lagerte in Aspern. Der Angstschrei der unglücklichen Bewohner schlug endlich an des Kaisers Ohr; er erhob sich nach Wien, und es wurde eine Zusammenkunft zwischen ihm und dem Böhmenkönige bei der äußeren Donaubrücke festgesetzt. Hier kam am 2. October 1458 der Friede zu Stande, der den so unnütz erregten, für die Unterthanen so verderblichen Krieg beendigte. Albrecht mußte den Eyzinger dem Kaiser überliefern, und dieser gab ihn frei, gegen Urfehde. Die Gränzfehden zwischen österreichischen und böhmischen oder mährischen Edlen dauerten auch nach dem Frieden fort.

Allgemein ging in Oesterreich die Klage, daß der Kaiser nicht nur keine Maßregeln ergriffen, den Einfall der Böhmen mit Gewalt abzuwehren, sondern auch, durch grundloses Hinausziehen der von Podiebrad angebotenen Besprechung, die Leiden des Landes verlängert habe; eine Stimmung, die nicht wenig zu späteren Vorfällen beitrug. Aber ehe diese noch eintraten, zeigte sich nähere und dringendere Gefahr. Der neuerwählte König von Ungarn, Mathias, fand für nöthig, seiner Wahl durch die heilige Krone die erforderliche Weihe zu geben, und schickte deshalb eine Gesandtschaft an den Kaiser, um wegen der Herausgabe dieses Kleinods zu unterhandeln. Aber Friedrich hatte sich bereits mit der, den Hunyaden feindlichen Partei in Ungarn in Einvernehmen gesetzt, und gab sich eigenen Entwürfen auf den ungarischen Thron hin. Vergebens ermahnte, von Mathias um Vermittelung angesprochen, der Papst Pius II. — früher als Aeneas Sylvius Piccolomini des Kaisers Rath und Biograph, und auch jetzt noch dessen dankbarer Freund und Verehrer — den Kaiser, von solchen Planen abzustehen, und wider den König Mathias, der sein Schwert gegen die Osmanen zu ziehen beschlossen, nichts Feindseliges zu unternehmen. Der Kaiser hatte sich schon zu weit in diese Angelegenheit eingelassen, um noch zurück zu können, und so kam es, daß er am 4. März 1459, angeblich in Neustadt, sich durch eine ungarische Partei zum Könige Ungarns wählen ließ. Er verkündigte am

19. Juni öffentlich seine Annahme, und ließ sich durch den Erzbischof von Salzburg die in seinem Gewahrsam befindliche ungarische Krone aufsetzen. Dies war die Losung zum Kriege. Der feurige Mathias wendete seine Rüstungen, die ursprünglich den Türken hatten gelten sollen, jetzt plötzlich gegen seinen neuen Feind, den Kaiser; während Ujlak und andere Große in Ungarn selbst Truppen für den Letzteren warben.

Um seine Gegner noch vor ihrer völligen Vereinigung zu überfallen, sendete Mathias unter Simon Nagy einen Heerhaufen gegen Oesterreich. Der Kaiser schickte wider ihn fünfzehntausend Oesterreicher von dem Aufgebote unter Ulrich von Graveneck, der sich bei Körmend mit den Truppen des Ujlak und anderer kaiserlich gesinnten Magnaten vereinigte. Es kam zu einer hartnäckigen Schlacht, die vom frühen Morgen bis zum Abende dauerte; nach tapferem Widerstande mußte Nagy weichen. Der Sieg würde den Kaiserlichen noch weit größere Vortheile gebracht haben, hätten die in ihren Reihen fechtenden Ungarn sich nicht geweigert, ihre Landsleute zu verfolgen. Bald darauf traten sogar jene Magnaten, die sich für Friedrich erhoben, offen zu Mathias über, und wendeten ihre Waffen gegen den Kaiser, worauf dessen Truppen am 14. April zwischen Güns und Pinkafeld gänzlich geschlagen wurden.

Hatte den Kaiser sein anfängliches Kriegsglück kühn gemacht, so schlug ihn, bei seiner wandelbaren Sinnesart, sein nachfolgendes Mißgeschick um so mehr nieder. Als daher Mathias neuerdings die heilige Krone ihm abverlangen ließ, erklärte er sich bereit, sie auszuliefern; nur forderte er nicht nur Entrichtung der Pfandsumme, Rückzahlung seiner, der Königin Elisabeth gemachten Darlehen und Ersatz der Auslagen für König Ladislav's Erziehung, sondern auch lebenslänglichen Gebrauch des Titels eines Königs von Ungarn. Ueber diese, theils begründeten, theils schwer zu gewährenden Forderungen zerschlugen sich die Unterhandlungen, und der offene Krieg würde fortgedauert haben, hätte nicht auf einer Seite des Kaisers Unentschlossenheit und Kriegsscheu, auf der anderen des Mathias Bedrängniß durch die Osmanen, denselben zurückgehalten. Mathias begnügte sich, seine Anhänger zu fortgesetzten Fehden gegen Oesterreich's Gränzen aufzureizen.

Während dieser Ereignisse lebte der Herzog Sigmund in heftigem Zwiespalte mit dem Bischofe von Briren, Nikolaus de Cusa. Durch die von Letzterem in Sonnenburg vorgenommene Reformation erhielten diese Zerwürf-

nisse neue Nahrung. Zuletzt glaubte der Bischof seine Person durch den Herzog gefährdet, und entfloh 1457 nach Buchenstein; der heilige Vater machte dem Herzoge ernsthafte Vorstellungen; mehrfach unternommene Vermittlungsversuche führten zu keinem Ziele. Am 15. April 1460 ließ der Herzog plötzlich das Schloß Brunnecken, auf welchem der Bischof sich aufhielt, umzingeln und zwang ihn zu einem drückenden Vergleiche, dem das Brixener Kapitel beitrat. Aber gleich darauf begab sich der Bischof in sichere Zuflucht, und beklagte sich bei dem Papste Pius II., der den Vergleich für erzwungen und ungiltig erklärte, und sogar die Eidgenossen, wie auch den Herzog Franz Sforza von Mailand gegen den Herzog aufregte. Dieser appellirte an einen künftigen Papst oder an ein allgemeines Concil, worauf Pius II. ihn und seine Anhänger mit geistlicher Strafe belegte. Unter der tirolischen Geistlichkeit riß bei diesen Zerwürfnissen große Verwirrung, und sogar große Verderbniß ein. Der Herzog Sigmund beharrte in seinem Widerstande, ungeachtet vielseitiger Abmahnung, und der Papst ward hierdurch dergestalt aufgebracht, daß er jedem Kirchenoberhaupte gestattete, den Herzog in den Bann zu thun, auch das Interdict gegen ihn und seinen Anhang auf den Kanzeln verkündigen ließ. Zugleich lud er den Herzog vor sein geistliches Gericht, sich zu rechtfertigen. Statt zu erscheinen, beging der Herzog neue Feindseligkeiten gegen des Bischofs Freunde, wofür am 2. April 1461 eine päpstliche allgemeine Bannbulle gegen ihn erfolgte. Der Herzog vertheidigte sich durch fortgesetzte Protestationen, und der Streit zog sich bis zum Jahre 1464 hinaus, wo durch Herzog Sigmund's Aussöhnung und Uebereinkunft mit dem Kaiser auch diese Angelegenheit geschlichtet wurde.

Am gefährlichsten wurde bei diesen Zwistigkeiten für den Herzog der Anlaß, den die schwyzerischen Eidgenossen zu Feindseligkeiten wider ihn gewannen, nachdem der Papst selbst sie dazu aufgefordert. Zwei Tiroler Flüchtlinge, die Brüder Gradner, die einst großen Einfluß auf den Herzog ausgeübt, dann aber, auf Veranlassung des Erzherzogs Albrecht und der Landschaft, entlassen worden waren, wiegelten die Eidgenossen noch mehr gegen ihn auf, hoffend, auf solche Weise mit Gewalt ihre Rückkehr nach Tirol zu erzwingen. Obgleich im beschworenen Frieden mit dem Herzoge lebend, machten ihm die Eidgenossen Stadt und Schloß Rapperswyl vollends abwendig, worauf von hier, wie auch von Unterwalden, Lucern und Zug, Fehdebriefe an ihn ergingen. Vergebens warf er ihnen ihren Friedensbruch

vor, und drang auf Schiedsrichter. Sie überfielen, auf Beute ausgehend, seine Lande, nahmen Wallenstätt, belagerten Winterthur, nöthigten den ganzen Thurgau, ihnen zu schwören, machten auch Schaffhausen gegen ihn fehden, brachten Diessenhofen zur Uebergabe und Frauenfeld zur Huldigung, und stürmten Fussach. Weiteren Fortschritten der eidgenössischen Waffen setzte endlich am 7. December 1460 ein, durch Zuthun des Bischofs Johann von Basel zu Stande gebrachter Waffenstillstand ein Ziel, der am 1. Juni 1461 auf fünfzehn Jahre verlängert wurde. Aber alles Eroberte und Geraubte hatte während dieser Zeit den Eidgenossen zu verbleiben, und so ging der Herzog mit schwerem Verluste aus einem unverschuldeten Kampfe.

Da die hohe Ersatzsumme, welche der Kaiser für Auslieferung der ungarischen Krone forderte, nicht so schnell eine friedliche Beilegung der ungarischen Angelegenheiten hoffen ließ, und die feindselige Stellung seines Bruders Albrecht ihn auch noch von einer anderen Seite bedrohte, so meinte der Kaiser keinen anderen Ausweg vor sich zu sehen, als sich dem Könige Georg von Böhmen in die Arme werfen zu müssen, der doch, gleich Mathias, ihn einer, obendrein dem Hause Oesterreich ausdrücklich verbürgten Krone beraubt, und überdies erst vor Kurzem ihn und sein Land in die bitterste Bedrängniß gebracht hatte. Georg, seine eigenen Plane verfolgend, bot ihm hierzu gern die Hand, und der Kaiser trieb die Zuvorkommenheit so weit, daß er Ersterem bis nach Brünn entgegenging, und ihn hier feierlich mit Böhmen belehnte. Dann schloß er mit ihm ein Schutzbündniß, wobei Georg sich verpflichtete, dem Kaiser zur Erwerbung Ungarns beizustehen, und, im Falle glücklichen Erfolgs, sich auf drei Jahre die Hälfte der Einkünfte Ungarns, nebst einer lebenslänglichen Jahresrente von 60.000 Goldgulden, versichern ließ. Bitter empfand man es in Oesterreich, daß der Kaiser so bereitwillig eine Krone zu Lehen gab, die durch Recht und Erbvertrag ihm und seinem Hause gebührt hätte, und Alles dies, um eine andere Krone zu gewinnen, rücksichtlich welcher dazumal seine Ansprüche weit größeren Einwürfen begegnen mußten.

Eine finstere Zeit für Oesterreich begann, reich an Elend und befleckt mit Freveln. Unter allen Ständen wucherte Mißvergnügen und Widersetzlichkeit; auch war vielfältiger Grund zur Unzufriedenheit vorhanden. Eine Menge neu angelegter Zölle, vor Allem aber die grobe Verschlechterung der Münze, lastete drückend auf Verkehr und Handel. Von so schlechtem Gehalte

ward die Scheidemünze ausgeprägt, daß sie, vom Volke mit dem Spottnamen „Schinderlinge“ verrufen, nur zum zwölften Theile des Werthes der früheren, ächten, angenommen wurde. Der Kaiser ließ nicht nur aus seinen eigenen Münzstätten eine Unzahl solcher Schinderlinge hervorgehen, sondern auch sein Bruder und mehre seiner Unterthanen prägten, mit seiner Genehmigung, keck dergleichen Münze mit Bild und Umschrift des Kaisers. So wurde das Land mit Schinderlingen überschwemmt, und das Volk zu großem Verluste gebracht, während die treulosen Pächter der Münzstätten sich auf allgemeine Kosten unverschämt bereicherten. Die Preise aller Lebensmittel stiegen dadurch auf eine ungemessene Höhe, und Noth und Hunger war allenthalben, durch Mißernten und die Nachwirkungen feindlicher Einfälle vermehrt. Das Elend zu vollenden, nahmen auch die Räubereien ihren Fortgang, und der berüchtigte Ladwenko trieb sein Wesen ohne Scheu und zum Jammer der Einwohner nach wie vor.

Friedrich griff nirgend entscheidend ein; Entwürfe großer, doch oft auch ziemlich kleiner Art zogen ihn meist von jenen Angelegenheiten ab, die seiner Abhilfe am ersten bedurft hätten. Auf solche Weise führte er sich selbst in eine Fehde hinein, die, in Anlaß und Fortgang der Eyzinger'schen sehr ähnlich, doch noch weit verderblichere Folgen für ihn und seine Unterthanen nach sich zog. Er hatte, noch während seines Zwiespaltes mit dem Könige Ladislav, einem ihm anhänglichen, sowohl reichen als angesehenen Manne, dem Gerhard Fronauer, aus ritterlichem Geschlechte, das Schloß Ort durch Scheinverkauf übergeben, damit der Cillier es nicht für Ladislav ansprechen könne. Fronauer galt daher vor der Welt als Besitzer des Schlosses, obschon er es in Wirklichkeit nicht war. Als er nun aber unerwartet in einer Fehde wider den Freibeuter Ladwenko fiel, und sein reiches Erbe seinem Bruder Konrad ließ, da nahm dieser die Miene an, als wisse er Nichts darum, daß der Verstorbene das Schloß Ort nur zum Scheine besessen, und waltete darin als in seinem freien Eigenthume. Der Kaiser, jetzt ohnehin Herr in Niederösterreich, verlangte das Schloß zurück. Aber Fronauer behauptete, in seinem guten Rechte zu seyn, und verschanzte sich in dem Schlosse; sogar die anständige Summe, welche der Kaiser ihm bot, um den Handel in Frieden zu beendigen, wies er zurück, und eben so wenig achtete er auf das gegen ihn geschöpfte richterliche Erkenntniß. Da ließ der Kaiser endlich das Schloß Ort belagern; es wurde nach hartnäckigem Widerstande genommen und

erhielt eine ſchwache Beſatzung. Der trotzige Fronauer warb unter der Hand ungariſche und mähriſche Söldner, überfiel das Schloß und eroberte es zurück. Um es zu behaupten, richtete er ſich eine förmliche Feſtung ein, brandſchatzte die Gegend, trieb Zwangzölle ein, und belegte ſelbſt die über die Donaubrücke nach Wien gehenden Lebensmittel mit Abgaben. Der Kaiſer bot wider ihn die Städte auf, und rief Söldner herbei, die aber, als ſie in Schinderlingen ausgezahlt wurden, alsbald zu Fronauer übergingen und deſſen räuberiſche Horde verſtärkten. Nicht minder liefen ihm auch die zahlreichen Mißvergnügten zu, und weil die Gutgeſinnten vor ihm keine Ruhe hatten, ſo trat auch ein großer Theil der Letzteren, obſchon gezwungen, ihm bei.

So entwickelte, aus unbedeutenden Anfängen, ſich plötzlich eine Flamme, die ganz Oeſterreich zu ergreifen drohte; denn Fronauer, ganz das Beiſpiel Eyzinger's nachahmend, trachtete, um nicht zuletzt als Feind des Landes geopfert zu werden, ſich das Anſehen eines Beſchützers deſſelben zu geben. Weil der Kaiſer die niederöſterreichiſchen Stände, hinſichtlich ihrer Klagen ob der Schinderlinge und der vielen Mauthen, nach ſeiner Weiſe unbeſtimmt und vertröſtend beſchieden hatte, meinten nun Fronauer und ſeine Helfer, ein Recht zu haben, den Kaiſer zur Rede zu ſtellen. Sie hielten, vorgeblich wegen dringender Gefahr des Vaterlandes, Zuſammenkünfte, und luden durch förmliche Ausſchreiben die Landſtände und Städtedeputirten zu einer Hauptverſammlung, unter Androhung ſchwerer Strafen für die Ausbleibenden.

Der Kaiſer bekämpfte, wie damals bei den Eyzinger'ſchen Händeln, den Aufſtand wiederum mit ſchriftlichen Erlaſſen, die bei der allgemeinen Aufregung keine Wirkung thaten. Die Verſammlung hatte unter großem Zulaufe Statt, und es wurden die Beſchwerden aufgeſetzt, denen der Kaiſer ſchleunigſt ein Ende machen ſollte. Sie betrafen die ſchlechte Münze; die neuen Zölle auf Wein, Getreide und Salz; die Beſetzung der Aemter; die Unſicherheit der Landſtraßen; die fremden Juden; die Lehenertheilung; die Beſtätigung der alten Privilegien, und die Auszahlung der noch rückſtändigen Söldnerlöhnung.

Abgeordnete überbrachten dieſe Beſchwerdepunkte dem Kaiſer, der wegen der Art der Vorlage gerechten Unwillen bezeigte. Neue Verſammlungen wurden gehalten, und um den Kaiſer mehr zu bedrängen, baten die Stände den König Georg von Böhmen, dem ſolche Einmiſchung willkommen ſeyn

mußte, um seine Vermittelung. Dieser faßte zwar, um zur Zeit mit keinem von beiden Theilen entschieden brechen zu müssen, seine Antwort in sehr unbestimmte Ausdrücke, erklärte aber doch, die Familie der Eyzinger, welche sich unter seinen Schutz begeben, nicht hilflos lassen zu können. Die Folge war, daß Fronauer und noch andere österreichische Unterthanen, ganz im Widerspruche mit den Gerechtsamen des Landes, sich nunmehr als Schutzverwandte Böhmens erklärten, und, auf fremden Beistand pochend, gegen ihren rechtmäßigen Gebieter um so trotziger sich geberdeten. Vergebens mahnte der Cardinal Bessarion zum Frieden und zur Ordnung. Gelöset waren alle Bande der Treue und des Gehorsams; der innere Krieg begann. Der kühne Fronauer warb Söldner und Freibeuter, und überfiel die Güter derer, die wegen des Schlosses Ort abfällig gegen ihn geurtheilt; alle kaiserlich Gesinnten wurden als Feinde behandelt. Am übelsten erging es den Klöstern auf beiden Seiten der Donau; denn Fronauer war vor Allem bedacht, sich des Stromes zu versichern, zu dessen beiden Seiten er sogenannte Taber errichtete, und von den vorüberfahrenden Schiffen Zölle erhob; Dinge, die man dem Kaiser so übel genommen und nun von einem Freibeuter, der ebenfalls dagegen zu eifern sich die Miene gegeben, geduldig ertragen mußte.

In Wien wurde, durch den, dem Kaiser ergebenen Magistrat und durch einige ähnlich gesinnte Hauptleute, zur Zeit noch Ordnung erhalten. Es würde hier Alles besser gegangen seyn, hätte der Kaiser sich entschließen können, seinen Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen. Ungeachtet aller Bitten und Vorstellungen aber hielt er sich fortwährend in Neustadt und Graz auf während seine Gemalin mit ihrem am 22. März 1459 in Neustadt geborenen Sohne, dem herrlichen Maximilian, sich in Wien befand und durch ihre Gegenwart viel zur Erhaltung der guten Gesinnungen der Stadt beitrug.

Der König Georg benahm sich bei diesen Vorfällen mit zweideutiger Glätte. Er sprach schöne Worte von Vermittelung des Friedens, widerrief auch die früheren Verträge nicht, dem Kaiser wider alle seine Feinde beizustehen; aber gleichwohl nahm er vorgeblich Anstand, wider seine Dienstleute, so nannte er die Aufrührer, seit sie sich unter böhmischen Schutz gestellt, zu Felde zu ziehen. Als Letztere ihn um Rath fragten, verwies er sie an die anderen Herzoge von Oesterreich, die ihre Rechte am besten wahrnehmen könnten; wohl vorausseyend, daß der Erzherzog Albrecht diese Gelegenheit, wider seinen Bruder, den Kaiser, aufzutreten, sich nicht entgehen lassen werde.

Die Verschworenen ließen sich dies nicht zweimal sagen. Schnell schickten sie Abgeordnete an den Erzherzog Albrecht und den Herzog Sigmund, mit der Bitte, ihnen wider den Kaiser beizustehen. Sigmund, dem ähnliche Anfälle bisher wenig Vortheil gebracht hatten, wies die Angelegenheit seinem Vetter Albrecht zu, der mit großer Bereitwilligkeit auf den Antrag einging, ohne der kürzlich geschlossenen feierlichen Einigung mit seinem Bruder zu gedenken. Neue Erwerbungen, neue Einkünfte standen dem immer darbenden Albrecht dadurch in Aussicht. Der König Georg bestärkte ihn in seinem Beschlusse durch anscheinend wohlgemeinte schriftliche Vorstellungen, sich der unterdrückten Einwohner anzunehmen, damit nicht etwa durch verzweifelten Aufruhr die Lande seinem Hause entrissen würden. Endlich schlossen Beide ein Bündniß mit einander, durch welches der König Georg dem Erzherzoge zum Besitze von ganz Oesterreich zu verhelfen versprach; doch müsse derselbe — damit Georg's Einmischung eine Beschönigung gewann — dann ganz nach dem Herkommen regieren. Albrecht, überaus thätig und unermüdlich, warb nun Bundesgenossen auf Bundesgenossen; den Herzog Sigmund bewog er zum Beitritte, dadurch, daß er ihn zu seinem Erben erklärte. Auch der Herzog Ludwig von Baiern wurde für den Bund gewonnen, und endlich sogar mit dem kühnen Könige Mathias von Ungarn ein Schutzbündniß wider den Kaiser geschlossen. Bei dem Ausbruche des Krieges sollte Albrecht in Niederösterreich, Mathias mit einem Heere in Steyermark eindringen, um dem Kaiser von zwei Seiten zugleich zuzusetzen. So gab Albrecht selbst die Erblande seines Hauses den Verheerungen eigennütziger Fremden preis, und stürzte die Unterthanen, zu deren Hilfe er zu kommen vorgab, in weit größere Gefahr, als jene, welche zu bekämpfen war.

Die Verschworenen versicherte Albrecht feierlich seines Beistandes, und sie erneuerten das frühere Bündniß mit ihm. Fronauer erkannte ihn als den künftigen Regenten des Landes unter der Enns an, und stellte demselben die auf beiden Seiten der Donau von ihm errichteten Verschanzungen zur Verfügung. Die Unterwerfung dieses Mannes, dem so großer Anhang zu Gebote stand, dem der größte Theil Niederösterreich's auf dem linken Donauufer bereits gehuldigt hatte, und dessen Schanzen den Fluß nach Willkür öffnen und sperren konnten, war dem Erzherzoge von größter Wichtigkeit.

Immer mehr wuchs die Bedrängniß des Kaisers. Nicht nur standen seine Erblande, seinen leiblichen Bruder an der Spitze, im offenen Aufruhre

gegen ihn; auch im Reiche wurde seine Stellung gefährdet. Viele der Fürsten waren ihm feindlich gesinnt; die Wenigsten achteten sein Ansehen; dazu kamen die Umtriebe Einzelner, sonderlich des Königs von Böhmen. Wider des Kaisers Willen und Befehl hielten die Reichsfürsten Versammlungen, und von einer Absetzung Friedrich's war ernsthaft die Rede. Gefahr von so vielen Seiten mußte ihn endlich zu Gegenmaßregeln treiben. Er schloß mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, mit dem Markgrafen Karl von Baden und dem Grafen Ulrich von Würtemberg im Juli 1461 ein Bündniß, welches zunächst den Vortheil brachte, daß es den Herzog von Baiern hinderte, dem Erzherzoge Albrecht entschiedenen Beistand zu leisten.

Albrecht, nachdem er in Linz seine Streitkräfte versammelt hatte, zeigte nun offen dem Reiche an, daß er wider seinen Bruder, nicht als Kaiser, sondern als Regenten von Oesterreich, den Krieg beschlossen habe, um zu verhüten, daß Oesterreich zuletzt einem fremden Herrn zufalle, nachdem ohnehin schon Viele, durch die Lage der Dinge gedrängt, sich unter fremden Schutz gestellt hätten. Dann kündigte er dem Kaiser den Krieg an, indem er ihn der Trägheit, der Erpressungen und der Sorglosigkeit für die öffentliche Sicherheit beschuldigte. Auch ganz Niederösterreich wurde davon in Kenntniß gesetzt, und Allen, die nicht beitreten wollten, oder gar Widerstand leisten würden, mit Verheerung und Raub gedroht. Während der König von Böhmen, obgleich des Kaisers Feind, Friedensvermittelung versuchte, brachte der Erzherzog nicht nur viele Landherren, die bisher zu dem Kaiser gehalten, auf seine Seite, sondern zwang auch alle offenen Orte, ihm den Eid der Treue zu leisten. In Larenburg stießen viertausend Ungarn, von Mathias gesendet, zu ihm. Auch Wien versuchte er dem Kaiser abwendig zu machen, und als dies durch Aufforderung nicht gelang, schlich er mit einem Häuflein seiner Truppen unvermerkt in die Nähe der Hauptstadt, drang bis über den Stadtgraben vor, und besetzte das Nikolaikloster außerhalb des Stubenthores. Da meldete die Sturmglocke die Nähe der feindlichen Gäste; die Bürger und die kaiserlichen Söldner eilten auf die Brücken, und drängten, nach dreistündigem Gefechte, Albrecht's Truppen zurück.

Unter Vermittelung der böhmischen Abgeordneten wurde endlich, zwar kein Friede, der vielleicht auch nicht in ihrer Absicht lag, doch ein Waffenstillstand zwischen sämmtlichen streitenden Parteien abgeschlossen, giltig vom 6. September 1461 bis 24. Juni des folgenden Jahres. Während des-

selben sollte am Abschluße eines Friedens gearbeitet werden, Albrecht seine ungarischen und baierischen Hilfsvölker sogleich entlaßen, und in sein Land zurückkehren. Von einer Herausgabe der Eroberungen Albrecht's und der von ihm besetzten Plätze war dabei nicht die Rede, und der Erzherzog war auch keineswegs dazu geneigt. So lag also in dem Waffenstillstande selbst schon der Keim fernerer Zwietracht, welcher nach wie vor König Georg's Einmischung in Oesterreich's und seiner Fürsten Angelegenheiten, in Aussicht stellte; denn so und nicht anders hatte der schlaue König es gewollt.

Das unglückliche Oesterreich hatte bei dieser Waffenruhe Nichts gewonnen; denn die von beiden Theilen entlaßenen Söldner, meist aus Ausländern bestehend, hatten keine Löhnung erhalten, und stürzten sich jetzt mit gesteigerter Wuth und Raubsucht auf das wehrlose Land. Die gepeinigten Landleute gaben ihr Eigenthum preis und entflohen; viele Orte verödeten dergestalt, daß man weder Menschen, noch Vieh dort antraf; Weingärten und Aecker blieben unbearbeitet; denn Niemand wagte, bei der allgemeinen Unsicherheit, sich hinaus auf's freie Feld. Zudem kehrte Albrecht sich nicht an die Bedingungen des Waffenstillstandes; er schrieb ohne Scheu Landtage nach St. Pölten und Melk aus, und verlangte, besonders von den ihm abgeneigten Prälaten, schwere Steuern; während der Kaiser es streng verbot, jene ungesetzlichen Landtage zu besuchen, oder diese Steuern zu erlegen. Wem sollte unter solchen Umständen das Land gehorchen? Hier gebot machtloses Recht; dort drängte grausame Gewalt. Endlich wollte der Kaiser auch jene Orte zurückhaben, die durch Albrecht erobert und besetzt worden waren, und welche, bei ausgesetztem Kampfe, ihrem rechtmäßigen Herrn wieder anheimfallen sollten. Er befahl daher seinen Hauptleuten, dergleichen Plätze zurück zu erobern, und den Bewohnern den erneuten Eid für den Kaiser abzunehmen. Dies entfesselte von Neuem die Wuth der Parteien, und die Feindseligkeiten brachen wieder aus, in ärgerem Maße, denn je. Unerhörte Grausamkeiten rief der erneute Kampf hervor; in den verarmten und schon ausgeplünderten Gegenden hielt die Raubsucht schreckliche Nachlese. Wo keine Erwachsenen mehr zu mißhandeln und zusammen zu fangen waren, griff man die Kinder auf, die nicht zu fliehen vermochten, und verhandelte sie als gute Beute. Die Kirchen, mit Wällen umgeben, dienten dem Raubgesindel als Festungen.

Beiden Parteien wurde allmälig des Elends zu viel. Verhandlungen wurden angeknüpft und abgebrochen, weil Jeder bei dem Frieden nur gewinnen, Keiner Etwas opfern wollte. Auf einem Landtage zu Wien ſollte über den Frieden berathen werden. Der Kaiſer willigte ein; der Erzherzog erhob Schwierigkeiten, weil er ohne Beiſtimmung ſeiner Verbündeten Nichts zugeſtehen könne. Als aber ſeine eigenen Anhänger von ihm abzufallen drohten, wenn er das Friedenswerk behindere, willigte er ein, den Wiener Landtag durch Abgeordnete zu beſchicken.

Der Wiener Magiſtrat hatte bisher ſich eifrigſt bemüht, die Stadt in der Treue für ihren rechtmäßigen Gebieter, den Kaiſer, zu erhalten, und ausdrücklich anbefohlen, daß Jeder, der den Landtag zu beſuchen käme, der Bürgerſchaft verſprechen müſſe, Nichts wider den Kaiſer und die Stadt im Sinne zu führen, ſondern nur dem Frieden nachzutrachten. Dies verſprachen zwar alle Ankommenden; dennoch ſpannen einige Anhänger Albrecht's Umtriebe an, hetzten den Pöbel auf, und leiteten ihre Anſchläge ſo geſchickt, daß bei einem jäh veranlaßten Tumulte am 19. Auguſt 1462 Bürgermeiſter und Rathsherren gefangen genommen und ihrer Aemter entſetzt wurden. Die Seele dieſer Bewegung war das Rathsmitglied Wolfgang Holzer, in früherer Zeit Ochſen- und Pferdehändler, ſpäter ein eifriger Helfer des Eyzinger und wüthender Feind des Cilliers, den er mit Spott und Hohn verfolgt und nach deſſen Wiedererhebung bitter dafür gebüßt hatte, ſodann durch Eyzinger Huebmeiſter und Rathsherr; ein Mann von wildem Ehrgeize, kecker Entſchloſſenheit und beredter Gewandtheit, um den großen Haufen für jeden ſeiner Entwürfe zu gewinnen.

Nach dieſem plötzlichen Umſturze der Ordnung in Wien, ſendeten die Anhänger des Kaiſers ſchleunigſt Botſchaft an denſelben, dringend um ſeine Ankunft bittend, damit nicht noch größere Gefahr eintreten möchte. Die ſchlimme Kunde fand ihn im Mürzthal. Eilig brach er, an der Spitze von viertauſend Kärntnern und Steyermärkern, auf; aber während des Marſches war, wie dies bei ihm zu ergehen pflegte, ſeine anfängliche Entſchloſſenheit ſchon wieder herabgeſtimmt worden, und er gelangte blos bis Neuſtadt. Hier kamen Abgeordnete von Wien zu ihm, mit Entſchuldigungen wegen Abſetzung des Magiſtrates, mit Verſicherungen angeblicher Treue, und Bitte um ſchnelle Herſtellung des Friedens. Drei Tage lang ſann der bedächtige Kaiſer über die Antwort nach, die er geben ſollte; dann ertheilte er tröſtlichen und verſöhnlichen Beſcheid,

verſicherte die Stadt ſeiner gnädigen Geſinnungen, und daß er in keiner anderen Abſicht dahin komme, als um Frieden zu ſtiften.

In Wien war unterdeſſen wegen des langen Ausbleibens der Geſandten große Gährung; man hatte ausgeſprengt, der Kaiſer habe ſie hinrichten laſſen und den angeſehenſten Männern in Wien ein gleiches Schickſal zugedacht. Man beſchloß, ſich auf das Aeußerſte zu wehren, den Kaiſer nicht in die Stadt einzulaſſen, und ihm die Köpfe der abgeſetzten Rathsmänner hinaus zu ſchicken, die er, wie es hieß, zu befreien komme. Dergleichen Drohungen ſtieß beſonders Holzer aus, der, einen Helm auf dem Kopfe, zornſchnaubend und ganz ſtreitfertig, mit ſeinen Bewaffneten das Thor hütete. Selbſt nachdem die vermeintlich hingerichteten Abgeordneten wohlerhalten und mit friedlicher Botſchaft vom Kaiſer zurückkehrten, lärmte Holzer noch fort, denn es war ihm unbequem, den oberſten Gebieter in einer Stadt einziehen zu ſehen, wo er ſelbſt den Herrn zu ſpielen beabſichtigte. Wirklich ließ man den Kaiſer, als er bei ſpäter Abendſtunde in Wien ſeinen Einzug halten wollte, nicht mehr herein; er mußte bis zum anderen Morgen vor der Stadt in einem Gezelte übernachten, weil noch immer die Meinung herrſchte, er komme als Feind und mit einem mächtigen Heere. Aus dieſem Grunde wurde Wien auch in aller Eile in möglichen Vertheidigungsſtand geſetzt. Friedrich erzürnte ſich, wie es ſchien, wenig über dieſen Argwohn, ſondern ſcherzte gegen die Abgeordneten ſelbſt darüber, daß man ihn im Staube habe übernachten laſſen. Das Volk wollte ſich endlich ſelbſt überzeugen, ob der Kaiſer wirklich mit ſo großer Kriegsmacht herangezogen ſey. Es ſtrömte in Menge hinaus vor das Thor, fand den Kaiſer unbewaffnet und mit friedlicher Miene. Da ſchien bei den Wienern die alte Treue für das Herrſcherhaus den Sieg behaupten zu wollen; die Vorderſten des Volkshaufens fielen, als der Kaiſer wohlwollend ihnen entgegentrat, ehrfurchtsvoll auf's Knie, und vernahmen gern die friedlichen Worte, die der Kaiſer an ſie richtete. Auch Holzer bequemte ſich jetzt, für die gnädigen Geſinnungen zu danken, bat aber doch den Kaiſer, ſeinen Einzug auf den folgenden Tag zu verſchieben, und bis dahin ſeine Söldner zu entlaſſen; ein Gleiches ſolle von der Seite der Stadt geſchehen. Auch dieſes war der nachſichtige Kaiſer zufrieden. Dennoch wollten in der Stadt noch immer Einzelne ſeinen Geſinnungen nicht trauen, und nicht ohne Mühe ſetzten die Beſſeren es durch, daß dem Kaiſer endlich am dritten Tage die Thore Wiens geöffnet wurden. Vielen, vor Allen der Gemalin des Kaiſers,

däuchte die Nachgiebigkeit desſelben übertrieben, und Eleonore warnte ihren Sohn Maximilian ſchon dazumal vor einer ähnlichen Güte, die an Schwäche gränze.

Nach des Kaiſers Einzuge wurde von den Ständen über den Frieden zwiſchen dem Kaiſer, ſeinem Bruder und ihnen ſelbſt berathen; doch ohne daß man auf einer oder der anderen Seite zu einem Beſchluſſe gelangte. Die künſtliche Ruhe währte nicht lange. Der Kaiſer hatte am 7. September den Sebaſtian Ziegelhauſer als neuen Bürgermeiſter eingeſetzt. Weil dieſer jedoch nicht nach dem Herkommen erwählt worden ſey, verdrängten ihn der Rath und die Gemeinde von ſeinem Poſten, und ſetzten den Holzer für ihn ein. Bald ſtieg die Widerſetzlichkeit noch höher. Auf Verlangen der Stadt hatte der Kaiſer ſeine Söldner entlaſſen, konnte ihnen aber die vollſtändige Löhnung nicht zahlen, und forderte von der Stadt eine Beihilfe von ſechstauſend, dann nur von dreitauſend Gulden. Sie wurde ihm verweigert, zum größten Nachtheile der Stadt; denn die unbefriedigten Söldner raubten und wütheten nun ſchrecklich in der ganzen Umgegend, erſchlugen die Leute, und hinderten die Bürger, ihre Weinleſe einzubringen. Statt ſich ſelbſt, maß man die Schuld dem Kaiſer bei, der ſeine Hauptſtadt nicht einmal gegen Räuber zu ſchützen wiſſe, und allgemein wurde gemurrt und gedroht. Das Volk wurde gefliſſentlich aufgehetzt; dem Kaiſer blieb nur eine geringe Anzahl getreu; man nannte ſie ſpottweiſe die „Heckler.“

Wegen Meinungsverſchiedenheit in der Beſtrafung eines eingefangenen Räubers entzog der gereizte Kaiſer dem Bürgermeiſter das alte Vorrecht, Verbrechen unterſuchen und beſtrafen zu dürfen. Hierüber achtete ſich die ganze Bürgerſchaft beleidigt, und um ſich Genugthuung zu verſchaffen, nahmen die Mißvergnügten das landesfürſtliche Ungeld und die Stadteinkünfte in Beſchlag. Endlich warfen ſie zwei kaiſerliche Räthe in's Gefängniß, und ſchickten am 5. October dem Kaiſer einen förmlichen Abſagebrief in die Burg. Holzer war bei dieſen Anſchlägen überaus thätig, und eiferte den Widerſtand an, wo er zu erſchlaffen drohte. Die Feindſeligkeiten wurden immer ernſthafter. Die zweihundert Reiter, welche ſich in der Burg bei dem Kaiſer befanden, begannen mit Pfeilen heraus zu ſchießen; einige Vorübergehende wurden getödtet und verwundet. Dadurch geriethen die Bürger in die höchſte Wuth; ſie führten Kanonen auf, und fingen an, die Burg zu belagern und zu beſchießen. Einige Thürme der Burg wurden durch die Kugeln

zerſchmettert, und ein Paar Seitengebäude niedergeriſſen. In ihrer Erbitterung gedachten die Empörer dennoch der Kaiſerin und ihres Sohnes. Um ſie zu ſchonen, trugen ſie dem Kaiſer an, er möchte Gemalin und Kind aus der Burg entlaſſen; er erklärte, mit den Seinigen untergehen, oder die Beſtrafung der Frevler erwarten zu wollen. Tag und Nacht kreuzte ſich das Feuer aus und nach der Burg, doch ohne großen Schaden anzurichten, da man auf beiden Seiten der Bedienung des Geſchützes wenig kundig war.

Den Wienern wurden mittlerweile von vielen Rittern aus Oeſterreich und Stevermark Fehdebriefe zugeſendet, wegen der dem Kaiſer angethanen Schmach. Um ſich kräftiger wehren zu können, wurde von der Stadt der Erzherzog Albrecht um Beiſtand wider den Kaiſer gebeten. Er, noch immer im Beſitze vieler von ihm eroberten Plätze in Oeſterreich, war des Antrags herzlich froh, und zog ſchon am 2. November mit ſeinem ſtreitbaren Anhange in Wien ein. Durch ſeine Ankunft erhielt der Bürgerkrieg neue Nahrung; ſeine Begleiter beſchickten den Kaiſer mit zahlreichen Fehdebriefen, und was vorher ruhig zugeſehen hatte, griff nunmehr zu den Waffen. Drei Tage nach ſeinem Einzuge ließ Albrecht einen ſogenannten Landfriedenbund in Wien bekannt machen, den er auf zwei Jahre mit den Landſtänden gegen die Regierung des Kaiſers abgeſchloſſen hatte; dieſer ſollte nur Frieden haben gegen Abtretung Niederöſterreich's. Es wurde von dem Kaiſer verlangt, daß er die Regierung zu Gunſten ſeines dreijährigen Sohnes Maximilian niederlegen, und den Erzherzog Albrecht als Vormund einſetzen ſollte. So ſchmähliche Bedingungen wies der Kaiſer mit Entrüſtung zurück; das Unglück verlieh ihm, dem ſonſt Zaghaften, Seelengröße und Entſchloſſenheit. Sein Muth ſtieg; denn Hülfe von Böhmen war nahe.

Als ein Retter in der Noth erſchien Prinz Victorin, König Georg's Sohn, mit der Vorhut der böhmiſchen Hülfstruppen, zog von Krems und Stein, wo man ihm, als Freund des Kaiſers, freudig die Thore öffnete, nach Ort, überſchritt die Donau, und vereinigte ſich bei Fröhlamend mit den aus Oeſterreich, Stevermark, Kärnten und Krain herbeigeeilten Anhängern des Kaiſers. Am 13. November erreichte er Wien und begann den Sturm; aber dreimal brach ſich ſein Angriff an der verzweifelten Gegenwehr der Stadt. In der Burg war inzwiſchen großer Mangel eingetreten, und eine baldige Entſcheidung der Dinge wurde dem Kaiſer dringendes Bedürfniß, zumal die um ihn belagerten Wiener ihre Anſtrengungen zu Belagerung der Burg

verdoppelten. Aber ſchon am 14. November traf der König Georg ſelbſt, an der Spitze des böhmiſchen Hauptheeres, in Korneuburg ein, von wo er ſofort dem Erzherzoge Albrecht Friedensunterhandlungen anbieten ließ. Nur widerſtrebend willigte dieſer ein; aber die überlegene Macht des Königs und der zunehmende Mangel in der belagerten Stadt geſtatteten keine Wahl. Während der mehrmals verlängerten Waffenruhe unterhandelte man, und einigte, nach mancherlei Schwierigkeiten, ſich endlich über die Friedenspunkte, beſchwerlich für den Kaiſer und doch nicht vortheilhaft genug den Unruheſtiftern, am wenigſten dem Holzer. Albrecht erhielt ganz Oeſterreich auf acht Jahre, mußte aber alle Eroberungen herausgeben und dem Kaiſer jährlich viertauſend Ducaten zahlen.

Am 4. December wurde der Kaiſer aus der Burg entlaſſen; er ging nach Korneuburg zum Könige Georg, die Kaiſerin mit dem Kronprinzen nach Neuſtadt. Albrecht's zügelloſe Truppen plünderten einige Wagen mit kaiſerlichem Gepäck, und Holzer räumte die Häuſer Derjenigen aus, welche dem Kaiſer gefolgt waren.

Wie die früheren Einigungen, ſo that auch dieſe letzte dem Uebel keinen Einhalt, und bewirkte keine weſentliche Aenderung der Dinge. Albrecht's Söldner, trotz einer dieſerhalb ausgeſchriebenen Steuer nicht hinlänglich befriedigt, wiederholten das alte, verderbliche Spiel mit Ausplündern und Verwüſten der Gegend, und der Frieden brachte faſt noch ärgeres Leiden, als der Krieg, weil jetzt keine Partei die andere mehr im Zaume hielt. Zudem wurden die Bedingungen des Vertrages von keinem Theile beachtet. Albrecht, der ſich jetzt als vollkommenen Gebieter in Oeſterreich anſah, ſchrieb Landtage aus; während der Kaiſer, vergeſſend, daß er auf acht Jahre ſich ſeiner Macht begeben, dieſelben zu beſuchen ſtreng' verbot. Niemand wußte, auf welchen Landesfürſten man hören ſollte; Gehorſam und Widerſetzlichkeit brachte gleiche Gefahr. Die Urſache, welche den Kaiſer dazu veranlaßte, war Albrecht's vertragswidrige Weigerung, die eroberten Schlöſſer dem Kaiſer heraus zu geben; die Folge davon aber, daß der Kaiſer ſeinen Hauptleuten die Erneuerung der Feindſeligkeiten befahl, und Vollmachten gab, ihn an ſeinem Bruder Albrecht und an den Wienern zu rächen. Auch erklärte er ſeinen Bruder aller Reichslehen verluſtig, und ſprach über ihn, wie über die Wiener, die Acht aus. Zugleich belegte des Kaiſers ſtandhafter Freund, Papſt Pius II., Alle mit dem Banne, welche Theil an der Belagerung des Kaiſers

in der Burg genommen. Doch dieſe geiſtlichen und weltlichen Verdammungsſprüche verhallten beinahe ungehört in dem Geklirre der Waffen und dem Toben der Parteien. Die unbezahlten Söldner führten Krieg wider Alle zugleich. Deutſche und Böhmen machten gemeinſchaftliche Sache, rotteten ſich dreitauſend Mann ſtark zuſammen, ſagten dem Erzherzoge ab, und wütheten von Wien bis Steyer gegen Menſchen und Land. Nachdem Albrecht dieſen Freveln längere Zeit unthätig zugeſehen, zahlte er endlich die Söldner aus, und nahm einige wieder in ſeinen Sold. Ihre Vertilgungswuth und Meuterei hatte aber dergeſtalt ſich eingewurzelt, daß ſie auch jetzt noch ihr Unweſen nicht mit einem Male ließen. Beim Abmarſche brannten ſie noch mehre Plätze und Klöſter nieder. Um den Wienerberg herum fingen dieſe Wütheriche, aus bloßer Luſt am Martern, gegen vierhundert Hauer, erſchlugen deren einige, und führten die anderen nach Mödling, wo ſie dieſelben ſchichtweiſe über einander legten und ſchauerlich preßten und peinigten.

Als der Kaiſer mit Gewalt ſeinen Bruder nicht zum Weichen bringen konnte, verſuchte er es mit Liſt. Der Bürgermeiſter Holzer, unzufrieden mit dem Erzherzoge noch von dem Friedensſchluſſe her, zugleich von unerſättlicher Habgier verblendet, ließ ſich von dem Preßburger Cleriker, Georg von Schönberg, einem eifrigen Anhänger des Kaiſers, bereden, um ſechstauſend Gulden den Erzherzog aufzuheben, und die Stadt dem Kaiſer zu überliefern. In der Nacht des 7. April 1463 berief er die vornehmſten Bürger und Einwohner in ſein Haus, ſonderte ſie nach Klaſſen und Parteien von einander ab, daß ſie Nichts von einander wußten, und verſchloß die dem Erzherzoge ergebenen Rathsmänner in einem unzugänglichen Gemache. Dann ſpiegelte er den Uebrigen vor, der Erzherzog beabſichtige, in jedes Bürgerhaus zehn bis zwanzig Söldner zu legen, und von ihnen die Soldrückſtände mit Gewalt beizutreiben; doch wolle und könne er ſie vor dem Erzherzoge ſchützen; denn er habe über vierhundert deutſche Reiter zu verfügen, auf deren Treue man ſich verlaſſen dürfe.

Durch dieſe Lügen gelang es dem Holzer, die Verſammlung für ſeinen Anſchlag zu ſtimmen. Am 10. April Morgens rückte, auf ſeine Veranlaſſung, der Ritter Auguſtin Triſtam mit vierhundert Reitern durch das Stubenthor in die Stadt, Holzer mit bloßem Schwerte vor ihnen her. Auf dem hohen Markte ſtellte ſich der Trupp auf. Als der Erzherzog davon vernahm, zeigte er ſich ſehr beſtürzt; denn er war ganz ungerüſtet. Er ließ Sturm

läuten und den Einwohnern seine Gefahr kund geben. Der Holzer, über den Vorgang befragt, versicherte, es gelte nicht dem Fürsten, sondern der Sicherheit der Stadt; der Erzherzog dürfe ruhig seyn. Als dieser ihm nun befehlen ließ, die Reiter wieder aus der Stadt zu führen, war er dazu bereit, weil er den rechten Augenblick schon versäumt sah. Mittlerweile war aber das Stubenthor verschlossen worden; das vom Erzherzoge aufgebotene Volk überfiel die Reiter, versprengte und erschlug sie, oder nahm sie gefangen. Holzer entkam zu einem anderen Thore hinaus; aber in Nußdorf wurde er erkannt, und unter Schimpf und Hohn gebunden in die Stadt zurück gebracht. Doch selbst auf der Folter bekannte er Nichts. Am 15. April wurde Auguſtin Tristam auf dem hohen Markte enthauptet. Die anderen Anstifter sollten geviertheilt werden. Sie riefen das Volk an, daß es den Erzherzog anflehe, sie ebenfalls nur enthaupten zu lassen. Es wurde bewilligt; nur den Holzer nahm der Erzherzog aus; für ihn blieb es bei dem grausamen Spruche. Der Henker schnitt ihm das Herz aus dem Leibe und zeigte es ihm, damit er sein falsches Herz sehe. Standhaft, die wilde Todesangst durch Gebete bekämpfend, erlitt Holzer seine gräßliche Strafe. Sein Kopf wurde vor dem Stubenthore, durch welches er die Reiter eingelassen, sein geviertheilter Leib an den Heerstraßen zur Warnung aufgesteckt.

Manchen, die dem Erzherzoge nicht wohlwollten, wurde nachgesagt, sie hätten an der Verschwörung Theil genommen. Man wollte sie schuldig glauben, besonders die Reicheren. Da sie nicht zu überführen waren, so wurden sie von Albrecht blos zu einer Geldstrafe von 24,000 Gulden verurtheilt, womit ihm besser gedient war, als mit ihrem Blute; er verwies sie nach Böcklabruck. Sie zogen fort mit Weibern und Kindern, und mußten vor ihrem Weggange noch schriftlich bekennen, daß sie das Leben verwirkt, und es nur der Gnade des Erzherzogs verdankten. Später durften sie wohnen, wo sie wollten, nur nicht in Wien. Ihr Reichthum war ihr Verbrechen gewesen.

Der unselige Bruderzwist nahm bei solchen Vorgängen kein Ende, sondern wurde fortwährend angeregt. Auch konnte der Kaiser, selbst nach geschlossenem Frieden, es den Wienern nicht vergessen, daß sie ihn in seiner Burg belagert, und daß er durch ihre Schuld auf lange Jahre von der Herrschaft seiner Erblande ausgeschlossen sey. Er ließ Wien in einiger Entfernung mit Schanzen umgeben, jedes zerstörte oder verfallene Schloß mit

seinen Söldnern beizetzen, und Stadt und Umgegend auf allerlei Weise ängstigen. Es war keine Sicherheit mehr in der ganzen Umgebung, und aller Verkehr hatte ein Ende. Durch Vermittelung der Kaiserin und der Markgräfin Katharina von Baden, Schwester der verfeindeten fürstlichen Brüder, wurden endlich Beide zur Bewilligung eines Landtages in Tuln und einstweiligem Waffenstillstande bewogen. Fast zeigte sich jetzt der unverträgliche Albrecht mehr zum Frieden geneigt, als der sonst sanftmüthige Kaiser, besonders weil es Ersterem, wie fast immer, dringend an Geld gebrach. Den Kaiser stimmten einige Räthe des Erzherzogs, die derselbe plötzlich entlassen, unnachgiebig. Er hatte, da man in Tuln sich nicht zu einigen vermochte, unter Verlängerung des Waffenstillstandes, einen neuen Landtag nach Hadersdorf vorgeschlagen, und nun verbot er gleichwohl, denselben zu besuchen. Unter solchen Umständen würde der Bruderkrieg noch lange nicht beendigt, oder noch oft zu neuem Ausbruche gekommen seyn; als ein unerwartetes Ereigniß den Knäuel löste. Der Erzherzog Albrecht erkrankte, und starb am 2. December 1463, erst fünf und vierzig Jahre alt, eines schnellen Todes. Wahrscheinlich hatte Gift das kühne Leben so plötzlich zerstört. Bei besserem Willen, geringerer Leidenschaft und mäßigeren Bedürfnissen, würde Albrecht vielleicht zum Segen Oesterreich's gewirkt haben, denn er besaß, was seinem Bruder, dem Kaiser, fehlte: schnellen Blick, geschicktes Ergreifen der Gelegenheit, Entschlossenheit und Thatkraft. Aber Verschwendungssucht und, in natürlicher Folge, Mangel und Habgier wendeten diese schönen Gaben zum Nachtheile seines Hauses, zum Verderben seiner Erblande. Unnatürlich, trostlos war sein Leben wie sein Ende. Die Hand am Schwerte, zum Kampfe wider den leiblichen Bruder gezückt, schied er aus einer Welt, die, statt ihn zu beweinen, sich seines Todes freuen mußte; und selbst der sanfte Bruder blickte unversöhnt in die Gruft hinab, die den Feind barg, welcher mit ihm unter Einem Mutterherzen gelegen.

Nach Albrecht's kinderlosem Hintritte konnte der Nachfolge des Kaisers in ganz Oesterreich kein Hinderniß mehr entgegen stehen, und nur etwa mit dem Herzoge Sigmund hatte er wegen dessen Rente nöthige Verabredung zu treffen. Dennoch zögerte man in Wien, wahrscheinlich mehr aus Furcht vor des Kaisers gerechter Rache, als in der Absicht wirklichen Widerstrebens, mit der Huldigung. Als aber der Kaiser alles Vorgefallene zu vergeben und zu vergessen, die alten Privilegien zu bestätigen, und nach

Kräften für Wiederherstellung der Ruhe zu sorgen versprach, zeigte sich in Wien große Freude; im Stephansdome wurde ein feierliches Dankfest gehalten, und in den Straßen Freudenfeuer angezündet. Die von dem Erzherzoge Albrecht und dem Bürgermeister Holzer widerrechtlich aus ihrer Heimat und ihrem Besitzthume vertriebenen Bürger wurden zurückberufen und in ihre Güter wieder eingesetzt. Der Kaiser nahm die wider die Stadt ausgesprochene Reichsacht, der päpstliche Legat den Kirchenbann zurück, und die Zukunft gestaltete sich wieder heiterer.

Noch schneller und unbedingter erfolgte die Unterwerfung im Lande ob der Enns, wo Albrecht's Verschwendung schon seit länger die Sehnsucht nach einem anderen Herrn erzeugt hatte. Wolfgang von Walsee wurde hier von dem Kaiser als Landeshauptmann eingesetzt. Auf dem am 2. Januar 1464 zu Linz abgehaltenen Landtage, wo jene Unterwerfung geschah, machte der Herzog Sigmund einen Versuch, als Erbe Albrecht's aufzutreten, und die Regierung im Lande ob der Enns anzusprechen. Die Stände wiesen ihn ab, und erklärten den Kaiser als ihren rechtmäßigen Herrn.

Alles schien auf einen dauerhaften inneren Frieden hin zu arbeiten; doch nicht mit einem Male besänftigten sich die zu tief aufgeregten Wogen, und selbst Handlungen der Gerechtigkeit stießen gegen einzelne Interessen an, und bewirkten Mißvergnügen. Als die von Albrecht ungerecht Vertriebenen wieder in ihre Güter eingesetzt wurden, murrten Diejenigen, welche durch Kauf oder Schenkung seitdem in den Besitz dieser Güter gelangt waren. Es gedieh zu feindlichen Zusammenkünften, und neue Unordnungen drohten sich zu entspinnen. Aber Georg von Volkenstorf, der als Statthalter im Namen des Kaisers waltete, griff entschieden und kraftvoll ein. Die Rädelsführer wurden in Haft genommen, und die widerrechtlich Verwiesenen gelangten wieder zu ihrem Eigenthume.

War auch diese Gefahr beseitigt, so drohte noch die schlimmere durch die, in dem Bruderkriege von beiden Theilen gebrauchten, meist böhmischen und mährischen Söldner, welche trotzig auf ihrer Löhnung bestanden, und diese einstweilen durch Räubereien und Plünderung hundertfach eintrieben. Da sie unbillige Forderungen machten, verlangte der Kaiser, daß man sich berechnen solle, und erbot sich, in solchem Falle sie zu befriedigen. Doch nur Wenige waren damit zufrieden, wurden bezahlt und legten die Waffen nieder. Die Meisten suchten die Ausgleichung absichtlich in die Länge zu

ziehen, um einstweilen ihr räuberisches Handwerk fortzusetzen, und obschon ihnen der Kaiser antrug, sich dem Ausspruche des Königs von Böhmen oder einer Versammlung der österreichischen Edlen zu unterwerfen, plünderten sie die ganze Gegend von Wien bis Neustadt aus, überfielen Heiligenkreuz und Mariazell, befestigten Gotteshäuser und Kirchhöfe, und sagten dem Kaiser ab. Smykowsky, einer ihrer Hauptanführer, fiel mit einem, tausend Mann starken Haufen sogar in die Steyermark ein, schlug die Bewohner todt, oder schleppte sie als Gefangene mit sich fort, und brannte die Orte nieder, wo Nichts mehr zu rauben war. Endlich ließ der Kaiser ein allgemeines Aufgebot wider jene Rotten ergehen; im Frühjahre 1464 zog die Landwehr gegen die Räuber aus. Zwar wurden diesen in einzelnen Gefechten mehre Schlösser abgenommen; doch erst im folgenden Jahre, als der kriegserfahrene Georg von Pottendorf sich an die Spitze der Landwehr stellte, und eine hinreichende Schaar um sich sammelte, hatte der Krieg gegen die Räuber einen gewünschten Erfolg. Bei der Belagerung des Schlosses Berchtoldsdorf, das Smykowsky für den Grafen von Pösing und St. Georgen besetzt hatte, wurde jener Anführer erschossen, und das Schloß zur Uebergabe gebracht. Weil aber dieses Schloß auf ungarischem Boden stand, so wurde von dieser Seite der Angriff als eine Gebietsverletzung ausgelegt, und hatte einen empfindlichen Notenwechsel zwischen dem Kaiser und dem Könige Mathias zur Folge. Als übrigens die Räuber sahen, daß man in Oesterreich gegen sie Ernst zu machen beginne, und daß ihr Gewerbe hier zu stocken drohe, fielen sie in Ungarn ein, errichteten bei Tyrnau ein befestigtes Lager, und trieben in dortiger Gegend Raub und Mord, wie vorher in Oesterreich. Aber der König ließ eiligst Truppen, mit welchen sich auch Pottendorf's Schaar vereinigte, gegen sie aufbrechen, und nach einer verzweifelten Gegenwehr wurden die Räuber, die an zweitausend Mann zählten, aufgerieben, die Gefangenen größtentheils hingerichtet, [illegible] in Ketten gehalten bis an ihren Tod. Dies war das Ende der „Brüder", wie sich die böhmischen und mährischen Räuber in Oesterreich genannt hatten, nachdem das Land [illegible]

[illegible]

den verſtorbenen Erzherzog Albrecht die Summe von ſechstauſend Gulden erhalten, überdies auch Schloß und Stadt Steyer noch ein Jahr innehaben und die Einkünfte davon beziehen, dann aber ſein Pfand an den Kaiſer zurückſtellen ſolle. Wahrſcheinlich erhielt Stain jene Summe nicht; daher weigerte er ſich auch nach abgelaufenem Jahre, Steyer heraus zu geben, waltete hier vielmehr als unumſchränkter Herr, und vergab ſogar Lehen. Um ſich in ſeinem angemaßten Eigenthume zu vertheidigen, hatte er einige hundert böhmiſche Söldner ſich zugelegt, und, obgleich ſein Aufenthalt in Oeſterreich war, ſich unter den Schutz des Königs von Böhmen begeben. Bald fand er einen Gleichgeſinnten und Helfer an Wilhelm von Puchhaim. — Die Kaiſerin Eleonore war am 8. Auguſt 1466 von einem Sohne, Johann, entbunden worden, der jedoch nach ſechs Monaten wieder verſtarb. Zu Herſtellung ihrer Geſundheit bediente ſie ſich der Heilquelle zu Baden bei Wien, und beſuchte dann das Kloſter Heiligenkreuz. Von da nach Neuſtadt zurückkehrend, wurde unterwegs bei dem Schloſſe Rauhenſtein, welches dem Puchhaim gehörte, ihr Gepäck von den Leuten dieſes Ritters überfallen und geplündert, wahrſcheinlich ohne ſein Wiſſen. Zwar wurde ihnen die Beute ſogleich wieder abgejagt; aber die beleidigte Kaiſerin ließ durch Hauptleute ihres Gemals, denen ſich auch Wiener und Hilfstruppen aus den benachbarten Orten anſchloſſen, Rauhenſtein belagern, das Schloß mit Sturm nehmen, und die Beſatzung ſammt dem Pfleger gefangen nach Neuſtadt bringen. Der ergrimmte Puchhaim eilte, ſich an Stain anzuſchließen, und dies gab die Loſung zu einem allgemeinen inneren Kriege im Lande ob der Enns. Die beiden Ritter überfielen die Güter des Kaiſers und ſeiner Anhänger, und fügten beſonders der wehrloſen Geiſtlichkeit empfindlichen Schaden zu. Dagegen wurden wiederum ihre und ihrer Freunde Güter von anderen Landherren, die theils für den König, theils aus Raubluſt die Waffen ergriffen, verheert. Die friedlichen Bewohner mußten, wie gewöhnlich, am härteſten für den Streit der Edlen büßen. Puchhaim hauſete im unteren Mühlviertel, nahm Kloſter Waldhauſen, Schloß Sarmingſtein und noch viele andere Plätze in jener Gegend. Stain beunruhigte auf gleiche Weiſe die Gegend von Steyer.

Um dieſem Unfuge ein Ziel zu ſetzen, berief der Kaiſer einen Landtag nach Linz, wo nicht nur gegen das wieder erwachende Fauſtrecht, ſondern auch gegen die gefährliche Sitte, daß öſterreichiſche Unterthanen ſich unter böhmiſchen Schutz ſtellten, um ungeſtraft gegen ihren rechtmäßigen

Landesherrn Trotz und Aufruhr zu üben, Maßregeln ergriffen werden sollten. Steyer wurde zwar von kaiserlichen Truppen besetzt; aber die unter Stain heranziehenden Feinde, meist Böhmen, nöthigten die Besatzung, nachdem sie acht Stürme ausgehalten, den Platz zu räumen. Dieser Erfolg steigerte die Verwegenheit der Freibeuter, die ihre Streitkräfte jenen des Kaisers überlegen wußten. Puchhaim zog nach Baumgartenberg, plünderte das Kloster aus, und brannte mehre Schlösser des ihnen verhaßten Walseers nieder. Stain breitete sich im Traunviertel aus, brandschatzte und schädigte St. Florian, versuchte Lambach zu stürmen, erschlug in Kirchdorf gegen zweihundert Landleute, und ließ von Steyer bis Gmunden Alles furchtbar ausrauben und verheeren. Der machtlose Kaiser mußte zuletzt mit den Satelrittern in Unterhandlung treten, und den Frieden von ihnen erkaufen. Stain kam mit sicherem Geleite nach Linz, wurde vom Kaiser mit zehntausend Gulden zufrieden gestellt, und trat ihm nun Steyer wieder ab, das jedoch durch kaiserliche Truppen erst den böhmischen Söldnern, die es für Stain besetzt hielten, entrissen werden mußte.

Bei dem Landtage, den der Kaiser in Linz hielt, erschienen auch böhmische Abgesandte, und forderten im Namen ihres Königs hohe Geldbeträge für die damalige Befreiung des Kaisers aus der belagerten Burg; auch sollte Letzterer, bei sonstiger Gefahr, die von Starhemberg gefangen gehaltenen Böhmen losgeben. Der Kaiser behauptete dagegen, der Böhmenkönig sey durch die bereits erhaltene Summe hinreichend bezahlt, und beklagte sich, daß derselbe kaiserliche Unterthanen, zu großem Nachtheile Oesterreich's, in seinen Schutz nehme, auch seinem bei der Krönung geleisteten Versprechen, dem katholischen Glauben treu zu bleiben, übel nachkomme. Unter Drohungen verließen die böhmischen Gesandten Linz. Noch seufzte das Land unter vielen Lasten. Der Gravenecker, als Befehlshaber von Steyer, legte, zu Herstellung der Festungswerke, den Bewohnern dieser Umgegend schwere Steuern und Frohnen auf, die überdies ungleich vertheilt wurden, und den durch die inneren Fehden hart mitgenommenen Leuten doppelt schwer fielen. Nirgend war Schutz und Sicherheit, und das Recht drückte so gut, wie das Unrecht. Zu diesen Leiden gesellte sich noch die Aussicht eines Krieges mit Böhmen; denn König Georg's Sohn, der Prinz Victorin, erließ, nachdem seine Gesandten unverrichteter Dinge vom Linzer Landtage zurückgekehrt waren, einen heftigen Brief an den Kaiser, beschuldigte ihn des Undankes,

bestand auf Auszahlung der verlangten Summe, und drohte im ausbleibenden Falle mit schleunigem Kriege. Wahrscheinlich hielt der Kaiser diese Drohung nicht für Ernst; Geld zu geben fiel ihm schwer; in unglücklicher Sorglosigkeit wartete er ab, was da kommen würde. Da fiel Victorin im Frühjahre 1468 mit einer Heeresschaar in Oesterreich ein, drang über Zwettl, ohne auf Widerstand zu stoßen, bis gegen Linz, besetzte das Kloster Pulgarn unweit Steyereck, und verschanzte sich daselbst. Ueber die Donau zu setzen, was seine Absicht war, verhinderten ihn jedoch die kaiserlichen Truppen und das Landvolk, und er mußte es bei Verwüstungen der Nordseite Oesterreich's bewenden lassen. Jetzt erst begann der Kaiser sich wider den eingedrungenen Feind zu rüsten. Doch das Glück gab ihm unerwartet einen mächtigen und furchtbaren Bundesgenossen in dem einstigen Gegner, dem Könige Mathias von Ungarn.

Schon im Jahre 1462 hatte der Kaiser mit diesem zu Neustadt sich geeinigt, und gegen sechzigtausend Ducaten die durch zwei und zwanzig Jahre in seiner Pfandschaft gebliebene ungarische Krone nebst der Stadt Oedenburg herausgegeben; er hatte, eine damals übliche Förmlichkeit bei Friedens- und Freundschaftsschlüssen, den König Mathias an Sohnes Statt angenommen, und sich lebenslänglich den Titel eines Königs von Ungarn vorbehalten; auch sollte er oder sein Sohn in diesem Reiche die Nachfolge haben, falls Mathias ohne rechtmäßige männliche Erben verstürbe. Seitdem hatte, vorübergehende Irrungen und Grenzfehden abgerechnet, die dazumal nicht so schwer in's Gewicht fielen, der Friede mit Ungarn bestanden. Durch den Tod der Gemalin des Königs Mathias war das Freundschaftsband gelockert, das ihn und seinen Schwiegervater, den König Georg, eine Weile mit einander verknüpft hatte. Als nun der römische Stuhl den in den Compactaten den Böhmen zugestandenen Gebrauch des Kelches zurück nahm, und, weil dieses keine Wirkung that, einen Kreuzzug gegen Böhmen predigte, den König Georg aber seines Thrones verlustig erklärte, da war der unternehmende und erwerbsüchtige Mathias leicht zu einem Kriege gegen Böhmen gewonnen. Er ließ sich von dem Papste und dem Kaiser die böhmische Krone antragen, und nahm dafür die Verpflichtung auf sich, alle feindlichen Angriffe auf Oesterreich sowohl aus Böhmen, wie aus Mähren her zu verhindern.

Als so mit einem Male der gefürchtete Mathias sich feindlich gegen Böhmen erhob, sah Victorin Podiebrad sich genöthigt, sich aus Oesterreich

eiligst in das, von den Ungarn zunächst bedrohte Mähren zurück zu ziehen, und der Krieg entfernte sich dadurch aus jenem Lande. Oesterreich hatte dabei wiederum schwer gelitten, und auch böse Nachwirkungen wurden ihm nicht erspart. Der Kaiser schrieb eine hohe Steuer aus, um die rückständige Löhnung der Söldner zu decken; dazu kam eine neue Kriegsauflage, um den König Mathias gegen Böhmen zu unterstützen, dessen Könige der Kaiser den Untergang geschworen hatte, und selbst der päpstliche Legat machte Anspruch auf eine Steuer zur Besoldung der gegen Böhmen aufgebotenen Kreuzfahrer. Willkürliche Erpressungen von Seite mancher Feldhauptleute und Beamten des Kaisers vervollständigten das Elend des Landes.

Seit langer Zeit genoß nun der Kaiser wieder einige Ruhe in seinen Landen, wie in seinem Hause; denn auch mit dem Herzoge Sigmund, der, nachdem ihm der Besitz Oberösterreich's fehlgeschlagen, ein Drittheil von den Einkünften Oesterreich's angesprochen, hatte er sich geeinigt, da die hinterlassenen beträchtlichen Schulden Albrecht's den Herzog zur Billigkeit stimmten, mehr aber noch dessen Zwist mit dem Bischofe von Brixen, der weiter oben erwähnt wurde, ihn abhielt, neuen Zwiespalt zu suchen. Dieser Zwist wurde sodann durch Zuthun des Kaisers vermittelt, und der Herzog mit dem Bisthume vollkommen ausgesöhnt.

Die erlangte Ruhe benutzte der Kaiser, um sein während der Belagerung der Burg gethanes Gelübde einer Wallfahrt nach Rom zu vollführen. Er trat die Reise im November 1468 an, und bezeigte in Rom dem heiligen Vater seine Verehrung. Neben dem frommen Zwecke soll ihn auch der weltliche geleitet haben, wegen der Erbfolge des Hauses Habsburg in Ungarn und Böhmen, nach dem Tode der jetzigen Könige, mit dem Papste Rücksprache zu pflegen.

Unruhvoller hatte sich seitdem Herzog Sigmund's Lage gestaltet. An den Eidgenossen hatten die dort angränzenden österreichischen Lande unruhige Nachbarn. Es kam auf beiden Seiten zu häufigen Reibungen, und vergebens hatte zu wiederholten Malen das deutsche Reich seine Stimme erhoben, Ruhe zu stiften. Durch ihre alte Gewohnheit, österreichische Unterthanen und Dienstleute in ihren Verband aufzunehmen, fügten die Eidgenossen der rechtmäßigen Gewalt der Herzoge fortwährend Schaden zu, und ließen keine Gelegenheit zu feindlicher Einmischung unbenutzt. Die geringfügigsten Anläße wurden hierbei begierig aufgegriffen. So geschah es auch, daß die Stadt

Mühlhausen, welche den Eidgenossen geschworen, weil sie in Zwist mit einem österreichischen Lehensmanne, Heinrich von Egisheim, gerieth, die Eidgenossen zu Hilfe rief, und am 4. Juni 1466 ein fünfzehnjähriges Bündniß mit Freiburg, Bern und Solothurn schloß. Vergebens sprach der Herzog die Fürsten um Hilfe an. Im Mai 1468 zogen, nachdem die Feindseligkeiten schon früher begonnen, fünftausend eidgenössische Männer durch das Gebiet von Basel auf Mühlhausen, und begannen die österreichischen Besitzungen zu verheeren. Eine Abtheilung zog durch den Aargau und die Grafschaft Baden, und breitete sich in der Gegend der Waldstädte aus, nachdem sieben Cantone dem Herzoge Sigmund Fehdebriefe zugesendet hatten. Ihre Streifparteien brandschatzten die Abtei St. Blasius nebst mehren anderen Orten auf dem Schwarzwalde, und trieben die Landleute zurück, welche in den verhauenen Päſſen Widerstand zu leisten versuchten. Im Juli rückten sie, das Land weithin verheerend, vor Waldshut. Zwar zog der Herzog mit dreizehntausend Mann, Tirolern, Böhmen und Baiern, zum Entsatze heran, aber auch die Belagerer verstärkten sich auf fünfzehntausend Mann. Des Herzogs Vorhut suchte Mundvorräthe in die Stadt zu bringen, erlitt jedoch Nachtheile. Da sah er sich am 27. August im Lager bei Waldshut zu einem Vergleiche genöthigt, welcher unter Vermittelung des Herzogs Ludwig von Baiern, des Markgrafen Rudolf von Baden und der Städte Basel und Nürnberg geschlossen wurde. Der Herzog versprach demzufolge, bis zum 24. Juni 1469 den Eidgenossen zehntausend Gulden, als Entschädigung für die Kriegskosten, baar zu erlegen. Geschähe dies nicht, so sollten Rath und Gemeinde Waldshut mit denen auf dem Hauenstein den Eidgenossen huldigen. — Dieser Abtretung wollte er durchaus vorbeugen. Dennoch mangelte ihm, da seine Prachtliebe, seine Freigebigkeit für Frauen und Günstlinge ihn, trotz der reichen Erträge seiner Bergwerke, tief in Schulden verwickelt hatten, das Geld, um jene Summe zu zahlen. Daher verpfändete er am 9. Mai 1469, also ziemlich kurz vor dem Verfalltage, zu St. Omer die Grafschaft Pfyrt, den Schwarzwald, die Städte am Rheine, und die österreichischen Besitzungen im Sundgau, Breisgau und Elsaß an den Herzog Karl den Kühnen von Burgund um fünfzigtausend Goldgulden. Immer mehr schien der Eigenthumsverband in den vorderen Landen sich zu lockern.

Während der römischen Pilgerfahrt des Kaisers zeigte sich bedenkliche Gährung in einem Lande, das bisher in der Treue und Ordnung als

ein Muſter gegolten hatte: in Steyermark. Wahrſcheinlich war der Kaiſer den dortigen Söldnern, namentlich den Hauptleuten, im Solde rückſtändig geblieben, oder hatte ihre Pfandſchaften nicht hinreichend geſichert. Sie ſchloſſen daher unter ſich einen Bund gegen den Kaiſer, an der Spitze jener Andreas Paumkircher, deſſen Rieſenkraft und Treue in Neuſtadt denſelben Gebieter gerettet hatte, den er jetzt befehdete; mit ihm Johann von Stubenberg, Johann von Pöſſing, Nikolaus von Liechtenſtein und Andreas von Greiffenegg. Sie ſagten dem Landeshauptmann, der ſtatt des abweſenden Kaiſers in Steyermark gebot, ab, eroberten mehre Städte und Schlöſſer und raubten nach damaligem Kriegsgebrauche die Gegend aus. Als der Kaiſer aus Italien zurückkehrte, unterwarfen ſich Stubenberg und Liechtenſtein, und erhielten, auf Verwendung der Landſtände, Gnade. Ihre Mitverſchworenen fehdeten fort, nahmen und beſetzten die Schlöſſer an der ungariſchen Gränze, und begaben ſich unter den Schutz des Königs Mathias von Ungarn. Die Stadt Leibnitz wurde, durch Paumkircher's Beſtechung, den Ungarn eingeräumt. Dennoch mochten die Verſchworenen ſich für die Dauer nicht behaupten können; denn im Jahre 1471 erboten ſich auch Paumkircher und der Greiffenegger zur Unterwerfung, und flehten die Gnade des Kaiſers an. Dem Paumkircher wurde ſicheres Geleit nach Graz vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang zugeſagt. Im Vertrauen darauf kam er am 23. April nach Graz, um zu unterhandeln. Mit anſcheinender Freundlichkeit ihn aufnehmend, zog man dennoch die Durchſicht ſeiner Papiere abſichtlich in die Länge, tafelte dann lange, und nahm Nachmittags das Geſchäft wieder vor. So näherte ſich die Stunde, wo ſein ſicheres Geleite ablaufen ſollte. Dem Paumkircher ward bange; er bat um Verlängerung des Geleites; man gab ihm zur Antwort, es müſſe der Kaiſer darüber befragt werden. Fort und fort vertröſtet, wartete er beinahe bis zum letzten Augenblicke. Da, zu ſpät, ſtieg ihm ein ſchrecklicher Argwohn auf; er ſchwang ſich auf ſein Pferd, und jagte mit der Eile der Todesangſt vom Schloſſe herab dem Stadtthore zu. Schon hatte er es erreicht; als die äußere Pforte raſſelnd vor ihm zuſchlug. Die Spätglocke ertönte, den Ablauf der Geleitszeit kündend; ſie war ſein Grabgeläute. Ein Prieſter und ein Scharfrichter traten herbei, ihn in Empfang zu nehmen. Vergebens bot er ſechzigtauſend Gulden und Auslieferung aller ſeiner Schlöſſer für ſein Leben. Sein Haupt fiel in der nämlichen Stunde. Der Greiffenegger theilte ſein

Schickſal. Gerecht war die Strafe, aber hart, und durch die argliſtige Weiſe, wie ſie herbeigeführt und verhängt worden, erregte ſie Mißbilligung. Was Paumkircher begangen, hatten vor ihm ungeſtraft Viele gethan, die nie ſich zur Unterwerfung erboten, nie reuig um Gnade flehten, nie durch frühere heldenmüthige Aufopferung, wie er, den Dank ihres Oberherrn verdient hatten. —

Mit Ungarn hatten ſich die Verhältniſſe wieder unfreundlicher geſtaltet; denn Mathias betrachtete des Kaiſers heimliche Sehnſucht nach dem ungariſchen Throne mit Mißtrauen, und der Kaiſer nahm es jenem übel, daß derſelbe ſteyermärkiſche Mißvergnügte in ſeinen Schutz aufgenommen habe. König Georg von Böhmen, hart bedrängt von den Heeren ſeines früheren Tochtermannes, ſah ſeinen eigenen Sohn, Victorin, in der Gefangenſchaft des Feindes, und ſeine Krone wanken. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß es unmöglich ſeyn werde, die Letztere ſeinen Nachkommen zu ſichern, und ſchlug daher, um wenigſtens des Mathias Anſchläge zu vereiteln, den böhmiſchen Ständen den Prinzen Wladislav, Sohn des Königs Kaſimir von Polen, zu ſeinem Nachfolger vor. Der Antrag wurde gutgeheißen, ſo von Seite der Stände Böhmens, wie des polniſchen Hofes. Mitten unter Zurüſtungen zur entſchloſſenen Fortſetzung des Krieges, verſchied der ſtaatskluge und tapfere König Georg am 22. März 1471. Der Kaiſer, aus erwähnten Anläſſen wider Mathias geſtimmt, hatte ſich ſeit einiger Zeit enger an Polen angeſchloſſen, um gegen Gefahren von Ungarn her gerüſtet zu ſeyn. Dieſer Umſtand führte zu Klagen des Mathias, welche vom Kaiſer mit ähnlichen Beſchwerdegründen beantwortet wurden und die Spannung ſteigerten. Bei dem, nach König Georg's Tode, zwiſchen Mathias von Ungarn und Wladislav von Polen ſich entſpinnenden Streite um die böhmiſche Krone, würde der Kaiſer vielleicht entſchiedener zu Gunſten des Letzteren aufgetreten ſeyn, hätte nicht die fortwährend wachſende Gefahr durch die Türken ihm die Hände gebunden. Denn im Jahre 1471 geſchah der zweite Einfall dieſer Erbfeinde aus Bosnien in Krain. Sie drangen vor bis gegen Laibach und Krainburg, wo ſie, obſchon zurückgeſchlagen, doch Schaaren chriſtlicher Einwohner in die Sklaverei forttrieben. Ein anderer ihrer Haufen zog im November desſelben Jahres gegen den Karſt. Im April 1473 drangen ſie, zu allgemeinem Entſetzen, in Kärnten ein; ihre Senger und Brenner ſtreiften bis in die Gegenden von Victring, Klagen-

furt und Bleiburg, und ſchleppten viele tauſend Chriſten in Ketten über die Save.

Bitter quälte den ſtolzen und düſteren Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, der Gedanke, daß er ſeine reichen und weitläufigen Beſitzungen theils vom deutſchen Reiche, theils von der Krone Frankreich zu Lehen trage. Wenn er ſelbſt eine Krone auf ſein Haupt ſetzen könne, hoffte er dies Verhältniß der Abhängigkeit am beſten zu verwiſchen. Eroberungen durch ſein tapferes Schwert, Erwerbungen durch die Fülle ſeines Reichthums ſollten ſein erträumtes Reich ausdehnen; in Elſaß hatte er durch Sigmund's Verpfändung bereits Fuß gefaßt. Sollte die Verwandlung ſeines Herzogthums in ein Königreich ſich nicht durchſetzen laſſen, ſo wollte er ſich doch die römiſche Königswürde ſichern. Stürbe Friedrich, ſo wollte er ihm als Kaiſer nachfolgen; des Erſteren Sohn, Maximilian, ſollte dann als römiſcher König ihm zur Seite ſtehen, und ihn dereinſt in der Kaiſerwürde beerben. Eine Vermälung zwiſchen ſeiner Tochter und Erbin, Maria, und dem Erzherzoge Maximilian ſollte die Grundlage dieſes ſtolzen Gebäudes bilden. Um Alles zu beſprechen, trug er dem Kaiſer eine Zuſammenkunft in Trier an, woſelbſt am 29. September 1473 der Kaiſer mit dem jungen Erzherzoge Maximilian eintraf, und vom Herzoge Karl mit ungeheurem Glanze empfangen wurde. Aber gegenſeitiges Mißtrauen vereitelte Beider Abſichten. Der Herzog wollte die Vermälungsurkunden nicht früher ausſtellen, als bis er zum Könige gekrönt ſey; der Kaiſer nicht eher die Kaiſerwürde verleihen, als bis er jene Urkunden in der Hand hielte. Mittlerweile traten Zwiſtigkeiten zwiſchen dem beiderſeitigen Gefolge ein; auch fühlte der einfach auftretende Kaiſer ſich von dem geſuchten Glanze des Herzogs verdunkelt. Daher kam es, daß der Kaiſer plötzlich insgeheim aufbrach, ohne Abſchiedsgruß, worüber der jähzornige Herzog in den heftigſten Unwillen gerieth.

Gar bald fand der beleidigte Herzog Karl Gelegenheit, den Kaiſer ſeinen Zorn fühlen zu laſſen. Der Erzbiſchof Ruprecht von Köln lag im Streite mit ſeinem Kapitel, welches ihm in dem Domherrn Landgrafen Hermann von Heſſen einen Verweſer an die Seite ſtellte, den der Kaiſer begünſtigte. Dagegen rief der Erzbiſchof Ruprecht den Herzog von Burgund, als ſeinen Verwandten, um Beiſtand an. Dieſer brach mit einem großen Heere in das Erzſtift auf, und lagerte ſich vor der, dem Kapitel ergebenen

Stadt Neuß am Rheine. Köln flehte dringend um Hilfe vom Reiche. Der Kaiſer ließ ein Aufgebot gegen den Herzog ergehen.

Mittlerweile war es dem, über ſeines Vaſallen, des Burgunderherzogs, Macht beſorgten König Ludwig XI. von Frankreich gelungen, den Herzog Sigmund zu Konſtanz durch ein, von zehn zu zehn Jahren zu erneuerndes Uebereinkommen, die „ewige Richtung" genannt, mit den Eidgenoſſen zu verſöhnen, um an ihm einen Verbündeten gegen Burgund zu gewinnen, nachdem er ihn ſchon früher durch ein zugeſtandenes Jahrgeld für ſich geſtimmt hatte. Sodann ſchloß Sigmund ein zehnjähriges Bündniß mit dem Biſchof Ruprecht von Straßburg, dem Herzoge Ludwig von Brixen, dem Biſchof Johann von Baſel und den Reichsſtädten Straßburg, Baſel, Kolmar und Schlettſtadt. Sie ſehnten ſich, der gefährlichen burgundiſchen Nachbarſchaft ledig zu werden, und aus dieſem Grunde erboten ſich, auf Zuthun Frankreichs und der beiden Biſchöfe, die genannten vier Städte, die von Sigmund an Burgund zu zahlende Pfandſumme vorzuſchießen. Sofort ließ Sigmund dem Herzoge Karl die Pfandſumme aufkündigen, und zahlte dieſelbe nach Baſel, obſchon Karl ſie nach Beſançon erlegt wiſſen wollte. Der burgundiſche Statthalter, Peter von Hagenbach, hatte das Volk in den verpfändeten Gebieten dergeſtalt bedrückt, daß ein ungemeſſener Jubel erſcholl, als die Nachricht eintraf, der Herzog Sigmund habe die Pfandſumme gezahlt und werde nun dort wieder als Herr walten. Die in Breiſach erhoben ſich gegen ihren burgundiſchen Verweſer, Hagenbach, verjagten ſeine ausländiſchen Wachen, nahmen ihn feſt, und ließen ihm, für ſeine Bedrückungen, den Kopf abſchlagen. Da, nach ſolchem Vorgange, Fehde mit dem rachgierigen Herzoge Karl nicht ausbleiben konnte, ſo ließ Sigmund die freiwillig ſich ihm ergebenden Plätze der verpfändeten Lande durch die nunmehr befreundeten Eidgenoſſen beſetzen. Eine Abtheilung derſelben ſchlug die zum Widerſtande heranziehenden Burgunder bei Hericourt, welches dann eingenommen und an den Herzog Sigmund zurückgegeben wurde.

Nachdem der Kaiſer ſich durch ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich geſtählt hatte, wozu auch noch der Beiſtand des Herzogs Sigmund, der Eidgenoſſen, Lothringens und mancher anderen Verbündeten kam, wurde Karl von Burgund in ſeiner Stellung vor Neuß heftig bedrängt. Dies und der Einfall der Franzoſen in die Picardie kühlte die kriegeriſche Hitze des ſtolzen Burgunders allmälig ab; er zeigte ſich zu Unterhandlungen

bereit, und bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser auf einer Rheininsel bei Neuß wurde der Friede geschlossen, nach welchem beide Theile von Neuß abzogen. Bei dieser Gelegenheit wurden von den beiden Fürsten auch die früheren Heiratsversprechen erneuert.

Ueber dritthalb Jahre war der Kaiser von seinen Erblanden in allerlei Angelegenheiten abwesend geblieben, und Manches hatte sich inzwischen dort begeben, was ihm nicht wünschenswerth seyn konnte. Auf seinen Betrieb war schon früher Wladislav von dem Reiche als König von Böhmen anerkannt worden, und die böhmischen Abgesandten hatten ihm, in Wladislav's Namen, sogar das Recht eingeräumt, einen obersten Feldhauptmann in dem gemeinschaftlichen Kriege wider Mathias zu ernennen, gegen welchen er auch noch ein Bündniß mit dem Könige Kasimir von Polen einging. Da sohin Oesterreich alle Ursache hatte, sich feindlicher Behandlung von Mathias zu versehen, so waren, in des Kaisers Abwesenheit, mehre Landherren eigenmächtig in Ebersdorf zusammengekommen und hatten, um die nöthigen Maßregeln zu treffen, einen Landtag nach Wien ausgeschrieben. Aber noch weit schwerere und gefahrvollere Uebel schwebten über dem Lande. Mehre böhmische Große, die nicht dem Wladislav, sondern dem Mathias anhingen, sendeten Fehdebriefe nach Oesterreich, unternahmen Streifzüge, wobei sie von den Unruhigen und Raublustigen im Lande selbst unterstützt wurden, und plünderten nach Gefallen. Ueber solchen Unfug ergrimmten manche der Gutgesinnten, sammelten ihre Leute, und zogen gegen die fremden und einheimischen Räuber aus, Gleiches mit Gleichem vergeltend, wodurch die Verheerung nicht abgestellt, sondern nur vervielfältigt wurde. Auf dem linken Donauufer in Niederösterreich stand ein großer Theil des Adels wider einander unter den Waffen; auch im Lande ob der Enns war Fehde, nur daß sie hier den äußeren Feinden galt, die von Böhmen her das Land beunruhigten und verwüsteten.

Vergebens verwendeten sich die österreichischen Stände bei den Königen Wladislav und Mathias, um die feindlichen Einfälle zu hindern. Im Jahre 1474 kündigte der böhmische Oberstbofmeister Leo von Rozmital, in Gemeinschaft mit seinen Helfern, Peter Rogensky, Johann Zynespan und Anderen, dem Lande ob der Enns Fehde an. Sie besetzten Haslach, belagerten Waldenfels und eroberten Hörschlag. Auf ergangenes Aufgebot sammelten Georg von Schaumberg, Gotthard von Starhemberg, Christoph von

Zelking, Georg von Losenstein, Michael von Traun, Christoph von Hohenfeld und Leonhard von Jörgen ihre Mannen, um Hörschlag wieder zu nehmen. Statt eines Gefechtes kam ein Vergleich zu Stande; Hörschlag wurde an Georg von Schaumberg und Heinrich von Rosenberg bis zum künftigen Friedensschlusse übergeben. Dauernde Einigung wurde aber damit nicht erzielt; denn im folgenden Jahre mußte ein neues Aufgebot zur Belagerung des, wahrscheinlich wieder in Feindeshand gefallenen Schlosses Hörschlag ergehen, und auch noch 1475 gab es Fehde zwischen österreichischen und böhmischen Edlen. Im Mai 1477 sagten Heinrich und Christoph von Liechtenstein dem Kaiser und dem Lande Oesterreich förmlich ab, brachen mit böhmischen und mährischen Söldnern herein, brandschatzten, sengten und plünderten, und fingen das wehrlose Landvolk zusammen.

Ueberaus beklagenswerth war der Zustand des Landes, und um jeden Preis hätte dem Frieden nachgestrebt werden sollen, in dessen Gefolge auch die innere Ruhe zurückgekehrt seyn würde. Aber so tiefen Widerwillen hatte der Kaiser, vielleicht in Ahnung späteren Unheils, gegen den König Mathias gefaßt, daß er, selbst nachdem sich mit Letzterem sein Gegner Wladislav 1475 wegen einer Theilung der böhmischen Besitzungen geeinigt hatte, dem Vertrage nicht beitrat; obgleich Mathias für die Belehnung mit Böhmen sich zur Hilfe gegen Burgund erbot. Ein unglücklicher Zufall diente, die Spannung auf das Aeußerste zu treiben. Der Erzbischof Johann von Gran, vielleicht in Zerwürfnissen mit dem Könige, vielleicht durch Versprechungen des Kaisers verlockt, entfloh 1476 mit großen Schätzen und vielem Gelde nach Wien zum Kaiser, der, um die Kosten der Brautfahrt seines Sohnes Maximilian bestreiten zu können, hunderttausend Goldgulden von dem Flüchtlinge entlehnte, und ihm die Herrschaft Steyer dafür als Pfand ließ. Mathias würde die Aufnahme desselben wahrscheinlich sogleich mit dem Schwerte gerächt haben, hätte nicht seine beabsichtigte Vermälung mit Beatrix von Neapel ihn daran gehindert. Doch eben diese Vermälung erbitterte den Kaiser noch mehr, da sie seine, früher bedungene Anwartschaft auf Ungarn, für den Fall des kinderlosen Hintritts des Königs Mathias, wieder sehr unsicher machte.

Als nun im Jahre 1477 der Kaiser dem Könige Wladislav feierlich die böhmischen Lehen verliehen und ihn in Wien glänzend bewirthet hatte, konnte Mathias, der stets vergebens die Belehnung nachgesucht hatte, seinem

Zorne nicht länger gebieten. Er kündigte dem Kaiſer Krieg an, und brach mit einem, auf ſiebzehntauſend Mann angegebenen Heere gegen Oeſterreich auf. Mit der reißenden Ungeduld des Zornes ſtürzte er ſich auf das unglückliche Land, ſtürmte Haimburg, belagerte Bruck, bezwang Trautmansdorf durch Hunger, nahm Marcheck, Greifenſtein, Kloſterneuburg, Korneuburg, Tuln und St. Pölten, und ſtand, nachdem in kurzer Friſt vierzig Städte und Märkte und über ſiebzig Schlöſſer in ſeine Hand gefallen waren, drohend vor Wien, das er ſofort zu belagern begann. Wo er hinkam, erzwang er ſich den Eid der Treue und unermeßliche Kriegsſteuern. Seine Schaaren breiteten ſich im ganzen Lande unter der Enns aus, und hauſeten auf eine Weiſe, die an die Raubzüge der türkiſchen Senger und Brenner erinnerte. Bis auf wenige Plätze war Niederöſterreich in ungariſchen Händen. Nur Krems und Stein trotzten, ihrem Landesherrn treu, dem ſiegreichen Feinde, und ergaben ſich nicht.

Der Kaiſer ſah ſich völlig aufgegeben. Das Parteienunweſen bewirkte, daß mehre öſterreichiſche Landherren ſich ſchleunigſt auf die Seite des Ungarnkönigs ſchlugen, und mit den Feinden im Durchplündern und Verwüſten des Vaterlandes wetteiferten. Andere trieb die Furcht zu gleichem Schritte, noch Andere des Mathias verlockende Briefe, und ſo ſchmolz des Kaiſers Anhang tagtäglich mehr zuſammen. Aus den treugebliebenen ſüdlichen Ländern aber konnte ihm keine Hilfe kommen, weil innere Fehden, noch mehr aber die Einfälle türkiſcher Streifbanden in Krain, Kärnten und Südſteyermark, alle waffenfähige Mannſchaft zur Abwehr der nächſten Gefahr dort zurückhielten. Immer heftiger wurde auch Wien bedrängt, während die umliegende Gegend zur Einöde ſich verwandelte. Der Kaiſer war faſt ſo obdachlos, wie ſeine Unterthanen; er flüchtete nach Linz, von da nach Gmunden, nicht wiſſend, wie lange auch hier vor dem Andrange der unwiderſtehlichen Feinde ihm Ruhe vergönnt ſeyn werde. Da mußte er endlich einſehen, daß längerer Widerſtand nur zum gänzlichen Verderben führen müſſe. Mehre auswärtige Mächte riethen dringend zum Frieden; den Zorn des Königs Mathias beſänftigte deſſen Neuvermälte, die Königin Beatrix. Es wurde ein vierzehntägiger Waffenſtillſtand, am 1. December 1477 aber zu Korneuburg der Friede geſchloſſen, und darin beſtimmt: „Der Kaiſer habe den König Mathias gleich dem Könige Wladislav mit den böhmiſchen Reichslehen zu belehnen, ihm unter Verbürgung der Stände, am künftigen Martinitage

fünfzigtausend Gulden, und im zweiten folgenden Jahre am nämlichen Tage eine gleiche Summe zu zahlen. Bei Uebergabe der hierüber auszustellenden Schuldbriefe sollen alle von den Ungarn besetzten Orte zurückgestellt werden. Die kaiserlichen Unterthanen, welche dem Könige Mathias beigestanden, erhalten Verzeihung, müssen aber dem Kaiser künftige feste Treue angeloben; sie erhalten auch die ihnen entzogenen Güter zurück, müssen jedoch alle während des Krieges von ihnen errichteten Schanzen niederreißen, und alle, zu Lande oder zu Wasser errichteten Mauthen aufheben. Die mit dem Kirchenbanne Belegten werden losgesprochen. Wegen des ausständigen Soldes der, zu Mathias übergegangenen, kaiserlichen Söldner, soll auf dem alsbald zu eröffnenden Kremser Landtage das Nöthige geordnet werden." Noch mußte der Kaiser versprechen, die Sforza, deren Anerkennung er bisher verschoben, des Herzogthums Mailand zu entsetzen, und den Prinzen Friedrich von Neapel damit zu belehnen, auch demselben seine Tochter, Kunigunde, zur Gemalin zu geben.

Die großen, zum Theil drückenden Zugeständnisse, welche dem Kaiser abgedrungen worden, um einen zwecklos und unüberlegt erregten Krieg zu beendigen, wurden gleichzeitig auf einer anderen Seite reichlich ersetzt. Am 5. Januar 1477 hatte Herzog Karl der Kühne von Burgund in der Mordschlacht von Nancy unter den Streitkolben der Eidgenossen sein heißes Blut verspritzt, und in den gefrorenen Sümpfen Lothringens kühlte der Tod die wilde Fieberglut, welche jenes Leben unaufhörlich durchtobt hatte. Der von drei staatsklugen Fürsten errichtete Riesenbau war unter den Tritten dieses Tollkühnen eingestürzt, und das Haus Burgund ging unter. Eine einzige Tochter erhielt noch die Trümmer, um sie dem höheren, edleren Baue des Hauses Oesterreich zuzutragen. Schnell hatte König Ludwig XI. von Frankreich die Gewißheit des Todes seines Feindes vernommen, die man ängstlich zu verhehlen trachtete. Er jubelte über diese Botschaft, die ihn aller ferneren Besorgniß vor dem kühnen Gegner überhob, und ihm die Aussicht auf neue reiche Erwerbungen öffnete. Sein ganzes Augenmerk ging nun dahin, daß Burgund ihm nicht entschlüpfe; denn wiewohl er die Miene annahm, als ob diese Lehen, da sie Philipp von Frankreich, des Königs Johann Sohn, als Antheil erhalten, bei'm Erlöschen des Mannsstammes an die Krone zurückfallen müßten, so war doch die Klausel eines solchen Heimfalles in der Belehnungsurkunde keineswegs enthalten gewesen, und Maria

von Burgund durfte daher die Erbschaft ihres Vaters mit Fug und Recht antreten. Ludwig, überzeugt, daß bei derartigen Streitigkeiten die Gewalt einen sicherern Anspruch begründe, als die Gerechtigkeit, eilte, seine Forderungen schleunig durch die Waffen zu unterstützen. Aber, die Gewaltthat beschönigend, sendete er seinem Heere Boten voraus an die bedeutendsten Städte von Burgund, mit der Erklärung: er nehme die Person und die Güter der verwaiseten Maria in seinen Schutz; während er zu gleicher Zeit an alle Gemeinden des Königreiches schrieb und Geldhilfe forderte, um die Staaten weiland Herzogs Karl der Krone einzuverleiben. Die Ausführung geschah schnell, wie der Gedanke selbst, und sobald er seine verschiedenen Heerhaufen vereinigt hatte, rückte er schnell nach der Picardie vor, welche sein Erscheinen und sein Name mit Schrecken erfüllte. Ham und St. Quentin öffneten ihm ihre Thore. Peronne fiel in seine Hände durch den niederträchtigen Verrath eines ehemaligen Günstlings von Karl. Roye, Montdidier, Vervin, Landrecy folgten dem Strome des Abfalls. Andererseits hatten die Herren von Chaumont und la Tremouille und der Prinz von Oranien die Stände Burgunds zu Dijon versammelt, und forderten sie auf, die Oberherrlichkeit des Königs anzuerkennen. Diese unterwarfen sich, unter der einzigen Bedingung, daß die Franzosen Burgund räumen sollten, wenn die Nachricht vom Tode Karl's nicht volle Bestätigung erhielte; denn die Völker zweifelten lange an der Wirklichkeit desselben, und es verbreiteten sich damals die unwahrscheinlichsten Märchen in dieser Beziehung, weniger aus Anhänglichkeit an den strengen Fürsten, welcher umgekommen war, als durch Haß gegen Denjenigen, der sich seines Nachlaßes bemächtigen wollte.

Indessen verwahrten sich Maria von Burgund und ihre Anhänger förmlich gegen die von Ludwig vorgebrachten Ansprüche und ausgeübten Gewaltthätigkeiten. In Burgund gelang dem Könige Alles nach Wunsch; Flandern aber und Artois widerstanden seinen Drohungen, wie seinen Lockungen. Maria ließ ihm durch eine Gesandtschaft erklären: daß sie, unter dem Beistande eines Rathes, in welchem die vermittwete Herzogin von Burgund, der Herr von Ravenstein, der Kanzler Hugonet und Imbercourt Sitz und Stimme hätten, die Regierung ihrer Staaten antrete. Ludwig erwiederte den Gesandten: seine Absicht sey, durch die Bande der Ehe seinen Sohn, den Dauphin, mit Marien von Burgund zu vermählen; indessen werde er die der Krone rückständigen Provinzen in Besitz nehmen, und die übrigen

behalten, bis Maria, zur Volljährigkeit gelangt, ihm die Huldigung geleistet. Weigere man sich, so werde er die Rechte der Krone mit dem Schwerte ansprechen. Die Gesandten, durch den Abfall der Städte erschreckt, welche sich nach einander alle dem Könige ergaben, achteten es der Klugheit gemäß, der Nothwendigkeit zu weichen, nicht bedenkend, wie schwer sie sich dadurch an den Rechten ihrer Herrin vergingen. Demnach entwarfen und unterzeichneten sie auf eigene Verantwortung eine Urkunde, kraft welcher die Stände von Artois Abgeordnete senden sollten, dem Monarchen den Eid der Treue zu leisten. Ferner kam man überein, der König solle Amtleute ernennen, um die Provinzen bis zu Mariens Großjährigkeit zu verwalten. Endlich erklärte man: wenn die Herzogin die schuldige Huldigung zu leisten sich weigern, oder mit einem Feinde Frankreichs sich vermälen würde, so solle die Landschaft Artois, jedoch mit Beibehaltung ihrer Vorrechte und Freiheiten, der Krone einverleibt werden. Der Gouverneur von Arras übergab dem Könige die Stadt, behielt aber die Feste. — Nachdem die Gesandten, wie sie meinten, diesen Handel beendigt hatten, kehrten sie nach Flandern zurück.

Die übel berathene junge Fürstin eilte zu sehr, die Stände zu berufen. Die Gemüther waren in Gährung gerathen, seitdem man Karl's des Kühnen Schwert nicht mehr auf dem Nacken lasten fühlte. Auf lange Unterdrückung folgen fast immer zunächst heftige Gegenreibungen. Die Versammlung war stürmisch. Man hatte knechtische Gesinnung unter dem Joche eines strengen Gebieters bewiesen; einer schwachen Waise gegenüber brüstete man sich mit dem Muthe und der Begeisterung der Freiheit. Die Ränkeschmiede, die Ehrsüchtigen bemächtigten sich der Gewalt, und glaubten, durch die Unterdrückung ihrer jugendlichen Herzogin edle Rache für die Gewaltthaten ihres Vaters zu nehmen. Als sie sich im Besitze der Macht sahen, schickten sie in Mariens Namen Gesandte an Ludwig XI., mit der Bitte, Nichts gegen die Rechte der Erbin von Burgund zu unternehmen, und ihr selbst den Schutz zu gewähren, zu welchem ihn die Bande des Blutes verpflichteten.

Zu seinem eigenen Nachtheile goß der König Oel in die Flamme, indem er die Abgeordneten von den geheimen Eröffnungen in Kenntniß setzte, welche die Herzogin ihm gemacht hatte, ihnen sogar die Briefe vorzeigte, wodurch Maria ihn benachrichtigte, in allen sie betreffenden Angelegenheiten sich an die verwitwete Herzogin, an Ravenstein, Imbercourt und

den Kanzler zu wenden, und ihn um Beiſtand wider die Genter bat. Ueber dieſe Täuſchung heftig gereizt, kehrten die Botſchafter ſchnell zurück, und ihre Berichte brachten im Volke und bei den Ständen große Bewegung hervor. Die Verſammlung trat zuſammen. Maria wurde vor ſie beſchieden. Man warf ihr ein argliſtiges Benehmen vor. Die Fürſtin, jung und ohne Falſch, konnte an ſo häßlichen Verrath des Königs nicht glauben. Wie groß war ihre Beſtürzung, als man ihr ihre eigenhändigen Briefe vorzeigte, welche der argliſtige Ludwig ihren Feinden ausgeliefert hatte. Als das Gerücht von dieſem Auftritte ſich in der Stadt verbreitete, überließ ſich das Volk im Tumulte den heftigſten Ausbrüchen der Wuth. Der Kanzler Hugonet und Imbercourt wurden ergriffen, vom Pöbel gemißhandelt, und auf die Folter gebracht. Umſonſt beriefen ſich die Unglücklichen auf das Parlament; ſie wurden verurtheilt, enthauptet zu werden. Als Maria von dieſem grauſamen Urtheile Kunde erhielt, verließ ſie ihren Palaſt, und eilte zu den Richtern hin, um ihre Strenge zu erweichen; aber ſie wieſen ſie mit Härte ab. Da ſtürzt die junge Fürſtin, im Trauergewande, mit fliegendem Haare, auf den Markt, ſinkt nieder auf die Knie, und fleht mit lautem Geſchrei bei dem Volke um Gnade für ihre Miniſter. Ihre Jugend, ihre hohe Würde, ihre Anmuth erweichten wohl Einige; aber der große Haufe war jedem menſchlichen Gefühle verſchloſſen, und forderte mit gräßlichem Gebrüll das Blut der Schuldigen. Ihre Häupter fielen zu den Füßen der in Ohnmacht geſunkenen Fürſtin, und in dieſem Augenblicke gelobte ſie unverſöhnlichen Haß dem Könige, deſſen Verrath allein dieſe ſchaurige Kataſtrophe bewirkt hatte. Sie ſelbſt wurde von ihrer Stiefmutter und ihren übrigen Freunden getrennt, und gleich einer Gefangenen gehalten.

Indeſſen brachte Ludwig XI., da Liſt nicht half, Arras durch Waffengewalt zur Capitulation, nahm Tournay und Avesne durch Verrath, und bemeiſterte ſich der Orte Mortagne, Lannoy, Leuſe und Quesnoy. In ihrer Noth riefen die Flamänder den Herzog von Geldern zu Hilfe, und vertrauten ihm den Befehl über ihr Heer. Ludwig rückte raſch gegen ſie an, lieferte ihnen ein Treffen, und ſchlug ſie in die Flucht. Sie ſammelten ſich wieder, erlitten aber eine abermalige Niederlage, die ihnen zwölfhundert Todte und tauſend Gefangene koſtete.

Während die unglückliche Maria ſich alſo von ihren Unterthanen niedergedrückt, und von ihrem mächtigen Feinde eines Theiles ihrer Staaten

beraubt sah, erweckte die Hoffnung, ihre Hand und ihr Erbe zu gewinnen, immerfort den Ehrgeiz einer großen Anzahl von Bewerbern, deren Drängen theilweis ihre Lage verschlimmerte. Die Ausgezeichnetsten waren: der Erzherzog Maximilian, der Dauphin von Frankreich, Johann, der Sohn des Herzogs von Kleve, und der Herzog von Geldern, welcher seine Niederlage nicht überlebte. Die Wünsche und Bitten der Flamänder stimmten allgemein zu Gunsten Maximilian's, wie sehr auch der König Ludwig Alles aufbot, diese Heirat zu hindern. Ihm hatte auch Maria, dem Willen ihres Vaters und früheren Verträgen gemäß, ihr Wort gegeben. Zudem hatte, was der Ruf von des jungen Erzherzogs Ritterlichkeit und Seelenadel berichtete, ihr Herz mit Liebe zu ihm erfüllt; ein Bild, das ihr von ihm zukam, steigerte ihre Sehnsucht. So geschah es, daß mitten unter Gefahren, mitten im Gedränge wüthender Parteien, das jugendliche hohe Paar sich liebend zusammenfand, und nicht mehr von einander ließ, wie auch Intrigue und Haß sich mühten, das Band zu zerreißen. Am 18. August 1477 traf Maximilian mit stattlichem Gefolge in Gent ein, und am anderen Tage fand die Trauung Statt. Beider Herzen waren einander wunderbar zugeflogen; sie erblaßten vor Wonne, als sie nach der Trauung sich zum ersten Male umarmten. Ihre Zusammenkunft geschah mit zartem Minnespiele, nach dem Brauche der Zeit. Statt den schon bekannteren Berichten darüber, möge hier jener angeführt werden, den die anwesende Gesandtschaft des Herzogs Albrecht von Sachsen erstattete, und der für die damaligen Sitten, wie für die Person der Braut, am bezeichnendsten seyn dürfte.

„Nach des Lands Gewohnheit," heißt es dort, „empfingen die alte und junge von Burgundia den Herzog (Maximilian) schöne mit einem freundlichen Kusse, und ward dem Herzoge zu verstehen, wie und wo die Jungfrau bei ihr ein Nelkenblümlein trüge, das gebühret seiner Gnaden zu suchen; (er) griff gar züchtiglich danach mit zweien Fingern, aber sein Gnad das nicht mochte gewinnen (finden). Da das der Erzbischof von Trier sah, bald er zu dem Herzoge sprach: Herr von Oestreich, schnüret der Jungfrau auf ihr Gewand, dann wird euch das Blümlein in euer Hand. Da das geschah, Jedermann das Blümlein in des Herzogen Hand sah." Zur Erklärung setzten die Gesandten hinzu: „Das Blümlein zwischen der hochgebornen Jungfrau Brust war gelegen." Bei den Hoffesten sey „hübschlichen getanzt worden." Die „Jungfrau von Burgundia," im letzten Theile des Berichts

„Herzogin" genannt, wird der Tracht und Geſtalt nach beſchrieben: „in ein köſtlich gülden Stück ſey ſie gekleidet geweſen, und auf dem Haupte tragend als ein Horn gemacht, mit weißem Tuche behangen, dadurch viel mancher theure Stein hell erſchienen. Ihrer Gnad" — ſagt der Geſandte," iſt faſt guter Sitten, hoher Vernunft, als die gemeine Red' iſt, vom Leibe guter Gliedmaßen, rechter Länge, ſäuberlicher und lieblicher Farb', ſchwach Geſicht, wenig einen aufgeworfenen, doch rothen Mund, das ihr Gnaden klein (wenig) verſtellet."

Die reichen, handel- und gewerbthätigen Niederlande und das blühende Burgund waren die Ausſteuer, welche Maria ihrem Gemale zubrachte, dem es beſchieden zu ſeyn ſchien, die ſchöne Idee eines neuen arelatiſchen Reiches zu verwirklichen. Riſſen auch die Umſtände Manches von dem herrlichen Brautſchatze hinweg, ſo wurde er mindeſt fremden Händen entnommen, in deren Beſitze er zum Verderben des deutſchen Reiches hätte wuchern können.

Da Ludwig XI. die ihm verhaßte Ehe geſchloſſen ſah, ſo gab er in ſeinem Zorne jede Friedensgeneigtheit auf, und der Krieg dauerte fort mit der vollen Glut des Haſſes, der beide Theile beſeelte. Orchies, Marchienne und St. Amand wurden von den Franzoſen eingeäſchert. Der König beſetzte Burgund rings mit Truppen, und übergab dem Herrn von Craon die Verwaltung dieſer Provinz, wie er ſie nannte. Da der Prinz von Oranien nicht unter dem Craon ſtehen wollte, verließ er die Partei des Königs, und ſchlug ſich auf die Seite der Herzogin. Die Einwohner der Freigrafſchaft erhoben ſich in Maſſe, unter Anführung des Herrn von Vaudrai, der eine Abtheilung Craon's durch Hinterhalt überraſchte und ſchlug. Die Eidgenoſſen boten ihre Vermittelung an, und da dieſe nicht fruchtete, begünſtigten ſie, mit Ausnahme Lucern's, die Fehde gegen den König. Bald war die ganze Freigrafſchaft den Franzoſen entriſſen. Nur die Stadt Gray gehorchte noch dem Craon. Da ſtürmte dieſer unerwartet den Feinden entgegen, ſchlug ſie in die Flucht, und nahm ihren Anführer, den Herrn von Chateau-Guyon, gefangen. Während dieſer Zeit erregten die Anhänger Mariens Bewegungen in Burgund. An ihrer Spitze berannte Toulongeon die Stadt Chalons. Er war nahe daran, ſie zu nehmen; da kam Damas ihr zu Hilfe. Auf der anderen Seite verfolgte Craon hitzig ſeine Vortheile, bis beim Sturme von Dole ſich ſein Waffenglück brach. Die aus der Freigrafſchaft benutzten

dieſes Ereigniß, Gray zu überrumpeln, deſſen Beſatzung ſie in Stücken hieben.

So ſchienen ſich die Ereigniſſe zum Vortheile Mariens und ihres Gemals zu wenden; aber der König war ihnen an Mitteln, an Geld, überlegen. Maximilian war ſtark durch die Liebe ſeiner neuen Unterthanen und durch ihren Haß gegen Ludwig. Allein ſeine Völker waren durch Kriege zu Grunde gerichtet; das Reich verſah ihn nur nothdürftig mit Heerführern und Soldaten, noch weniger aber mit den Mitteln, ſie zu bezahlen. Es kam zu Unterhandlungen, und am 8. September 1477 wurde zu Lens in Artois zwiſchen den Franzoſen und Flamändern ein Waffenſtillſtand auf unbeſtimmte Zeit geſchloſſen. Maximilian benutzte denſelben zu Herſtellung einer inneren Ordnung in den Niederlanden. Als Stellvertreter ſeiner Gemalin, lebenslänglicher Mitbeſitzer und Regent, beſtätigte er den Provinzen ihre Freiheiten und Gerechtſame, ließ ſich von ihnen huldigen, und führte alle Länder Karl's des Kühnen in ſeinem Titel. Geſetze und Erläſſe ergingen gemeinſam in ſeinem und Mariens Namen. Nach dem Laute des Heiratsvertrages ſollten die Kinder, welche dieſer Ehe entſprießen würden, dem zuerſt verſcheidenden Theile des Elternpaares ſogleich in der Regierung der Staaten nachfolgen. Im Falle kinderloſer Ehe ſollte der Ueberlebende der beiden Gatten keine Anſprüche auf die Beſitzungen des Verſtorbenen haben, ſondern dieſe deſſen anderweiten rechtmäßigen Erben zufallen.

Der Waffenſtillſtand war über dem Vulcane des Krieges aufgebaut, der ihn ſtündlich zu verſchlingen drohte. Beide Theile rüſteten und ſuchten ſich durch Bündniſſe zu verſtärken. Ludwig ſuchte die Lütticher zum Aufſtande gegen Maximilian zu reizen; doch vergebens. Der Kaiſer Friedrich warf ihm vor, er habe auf Cambray's Wällen die Lilien ſtatt des kaiſerlichen Adlers aufgepflanzt, und da keine Genugthuung erfolgte, ſendete er dem Erzherzoge Hilfstruppen zu.

Um ſeiner Herrſchſucht den Anſtrich eines gerechten Verfahrens zu geben, bemühte ſich der König Ludwig, den verſtorbenen Herzog Karl von Burgund als einen, ſeiner Lehenspflicht freventlich untreuen Vaſallen verurtheilen zu laſſen, der durch ſeine Empörung den Beſitz ſeiner drei Kronlehen, von Burgund, Flandern und Artois, verwirkt habe. Demzufolge erhielt das Parlament Befehl, gerichtlich gegen ihn zu verfahren, und der König machte ſogar an Maximilian den ſeltſamen Vorſchlag, in Abſicht dieſes großen Streites das Urtheil der Pairs in Anſpruch zu nehmen.

Inzwiſchen begannen die Feindſeligkeiten von Neuem. Der König berannte Valenciennes, welches capitulirte. Mehre feſte Schlöſſer öffneten ihm ihre Thore. Maximilian ſammelte ſein Heer, und gewann einige Vortheile, die ſich jedoch durch den Verluſt eines Treffens wieder aufhoben. Beide Theile wurden dadurch wieder friedfertiger geſinnt; Ludwig ſchon darum, weil er wußte, daß die verwitwete Herzogin Margaretha von Burgund ihrem Bruder, dem Könige Eduard IV. von England, dringend anlag, ſich gegen ihn zu erklären; eine Gefahr, die er nur durch grobe Beſtechung der Miniſter Englands abwendete. Um auch dem Kaiſer jeden Vorwand zum Kriege zu rauben, ſtellte Ludwig den kaiſerlichen Adler auf den Mauern von Cambray wieder her, und erkannte die Unabhängigkeit der Stadt an. Zuletzt ſchloß er mit dem Erzherzoge Maximilian am 11. Juli 1478 einen Waffenſtillſtand auf ein Jahr, und verſprach demzufolge, ihm alle Eroberungen zurück zu geben, die er im Hennegau und in der Freigrafſchaft gemacht. Er räumte Bouchain, Quesnoy und Tournay. Die Handelsfreiheit ward wieder hergeſtellt, und beide Theile ernannten jeder ſechs Schiedsrichter, um gemeinſam an dem Abſchluſſe eines beſtimmten Friedens zu arbeiten. Der Herr von Amboiſe indeſſen, welcher von dem Waffenſtillſtande entweder Nichts wußte, oder Nichts zu wiſſen vorgab, ſetzte ſeine Operationen fort, überrumpelte Verdun, und ließ daſelbſt eine zahlreiche Schaar Burgunder und Deutſche niederhauen.

Bei ſolchen Geſinnungen des einen Theiles fühlte ſich auch der andere an keine ſtrenge Wahrnehmung der Waffenruhe gebunden. Die Beſatzung von Cambray beſtand zur Hälfte aus königlichem, zur Hälfte aus Kriegsvolk Maximilian's. Plötzlich überrumpelten in einer Nacht die Flamänder die Stadt, und bemächtigten ſich ſodann mehrer Feſtungen hinter einander, verloren ſie aber bald wieder an die überlegenen Franzoſen. Chaumont wurde vom Könige mit bedeutenden Streitkräften nach Burgund geſendet. Er belagerte Dole förmlich; Maximilian rückte heran, der Stadt beizuſtehen. Bevor aber noch Ludwig's Waffen eine Sturmlücke in den Wall gebrochen, drang ſein verführeriſches Gold in die Feſte, und der beſtochene Befehlshaber ergab ſich. Eben ſo ſchnell unterwarfen ſich dem Könige Auronne und Beſançon, und ihrem Beiſpiele folgte die ganze Freigrafſchaft. — Günſtigeren Fortgang hatten Maximilian's und der Flamänder Waffen im

a. Das k[illegible] Heer verſuchte umſonſt, Douai zu überrumpeln.

Die Flamänder, von Chimai befehligt, nahmen Virton. Maximilian hatte dreißigtausend Mann bei Cambray versammelt, zog nach Terouenne und lieferte dem Esquerdes, welcher ihn zu bekämpfen herbeieilte, am 7. August 1479 die blutige Schlacht bei Guinegate.

Die Franzosen hatten die Anhöhe von Enquin besetzt, und ließen ihre Gegner sich jener von Guinegate bemächtigten. Das Mitteltreffen des flandrischen Heeres bildeten fünfhundert englische Schützen und dreitausend deutsche Arkebusiere. Die französische Reiterei sprengte ungestüm auf diesen Haufen ein, und brachte ihn in Unordnung. Da wähnte Esquerdes, er sey schon Sieger, wagte sich zu weit vor in der Verfolgung der Feinde, und ließ in dem verlassenen Theile des flandrischen Lagers der Plünderungswuth seiner Krieger volle Freiheit. Durch diese Unbesonnenheit stand sein Fußvolk verlassen und jeder Stütze beraubt. Da es indessen die Schlacht für gewonnen hielt, so dachte es nicht an den Kampf, sondern überließ sich dem Plündern der Bagage. Der Graf von Nassau machte sich die Unordnung zu Nutze, griff die französische Reiterei tapfer an, und warf sie auf das, von plötzlichem Schrecken ergriffene Fußvolk, so daß in einigen Augenblicken das französische Heer vollständig in die Flucht geschlagen war.

Dennoch trug auch dieser Sieg keine bedeutenden Früchte, und die Belagerung von Terouenne konnte nicht fortgesetzt werden. Bald darauf folgte ein Verlust zur See, indem der französische Viceadmiral Coulon auf eine holländische Flotte stieß, sie mit überlegener Gewalt angriff und in einen Hafen der Normandie führte. Dieser Verlust und die von den Feinden häufig begangenen Grausamkeiten erzürnten den Erzherzog Maximilian dergestalt, daß er in wilder Jugendhitze die Besatzung des Schlosses Malaunoi, welches er nach heftigem Widerstande in seine Gewalt brachte, aufknüpfen ließ; wogegen Ludwig, der sich gern Anlaß zu Grausamkeiten geboten sah, fünfzig flandrischen Gefangenen dasselbe Schicksal bereitete, die Grafschaft Guigne mit Feuer und Schwert verheerte und durch Esquerdes mehr als siebenzehn Städte in Asche legte.

Die Eidgenossen, im Kriege immer Demjenigen sich anschließend, der sie am besten bezahlte, gingen am 9. September 1479 in Lucern ein Bündniß mit dem Könige ein, angeblich nicht zur Vergrößerung, sondern nur zur Vertheidigung seiner dermaligen Besitzungen. Zwar hatte Maximilian am 14. August ein Bündniß mit dem Könige Eduard IV. von England

geſchloſſen, und eine Vermälung zwiſchen ſeinem Sohne, dem Erzherzoge Philipp, und der engliſchen Königstochter Anna verabredet; aber dieſes Bündniß brachte ihm wenig Nutzen, weil Eduard's Miniſter, von Ludwig beſtochen, die Verwirklichung der von ihrem Gebieter übernommenen neuen Verbindlichkeit hintertrieben. Fortwährend vermehrte Ludwig ſein Heer an der Gränze Flanderns und der Picardie. Weil die Bevölkerung von Arras mit ſtandhafter Treue dem Hauſe Burgund anhing, und dem Könige häufig Widerſtand entgegenſetzte, vertrieb Ludwig alle Einwohner dieſer unglücklichen Stadt von ihrem Heerde, und erſetzte ſie durch Landſtreicher aus allen Gegenden des Königreiches. Unverſöhnlich in ſeiner Rache, wollte er ſogar den Namen von Arras vernichten, und den von Franchiſe (Freiheit) an deſſen Stelle ſetzen. Aber die Tyrannei findet in den Sitten und in der Meinung Hinderniſſe, die ſie nicht zu beſeitigen vermag; Arras behielt ſeinen Namen und den Haß gegen ſeinen Unterdrücker. Körperliche Leiden ſtimmten endlich Ludwig's Thätigkeit und Unternehmungseifer herab, während der Erzherzog Maximilian durch die aufrühriſchen Bewegungen in mehren niederländiſchen Provinzen, namentlich in Flandern, Holland und Utrecht, an nachdrücklicher Fortſetzung des Krieges gehindert wurde. Waffenſtillſtände vertagten die Entſcheidung der Waffen. Immer nährte der kühne Maximilian die Hoffnung, den König Eduard und den Herzog von Bretagne dahin zu bringen, daß ſie ſich mit ihm verbänden, um die Eroberung Frankreichs zu verſuchen. Aber der König von England hielt ihn mit leeren Verſprechungen hin, vertröſtete ihn ſtets auf den bevorſtehenden baldigen Tod des kranken Ludwig, und ohne ihn konnte auch Bretagne nicht aus ſeiner gezwungenen Unthätigkeit treten.

Ein ſchweres Unglück zerſtörte Maximilian's Hoffnungen in ihrem ſchönſten Erblühen. Seine Gemalin, Maria, die in einer kurzen Ehe das Glück ſeines Lebens ausgemacht hatte, ſtarb, fünf und zwanzig Jahre alt, zu Brügge am 16. März 1482, in Folge der Verletzungen durch einen Sturz von ihrem Jagdroſſe. Dieſes Ereigniß war für Ludwig eben ſo günſtig, als für Maximilian unheilvoll. Nach den beſtehenden Verträgen erbte Maximilian's und Marien's Sohn, der vierjährige Erzherzog Philipp, von ſeiner Mutter alle burgundiſchen Staaten. Die aufrühriſchen Genter bemächtigten ſich der Perſon des jungen Philipp, und ſetzten vier Vormünder ein, um die Regierung Flanderns zu verwalten, indem ſie den Erzherzog Maximilian [illegible] Verweſung völlig auszuſchließen ſtrebten.

Zu gleicher Zeit unterhandelten sie eigenmächtig mit Ludwig XI. wegen des Friedens. Der arglistige Monarch hielt sie mit leeren Versprechungen hin, versicherte sich der Neutralität Eduard's, und bemächtigte sich der Stadt Aire.

Gleichzeitig bedrohte Ludwig den Erzherzog Maximilian mit einem neuen, heftigen Angriffe; er verband sich mit einem verrufenen Bundesgenossen, Wilhelm von der Mark, wegen seiner wilden Grausamkeit der Eber der Ardennen genannt, welcher gegen seinen Wohlthäter, den Bischof von Lüttich, die Fahne der Empörung erhob. Durch Ludwig's XI. Schutz gestärkt, stellte sich Wilhelm an die Spitze von fünfzehnhundert Mann Landstreichern und Strolchengesindel, schlug zweitausend Lütticher, rückte in ihre Stadt, stürmte den bischöflichen Palast, spaltete dem Bischofe eigenhändig mit einer Art das Haupt, und zwang die erschrockenen Einwohner, seinen Sohn zum Nachfolger des ermordeten Prälaten zu wählen. Diese Gräuelthat blieb nicht lange unbestraft; zwei Jahre später lieferte das Waffenglück den Eber der Ardennen in Maximilian's Hände, der ihm das ruchlose Haupt abschlagen ließ.

Von den niederländischen Aufrührern wurden die Unterhandlungen mit dem Könige von Frankreich fortgesetzt; am 23. December 1482 wurde von den Gentern, in Gemeinschaft mit den übrigen niederländischen Ständen, doch ohne Zuthun Maximilian's, der Friede mit Frankreich zu Arras unterzeichnet. Maximilian's dreijährige Tochter, die Erzherzogin Margaretha, wurde, wie wenig auch ihr Vater dabei befragt worden war, mit dem Dauphin Karl verlobt, und ihr als Heiratsgut die Grafschaften Maçon, Aurerre, Noyers, Salins und Bar sur Seine angewiesen, welche auf die, dieser Ehe entsprießenden Kinder übergehen sollten. Stürbe Margaretha vor der Vermälung, oder kinderlos nach derselben, oder käme die Verbindung, ohne Frankreichs Schuld, nicht zu Stande, so sollten jene Lande an Margarethens Bruder, Philipp, zurückfallen. Stürbe aber Letzterer ohne Nachkommenschaft, so sollten alle seine Staaten auf Margarethen und deren Leibeserben übergehen. Würde die Heirat durch Veranlassung Frankreichs rückgängig, so entsagte dieses Reich, zu Gunsten Flandern's, auch noch allen bisher erhobenen Ansprüchen auf Lille, Douai und Orchies. Die Vormundschaft über den Erzherzog Philipp sollte lediglich den niederländischen Ständen überlassen bleiben, ohne jedwede Einmischung von Seite König Ludwig's, des Erzherzogs Maximilian und des Dauphins. Maximilian, von Allen aufgegeben, konnte Nichts thun, als diesem Vertrage beitreten, der die

Kinder aus der Pflege des Vaters in die Obhut herzloser Fremden gab. Margaretha wurde, um ihre fernere Erziehung am französischen Hofe zu erhalten, von Brügge nach Paris gebracht, wo sie einen prächtigen Einzug hielt. Als Dauphine wurde für sie das Recht angesprochen, Gefangene frei zu lassen; aber das Parlament widersetzte sich, wahrscheinlich nach einem geheimen Auftrage des Königs. Im Juli 1483 wurde Margarethens Verlobung mit dem Dauphin gefeiert, und ihr der Titel: „Königin," beigelegt. Diese Verbindung aber, welche so viele Streitigkeiten beendigen sollte, wurde fast eben so schnell wieder zerrissen, als sie geknüpft war. Am 30. August 1483 starb König Ludwig XI. von Frankreich, und eine Regentschaft übernahm die Zügel des Reiches für den minderjährigen Karl VIII.

Maximilian's bekümmertes Vaterherz konnte es nicht über sich gewinnen, seinen Sohn in den Händen der zügellosen Genter zu wissen; er sammelte ein Heer, und kämpfte fort gegen die flandrischen Empörer, welche vergebens auf die, von der französischen Regentschaft verheißene Hilfe bauten. In anderen niederländischen Provinzen, so in Ober-Brabant, Hennegau, Holland und Seeland, war der Geist der Treue nicht erloschen; aufopfernd sendeten sie dem Erzherzoge Geld und Mannschaft wider die Empörer. Nach Verlust mehrer Treffen und einiger festen Plätze, schmolz diesen der Trotz. Sie unterwarfen sich dem Erzherzoge durch den Vertrag zu Brügge, den 28. Juni 1485, erkannten ihn als Vormund und Regenten, und gaben ihm seinen Sohn zurück. Maximilian gewährte ihnen huldvoll eine allgemeine Verzeihung, und bestätigte den Provinzen ihre früheren Privilegien. Zwar brach noch während seiner Abwesenheit zu Gent ein abermaliger Aufstand aus; doch wurde derselbe schnell erdrückt, und die Anstifter streng gezüchtigt.

Schneller und erfolgreicher würde der tapfere Maximilian aus dem heißen Kampfe gegen Frankreich und die Aufwiegler in Flandern hervorgegangen seyn, hätten nicht die bitteren Kriegsdrangsale Oesterreich's ihn von aller Unterstützung von dort abgeschnitten. Mit Ungarn war zwar Friede geschlossen; aber Verwüstung und schwere Steuern hatten das Mark des Landes erschöpft, und die Widerspänstigen, ausdrücklich in den Frieden eingeschlossen und durch denselben vor des Kaisers gerechter Strafe geschützt, erhoben um so trotziger ihr Haupt. Neue Fehden mit böhmischen Rittern trübten schon 1478 den jungen Frieden. Der Kaiser, durch ränkevolle Ein-

fälle von Böhmen gereizt, ließ durch ſeinen Feldhauptmann, Bernhard von Scherfenberg, ſelbſt die Feindſeligkeiten erneuern, Hörſchlag zurückerobern, und ohne vorausgeſchickten Fehdebrief die Stadt Roſenberg in Böhmen überfallen. Schwer rächten böhmiſche Edle dieſes Unternehmen durch räuberiſche Einfälle in Oeſterreich, mehre geſchloſſene Waffenſtillſtände um ſo weniger achtend, da ihr eigener König nicht die Macht beſaß, dieſe aufrecht zu erhalten. Wo eine Noth aufhörte, rief der Kaiſer, zwiſchen Zaghaftigkeit und Uebereilung nur zu oft ſchwankend, durch ſein Benehmen nicht ſelten eine andere, größere herbei. Durch ähnlichen Anlaß führte er ſich und die Seinigen zuletzt faſt an den Rand des Verderbens.

Nach dem Tode des Biſchofs Ulrich von Paſſau, im Jahre 1479, ernannte der Kaiſer, nachdem ihm der Papſt Sixtus ein Jahr früher die Befugniß hierzu ertheilt hatte, ſeinen Günſtling, Georg Hasler, zu jener Würde. Dagegen wählte das Domkapitel, eiferſüchtig auf ſeine Wahlfreiheit, durch Zuthun des Herzogs Georg von Baiern-Landshut, den Friedrich Mauerkircher. Durch die Drohungen des Papſtes und des Kaiſers geſchreckt, traten zwar mehre Domherren der Wahl des Letzteren bei; aber die Uebrigen beſtanden um ſo hartnäckiger auf ihrer Wahl, und das Kapitel trennte ſich. Die Folge war, daß die Mißvergnügten den Beiſtand des Königs Mathias anriefen, ihm St. Pölten verſetzten, und daß der Kaiſer nun auch im Paſſauer Kapitel eine mächtige Partei gegen ſich hatte.

Verhängnißvoller geſtaltete ſich eine andere Angelegenheit ähnlicher Art. Um ſeinem Schützlinge, dem zu ihm mit ſeinen Schätzen geflohenen Erzbiſchofe Johann von Gran, die gewünſchte Ausſicht auf das Erzbisthum Salzburg zu eröffnen, entlockte der Kaiſer dem dermaligen dortigen Erzbiſchofe Bernhard das Zugeſtändniß, ſeinen Nachfolger vom Kaiſer ernennen zu laſſen. Aber von dem Kapitel und den Seinigen auf die Unzuläſſigkeit dieſes Schrittes aufmerkſam gemacht, erklärte Bernhard ſpäter ſein dem Kaiſer gemachtes Verſprechen ungiltig, und appellirte an den Papſt und die Reichsfürſten; auch eröffnete er bei einer Verſammlung zu Salzburg im Januar 1479 den kaiſerlichen Abgeordneten ausdrücklich, daß er bis zu ſeinem letzten Athemzuge ſein Land und Volk regieren wolle. Darüber gerieth der Kaiſer in heftigen Zorn; er ließ alle Güter des Erzbiſchofs in Oeſterreich und Steyermark mit Beſchlag belegen, verbot alle Abgaben an Klöſter und Kirchen ſalzburgiſchen Gebietes, und allen Handel ſalzburgiſcher Unter-

thanen in Oesterreich. Mit ähnlicher Feindseligkeit behandelte er den Bischof von Seckau, Christoph von Trautmansdorf, weil er ihn im Verdachte hielt, zu des Erzbischofs Sinnesänderung beigetragen zu haben. Von vielen Seiten, selbst vom Papste, wurde die Aussöhnung betrieben; aber alle Versuche dieser Art scheiterten an des Kaisers unbeugsamem Grolle. Von ihm bedrängt, suchten der Erzbischof Bernhard und der Bischof von Seckau Hilfe bei dem, zu dergleichen Einmischungen stets bereitwilligen Könige Mathias. Er versicherte sie seines Schutzes, wogegen sie seinen Truppen alle Schlösser und Städte in ihren Gebieten zu öffnen versprachen. Der Vertrag wurde so sorgfältig verhehlt, daß Friedrich nicht das Entfernteste von einem Kriege ahnen konnte, der ihm doch so nahe war. Mathias gab vor, wider die Venetianer, die gegen seinen Willen einen Frieden mit den Türken geschlossen, in's Feld zu rücken, und ersuchte den Kaiser um die Erlaubniß, ungarische Truppen durch Steyermark und Kärnten führen zu dürfen. Arglos erfüllte der Kaiser das Begehren des schlauen Feindes. Im Spätherbste 1479 rückten unverweilt die Truppen des Königs in beide Provinzen ein, und besetzten die, nach dem geheimen Vertrage ihnen offen gehaltenen Schlösser und Städte in den Gebieten von Salzburg und Seckau. Mathias that dies vorgeblich nicht als Feind des Kaisers, sondern als angerufener Schutzvoigt dieser geistlichen Gebiete. Der heilige Vater und der Herzog Georg von Baiern machten neue Versuche, den Kaiser zu beschwichtigen und dem drohenden Unfrieden vorzubeugen; aber er bestand fest darauf, daß der Erzbischof Bernhard seine Stelle dem Johann von Gran räumen solle. Mathias hatte, um den Vorwurf feindseliger Absicht von sich abzulenken, sich dem Ausspruche des Papstes zu unterwerfen erklärt. Friedrich, den bösen Anschlag nicht durchschauend, gab nicht nach, und spielte dadurch dem Könige von Ungarn den nicht unwillkommenen Vorwand in die Hände, ihm am 2. October 1480 von Ofen aus den Krieg zu erklären. Unter den Gründen wurde auch die Nichtzahlung der zugestandenen Contribution aufgeführt, welcher Beschuldigung der Kaiser die entgegensetzte, daß Mathias nicht alle im Kriege von ihm besetzten Schlösser geräumt habe.

Mathias Schaaren standen an der Save, um die Türken für einen, unlängst bis in die Steyermark gewagten Einfall zu züchtigen. Um auch diesen Feinden die Stirn zu zeigen, konnte er nur kleinere Truppenabtheilungen nach Oesterreich senden, und der Krieg zersplitterte auf beiden

Seiten in bloße Raubzüge; obschon Steyermark größtentheils von des Mathias Truppen besetzt war. Ungarische Reiterschaaren durchstreiften das linke Donauufer, und wüsteten bis in die Gegend von Zwettl hin. Das rechte Donauufer wurde nothdürftig von den wenigen kaiserlichen Truppen vertheidigt; spät begann der Kaiser, kräftiger zu rüsten. Seine Söldner fielen in das von Truppen entblößte Oberungarn ein, und gaben hier die in Oesterreich geübte Verheerung zurück. Wiederholte gleichzeitige Einfälle der Böhmen an Oesterreich's Gränzen mehrten den Jammer der Bewohner. Gern hätte Mathias in seinem ungeduldigen Eifer sich mit der vollen Wucht seiner Kriegsmacht auf den Gegner gestürzt; aber die Türken fesselten seinen drohend erhobenen Arm, denn der Sultan Mohammed hatte Rhodus überfallen, Truppen in Apulien gelandet, und setzte nicht nur Neapel und Rom in Furcht, sondern wälzte die Gefahr des Halbmondes auch gegen Ungarn. Mathias wurde dadurch genöthigt, seine Macht zu theilen; die christlichen Mächte wiesen dringend auf die Nothwendigkeit eines allgemeinen Christenbundes hin; aber der Kaiser wollte von keinem Frieden mit Mathias hören. Die vermittelnden Fürsten erwirkten endlich am 10. Mai 1481 zu Wien einen Waffenstillstand, der später bis zum 25. Juni verlängert wurde.

Der sonst friedfertige Kaiser stürzte sich fast noch begieriger in den Kampf, als sein streitfertiger Gegner; denn er benutzte den Waffenstillstand zu einem allgemeinen Aufgebote in Oberösterreich. Plötzlich erwuchs dem Kaiser in seinen eigenen Landen ein neuer Feind an dem Freiherrn von Hohenberg, der, vielleicht wegen widerfahrener Beleidigung, vielleicht auch aus bloßer Gier nach Beute, die Ungarn aus Steyermark herbeirief, ihnen seine festen Schlösser in der Gegend von Lilienfeld öffnend. Mit ihnen verbündet, übte er Raub und Plackerei bis an die Donau vor, nahm mehre Schlösser, und trieb schwere Brandschatzungen ein. Um diesen und ähnlichen Räubern Widerstand zu leisten, mußte ein zweites Aufgebot erlassen, und die in Ungarn umher schweifenden kaiserlichen Truppen zurückberufen werden.

Mohammed's Tod am 3. Mai 1481 befreite die Christenheit von ihrem schrecklichsten Dränger. Nach seinem Tode schwächte der Zwiespalt seiner Söhne das türkische Reich. Kaum sah Mathias sich von dieser Gefahr befreit, als er seine Schaaren gleichzeitig in die Steyermark und durch Unterösterreich in das Land ob der Enns eindringen ließ.

Als ob bisher nicht das Aeußerſte ſchon gethan worden wäre, ſo hatte man in den Türkenkriegen neue Grauſamkeiten gelernt. Im Menſchenzuſammenfangen, Häuſerniederbrennen und ähnlichem Wüthen gegen die wehrloſen Einwohner, wetteiferten beide Theile, Ungarn und Kaiſerliche, mit einander, und beſonders die Söldner trieben es mit Feinden und Freunden gleich arg. Die ſchweizeriſchen Söldner, die der Domprobſt Ebran für den Erzbiſchof Bernhard geworben, waren beinahe am ſchlimmſten, wurden aber dafür haufenweiſe von dem, unter Anführung des Liechtenſteiners zuſammengerotteten, ergrimmten Landvolke todtgeſchlagen.

Zu ſpät überkam den Erzbiſchof Bernhard, beim Anblicke des unſäglichen Elends, die Reue; zerknirſcht ſtieg er herab von ſeinem Kirchenfürſtenſitze, und gönnte ihn (14. Januar 1482) ſeinem Nebenbuhler, dem Johann von Gran. Doch weder ſeine, noch des Gegners Länder gewannen jetzt mehr Etwas bei dem verſpäteten Nachgeben; jene waren von den Ungarn überſchwemmt, in dieſen wüthete der Krieg fort. Der Kaiſer ſah nun zwar ſeinen Günſtling Johann auf jenem Platze, wohin er ihn zu bringen getrachtet hatte; doch die Herzen ſeiner Unterthanen, welche er um dieſer fremden Angelegenheit willen elend gemacht, waren ihm ſelbſt dadurch entfremdet. Es kam ſo weit, daß er ſich in ſeiner Hauptſtadt nicht mehr ſicher glaubte; er ging nach Graz, dann nach Linz und Innsbruck. Wien ſah er nie mehr.

Durch zwei Jahre ſchon hatte das Wüthen gedauert; denn den Namen eines Krieges hatte dieſer wüſte Kampf nicht verdient, in welchem nur Räuber thätig zu ſeyn ſchienen. Eigentliche Heere ſtanden ſich nicht gegenüber; denn des Ungarnkönigs Streitkräfte blieben noch immer durch das verrollende Gewitter der Türkengefahr in Anſpruch genommen, und noch geringere ſtanden dem Kaiſer zu Gebote; da gleichzeitig ſein Sohn, Maximilian, ſowohl Frankreich, als den Aufruhr in Flandern zu bekämpfen hatte, und die Reichsfürſten ihn nicht einmal gegen die, ganz Europa überſchattende Gefahr des Oſtens unterſtützt hatten. Zunächſt ſtrebte der Kaiſer, ſich gegen Böhmen hin Ruhe zu verſchaffen, wo der König Wladislav, gereizt über unbezahlt gebliebene Schuldforderungen, ſeine Edlen in feindſeligen Einfällen gegen Oeſterreich mehr beſtärkte, als hinderte. Ein Waffenſtillſtand beſchwichtigte den König, Friedensſchlüſſe die ſtreit- und beuteluſtigen Landherren in Böhmen und Mähren. Es war die höchſte Zeit; denn

immer verlassener stand der Kaiser, immer tiefer drang der Stachel der Kriegsnoth in das unglückliche Land. Des Kaisers Feldhauptmann, der Pottendorfer, der mit geringer Macht doch den Feinden kühn die Spitze geboten, mußte, weil sein Gebieter ihm keine Löhnung für die Söldner schickte, diese entlassen. Aus gleicher Ursache kündigten auch die kärntnischen Söldner den Dienst auf, und ließen sich nur mit Mühe zurückhalten, und der ebenfalls unbezahlt gebliebene Wazlav Wulizko von Zinau verwandelte sich in einen förmlichen Gegner, schrieb Brandschatzungen aus, und beging mit seiner Rotte, die Brüderschaft von Stetteldorf genannt, die ärgsten Unordnungen, bis der Kaiser ihm durch Mauthgefälle und Schuldverschreibungen seine Ansprüche sicherte. Die österreichischen Landherren konnten dem Kaiser nicht beistehen; sie hatten genug zu thun, die Angriffe der Räuber von ihren Gütern abzuwehren. Nicht selten machten sie auch gemeinschaftliche Sache mit denselben, oder sie nahmen, um nur sich zu schützen, ungarische Besatzungen in ihre Schlösser, wodurch sie des Feindes Ausbreitung im Lande noch mehr beförderten.

Unter solchen Umständen machte Mathias, ungeachtet der verhältnißmäßigen Geringfügigkeit seiner Streitkräfte, gleichwohl schnelle Fortschritte. Durch die Eroberung der damals wichtigen Gränzfeste Haimburg (im October 1482) bahnte er sich die Straße nach der Hauptstadt Wien, welcher er vorläufig die Zufuhr abzuschneiden begann, bis sie sich mit dreitausend Goldgulden einen siebenwöchentlichen Stillstand erkaufte, und während dieser Zeit sich mit Lebensmitteln versah. Durch eine fünfzehnjährige Waffenruhe mit den Türken gesichert, konnte er jetzt seine vollständige Kraft gegen Oesterreich wirken lassen, und gab daher die bei früheren Vermittelungen bewiesene Willfährigkeit zum Frieden auf. Bruck an der Leytha und Korneuburg waren ihm in die Hände gefallen, und nach abgelaufenem Stillstande richtete sich nun sein ganzes Augenmerk wieder auf Wien. Die starken Festungswerke und der Muth der Bürger mußten ihm eine ordentliche Belagerung widerrathen; Mangel und Hunger sollten die mächtige Stadt bezwingen. Im weiten Kreise umstellte er sie mit seinen Truppen, deren Abtheilungen zu Haimburg, Baden, St. Veit, St. Pölten, Mautern, Stockerau, Korneuburg und Enzersdorf ihre Posten nahmen, und streng jeder Zufuhr von Lebensmitteln wehrten. Bald riß große Hungersnoth in der Hauptstadt ein. Da unternahmen die treuen Städte Krems und Stein, in deren Angesichte

die Ungarn am entgegengesetzten Donauufer standen, und mehre Edle des Landes ob der Enns das kühne Wagestück, auf sechzehn, eigens hiezu erbauten Kriegsschiffen, mitten durch die lauernden Feinde, der Hauptstadt Vorräthe zuzuführen. Vergebens empfingen die Ungarn, aus ihrer Strandbatterie und ihrem, bei Stockerau im Flusse selbst errichteten Blockhause, die kühnen Schiffer mit einem wüthenden Kreuzfeuer. Nur eines der Schiffe erlitt starke Beschädigung und verlor vierzehn Mann. Die übrigen kamen mit den Lebensmitteln glücklich an, zum höchsten Jubel der darbenden Hauptstadt. Weil aber viele Obdachlose der Umgegend sich nach Wien geflüchtet hatten, so waren die Vorräthe bald aufgezehrt, und der Hunger kehrte mit allen seinen Schreckniſſen zurück. Pferdefleisch ward zu einem Leckerbissen; nach Hunden, Katzen, ja selbst nach Ratten und Mäusen langte die gierige Noth. Abgeordnete der Stadt schlichen mit Lebensgefahr mitten durch die lauernden Feinde zum Kaiser, ihm die Noth seiner Hauptstadt zu klagen, Hilfe von ihm, dem von Gott berufenen Helfer des Landes, zu erflehen. Verdüstert vom Kummer und alter Unbill eingedenk, erwiederte ihnen der Kaiser: die Wiener möchten nur selbst sehen, wie wehe der Hunger thue, nachdem sie ihn in der belagerten Burg ebenfalls hätten hungern lassen. — Solche Antwort gab keinen Trost; Manche legten sie dahin aus: Wien solle capituliren. Als nun die Nikolai-Vorstadt außerhalb des Stubenthores von den Ungarn erstürmt wurde, begann die Stadt zu unterhandeln, und am 1. Juni 1485 hielt König Mathias seinen Einzug in dem eroberten Wien. Tuln ergab sich am 29. Juli. Wiener-Neustadt leistete heldenmüthigen Widerstand durch zwei Jahre. Aber nach dem Falle Wiens war den Waffen des Ungarnkönigs kaum mehr Einhalt zu thun, und in kurzer Zeit beinahe ganz Niederösterreich ihm unterworfen.

Mathias gebahrte sich in dem eroberten Lande wie ein eingeborener Herrscher. Er schrieb einen Landtag nach Wien aus, um die Steuern anzuordnen, und ließ sich als Landesherr huldigen. Der Kaiser widersetzte sich dem zwar durch schriftliche Verbote, und verkündigte seine baldige Ankunft an der Spitze eines Reichsheeres; doch der nächsten Gewalt vermochten sich die Wiener nicht zu widersetzen. Im Lande ob der Enns hinderte die tapfere Entschlossenheit des Landeshauptmanns, Gotthard's von Starhemberg, die Fortschritte der Ungarn, und hielt hier die Herrschaft des Kaisers aufrecht. Räuberischen und verwüstenden Streifzügen der Ungarn war jedoch

nicht vorzubeugen; sie erstreckten sich, unter Anführung des Wilhelm von Tettau, bis an die Stadtthore von Steyer. Im unteren Mühlviertel schaffte des Starhemberg's kraftvoller Arm endlich Ruhe vor dem Feinde.

Ein Hoffnungsstrahl brach endlich durch die tiefe Nacht. Am 16. Februar 1486 wurde der Erzherzog Maximilian auf dem Reichstage zu Frankfurt zum römischen Könige erwählt, und am 9. April zu Aachen feierlich als solcher gekrönt. Sofort suchte dieser den gesunkenen Muth der Oesterreicher zu beleben, versprach ihnen, daß er bald selbst kommen werde, sie von dem harten Joche der Ungarn zu befreien, und forderte sie auf, ihre Waffen mit denen des aufgebotenen Reichsheeres zu vereinigen.

Mit Recht fürchtete Mathias nicht nur den jungen Helden, sondern auch die entschlossene Stimmung, welche dessen Aufruf in Oesterreich erweckte. Um so heißer war sein Bemühen, die Eroberung Oesterreich's zu vollenden, noch ehe die versprochene Hilfe käme. In Wiener-Neustadt gelang, was der Uebermacht der Feinde nicht gelungen, endlich dem schmerzlichen Hunger; am 13. August 1486 ergab sich die Stadt. Stein und Schottwien mußten ein Gleiches thun. Aber an dem unüberwindlichen Muthe der Stadt Krems prallten alle Geschosse der Feindesmacht ab.

An der Langsamkeit und Unverlässigkeit der Reichsrüstung, die auf des Kaisers Betrieb wider die Ungarn beschlossen worden war, scheiterten wiederum die frohen Hoffnungen Oesterreich's auf die verheißene baldige Befreiung vom ungarischen Joche. Während dessen legte auch der König Wladislav von Böhmen, unzufrieden darüber, daß man bei Maximilian's Wahl seine Kurstimme übergangen habe, unfreundliche Gesinnungen an den Tag, und lud, dem Kaiser zum Trotze, die Landstände Oesterreich's ein, sich unter seinen Schutz zu begeben.

Den Befehl über die wenigen Reichstruppen, welche bisher sich versammelt hatten, übertrug der Kaiser dem Erzherzoge Albrecht dem Beherzten von Sachsen, Stifter der noch jetzt in diesem Königreiche blühenden, jüngeren wettinischen Fürstenlinie. Albrecht brach im August 1487 von Nürnberg nach Oesterreich auf, fand aber in Linz keineswegs die dort verhoffte Hilfe an Mannschaft, Geschütz und Geld. Er versuchte, das Schloß Rohrbach den Ungarn zu entreißen. Weil jedoch dasselbe starken Widerstand leistete, zog er, mit Zurücklassung eines Belagerungscorps, nach Oesterreich, eroberte Ybbs und entsetzte Krems. Als aber Mathias mit überlegener Macht gegen

St. Pölten vordrang, sah Albrecht ein, daß nutzloser Widerstand nur zu neuen Verheerungen führen würde, und eröffnete, mit Bewilligung des Kaisers, zu St. Pölten Unterhandlungen mit Mathias. Dem heiligen Vater wurde die Entscheidung zwischen dem Kaiser und dem Könige von Ungarn anheimgestellt, und, um den Schiedsspruch zu erwarten, der Waffenstillstand nöthigen Falls bis zum 1. November 1488 verlängert. St. Pölten erhielt gemeinschaftliche kaiserliche und ungarische Besatzung. Die Donauzölle sollten getheilt seyn, die übrigen Einkünfte des Landes an jedem Orte Dem zufallen, welcher ihn besetzt hatte. Auch wurde, wie es heißt, noch ausgemacht: Mathias solle, bis er die Hälfte der Kriegskosten ersetzt bekommen, seine Eroberungen behalten; stürbe er vor Abschluß des Friedens, so sollten Letztere ohne Entgeld an den Kaiser zurückfallen; diesem auch in jedem Falle der Titel eines Königs von Ungarn verbleiben, die alten Erbverträge aufrecht erhalten werden.

Während der Kaiser zusehen mußte, wie fremde Gewalt fast unumschränkt mit seinem Eigenthume gebahrte, traf ihn auch noch in seinem eigenen Hause mancher Kammer, vornehmlich durch seinen Vetter, den Herzog Sigmund in Tirol. Durch Fehden und anderen Drang der Umstände, zugleich auch durch seinen Mangel an Sparsamkeit, war Sigmund seit lange tief in Schulden gerathen. Nach dem Tode seiner ersten Gemalin, Eleonore Stuart, hatte er, damals sechzig Jahre zählend, sich 1484 mit der sechzehnjährigen Katharina von Sachsen vermält. Seitdem bildeten sich in seiner Umgebung zwei Parteien; an der Spitze der einen seine junge Gemalin, bemüht, Frieden zwischen ihm und dem Kaiser zu erhalten; die andere, gebildet durch seine Minister, die Metsch, Thierstein, Sargans, Gägnitz u. A., voll eifrigen Trachtens, den Herzog mit Gemalin, Kaiser und allen Friedliebenden zu entzweien, um in der Verwirrung ihren eigenen Einfluß zu begründen. Solche widerstrebende Verhältnisse förderten den Ausfall in des Herzogs Finanzen, und führten, nachdem die meisten Kammergüter schon verkauft oder verpfändet worden, zu Nothhilfen, die dem Gesammthause von großem Nachtheile waren. Im Jahre 1486 trat Sigmund das Recht, die an das Hochstift Augsburg um 32,000 Goldgulden verpfändete Markgrafschaft Burgau einzulösen, an den Herzog Georg von Baiern-Landshut ab. Noch weiter ging er, indem er die kaiserliche Prinzessin Kunigunde, welche der Vater seiner Obhut anvertraut hatte, am 1. Januar 1487, wider des

Kaisers Wissen und Willen, zu Innsbruck mit dem Herzoge Albrecht von Baiern-München vermälte, und demselben, als Brautschatz, den größten Theil seiner Länder sammt der Grafschaft Tirol verschrieb. Am 13. Juli 1486 verkaufte er die schwäbische Landvoigtei, die er erst im vergangenen Jahre mit kaiserlicher Bewilligung von Johann Truchseß von Waldburg eingelöset hatte, mit allen übrigen österreichischen Vorlanden in Schwaben für 50,000 Gulden an die Herzoge Albrecht von München und Georg von Landshut, und behielt nur sich und seinen Erben auf sechs Jahre das Recht der Wiedereinlösung vor. Gleichzeitig verschrieb er dem Markgrafen von Baden pfandweise die Grafschaft Hohenberg, dem Grafen Fürstenberg Prilingen auf dem Walde, und gab noch manches andere Erbgut in fremde Hände.

Auf solche Weise erlitt die habsburgische Hausmacht empfindlichen Verlust. Der Kaiser mußte eilen, mit Entschiedenheit einzuschreiten. Unerwartet langte er im Januar 1488 in Innsbruck an, erklärte alle jene Verträge für ungiltig, und machte den widerrechtlichen Verkauf der Vorlande durch Erlegung der Kaufsumme rückgängig. Sigmund's Minister belegte er mit der Acht, und nahm fortan unmittelbaren Einfluß auf die Regierung Tirols. Von strengen Maßregeln wider den Herzog Albrecht von München, der ihn als Kaiser wie als Vater so schwer beleidigt hatte, war er nur durch Maximilian's Verwendung abzuhalten. Doch mußten Sigmund und Albrecht jede willkürlich geschehene Verfügung über Tirol als nichtig erklären. Ersterem gestattete er, die Landvoigtei in Ober- und Niederschwaben nochmals an den Truchseß von Waldburg zu verpfänden. Um aber allen ferneren Verwirrungen vorzubeugen, vermochte er am 16. März 1489 den kinderlosen Herzog Sigmund, die Regierung aller seiner Länder niederzulegen und in die Hände des römischen Königs Maximilian zu geben, den er an Sohnes Statt anzunehmen erklärte, und sich nur einen Jahresgehalt, sieben Schlösser und freie Jagd und Wohnung im ganzen Lande vorbehielt. Hiermit war jeder weiteren Veräußerung habsburgischen Eigenthums vorgebeugt, und sämmtliche Lande versprachen bald wieder in die Hand Eines Herrn zu kommen.

Auf dem am 7. Juli 1489 zu Frankfurt eröffneten Reichstage, welchen der König Maximilian in Person besuchte, kam zwar nicht die verhoffte und verlangte Hilfe wider Ungarn und Frankreich, wohl aber eine Vereinigung mit dem Könige Wladislav von Böhmen zu Stande, welcher demgemäß der Anerkennung Maximilian's, als römischen Königs, beitrat.

Nachdem der mit Mathias abgeschlossene Waffenstillstand sich seinem Ende näherte, ohne daß die verhoffte Unterstützung gekommen war, wurde derselbe durch Vermittelung des Erzbischofs Johann bis 18. Juni 1489 verlängert. Der Kaiser, obgleich er die Unterhandlungen gut geheißen hatte, erzürnte sich gleichwohl über die Summe von neuntausend Ducaten, womit diese neue Waffenruhe von Mathias erkauft worden war, und forderte, als Strafe, von den Landständen eine gleiche Summe für sich. Aehnliches widerfuhr durch ihn den Kärntnern. Mathias waltete in Wien, als ob er wirklicher und bleibender Landherr wäre. Er ließ sich daselbst einen eigenen Palast erbauen, und bestätigte am 19. Mai 1488 der Stadt ihre Handfesten und Freiheitsbriefe. Gegen den Wortlaut derselben aber verstieß er unaufhörlich; denn seine Steuern waren häufig ganz willkürlicher Art. Er ließ den Reichen eine genaue Schätzung ihres Vermögens abfordern; auf Verschweigung war Todesstrafe gesetzt. Dann besteuerte er sie, wie es ihm gutdäuchte; am schwersten Jene, welche, bei großen Mitteln, doch ihrem rechtmäßigen Herrn, dem Kaiser, nicht beigestanden, oder ihr Gold gar zu dessen Verderben angewendet. Neben dergleichen Erpressungen währten, trotz des Waffenstillstandes, auch Raubzüge der Ungarn fort.

Das treue Tirol, welches Sigmund's Leichtsinn dem Hause Oesterreich zu verlieren auf dem Wege gewesen, hatte jetzt der ritterliche Maximilian unter seinen Schirm genommen; nun galt es, auch Oesterreich wieder zu gewinnen. Es wurde, so viel sich thun ließ, eifrig gerüstet, die Festungswerke von Enns verstärkt, die Gränzstellungen gegen die von den Ungarn besetzten Plätze durch neue Truppenmassen gesichert. Dazwischen wurde, bei dem nahen Ablaufe des Stillstandes, auch am Frieden gearbeitet. Siebenhunderttausend, nach Anderen nur siebzigtausend, Goldgulden soll Mathias für die Räumung Oesterreichs verlangt haben. Der Kaiser war hierüber so erbittert, daß er selbst Maximilian's Vorstellungen, der beiden Theilen zur Nachgiebigkeit und zur Wahl der Mittelstraße rieth, mit Empfindlichkeit zurückwies. Des Mathias schwere Krankheit und sichtliches Dahinwelken ließ ihn hoffen, sein Eigenthum bald ohne große Opfer zurück zu erlangen; bis dahin aber sollten immerhin die Wiener, gegen welche des Kaisers Groll sich noch nicht gelegt, unter dem scharfen Regimente des Ungarnkönigs büßen. Er würde wahrscheinlich alle Schritte zur Herstellung des Friedens unterlassen haben, hätte nicht der heilige Vatter dringend dazu ermahnt. Vor-

nehmlich aus letzterem Grunde mußte der Herzog Otto von Baiern mit sieben kaiserlichen Räthen als Abgesandter des Kaisers nach Ofen reisen, wo Mathias sich eben aufhielt. Vorläufig wurde eine Verlängerung des Waffenstillstandes beschlossen. Die verabredete persönliche Zusammenkunft zwischen den Königen Maximilian und Mathias hinderte des Letzteren Tod zu Wien am 6. April 1490, der den Kaiser und dessen Staaten von ihrem nächsten und furchtbarsten Gegner befreite.

Aber um dieselbe Zeit drohte auch dem Hause Habsburg ein, fast durch ein Wunder der Vorsehung abgewendeter Schlag, der sogar dessen Erlöschen hätte bewirken können. König Maximilian befand sich eben bei seinem Oheime, dem Herzoge Sigmund, in Tirol zu Besuche, und begab sich am Ostermontage 1490 nach der Tafel in Begleitung des gesammten Hofes auf die Jagd; er der kühnste Jäger und Allen voran in Verfolgung der Gemsen. Auf einmal sah ihn der unten versammelte Hof in solchem Verfolgen ganz oben am höchsten Giebel des Felsens erscheinen, und von der schroff überhangenden Wand herunterklimmen, blos auf seinen Springstock gestützt. Plötzlich gibt der Stein nach, und der König rutscht zwei Klafter tief hinab, zu einer Stelle hin, wo kein Entkommen mehr möglich ist, und wo kein Helfer ihm nahen kann. Bald erkannte man das Schreckliche der Gefahr. Man sendete nach Schwatzer Bergknappen; doch ohne Hoffnung. Der König, auf sein Schicksal bereits gefaßt, gab sein Verlangen nach den heiligen Sacramenten zu erkennen, und der von Zirl herbeigeholte Priester zeigte ihm vom Martinsbühel her die Monstranz, und ertheilte ihm den Segen. Zwei und fünfzig Stunden hatte Maximilian bereits in dieser furchtbaren Lage zugebracht, nur einige Bissen Brot und Käse in seiner Waidtasche, den langsamen Tod des Verschmachtens vor Augen. Die Schwatzer Bergknappen waren angekommen. Verwegene Alpenjäger hatten gleichfalls Versuche gemacht, sich jener Stelle zu nähern. Die Knappen hatten auf der obersten Abdachung ein Gerüst aufgeschlagen, in der Absicht, starke Seile von dort hinunter zu lassen, und so den König herauf zu ziehen. Aber bevor sie noch ihre Zurüstungen beendigt hatten, drang ein kühner Gemsjäger durch alle Hindernisse und Todesschrecken, und führte, in Gemeinschaft mit einem Zweiten, den verschmachtenden Fürsten an starker, sicherer Hand mit empor. Noch jetzt bezeichnet ein kolossales Crucifix die Stelle, wo der König die qualvoll langsame Todesgefahr bestand.

Als Maximilian in Ulm die düster-erfreuliche Botschaft erhielt, seines Hauses Feind, der gewaltige Mathias, sey nicht mehr unter den Lebenden, fuhr er zu Wasser nach Linz, und gab hier am 1. Mai öffentlich kund: die ungarische Krone sey, nach der im Jahre 1463 von seinem Vater, dem Kaiser, mit dem Könige Mathias geschlossenen Erbeinigung, ihm zugefallen; er werde alsbald kommen, sie auf sein Haupt zu setzen, das Reich bei seinen Freiheiten und wider die Osmanen schützen. Da er aber, wie seine Pflicht gebot, zunächst seine Erblande zu sichern bemüht war, ging die ungarische Krone ihm an Wladislav verloren, den am 15. Juli die Reichsversammlung zu Ofen zum Könige von Ungarn ausrief. Als die Wahl vor sich gehen sollte, hatte der von Mathias in Wien eingesetzte Befehlshaber, Stephan Zapolya, die Hauptstadt Oesterreich's verlassen, um der Versammlung zu Ofen beizuwohnen. In die Burg hatte er vierhundert Mann gelegt; die Stadt blieb unbesetzt. Auf sie mußte der König Maximilian daher zuvörderst sein Augenmerk richten. Er nahm Darlehen, warb Truppen in Schwaben, musterte in Linz sechstausend Mann, und führte sie nach Klosterneuburg. In Wien erregte die Kunde seiner befreienden Ankunft unendlichen Jubel, und schüchterte die ungarische Besatzung der Burg ein. Auch unter den Ungarn, die im übrigen Oesterreich Plätze besetzt hielten, waren seine Anhänger thätig. Jakob Szekely, der in Steyermark den ungarischen Oberbefehl führte, erkärte sich für Maximilian, und übergab die Orte, welche in seiner Hand waren; nicht minder rührten sich in Croatien und Slavonien des römischen Königs Freunde. Am 9. August war der Fürst Rudolf von Anhalt in Wien eingetroffen, und hatte Anstalten zur Belagerung der Burg begonnen, und am 19. hielt Maximilian unter großen Freudenbezeigungen des Volkes seinen Einzug. Sofort wurde die Burg berannt und beschossen. Zwar gelang der unternommene Sturm nicht, weil Maximilian's Verwundung die Seinigen bestürzt machte; aber die ungarische Besatzung hatte so empfindlichen Verlust dabei erlitten, daß sie am anderen Morgen die Burg übergab.

Die Nachricht, daß die Hauptstadt Oesterreich's den Ungarn wieder entrissen, durchflog, wie ein Lauffeuer, das ganze Land, erhob den Muth aller Bewohner, und schlug jenen der ungarischen Besatzungen nieder. Mehre Orte standen muthig gegen das fremde Joch auf, und befreiten sich selbst; die anderen machte Maximilian's tapferer Arm frei. Wenige Tage nach der Capitulation der Wiener Burg, ging auch Bruck an der Leytha über. Anfangs

September eroberte Maximilian Klosterneuburg, Wiener-Neustadt und viele Schlösser. Im Lande ob der Enns erhielt sich die ungarische Herrschaft länger. Auf die feste Tettauer Schanze bei Ernsthofen gestützt, hielten dort die Ungarn noch immer die Umgebungen in Furcht; sie begannen sogar noch eine zweite Befestigung dieser Art anzulegen, und besetzten zu diesem Zwecke das zerstörte Schloß Schiefereck. Aber der Landeshauptmann, Gotthard von Starhemberg, rückte mit dem Aufgebote vor die Tettauer Schanze, und brachte sie nach fünfwöchentlicher Belagerung zur Uebergabe. Am 10. October zogen die Ungarn ab, und die Schanzen wurden niedergerissen.

Maximilian war nicht gesonnen, seine gerechten Ansprüche auf die ungarische Krone so leicht aufzugeben. Der Einfall der Türken in das südliche Ungarn schien in diesem Augenblicke günstig für ihn. Durch Verstärkungen, welche die Herzoge von Baiern, der Markgraf von Brandenburg, der Landgraf von Hessen, der Fürst von Anhalt ihm zugeführt, war sein Heer auf achtzehntausend Mann angewachsen. Mit ihnen rückte er gegen Ungarn, bezwang Stein am Anger, Eisenstadt und Güns. Oedenburg erklärte sich neutral; Agram war durch kaiserliche Truppen besetzt; Veßprim öffnete dem Könige Maximilian seine Thore; Stuhlweißenburg nahm er mit Sturm. Schon war auch Ofen bedroht; da brachen unter den Söldnern Meutereien aus über die Theilung der Beute und wegen rückständigen Soldes. Mangel an Lebensmitteln und üble Witterung mehrten die Unordnung. Das Heer zerstreute sich, und Maximilian mußte, von weiteren Unternehmungen abstehend, im December über Haimburg nach Oesterreich zurückkehren. Die eroberten Plätze fielen großentheils wieder in die Hände der Ungarn. Da machte ein am 7. November 1491 zwischen dem Kaiser und dem Könige Wladislav geschlossener Vertrag den Feindseligkeiten ein Ende. Beide Theile hatten unentgeltlich alle eroberten Plätze zu räumen, und sicherten einander Hilfe wider die Türken; nur einige Ortschaften blieben dem Kaiser pfandweise bis zur Einlösung überlassen. Der Kaiser erhielt die dem Könige Mathias ausgestellte Schuldverschreibung über hunderttausend Goldgulden zurück. Der ungarische Thron sollte bei Wladislav und dessen männlichen Leibeserben verbleiben; nach deren Aussterben aber dem Hause Oesterreich zufallen; der Kaiser behielt den Titel eines Königs von Ungarn. Wladislav versprach seine Bemühung, um zu bewerkstelligen, daß nach Ausgang seines

Mannsſtammes, Oeſterreich auch die Thronfolge in Böhmen geſichert bekomme, und verſtand ſich zur Bezahlung von hunderttauſend Goldgulden als Erſatz der Kriegskoſten.

Nach dieſem vortheilhaften Friedensſchluſſe wurde auch die innere Ruhe Oeſterreich's allmälig hergeſtellt, und die Widerſpänſtigen zum Gehorſam verwieſen. Die meuteriſchen ungariſchen Söldnerbanden, welche, nach Oeſterreich und Mähren verſprengt, hier alle früheren Gräuel zu wiederholen verſuchten, wurden im Mai 1493 von dem öſterreichiſchen Aufgebote in ihrem befeſtigten Lager angegriffen und aufgerieben. An den gefangenen Räubern wurde wüthende Rache genommen; ſie wurden in Maſſe todtgeſchlagen, aufgeknüpft, manche ſogar in Kalköfen verbrannt.

Bevor Maximilian zu jenem glorreichen Ziele der Wiedereroberung und Beruhigung ſeiner väterlichen Länder gelangte, hatte er auf einer anderen Seite manche ſchwere Prüfung zu beſtehen. Den fortglimmenden Geiſt des Aufruhrs in Flandern beförderte der neue König von Frankreich, Karl VIII., durch Liſt und Künſte. Als er ihn hinlänglich vorbereitet glaubte, brach er zu Anfange des Jahres 1486 gewiſſenlos den Frieden von Arras, nahm niederländiſche Schiffe weg, und ließ den Marſchall Crevecoeur in das Hennegau einfallen. Schnell ſchloß Maximilian zu ſeinem Schutze ein Bündniß mit den Herzogen Ludwig von Orleans und Franz II. von Bretagne wider den König Karl, und eroberte Terouenne, Mortaigne und Lens. Nicht ſolchen Erfolg hatte der Feldzug vom 1487. Terouenne wurde von den Franzoſen zurückerobert, St. Omer von ihnen genommen; Maximilian erlitt am 25. Juli bei Bethune eine Niederlage. Gleichzeitig erregten die Flanderer unter allerlei Vorwänden einen Aufruhr, verlangten Abſtellung verſchiedener Beſchwerden, und ſendeten Abgeordnete an Maximilian, welchen dieſer, ihre aufrühriſchen Forderungen ahnend, den Zutritt verweigerte. Da erhoben die Genter frei die Fahne der Empörung; mit Waffengewalt bemächtigten ſie am 10. Januar 1488 ſich der Stadt Courtray. Maximilian brachte ſeinen, in Brüſſel bedrohten Sohn, Philipp, in Sicherheit nach Mecheln; er ſelbſt brach mit anſehnlichem Gefolge nach Flandern auf, um den Aufruhr zu unterdrücken. Die Stadt Brügge heuchelte Treue, ließ ihm Beiſtand gegen die Empörer, wie gegen die Franzoſen anbieten, und ihn in ihre Mauern einladen. Maximilian, keiner Argliſt ſich verſehend, willigte ein, und zog am 31. Januar in Brügge ein. Kaum war er in der Stadt, ſo entſtand ein

Auflauf; die Thore wurden geſchloſſen, und der König von den Treuloſen gefangen geſetzt. Nicht nur wüthete man mit Folter und Henkerbeil gegen ſeine deutſchen Räthe; ſein eigenes Leben war nicht ſicher, und als die Empörer den, auf Oeſterreichs mächtige Nähe eiferſüchtigen Rath von Venedig befragten: was mit dem gefangenen Könige anzufangen? — kam die blutdürſtige Antwort zurück: ein Todter könne keinen Krieg mehr beginnen. Die Genter Rebellen verlangten von der Stadt Brügge die Auslieferung des Königs, nicht um ihn zu befreien, ſondern um ihn noch feſter zu halten. Dies verweigerte zwar Brügge, ſchloß aber gleichwohl mit Gent und Ypern einen Bund gegen den rechtmäßigen Oberherrn. Mittlerweile bot der junge Erzherzog Philipp mit Sohnesangſt Kaiſer und Reich zur Rettung ſeines Vaters auf. Der Papſt Innocenz VIII. ermahnte die niederländiſchen Stände, die aufrühriſchen Städte zum Gehorſam zu zwingen, und der Erzbiſchof Hermann von Köln belegte Gent, Brügge und Ypern ſammt deren Anhängern mit dem Kirchenbanne. Hierauf verbanden ſich die niederländiſchen Stände zur Befreiung des Königs, und der Herzog Albrecht von Sachſen brach mit einem Heere gegen Flandern auf. Bei einer Unternehmung auf Hulſt wurden die Genter und Franzoſen von dem Herzoge Chriſtoph von Baiern geſchlagen, und die zu Gent verſammelten Stände brachten einen Vertrag zu Stande: daß der König frei ſeyn, und während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes auch ferner alle niederländiſchen Provinzen verwalten ſolle, nur nicht in Flandern. Die fremden Söldner ſollten entfernt, die feſten Plätze vom Könige den Ständen eingeräumt, und von dieſen im Namen Philipp's beſetzt werden. Alle in den Aufſtand Verwickelten ſollten Verzeihung erhalten und ſtraflos ausgehen; der Friede von Arras mit Frankreich fortgelten, der Bund mit Bretagne aufgehoben ſeyn. Als Schadloshaltung zahlte Flandern dem Könige fünfzigtauſend Gulden. Als Geiſeln für die Erfüllung des Vertrages aber mußte der König einige ſeiner vornehmſten Begleiter den Brüggern übergeben. Nach viermonatlicher Gefangenſchaft erhielt der König, am 16. Mai 1488, ſeine Freiheit zurück.

Als der greiſe Kaiſer an der Spitze des Reichsheeres gegen Flandern vordrang, um den Sohn frei zu kämpfen, kam ihm dieſer in Mecheln ſchon frei entgegen. Edelmüthig ſuchte Maximilian ſeinen Vater von dem Kriege gegen die Niederländer abzuhalten, auf den Vertrag von Brügge und ſeinen darauf geleiſteten Eid ſich berufend. Der erzürnte Kaiſer aber ließ ſich

nicht abreden; ein Fürstengericht sprach, nach Erwägung der Umstände, den König von dem erzwungenen Schwure los. Der Feldzug hatte seinen Fortgang. Am 23. Juni bezogen der Kaiser und der König Maximilian bei Everghem ein Lager. Noch früher hatte die Belagerung von Gent begonnen. Hier aber leisteten die Bürger, durch mehr als dreitausend Franzosen unterstützt, hartnäckigen Widerstand, so daß, bei der Schwäche des Reichsheeres, ungeachtet einzelner erfochtenen Vortheile, diese Belagerung aufgehoben werden mußte. Das Lager wurde nach Buchholt verlegt. Damm wurde von dem Markgrafen Albrecht von Baden vergebens bestürmt; ihm selbst kostete der unnütze Versuch das Leben. Solche Vorgänge steigerten die Verwegenheit der Empörer; sie brachten Brüssel in ihre Gewalt, und warben mächtigen Anhang in Brabant. An den Gränzen der Niederlande machten gleichzeitig die Franzosen Fortschritte; der Herzog von Bretagne wurde am 28. Juli bei St. Aubin von ihnen auf das Haupt geschlagen, und zum Frieden gezwungen. Im October zog der Kaiser heim, dem Herzoge Albrecht von Sachsen den Oberbefehl über die Reichsarmee hinterlassend. Letzteren ernannte im Jahre 1489 Maximilian zu seinem Statthalter in den Niederlandeu.

Albrecht setzte den Krieg mit Erfolg fort, und erwarb sich den Ehrennamen des niederländischen Roland. Er eroberte die Stadt Arschotte, und strafte die Spötterei ihrer Bewohner, die eine Sau mit einem Spinnrocken auf den Wall gestellt und dazu gerufen hatten: „wenn die Sau den Rocken wird abspinnen, wird Herzog Albrecht die Stadt gewinnen," grausam durch Niedermetzelung aller Waffenfähigen und Einäscherung des Platzes. Auch bei Dipport, Nieuport und Hall unterlagen die Franzosen und die Rebellen; St. Omer, Geneppe und noch andere Plätze wurden genommen. Gegen Ende 1488 hatte auch Holland sich dem Aufruhre angeschlossen. Hier stellte sich Maximilian selbst an die Spitze der gegen die Empörer ausziehenden Truppen, und leitete die Belagerung der Stadt Rotterdam, die jedoch erst nach seiner Abreise übergeben wurde. Ein Bündniß zwischen Maximilian und dem Könige Heinrich VII. von England war am 14. Februar 1489 unterzeichnet worden, und hierauf englische Truppen, von Calais aus, dem Heere des Herzogs Albrecht zugezogen. Dieses Bündniß drohte dem Könige von Frankreich gefährlich zu werden; daher er friedliche Schritte machte. Am 22. Juli 1489 kam zu Frankfurt ein Vertrag zu Stande, in welchen die verwaisete Erbtochter des im vorigen Jahre gestorbenen Herzogs von

Bretagne, Anna, eingeſchloſſen wurde, und worin Karl VIII. dem Könige Maximilian ſogar mit den Waffen gegen ſeine bisherigen Verbündeten, die Flanderer, beizuſtehen verſprach. Die Herzogin Anna ſollte alle in Bretagne eroberten Plätze von ihm zurückerhalten, dagegen alle engliſchen Hilfstruppen aus ihrem Lande entfernen. Hinſichtlich der Anſprüche des Erzherzogs Philipp auf das von Frankreich eingezogene Herzogthum Burgund und die Grafſchaft Charolais, wie auch wegen des Beſitzes der von Maximilian eroberten, von Frankreich zurückgeforderten Stadt St. Omer, ſollte ſpäter Ausgleichung erfolgen. — Nach dieſem Uebereinkommen vermittelte Karl VIII. auch den Frieden mit den Flanderern, der am 1. October 1489 zu Tours unterzeichnet wurde. Maximilian wurde, vermöge desſelben, als unbeſchränkter Vormund ſeines Sohnes Philipp und als Regent ſämmtlicher burgundiſchen Staaten während deſſen Minderjährigkeit anerkannt. Die Magiſtrate der Städte Gent, Brügge und Ypern mußten dem Könige knieend für ihr Vergehen Abbitte leiſten, und alle drei Städte erlegten eine Buße von dreimal hunderttauſend Goldthalern.

Auch dieſer Vertrag ſtellte die Ruhe nicht her; vielmehr ſetzten die flandriſchen und holländiſchen Rebellen unter Philipp von Kleve und Franz von Brederode den Aufſtand auch noch im Jahre 1490 fort. Der Herzog Albrecht von Sachſen belagerte im Juli Montfort, welcher Platz im Auguſt zugleich mit Woerden fiel. Brederode erlitt durch den Statthalter der Niederlande, Johann von Egmont, eine Doppelniederlage zu Waſſer und zu Lande, und überlebte ſein Mißgeſchick nur um wenige Tage. In Brügge wurde ein Aufſtand gegen die königlichen Leibwachen erregt, den der Statthalter Flandern's, der Graf Engelbrecht von Naſſau, erſt im December 1490 völlig bewältigte; die Rädelsführer endeten auf dem Blutgerüſte; die Stadt wurde um fünfzigtauſend Gulden gebüßt.

Bald warf auch Frankreich die Maske wieder ab. Maximilian hatte im Frühjahre 1490 durch Bevollmächtigte um die Hand der Herzogin Anna von Bretagne geworben. Sie wurde ihm zugeſagt, und Anna im März 1491 dem Prinzen von Oranien, als dem Stellvertreter des Königs, angetraut. Frankreich, welches Bretagne vielmehr mit der Krone zu vereinigen trachtete, und in jener Verbindung eine neue gefährliche Verbindung ſeines Nebenbuhlers erblickte, zerriß in einem Augenblicke alle heiligen Verträge, um dieſe vermeintliche Gefahr zu beſeitigen. Trotz dem, daß Karl VIII. ſchon

ſeit acht Jahren mit Maximilian's Tochter, Margaretha, verlobt, und die Herzogin Anna dem römiſchen Könige bereits durch Procuration angetraut war, drang der Staatsrath Frankreichs in den König Karl, ſeine Verlobte zu verſtoßen, und die Hand der Erbin von Bretagne für ſich ſelbſt zu gewinnen. Franzöſiſche Unterhändler bearbeiteten die Großen der Bretagne für dieſen Plan. Dann folgte, im frechen Widerſpruche zu dem geſchloſſenen Frieden, der König ſelbſt mit einem Heere nach, die gewaltſame Brautwerbung zu unterſtützen. Nantes ging durch Verrath zu den Franzoſen über; Karl rückte vor Rennes, die Reſidenz der Herzogin, und erzwang die Uebergabe der Stadt. Bis eine, in Jahresfriſt niederzuſetzende Commiſſion über Frankreichs Anſprüche auf Bretagne entſchieden haben würde, ſollte das Land unter franzöſiſcher Verwaltung ſtehen. Die Herzogin, in der Gewalt ihres Gegners, von ihren beſtochenen Räthen beſtürmt, und den Verluſt ihres Landes vor Augen, konnte Nichts thun, als in die Verbindung mit dem Könige einwilligen. Eine Art politiſcher Komödie wurde aufgeführt, um der erzwungenen Handlungsweiſe der Herzogin den Schein eines freiwilligen Entſchluſſes zu geben. Statt nach Deutſchland zu ihrem angetrauten Gemale Maximilian, zog ſie nach Langey in Touraine, wo am 6. December 1491 der Heiratsvertrag zwiſchen ihr und dem Könige Karl geſchloſſen, Bretagne darin dem Könige geſchenkt, und dann die Hochzeit gefeiert wurde. Die päpſtliche Dispenſation traf erſt nach geſchloſſener Trauung ein.

In ganz Europa war nur Eine Stimme des Unwillens über dieſe Treuloſigkeit. Der König von England ſchloß ſich noch enger an Maximilian an, und auch der König Ferdinand von Aragonien und deſſen Gemalin, Iſabella von Caſtilien, traten dieſem Bündniſſe bei, um den Schimpf zu rächen. Dagegen blieben die Eidgenoſſen neutral, und das deutſche Reich zeigte ſich, wie gewöhnlich, äußerſt lau in Unterſtützung des römiſchen Königs. Dieſer Umſtand rettete den König Karl aus ſeiner gefährlichen Lage, und noch weniger hatte er zu fürchten, als auch Heinrich von England, mit Geld beſtochen, von dem Kriege abſtand, und der König von Aragonien um den Preis der Grafſchaft Rouſſillon ſich zum Frieden bereit erklärte. Um Maximilian's Kräfte noch mehr zu lähmen, ſetzte Karl den Prätendenten des Herzogthums Geldern, Karl von Egmont, der in der Schlacht von Bethune in ſeine Gefangenſchaft gerathen war, in Freiheit, worauf dieſer 1492

erschien, großen Anhang fand, und dieses ganze Herzogthum in Aufruhr brachte. Auch Holland war, wegen drückender Abgaben, in voller Empörung. Die Rebellen führten, ihre Noth anzudeuten, ein Stück schwarzes Brot und grünen Käse in ihren Fahnen, eroberten Alkmar und Beverwyk, drangen mit Gewalt in Harlem ein, hauseten übel daselbst, und machten diesen Ort zur Hauptstadt ihres neuen Regiments. Als sie aber vor die Stadt Leyden gelangten, wurden sie vom Herzoge Albrecht von Sachsen, der aus dem, durch seine Waffen bereits beruhigten Seeland dahin kam, mit großem Verluste zurückgeschlagen, worauf dieser in Harlem einzog, die Häupter des Aufruhrs hinrichten ließ, und den rebellischen Orten schwere Geldbußen auferlegte. Bis Ende Juni hatte er in diesen Provinzen, wie auch in Westfriesland, die Ruhe hergestellt. Kurz darauf unterwarfen sich, nach einer nochmaligen Empörung, auch die Genter. Nur Philipp von Kleve hielt sich, von Frankreich mit Geld und Mannschaft unterstützt, noch in Sluys; doch nach einer Belagerung zu Wasser und zu Lande ergab sich am 30. September dieser Platz ebenfalls, und Philipp schloß zu Brügge einen Vergleich.

Siegreich hatte Maximilian den Kampf gegen die Empörer bestanden; doch den Krieg auch gegen das mächtige Frankreich fortzusetzen, nachdem England und Spanien von dem Kampfe gegen dasselbe zurückgetreten waren, und das Reich ihn ohne Unterstützung ließ, war nicht räthlich. Dem zu Colmar im März 1493 geschlossenen Waffenstillstand folgte am 23. Mai zu Senlis der Friede. Es wurde darin ausgemacht: König Karl VIII. sollte seine frühere Verlobte, die junge Königin Margaretha, ihren Verwandten zurückgeben, und die, als Heiratsgut derselben, empfangenen Grafschaften Burgund, Artois, Charolais und die Herrschaft Noyers dem römischen Könige, als dem Vormunde seines Sohnes Philipp, zurückstellen. Desgleichen sollte Frankreich dem Erzherzoge Philipp die Städte Hesdin, Aire und Bethune in der Picardie, nach dessen erfülltem zwanzigsten Jahre, abtreten. Die Landschaften Maçonnais, Auxerrais und Bar sur Seine sollten dem Könige Karl VIII. noch so lange bleiben, bis durch künftigen Vergleich oder Rechtsspruch über den ferneren Besitz dieser Gebiete entschieden seyn würde. — Am 12. Juni 1493 wurde Margaretha zu Vandeville im Bisthume Cambray den Abgeordneten ihres Vaters, des römischen Königs, übergeben.

Alter und wachsende Liebe zur Ruhe, welcher er von jeher ergeben gewesen, hatten den Kaiser Friedrich in den letzten Jahren von allen größeren Unternehmungen und Regierungsgeschäften fern gehalten. Vergraben in seinen Lieblingsbeschäftigungen, seine Zeit theilend zwischen Andacht, botanischen Arbeiten, astrologischen und alchymistischen Versuchen, lebte er völlig zurückgezogen in Linz, nur Wenigen zugänglich. Eine Verletzung am rechten Fuße machte die Abnahme dieses Gliedes nöthig, und schmerzlich sagte der verstümmelte Greis: „nun sey dem Kaiser und dem römischen Reiche ein Fuß abgeschnitten." Halbgenesen, verschlimmerte er seinen Zustand wieder durch den Genuß vieler Melonen, und verfiel in eine Krankheit, welche ihn am 19. August 1493 der Welt entriß, im neun und siebzigsten Jahre seines Lebens, im drei und fünfzigsten seiner Regierung.

Ein feindseliger Zwiespalt bestand zwischen ihm und seiner Zeit. Brünstig die Ruhe suchend, lebte er in einem Jahrhunderte, welchem die Ruhe fremd war, das vielmehr alle gährenden Elemente des mit ihm scheidenden Mittelalters noch einmal zur wildesten Entladung brachte, gleich als sollten sie durch dieses letzte wüthende Aufbrausen allmälig in sich selbst verpuffen, um die vulcanische Unterlage einer herannahenden neuen, anderen Zeit zu bilden. Eingeschüchtert, verdüstert, stand er mit seinem sanften Geiste, seinem weichen Herzen, seinem ruhebedürftigen Gemüthe, auf diesem großen Schlachtfelde, das einen Krieg Aller gegen Alle trug. Ueberrascht von immer neuen Gewittern, blieb ihm selten die Besonnenheit, die richtigen Mittel zu wählen; denn schneller Blick, rasches Ergreifen der Gelegenheit, zuvorkommendes Bekämpfen sich entwickelnder Gefahr, lag nicht in seinem Wesen. Daher hat er meistens am unrechten Orte gezögert, und wo er übereilte, was selten geschah, doch ebenfalls gewöhnlich am unrechten Orte es gethan. Nachdem die hastige Strömung der Zeit ihn einmal aus dem Gleichgewichte gebracht, ward es ihm zum unverschuldeten Fluche, zu verhindern, was er befördern, zu befördern, was er verhindern wollte; durch Zaudern häufig die Wirkung des Ueberstürzens, durch Geizen jene des Verschwendens hervor zu bringen, und den Strom, den er dämmen wollte, nur um so verderblicher aufzuregen. Auch ihm wurden, bei dem beängstigenden Drange der Ereignisse, die schönsten Tugenden des Menschen nicht selten zu Fehlern des Regenten. Lange und bitter hat er gelitten für Dasjenige, was er nicht über sich vermochte, und sein reiner Wille hat sich selten belohnt, weil ihm

nicht das Vermögen der Ausführung zur Seite ſtand. Die drohende Gefahr hat er ſelten glücklich abgewehrt, die vorhandene immer würdevoll ertragen, und ſeine Standhaftigkeit hat ihn zuletzt im Weſentlichen faſt ſtets an das Ziel gelangen laſſen, wenn es auch noch ſo lange durch Hinderniſſe aller Art ihm verſtellt war. Hochgebildet bis zur Gelehrſamkeit, freilich nach dem ſophiſtiſchen und ſpitzfindigen Zuſchnitte ſeiner Zeit, war er den Wiſſenſchaften und Künſten ein warmer Freund; nur den Juriſten war er unhold, was ſich leicht erklären läßt, wenn man das barbariſche Gemengſel kennt, das dazumal als Rechtsgelehrſamkeit galt. Deſto eifriger nahm er die junge Erfindung der Buchdruckerei in ſeinen Schutz; er ahnete, daß ſie die Beſiegerin jener trotzigen Kräfte ſeyn werde, die ihm das Leben vergällt hatten. Fromm und anſpruchlos als Menſch, ſchien er ſich gleichſam nur als den Vorläufer ſeines herrlichen Sohnes Maximilian zu betrachten; doch dankbar muß erkannt werden, daß er es war, deſſen Bemühungen und Sorgen dieſem den Weg der Größe geebnet, Oeſterreichs Wachsthum vorbereitet, dem Zerfalle der Hausmacht vorgebeugt hatten.

Zehntes Buch.

Oeſterreich nach Kaiſer Friedrich's III. Tode unter Maximilian I. und bis zu Ferdinand's I. Theilung mit ſeinem Bruder Karl; von 1493 bis 1522.

In drei wichtigen Beziehungen für Oeſterreich haben wir Maximilian noch bei Lebzeiten ſeines Vaters kennen gelernt: als Wiederherſteller, da er das, unter Fremdlingsjoch gebeugte Oeſterreich mit ſiegreichem Schwerte wiedergewann, ihm mit dem alten Herrſcherhauſe die gewöhnten, längſt lieb gewordenen Verhältniſſe zurückgab; als Erhalter, da er die Lostrennung Tirols von dem Geſammtbeſitze ſeines Hauſes verhütete; als Mehrer, da er, wider einen mächtigen Feind und beharrliche Empörung, beinahe ohne alle fremde Hilfe, das burgundiſche Erbe dennoch ſeinem Hauſe einverleibte, und dieſem außerdem auch die früheren Erbverträge mit Ungarn erneuerte. Nach der Beſtimmung und dem Umfange unſeres Werkes können wir hier nur den öſterreichiſchen Maximilian ſchildern, ihm und ſeiner weitausgreifenden Thätigkeit nur mit flüchtigem Blicke über jene Gränze hinaus

folgen. Was er daher als König und Kaiser dem übrigen Reiche, oder beſſer dem übrigen Welttheile geweſen, vermag hier nur beziehungsweiſe angedeutet zu werden, und ſo dürfte es leicht geſchehen, daß uns die glänzendere Hälfte ſeines Bildes umwölkt und verſchleiert bliebe. Denn die Zeit überraſchte ſich damals auf einem verhängnißvollen Scheidewege; ſo viele, ſeit lange vorbereitete Keime drängten ſich jetzt alle zugleich hervor, und Alles wollte anders werden und ſich verjüngen. Das Mittelalter hatte ſeine Bahn durchlaufen, und nahm für immer Abſchied. Aus den kürzlich erſt zur allgemeinen Anwendung gekommenen Feuerſchlünden, aus den Preſſen Guttenberg's und Fuſt's, aus den Concilien und Hochſchulen quoll in tauſendfachen Strahlen, alle Verhältniſſe überflutend, eine neue Zeit mit neuem Geiſte, wie mit neuen Formen, mit neuer Kriegs- und daher auch neuer Friedensart, mit neuem Wiſſen und neuen Zweifeln; — das Schwert hatte die Herrſchaft der Welt verloren, das Geſetz dem Fauſtrechte die Macht abgewonnen; über gebrochenen Burgen ebneten ſich Stände und Klaſſen, und die Diplomatie, die Idee eines europäiſchen Gleichgewichtes erfaſſend, und auf das Arſenal mächtiger Erfindungen hinter ſich deutend, begann dem planloſen Eroberungsſinne, der vorher gewaltet, die Hände zu binden. Die herüberdrohende Blutfahne des Propheten, wie ſchreckenerregend an ſich, ward doch für Europa zeitweiſe zu einem heilſamen Bindemittel, und während die vorher ſo todtſtille Welt der Geiſter jetzt plötzlich aufgohr und in ſich kämpfte, ſchloß die äußere Form der Verhältniſſe ſich feſter und gleichmäßiger über ihr zuſammen.

Nachdem Frankreichs König treulos Maximilian's angetraute Braut, Anna von Bretagne, ihm entriſſen, entſchloß ſich der römiſche König zu einer neuen Heirat. Am 16. März 1494 vermälte er zu Innsbruck ſich mit Blanca Maria Sforza, einer Tochter des verſtorbenen Herzogs Galeazzo Maria von Mailand, welche ihm, außer einer reichen Ausſteuer, auch zukünftige Anſprüche auf die Lombardie mitbrachte. Ihr Oheim, Ludwig Moro, hatte bisher dieſes Land für ihren Bruder, den geiſtesſchwachen Herzog Johann Galeazzo verwaltet. Bei des Letzteren völliger Regierungsunfähigkeit wurde derſelbe vom Könige Maximilian am 5. September 1494 ſeines Beſitzrechtes auf Mailand verluſtig erklärt, und Ludwig, den ſeine Anhänger zum Herzoge ausriefen, als ſolcher belehnt. Doch ſollte dieſe Herrſchaft nur ſeiner Perſon angehören, nach ſeinem Tode aber, nebſt den Grafſchaften Pavia und Anghiera, an Kaiſer und Reich zurückfallen.

Von allen Seiten nahmen den König eine Menge wichtiger Geschäfte in Anspruch; so daß die Verwaltung der entfernten Niederlande ihm doppelt schwierig ward. Er beschloß, sie niederzulegen. Zu diesem Zwecke reisete er selbst dahin, verlängerte unterwegs am 10. Mai 1494 zu Kempten den von seinem Vater im Jahre 1486 verkündigten zehnjährigen Landfrieden auf weitere drei Jahre, und empfing zu Löwen die Huldigung der Stände. Während des Winters lehrte er selbst seinen Sohn, den Erzherzog Philipp, wie derselbe die Niederländer zu regieren habe; denn hier war fortwährend Unruhe und Gährung. Karl Egmont hatte, nachdem Herzog Albrecht's Waffen ihn zur Ruhe verwiesen, sich hinsichtlich seiner Ansprüche dem Urtheile der vier rheinischen Kurfürsten unterworfen. Diese sprachen zu Mastricht ihm jedes Recht ab; aber Egmont widersetzte sich ihrer Entscheidung, und bewirkte neuen Aufruhr in Geldern. Nachdem der König mit einem Heere gegen diese Provinz gezogen, Rüremonde im Herbste 1494 erobert, Nimwegen jedoch fruchtlos belagert hatte, schloß der Erzherzog Philipp zu Anfange des Jahres 1495 einen Waffenstillstand mit Egmont. Dieser unterwarf sich abermals dem Schiedsspruche sämmtlicher Kurfürsten, schritt aber, ohne an den Stillstand sich zu kehren, bald darauf zu neuen Feindseligkeiten. Diese Wirren hielten den König länger in den Niederlanden auf, als er vermuthet hatte, und ließen ihn seinen ersten Reichstag zu Worms erst zum 2. Februar 1495 anberaumen.

Dieser Reichstag zerstörte das letzte Wahrzeichen des Mittelalters; das Faustrecht wurde für immer verbannt, und ein Edict des ritterlichen Königs sprach, die Idee seines großen Ahnherrn, König Rudolf's, verwirklichend, den ewigen Landfrieden aus. Der letzte Ritter Maximilian hatte hiermit die letzte Stütze des Afterritterthums hochherzig gebrochen. Einmal begonnen, wurde die Reformation der deutschen Reichsverfassung von ihm mit Riesenschritten fortgeführt. Es hatte dem Reiche bisher an einem festen, bleibenden, rechtlichen Mittelpunkte gefehlt; denn die Hof- und Kammergerichte der Kaiser, welche diesen Zweck erfüllen sollten, wechselten mit deren Hoflagern, und waren also an deren Personen und eigentliche Stellung gebunden; weder in ihrer Zusammensetzung, noch in ihrem Aufenthalte war Dauer. Maximilian machte diesem schwankenden und wandernden Zustande der obersten Reichsbehörde ein Ende; auf sein Zuthun trat das Reichskammergericht mit bleibendem Sitze zu Frankfurt am Main in's Leben. Es wurde

auch deſſen neue Gerichtsordnung entworfen, und zur Beſoldung des Richters und der ſechzehn Beiſitzer die Gerichtsſporteln und ein Theil des gemeinen Pfennigs auf vier Jahre angewieſen. Beide wichtige Maßregeln, die Einführung des ewigen Landfriedens, wie jene des Reichskammergerichts, wurden am 7. Auguſt 1495 feierlich verkündigt. Dennoch fand Maximilian die Stände wenig willfährig hinſichtlich der geforderten Hilfe gegen die Türken und zu dem italieniſchen Kriege gegen den König Karl VIII. von Frankreich, welcher Neapel erobert, und dadurch ein Bündniß gegen ſich zwiſchen dem Könige Maximilian, der Republik Venedig, dem Papſte, dem Könige Ferdinand von Aragonien und Sicilien, und dem Herzoge von Mailand hervorgerufen hatte. Während desſelben Reichstages zu Worms beſtrafte auch der König, als Deutſchlands erſter Ritter, die prahleriſche Verwegenheit eines franzöſiſchen Ritters, Claude de Barre, der ſeinen Schild vor der Herberge, die er bewohnte, ausgehangen, und durch einen Herold alle Deutſchen zum Zweikampfe herausfordern ließ. Wegen ſeiner Rieſenſtärke und großen Fechtkunſt bekannt und gefürchtet, fand der Franzoſe lange keinen Gegner, der ſich mit ihm meſſen wollte. Da nahm der König ſelbſt die Ausforderung an, warf den Raufbold in den Sand, und zwang denſelben, ſich ihm gefangen zu geben.

Am 4. März 1496 ſtarb, hochbejahrt und kinderlos, des Königs Oheim, der Herzog Sigmund in Tirol. Maximilian, als ſein Erbe, vereinigte nun wieder alle Länder ſeines Hauſes, nach langer, oft verderblich gewordener Theilung unter verſchiedene Linien, unter ſeinem allgemeinen Scepter, und Oeſterreichs Macht war und blieb ſeitdem unzerſtückt beiſammen, da für ſpätere Linien ſich bald neue Kronen zeigten. Ein wichtiger Schritt dazu geſchah ſchon jetzt, durch Wechſelheiraten mit der königlichen Familie von Spanien. Der achtzehnjährige Erzherzog Philipp vermälte ſich am 21. October 1496 mit der jüngeren ſpaniſchen Infantin, Johanna, der Tochter des Königs Ferdinand von Aragonien und Sicilien, und der Königin Iſabella von Caſtilien, und am 4. April 1487 wurde Ferdinand's und Iſabellens einziger Sohn, der Infant Johann, mit der Erzherzogin Margaretha, Tochter des Königs Maximilian, verbunden. Philipp gelangte durch jene Heirat, bei der unerwartet großen Sterblichkeit in der ſpaniſchen Regentendynaſtie, bald auf den caſtiliſchen Thron; denn der Infant Johann ſtarb, wenige Monate nach ſeiner Vermälung, am 4. October 1497 ohne Leibeserben.

Ein Jahr nach ihm verblich die ältere spanische Infantin, Isabella, Gemalin des Königs Emanuel von Portugal, und ihr einziger Sohn, Michael, folgte ihr schon am 12. Juli 1500 in die Gruft. So geschah es, daß bereits im Jahre 1500 die Erzherzogin Johanna und ihr Gemal Philipp als alleinige Erben der Reiche Aragonien und Castilien dastanden, ein Ereigniß, welches Maximilian's rastlose Sorgfalt für das Gedeihen seines Hauses durch jene Wechselheiraten vorbereitet, das Glück aber unverhofft schnell verwirklicht hatte.

Die Angelegenheiten in Burgund und Italien stellten Oesterreichs und Frankreichs wechselseitige Verhältnisse in ein scharfes Licht. Beide Staaten, unter kriegslustigen und unternehmenden Herrschern, begegneten sich mit ihren Vergrößerungsplanen auf Einem Punkte, beide Mächte überwachten einander mit Eifersucht und Besorgniß. Frankreichs Umsichgreifen in Italien mußte, zumal Maximilian's zweite Heirat ihm selbst Aussichten auf das nördliche, die Wechselheirat seiner Kinder seinem Hause Anwartschaft auf das südliche Italien eröffnet hatte, des römischen Königs ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Der italienische Krieg wurde daher von ihm mit großem Eifer betrieben; doch die Unzuverlässigkeit seiner Bundesgenossen, die Gleichgiltigkeit der Reichsstände, lähmte seine Unternehmungen. Um die mit Frankreich verbündeten Florentiner zur See von diesen ihren Bundesgenossen abzuschneiden, wurde die Eroberung Livorno's beschlossen. Maximilian selbst wollte diese Belagerung leiten, und kam im September 1496 nach Genua. Es wurde daselbst die venetianisch-genuesische Flotte ausgerüstet, auf welcher der römische König am 8. October mit tausend deutschen Lanzknechten und einer ansehnlichen Artillerie sich einschiffte, während noch tausend Lanzknechte und fünfhundert Reiter an der Seeküste hinab über Spezzia zogen. Mit dem bei Pisa vereinigten Heere rückte Maximilian dann vor Livorno, ließ den Hafen durch die Flotte blockiren und die Stadt beschießen; seine Streifcorps eroberten einige Orte in der Maremma. Die Seeblockade wurde jedoch schon am 14. November durch einen wüthenden Sturm vereitelt, welcher die Flotte der Verbündeten zerstreute. Weil die versprochene Hilfe an Truppen und Geld von Mailand und Venedig ausblieb, vermochte der König auch den Krieg zu Lande nicht fortzusetzen, sondern sah sich genöthigt, seine Truppen nach Pisa zurück zu führen. Auch den Kampf auf einer anderen Seite zu erneuern, erlaubten heranziehende Verstärkungen der Florentiner nicht. Endlich

wurde dem Könige auch noch klar, daß seine eigenen Verbündeten, die Venetianer, seinen Unternehmungen heimliche Hindernisse entgegensetzten. Diese Treulosigkeit erzürnte ihn dergestalt, daß er den ganzen Feldzug aufgab, und zu Ende des Jahres über die Alpen und Tirol nach Deutschland zurückkehrte.

Hier warteten seiner vielfältige Reichsgeschäfte. Die Handhabung des Landfriedens, an den man sich in Deutschland nur allmälig gewöhnte, während die Eidgenossen ihn so wenig, als das Reichskammergericht anerkannten, verursachte ihm Sorge und Mühe in Fülle. Auf dem im April 1497 zu Worms eröffneten Landtage wurde der Sitz des Reichskammergerichtes von Frankfurt in die erstgenannte Stadt verlegt. Im October wurde ein neuer Reichstag zu Freiburg eröffnet. Wieder ging der König die Stände dringend um Beistand zum Kriege gegen Frankreich an, und wieder wurde er von ihnen mit Versprechungen, geringer Geldhilfe und Friedensversuchen abgefunden.

Gleichwohl hatten Maximilian's Verhältnisse zu Frankreich, nicht nur von Italien, sondern auch von Burgund aus, eine Gestalt angenommen, die eine friedliche Lösung beinahe zur Unmöglichkeit machte. Der Erzherzog Philipp hatte zu Ende des Jahres 1497 vom Könige Karl VIII. die Rückstellung des Herzogthumes Burgund und der anderen, durch den Frieden zu Senlis ihm zugesprochenen Länder gefordert. Es war ihm, wie zu erwarten, ausweichende Antwort geworden. Mittlerweile starb der junge König Karl VIII. am 7. April 1498, und sein Vetter, der Herzog von Orleans, welcher ihm als Ludwig XII. auf dem französischen Throne nachfolgte, zeigte zur pflichtschuldigen Herausgabe der burgundischen Länder so wenig Bereitwilligkeit, wie sein Vorgänger. Zwar ließ Maximilian im Frühjahre 1498 unter dem Befehle des Ritters von Vergy ein großentheils aus schweizerischen Söldnern zusammengesetztes Heer nach Burgund aufbrechen. Aber Ludwig wußte nicht nur durch Bestechung Meuterei unter diesen Söldnern anzustiften, so daß Vergy sich zum Rückzuge in die Freigrafschaft Burgund genöthigt sah, sondern erregte auch durch den ebenfalls von ihm erkauften Egmont abermalige Unruhen in Geldern. So von doppelter Seite bedroht, mußte Maximilian sich zu einem Waffenstillstande verstehen. Der Kurfürst Friedrich II. von Sachsen und der Herzog René II. von Lothringen unterzogen sich dem Geschäfte, im Wege der Vermittelung den König von Frankreich zur Herausgabe der im Streite begriffenen Länder zu bewegen. Unerwartet näherte sich der König Ludwig dem Erzherzoge Philipp, um für seine Absichten auf den Besitz

von Mailand freie Hand zu gewinnen. In Folge eines zu Paris am 2. Auguſt 1498 abgeſchloſſenen Vergleiches gab er dem Erzherzoge die Städte Bethune, Aire und Hesdin zurück, wogegen der König Burgund, Maçon, Aurerre und Bar sur Seine auf Lebenszeit behalten ſollte. Ueber Philipp's diesfällige Anſprüche, beſonders in Rückſicht Burgund's, ſollte das Parlament von Paris entſcheiden, wobei freilich dem Erzherzoge ſo viel wie keine Ausſicht übrig blieb. Letzterer leiſtete für die franzöſiſchen Lehen Flandern, Charolais und Artois am 5. Juli 1499 zu Arras die Huldigung in die Hände des Kanzlers von Frankreich, der den König Ludwig bei dieſer Handlung vertrat. Den römiſchen König nahmen andere Dinge, vorzüglich der Krieg mit den Eidgenoſſen, damals ſo ſehr in Anſpruch, daß er jenen Vergleich geſchehen laſſen mußte, und für ſich ſelbſt den Waffenſtillſtand mit Frankreich auf ſechs Monate verlängerte.

In den Niederlanden wußte Ludwig den König Maximilian durch allerhand Umtriebe fortwährend zu beſchäftigen, um ihm die Hände gegen Frankreich zu lähmen. Zu dieſem Zwecke ſendete er, im Herbſte 1498, den Empörern in Geldern Hilfstruppen unter Anführung des Baſtards von Bourbon und des Grafen Robert de la Marche. Den Aufſtand zu erſticken, eilte der römiſche König, begleitet von dem Herzoge Albrecht von Sachſen, ſelbſt nach Geldern, wo die Herzoge von Jülich und Berg für ihn den Prätendenten Egmont eifrig bekämpften, und bezwang mehre Orte. Während aber der Krieg gegen die Eidgenoſſen ihn auf kurze Zeit an den oberen Rhein rief, ſtießen die franzöſiſchen Hilfsvölker zu den Empörern, und verſchafften dieſen eine entſchiedene Uebermacht, die den Herzogen von Jülich und Berg die Fortſetzung des Kampfes unmöglich machte. Die Letzteren mußten, unter franzöſiſcher Vermittelung, am 15. Juni 1499 den Waffenſtillſtand von Aachen eingehen, welchem der Erzherzog Philipp ſich anſchloß.

In Friesland währte der Aufſtand fort. Ein Theil der dortigen Bevölkerung weigerte ſich, den Herzog Albrecht von Sachſen als Statthalter anzuerkennen. Zwar gelang es dieſem, durch Hilfe des Grafen von Oſtfriesland, die widerſtrebenden Frieſen zur Ruhe zu verweiſen, worauf er ſeinen zweiten Sohn, den Herzog Heinrich, als Viceſtatthalter einſetzte, und nach Sachſen zurückkehrte. Aber kaum war er fort, ſo empörten ſich die Frieſen von Neuem, belagerten den Viceſtatthalter, der ihnen Steuern abgefordert und eine Burg zu Harlingen erbaut hatte, in Franeker, und drohten, ihn und die Seinigen,

ſobald der Platz erobert ſey, in Ketten aufzuhängen. Um ſeinen Sohn zu retten und die Empörer zu ſtrafen, ſammelte der Herzog Albrecht eiligſt Truppen. Als er im Juni 1500 nach Friesland zurückkehrte, fand er ſchon mehre ſeiner Freunde zu des Viceſtatthalters Schutze herbeigekommen, und dieſe hatten den Aufrührern bereits wiederholte Niederlagen beigebracht. Franeker wurde entſetzt, und Albrecht zog vor die Stadt Gröningen, den Hauptſitz der Rebellen. Durch ſeinen plötzlichen Tod (am 12. September) wurde dieſe Belagerung abgebrochen; indem ſeine Söhne, die Herzoge Georg und Heinrich, einen vierjährigen Waffenſtillſtand mit Gröningen ſchloſſen.

Die Eidgenoſſen hatten in letzterer Zeit ihren Verband mit dem Reiche, der von letzterer Seite mit Mühe dem Namen nach aufrecht erhalten wurde, völlig gelockert, und verhehlten auch keinesweges, daß ſie nur auf gute Gelegenheit warteten, ihn ganz abzubrechen. Weder erkannten ſie den ewigen Landfrieden, noch das Reichskammergericht an; auch weigerten ſie ſich hartnäckig, dem ſchwäbiſchen Bunde beizutreten, der hauptſächlich auf Beſchützung des Landfriedens gerichtet war, und erneuerten daher, als der römiſche König die Regierung Tirols übernahm, auch nicht das Bündniß mit dieſem Lande, fürchtend, dadurch wider Willen zum ſchwäbiſchen Bunde gezogen zu werden. So vielfache Beweiſe von Abtrünnigkeit und Ungehorſam wollte Maximilian nicht unbeſtraft laſſen; Anlaß zum Streite ergab ſich bald. Zwiſchen der Regierung von Tirol und jener von Graubündten hatte ſich ſchon ſeit einiger Zeit Streit entſponnen über den Beſitz des Münſterthales und über die Voigtei des dort gelegenen Stiftes Münſter. Die Tiroler durften ſich der Hilfe des römiſchen Königs und der öſterreichiſchen Nachbarlande getröſten; die Eidgenoſſen bauten auf ihren Beiſtand unter einander. Beide Theile rüſteten. Die Graubündtner und die Kurbündtner traten in den Schweizerbund, um durch ihn ſich zu ſchützen. Nach ihrer Art, fremde Unterthanen in ihre Gemeinſchaft zu ziehen, waren die Graubündter noch überdies mit den, zu Oeſterreich gehörigen, mit Tirol verbundenen, zehn Gerichten des Prätigaues einen Bund eingegangen, der von Seite der Letztgenannten aufrühriſcher Art genannt werden mußte. Die Tiroler überfielen im Sommer 1498 das Stift Münſter, wurden aber mit Verluſt zurückgetrieben. Sie behaupteten nun, es hätten die Bündtner zuerſt Anlaß zum Kriege gegeben, und riefen, wie wegen Verletzung des Landfriedens, die Nachbarn

um Beistand an. Vor Allem suchten sie die Hilfe des schwäbischen Bundes, der ohnehin gegen die Eidgenossen, wegen ihrer Weigerung, dem Bunde beizutreten, heftig erbittert war; gern ließ sich daher derselbe vom römischen Könige zur Beschützung seiner Erblande auffordern. Auf einem Bundestage zu Kostnitz, am 20. Januar 1499, wurde der Zug gegen die Eidgenossen beschlossen. Die Fehde brach los. Die im Vintschgau gelegenen österreichischen Truppen fielen in das Münsterthal ein, mußten aber unverrichteter Dinge sich wieder zurückziehen. Die Graubündtner und ihre eidgenössischen Hilfsvölker besetzten jenes Thal, desgleichen alle Gränzpässe gegen Tirol und Vorarlberg, wie auch die Linie am Rhein von Maienfeld bis Basel; während an der oberen Etsch sich zweitausend Oesterreicher sammelten, und der schwäbische Bund seine Truppen um Lindau und Feldkirch zusammenzog. Zwar wurde durch die Bischöfe von Kur und Kostnitz ein Stillstand bis zur Mitte der Fasten vermittelt, und in Feldkirch sollten Unterhandlungen eröffnet werden, aber beide Theile setzten gleichwohl die Feindseligkeiten fort. Die Oesterreicher, voll heftiger Erbitterung, legten mehre bündtnerische Wohnungen in Asche, nahmen durch Einverständniß die Stadt Maienfeld, und besetzten den Luzienſteig. Die Tiroler wagten nochmaligen Einfall in das Münsterthal, und brannten das Kloster St. Johann nieder. Aber die Graubündtner überfielen zur Nachtzeit die Oesterreicher, verjagten sie von dem Luzienſteige, und besetzten auch Maienfeld wieder. An zwanzigtausend Eidgenossen sammelten sich bis zum 20. Februar um Schaffhausen, und lagerten in verschiedenen Abtheilungen unterhalb des Bodensees am Rheine. Die Städte Straßburg, Kolmar und Schletstadt, die Bischöfe von Kostnitz und Kur, die Grafen von Thierstein und Sulz, sammt mehren helvetischen Landherren, schlugen sich auf Oesterreichs Seite; zahlreiche schwäbische Truppen standen schlagfertig am rechten Rheinufer. Verheerende Einfälle geschahen von beiden Theilen. Die Eidgenossen brandschatzten das Bisthum Kostnitz, und vertrieben den Bischof von Kur aus seinem Sitze; achttausend ihrer Truppen überschritten bei Rheineck den Strom, stürzten sich unerwartet auf einen bei Hard, zwischen Bregenz und Fussach stehenden, überlegenen Haufen des schwäbischen Bundes, und schlugen ihn in die Flucht. Darauf wurde die Grafschaft Nellenburg nebst der Landschaft des Bregenzer Waldes verwüstet und gebrandschatzt; Bregenz selbst leistete tapferen Widerstand. Die eintretende Kälte nöthigte endlich die Eidgenossen zur Heimkehr.

Wie Frankreich, um ungestörter seine Absichten auf Mailand verfolgen zu können, den Aufstand in Flandern unterstützte, so leistete es jetzt auch den Eidgenossen Vorschub. Am 16. März 1499 wurde zu Lucern zwischen Frankreich und den Eidgenossen ein zehnjähriges gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß geschlossen wider alle Feinde, von eidgenössischer Seite mit Ausnahme des Papstes und des römischen Reiches. König Ludwig durfte frei in der Schweiz werben lassen, und sagte dafür den Cantonen jährliche Subsidien zu. Den Eidgenossen wuchs nun dergestalt der Muth, daß sie alle Anerbietungen ihrer Nachbarn, zwischen ihnen und Oesterreich Frieden zu vermitteln, von sich wiesen. Ihre Schaaren streiften in der zweiten Hälfte des März durch das Klettgau, den Schwarzwald, und durch die Gegend von Dornach und Basel; erfolgreich fochten sie in mehren kleinen Treffen, äscherten die Städte Thiengen und Stühlingen ein, und eroberten Schloß Küßnacht. Eine königliche Truppenabtheilung unternahm am 25. März, aus den verschanzten Linien bei Frastanz an der Ill, einen verheerenden Einfall in die Gebiete von Sar und St. Gallen. Schnell brachten die nächstgelegenen Cantone an achttausend Mann zusammen, zogen über den Rhein gegen Vaduz, und legten sich am 2. April vor Schloß Guttenberg. Das gegen fünfzehntausend Mann starke schwäbische Heer, welches sich bei Kostnitz zusammengezogen hatte, rückte am 18. April über Ermatingen am Bodensee vor, wurde aber am anderen Tage von einem, im Passe Schwaderloch unweit Kostnitz aufgestellten, eidgenössischen Haufen von fünfzehnhundert Mann, an welchen sich das Aufgebot des Thurgaues angeschlossen, geschlagen, und ließ gegen zweitausend Todte und fünfzehn Kanonen zurück. Der vor Guttenberg stehende Gewalthaufe der Eidgenossen, siebentausend Mann stark, rückte nunmehr in das Wallgau, klomm über die Gebirge, und umging die feste Stellung bei Frastanz an der Ill. Das königliche Corps soll zwar vierzehntausend Mann gezählt haben; aber es bestand fast nur aus aufgebotenem, kriegsunkundigem Landvolke. Desshalb setzte es sich auch gegen die wüthend einstürmenden Helvetier wenig zur Wehre, stäubte aus einander, und ließ zehn Kanonen und fünfhundert Feuerröhre in den Händen der Feinde. Das Wallgau löste sich mit achttausend Gulden Brandschatzung.

Den König Maximilian hatte bisher der Aufstand in Flandern von dem Schauplatze des Schweizerkrieges fern gehalten; aber im Mai langte er endlich mit einigen frischen Truppen am oberen Rheine in Freiburg an,

höchlich unzufrieden mit dem schlimmen Erfolge des bisherigen Feldzuges und der üblen Verfassung des schwäbischen Bundesheeres. Ein von ihm erlassenes allgemeines Reichsaufgebot zum Kriege gegen die Eidgenossen hatte geringe, fast keine Wirkung. Unter gegenseitigen Verwüstungen hatte, der Krieg seinen Fortgang. Die Tiroler hatten inzwischen das untere Engadein ausgeplündert, wurden aber am 22. Mai in ihrer Verschanzung bei Lavaina, unweit der Malser Haide, von neuntausend Graubündtnern mit Gewalt angegriffen, in ihrer Stellung umgangen, und mußten, nach langer und tapferer Gegenwehr, sich mit einem Verluste von viertausend Mann zurückziehen. Die Graubündtner, ihres Sieges froh, folgten ihnen auf dem Fuße, die Städte Glurens, Mals, sammt mehren Dörfern, schrecklich verheerend. Dagegen fiel der König mit seinen, bei Feldkirch versammelten Truppen in das Engadein ein. Aber die Bewohner hatten, noch vor der Ankunft des Feindes, mit eigener Hand ihre Wohnungen angezündet und sich in die Gebirgsschluchten geflüchtet. Der König, von Lebensmitteln entblößt und von den heranziehenden Eidgenossen bedroht, mußte umkehren. Endlich hatten, langsam wie immer, die Hilfsvölker der Reichsfürsten sich in Kostnitz gesammelt, und das Heer zählte, die Oesterreicher hinzugerechnet, an zwanzigtausend Mann, unter dem unmittelbaren Oberbefehle des Kaisers. Am 13. Juli standen beide Heere einander schlagfertig gegenüber, und der heldenmüthige Maximilian glaubte nun endlich den Augenblick der Entscheidung gekommen; als die Mehrzahl der Fürsten plötzlich erklärte: sie wären nicht gesonnen, ihren Ruhm gegen die Schweizerbauern zu wagen, sondern wollten nur des Reiches Gränzen wider sie vertheidigen. Da mußte der König zornglühend sich, Angesichts der höhnenden Feinde, hinter die Mauern von Kostnitz zurückziehen. Verachtung und Erbitterung im Herzen, verließ er das nutzlose Reichsheer, eilte über den Bodensee nach Lindau, und schickte von da einen seiner eigenen muthigen Haufen über den See, worauf im Kloster Roschach eine eidgenössische Truppe überfallen und der Ort in Asche gelegt wurde.

Neues Mißgeschick traf den König an einem anderen Orte. Ein von ihm aus Niederländern, Burgundern und rheinisch-reichsstädtischen Truppen zusammengebrachtes Heer, auf fünfzehntausend Mann sich belaufend, stand unweit Basel unter Anführung des Grafen Heinrich von Fürstenberg, der sich vor das feste Schloß Dornach gelegt hatte. Auf seine Uebermacht ver-

trauend, ließ er am 22. Juli sich unvorsichtig von einem eidgenössischen Haufen überfallen, der um zwei Drittheile schwächer war, als der seinige. Zwar gelang es dem größeren Theile seiner Truppen, hinter der Birs eine geordnete Stellung anzunehmen; aber ein neuer, plötzlich hervorbrechender Schweizerhaufe, obwohl nur zwölfhundert Mann stark, löſete die einmal erschütterte Ordnung in völlige Verwirrung auf. Die Eidgenossen in ihrer wüthenden Tapferkeit warfen Alles vor sich nieder. Dreitausend der Königlichen, unter ihnen der Graf selbst, wurden erschlagen; die Uebrigen retteten sich durch eilige Flucht. Lager und Gepäck, zehn Fahnen und über zwanzig Feuerschlünde fielen in die Hände der Eidgenossen, denen dieser Sieg nur dreihundert Mann gekostet haben soll.

Bei solchen Mißgriffen seiner Unterfeldherren, bei solcher völligen Unthätigkeit des Reiches, welches doch der Abfall der Eidgenossen zunächst anging, mußte der römische König selbst auf Frieden bedacht seyn, zumal der König von Frankreich immer unverhohlener mit seinen Anschlägen auf Mailand hervortrat. Letzterer selbst bot, um seinen Einfluß nach zwei Seiten hin geltend zu machen, seine Vermittelung an; aber weder Maximilian, noch die Schweizer mochten dies gut heißen. Um so willfähriger unterzog sich Ludwig Sforza diesem Geschäfte, hoffend, nach bewerkstelligtem Frieden sowohl bei dem römischen Könige, als bei den Eidgenossen, Unterstützung gegen Frankreich zu finden. Der Friedenscongreß wurde am 4. August in Schaffhausen eröffnet, dann aber nach Basel verlegt. Den Eidgenossen war, trotz der erstrittenen Vortheile, der weitere Krieg verleidet durch die schweren Kosten, die ausgestandenen Verheerungen und die, während der Feindseligkeiten unterbrochenen Zufuhren an Getreide und Salz aus Schwaben und Tirol. Gern nahmen sie, für ihre Forderungen an Oesterreich, eine von Sforza ihnen gebotene Summe an. Am 22. September 1499 wurde zu Basel der Friede abgeschlossen. Die Prätigauer hatten sich dem römischen Könige zu unterwerfen, und ihm neuerdings zu huldigen, unbeschadet ihrer bestehenden freundschaftlichen Verbindung mit Graubündten. Ueber die Streitigkeiten Tirols mit Graubündten, namentlich mit dem Stifte Kur, sollte durch den Bischof Friedrich von Augsburg schiedsrichterlicher Ausspruch erfolgen. Die Eroberungen, wie die Gefangenen, wurden gegenseitig zurückgegeben, den Eidgenossen der schon seit 1461 von ihnen innegehabte Thurgau rechtlich zugesprochen. — Sonach blieb im Wesentlichen Alles im früheren Stande; geringe Frucht eines Krieges, der binnen zehn

Monaten über zwanzigtausend Menschen nur auf den Schlachtfeldern hingerafft haben soll, zweitausend Dörfer, Flecken und Schlösser den Flammen preisgab, dreißig Meilen in der Runde wüst legte. Die Cantone Zürich, Bern, Uri, Unterwalden, Schwyz und Glarus erneuerten die Erbeinigung mit Oesterreich; die übrigen, zu Frankreich haltenden Cantone schlossen sich davon aus.

Einen Ersatz für sein Mißgeschick gegen die Eidgenossen bereitete dem Könige Maximilian der Anfall der görzischen Lande. Am 12. April 1500 starb der letzte Graf von Görz, Leonhard II. Seine Gebiete, die Grafschaft Görz mit Gradisca, Mitterburg und dem Pusterthale, fielen, in Folge alter Verträge, an Oesterreich, und Maximilian's Erbstaaten gewannen dadurch nicht nur einen ansehnlichen Zuwachs, sondern auch in jenen Theilen eine bessere Arrondirung.

Während dessen hatte König Ludwig XII., von Venedig unterstützt, seinen lange vorbereiteten Schlag gegen Mailand ausgeführt. Der Herzog Ludwig Sforza wurde vertrieben, fiel, nach einem durch den Verrath seiner schweizerischen Hilfsvölker verunglückten Versuche, sein Land wieder zu erobern, in die Hände seiner Feinde, und endete sein Leben als Gefangener in Frankreich. Vergebens forderte der römische König, wohl einsehend, daß Ludwig von der Eroberung Mailands zu jener Neapels schreiten werde, auf dem am 10. April 1500 zu Augsburg eröffneten Reichstage, die Stände dringend auf zu schneller und ausreichender Hilfe gegen Frankreich und das ihm verbündete Venedig, ingleichen gegen die Osmanen. Die Stände riethen zu gütlichem Vertrage mit Frankreich, und beschränkten ihre Aufmerksamkeit auf innere Angelegenheiten. Das schon zu Worms 1495 beantragte Reichsregiment, wodurch die jährlichen Reichsversammlungen überflüssig gemacht, und, unter dem Vorsitze des Königs oder eines Stellvertreters, die wichtigeren Staatsangelegenheiten zur Entscheidung gebracht werden sollten, kam wirklich zu Stande, wurde aber schon nach zwei Jahren wieder aufgelöset. Für die österreichischen und burgundischen Länder wurde zu diesem Reichsregimente ein eigener Beisitzer ernannt, alle übrigen Länder des Reiches aber in sechs Kreise, den fränkischen, baierischen, schwäbischen, oberrheinischen, niederrheinisch-westfälischen und sächsischen, eingetheilt.

Wegen des Friedens mit Frankreich wurde vom Reichsregimente eine Gesandtschaft an den König Ludwig abgeschickt, welche am 13. December

1500 zu Blois einen Waffenstillstand bis zum 1. Juli 1501 bewirkte. Weil in diesen Vertrag Italien nicht eingeschlossen worden, und Maximilian von einem Bunde zwischen Frankreich und Spanien zur gemeinsamen Eroberung Neapels vernahm, zögerte er längere Zeit, den Stillstand zu bestätigen; erst am 3. April 1501 trat er demselben bei. Ludwig's erbetene Belehnung mit dem eroberten Mailand wurde vom Reichsregimente auf den nächsten Reichstag verwiesen.

Kurz darauf verwirklichte Ludwig, in Gemeinschaft mit Ferdinand von Aragonien, die Eroberung Neapels, dessen vertriebener König, Friedrich, gezwungen seiner Krone entsagte. Aber die erobernden Mächte, Frankreich und Aragonien, begannen über die Art der Theilung Neapel's sich zu veruneinigen, und ein Krieg zwischen ihnen stand in Aussicht. Um so eifriger trachtete, unter solchen Umständen, Ludwig, sich mit dem römischen Könige zu verständigen, und von ihm die Belehnung mit Mailand zu erhalten. Maximilian, erzürnt über die Unthätigkeit der Reichsfürsten, ließ jetzt durch seinen Sohn, den Erzherzog Philipp, sich leichter dazu vermögen, und am 13. December 1501 unterzeichnete er zu Trient, wo ein französischer Bevollmächtigter an seinem Hofe erschien, einen Vertrag, in welchem die Versicherungen, welche Ludwig XII. früher zu Lyon dem Erzherzoge Philipp gegeben, noch besonders festgestellt wurden. Ludwig's XII. Tochter, Claudia, sollte mit Philipp's Sohne, Karl, vermält werden, und erstere das Herzogthum Bretagne zur Aussteuer erhalten. Die Vermälung stand in sehr ungewisser Ferne; denn Karl und Claudia waren noch nicht zwei Jahre alt. Der noch ungeborene Dauphin sollte mit einer Tochter Philipp's vermält werden. Maximilian versprach dem Könige von Frankreich die Belehnung mit Mailand; Letzterer dem römischen Könige Hilfe gegen die Türken, Unterstützung bei dem Römerzuge, ihm und seinen Erben Beistand zur Besitznahme Ungarns und Böhmens, ingleichen dem Herzoge Philipp seine Verwendung, um ihm die Erbfolge in Spanien zu sichern. Die früheren Verträge rücksichtlich der burgundischen Länder erhielten ihre Bestätigung.

Durch eine öffentliche Bekanntmachung am 21. April 1501 zu Nürnberg, hatte der König Maximilian den Grund zu dem Reichshofrathe gelegt, indem er ein eigenes Hofraths-Collegium in Wien einsetzte. Ursprünglich
[illegible]asselbe, als oberste Directorialstelle, nur für die österreichischen Länder
[illegible]mt: und nach gesellten sich die der Entscheidung des Königs

vorbehaltenen politischen Angelegenheiten des Reiches, bald auch noch manche Dinge anderer Art und reichsständische Rechtssachen zu dem Geschäftsbereiche dieses Hofgerichtes, dessen Wirksamkeit später sich allmälig dergestalt veränderte, daß es sich gar nicht mehr mit österreichisch-erbländischen Geschäften befaßte, sondern blos Angelegenheiten des Reiches in seinen Kreis zog, daher auch den Namen des kaiserlichen Reichshofrathes führte.

Des Königs Forderungen, unausgesetzt auf Bekämpfung der Türkengefahr hinarbeitend, standen mit den Bedenklichkeiten und zögernden Bewilligungen der Stände in so entschiedenem Widerspruche, daß endlich Spannungen eintraten. Dies war die Ursache, daß im September 1502 der König in Augsburg ein Kammergericht halten ließ und die Beisitzer desselben ohne Mitwirkung der Stände wählte; während die Kurfürsten am 5. Juli eigenmächtig einen Kur-Verein stifteten, zu Befolgung eines von ihnen verabredeten Systems in allen Reichsangelegenheiten, zu wechselseitigem Beistande und zu jährlichen persönlichen Zusammenkünften. So drohten König und Stände Beide ihren eigenen Weg zu gehen, auf welchem sie sich nur selten begegnet, wohl aber öfter zusammengestoßen seyn würden. Beide Theile erhoben dieserhalb Klagen gegen einander, und der Zwist schien einen bedrohlichen Ausgang nehmen zu wollen, als plötzlich der baierische Erbfolgestreit ihre gemeinschaftliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Als mit dem am 1. December 1503 verstorbenen Herzoge Georg von Baiern-Landshut, der Mannsstamm dieser Linie des Hauses Wittelsbach erlosch, hatten seine Vettern, die herzoglichen Brüder Albrecht und Wolfgang von der Münchner Linie, das nächste Recht auf die erledigten Reichslehen. Aber Georg hatte den Gemal seiner Tochter Elisabeth, den Prinzen Ruprecht, Sohn des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, zu seinem Erben bestimmt. Die Landstände errichteten bei diesen streitigen Ansprüchen eine provisorische Regierung, bis der römische König darüber Recht gesprochen haben würde. Dieser belehnte am 5. December die Herzoge Albrecht und Wolfgang mit Georg's Ländern, und die Stände huldigten ihnen. Ruprecht, nicht gesonnen, seine Ansprüche aufzugeben, griff zu den Waffen, und verfiel dafür sammt seinem Vater und seinen Helfern in die Reichsacht. Es kam zum Kriege, der auch noch fortwährte, als am 14. August 1504 Ruprecht, und unmittelbar nach ihm seine Gemalin Elisabeth verstarb. Maximilian selbst führte das königliche Heer. Unweit

Regensburg stieß er am 12. September auf einen böhmischen Söldnerhaufen, der in pfälzischen Diensten focht. Maximilian griff die Feinde unerschrocken in ihrer befestigten Stellung auf einer Höhe an. Im Ansprengen stürzte er von seinem Schlachtrosse, wurde geschleift, und verdankte sein Leben nur dem Muthe des Herzogs Erich von Braunschweig. Die Böhmen wurden mit Verlust in die Flucht geschlagen. Bei der endlichen Entscheidung dieser Streitsachen durch einen königlichen Spruch auf dem Reichstage zu Kostnitz, am 2. Juli 1507, wurden die erledigten Länder in drei Theile getheilt. Den beträchtlichsten erhielt der Herzog Albrecht von Baiern; die Söhne des mittlerweile verstorbenen Ruprecht einen anderen, und der König, als Ersatz für die Kriegskosten, den dritten Theil. Letzterer bestand in den, innerhalb Oberösterreich's gelegenen Herrschaften Spitz und Schwalenbach als Pfand, und in dem wirklichen Eigenthume von Ratenberg am Inn, in Schloß und Stadt Kuefstein, Kitzbühel, in dem Zillerthale in Tirol, Neuburg am Inn, in der Herrschaft Weissenhorn in Schwaben, der Grafschaft Kirchberg, der hagenauischen Landvoigtei u. a., welche zum Theile früher von Tirol an Baiern gekommen waren.

Die gegenseitige Eifersucht der Könige Ludwig von Frankreich und Ferdinand von Aragonien wegen der Theilung des gemeinschaftlich eroberten Neapels, führte endlich zu einer Kriegserklärung. Die Vermittelung des Erzherzogs Philipp, dem, in Rücksicht auf seine niederländischen Besitzungen, an dem Frieden mit Frankreich gelegen war, schien dem Ausbruche des Krieges vorbeugen zu wollen. In einem, am 5. April 1503, in Lyon unterzeichneten Vertrage trat Frankreich alle seine Rechte auf Neapel an die königliche Prinzessin Claudia, die verlobte Braut des Erzherzogs Karl, desgleichen Spanien seinen Antheil an Letzteren ab. Doch bald darauf gab der König von Aragonien vor, Philipp habe, bei Unterzeichnung jenes Vertrages, seine Vollmacht überschritten, und dieser sey daher ungiltig. Der Krieg zwischen Frankreich und Aragonien hatte also auf der italienischen Halbinsel seinen Fortgang, bis ihn der am 11. Februar 1504 zu Notre Dame de la Majorad abgeschlossene Waffenstillstand unterbrach. Italien erlag dabei furchtbaren Drangsalen. Die Lombardie war der französischen Herrschaft, Neapel jener Spaniens anheimgefallen; gleichzeitig strebte der unternehmende Papst Julius II. eifrigst dahin, die Romagna mit dem unmittelbaren Gebiete der Kirche zu vereinigen, und forderte den Venetianern

drohend die dort besetzten Plätze ab. Während die Könige Ludwig und Ferdinand ihren Zwist durch Wiedereinsetzung des von ihnen vertriebenen Königs Friedrich in Neapel beizulegen im Begriff standen, suchte Ersterer sich auch dem römischen Könige, mit welchem seit dem Trienter Vertrage neue Spannungen eingetreten waren, wieder zu nähern. Der Erzherzog Philipp, gegen seinen Schwiegervater Ferdinand erzürnt wegen des widerrufenen Lyoner Vertrags, und angelegentlich bemüht, die Familienverbindungen zwischen seinen und Ludwigs Kindern zu Stande zu bringen, unterstützte ihn hiebei nach Kräften. Auf sein Zuthun wurde ein Congreß zu Blois veranstaltet, und hier am 22. September 1504 drei Verträge zwischen den Königen Maximilian und Ludwig XII. abgeschlossen. In dem ersten Vertrage sagte der römische König dem Könige Ludwig XII. die bisher noch immer unvollzogene Belehnung mit Mailand für ihn und dessen männliche Leibeserben zu, gegen sogleich zu erlegende zweimal hunderttausend Livres und gegen das Versprechen, die Lehensherrschaft des Königs und des deutschen Reiches durch ein alljährlich zu überreichendes Paar goldener Sporen anzuerkennen. Hätte Ludwig keine Söhne, so sollten seine älteste Tochter, Claudia, und der ihr verlobte Bräutigam, Erzherzog Karl, und, wenn Claudia vor der Vermälung stürbe, Ludwig's mit dem Herzoge Karl, oder einem seiner Brüder zu vermälende nächste Tochter, nebst ihren Nachkommen, die Erben Mailands seyn. Würden aus der Ehe der französischen Prinzessin mit einem Erzherzoge keine Nachkommen hervorgehen, so sollten Ludwig's anderweite männliche Erben mit Mailand belehnt werden. — Im zweiten Vertrage wurde die Aussteuer der Prinzessin Claudia bei ihrer Vermälung mit dem Erzherzoge Karl bestimmt. Bei Ludwig's Ausgange ohne männliche Leibeserben, sollte diesem Paare und dessen Nachkommen das Herzogthum Burgund, die Grafschaften Macon, Aurerre, Bar sur Seine und Auronne, dann die Herzogthümer Mailand, Genua, Bretagne und die Grafschaften Asti in Piemont und Blois zufallen. Würde diese Vermälung von der französischen Seite verhindert, so sollten dem Herzoge Karl gleichwohl die Herzogthümer Burgund und Mailand, sammt Asti, werden. Käme aber das Hinderniß von österreichischer oder spanischer Seite, so müßte Maximilian allen Rechten auf Mailand und auf alle übrigen Länder, welche Ludwig vom deutschen Reiche besaß, desgleichen der Herzog Karl nicht nur seinen Ansprüchen auf Burgund, Macon, Aurerre und Bar

für Seine entsagen, sondern auch die Grafschaften Artois und Charolais nebst den Grafschaften Noyers und Chateau-Chinon, an Frankreich abtreten. — An den König Ferdinand von Aragonien erging die Einladung, binnen vier Monaten diesen beiden Verträgen beizutreten. Doch sollte er dann die Verwaltung des neapolitanischen Reiches dem Erzherzoge Philipp übertragen, welcher dieselbe, bis zur Vermälung seines Sohnes Karl mit Claudia von Frankreich, fortzuführen hätte. — In dem dritten Vertrage verbanden sich die Könige Maximilian und Ludwig gegen Venedig, um von dieser Republik alle Länder und Städte zurück zu erobern, die sie dem Kirchenstaate, dem deutschen Reiche und dem Herzogthume Mailand entrissen hatte. Zu Hagenau empfing dann der König Ludwig durch seinen Stellvertreter vom römischen Könige am 7. April 1505 die Belehnung mit Mailand.

Von Ludwig's XII. Treulosigkeit ließ sich voraussehen, daß, nachdem er seinen Zweck, die Belehnung mit Mailand, erreicht hatte, keiner der geschlossenen Verträge ihm heilig seyn würde. Seine Eifersucht auf die immer steigende Macht des Hauses Oesterreich, dessen sämmtliche Besitzungen jetzt in Einer Hand vereinigt waren, und welches unbestreitbare Erbanwartschaft auf Ungarn und Böhmen besaß, war groß. Sie wurde noch vermehrt, als der Erzherzog Philipp, ohnehin im Besitze der reichen burgundischen Länder, durch den am 25. November 1504 erfolgten Tod seiner Schwiegermutter Isabella, König von Castilien ward, während ihm überdies, bei der Kinderlosigkeit seines Schwiegervaters Ferdinand, auch die Erbfolge in Aragonien und den dazu gehörigen Ländern, in naher Aussicht stand. Neidisch und besorgt hierüber, hob Ludwig XII., in einer Versammlung seiner Stände zu Tours, am 22. Mai 1506, den zu Blois geschlossenen Heiratsvertrag zwischen seiner Tochter Claudia und dem Erzherzoge Karl auf, und wiederrief die für diesen Fall gelobte Abtretung von Mailand, Burgund und Asti, indem er zugleich seine Tochter an seinen Vetter, den Thronerben, Franz von Angouleme, verlobte.

Wegen der durch Egmont neu hervorgerufenen Unruhen in Geldern, welche erst am 27. Juli 1505 im Lager bei Rosendael durch einen zweijährigen Waffenstillstand beigelegt, und schiedsrichterlichem Ausspruche anheimgestellt wurden, hatte der König Philipp, obgleich nebst seiner Gemalin, Johanna als Beherrscher Castiliens ausgerufen, die dortige Regierung nicht sogleich persönlich antreten können; diese war daher einstweilen

vom Könige Ferdinand verwaltet worden, den für ähnlichen Fall das Testament Isabellens hierzu bevollmächtiget hatte. Aber im April 1506 kam Philipp mit seiner Gemalin in Castilien an; Beide wurden zu Valladolid in die Regierung eingesetzt, und Ferdinand mußte die Regentschaft niederlegen. Letzterer war hierüber so mißvergnügt, daß er seinen Schwiegersohn Philipp von der Thronfolge in Aragonien auszuschließen sann, daher, nachdem er schon am 12. October 1505 ein Bündniß mit Ludwig XII. geschlossen, am 14. März des folgenden Jahres sich mit dessen Nichte, Germaine de Foix, vermälte. Den aus dieser Ehe zu erwartenden Kindern trat Ludwig seine Rechte auf Neapel ab. Auch unterzeichnete derselbe im Sommer 1506 einen geheimen Vertrag mit dem Papste, der Republik Venedig und mehren italienischen Staaten, zum bewaffneten Widerstande gegen den römischen König, falls derselbe seinen Römerzug an der Spitze eines Heeres antreten würde.

Ein für Maximilian erschütterndes Ereigniß verschob den Ausbruch des Krieges. Sein einziger Sohn, der König Philipp von Castilien, wegen der Vorzüge seiner Gestalt auch der Schöne genannt, erlag unerwartet einem hitzigen Fieber, und starb zu Burgos den 25. September 1506, im neun und zwanzigsten Lebensjahre, nachdem er noch vorher seinen ältesten Sohn, Karl, zu seinem Nachfolger hatte ausrufen lassen. Außer dem genannten, hinterließ er noch einen Sohn, Ferdinand (geboren 1503), und vier Töchter: Eleonora, geboren 1498; Isabella, geboren 1502; Maria, geboren 1505; und Katharina (Posthuma), geboren 1507.

Eine schwere Gemüthskrankheit, später in Wahnsinn ausartend, machte Philipp's Witwe, die Königin Johanna, zur Regierung unfähig. Große Sorge erwuchs daher dem römischen Könige, auf welche Weise er seinen Enkeln, Karl und Ferdinand, ihr Erbe sichern werde. Zwar übertrugen ihm im Jahre 1507 die niederländischen Stände die Regierung bis zur Volljährigkeit seines Enkels Karl, und er setzte seine Tochter Margaretha als Statthalterin in den burgundischen Ländern ein. Nicht minder waren die Castilianer erbötig, ihm, während der Dauer der Geisteskrankheit Johannens, oder bis zur Mündigkeit des Erzherzogs Karl, die Vormundschaft zu übergeben; aber der römische König sah ein, daß die weite Entfernung Castiliens ihn den Geschäften für das Reich und seine Erblande völlig entfremden würde, und zog es daher vor, durch einen am 12. December 1509 zu

Blois geſchloſſenen Vergleich, die Regentſchaft dem Könige Ferdinand von Aragonien zu überlaſſen.

Italien gewährte damals ein trauriges Bild der Zerriſſenheit und allſeitigen Eiferſucht; die Furcht dictirte dort Verträge, welche der Argwohn alsbald wieder zerriß. Der ſchlaue, erwerbungsgierige Ludwig XII. und die nicht minder herrſchſüchtige Republik Venedig, damals im höchſten Glanze ihrer Macht und ihres Reichthums, zogen allein hieraus Vortheile, die ſie jedoch, von wechſelſeitigem Neide getrieben, gegen einander wiederum häufig auf das Spiel ſetzten. Mit der Eroberung Mailand's (1499) hatte Ludwig XII. auch die Oberherrſchaft über Genua an ſich geriſſen. Hier ſtanden im Jahre 1506 die Bürger auf gegen das drückende franzöſiſche Joch; aber Ludwig brach mit erdrückender Uebermacht auf, den Freiheitskampf der Genueſer zu überwältigen. Erſchreckt hierüber, riefen die Genueſer den Papſt Julius II. und den römiſchen König um Beiſtand an. Der Papſt, jedes fremde Uebergewicht in Italien fürchtend, verwendete ſich mit Eifer für die Bittenden. Auch Maximilian machte dem Könige Ludwig Vorſtellungen zu Gunſten der Stadt Genua, die vom deutſchen Reiche abhänge, und daher auf deſſen Schutz Anſpruch habe. Ludwig achtete nicht darauf; ſeine Waffen bezwangen Genua, und am 29. April 1507 hielt er ſeinen Einzug in der wieder unterworfenen Stadt. Sein erneuertes Einverſtändniß mit Ferdinand von Aragonien ſteigerte des Papſtes Beſorgniſſe; dieſer fürchtete ſogar, Ludwig gehe damit um, ihn vom päpſtlichen Stuhle zu verdrängen, und dringend forderte er daher den römiſchen König, als oberſten Schutzherrn der Kirche, zu dienlichen Maßregeln auf. Selbſt das ſtolze Venedig zitterte vor den Umgriffen des Königs von Frankreich, und bat den König Maximilian, dem es im vorigen Jahre den angeſuchten Durchzug zur Kaiſerkrönung nach Rom Anfangs ganz abgeſchlagen, dann nur mit geringer Begleitung zugeſtanden hatte, dringend um Schutz gegen Frankreich. Die deutſchen Stände ſchienen jetzt ebenfalls die nahe Gefahr einzuſehen, und kamen auf dem im Juni 1507 zu Koſtnitz eröffneten Reichstage den Aufforderungen des römiſchen Königs, wegen Unterſtützung zum Römerzuge, mit ungewohnter Bereitwilligkeit entgegen. Auch die Eidgenoſſen bewilligten ihm ſechstauſend Mann, doch nur zur Vertheidigung, nicht zum Angriffe wider den König von Frankreich. Durch Umtriebe und Beſtechungen wußte zwar Letzterer den Eifer der deutſchen Stände bald wieder abzukühlen; dennoch bewirkte Maximilian,

daß ihm eine Reichshilfe von neuntausend Mann Fußvolk und dreitausend Reitern auf sechs Monate bewilligt wurde. Trotz dem blieb, während der König zu diesem Zuge mit Anstrengung rüstete, die Reichshilfe zum größeren Theile aus. Nur kleine Häuflein langten in Tirol an; von den zugesagten Geldsubsidien ging nur der vierte Theil ein. Noch übler war es, daß Ludwig durch friedliche Vorspiegelungen auch die argwöhnische Wachsamkeit des Papstes Julius eingeschläfert hatte, dem jetzt plötzlich die Zurüstungen des römischen Königs gefährlicher für Italiens Unabhängigkeit erschienen, als die thatsächlichen Gewaltschritte Ludwig's. Aus diesem Grunde bot der Papst nun Alles auf, den römischen König von dem Römerzuge, zu welchem er vorher ihn so dringend aufgefordert hatte, abzuhalten. Eben so hatten die Venetianer ihre Gesinnungen verändert.

Maximilian, unbeirrt von dem schmählichen Wankelmuthe seiner Bundesgenossen, brach, nachdem die tirolischen Stände ihm fünftausend Mann bewilligt hatten, von Innsbruck über Botzen nach Trient auf, wo die österreichischen Truppen und die spärlich eingetroffenen Reichssoldaten eingetroffen waren. Von hier beabsichtigte er, an der Etsch hinab in Italien einzurücken, und zuerst das Herzogthum Mailand anzugreifen, dessen Besitz der König Ludwig, durch seinen treulosen Bruch der Verträge von Blois, verwirkt hatte. Als ihm von dem venetianischen Befehlshaber zu Verona der geforderte friedliche Durchzug abgeschlagen worden war, ließ er die Feindseligkeiten eröffnen. Die Venetianer hatten alle, aus den tridentinischen Alpen in die Ebene führenden Pässe besetzt, und hinter denselben ein Unterstützungsheer von zwölftausend Mann aufgestellt. Der König hatte ihnen Truppen zur Unterstützung gesendet, und das mailändische Gebiet sowohl durch starke Besatzung, als auch durch eine bewegliche Abtheilung von siebentausend Mann gedeckt. Endlich hatte der König von Aragonien drittehalbtausend Spanier für den französischen Dienst anwerben zu lassen gestattet.

Ungeachtet dieser entschiedenen Uebermacht des Feindes, besann Maximilian, in seinem frohen Kriegsmuthe, sich doch keinen Augenblick, die Gegner anzugreifen. Vorher nahm er noch, am 10. Februar 1508, in Trient den Titel eines erwählten römischen Kaisers an, wozu der Papst Julius, hoffend, dadurch wenigstens den Zug nach Rom zur Kaiserkrönung zu verhindern, ihm seine Beistimmung ertheilte.

Ungeachtet Maximilian sich schon jetzt den Kaisertitel mit Recht beilegte, war er doch entschlossen, nach Unterwerfung seiner Feinde auf Rom zu ziehen, und dort sich durch den Papst krönen zu lassen. Die Republik Venedig, welche die geforderte Verantwortung weigerte, erklärte er in die Acht. Dann theilte er sein Heer in drei Schlachthaufen. Den einen, zweitausend Fußgänger und fünfhundert Reiter stark, übergab er dem Markgrafen Kasimir von Brandenburg, welcher damit vor Roveredo zog, das gegenüber gelegene Castell Barco eroberte, der stark vertheidigten Stadt selbst aber Nichts anzuhaben vermochte, und daher schnell nach Trient umkehrte. Die zweite Abtheilung, fünftausend Mann Fußgänger und vierhundert Reiter betragend, führte der Herzog Erich von Braunschweig in's Friaul, bezwang Cadore, und nahm mehre andere Orte und Schlösser. An die Spitze des dritten Haufens, bestehend aus viertausend Fußgängern und fünfzehnhundert Berittenen, stellte der Kaiser sich selbst, stieg, von Trient aus, über die veronesischen Gebirge, bezwang die von den Venetianern bewachten Pässe, und rückte bis nahe vor Verona. Schnell mehre Orte erobernd und besetzend, zog er drohend vor Vicenza. Da plötzlich unterbrach er seinen kriegerischen Lauf, kehrte nach Botzen zurück, und ging zu der Abtheilung des Herzogs Erich, mit welcher dieser bereits bis in das Gebiet von Treviso vorgedrungen war. Ohne Beistand vom Reiche, ohne die ihm versprochenen Hilfsvölker der Eidgenossen, welche vielmehr auf Frankreichs Seite gegen ihn zu treten die Miene annahmen, gab er eine Sache auf, welche ihn aufgegeben. Willens, den Krieg nur vertheidigungsweise fortzusetzen, ging er nach Schwaben, auf Beistand vom Reiche hoffend, der ihm schon so oft ausgeblieben war.

Kaum hatte der Kaiser den Kriegsschauplatz verlassen, als die Venetianer die Offensive ergriffen, unter ihrem Feldherrn Bartolomeo Alviano sich gegen das in Friaul aufgestellte kaiserliche Heer wendeten, über die Gebirgspässe stiegen, und mehre von den Deutschen genommenen venetianischen Pässe wieder besetzten. Im April drangen sie über die österreichischen Gränzen, eroberten Cormons, Görz und Gradiska, und durchstreiften plündernd Istrien und Krain; während Contarini mit der venetianischen Flotte die Städte Triest, Capo d'Istria, Rovigno, Pola und Fiume besetzte. Hätten die auf das Glück der venetianischen Waffen schon eifersüchtigen Franzosen den Alviano unterstützt, so würde derselbe auch in Tirol vorzu-

rücken und Trient zu nehmen versucht haben. Ein kaiserliches Corps war inzwischen von Trient gegen den Gardasee vorgedrungen, und hatte bei Calliano Erfolge erkämpft. Aber die Ausreißerei der graubündtner Söldner hielt es in Verfolgung seiner Vortheile auf, und wegen abgelaufener Dienstzeit zerstreuten sich auch die übrigen Reichstruppen. Für beide Theile konnte unter solchen Umständen ein fortgesetzter Krieg keinen Zweck haben. Daher wurde, mit Zuziehung französischer Abgeordneten, zu Venedig ein Friedenscongreß eröffnet. Vom Kaiser wurde ein dreijähriger Waffenstillstand vorgeschlagen, während dessen jeder Theil die eroberten Plätze behalten sollte, und sie auch befestigen könnte. Diese Bedingung war nur vortheilhaft für Venedig, nicht aber für dessen Bundesgenossen, Frankreich, das in diesem Kriege keine Eroberungen gemacht hatte. Ohne Rücksicht auf Letzteres, unterzeichneten die Venetianer am 6. Juni 1508 diesen dreijährigen Waffenstillstand, nachdem den Aufrührer Egmont in denselben einzuschließen der Kaiser mit Entschiedenheit verweigert hatte. Dem Könige von Frankreich wurde eine dreimonatliche Frist gegeben, dem Vertrage, so wie er war, beizutreten.

Ludwig's Neid gegen Venedig, dem er ohnehin den Besitz von Cremona und anderen Plätzen, welche er vom mailändischen Gebiete ihnen hatte überlassen müssen, nicht gönnte, wurde durch diesen Vertrag um Vieles gesteigert. Dagegen trachtete Ferdinand von Aragonien und Neapel, die der Republik Venedig seit 1496 pfandweise eingeräumten neapolitanischen Häfen mit Gewalt wieder an sich zu bringen; während der Papst Julius II. eifrig nach dem Wiederbesitze jener Plätze in der Romagna strebte, welche die Republik dem Kirchenstaate entrissen. So vereinigten sich alle Parteien, wie getrennt und feindselig auch in ihren übrigen Bestrebungen, dennoch im Hasse und in der Eifersucht gegen die reiche Republik. Auf diese Weise kam am 10. December zu Cambray jenes merkwürdige Bündniß zwischem dem Kaiser, dem Papste und den Königen von Frankreich und Aragonien wider Venedig zu Stande, durch welches die ganze politische Existenz dieses Freistaates bedroht, und eine Theilung desselben zwischen den Verbündeten verabredet wurde, in welcher der Kaiser Roveredo, Verona, Padua, Vicenza, Treviso, Friaul und Aquileja bekommen sollte. Zugleich wurde zwischen dem Kaiser nebst seinem Enkel, dem Erzherzoge Karl, und dem Könige von Frankreich eine völlige Aussöhnung und Verständigung gestiftet, die freilich schon einige Male, doch immer ohne lange Dauer, geschlossen worden.

Schon im Entstehen drohte der Ligue von Cambray eine innere Auflösung durch den stets argwöhnischen und daher auch eben so wankelmüthigen Julius II., welcher plötzlich in der Verbindung zwischen dem Kaiser und dem Könige Ludwig neue, dringendere Gefahren erblickte. Er ging so weit, dem venetianischen Senate den Inhalt jenes Vertrages mitzutheilen, und trug sich an, nicht nur demselben seine Bestätigung zu versagen, sondern auch den Kaiser davon abzuziehen, wenn dafür die Republik ihm die angesprochenen Städte in der Romagna herausgeben wollte. Die stolze Republik wies diesen Antrag zurück, und der erzürnte Papst ratificirte das Bündniß, während er zugleich über Venedig Bann und Interdict aussprach. Der Ligue von Cambray traten auch die Herzoge von Savoyen und Ferrara, der Markgraf von Mantua und der König von Ungarn bei, nicht so der ebenfalls eingeladene König Heinrich VIII. von England, der sich darauf beschränkte, die von seinem Vater mit Oesterreich geschlossenen Verträge am 20. August 1509 zu bestätigen.

Auch diesmal wurde der Kaiser vom Reiche so wenig unterstützt, daß er die zur Betreibung seiner Kriegsrüstungen nöthigen Geldsummen bei seinen Bundesgenossen und dem Könige von England aufnehmen mußte, und im Mai nur tausend Reiter und acht Fahnen Fußvolk nach Italien führen konnte. Desto gewaltigere Rüstungen entfalteten Frankreich und der Papst. Mit Anstrengung hatte unterdessen das so furchtbar bedrohte Venedig sich zur Vertheidigung vorbereitet; aber als hätte der Himmel selbst sich gegen die stolze Republik verbündet, so stürmten sogar Elementarunfälle auf dieselbe ein, und lähmten ihre Rüstungen. Dennoch hatte sie unter den Befehlen des Grafen von Petigliano und Alviano's bei Ponte rico eine ansehnliche Macht versammelt. Ein französisches Corps, vom Marschall Chaumont angeführt, überschritt am 15. April die Adda, und nahm Treviglio, das jedoch bald wieder in die Hände der Venetianer fiel. Als aber Ludwig XII. mit der französischen Hauptmacht auf dem Kampfplatze anlangte, erlitten die Venetianer bei Agnadel am 14. Mai eine schwere Niederlage, welche dem einen ihrer Anführer, Alviano, die Freiheit kostete, während der andere, Petigliano, auf seinem Zuge gegen Brescia viele seine Krieger durch Desertion verlor.

Ludwig XII. eroberte binnen zwei Wochen Caravaggio, Bergamo, Brescia, Crema, Cremona, Pizzighetone, Peschiera und alle übrigen, im

Vertrage von Cambray ihm zugeſicherten Plätze. Die Stadt Venedig bereitete ſich, eine Belagerung auszuhalten. Der Papſt hatte nicht minder ſchnell die von ihm verlangten Plätze in der Romagna in ſeine Gewalt gebracht. Der Herzog von Ferrara eroberte die Poleſina di Rovigo, Eſte und noch andere Plätze; der Markgraf von Mantua Aſola an der Chieſa, und Leonato. Auch die öſterreichiſchen Befehlshaber blieben nicht müßig. In Iſtrien wurden Piſino und Duino durch Frangipani; Görz, Feltri und Belluno durch den Herzog von Braunſchweig erobert. Trieſt, Fiume und die übrigen, in venetianiſchen Händen befindlichen, öſterreichiſchen Städte vertrieben ihre Beſatzungen, und machten ſich ſelbſt frei. Mehre Schlöſſer am Gardaſee nahm der Graf von Lodron. Der König von Aragonien ließ ein Corps zur Belagerung von Trani vorrücken, das zur See durch eine franzöſiſche Flotte unterſtützt wurde.

Venedig erbebte bei dieſen, mit reißender Schnelligkeit einander folgenden Schlägen. Der Senat ließ die, von den Verbündeten im Vertrage von Cambray angeſprochenen Plätze räumen, entband die Bewohner der Terra ferma ihres Unterthaneneides, und ſuchte, durch demüthige Bitten und glänzende Verheißungen, den Kaiſer von dem Bunde abzuziehen. Aber weder trauete Maximilian den glatten Ueberredungskünſten des venetianiſchen Abgeſandten, noch wollte er ſeinem, den Verbündeten gegebenen Worte: ohne Zuſtimmung Aller keine Unterhandlungen mit Venedig anzuknüpfen, untreu werden. Er ließ ſein, mittlerweile auf fünfzehntauſend Krieger angewachſenes Heer nach Italien aufbrechen. Nachdem Venedig den Städten der Terra ferma freigeſtellt hatte, Widerſtand zu leiſten, oder nicht, öffneten Verona, Vicenza, Padua und mehre andere Städte den Kaiſerlichen die Thore. Nur Treviſo beſchloß, ſich zu vertheidigen, und erhob dadurch den geſunkenen Muth der Republik.

König Ludwig, der dem Kaiſer die vertragsmäßig bedungenen hunderttauſend Goldkronen nach Trient geſchickt hatte, wogegen dieſer ihn in ſeinem Stellvertreter nochmals mit Mailand belehnte, fühlte ſich nichts deſto weniger darüber beleidigt, daß der Kaiſer die angetragene perſönliche Zuſammenkunft im Schloſſe Garda verweigerte, und zog daher im Juli mit dem größten Theile ſeines Heeres ab, den Marſchall Chaumont als Statthalterin der Lombardie zurücklaſſend. Durch einen beſonderen Vertrag mit dem Papſte, keinen Lehensfürſten der Kirche zu beſchützen, hob er, ohne daß dies

geradezu ausgesprochen wurde, seine Verträge mit dem Herzoge von Ferrara auf, und verletzte mittelbar das Bündniß von Cambray. Bald wurde dieses auch von anderen Seiten gelockert. Der Papst sowohl, als der König von Aragonien, nachdem Beide die gewünschten Plätze in ihre Gewalt gebracht hatten, wünschten nicht, daß der Kaiser und der König Ludwig ihre Macht in Italien noch mehr ausbreiten möchten, und sannen insgeheim auf Frieden mit Venedig. Diese Uneinigkeit unter den Verbündeten erfüllte die Venetianer mit neuem Muthe. Schnell verfuhren sie, nach Ludwig's Heimkehr, wieder angriffsweise, verstärkten die Besatzung von Treviso, und eroberten im Juli Padua, Castel franco und Legnago. Zu Isola della Scala fiel der Markgraf von Mantua in ihre Hände; dagegen schlug das von den Kaiserlichen muthig vertheidigte Verona ihren Sturm ab. Der Kaiser, dessen Kriegsmacht seitdem noch bedeutend angewachsen war, that, ganz seinem tapferen und entschlossenen Sinne folgend, den Vorschlag, durch Eroberung der Stadt Venedig dem Kriege, wie dem Freistaate, ein Ende zu machen; doch der Papst und der König von Aragonien widersetzten sich unter nichtigen Vorwänden, und sein kühner Plan mußte unterbleiben.

Während die Venetianer Belluno einnahmen, eroberte der Fürst von Anhalt, in Friaul vordringend, Cadore, und der Herzog von Braunschweig schritt, nach einem vergeblichen Angriffe auf Udine, zur Belagerung von Cividale. In Istrien stand Frangipani mit einem dritten kaiserlichen Corps, siegte über die Venetianer bei Vermo unweit Fiume, und bezwang mehre Plätze am Tagliamento. Trevisani, als Befehlshaber der venetianischen Flotte, eroberte Fiume zurück, wurde aber vor Triest zum Abzuge genöthigt. Von beiden Theilen wurde der Krieg unter großen Verwüstungen fortgesetzt. Um Padua gegen den vermutheten Angriff des Kaisers zu schützen, wurde diese Stadt durch die Venetianer in starken Vertheidigungsstand gesetzt.

Unter fortwährenden Kämpfen mit den Bewohnern der Gegend, erzwang sich der Kaiser mit seiner Hauptmacht den Weg durch das Thal Sugana und das vicentinische Gebirg, nahm die Päße und festen Schlösser ein, welche ihm die Straße versperrten, und stand, allen Hindernissen Trotz bietend, im August zu Ponte di Brenta vor Padua. Hier erwartete er sein schweres Belagerungsgeschütz, und nahm unterdessen mit siegreicher Ausdauer die umliegenden Schlösser. Este und Monselice fielen durch Sturm; Montagnana und Limena durch Vertrag. Dann wurden die Venetianer

durch die kaiserliche Vorhut aus der paduanischen Vorstadt Santa Croce hinter die Mauern zurückgedrängt. Endlich traf auch des Kaisers Belagerungsgeschütz ein; in Allem über zweihundert Stücke, theils aus Deutschland, theils aus Mailand und Ferrara. Bei dem gewaltigen Belagerungsheere befanden sich, außer den Deutschen, auch Spanier, Franzosen, Römer, Ferrareser und Mantuaner. Der Kaiser leuchtete Allen vor, nicht nur durch seine geschickten Anordnungen als Feldherr, sondern auch durch seine unermüdliche Thätigkeit und seinen Muth als Krieger. Er selbst legte Hand an bei dem Baue der Angriffswerke, und seine kühne Ungeduld betrieb die Arbeiten dergestalt, daß schon am fünften Tage aus allen Batterien ein furchtbares Feuer gegen die Stadt strömte. Vier Tage hatten die Feuerschlünde gearbeitet, da waren in die äußere Mauer schon große Breschen geschossen. Schon wollte Maximilian sein Heer zum Sturme führen, da füllten die Paduaner die Gräben hoch mit Wasser an, und die Belagerer brauchten beinahe zwei Tage, um sie wieder trocken zu legen. Jetzt begann der Sturm; aber die Gefahr gab den Paduanern den Muth der Verzweiflung, und der erste Angriff wurde zurückgeschlagen. — Wieder donnerten die Batterien, um die Bresche zu erweitern. Es gelang, und deutsche und spanische Krieger drangen wetteifernd heran, die Bresche zu behaupten. Die geängstigten Paduaner rafften ihre letzte Kraft zusammen; zurückweichend, zündeten sie die Minen an, daß das Bollwerk krachend aus einander borst und in die Luft flog. Während noch das Getöse des furchtbaren Feuerwerkes und die umherfliegenden Mauertrümmer Tod und Schrecken unter den Belagerern verbreiteten, fielen die Paduaner aus, und warfen ihre betäubten Feinde aus den eroberten Werken. Dieser wüthende Gegenschlag entmuthigte die Belagerer. Auch hatten sich schon Spuren der Uneinigkeit und Eifersucht in dem bunt zusammengesetzten Heere, namentlich zwischen den deutschen und den französischen Kriegern, gezeigt. Der Mangel machte sich auch fühlbar, und der Himmel, Anfangs im Bunde gegen die Venetianer, schien seinen Zorn an ihnen erschöpft zu haben, und rief die Elemente zu ihrer Rettung herbei. Regengüsse setzten das Land unter Wasser, und gewaltige Stürme schlugen die Gezelte zusammen. Die Belagerer konnten sich nicht länger halten; denn bei längerem Säumen würden die ausgetretenen Flüsse das Fortbringen der Geschütze und den Rückzug des Heeres unmöglich gemacht haben. Der Kaiser, tief erschüttert über das erfolglose Ende einer Unternehmung,

die von ihm mit einem solchen Aufgebote von Kraft und unter so günstigen Anläſſen begonnen worden, ging nach Vicenza. Das Heer und die Artillerie folgten ihm, und bald löſete ſich jenes auf, und die verſchiedenen Völker zogen nach Hauſe; ſeine eigenen Söldner vertheilte der Kaiſer in die eingenommenen Plätze. Seine Aufforderung an den mailändiſchen Statthalter, Chaumont, nach Kräften zur Eroberung von Legnago mitzuwirken, und dadurch die gemachten Eroberungen und die Winterquartiere zu ſchützen, ſchlug dieſer ab.

Die Venetianer hatten, nach dem Abzuge des Kaiſers und der franzöſiſchen Hauptmacht, allen ihren Muth wieder gewonnen, und verfolgten ihre Angriffe. Sie nahmen Vicenza ein, und verſuchten Verona zu erobern, wiewohl fruchtlos und mit erheblichem Verluſte; dafür bezwangen ſie Baſſano, Feltre, Cividale, Monfelice, Montagnana, die Poſina di Rovigo und noch andere Plätze. Ihre Flotte, auf dem Po bis Ponte di Lago ſcuro vordringend und das ferrariſche Uferland verheerend, wurde zwar durch Hippolyt von Eſte bei Poliſella großentheils verbrannt und erobert; doch ohne größere Folgen.

Papſt Julius II., nachdem er ſeinen Zweck erreicht, und die abgeriſſenen Städte der Romagna wieder mit dem Kirchengebiete vereinigt hatte, zögerte, über die Fortſchritte der Kaiſerlichen und der Franzoſen in Italien beſorgt, nun nicht länger, ſich mit den Venetianern auszuſöhnen. Am 24. Februar 1510 ſprach er ſie vom Kirchenbanne los, und ſchloß mit ihnen Frieden. Nicht zufrieden damit, ſuchte er nun auch den Kaiſer von der Ligue von Cambray abzuziehen, und als ihm dieſes nicht gelang, ging er ein Bündniß mit den Eidgenoſſen ein. Wie der Kaiſer, ſo widerſtand auch der König von England dem Plane des Papſtes, ihn mit Frankreich zu entzweien. Wohl aber ſchied der König von Aragonien, durch Papſt Julius bewogen, aus der Ligue. Der Kaiſer und der König von Frankreich ſetzten den Krieg gegen Venedig fort. In Vicenza, das die Bewohner ſchon früher geräumt hatten, rückten die Kaiſerlichen ein; auch Porto Legnago, Cittadella, Maroſtica, Baſſano, la Scala und Covolo fielen in die Hände der Verbündeten. Der König Ludwig war heftig gegen den Papſt erbittert, nicht nur weil er von dem Bündniſſe zurückgetreten, ſondern hauptſächlich, weil er den König von Aragonien mit Neapel belehnt, und Frankreich aller Rechte an dieſes Reich verluſtig erklärt hatte. Noch weiter ging der Papſt,

indem er ganz offen Genua aufreizte, das französische Joch abzuschütteln. Eine zu Tours versammelte Synode erkannte dem Könige Ludwig das Recht zu, bei solchen Bewandtnissen den Papst mit Krieg zu überziehen, und die Feindseligkeiten nahmen alsbald ihren Anfang, während auch die Venetianer den Kampf gegen die Kaiserlichen fortsetzten, und im September Este, Bassano, sammt mehren dazwischen liegenden Orten besetzten, dagegen vor Verona mit bedeutendem Nachtheile abziehen mußten.

Der König Ludwig, durch den Papst von einer neuen Seite bedroht, trachtete sich um so enger an den Kaiser anzuschließen, und beide Monarchen erneuerten durch einen, am 17. November 1510 unterzeichneten Vertrag das Cambrayer Bündniß, wobei Ludwig dem Kaiser hunderttausend Ducaten auszuzahlen versprach. Ein zu Mantua 1511 eröffneter Congreß der Theilnehmer am Cambrayer Vertrage, bei welchem die Republik Venedig dem Frieden ansehnliche Opfer zu bringen sich anließ, ging, durch des Papstes offenen Haß gegen Frankreich, erfolglos aus einander. Die Spannung gedieh nun so weit, daß, nachdem auch der Kaiser und die Reichsstände Schritte thaten, um die Rechte des deutschen Reiches gegen die Forderungen der Curie sicher zu stellen, der König Ludwig durch die französischen Bischöfe ein Concil zu Pisa veranstaltete, das jedoch, weil die deutschen Bischöfe, eine Kirchenspaltung befürchtend, demselben ihre Theilnahme entzogen, wenig Einfluß erlangte, im Januar 1512 nach Mailand sich zurückzog, und gegen den öffentlich vorgeladenen Papst, der natürlich nicht erschien, am 12. April die Suspension aussprach. Später wurde es nach Lyon übertragen, und löste sich nach kurzer Zeit auf, nachdem der Papst am 10. Mai ebenfalls ein wenig besuchtes Concil in Rom, bei St. Johann im Lateran, eröffnet hatte.

Der König Ludwig sendete, unter La Palisse, Truppen aus dem Mailändischen ab, um zu den Kaiserlichen zu stoßen; den Kaiser selbst, den die deutschen Stände vergebens die schuldige Hilfeleistung fordern ließen, unterstützten die Tiroler, welche in diesem ganzen Kriege eine rühmliche Aufopferung bewiesen hatten, mit fünftausend Mann auf vier Monate, so daß sein Heer im Juli 1511 dreitausend Reiter und zwölftausend Fußgänger zählte. Diese Mannschaften drangen nach Friaul und Istrien vor, und eroberten Udine, Gradiska, Schloß Beutelstein und andere Plätze. In der Trevisaner Mark vereinigten sie sich mit dem französischen Corps des La Palisse. Der Angriff

gegen die Venetianer wurde mit Erfolg fortgesetzt, ihr befestigtes Lager erobert, Vicenza nebst anderen Orten eingenommen, die Terra ferma verwüstet. Plötzlich aber weigerte sich La Palisse, Treviso belagern zu helfen, und zog, einen Schweizereinfall vorschützend, in Wahrheit aber aus Eifersucht auf die Erfolge der kaiserlichen Waffen, nach Mailand zurück. Dadurch nöthigte er auch den kaiserlichen Oberanführer, Niklas von Salm, sich nach Verona zurück zu ziehen, und die Venetianer konnten eben so schnell sich wieder in den Besitz der verlorenen Plätze in der Terra ferma und in Friaul setzen, verloren sie aber alsbald von Neuem an die Kaiserlichen.

Der Papst Julius II. hatte inzwischen seine Werbungen zu Stande gebracht, und schloß am 5. October mit dem Könige Ferdinand von Aragonien und der Republik Venedig ein Schutz- und Trutzbündniß zur völligen Vertreibung der Franzosen vom italienischen Boden; dieses Bündniß erhielt den Namen der „heiligen Ligue." Im Februar 1512 schloß sich auch der König Heinrich VIII. von England an. Den Kaiser zum Beitritte zu vermögen, war das Hauptziel der Verbündeten. Maximilian war durch Frankreichs Treulosigkeit und Wankelmuth vielfältig zu einem Bruche veranlaßt worden; dennoch vermochte er schwer seine Abneigung gegen Venedig zu besiegen, dessen Senat die Empörer von Brügge einst ziemlich unzweideutig zu seiner Ermordung aufgemuntert hatte. Endlich ging er am 6. April 1512 einen zehnmonatlichen Waffenstillstand mit Venedig ein, wofür dieses sofort vierzigtausend Ducaten dem Kaiser zu erlegen versprach. Nach solchen Vorgängen war der künftige Beitritt des Kaisers zur heiligen Ligue ziemlich wahrscheinlich, und des Königs Ludwig Stellung in Italien gestaltete sich ziemlich gefahrvoll, zumal die Schweizer ihm den Dienst aufgekündigt hatten, und eidgenössische Truppen dem Papste zu Hilfe zogen.

Täglich wuchs der Aufstand gegen die französische Herrschaft in Italien. Zwar gewannen die Franzosen, mit Hilfe der kaiserlichen deutschen Hilfsvölker, denen man den Abschluß des Waffenstillstandes zwischen dem Kaiser und der Republik verschwiegen hatte, am 11. April 1512 den blutigen Sieg bei Ravenna; aber die Rüstungen des Königs von England, der Abfall der Graubündtner, waren für die französische Sache drohende Ereignisse, und der päpstliche Bann brachte auf die französischen Truppen, die ohnehin des Aufenthaltes in Italien überdrüssig waren, einen entmuthigenden Eindruck hervor. Auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers verließen nun auch alle

deutschen Truppen das französische Heer, und das entschlossene Vordringen der Eidgenossen nöthigte La Palisse, von der Vertheidigung der Lombardie abzustehen, um nur sein Heer nicht preis zu geben. Nach seinem Abzuge wurde das Herzogthum Mailand von den Truppen der heiligen Ligue besetzt, und Genua erhielt wieder seinen eigenen Dogen.

Eine nähere Einigung zwischen dem Kaiser und der Republik Venedig erfolgte aber nicht, weil man über das Schicksal der wieder eroberten italienischen Gebiete verschiedener Meinung war. Maximilian sprach Verona, Vicenza und Zugehör für sich an, und wollte den Venetianern nur Padua, Treviso, Brescia, Bergamo und Crema als kaiserliche Reichslehen unter der Bedingung überlassen, daß sie ihm für die Investitur zweimalhunderttausend Thaler, und außerdem einen jährlichen Lehenzins von dreißigtausend Goldkronen entrichteten. Dagegen verweigerten die Venetianer sowohl die Abtretung überhaupt, als auch die Anerkennung der Reichslehenshoheit und die Entrichtung eines Tributes. Der Papst suchte den Streit zu vermitteln; als dies aber nicht gelang, nahm er Partei für den Kaiser, und schloß mit dessen Gesandten am 25. November zu Rom einen besonderen Vertrag, in welchem er sich als Feind der Venetianer auf so lange erklärte, bis dieselben sich mit dem Kaiser einigen würden. Letzterer sollte alle, im Vertrage von Cambray ihm zugesprochenen Länder erhalten. In Mailand wurde, nach dem endlichen Beschlusse der verbündeten Mächte, der Prinz Maximilian Sforza, Sohn des in französischer Gefangenschaft verstorbenen Herzogs Ludwig Moro, als Herzog eingesetzt, König Ludwig vom Papste mit dem Banne belegt, ihm der Titel des allerchristlichsten Königs entzogen, und sein Königreich Demjenigen zugesprochen, der es erobern würde.

Der unermüdliche Papst Julius II., bis an sein Ende durch Gewalt und List den Fremdeneinfluß in Italien bekämpfend, erlag am 13. Februar 1513 dem Tode. Schon als 1511 derselbe schwer erkrankt danieder gelegen, war der ritterliche Kaiser Maximilian auf den wunderbaren Gedanken gerathen, selbst Papst, und somit zugleich geistliches und weltliches Oberhaupt der Christenheit zu werden, und nach des Papstes damaliger Genesung ging er denselben sogar an, ihn zu seinem Coadjutor zu ernennen. Der Papst Julius war dieser Zumuthung geschickt ausgewichen. Als er aber jetzt starb, eilten die Cardinäle, Maximilian's Absichten kennend, mit der neuen Papstwahl, welche am 11. April auf den Cardinal Johann von Medici

als Leo X. fiel, ſo ſehr, daß der Kaiſer nicht die Zeit gewann, ernſthafte Schritte zur Verwirklichung ſeines ſeltſamen Planes zu thun.

Geſchreckt durch das Bündniß zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte und dennoch nicht geneigt zum Nachgeben, näherten ſich die Venetianer ihrem bitterſten Feinde, dem Könige Ludwig von Frankreich, der, nachdem er vergebens alle Mittel in Bewegung geſetzt hatte, die Lombardie wieder an ſich zu bringen, ſelbſt die Hand dazu bot. Am 23. März 1513 wurde zu Blois zwiſchen Frankreich und Venedig der Friede und zugleich ein Bündniß abgeſchloſſen; Beide ſagten einander Beiſtand zu Wiedereroberung der verlorenen Gebiete zu. Dagegen wurde am 5. April zu Mecheln ein Bündniß zwiſchen dem Kaiſer, dem neuen Papſte Leo X. und den Königen Heinrich VIII. von England und Ferdinand von Aragonien und Neapel wider den König von Frankreich und deſſen Verbündete unterzeichnet.

Ludwig XII. ließ ein Heer gegen die Lombardie vorrücken, welches, da der Herzog Maximilian Sforza zum Kampfe nicht hinlänglich vorbereitet war, ſich ſchnell im Lande ausbreiten konnte. Mailand capitulirte; Genua, zugleich von inneren Parteien bedrängt, wurde erobert, und ein neuer, franzöſiſch geſinnter Doge dort eingeſetzt. In kurzer Zeit war das Herzogthum Mailand halb in den Händen der Franzoſen, halb in jenen der Venetianer. Von dem Sturme auf Novara aber wurden die Franzoſen mit Verluſte zurückgeſchlagen, dann in ihrer dortigen Stellung von den, mit dem Papſte verbündeten Eidgenoſſen am 6. Juni wüthend angegriffen und vollſtändig beſiegt. Ueber zehntauſend Todte koſtete ihnen dieſe blutige Niederlage, welche ihren ganzen Feldzug beendigte. Sie eilten durch Piemont und über die Alpen nach Hauſe; die mailändiſchen Städte mußten ſich wieder dem Herzoge Maximilian Sforza unterwerfen; auch aus Genua entflohen die Franzoſen und ihr Anhang, und unter ſpaniſchem Schutze wurde ein neuer Doge eingeſetzt. — Die Nachricht von der Niederlage und gezwungenen Heimkehr der Franzoſen hielt auch die Venetianer im weiteren Vordringen auf; ſie verließen ihr Lager bei Cremona, und zogen ſich zurück. Unterweges ſuchten ſie Verona zu erobern, wurden aber, nachdem ſie die Stadt heftig beſchoſſen, durch den kaiſerlichen Befehlshaber, Wilhelm von Roggendorf, von den Mauern vertrieben, und warfen ſich nach Padua hinein, wo ſie vergebens von den kaiſerlichen und ſpaniſchen Truppen belagert wurden. Unweit Vicenza erlitten am 7. October die Venetianer eine empfindliche Niederlage durch die Verbündeten.

Auch der König Heinrich VIII. von England, als Mitglied des Bundes, zögerte nicht, die gemeinsame Sache zu unterstützen. Zu Ende Mai führte er ein Heer von 45,000 Mann über den Canal nach Calais, rückte dann in die Grafschaft Artois ein, und begann am 17. Juni Terouenne zu belagern. Bei Aire stieß der Kaiser zu ihm, mit einigen tausend Mann Truppen aus den Niederlanden. Um den Platz zu entsetzen, zog der Herzog von Longueville mit einem starken französischen Heere heran. Der Kaiser ging ihm mit der ganzen Reiterei der Verbündeten entgegen, während der König Heinrich ihm mit dem Fußvolke folgte. Am 17. August stieß der Kaiser bei Guinegate, dem Schauplatze seines früheren Sieges, auf Longueville, und warf sich mit solchem Ungestüme auf die französischen Reiter, daß diese die Sporen zum Fliehen gebrauchen mußten, noch ehe sie die Schwerter alle ziehen konnten; daher dieses Treffen, zum Unterschiede von jenem ersten, auch die „Sporenschlacht" genannt worden ist. Bald darauf ging Terouenne, später auch Tournay an die Verbündeten über.

Aus den schweizerischen Hilfsvölkern, dem Aufgebote des Adels der Freigrafschaft und dreitausend deutschen Reitern hatte der Kaiser noch ein anderes ansehnliches Heer gegen Frankreich gebildet, um das Herzogthum Burgund zu erobern. Dijon wurde belagert, aber durch einen, von dem Befehlshaber des Platzes den Eidgenossen gespielten Betrug gerettet. Auch Ludwig XII. mußte, da die offenbare Uebermacht gegen ihn war, seine Zuflucht zur List nehmen. Es gelang ihm, die Glieder des Mechelner Bündnisses einzeln zu gewinnen, und sie zum Frieden zu bewegen. Den Papst Leo X. begütigte er durch Verwerfung des pisanischen, und Anerkennung des lateranischen Concils, und entzog ihn durch einen am 6. October zu Rom geschlossenen Vergleich dem Bunde. Dem Könige von Aragonien trug er die Hand seiner zweiten Tochter Renate für einen der beiden Erzherzoge, Karl oder Ferdinand, an, und schloß mit ihm, unter Verzichtleistung auf Neapel, am 1. December 1513 zu Blois einen Vertrag, der auch den Beifall des Kaisers hatte, weil seine Enkel darin sehr vortheilhaft bedacht waren. Aus diesem Grunde ließ der Kaiser am 13. März 1514, gemeinschaftlich mit dem Könige von Aragonien und dem Erzherzoge Karl, einen einjährigen Waffenstillstand mit Ludwig XII. abschließen, der während dieser Zeit Nichts gegen Mailand zu unternehmen gelobte. Am 7. August darauf erfolgte zu London auch der Friede zwischen Frankreich und England. Ehe noch Ludwig XII. aus

diesen Friedensschlüssen Vortheile für seine zu keiner Zeit aufgegebenen Absichten auf Mailand ziehen konnte, wurde er am 1. Januar 1515 vom Tode ereilt. In den venetianischen Provinzen währte, obschon nur in kleineren Gefechten, der Kriegszustand fort, da die Republik, ungeachtet der ernsthaften Vermittelungsversuche des Papstes, und trotz der erlittenen Verluste, durchaus in keine Gebietsabtretung willigen wollte.

Franz I., welcher dem Könige Ludwig XII. auf dem Throne von Frankreich folgte, nahm den Plan der Wiedereroberung der Lombardie mit gleichem Eifer auf, wie sein Vorgänger. Um ihn daran zu hindern, schlossen im Mai 1515 die eidgenössischen Cantone einen Bund mit dem Kaiser, dem Könige von Aragonien und dem Herzoge Maximilian Sforza, zur Vertheidigung Mailands, wenn dieses von den Franzosen angegriffen werden sollte. Der Papst trat diesem Bündnisse bei. Dagegen erneuerten England und Venedig ihre Verträge mit Frankreich, und der Doge von Genua versprach, in Folge geheimen Vertrages, dem Könige Franz, ihm die Straße durch Ligurien zu öffnen, und die Herrschaft in Genua an ihn abzutreten. Selbst der junge Erzherzog Karl, welcher vor Kurzem die Regierung der Niederlande wirklich angetreten hatte, suchte des gefährlichen Nachbars sich in Güte zu versichern, und ging daher am 24. März einen Freundschaftsvertrag mit Franz I. ein, worin ihm die Hand der Prinzessin Renate nochmals angelobt wurde. Zwar wurden die Alpenpässe von den Eidgenossen, in Gemeinschaft mit der päpstlichen und mailändischen Reiterei, versperrt; aber das französische Heer umging durch einen beschwerlichen Marsch jene Stellung, und bahnte sich den Weg nach der Lombardie.

Die Botschaft von diesem schnellen Vordringen der Feinde machte auf die Verbündeten keinen günstigen Eindruck. Der Papst war schon im Begriffe, mit dem Könige von Frankreich sich auf neutralen Fuß zu stellen. Unter den eidgenössischen Hilfsvölkern aber herrschte Zwiespalt, ob man mit Frankreich unterhandeln sollte, oder nicht. Wirklich schlossen die Anführer einen, auf die Dijoner Uebereinkunft gestützten Vergleich, den zwar der eintreffende Oberanführer aller Schweizertruppen, Bürgermeister Rösch aus Zürich, verwarf, aber doch nicht hindern konnte, daß gegen siebentausend seiner Leute nach Hause zogen. Ihnen folgten, nachdem die Franzosen am 13. und 14. September bei Marignano über sie gesiegt hatten, auch die übrigen ihrer Landsleute. Herzogthum und Hauptstadt Mailand unterwarf

sich dem Könige von Frankreich, und am 14. October verzichtete der Herzog Maximilian Sforza zu Gunsten Frankreichs auf sein Herzogthum, und beschloß, seine ferneren Tage, gegen einen Jahrgehalt, in Frankreich zu verleben. Einen Tag früher unterzeichnete, von dem Bunde zurücktretend, der Papst zu Viterbo einen Vergleich mit Frankreich, wobei er Parma und Piacenza an Mailand, Modena und Reggio an Ferrara abzutreten sich verpflichtete. Auf dem Congresse zu Genf am 7. November schlossen acht eidgenössische Cantone einen Vertrag mit Frankreich, und verzichteten auf die italienischen Landschaften Valtellin, Luggano, Locarno und Chiavenna; die übrigen fünf Orte: Zürich, Uri, Schwyz, Basel und Schaffhausen, verweigerten die Bestätigung des Vertrages. Diese Orte gestatteten auch dem Kaiser, der während des Winters große Rüstungen zur Betreibung des Krieges unternahm, freie Werbungen.

Im März 1516 zog der Kaiser, an der Spitze eines, aus fünfzehntausend Schweizern, zehntausend deutschen und spanischen Fußgängern und fünftausend Reitern bestehenden Heeres, in Eilmärschen über Trient nach Oberitalien, befreite durch seine Ankunft das von den Franzosen und Venetianern hart bedrängte Brescia, und begann die Stadt Mailand zu belagern, in welche sich die Franzosen geworfen hatten. Schon war die Stadt der Uebergabe nahe, da langte ein in französischem Solde fechtendes Schweizerheer zum Entsatze an. Auf beiden Seiten weigerten sich die Schweizer, gegen einander zu kämpfen. Dieser Umstand, verbunden mit der Besorgniß eines Anschlags auf seine Person, und mit zunehmendem Geldmangel, nöthigte den Kaiser, die Belagerung Mailand's aufzuheben. Auf dem Rückzuge nach Tirol lichtete sich sein Heer durch häufige Desertionen. Brescia fiel nun in die Hände der Feinde; dagegen wurde Verona durch Wilhelm von Roggendorf glücklich entsetzt.

Am 23. Januar 1516 war der König Ferdinand von Aragonien aus dem Leben geschieden. Seine zweite Ehe war kinderlos geblieben, daher sein Enkel, der Erzherzog Karl, ihm auf den Thronen von Aragonien und Castilien, dann auf jenen von Sicilien, Sardinien und Neapel nachgefolgt. Dieser bedurfte, zur Befestigung seiner Herrschaft in dem neu vereinigten spanischen Staate, der äußeren Ruhe. Für Franz I. war dagegen Karl's Freundschaft von Wichtigkeit. So suchten und fanden sich beide Monarchen, und unterzeichneten am 13. August 1516 den Vertrag von Noyon, welcher

von den früheren Verträgen darin abwich, daß der König Karl, ſtatt mit Ludwig's XII. Tochter Renate, ſich mit der damals erſt ein Jahr alten Tochter des Königs Franz, der Prinzeſſin Louiſe, oder einer anderen, noch zu erwartenden Tochter desſelben, vermälen ſollte. Zur Mitgift wollte Franz der Braut die Anſprüche Frankreichs auf Neapel geben. Ungeachtet dieſes Vertrages, ſchloß ſich Karl dem zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von England am 29. October zu London unterzeichneten Schutzbündniſſe an. Die Eidgenoſſen traten demſelben, obſchon der Kaiſer ſie dazu aufforderte, nicht bei; ſie gingen vielmehr am 29. November 1516 zu Freiburg mit dem Könige Franz den ſogenannten ewigen Frieden ein. Am 19. December wurden von dem lateraniſchen Concil die zwiſchen dem römiſchen Stuhle und Frankreich am 18. Auguſt abgeſchloſſenen Concordate beſtätigt. Der Kaiſer ſtand daher gegen Frankreich beinahe vereinzelt, und ſo gelang es den Vorſtellungen ſeines Enkels, des jungen Königs von Spanien, am 4. December 1516 unter eigenem Beitritte den Friedesvertrag von Brüſſel zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von Frankreich zu bewerkſtelligen. Der Kaiſer hatte Verona den Franzoſen, dieſe aber die genannte Stadt den Venetianern zurück zu ſtellen, Letztere dafür dem Kaiſer zweimalhunderttauſend Ducaten zu entrichten. Die Gränzſtreitigkeiten zwiſchen dem Reiche und der Republik ſollten von dem Könige von Spanien und Frankreich unterſucht und entſchieden werden, daher zwiſchen dem Kaiſer und Venedig ein achtzehnmonatlicher Waffenſtillſtand eintreten, während dieſer Friſt beide Theile ihre Eroberungen behalten. Zu Cambray kam am 11. März 1517 noch überdies ein allgemeines Vertheidigungsbündniß zwiſchen dem Kaiſer und den Königen von Spanien und Frankreich, nebſt einem Bunde zum Angriffe gegen die Türken, zu Stande. Dagegen verzog ſich die Ausgleichung mit der Republik Venedig noch länger, da dieſe, geſtützt auf die Hilfe des Königs von Frankreich, mit welchem ſie am 8. October 1517 ein Bündniß zu gegenſeitiger Vertheidigung ihrer italieniſchen Provinzen einging, durchaus keine Zugeſtändniſſe machen wollte, während der Kaiſer eben ſo feſt darauf beſtand, einen Theil ſeiner Eroberungen zu behalten. Erſt am 17. Auguſt 1518 wurde zwiſchen dem Kaiſer und der Republik ein Waffenſtillſtand auf fünf Jahre bewirkt, mit der Beſtimmung gegenſeitiger Handelsfreiheit der Unterthanen; der Senat von Venedig verpflichtete ſich, dem Kaiſer hunderttauſend Dukaten zu bezahlen. Oeſterreich hatte, bei dem

Ausgange dieses langwierigen Kampfes, sein Gebiet mit den Bezirken von Roveredo, Ampezzo, Riva, und den vier Vicariaten vergrößert.

In der windischen Mark war während des Sommers 1517 ein großer Aufstand der Bauern gegen ihre Gutsherrschaften ausgebrochen. Vergebens gelobte man ihnen Abstellung der schweren Lasten, über welche sie Klage führten. Einmal entfesselt, war der wilde Strom des Aufstandes nicht mit friedlichen Mitteln mehr zu dämmen. Die Bauern wütheten planlos im Lande umher, und weiheten Alles, was ihnen verhaßt war, einer grausamen Rache. Da zog der Landeshauptmann, Sigmund von Dietrichstein, gegen sie aus, und verwies sie blutig zur Ruhe.

Zu Innsbruck hielt im Frühjahre 1518 der Kaiser einen großen Landtag der Abgeordneten aller österreichischen Erbländer, welche namhafte Summen zur Tilgung der Landesschulden bewilligten, und sich auf fünf Jahre zur wechselseitigen Hilfleistung vereinigten. Auch machte der Kaiser den Ständen Vorschläge zu einer neuen Einrichtung der Verwaltung dieser Provinzen, die jedoch, wegen seines baldigen Hintrittes, nicht mehr zur Ausführung kam. Die Ausarbeitungen dieses Landtages, welche durch dessen Abschied vom 24. Mai bestätigt worden, führen den Namen des „Innsbrucker Libells".

Im Juli 1518 eröffnete der Kaiser Maximilian zu Augsburg seinen letzten Reichstag. Abermals war er eifrigst bemüht, die Stände zu entschiedenen Maßregeln gegen die immer wachsende Gefahr der Osmanen zu bewegen. Der Papst unterstützte ihn in seinem Bestreben, und ließ ihm durch den Cardinal Cajetan einen geweihten Hut und Degen überreichen, wodurch er ihn als obersten Anführer des gegen die Osmanen aufzubietenden christlichen Heeres bestätigte. Doch auch diesmal waren Vertröstungen und halbe Maßregeln, Alles, was der Kaiser von dem Reiche erlangen konnte. Eben so vergebens bemühte sich der Kaiser, auf diesem Reichstage die Erwählung seines Enkels, des Königs Karl von Spanien, zum römischen Könige zu bewirken. Mehre Stände versprachen ihm ihre Zustimmung; aber durch den Papst und den König von Frankreich, welcher eigene Plane auf den deutschen Thron verfolgte, wurde diese Hoffnung zu Nichte gemacht. Auch der Kirchenfriede wurde auf diesem Reichstage um Nichts gefördert; denn die Disputation des nach Augsburg geforderten Luther mit dem Cardinale Cajetan blieb für beide Theile ohne Wirkung, zumal da Ersterer, Gefahr

für ſeine perſönliche Sicherheit befürchtend, plötzlich in aller Stille abreiſete. Wir werden den Verlauf der Reformation, beſonders in ihrem Bezuge auf die öſterreichiſchen Länder, bei dem nächſten Zeitabſchnitte im Zuſammenhange erzählen.

Trübſinnig, um viele ſchöne Hoffnungen ärmer, ein ſchleichendes Fieber in ſeinen Adern, ſchied der Kaiſer von dem ſtürmiſchen Reichstage. Noch mehr that man auf ſeiner Durchreiſe in Innsbruck ſeinem Herzen weh. Die daſige Bürgerſchaft, wegen angeblich unbefriedigter vieljährigen Forderungen an ſeinen Hofſtaat, nahm ſein Gefolge gar nicht unter ihr Dach. Der Kaiſer hatte Tirol ſtets beſonders im Herzen getragen; darum ſchmerzte ihn dieſe Unbill doppelt. Sein Unwohlſeyn nahm zu. Da er aber die Arzneikunſt, die er ſelbſt nach den Begriffen jener Zeit erlernt, gering achten mußte, ſo verſuchte er, wie er ſchon früher einmal mit Erfolg gethan, ſich ſelbſt zu heilen. Doch wollte das Uebel ſich nicht zwingen laſſen, und, die Hoffnungsloſigkeit ſeines Zuſtandes wahrnehmend, ließ er auf dem Wege von Innsbruck nach Wels ſich einen Karthäuſer aus Freiburg im Breisgau holen, den er ſeinem Hofſtaate vorſtellte, ſagend: „Dieſer Mann ſoll mir den Weg zur Seligkeit weiſen.“ Auf der Waſſerfahrt nach Wels nöthigte ihn das Fieber, anzuhalten. Noch einmal erraffte ſich ſeine gewaltige Natur. Durch körperliche Anſtrengungen, Jagden und Reiherbeizen meinte er das ſinkende Leben zu erwecken; aber ſeine Kraft brach zuſammen, und bald erſtand er nicht mehr vom Lager. Er betrachtete ſich fortan als einen Sterbenden, ließ ſich nicht mehr kaiſerliche Majeſtät, ſondern kurzweg Maximilian nennen, und um das Loos des Staubes grell zu verſinnlichen, ertheilte er den Befehl, daß man ſeiner Leiche die Haare abſchneiden, die Zähne ausbrechen und zerſtoßen, und in ſeiner Hofkapelle vor Aller Angeſicht zu Aſche brennen ſollte. Doch ließ er auf ſeinem Schmerzenlager ſich Geſchichtsbücher vorleſen, gleichſam um den Eindruck des räthſelhaften Weltgeſchicks in das verklärende Jenſeit mit hinüber zu nehmen. Als man ihn ermahnte, ſich auf ſein Ende zu bereiten, erwiederte er: „Das habe ich längſt gethan; jetzt wäre es wohl zu ſpät dazu.“ Er gebot, ſeine Leiche einen Tag lang öffentlich auszuſtellen, damit jeder ſeiner Unterthanen des allgemeinen Looſes der Sterblichkeit um ſo beſſer eingedenk ſey. Zum Abſchiede reichte er allen ſeinen Räthen und Dienern die Hand, ihre Klagen mit den Worten zurückweiſend: „Weshalb weinet Ihr, daß Ihr einen ſterblichen Menſchen ſterben ſehet?“ Er verſchied

zu Wels am 12. Januar 1519, sechzig Jahre alt, von denen er sechs und zwanzig regiert hatte. Seinem Befehle gemäß, wurde er in den längst bereit stehenden Sarg, den er schon seit mehren Jahren überall bei sich gehabt hatte, gelegt, und in der Schloßkirche zu Wiener-Neustadt, an der Seite seiner Mutter, unter dem Hochaltare so begraben, daß Kopf und Herz unter die Füße des Messe lesenden Priesters zu liegen kamen.

Maximilian war ansehnlich groß, edel und kraftvoll gebaut, Gang und Bewegung fest und gebietend; von außerordentlichem Feuer und Ausdrucke war sein blaues Auge. Er hatte langes, goldgelbes Haar, das jedoch frühzeitig bleichte; seine Gesichtsfarbe war frisch und kräftig; seine Adlernase, seine stark ausgewölbte Stirn, sein einnehmender Mund verliehen ihm einen unvergleichbaren Ausdruck von Hoheit und männlicher Anmuth. Er war feurigen Wesens, leicht aufzureizen, doch auch leicht versöhnlich, wohlwollend und von einer rastlosen Thätigkeit, voll edlen fürstlichen Stolzes und zugleich aufgeklärter menschlicher Demuth. Gleich seinem Vater, schätzte er ausgezeichnete Gelehrte hoch, ohne Rücksicht auf ihre Geburt; denn, sagte er: „billig ziehe ich Diejenigen vor, welche die Natur selbst vorgezogen." Daher durften auch, auf dem Reichstage zu Freiburg, die Gelehrten Gold auf ihren Wämmsern und Mützen tragen, während der niedere Adel sich mit Silber bescheiden mußte. Maximilian bezweckte dadurch, daß der Adel die in den Zeiten des Faustrechtes verachteten Wissenschaften zu ehren und zu üben begann, und wurde so der Reformator des Adels. Als ein Ritter im ächtesten, edelsten Sinne, liebte er den Ruhm, und strebte mit Sehnsucht, das Gedächtniß seiner Thaten und Heldenabenteuer auf die Nachwelt zu bringen; denn, meinte er: „wer ime in seinem Leben kein Gedächtnus macht, der hat nach seinem Tod kein Gedächtnus, und desselben Menschen wird mit dem Glockenton vergessen." Durch seinen Geheimschreiber, Marcus Treitzsauerwein von Entreitz, ließ er, nach seinen eigenen und den Vorarbeiten vertrauter Diener, das bekannte Werk: „der Weiß-Kunig," verfassen, das, nebst seines Vaters, Kaiser Friedrich's III., Vermälung und Krönung, Maximilian's Geburt, Erziehung, Unterricht und Jugendgeschichte, seine Kriege und Heerfahrten beschreibt, den Zeitraum von 1450 bis 1513 umfassend. Desgleichen ließ er durch seinen Hofkaplan und Sekretär, Melchior Pfinzing, das berühmte Gedicht: „Teuerdank," ausarbeiten, das, in allegorischer Einkleidung, Maximilian's Brautwerbung um Maria von

Burgund, mit ihren Abenteuern und Fährlichkeiten ſchildert; wahrſcheinlich gebührt dem Kaiſer ſelbſt der größere Theil an der Autorſchaft dieſes Gedichtes. Der Geſchichte huldigte er mit Begeiſterung, zumal ſie ihn lehrte, die vielumfaſſenden Anſprüche ſeines erlauchten Hauſes, als deſſen Sprößling er mit freudigem Stolze ſich fühlte, zu ergründen und auszuführen. Beinahe ohne Gleichen war ſein Muth und ſeine Stärke, und in ritterlichen Uebungen that er es Allen zuvor. Krieg und Jagd übte er mit Leidenſchaft, und rückſichtslos ſtürzte er ſich oft in gefährliche Abenteuer, unter welchen jenes, weiter oben erzählte, auf der ſogenannten Martinswand bei Innsbruck das verhängnißvollſte und bekannteſte. Aber außerdem beſtand er noch viele andere gefahrvolle Abenteuer in den Bergen Tirols, durch Schneelawinen, herabrollende Felsſtücke, angeſchoſſene Gemſen, die ihn mit ſich in den Abgrund zu reißen drohten. Nahe bei dem alten Hauptſchloſſe Tirol, hauſete in einer unzugänglichen Höhle ein alter, ſehr großer, von Heerden und Hirten weit gefürchteter Bär. Maximilian wagte ſich mit Lebensgefahr dahin. Der Bär, als er ihn ſah, richtete ſich wider ihn auf; Maximilian aber ſchleuderte ſeinen Speer auf den Bären, und traf ihn mitten durch den Bauch, daß das Unthier über die Wand hinab in den Abgrund ſtürzte. Zu Utrecht jagte er, nur mit einer Schaufel bewaffnet, zwei Löwen von ſich fort, und in München fuhr er einem ſechsjährigen Löwen mit der Fauſt in den Rachen, und riß ihm die Zunge heraus. Manchmal ſtieg er auf die höchſten, ſogar baufälligen Thürme, und auf deren Geſims vortretend, ſtreckte er einen Fuß um den anderen weit in die Luft hinaus. Zwei franzöſiſche Ritter, welche die deutſche Nation gehöhnt, und bisher aus allen Kämpfen ungeſtraft hervorgegangen waren, ſtach er in den Sand; in Hennegau vertheidigte er ganz allein ſich gegen ſechs franzöſiſche Küraſſiere, und tödtete ihrer vier, und in einem Treffen in Geldern erlegte ſein Arm mit Schwert und Armbruſt über vierzig Feinde. Doch war er nicht blos unerſchrocken und den Wagniſſen hold; er trug auch den Ernſt des Lebens und die Bedeutung ſeines Berufes in der Bruſt, und war nicht nur der erſte Ritter, ſondern auch Fürſt und Vater ſeiner Völker. Seine Verdienſte um Deutſchland, und insbeſondere um Oeſterreich, ſind groß und unvergeßlich. Von ihm wurde die kaiſerliche Hofbibliothek geſtiftet; die erſten vollſtändigeren Polizei-Ordnungen, die erſten Dikaſterien, die erſten Armenanſtalten, der Reichshofrath für die wichtigſten Reichs- und Rechtsſachen, Regiment und Kammer zu Wien, Graz und Innsbruck, ſind

von ihm ausgegangen; er war es, der, von der Emsigkeit der Taxis unterstützt, in den Niederlanden zuerst die Posten errichtete. Sein letztes Werk war die Einführung einer allgemeinen Landesbewaffnung, einer imposanten Infanterie-Reserve, Aufstand in Masse (auf den Glockenstreich in der Noth). Manches ließ sein kühner Muth ihn beginnen, was zu vollführen nicht in den Umständen, oder nicht in seiner Ausdauer lag; er entbrannte leicht für jede große Idee, wurde aber durch die größere auch leicht davon abgezogen, und Manches in dem, was er unternommen und gethan, ist daher Stückwerk geblieben. Mehr jedoch, als sein beweglicher Sinn, trug die eigennützige Gleichgiltigkeit, die frostige Unzuverlässigkeit der Menschen, auf welche zu vertrauen er trotz aller erfahrenen bitteren Täuschungen nicht verlernte, die Schuld daran, daß er nicht Alles vollenden konnte, was er angefangen, und daß er, wie er zu früh begann, auch oft zu früh nachließ. Aber den großen, edlen Gedanken, Deutschlands inneren Unfrieden zu enden, sowohl durch das Gesetz des Landfriedens, wie auf geistigem Wege durch Pflege der Wissenschaft und Sänftigung der Gemüther, hat er vollkommen erreicht, und hierin die Aufgabe seiner Zeit verstanden als ein Weiser, sie durchgekämpft als ein Held.

Wie dann, durch die Theilungsverträge zwischen Kaiser Maximilian's Enkeln, dem Könige Karl und dem Erzherzoge Ferdinand, das Haus Habsburg-Oesterreich sich in eine spanische und eine österreichische Linie trennte — ein Ereigniß, das, als Schlußstein der Periode, hier nicht unerwähnt bleiben konnte, in seinem Zusammenhange aber der zunächst folgenden Zeit angehört — werde in dem kommenden Abschnitte unseres Werkes erzählt. Doch müssen wir vorher die Gesammtgeschichte Oesterreich's mit den Particulargeschichten der durch Ferdinand erworbenen Reiche Böhmen und Ungarn (in welch' Letzterem dieses Königs allgemeine Anerkennung später erfolgte, als in Böhmen) bis zu deren Einmündung in den großen Staatenverband, unterbrechen.

Innere Verhältnisse und Culturzustände Oesterreich's während des fünfzehnten Jahrhunderts.

Unter gewaltigen Zuckungen verschied das Mittelalter. Alle heißen, gährenden Kräfte, aus denen es zusammengesetzt gewesen, bäumten sich an

seinem Ausgange noch einmal auf, und schienen, ihre nahe Niederlage wahrnehmend, in wilder Selbstvernichtung enden zu wollen. Von allen Seiten begannen die siegreichen Waffen einer neuen Zeit gegen dasselbe anzudringen. Die Feuerschlünde zertrümmerten die steilen Trutzfesten des Raubrittersthums: die Buchdruckerkunst trug auf ihren schnellen Schwingen den Geist der Forschung, der sich seither in Gelehrtenstuben oder hinter Klostergittern eingeschlossen hatte, frei über alle Länder und über alle Stände, und nahm der Herrschsucht kleiner Tyrannen, welcher Berthold Schwartzens Erfindung die Waffe der Gewalt entrissen, nun auch noch die gefährlichere Waffe des Vorurtheils. Die Kirche, durch häufigen Zwiespalt und schließlich durch die Reformation in ihrem eigenen Schooße entzweit, warf, nach stürmischer Krisis, siegend von sich, was Fremdartiges und Ungehöriges sich ihr angedrängt hatte, und es lag im Beschlusse der Vorsehung, daß jene Elemente, die sich feindselig von ihr losgerissen, und an ihrer Vernichtung arbeiteten, vielmehr sie zu kräftigen dienten; an Gebietsumfang hat sie durch die Reformation verloren, an wahrer, geistiger Macht hat sie durch selbige gewonnen; denn was Göttliches an ihr, war durch Menschenwitz nicht loszutrennen, und leuchtete freier und herrlicher, seit von der Hülle, die es eingeschlossen, Manches abgefallen. Und also siegreich wird sie auch aus jeglichem Kampfe hervortreten, den geistige oder weltliche Anstrengungen ihr ferner bieten mögen.

Kaiser Maximilian's ewiger Landfriede war der Todesstoß des faustrechtlichen Mittelalters, das unmittelbar vorher, gleich einer verlöschenden Flamme, noch einmal doppelt grell aufgeflackert hatte. Man darf nicht, wie es häufig geschieht, die Bestimmungen, welche den gemeinen Landfrieden betreffen, mit solchen verwechseln, welche den vertragsweise angenommenen zum Gegenstande haben. Der gemeine Landfriede brauchte nicht erst geboten oder vertragsweise geschlossen zu werden; er war zu jeder Zeit gesetzlich, und wurde durch Raub und andere Gewaltthätigkeit, durch Fehde, die nicht gehörig angesagt, oder gegen den, welcher sich zu Recht erboten hatte, unternommen wurde, gebrochen. Die Bestimmungen, die sich hierauf beziehen, schärfen blos ein, die, welche ihn brechen, gehörig zu strafen; wiederholen in dieser Rücksicht die alten, längst gesetzlich sanctionirten Bestimmungen; verbieten, solche Friedensbrecher zu unterstützen oder zu hausen, und ermahnen die vollziehende Gewalt bei eigener Verantwortlichkeit zur Thätigkeit.

Es ist daher ein Irrthum, die damalige Verfassung zu beschuldigen, sie habe gesetzlich das Faustrecht zugelassen, wenn man unter diesem Ausdrucke versteht, man habe, ohne sich einer Strafe auszusetzen, willkürlich Gewaltthätigkeiten begehen dürfen. Der Mangel lag gar nicht in den Gesetzen, sondern in der Schwäche der vollziehenden Gewalt, zu deren Verstärkung man eine neue Anstalt nöthig hatte. Die erste Quelle des Uebels waren die Gewaltthätigkeiten der mächtigeren Reichsstände gegen die minder bedeutenden, und da sie diesen gewöhnlich das Recht versagten, der kaiserliche Hof auch oft mehr nach Gunst, als nach strengem Rechte, in solchen Sachen urtheilte, und, wenn er nicht einen Krieg führen wollte, oft Nichts für den Unterdrückten thun konnte, so erlaubten sich auch gar Viele, welche hätten klagen sollen, Gewaltthätigkeiten als Repressalien, und ein solcher Zustand führte denn allmälig zu einer Verwilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, in welcher Niemand den Räubereien und Gewaltthätigkeiten Einzelner mehr gewachsen war. Eine ganz andere Bedeutung hatten die vertragsmäßigen Landfrieden, wenn sie gleich den Zweck hatten, die Erhaltung des gemeinen Friedens möglich zu machen. Sie sollten die Verbündeten durch die Verpflichtung, jeden Friedensbruch an einem der Genossen oder ihrer Unterthanen, wenn es nöthig wäre, ahnden zu helfen, stark genug dazu machen, jede Gewaltthätigkeit zu unterdrücken, und sie sollten zugleich die rechtmäßige Fehde, welche wegen gebrochenen Friedens oder versagten Rechtes nach erfolgter Ankündigung begonnen wurde, ausschließen, indem Jeder das Recht vor Austrägen zu nehmen sich verpflichtete, und allenfalls von den Genossen dazu gezwungen wurde. Als außerordentliche Maßregel waren Landfrieden in diesem Sinne, seit der karolingischen Zeit oft von der königlichen Gewalt geboten, und noch öfter durch vertragsmäßige Vereinigung zu Stande gebracht worden. Den weisen Bemühungen des Kaisers Maximilian gelang es nun endlich, einen Landfrieden dieser Art, zu einer allgemeinen, dauernden Einrichtung zu machen, und obwohl noch oft gebrochen oder umgangen, blieb er doch seitdem stehende Verfügung, und in dem Verhältnisse, wie die gesetzliche vollziehende Gewalt innen und außen mehr und mehr erstarkte, hat sie ihm Geltung und Gehorsam zuwege gebracht.

Alles Große und Gewaltige drängte sich in jenem Scheidemomente des Mittelalters zusammen, und der Sinn entdeckte neue Welten, wie der

Geist. Der Genueser Columbus knüpfte eine neue Welt an die alte, breitete Habsburg's Erbe zu einem Reiche aus, in dessen Gränzen die Sonne nicht unterging. Aber unter Stürmen der Elemente, wie der Menschen, wurde die neue Welt gefunden; mit Ketten, wüthenden Grausamkeiten und dem Gewimmer niedergemetzelter oder geknechteter Autochthonen wurde ihr Besitz erkauft. Stiller und friedlicher that der Geist seine neue Welt auf, den flüchtigen Gedanken in unvergängliche Formen sammelnd, das schnell verrauschende Wort in tausenden und abermals tausenden von Abdrücken und Schriftzügen für ewige Zeiten fesselnd. Wen der Genius oder der Zufall auf die Erfindung der Buchdruckerkunst leitete, ob ein Deutscher, ein Böhme, ein Niederländer sie ersonnen, dieser Streit mag billig auf sich beruhen; er ist mehr ein biographischer, als ein national-geschichtlicher. Wird diese Kunst doch eben durch das Geheimniß, das über ihrer ursprünglichen Werkstätte schwebt, um so mehr ein Gesammteigenthum der Menschheit, aus deren Herzen sie hervorgegangen, ohne daß es auf den einzelnen Kopf ankommt, in welchem, mehr oder weniger durch Zufall, die Idee des ersten Versuches entsprang. Kaum geboren, entfaltete dieses Riesenkind seine Schwingen, flog aus Europa über Länder und Meere in alle Welttheile, und bahnte sich den Weg beinahe zu allen Völkern, Sprachen und Religionen.

In Oesterreich fand die Buchdruckerkunst an Kaiser Friedrich III., diesem tief und vielseitig gebildeten Monarchen, sogleich einen eifrigen Pfleger. Wie prophetisch erkannte sein Blick die Bedeutung, welche diese Erfindung dereinst erringen werde, und die damals kaum abzusehen war. Er setzte die Buchdrucker den Gelehrten an die Seite, schenkte ihnen den Adel, erlaubte ihnen, Gold zu tragen, und verlieh ihren Gesellen als Siegelmäßigkeit ein eigenes Wappen mit dem offenen Helme. Durch solche Vorrechte wurden österreichische Unterthanen nicht wenig ermuntert, sich der neuen Kunst zu widmen, und sie übten dieselbe nicht nur in ihrer Heimat, sondern auch mit Ruhm auf fremdem Boden. Ein Wiener Bürger, Ulrich Haan, der bei Fust und Schöffer sich gebildet, führte im Jahre 1466 die Buchdruckerkunst in der ewigen Stadt, in Rom, ein. Johann Wienner von Wien druckte 1476 in Vicenza den Virgil, und nach seiner Uebersiedelung nach Augsburg zu den Fuggern, wurde sein treffliches Werk durch Stephan Koblinger, ebenfalls aus Wien, fortgesetzt. In Wien erfann und ordnete, während der Fremdlingsherrschaft Johann Müller

von Königsberg (Regiomontanus) seine Ideen zur Vervollkommnung der Buchdruckerkunst. Aber schon früher, kurz vor dem Einfalle des Hunyady, scheint in Wien eine bleibende Druckerei bestanden zu haben; Denis sah den Tractat der Distinction von Hanns Pfarrer zu Maygen, Domherrn zu Wien und Passau, von 1482, für den frühesten bekannten Wiener Druck an. Die ältesten Wiener Drucker waren: Hanns von Winterburg bei Kreuznach (1492—1519); Hieronymus Binder (Doliarius, auch von seinem Vaterorte, Liebenthal bei Jauer, Philovallis), bald in Gesellschaft mit ihm, bald in Gesellschaft mit Hanns Syngriener (Singrenius) von Altötting, mit dem er am alten Fleischmarkt, den Lorenzerinnen gegenüber, später im Hause der medicinischen Facultät, in der Weihburggasse, sein Werk betrieb. Syngriener erscheint als Hausherr zum Winter unter den Tuchlauben. Rudolf Agricola war sein Schüler, die eigenen Söhne seine Nachfolger. Noch verdienen bemerkt zu werden: Hanns Kohl oder Carbo und Egyd Aquila. Die griechischen Wiener Arbeiten und jene aus den Bibelsprachen errangen bald vorzüglichen Ruf. — „Gedruckt in der Stadt Wien, zu Wien in Oesterreich, in der erlauchtesten Stadt des obern Pannoniens, einst Flaviana," — schrieben sie auf ihre Bücher. Unter Mathias beschäftigte Theobald Fejér, Bürger und Buchhändler zu Ofen, Verleger der Chronik des Thurocz, und beide Celtes die Winterburg'sche Presse. Aelter, als diese, war wohl jene des Wiener Bürgers Hanns Helm (Cassis). Die Brüder Leonard und Lucas Alantsee, von Augsburg, waren auch mit Venedig in häufigem Verkehr, Letzterer Hausherr auf der Brandstatt, „aller Wissenschaften Pflegevater" genannt, und bei St. Stephan begraben. — Die 1551 nach Wien berufenen, an den Platz der weißen Brüder eingesetzten Jesuiten, errichteten schon im fünften Jahre ihrer dortigen Niederlassung eine eigene Druckerei. Seit 1540 besteht eine Staatsdruckerei in Wien, denn Syngriener wurde privilegirt auf alle Verordnungen und Neuigkeiten. Die erste Hofzeitung wurde 1488 ausgegeben mit der Aufschrift: „Vermerkt die Hofmär aus dem Niederland," zur Beruhigung des über Maximilian's Schicksal hochbekümmerten Volkes, das ihn in der Haft der meuterischen Flamänder wußte. Es wurden in der Folge über viele wichtige Neuigkeiten Extrablätter herausgegeben: über die Türkengefahr; über den Venediger Krieg; über den französischen Wankelmuth; über die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen in der neuen Welt ꝛc.; über Widerruf oder Strafurtheil der Anhänger der lutherischen

oder wiedertäuferiſchen Lehre ꝛc. In dem jetzigen öſterreichiſchen Italien übten auch die Juden ſchon im fünfzehnten Jahrhunderte die Buchdruckerkunſt aus, und zwar um 1480 in Soncino im Herzogthume Mailand.

Unabſehbar waren die Folgen der Buchdruckerkunſt. Ein neues Band der Mittheilung umſchloß die vorher getrennten Geiſter; erſt jetzt wurde ein gemeinſames Forſchen, ein allſeitiger Austauſch der Ideen möglich. Bei den neuen, mächtigen Mitteln zu Wort und Gegenrede, welche jene Erfindung darbot, ſtreifte der alte, ſcholaſtiſche Zwang, welcher bisher, wie ein Greif, die Wiſſenſchaft bewacht hatte, ſich allmälig ab; ein freierer, friſcherer Athem durchſtrömte Schule und Leben; der Dunſt der Lampe, der Staub der Pergamente zerſtob. Reibungen, Anfangs unerbaulicher Art, begannen; dennoch dienten ſie, die Atmoſphäre der Wiſſenſchaft zu reinigen. Die ſteife Trockenheit der Fachgelehrten, vorher als Gefäße unverſtandener Weisheit angeſtaunt und verehrt, wurde nun häufig ein Gegenſtand der Spötterei, da mit der Buchdruckerei der ſchnelle Witz häufig der langſamen Schulweisheit den Rang abgewann. Der gefeierte Rudolf Agricola, dem am Hofe Kaiſer Maximilian's die glänzendſten Anträge gemacht wurden, ſagte von den Gelehrten ſeiner Zeit: „daß die meiſten derſelben ſich auf die geſchwätzigen, ein leeres Geräuſch machenden, ſogenannten freien Künſte, verlegten, und ihre Zeit über dunklen, unnützen Disputen oder vielmehr Räthſeln verlören, die ſchon ſo viele Jahrhunderte keinen Oedipus gefunden, welcher ſie aufzulöſen vermocht, und auch nie einen finden würden. Mit derlei Dingen plagten ſie die arme Schuljugend; dieſe prägten ſie ihnen mit Gewalt ein, und erſtickten dadurch alle Hoffnung und beſſere Erwartung, welche die Köpfe der Schüler gäben, ſchon im Keime." —Dagegen eiferten die Univerſitätsgelehrten eben ſo heftig gegen die Humaniſten oder Befliſſenen der ſchönen Wiſſenſchaften, welche Letztere ihnen als ein Unding erſchienen, während die Humaniſten wiederum das Wiſſen der Fachgelehrten für unverſtändlichen Wortkram und nichtsbedeutende Subtilitäten auslegten.

Auch in Oeſterreich machte das, durch die Buchdruckerkunſt neu angeregte, wiſſenſchaftliche Leben ſich geltend, und die Univerſität gewann durch ihre Profeſſoren großen Ruf und ſtarken Beſuch. 1497 war der als Dichter mit Recht hochgefeierte Konrad Celtes berufen worden, und ihm verdankt Wien einen großen Theil des gelehrten Rufes, welcher im Anfange des 16. Jahrhunderts in allen Ländern erſcholl für Wien

der Impuls zu einer Thätigkeit, welche in kurzer Zeit die herrlichsten Früchte zu Tage förderte. Schon früher hatte Celtes eine gelehrte Gesellschaft am Rheine (Sodalitas literaria Rhenana) zu Stande gebracht; er veranlaßte die Gründung einer ähnlichen auch in Wien unter dem Namen: gelehrte Donaugesellschaft (Sodalitas Danubiana). Die durch Rang und wissenschaftliche Bildung ausgezeichnetsten Männer traten dem Vereine bei; ein eigenes Haus in der Singerstraße ward ihm gewidmet, und als Celtes (1497) in Wien ankam, begrüßten ihn schon die vorzüglichsten Mitglieder mit Gedichten als Zeichen ihrer Verehrung. Wir nennen aus ihnen: Peter Krachenberger (Pierius Craccus), ein Passauer, Maximilian's Geheimschreiber, Geschichtsforscher und Redner; Augustin Käsenbrot (Augustinus Olomucensis), als Epigrammatiker vorzugsweise ausgezeichnet; Johann Spießhammer (Cuspinianus), gekrönter Dichter, Historiograph und vielseitiger Staatsmann; Andreas Stöberl (Stiborius), von Vilshofen in Baiern, Mathematiker und Domherr zu Wien; Johann Stabius, Mathematiker, Dichter, Geschichtschreiber und Maximilian's unzertrennlicher Begleiter auf allen seinen Feldzügen und Reisen; Bartholomäus Steber (Scipio), Sohn eines Wiener Bürgers, vorzüglicher Arzt und Redner; Johann Schlechta, König Wladislav's Leibarzt, Freund des großen Erasmus und Bohuslav's Lobkowitz von Hassenstein; Georg von Reudegg, aus einer alten und berühmten Familie Oesterreich's, Jurist und Wladislav's Secretär, späterhin Kanzler zu Wien, Bischof zu Trient und Statthalter im eroberten Verona; Theoderich Velsen (Ulsenius), ein Friese, Arzt und glücklicher Dichter; Heinrich Spieß (Cuspidius) von Heidelberg, ein Schüler von Celtes, Jurist; die Gebrüder Peter und Franz Bonomi, aus einem alten Patriciergeschlechte von Triest, Beide durch ihre bürgerliche Stellung und literarische Wirksamkeit ausgezeichnet; Johann Vitez, einst Mathias Corvin's Freund, Bischof zu Veßprim und Wien. Die Gesellschaft bestand nicht lange, aber sie hatte doch manche wohlthätige Anregung hinterlassen, deren Folgen nicht ausblieben.

Der neue Aufschwung der Wissenschaft und das achtungsvolle Vertrauen zu ihren Jüngern nahm besonders auch auf Rechtspflege und Gesetzgebung Einfluß. Die Doctoren an den Hoflagern verbannten allmälig das zwar nationale, aber durch den Wechsel der Zeitverhältnisse in mehrfacher Hinsicht barbarisch gewordene Gewohnheitsrecht, wenn sie auch häufig ein

mißverſtandenes und mit gewaltſamer Handhabung auf neue Fälle angewandtes römiſches Recht an deſſen Stelle ſetzten. So bereitete ſich auch in Deutſchlands Rechtszuſtänden der Uebergang zu einer neuen Zeit vor. Selbſt die Medicin, ſeit Jahrhunderten in todten Theorien feſtgewachſen, begann einige Lebenszeichen von ſich zu geben. Von den klaſſiſchen Floskeln altgriechiſcher Aerzte, von den kabbaliſtiſchen Narrenſtreichen der Nichtswiſſer und Charlatane, entfernte man ſich nach und nach auf dem Wege der Forſchung und Erfahrung. Der Pflege der Arzneiwiſſenſchaft an der Hochſchule Wien's iſt nachzurühmen, daß ſchon zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts die Leichenöffnung, gegen welche dazumal doch allenthalben das äußerſte Vorurtheil beſtand, und gegen deren Zuläſſigkeit noch heut zu Tage Englands Geſetze verwahren, im Gebrauche war. Im Jahre 1440 ereignete ſich bei Vornahme einer Leichenöffnung in Wien der Fall, daß durch wiederholte Waſſerbegießung des vermeinten Leichnams ein Scheintodter wieder zum Leben erwachte.

Die Sitten, an Rauhigkeit abnehmend, blieben doch noch immer derb, handfeſt, und erregten daher häufig den Aerger oder den Spott der gewandteren italieniſchen Nachbarn. Das Gemälde, welches Aeneas Sylvius aus jener Zeit von Wien entwirft; läßt durch alle Uebertreibungen und ſogar Entſtellungen doch den ungefähren Kern des geſchilderten Gegenſtandes durchſchimmern. „Die Häuſer der Bürger" — ſagt er — „ſind hoch und geräumig, wohlgeziert, gut und feſt gebaut; ein angenehmer Hofraum, mächtige Zimmer, die ſie Stuben nennen und heitzen, denn der Winter iſt ſehr rauh. Ueberall ſind Fenſter von Glas, und Thüren und Gitter meiſt von Eiſen, die Vögel ſingen in den Stuben, und man erblickt zahlreiches und köſtliches Geräth. Den Roſſen und jeder Gattung Zugvieh öffnen ſie weite Ställe. Die Häuſer tragen ihre Giebel hoch, ſie ſind mit Geſchmack und Pracht verziert, meiſt von innen und von außen bemalt, durchaus von Stein, die Dächer aber leider meiſt mit Schindeln, die Minderzahl mit Ziegeln gedeckt. Wo du zu einem Bürger geheſt, meinſt du in eines Fürſten Haus zu treten. Die Häuſer der Prälaten und des hohen Adels ſind frei, und der Stadtmagiſtrat hat keine Gerichtsbarkeit in ihnen. Die Keller ſind ſo tief und ſo weit, daß das allgemeine Sprichwort gilt, es gebe ein oberirdiſches und ein unterirdiſches Wien. Die Straßen und Gaſſen ſind mit hartem Geſtein gepflaſtert, das den Wagenrädern ſehr gut widerſteht. Dem Herrn des

Himmels und der Erden sind herrliche Kirchen erbaut, aus behauenen Steinen, groß und hell, mit herrlichen Säulenordnungen, vielen und kostbaren Reliquien, mit Gold, Silber und Edelgestein, reichem Kleinod und Kirchengeräth. Die Geistlichkeit ist reich gestiftet. Der Probst bei St. Stephan untersteht dem heiligen Stuhle unmittelbar. Die Stadt ist im Passauer Sprengel; aber die Tochter ist größer, als die Mutter. Viele Häuser der Stadt haben eigene Kirchen, Kapellen und Priester. Es sind vier Bettelorden da, aber sie sind vom Betteln weit entfernt. Die Schotten und die regulirten Chorherren St. Augustin's (bei St. Dorothea) gelten für reich. Es sind auch Nonnenklöster da und gottgeweihte Jungfrauen, auch ein Kloster zu St. Hieronymus. In dieses werden die Frauenspersonen aufgenommen, die vom Sündenleben sich zu Gott wenden wollen. Sie singen Tag und Nacht Hymnen in deutscher Zunge. Fällt Eine aus ihnen wieder in den vorigen Wandel zurück, so wird sie in die Donau gestürzt. Aber Schaam und Frömmigkeit bezeichnen jeden ihrer Schritte. Selten hört man eine Lästerung wider sie. — Wien hat auch eine Hochschule. Dieser großen Anstalt größtes Gebrechen ist es aber wohl, daß allzu viele Mühe und Zeit auf Spitzfindigkeiten der Dialektik und auf anderes unfruchtbares Nebenwerk versplittert wird. Daraus werden auch die Meister der freien Künste vorzüglich geprüft, ohne gleiche Sorgfalt auf Redekunst, Verskunst und Tonkunst zu wenden, wenn sie auch manchmal Episteln und Reime, die Andere gemacht haben, vorzutragen angehalten werden. Der Schmuck der Rede und der Dichtung findet noch zu wenig Begeisterung, unnütze Streitfragen verzehren viel Höheres und Edleres. Wohl ist Aristoteles und mancher der alten Philosophen bekannt, aber doch gebrauchen sie sich vielmehr der Commentatoren. Die Studenten ergeben sich übrigens den Lüsten mehr, als der Gelehrsamkeit, werden mit zu weniger Strenge gezügelt, laufen Tag und Nacht herum, und üben vielen Muthwillen an den Bürgern, meist durch die arge Zunge und durch den Leichtsinn der Weiber verführt. — Unglaublich ist die Menge von Lebensmitteln, die täglich in die Stadt geführt werden; viele Wägen voll Eier und Krebse. Gebackenes Brot, Fleisch, Fische, Vögel ohne Zahl, und schon vor der Vesperzeit ist nichts mehr davon zu sehen. Die Weinlese dauert vierzig Tage. Jeden Tag kommen unter zwei- bis dreimal 300 Weinwägen in die Stadt, und man braucht wohl tägl[illegible] 1200 Pferde. — Aber in einer so herrlichen und edlen

und Nacht gibt es Händel, die man für ordentliche Treffen halten möchte, bald die Handwerker gegen die Studenten, bald die Hofleute gegen die Künstler, bald die Taglöhner gegen die Bürger. Selten läuft eine große Feierlichkeit ohne blutige Köpfe ab, und wo solch ein arger Zank auflodert, da ist Niemand, der ihn trennt, nicht die Obrigkeit, nicht der Fürst. Zu Wien ist es keine Unehre, einen Weinschank in seinem Hause zu haben. Fast alle Bürger halten Taverne, heitzen ihre Stuben, halten gute Küche, laden leichtes Volk zu sich, und geben ihm die Speise umsonst, damit es desto mehr trinke. Dafür verkürzen sie selbe in Maß und Gewicht; das Volk hält sehr viel auf Speise und Trank. Was es die ganze Woche über verdient hat, das wird am ersten Feiertag wieder verzehrt. Ueberhaupt ist es etwas unbändig und ausgelassen. Die Zahl der öffentlichen Dirnen ist sehr groß, und auch den Weibern scheint es eben nicht das Liebste zu seyn, daß sie nur einen einzigen Mann haben. Die Ritter besuchen häufig die Bürgersfrauen. Die Männer lassen ihnen Wein aufsetzen, und ziehen dann aus dem Hause. Viele Mädchen schreiten zur Ehe ohne Zustimmung der Väter, und die Witwen halten sich nicht an das Trauerjahr gebunden. Von wenig Geschlechtern sind die Uraltern bekannt, und alte Bürgerfamilien sind selten, meist Alles Fremde und Emporkömmlinge. Die alten reichen Kaufleute heiraten gewöhnlich ihre jungen Mägde, und hinterlassen sie bald als Witwen, worauf diese sich meist ihren früheren Lieblingen vermälen, so daß man viele steinreiche Leute findet, die gestern noch blutarm gewesen. Dagegen die Witwer auch wieder schnell zu anderer Ehe schreiten, und selten ein Sohn ist, der seinen Vater beerbt. — Die Feiertage ehren sie wenig. An jedem Fest ist ein öffentlicher Fleischmarkt, und die Fuhrleute feiern keinen Tag."

Antonio Bonfini, ein gelehrter Geschichtsforscher und Humanist aus Ascoli (gest. 1502), am Hofe des Mathias Hunyady werth gehalten, hat ebenfalls eine Schilderung Wien's hinterlassen, welche jener des Aeneas Sylvius ähnlich und theilweise ihr nachgesprochen ist. „Wien" — heißt es dort — „gehört unter die schönsten Städte der Barbaren (ein Wort, das die neuen Römer von den alten in Beziehung auf Ausländer, zumal Deutsche, geerbt hatten), obgleich viele sie an Ausdehnung weit übertreffen. Sie liegt in einem Halbmonde an der Donau, und gleich als strebte dies mächtige Wasser, der Stadt zu größerer Zierde zu seyn, bildet es Werder oder Inseln, darin viele schöne Gärten mit herrlichen Fruchtbäumen die Bürger erlustigen,

zu Gastmalen und zu Tänzen einladen, und die Freude der Jugend sind. Die Stadtmauer hat wohl über zweitausend Schritte und doppelte Wälle, damit das grobe Geschütz ihnen desto weniger Abbruch thue. Rings um die Wälle ist ein schöner Spaziergang; auch sieht man von dort viele schöne Thürme, einige ganz von Quadern und viereckig, andere aus gebrannten Ziegeln, mit schönen Gittern und Fenstern geziert, und mit eisernen Pförtlein versehen. Die Schußlöcher stehen 30 Schuhe hoch, und fassen jedes Geschütz. In den Gräben sind mehre Quellen, und es ist leicht, sie ringsum mit Wasser zu füllen. Neben den Stadtthoren stehen große, viereckige Thürme, haltbar gegen den wüthendsten Angriff. Die eigentliche Stadt liegt wie ein Palast inmitten der sie umgebenden Vorstädte, deren mehre an Größe und Schönheit mit ihr wetteifern. Betritt man die Stadt, so glaubt man nur zwischen verschiedenen Gebäuden einer ungeheuren Königsburg hin und her zu wandeln. Jede Wohnung hat ihr Sehenswerthes, ihre Denkwürdigkeit; der Schaulustige kommt gar nicht weiter. Fast jedes Haus hat seinen Hinterhof und seinen Vorhof, weite Säle, aber auch gute Winterstuben, denn von den nahen Bergen blasen gar rauhe Winde. Die Gastzimmer sind besonders schön getäfelt, herrlich eingerichtet, und haben Oefen statt der Sommerlauben. In alle Fenster sind Gläser eingeschnitten, viele sehr schön bemalt, durch Eisenstäbe gegen die Diebe beschirmet. Unter der Erde sind weite Weinkeller, heimliche Gewölbe und viel Raum für die Vorräthe der Handelsleute. Die Gewölbe über der Erde sind den Apotheken, Niederlagen, Kramläden und Miethwohnungen für Fremde und Einheimische gewidmet. Die verschwenderische Pracht in Fenstern und Spiegeln übertrifft jene der Alten. In den Sälen und Sommerstuben halten sie so viele Vögel, daß der, so durch die Straßen zieht, wohl wähnen möchte, er sey inmitten eines grünen, lustigen Waldes. — Auf den Marktplätzen, Gässen und Kreuzstraßen wogt ein recht gefälliges und lebendiges Leben. Die Kirchen und Stifter stehen herrlich da und in ungeheurer Verschwendung, vornehmlich Stephan's Dom und Unserer Frauen Kirche, wo billig Alles, worauf der Blick fällt, Bewunderung erregt. Der Stephansthurm überschaut nicht nur die ganze Stadt, sondern all ihr Gebiet und noch die Gelände jenseits der Donau. Die Priesterhäuser, die Studienanstalten, die Mönchs- und Nonnenklöster mehren die Herrlichkeit der Stadt; betrachtet man die Schottenabtei sammt der Kirche und einige Paläste der Fürsten, so mag man

[illegible]

Wien's ganzes [illegible] ist ein ungeheurer, herrlicher Garten, mit schönen Rebhügeln und [illegible] belebt. An diesen liegen [illegible], lustige [illegible], geschmückt mit [illegible] chen, Jagdschlössern, Häusern und Gärten, mit jedem Bedürfniß, mit jedem Genusse des Lebens. Die nahen Bergabhänge erfreuen des Wanderers Auge unbeschreiblich durch die Menge von Burgen und Schlössern, von Dörfern und blühenden Ortschaften. Betrachtet man das Gelände zwischen Neustadt und Wien, um welche eine große Ebene sich breitet, würde man diese Gegend an Freundlichkeit und Abwechslung leicht jeder anderen vorziehen, und deckte nur der goldene Frieden seine warmen, milden Flügel über diese Gauen, so würde man das Wiener Leben selbst dem südlichen Himmel vorziehen, und lieber in Oesterreich, als in Italien wohnen."

Ein verrufener Fehler der Deutschen war auch damals noch die Trink-[illegible]t, die obendrein durch einen verschrobenen Ehrgeiz gefördert wurde, indem

Derjenige, der bei'm ſogenannten Zutrinken den Anderen niedertrank, ſich deſſen nicht weniger rühmte, als wenn er bei'm Ritterſpiele obgeſiegt hätte. Der Kaiſer Friedrich III. und Maximilian, Beide der Mäßigkeit ergeben, kämpften jenem Uebel nach Kräften entgegen. Beſonders ließ Maximilian, der bei ſeinem vielen Umgange mit Ausländern die Trunkenheit noch mehr verabſcheuen lernte, es ſich ſehr angelegen ſeyn, die Sitten der Nation in dieſer Beziehung zu verbeſſern. Er trug dieſe Angelegenheit auf mehren Reichstagen den Fürſten vor, die ihm hierin gern beiſtimmten. Schon auf dem Reichstage zu Worms 1495 wurden die Landesherren aufgefordert, das ungebührliche Zutrinken nicht zu geſtatten, ſondern zu beſtrafen. Da dies nicht half, und die Obrigkeiten wahrſcheinlich ſelbſt ſich ſcheuten, der Lieblingsgewohnheit des Volkes einen Zaum anzulegen, ſo wurde durch den Kölner Reichstagabſchied von 1512 von Neuem eingeſchärft: daß die Obrigkeit das Zutrinken bei namhaften Strafen verbieten ſolle; wo aber die Obrigkeit ſich hierin läſſig zeigen würde, dort ſollte der Reichsfiscal die Uebertreter vor das kaiſerliche Kammergericht zur Strafe ziehen. Dieſe Verordnung wegen des Reichsfiscals däuchte manchen Fürſten als ein Eingriff in ihre landesherrlichen Rechte. Sie beantragten daher, daß jene Verordnung den Zuſatz erhielt: „Aber an Orten, da das Zutrinken von Alters hero geübt, und übeh and genommen hat, ſollen die Oberkeit allen möglichen Fleiß ankehren, ſolches abzuſtellen.“ Das iſt, nur in den neuen Trinkländern ſollte das Zutrinken förmlich geſtraft werden, und der Fiscal gegen die Widerſpänſtigen verfahren dürfen, in den alten aber ſollte die Obrigkeit nur überhaupt auf die Abſtellung desſelben bedacht ſeyn. Unter den neuen Trinkländern wurden verſtanden: Schwaben, Franken, Baiern und die oberen Rheinländer; der übrige Theil von Deutſchland ward zu den alten Trinkländern, die ſich gleichſam durch die Verjährung ein näheres Recht zum Schlemmen erworben, gerechnet. Die Gründe, womit die Zutrinker ihr Unweſen entſchuldigten, hat Hanns von Schwarzenberg in ſeinem „Büchle wider das Zutrinken, oder Sendbrief der Stände der Hölle an die Zutrinker“ aufgeführt, nämlich: „Was den Kaiſer angehe, ſey es ihrer Majeſtät nicht Ernſt geweſen, das Zutrinken abzuſtellen, als ſich daraus erfinde, daß ſeine Gewaltigſte am Hofe ebenfalls zutränken. Höchſtens wenn alle andere ſein Gebot und Ordnung vollſtreckt werden, alsdann ſey Zeit genug, dies auch zu halten. Der Adel müſſe es auch nicht ſo weit kommen laſſen, daß ihm der

Kaiser und die Fürsten das Zutrinken wehren, indem sie sa
Dinge gegen Gesetzen anmaßen möchten, die ihm nicht bek
können, als das Zutrinken aufgegeben." Ferner seyen Ge
lästern sehr man gewöhnlich trank, wahrhaft, tüchtig, ge
ben, männlich trinken heißt, als Alles schwelgen es — trage
den, wo die Inwohner alle ihr Sachen auf Mäßigkeit, n
und gegen überflüssigen Reichthum setzen, sehe man die g
lichen Laster, als Unkeuschheit unter die Natur, Mens
Verrätherey, Zagheit, leichtlich Abfallen von ihren natürl
pflichteten Herrschaften und Oberkeiten ꝛc." Da das Lau
mein auch an Jenen kahete, welche demselben wehren, oder a
ten, so brachten die vorgeschlagenen gesetzlichen Maßregeln
rung. Die Vernünftigeren und Mäßigeren traten für sich
um das Eindringen der Schlemmerei in ihren Kreis zu v
traten in Gesellschaften zusammen, welche sich unter einander
sie sowohl für ihre eigenen Personen sich des Zutrinkens ga
enthalten, als auch bei ihren Untergebenen es nicht dulden
muthmaßlich erste Mäßigkeitsverein dieser Art entstand gegen
vierzehnten Jahrhunderts durch einen Landgrafen von Hessen
nis, welche sich auch die Mäßigen noch gaben, zeigt, in welch
lichen Massen damals gezecht wurde; es wurden nämlich j
dieser Mäßigkeitsgesellschaft nur sieben Humpen Wein bei
zugestanden, was, den Humpen zu einem Viertelquart uni
mahlzeiten täglich angenommen, Tag für Tag vierthalb Quar
würde, womit sich jetzt wohl jeder Trunkenbold begnügen kö
Genuß des Branntweins untersagte sich jene Gesellschaft st
diejenigen Mitglieder aus, welche jener ersten Hauptbedingu
entgegen handelten. Zu Graz wurde am 22. Juni 1517 d
von Dietrichstein, in ähnlichem Sinne, der St. Christoph
keitsorden gestiftet. Im Jahre 1524 errichteten die Kurfü
und Pfalz nebst verschiedenen Bischöfen und Fürsten einen
keitsverein: „als sie in diesem Jahr zu Heydelberg uff der F
Gesellenschießens der Armbrust bei einander gewesen," unter
Merkwürdigste dabei ist, „daß sie es zwar ihren Unterge
nahmlichen Straf ernstlich geboten, ihre Ritterschaft aber s

ſich des Zutrinkens zu enthalten," und daß ſich eben dieſe Fürſten vorbehalten, „daß, wenn ſie in alte Trinkländer, z. B. die Niederlande, Sachſen, die Mark ꝛc., kommen ſollten, und durch fleißig Weigerung Zutrinkens nicht geübriget ſeyn könnten, ſie alsdann mit ihrem Hofgeſind an dieſe Ordnung nicht gebunden ſeyn, ſondern gleichwohlen auch mit zutrinken wollten." Ueberhaupt ward auch dadurch ſo wenig geholfen, daß Luther dafür hielt, „das Vollſaufen würde Deutſchlands Plage bis an den jüngſten Tag bleiben, jede Nation habe ihren eigenen Teufel, Deutſchlands Teufel müſſe ein Saufteufel ſeyn".

Die Fürſten und der Adel entfalteten bei feierlichen Gelegenheiten eine außerordentliche Pracht. Bei der Vermälung des Herzogs Georg von Baiern-Landshut mit der polniſchen Prinzeſſin Hedwig, im Jahre 1475, brachte der Kurfürſt Albrecht von Brandenburg nebſt ſeiner Gemalin über hundert adelige Frauen mit, unter welchen vierzehn Jungfrauen, die, mit einem Federbuſche und einem Heftlein (einem Strauß von Diamanten) auf dem Hut, zu Pferde den fürſtlichen Wagen begleiteten. Die geladenen Gäſte, unter denen ſich auch Kaiſer Friedrich III. mit ſeinem Sohne, dem Erzherzoge Maximilian, befand, brachten bei ſiebenthalbtauſend Pferde mit ſich, wovon dreizehnhundert dem erſt angeführten Kurfürſten Albrecht allein gehörten. Beſonderen Luxus trieb man in der Kleidertracht, worin die Deutſchen ſchon damals jene Nachahmungsſucht ausländiſcher Muſter bethätigten, welcher man noch heut zu Tage an ihnen begegnet, ſo daß italieniſcher, ſpaniſcher, ungariſcher und franzöſiſcher Zuſchnitt mit einander wechſelten. Von der erwähnten Hochzeitfeier ſagt ein gleichzeitiger Bericht: „Item darnach ging die Braut, und führt ſie der Kaiſer (Friedrich III.) und Herzog Otto, und der Kaiſer hett an ein roths gar koſtenliches Stück, das war gülden, und hette einen Ueberſchlag mit gar koſtenlichen Perlein geſtickt, darin verſetzet gar viel koſtenlicher Edelgeſtein von Dymant, Rubin, Schmaracken, Saffir ꝛc. und viel ander Edelgeſtein, und hette auch an den Hals hengen ein gar koſtenliches Kreutz, darin verſatzet war viel gar koſtenlich Edelgeſtein; und führt die Königin (die Braut, die man Königin nannte, weil ſie eine königliche Prinzeſſin war) bei der rechten Hand, und zu der linken Hand ging Herzog Otto, und hett an einen braunen kurzen Rock, das halb Theil des Rocks war aller geſtickt mit Perlein, desgleichen war die Kappen und die einen Hoſen mit gar ſchönen Perlein, auch darin verſatzet Edelgeſtein, und gienge zu der linken Seiten.

Item die Braut hette an einen roten Seyden Rock von gar gutem Atlaß, und war von oben bis zu Ende ganz und gar Perlein, die waren oben groß und schön, und war gestickt von berdenischen Blummen, und in den Blummen stunden gar schöne Edelgesteine von allerlei köstlichen Edelgesteinen, und der Rock war gemacht gar weit nach ihren Seiten, und hette ein hoches Koller, das war ganz gestickt mit Perlein. Auf dem Haupt hette sie eine kostenliche Kron von gar kostenlichen Hestlein, und inwendig der Kron auf dem Haar hette sie einen breiten Borden von gar großen Perlein, und unter der Kron hieng ein dinn Tuch herfür ein wenig für die Augen, doch daß man ihr die Augen sah, und hette auch ein kostenliches Halsband, und gieng aufgericht, und schluge doch die Augen ein wenig unter sich, und ist sehr ein hübsch Mensch, und dazu gerad und ein libliches Angesicht und sieht gar frey mit ihren Augen. Auf die nehmliche Art giengen auch die übrigen Fürsten entweder ganz in gulden stück gekleydet, oder in Kleydern, die entweder ganz oder zum Theil mit Perlein gestickt waren."

Da sich die nämliche Pracht in Kleidern auch bei dem niederen Adel einfand, machte der Adel der vier Lande, (Franken, Schwaben, Baiern und Rheinstrom) auf dem Turnier zu Heilbronn 1485 in seinem unter einander errichteten Vertrage unter Anderem auch die Verordnung: „daß die Frauen und Jungfrauen, die dem Turnier zustehen und verwandt sind, keine mehr haben, und zu dem Turnier gebrauchen soll, denn drey oder vier Geschmück Röck, darunter soll auch kein güldin Stück oder ganz Perlin Röck seyn, und welche das überführe, die soll im Turnier (nicht) Dänk ausgeben und der Vortänz beraubt seyn. — Item soll kein Edelmann, Turniersgenoß, Ritter oder Edelknecht kein guldin oder silberin Stück tragen, dann zu Wammessen, desgleichen soll kein Turnierer, der nicht Ritter ist, kein geschlagen Gold noch Ketten, auch kein Perlin öffentlich tragen, denn verdeckt, ausgenommen Ring oder Kleinod, darum einer Ritterspiele treiben wollt." Da durch diese Privat-Einrichtungen der Sache lange nicht geholfen ward, fand man auch von Reichs wegen für gut, Ziel und Maß in diesem Stücke zu setzen; „der Bauersmann, und arbeitende Leute sollten kein Tuch tragen, wovon die Elle über einen halben Gulden kostete. Auch sollten sie keinerley Gold, Silber, Perlin, Sammet, Seiden, noch gestickelt Kleider tragen. Die vom Adel, die nicht Ritter oder Doctores sind, sollen Perlin oder Gold in ihren Hemden und Brusttüchern zu tragen abstellen und ver-

meiden. Die aber Ritter oder Doctores sind, sollen kein Güldenstück tragen, doch soll es ihnen zu Wämsern zu tragen unverbothen seyn ꝛc."

Denjenigen, welche zum Hofe gehörten, oder überhaupt ihrer Lehen, Güter und Aemter halber bei außerordentlichen Feierlichkeiten verbunden waren, bei Hofe zu erscheinen, ward das Hofgewand entweder zugeschickt, oder ihnen doch angezeigt, in welche Farbe sie sich zu kleiden hätten. Bisweilen sendete man ihnen auch auf Papier gemalte Figuren als Muster zu, um ihre Kleidung darnach einrichten zu lassen. Dies war um so nöthiger, da ein Kleidungsstück selten Eine Farbe hatte. Bei des Herzogs Georg Hochzeit erschien der Erzherzog Maximilian in einem kurzen sammtenen Rock, roth, weiß und grau getheilt; Kurfürst Albrecht von Brandenburg in einem rothen atlasnen Rock, mit durchgehenden zwei weißen und schwarzen Strichen über dem linken Arme; der Bräutigam, bei Einholung der Braut, in einem braun, weiß und grau gestreiften Rocke, einem mit Perlen gestickten linken Aermel, und den Worten darauf: „In Ehren liebet sie mich." Ueber die geschmacklose, und theilweise unanständige Art mancher Kleider im Volke wurde häufig Klage geführt, wie z. B. Schilderungen der Limburger Chronik bezeugen: „Die Röck waren unten ohne Geren, und waren auch abgeschnitten um die Lenden, und waren die Röcke einen Spannen nahe über die Knie. Darnach macheten sie die Röck also kurz, eine Spann unter dem Gürtel. Auch trugen sie Hoiken, die waren all umb rund und ganz, das hieße man Glocken, die waren weit, lang und auch kurz. Da gingen lange Schnebel an den Schuhen. Die Frauen trugen weite Hemde ausgeschnitten, also daß man ihnen die Brust bey nahe halb sahe." In einer Predigt von Keysersberger heißt es: „Die dritte Schelle (Art von Narrheit), ist das Haar zieren, geel, grauslicht und lang machen, auch frembes Haar der Abgestorbenen unter ihres vermischen, und dasselbe zum Schauspiegel aufmutzen. Es ziehen die Weiber jetzt hin und her wie Mannen, und henken das Haar dahinten ab bis auf die Hüft, mit aufgesetzten Paretlin und Hütlin gleichwie die Mannen."

Noch immer bezeichnete die Deutschen auch im fünfzehnten Jahrhunderte der alte kriegerische Geist, den sie von ihren Vätern ererbt, wie sehr auch seitdem das Aufblühen der Städte, der friedlichen Handtierungen, der Künste und Wissenschaften, und der Verfall des Ritterthumes durch die steigende Bedeutsamkeit des Fußvolkes, wie durch die Pulvererfindung und den

verschärften Landfrieden, vom Kriegshandwerke abzogen. „Die in Deutschland geborenen Knaben," sagt Aeneas Sylvius, „lernen eher reiten, als reden; die Pferde mögen laufen, wie sie wollen, so bleiben sie unbeweglich sitzen, sie führen ihren Herren die langen Lanzen nach; durch Kälte und Hitze abgehärtet, sind sie durch keine Arbeit zu ermüden. Kein schwäbischer oder fränkischer Ritter tritt unbewaffnet eine Reise an. Das Tragen der Waffen kommt den Deutschen eben so leicht an, als ihrer eigenen Glieder. Nicht allein die Edlen, sondern auch die Bürger haben ihre Rüstkammer im Hause, und bei jedem Auflauf oder Lärmen erscheinen sie sogleich in den Waffen. Es ist eine erstaunenswürdige und fast unglaubliche Sache, wie geschickt sie sind, Pferde zu regieren, Pfeile abzuschießen, den Gebrauch von Lanzen, Schildern und Schwertern, Kriegsmaschinen und Stücken zu machen. Derjenige muß über die Zeughäuser anderer Nationen lachen, der die deutschen gesehen."

Von den nächsten Folgen der Anwendung des Schießpulvers für Kriegsverfassung und Kriegsführung ist schon in der Culturgeschichte des vierzehnten Jahrhunderts die Rede gewesen. Sie wirkten noch immer fort, und im fünfzehnten Jahrhunderte traten noch neue, wichtige Triebfedern hinzu: die Hussitenkämpfe und Maximilian's Verbesserungen im Kriegswesen. Die furchtbare Schnelligkeit der Angriffe der Hussiten, ihre unerwarteten Einfälle, ihre glücklichen Kriegslisten, ihre Verwegenheit, Ausdauer und geschickte Aufstellung, wodurch ihre mangelhaft, oft nur mit Sensen und Dreschflegeln bewaffneten Haufen, über trefflich bewaffnete und geübte Heere siegten, nöthigten den schleppenden, schwerfälligen Gang der damaligen deutschen Kriegsführung zu schnelleren und gewandteren Bewegungen. Man mußte diese gefährlichen Feinde in denselben Mitteln nachahmen, welche ihnen so oft den Sieg in die Hand gegeben hatten; die alte, halb vergessene Wagenburg kam wieder in Aufnahme, und schloß die Nachhut der Heere als eine bewegliche Festung ein, und der Landmann machte sich mit den Waffen vertraut, um die grausamen Dränger, die großentheils selbst aus der Mitte des böhmischen Landvolkes hervorgegangen, abzuwehren. Dies theilte dem Volke eine gewisse kriegerische Fertigkeit mit, die für das mehr und mehr sich ausbildende Söldnerwesen von großem Nutzen war, und auf den dadurch vorbereiteten Anfang zu einem stehenden Heere zweckdienlich hinarbeitete.

Das Feuergewehr hatte, theils wegen seiner Kostspieligkeit, theils wegen seiner Schwerfälligkeit, noch immer eine nur beschränkte Anwendung. Allmälig aber begann man die Handgewehre, die Hakenbüchsen oder Doppelhaken leichter und tragbarer zu verfertigen; auch ihre Construction wurde verbessert, und schon gegen den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts trat an die Stelle des beweglichen Luntenhahns ein Feuerschloß mit einem Rade, insgemein das deutsche Schloß genannt. Eine Hakenbüchse empor zu halten, sie nach einem Ziele zu richten und ordentlich abzufeuern, reichte der Arm auch des stärksten Mannes nicht hin, so groß und schwer ist sie gewöhnlich gewesen. Man bediente sich also einer Stütze, welche Bock genannt wurde, weil ihr oberster Theil in zwei Krümmungen auslief, welche wie Hörner gestaltet waren. Zwischen diese Hörner wurde die Büchse mit einem Haken befestiget, der bald aus dem Rohre, bald aus dem Schafte hervorging. Die Bewegung des Rohres nach oben und unten blieb frei, und eben so gestattete der Bock, der die ganze Schwere der Büchse trug, jede beliebige Seitenbewegung. Die meisten noch vorhandenen Büchsen haben nur einen Haken; indessen haben sich doch einige sehr schwere erhalten, die mit zwei Haken versehen sind, wovon sie auch Doppelhaken genannt wurden. In der Folgezeit, um den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, bekamen auch die Hakenbüchsen ein Feuerschloß mit einem Rade, welches insgemein das deutsche genannt wurde.

Viel geringer und kürzer, als die Hakenbüchsen, aber doch noch immer von einer bedeutenden Schwere waren die Feuergewehre, welche Büchsen, Handbüchsen oder Musketen hießen. Daß in den älteren Zeiten verschiedene Kriegsmaschinen und Waffen ihren Namen von Thieren erhalten haben, ist eine allgemein bekannte Sache, z. B. Katze, Widder, Esel, Schwalbe, Krebs u. s. w. Eben so nannte man einige Kanonen Feldschlangen, Falkonette u. s. w. Muschetten oder Musketen hießen einstens die schwereren Pfeile, welche durch Wurfmaschinen fortgeschleudert wurden; ursprünglich war dies der Name von Raubvögeln, die wir Sperber nennen. Von den Pfeilen ging die Benennung auf das geringere Feuergewehr über. Auch die Musketen wurden anfänglich durch eine Lunte, späterhin aber durch einen Feuerstein und ein Radschloß abgefeuert. In dem Aufgebote gegen die Hussiten wurde verordnet, daß unter den zwanzig Wehrmännern, die zu einem Heerwagen gehörten, drei Büchsenschützen seyn sollten, d. h. sie waren Musketiere, deren

jeder ſein Feuergewehr, ein Pfund Pulver, ein Pfund bleierne Kugeln, einen eiſernen Ladſtock und ein Pulvermaß mit ſich in's Feld bringen mußte. Von Patronen war noch keine Rede; daher, und auch aus dem Mangel an Waffenübungen der gemeinen Landleute, wird das langſame Schießen mit Kanonen und Musketen erklärbar. Zwar hat es ſeit dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts ſchon Schützengeſellſchaften gegeben, die aber bei der größeren Anzahl des Landvolkes, aus welchem die Landwehrmänner genommen wurden, keinen folgenreichen Einfluß auf die Gewandtheit, das Feuergeſchütz zu gebrauchen, haben konnten.

Große und wichtige Verbeſſerungen im öſterreichiſchen, wie überhaupt im deutſchen Kriegsweſen rief der ritterliche Kaiſer Maximilian in's Leben. Von dem erfahrenen Georg von Freundsberg unterſtützt, entwarf er das erſte Kriegsrecht, theilte die Reiterei in ſchwere und leichte, gebrauchte ſie, der Erſte, mehrmals in Fußgefechten, errichtete die Regimenter, Bataillons (Fähnlein), hatte im Hauſe Oeſterreich der Erſte eine zweckmäßig bewaffnete, leicht bewegliche Infanterie, führte den Gebrauch der Piken ein, machte in der Artillerie die wichtigſten Verbeſſerungen, und wie er ſelbſt jede Art von Geſchütz, von der Armbruſt bis zur Karthaune, vortrefflich bediente, ſo ſchickte er mehre ſeiner vertrauteſten Officiere zu fremden Herren, um dort ihm unbekannt gebliebene Vortheile der Bewaffnung und Artillerie zu lernen. Jedes ſeiner Stücke ließ er portraitiren, und gab jedem ſeinen eigenen Namen. Die aus ſeinen Belagerungen berühmteſten derſelben waren: der Weckauf, der Erdbidmer, die Kitzlerin, die zwei Singerinnen, der Purlepaus ꝛc.

Die häufigen Einfälle feindlicher Nachbarn, vor Allem aber die täglich wachſenden Gefahren durch die Osmanen, riefen, bei der Mangelhaftigkeit des Aufgebotes und der Unzuverläſſigkeit im Auslande, namentlich in der Schweiz angeworbener Söldner, immer dringender auf das Bedürfniß einer bleibenden und allzeit ſchlagfertigen Heeresmacht hin. Aber vergebens bemühte ſich Maximilian, die deutſchen Fürſten für eine beſtändige Reichskriegsverfaſſung zu gewinnen. Nach dem Beiſpiele des Mathias Hunyady, welcher unter dem Namen der ſchwarzen Garde ſich eine ſtehende Abtheilung Fußvolk gebildet hatte, die überall, wo ſie auftrat, Schrecken verbreitete und Siege erkämpfte, brachte Maximilian zuerſt rüſtiges Land- und Stadtvolk unter ſeine Fahnen, gab dieſen Leuten Sold, bewaffnete ſie nach Schweizerart, ohne

Schild mit zwölf Fuß langen Spießen oder kürzeren Hellebarden und mit Schlachtschwertern, lehrte sie Glied und Rotte halten, den Spieß fällen u. s. w. Er nannte sie Landsknechte; denn es war meist Volk vom (flachen) Lande, im Gegensatze des Gebirgs, woher die Schweizer kamen. Vielleicht auch erhielten sie den Namen von ihren Spießen oder Lanzen; daher man noch nicht völlig einig, ob sie richtiger Lands- oder Lanzknechte zu nennen sind. Die aus Schwaben wurden „oberländische," die aus den nördlichen Kreisen „niederländische Knechte" genannt. Der Adel war verständig genug, sein früheres Unrecht gegen das Staatsoberhaupt einzusehen, dem Geiste der Zeit nicht zu widerstreben, sondern sich in die neue Ordnung zu fügen; er suchte Dienste unter den Landsknechten und bewarb sich um die Befehlshaberstellen, wozu er durch seine Kriegskunde auch vorzugsweise befähigt war. Ein großer Theil der Hauptmannsstellen war jedoch bereits durch Bürgerliche besetzt, welche sich bald durch Sachkenntniß und gute Zucht vor ihren Nebenbuhlern auszeichneten. Treue, Muth und Ordnungsliebe waren die Hauptbedingungen. Georg von Freundsberg stand dem Kaiser bei dieser neuen Schöpfung zur Seite, sie ist zum Theil sein Werk; sein Beispiel wirkte vortheilhaft auf den deutschen Adel.

Es war jedoch nicht müßiges Gesindel, es waren keine der Hand der Gerechtigkeit entronnenen Verbrecher, oder verdorbene Handwerker, welche ein kümmerliches Brot unter den Fahnen des Kaisers suchten; so leicht war der Eintritt in die Gemeinde der Landsknechte nicht. Nur wer mit Wamms und Schuhen bekleidet, mit einer Blechhaube, einem Harnisch, gutem Schwerte und tüchtigem Spieße versehen war, oder statt dessen Geld zur Anschaffung mitbrachte, durfte sich bei dem Hauptmanne melden, und ward in die Musterrolle aufgenommen; denn von Ausrüstung mit Kleidern und Waffen war damals nicht die Rede. Deshalb konnten auch nur Bürger und Landleute von einer gewissen Wohlhabenheit der Werbetrommel folgen. Es gab jedoch damals, in Folge des Bauernkrieges, so viele mit der Ordnung des Friedens und bürgerlichen Beschäftigung zerfallene Männer, der streng gehandhabte Landfrieden hatte so viele ungefügige und raufluftige Edelleute außer Thätigkeit gesetzt, daß der Andrang zu den Fahnen sehr groß war, und die Einrichtung der Landsknechte zugleich als ein wichtiges und nützliches Ableitungsmittel des inneren Gährungsstoffes betrachtet werden muß. Manchen trieb wohl auch kirchliche Verfolgung

oder mangelnder Erwerb aus friedlicher Beschäftigung zum Kriegshandwerk.

Wer seinen Namen in die Musterrolle hatte eintragen lassen, und mit dem Artikelbriefe, der mit den Kriegsartikeln der Neueren in der Hauptsache übereinkommt, bekannt gemacht worden war, erhielt ein Stück Geld (Handgeld) und die Weisung, sich an einem bestimmten Tage auf dem Sammel- und Musterplatze einzufinden. Dort stellte sich der Musterherr ein, welches ein vornehmer, aber erfahrener Kriegsherr seyn mußte; Kriegsräthe und Musterschreiber standen ihm zur Seite. Dann wurde auf freiem Felde eine Pforte von Spießen, wie das römische Joch, erbaut; an demselben hielt der Oberste zu Roß, und der Hauptmann des zu musternden Fähnleins. Der Musterherr ließ dann die Knechte einzeln durch das Joch gehen; der Schreiber notirte die Beschaffenheit der Rüstung, wornach sich der Sold bestimmte. Wer ganz vollständig geharnischt war, erhielt Doppelsold. Die einfachen Söldner, auch einspännige Knechte genannt, mußten mit Panzerärmeln, Armzeug, Rücken, Krebs, Ringkragen und Sturmhaube versehen seyn. Zu Karl's V. Zeiten wurden auf jedes Fähnlein 50 Hakenschützen gerechnet, deren Zahl sich aber stets vermehrte, weil es wohlfeiler war, sich mit einem Feuergewehre, als mit kostbaren Schutzwaffen zu versehen, deren Last überdies Manchen abschreckte. Gleichzeitig wurde der Artikelbrief verlesen, und der Rechtsbrauch festgesetzt. Ferner stellte der Oberst seinen Lieutenant vor, den Schultheiß, Profoß, Zahlmeister und die übrigen zum Stabe gehörigen Personen. Dem Fähndrich wurde die Fahne übergeben; es mußte ein tüchtiger und zuverlässiger Mann seyn, welcher sich eidlich verbindlich machte, die Fahne lebendig nicht in feindliche Hände gerathen zu lassen.

Waren die allgemeinen Angelegenheiten geordnet, so zog jedes Fähnlein auf einen besonderen Platz, und so begannen jetzt die kleinen Soldatenrepubliken sich im Innern zu organisiren. Der Hauptmann stellte seinen Lieutenant und Feldwaibel vor, versicherte die Gemeinde, daß er sie vorsichtig und tapfer führen werde, und empfahl sich ihrem kameradschaftlichen Wohlwollen. Hierauf wurden die Gemeindenwaibel gewählt, der Führer, Fourier und und die Rottmeister.

Von den Gebräuchen der Landsknechte sey noch bemerkt, daß sie vor jedem Gefechte niederfielen und ein Gebet verrichteten, dann den Staub abschüttelten, die Spieße senkten, und stillschweigend, bisweilen aber auch

mit Kriegsgeschrei, gegen den Feind rückten, der dem entschlossenen Andrange selten widerstand. Als besondere Eigenheit verdient die vorherrschende Neigung für den Gesang bemerkt zu werden.

Durch den Dienst in fremdem Solde arteten die Landsknechte nach und nach sehr aus; auch fingen gewinnsüchtige Hauptleute an, Betrügereien zu treiben, und mehr Knechte in den Musterrollen, als in Reihe und Glied zu haben. Die Bequemlichkeitsliebe erzeugte einen sehr großen Troß von Weibern, Buben, Sudlern, Krämern, Marketendern, weßhalb die nüchternen Schweizer stets die Oberhand behielten, wenn es auf schnelle Unternehmungen ankam.

Theils wegen der Ausschweifungen, denen sich die Landsknechte häufig überließen — denn wenn die Noth drängte, ging man bei Aufnahme derselben minder behutsam zu Werke, und gestattete wohl auch losem Volke den Eintritt — theils wegen der Besorgnisse, welche die durch eine solche stehende Kriegsschaar bedeutend vermehrte Macht des Kaisers Manchem einflößte, erhob man große Klagen über die neuen Streiter. Ein damaliger Chronist setzte die Plage der Landsknechte auf eine Stufe mit der gleichzeitig in Deutschland auftretenden Plage der Franzosenkrankheit. „Zu dieses Kaisers (Maximilian's) Zeit," meldet er, „seynd auch die Landßknecht, das Niemand nütz Volk, aufkommen, das ungefordert, ungesucht umlauft, Krieg und Unglück sucht und nachlauft... Dann die Unterthanen, die aus Noth der Gehorsam von ihrem Herrn zum Krieg aufgefordert, und so sie den vollenden, wieder niedersetzen an ihre Arbeit, heissen viele nicht Landßknecht, sondern Söldner und gehorsam Kriegsknecht... Aber das unchristlich und verlohren Volk, dessen Handwerk ist Hauen, Stechen, Rauben, Brennen, Morden, Spielen, Sauffen, Unzucht treiben, Gotteslästern, freiwillig Wittwen und Waisen machen, ja das sich nicht dann ander Leut Unglück freut, mit jedermanns Schaden nähret, und außerhalb und innerhalb des Kriegs auf den Bauern liegt, garten, schinden und schätzen nicht allein jedermann, sondern auch ihnen selbst nit nutz ist, kann ich mit keinem Schein entschuldigen, daß sie nicht aller Welt Plag seyen."

Ungeachtet häufiger mörderischer Schlachten, in welchen diese Landsknechte mitfochten, wuchsen immer neue Haufen derselben heran, weil sie sich häufig aus denjenigen Landleuten ersetzten, welche sie selbst durch Raub und Verwüstung im Kriege zu Grunde gerichtet hatten. Für welchen Herrn,

für welche Sache sie kämpften, darnach fragten sie nicht; wer sie zahlte, der hatte sie, und wo höherer Sold oder Gelegenheit zu reicherer Beute lockte, da zogen sie hin, unbekümmert um die Fahne und Landesfarbe, welcher sie ihr Blut verkauften; keine Werbtrommel blieb von ihnen ungehört. Daher gab es bereits zu Maximilian's Zeiten keinen Krieg in Europa, wo nicht Landsknechte, und zwar meist auf beiden Seiten, also Deutsche gegen Deutsche, mitfochten, und dennoch war nie ein Mangel an solchen Leuten. „Sie fragen" eifert der Chronist, „nach keiner Gerechtigkeit; wenn der Teufel Sold ausschrieb, so fleugt und schneyt es zu, wie die Fliegen in dem Summer, daß sich doch Jemand zu todt verwundern möcht, wo dieser Schwarm nur all herkäm, und sich den Winter erhalten hat."

Wie durch das Landsknechtwesen gleich in seinem Beginne die Kriege eine andere Gestalt gewannen, wurde schon damals verspürt. „Vor Zeiten," sagt jener Chronist, „ehe dieß unnütz Volk, das sein Leben so um ein schnöd Geld ungenöth, ungefordert, on Gehorsam, on aufgebotten feil trägt, aufkam, krieget ein jeder Fürst allein mit sein eigen Volk (seinen Unterthanen und Vasallen), so er Anstöße hett, oder bat er etwan einen Fürsten und Herrn, der ihm ein Volk aus seiner Landschaft lyhe, da waren seine schlechte Kriege, und ging liederlich ab und an, jetzt so man dieß unnütz Volk also feil findet, geht es nun mit viel tausend zu, will ein jeder über den andern mit der Viele und Stärke der Rüstung seyn, und kost ein Krieg jetzt wol mehr bis man anfahet, und mit diesem Gesind hinausrüstet, als dort bis man vollendet. — Wenn dieß Volk nicht were, so weren viel geringer Krieg, und müßte oft ein Fürst mit so viel hundert kriegen, als jetzt mit tausend, und sollt dannoch mehr ausrichten. — Dann dieses Volk und schadenfro henket immer eins ans andere, daß sich der Krieg verlenger, und einreiß, und wer ihm leid, daß es recht zugieng, und Fried würde; damit erschöpft man das ganz Land, daß schier kein Fürst, noch Bauer kein Geld mehr hat, und die Fürsten jetzt nit ohn großen Nachtheil ihres Landes in ein Krieg hinaus rüßten mögen."

Bedeutsamer, als in diesen nächsten Wirkungen, war diese neue Erscheinung in ihren späteren Folgen; denn unsere heutige Infanterie verdankt die Mehrzahl ihrer Einrichtungen den deutschen Landsknechten. Wenig über ein Jahrhundert später, gab der dreißigjährige Krieg Allem eine veränderte Gestalt, und führte die Heerverfassung jenen Formen zu, unter welchen wir sie im Wesentlichen noch jetzt erblicken.

6 Bole. for 7

DB
38
M4
v. 1-2

Stanford University Libraries
3 6105 013 891 762

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.